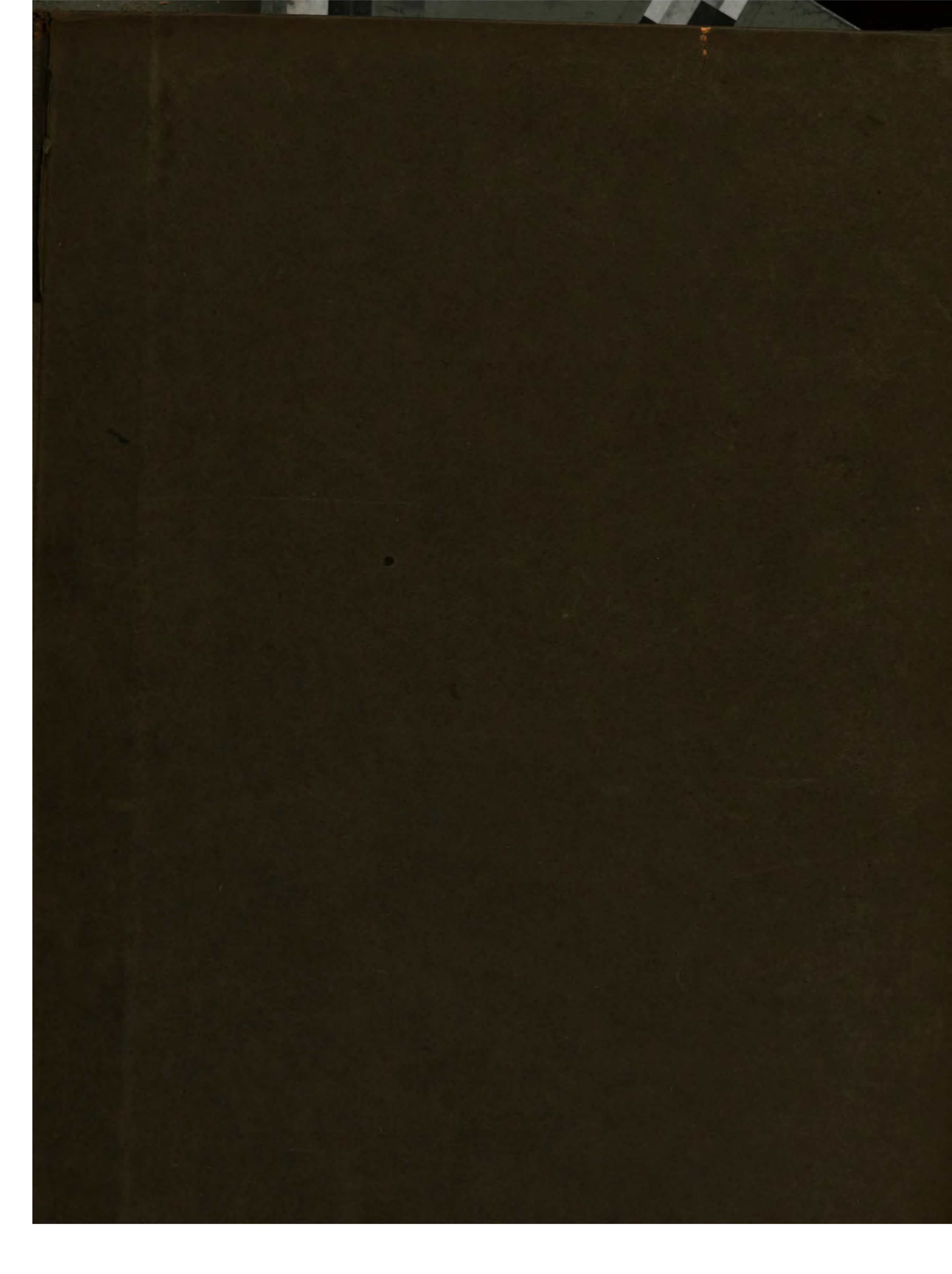
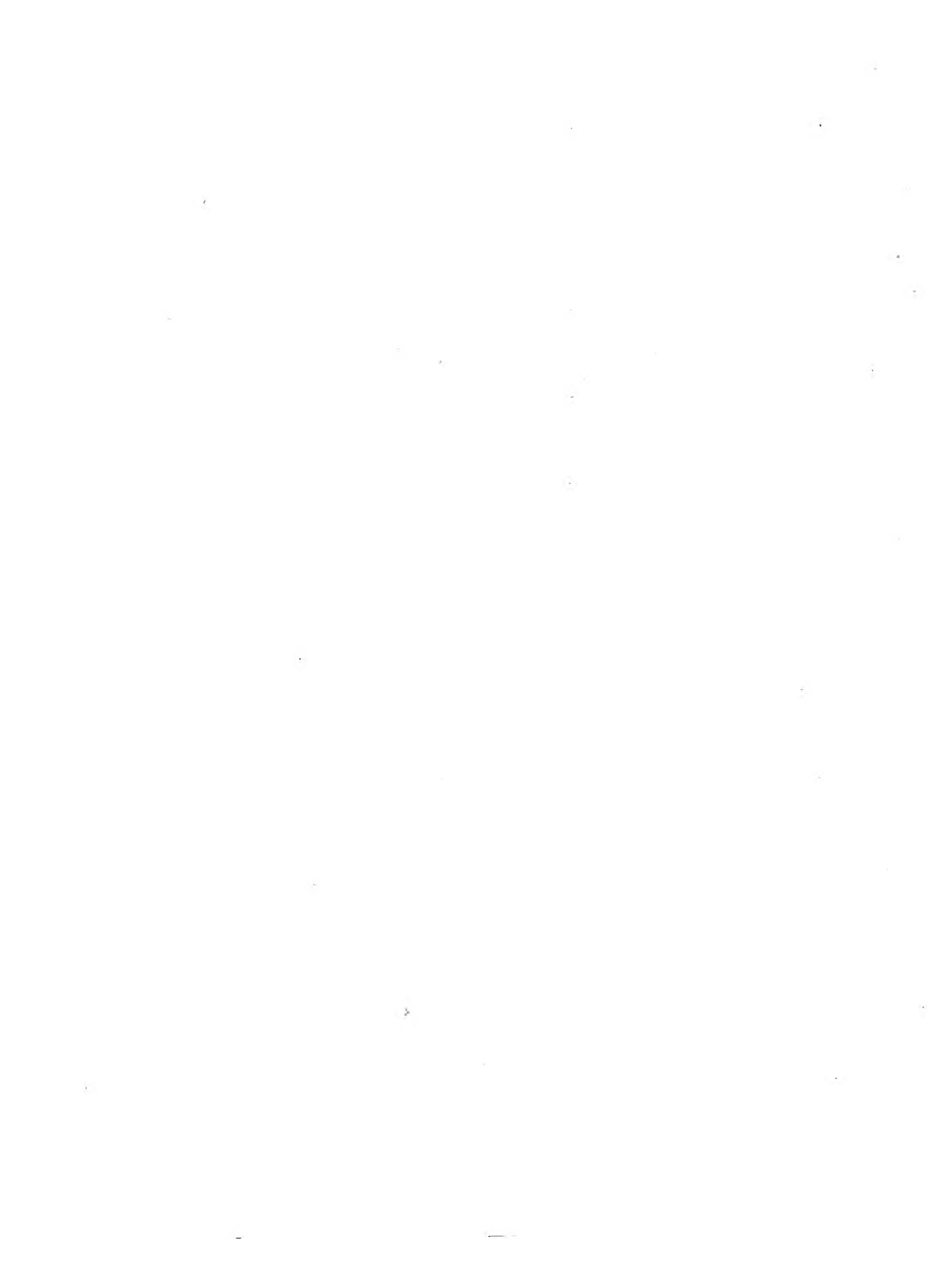












Globus.

XL. Band.



Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1881.



Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.



Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polar-Gebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Arabien.

Syrien.

Afrika.

Largeau's Reise in der algerischen Sahara.

Südamerika.

Crevaux' Reise von Cayenne nach den Anden.

Anthropologisches und Ethnologisches.

Karten.

Berichtigungen.

S. 16, Spalte 2, Z. 42. Die Tiefseeforschungen des „Travailleur“ fanden nicht im Mittelländischen Meere, sondern im Biscayischen Meerbusen statt.
„ 185, „ 1, „ 41 lies „unempfindlich“ anstatt toll.
„ 223, „ 2, „ 30. Das bei Mamussia aufgefundene Theater gehört der antiken Stadt Bura (nicht Keryneia) an.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. №1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

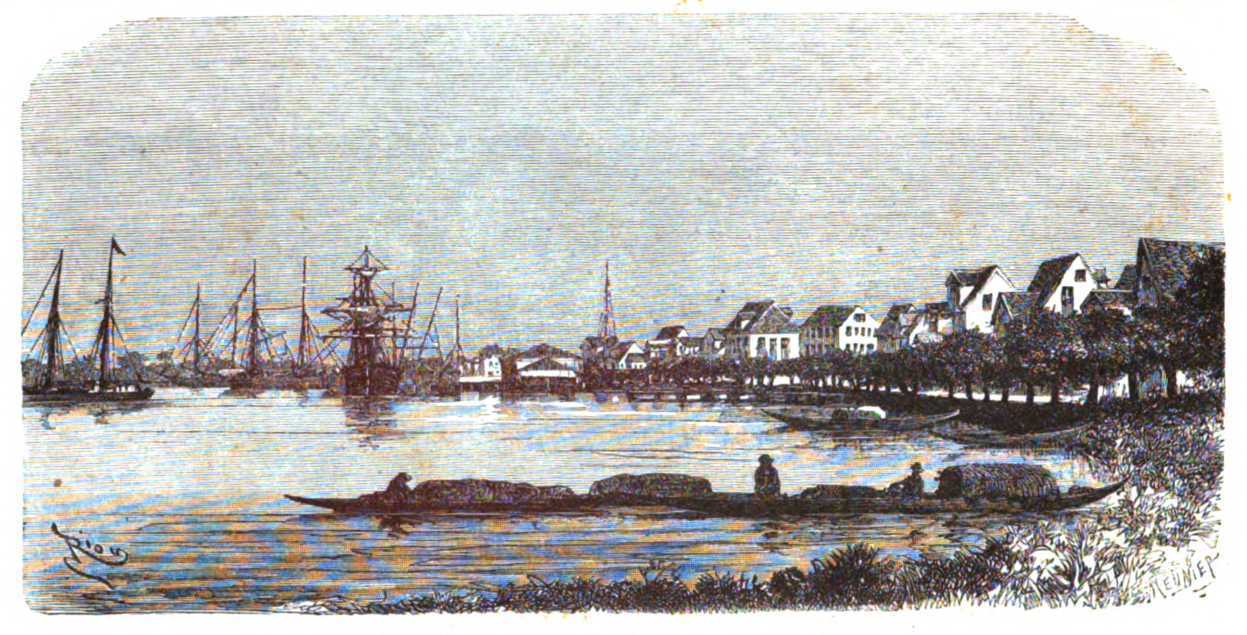
I.

Jules Crevaux, Arzt erster Klasse in der französischen Marine, hatte seine erste südamerikanische Reise noch nicht ganz vollendet (vergl. „Globus" XXXVII, Nro. 1 bis 6), als er schon den Plan zu einer zweiten entwarf. Nachdem er den Maroni und Yary erforscht, mußte er zur Vervollständigung seiner Karte noch die Wasserscheide zwischen Oyapok und dem Amazonenstrom besuchen und den Paru, einen der größten aber unbekanntesten Flüsse Guayanas, hinabfahren. Er war zu Ende December 1877 in Frankreich angelangt und hatte wegen schwerer Anämie einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten; doch schon nach dreimonatlicher Krankheit erholte er sich rasch, und auch ohne den Gebrauch von Chinin kehrten die Fieberanfälle nur selten wieder. Rasch beendete er seinen Reisebericht, ließ seine Routenkarten zeichnen und schiffte sich am 7. Juli 1878 in St. Nazaire wieder nach Südamerika ein. Während seines Aufenthaltes in Demarara lernte er den englischen Reisenden E. Im Thurn kennen sowie eine Bande Makusi-Indianer, welche dieser vom obern Essequibo mitgebracht hatte. Er verdankte demselben zahlreiche ethnographische Gegenstände und konnte seine wilden Begleiter, welche durchaus den Roucouyenne-Indianern in Guayana gleichen, photographiren. Unter anderen Gegenständen, die er am Yary nicht gesehen hatte, fand er bei ihnen Blasrohre und Schuhe. Aus ersteren, welche genau ebenso sind, wie diejenigen der Indianer am obern Amazonenstrom, werden kleine mit Curare vergiftete Pfeile geschossen. Die Schuhe, deren Sohle aus der Blüthenscheide von Miritis geschnitten ist, schützen die Füße bei Wanderungen über die Savanen, wo der Boden hauptsächlich aus Eisenerz besteht.

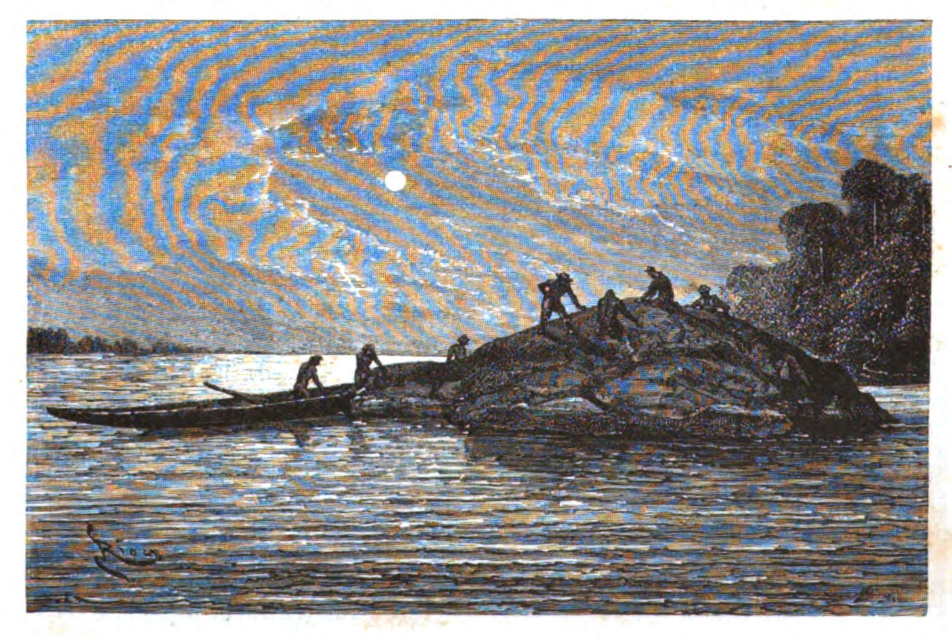
Am 28. Juli 1878 landete Crevaux zum vierten Male in Französisch-Guayana. Seine beiden Schwarzen, welche ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten, der tapfere Apatu und der furchtsame Joseph, hatten sich nicht zum Stelldichein eingefunden; nur sein kleiner Hindu-Diener Sababodi, den er wegen Krankheit zurückgeschickt hatte, war zur Stelle. Wegen der Unmöglichkeit, in Cayenne auch nur einen einzigen Begleiter anzuwerben, reiste er am 3. August nach Surinam oder Paramaribo, der Hauptstadt von Niederländisch-Guayana, wo er in dem einzigen Gasthofe das einzige Zimmer mit zwei französischen Goldsuchern theilen sollte. Glücklicherweise hatte jeder der drei seine Hängematte bei sich, so daß sie das unsaubere Bett den Flöhen ungestört überlassen konnten. Paramaribo ist eine kleine reinliche Stadt mit weißen spitzen Häusern, welche auf ebenem Boden am linken Ufer des Surinam-Flusses an einander gereiht stehen. Schwer läßt sich erklären, warum der Ort auf einer Stelle erbaut ist, welche unter dem Niveau des Hochwassers liegt, wenn man nicht annehmen will, daß die Holländer ihre Geschicklichkeit in der Anlage von Deichen, Dämmen und Kanälen haben zeigen wollen. Paramaribo ist trotz seiner schlechten Lage gesund und steht darin Cayenne nicht nach, obwohl letzteres höher liegt und von der Seebrise getroffen wird. Die Kreolen der holländischen Kolonie sind gegen Fremde sehr liebenswürdig; Crevaux macht ihnen nur zum Vorwurfe, daß sie unter ihrem lachenden Himmel und üppigen Vegetation den kalten, melancholischen Charakter der nördlichen Völker sich bewahrt haben. Ein großer Theil der weißen Bevölkerung besteht aus Juden; angeblich haben sie wegen ihrer Wasser-

schen unter allen holländischen Kolonien Guayana als die nächstliegende bevorzugt. Ihre Nachkommen scheinen das warme Klima ziemlich gut zu ertragen. Ein jüdischer Arzt, den der Franzose dort kennen lernte, stellte ihm seine fünf Geschwister und seine Eltern vor, welche sich sämmtlich einer vollkommenen Gesundheit erfreuten.

Durch die Unterstützung des Gouverneurs Van Suypesteyn hoffte Crevaux eine Mannschaft von Buschnegern oder Yukas vom Tapanahoni-Flusse zu erhalten. Diese Wilden sind schwerer zu lenken, als die eleganten Schwarzen in Lackstiefeln und rothen Kravatten, welche auf dem Quai spazieren gehen, sind dafür aber sehr geschickt, ein Boot durch die zahllosen Stromschnellen der Flüsse Guayanas zu führen. In Ermangelung von Buschnegern jedoch mußte er sich entschließen, vier von den solidesten Schwarzen der Stadt für täglich 5 Franken, alles in allem, anzuwerben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß diese civilisirten Neger die Füße auswärts setzen, während die schwarzen Jukas und Bonis mit fast parallelen Füßen gehen, wie die Eingeborenen Südamerikas. Dieser Unterschied entsteht wahrscheinlich durch die Schwierigkeit, im Walde zu gehen: die Schmalheit der Pfade zwingt den Wanderer, oft den linken Fuß in die Tapfe des rechten zu setzen.



Ansicht von Surinam. (Nach einer Photographie.)

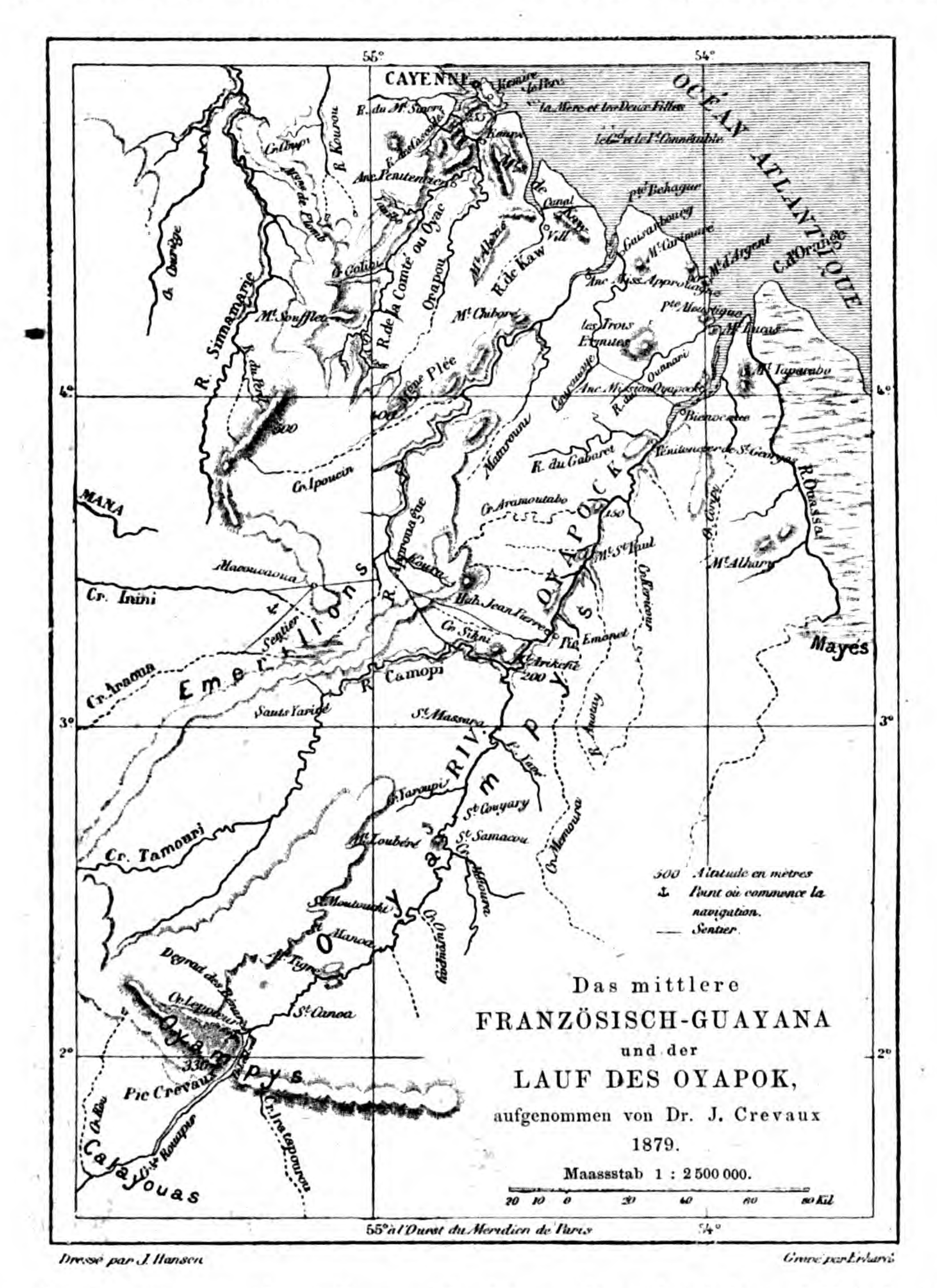


Tineri, Granitfels mit Skulpturen im Maroni. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

Crevaux wartete schon sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, um nach Französisch-Guayana zurückzukehren, als die Nachricht kam, daß die Goëlette, welche den Postdienst zwischen Paramaribo und dem Maroni versah, dicht vor der Mün-

dung des Surinamflusses gescheitert war. Der Gouverneur hatte zum Glück den Gedanken, einen Kriegsdampfer dafür einzustellen, welcher in einigen Tagen abfahren sollte. In der Zwischenzeit besuchte er das Spital, wo er bei Schwarzen, Mulatten und auch bei Weißen auffallend viel Elephantiasis fand, und die kleine Sammlung lebender Thiere im Garten des Regierungsgebäudes. Am 10. August erfolgte dann die Abreise. Die Ueberfahrt nach Saint-Laurent du Maroni nimmt gewöhnlich 12 Stunden in Anspruch; da aber das Schiff unterwegs hydrographische Untersuchungen zu machen hatte, dauerte es diesmal vier Tage, und trotz der Freundlichkeit, mit welcher die niederländischen Offiziere dem Reisenden entgegenkamen, war es für diesen nicht sehr angenehm, daß drei Tage lang in Sicht der Maroni-Mündung Sondirungen vorgenommen wurden.

Die Holländer haben ein Interesse daran, diesen Theil



Das mittlere FRANZÖSISCH-GUAYANA und der LAUF DES OYAPOK, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 1879. Maassstab 1 : 2500000.

der Küste genau kennen zu lernen, da die von Europa nach Surinam bestimmten Schiffe in dieser Gegend dem Lande sich nähern; und dabei ist die Küste von Britisch- und Holländisch-Guayana so flach, daß der Schiffer dort keine einzige Landmarke trifft, um danach seine Position auf der See zu bestimmen.

Als Crevaux bei der Strafanstalt Saint-Laurent endlich landete, fand er dort seinen frühern Begleiter Apatu vor, allerdings in krankem Zustande; doch konnte er ihn schließlich zur Theilnahme an seiner neuen Reise bewegen, indem er ihm versprach, ihn nach Vollendung derselben nach Frankreich mitnehmen zu wollen. Während Apatu seine völlige Genesung abwartete, unternahm sein Herr einen Ausflug nach einem Granitfelsen, der mit Zeichnungen der alten Anwohner des Maroni bedeckt sein sollte. Zwei Kollegen von der französischen Marine und der Kaufmann Tollinche begleiteten ihn, letzterer als Führer zu der schwer zu findenden Merkwürdigkeit. Um 3 Uhr Nachmittags wurde aufgebrochen und gegen 7 Uhr Abends die Insel Portal erreicht, wo seit etwa 20 Jahren die vier

Brüder Bard wohnen. Dort warteten sie bis 11 Uhr den Eintritt der Fluth ab. Der älteste der Brüder beschäftigt sich neben dem Ackerbau auch damit, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen, namentlich von Schmetterlingen und anderen Insekten. Darunter befand sich die Fulgor laternaria, welchen eine unerschrockene Holländerin Fräulein von Merian, die ihre Liebe zur Wissenschaft mit dem Leben hat bezahlen müssen, zuerst am Oyapok gefunden hat. Ihre Behauptung aber, daß das Insekt genügendes Licht verbreite, daß man dabei zeichnen könne, haben neuere Forscher in Abrede gestellt, und weder die Brüder Bard, noch später Apatu, welchem das Thier im Pariser Museum gezeigt wurde, wollten davon etwas wissen.

Gegen 11 Uhr Abends wurde die Fahrt fortgesetzt; es war Vollmond, der Himmel vollkommen klar, und es war eine Lust, auf den ruhigen Fluthen des schönen Stromes sich zu schaukeln. Gegen Mitternacht bemerkten sie auf der Höhe der Insel Portal und ganz dicht am holländischen Ufer einen runden Granitfels, der etwa $1^1/_2$ m aus dem Wasser emportauchte. Crevaux sprang zuerst auf denselben hinauf und fand sofort eine Höhlung, worin die früheren Einwohner ihre Steinäxte schärften; bald darauf fand man eine in den Fels geritzte menschliche Figur und ein phantastisches Thier, etwa 1 cm tief und über 1 m lang. Rasch wurden Abklatsche der Felszeichnungen genommen und dann auf dem Felsen selbst, den die Galibis „Tineri" nennen, die Mahlzeit eingenommen. Gegen Mittag langten sie ermüdet wieder in St. Laurent an.

Der Geologe Brown, welcher auf den Felsen am Essequibo und Corentyne eine große Menge solcher Steinritzungen gefunden hat, schreibt sie einer höhern Kulturstufe zu, als sie die jetzigen Indianer besitzen. Crevaux theilt diese Ansicht nicht, weil eine Vergleichung der alten Zeichnungen mit den heutigen keinen Unterschied erkennen läßt. Die Froschfiguren, welche Brown am Essequibo gesehen, sind nichts als menschliche Gestalten, wie sie die Galibis, Roucouyennes und Oyampys noch täglich auf ihren Pagaras, ihrem Geschirre oder ihrer eigenen Haut anbringen. Crevaux



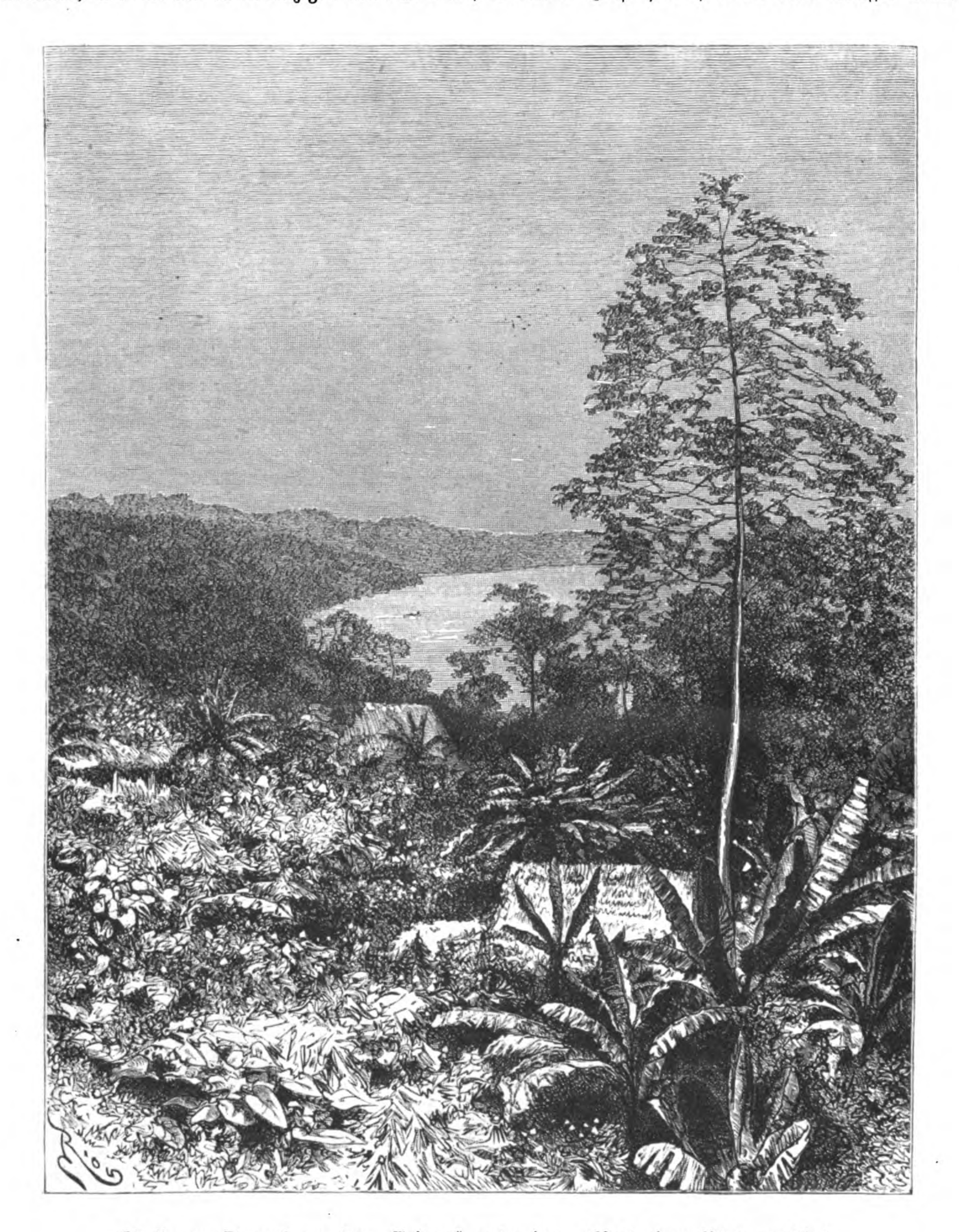
Piroge vom Winde getrieben. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

hielt dieselben anfangs auch für Frösche, aber die Indianer selbst sagten ihm, dies wäre ihre Art, Menschen darzustellen. Brown glaubt, daß die Felsritzungen mit eisernen Werkzeugen oder mit der Spitze eines in nassen Sand getauchten Stockes ausgeführt sind, während Crevaux es durch das Reiben von Stein gegen Stein erklärt. Obwohl wir von der Richtigkeit der Andree'schen Erklärungsweise (s. „Globus" XXXIX, S. 247) fest überzeugt sind, setzen wir doch die Crevaux'sche hierher. Er vermuthet hinter ihnen einen religiösen Zweck. Die jetzigen Indianer, sagt er, ziehen nie in den Krieg oder begeben sich auf eine Reise, ohne sich den Leib mit Figuren zu bemalen, welche die Teufel, die sie zu Tode bringen könnten, zu verjagen bestimmt sind. Da nun diese Malereien genau mit den alten Felsritzungen übereinstimmen, so ist es glaublich, daß beide dieselbe Bedeutung haben [1]).

Am 15. August kehrte Crevaux mit seiner Mannschaft und zwei niedlichen, von den Boni-Negern geschnitzten Pirogen nach Cayenne zurück, wo er gerade Zeit genug hatte, die letzten Vorbereitungen zu treffen, um dann am 21. den Gouverneur Huart auf einem Dampfer nach dem Oyapok-Flusse begleiten zu können, dessen niedriges Mündungsland bald erreicht war. Tausende von Silberreihern mit weißem Gefieder und Federbusche und feuerrothe Ibis flogen vor dem nahenden Schiffe auf, und weiterhin schwebten Schaaren reizender grüner Sittiche über den Strom. Bald darauf lief das Schiff auf und blieb

[1]) Der oben erwähnte Eberhard F. Im Thurn hielt am 10. Mai 1880 in der Royal Geographical Society zu London einen Vortrag über seine Reise in Britisch-Guayana, bei dessen Diskussion Sir Henry Barkly die Ansicht eines Karibenhäuptlings mittheilte, wonach Felszeichnungen am Corentyne-Flusse vom Großen Geist herrührten, welcher seinen Fuß vom Himmel herabstreckte und sie mit seiner großen Zehe in den Fels ritze. Im Thurn fügte dann hinzu, daß, wenn die Indianer an eine hohe Klippe oder einen Berg mit solchen Zeichnungen kämen, sie sich rothen Pfeffer in die Augen rieben, um die in solchen Felsen hausenden Geister zu besänftigen. Danach verknüpften jetzt wenigstens die Eingeborenen mit diesen Ritzungen religiöse Vorstellungen, wie sie jedoch den ursprünglichen Verfertigern gewiß fern gelegen haben.

einen vollen Tag liegen, so daß sie erst am Nachmittage des 24. August die Strafanstalt (Pénitencier) Saint Georges erreichten. Dort ließ er sein Gepäck und seine beiden Pirogen ausladen und suchte seine Mannschaft zu vervollständigen, was ihm aber nicht gelang; denn ein Goldsucher von Cayenne hatte bereits alle kräftigen Leute in Beschlag genommen, und nur um einen einzigen alten Mann verstärkt, setzte die kleine Expedition gegen Abend des 26. ihre Fahrt auf dem Oyapok fort. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt begegnete ihnen eine Piroge mit Wind von hinten; Mast und Segelwerk bestanden einfach aus Palmenblättern, die fächerförmig angeordnet waren. Eine Stunde später erreichte man am linken Ufer bei einer Biegung des Stromes Felsen, die, unter dem Wasser verborgen, den



Stelle am Oyapok, wo der „Eridan" unterging. (Nach einer Photographie.)

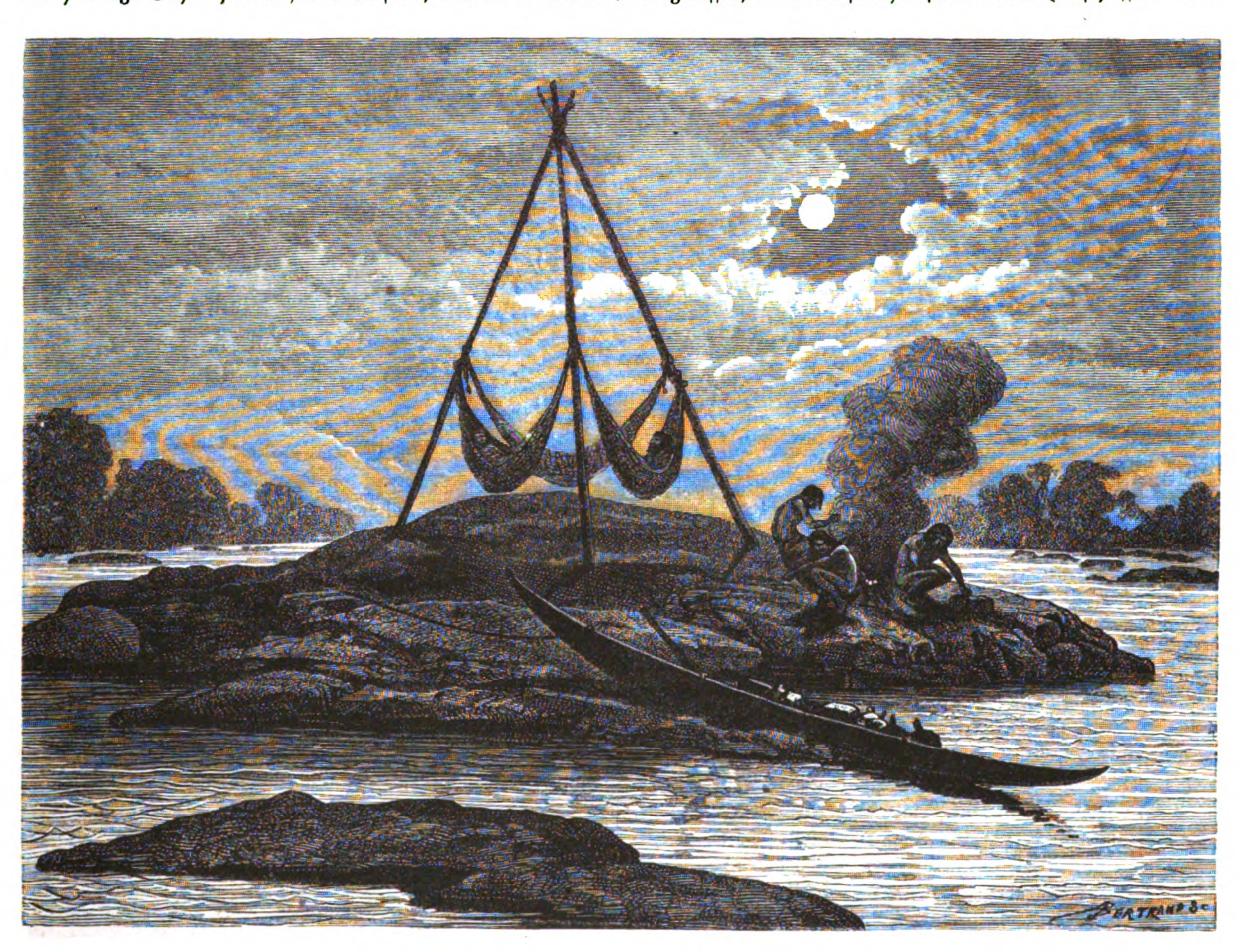
Verlust des Dampfers „Eridan" herbeigeführt hatten. Das eiserne Kriegsschiff war auf dieselben aufgelaufen und im Verlaufe von wenigen Minuten gesunken. Das war ein Unglück für den damaligen Gouverneur, welcher in Ungnade fiel, aber ein Glück für die Oyampy-Indianer, die aus dem Eisen sich Harpunen machten, während sie früher wie die Roucouyennes sich eines spitzen Knochens dazu bedienten, der mittels eines getheerten Fadens hakenförmig an das Ende eines harten Holzes befestigt wurde.

Bei Einbruch der Nacht machten sie an der kleinen Insel Platnaré Halt und hingen ihre Hängematten an den Pfählen eines Schuppens auf, welchen einige civilisirte Indianer dort bewohnten. Bei Sonnenaufgang am 27. setzten sie die Fahrt fort und passirten bald die Mündungen zweier Zuflüsse von rechts, des Platnaré, welcher für Boote zwei Tagereisen aufwärts schiffbar ist, und des Siparini (eine halbe Tagereise weit befahrbar). Letzterer Name kommt in Guayana häufig vor; alle so benannten Flüsse beherbergen den von den Bootsleuten wegen seines Stiches so gefürchteten Rochen (sipari) in großer Anzahl. Gegen 8 Uhr wurde



Die Robinson-Schnelle im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

die kleine Insel Casfesoca passirt, auf welcher sich ein alter Thurm erhebt, der längst eingestürzt wäre, wenn ihn nicht die ganz bedeckenden Bäume und Lianen noch aufrecht hielten. Früher lag dort eine kleine Besatzung, um den Unterlauf des Oyapok gegen die kriegerischen Boni-Neger zu schützen. An dieser Stelle bestehen die Ufer aus Bergen von 150 m Höhe; es zieht sich dort eine der Küste parallele Bergkette hin, welche der Fluß durchbrochen hat, aber noch nicht vollständig; denn da sie aus hartem Granit besteht, so ist das Flußbett mit mächtigen Felsen bedeckt, zwischen denen das Wasser Fälle und Schnellen bildet. Mitten in diesem ersten Katarakt des Oyapok liegt eine kleine Insel, welche lange Jahre hindurch von Jaques, einem bei Malplaquet verwundeten Soldaten des Marschalls de Villars bewohnt worden ist, der dort ein echtes Robinson-Leben führte. Als ihn der berühmte Malouët, der Gouverneur der Kolonie, besuchte, zählte er an 100 Jahre. Seine Insel heißt heute bei den Eingeborenen Acajou (Akashu) nach einer gelben sauern Frucht (Anacardium occidentale), welche sicher in Südamerika einheimisch ist, weil alle Seefahrer aus der Zeit der Conquista und die modernen Reisenden sie bei allen Wilden dort gefunden haben. Die Insel Acajou ist ein reizender Platz, wo die Eingeborenen gewöhnlich übernachteten. Als Zeichen ihrer Anwesenheit haben die Oyampys Furchen und ovale Höhlungen im Felsen zurückgelassen, in denen sie ihre steinernen Aexte schliffen. Der



Der „pataua“ der Oyampys.

Robinson-Fall nimmt es mit dem Hermina, der untersten Stromschnelle im Maroni, in jeder Hinsicht auf. Alle Flüsse in Französisch-, Niederländisch- und Britisch-Guayana sind nämlich für Dampfer nur 80 bis 100 km weit aufwärts schiffbar; dann werden sie von Granitfelsen durchsetzt, welche nur für leichte Fahrzeuge ohne Kiel und Steuerruder passirbar sind. Etwas oberhalb des Falles mündet von links ein kleiner Zufluß Courmouri d. i. Bambu. Ebenso nennen die Indianer ihre Pfeile, welche in ein, wie eine Messerschneide geschnittenes Bambustück auslaufen, und mit denen sie den Jaguar und selbst das dickhäutige Tapir erlegen. Nachdem man die Boote an Seilen über die runden Felsen in der Stromschnelle hinweg geschleppt, setzte man die Fahrt in ruhigerm Wasser fort und lagerte zur Nacht auf ähnlichen Felsen am rechten Ufer. Die Surinam-Neger, welche leicht zu erzürnen sind, beklagten sich bitter darüber, daß sie auf nacktem Stein übernachten sollten, wo sich keine Hängematten anbringen ließen. Aber Apatu und der alte Indianer wußten Rath; bald hatten sie drei Bäume gefällt, oben zusammengebunden und dann im Dreieck aufgestellt, so daß drei Hängematten daran befestigt werden konnten. Diese von den Oyampys trotz ihrer Faulheit täglich benutzte Vorrichtung heißt „pataua“; sie macht zwar etwas Mühe, aber man vermeidet so die Berührung mit allerlei lästigem Gethier. Nachdem Crevaux seine astronomischen Beobachtungen angestellt und ein erfrischendes Bad genommen, speiste er von seinen Vorräthen in üppiger Weise und legte sich dann in seine Hängematte, sorgfältig darauf achtend, daß ihm der Mond im Rücken war. Die Kreolen in Guayana fürchten dessen Strahlen ebenso sehr, wie die

der Sonne, weshalb man die Kindermädchen in den Straßen von Cayenne Abends nie ohne einen großen Regenschirm sieht, den sie ihren Pflegebefohlenen über das Gesicht halten. In der That wurde auch Crevaux mitten in der Nacht durch sein grelles Licht geweckt, mußte seine Lage ändern und ihm von Neuem den Rücken zudrehen.

Ethnographisches über die Teke-Turkmenen.

Von Dr. **Heyfelder**, Chefarzt der russischen Expeditionstruppen.

Festung Gök-Tepe, 6. Februar 1881.

Als wir die Festung Gök-Tepe am 12. (24.) Januar erstürmt hatten, so besuchte ich mit dem persischen Militärbevollmächtigten das Innere dieses großen, länglichen Raumes, dessen längster Durchmesser $^3/_4$ Stunde, dessen Breite etwa $^1/_2$ Stunde beträgt. Eine zweifache, hohe, 20 Fuß dicke Umfassungsmauer, vor und hinter derselben tiefe Gräben mit Erdwohnungen, bildeten die Einfassung. Auf dem Hochplateau, welches das Innere der Festung bildet, standen dicht gedrängt, nach der Mitte zu etwas seltener werdend, einige Tausend Kibitken (Filzzelte von der Gestalt eines Bienenkorbes), worin sich etwa 3000 Weiber, ebensoviel Kinder, viele Hundert kleiner, schwarzer Kühe, Kameele, Esel, Maulthiere, Ziegen, Schafe, schöne große Windhunde und starke weißgelbe Haus- und Hofhunde, einige seltene rothe Katzen, Hühner und Hähne und, was uns besonders interessirte, eine Anzahl junger edler Pferde oder auch einzelne verwundete Reitpferde befanden. Unendlich viel Erschlagene lagen herum, sowohl Kämpfer in charakteristischer Stellung, als Männer, Weiber und Kinder, welche durch die Beschießung getödtet und längst nicht mehr begraben worden waren. Auch der treuen Hausthiere lagen nicht wenige neben den Menschenleichen. In früherer Zeit hatten die Teke ihre Todten sorgfältig begraben, wovon mehrere gut gehaltene Kirchhöfe im Innern der Festung zeugten. Aber in den letzten Tagen, vielleicht Wochen, war es nicht mehr möglich gewesen und die Erschlagenen blieben auf dem Platz, in den Kibitken, auf der Mauer unbeerdigt liegen. Auf dem freien Platz im Innern sahen wir eine Anzahl Leute in Fesseln. Halseisen, durch Ketten mit Fußschellen verbunden, hinderten dieselben am Gehen, am Liegen, am Arbeiten. Es waren, wie mir mein Gefährte sagte, persische Gefangene. Da ich in einem der Lazarethe einen Schlosser hatte, so ließ ich einem Theil von ihnen die Fesseln abnehmen; unterdeß waren die Anderen aber trotz aller Gehhindernisse verschwunden, von ihren Landsleuten abgeholt, befreit, geflüchtet, geborgen.

Mein Beruf führte mich täglich in die Festung zu den sie besetzt haltenden Truppen, zu den verwundeten Teke-Frauen, zur Ueberwachung der Massenbegräbnisse, Leichenverbrennungen und dergleichen.

Wenn ich auch beinahe 30 Jahre Arzt und seit 1863 auf der Kriegsfährte bin, mein menschliches Gefühl, meine Sinne und das ästhetische Bedürfniß des Gebildeten haben in diesen zehn Tagen mehr gelitten, als während des ganzen schweren Feldzugs. Ich habe in dieser Zeit kein Fleisch mehr essen können; einige Tage überhaupt nichts. Der Schlaf, der mir stets ein treuer Freund und Begleiter gewesen, während die Kugeln meine Filzhütte Tagelang bestrichen und trafen, litt unter diesen Eindrücken, und wie mir, geht es vielen Anderen.

Wir fanden überall die Spuren großen Fleißes und mannigfacher Gewerbethätigkeit: einige Schmiedestätten mit allerlei, zwar rohen, doch dem unsrigen entsprechenden Werkzeug; ein Laboratorium, wo Pulver bereitet wurde; einzelne Kibitken mit Färbestoffen, sehr viele mit reifen Baumwollnüssen, verarbeiteter und in Schläuchen aufgehangener schönster, reinster Wolle, Kameelshaare, Schafswolle in Säcken gesammelt, andere schon gereinigt, gekrempelt, gesponnen, gehaspelt, auf Knäuel gewickelt, dazu die Krempelmaschinen,



Tasche, wie sie in den Kibitken hängen.

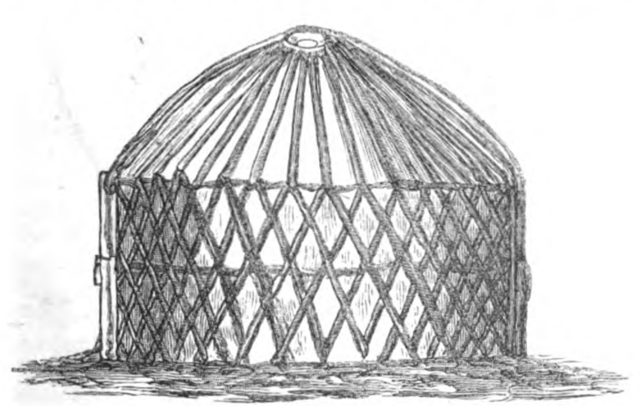
Spindeln, Haspeln, Garnwinden. Dann Säcke, Teppiche, Borten um die Kibitken, rohe und feine, einfarbige oder bunt gewebt, dazu auch grobe Weberschiffe, aber keine Webestühle, wie ich sie in Armenien gesehen. Vielleicht machen die Teke-Frauen nur Arbeiten kleineren Formates und sind die Hunderte und aber Hunderte von großen, alten und neuen Teppichen lauter Beutestücke aus Persien, welche die Teke bei sich aufgespeichert, womit sie ihre Kibitken geschmückt, ihre Pferde behangen, ihre Lager bedeckt haben. Jedenfalls Produkt des eigenen (weiblichen) Gewerbefleißes sind die groben, grauen, einfach gestreiften Korn- und Mehlsäcke, die etwas feineren, meist roth, weiß, schwarz gestreiften oder geblümten Säcke für Transport und Aufbewahrung von Kleidern, welche im ganzen Orient eine halbe Pferde- oder Kameelladung aufnehmen und Mafrasch heißen; endlich kleinere, breitere, elegantere Taschen mit langen Franzen, die gleich Chiffonièren in den Zelten aufgehängt werden und zur Aufbewahrung von Allerlei dienen. Wir adoptirten sie sogleich als Papierkörbe, Zeitungshalter, Chiffonièren und fanden sie in unseren möbellosen Filzhütten sehr praktisch. Endlich noch kleinere Taschen aus Teppichstoff, ähnlich wie Jagd- und Schultaschen mit schönen Mustern, aber nie mit einer bildlichen Darstellung, und stets in gesättigten Farben, in denen türkisch Roth, persisch

Grün und Weiß vorherrschen, indeß Schwarz die Zeichnung markirt, während Blau und Violett absolut fehlen. Diese Taschen hingen sich unsere Soldaten mit Vorliebe um und paradirten damit nach der ersten Zeit der Plünderung. Man sagte mir, daß sehr gute Stempelschneider unter den Teke sind, denn man fand Stempel, scharf und gut geschnitten, mit welchen sie ihr feines Silbergeld stempelten. Wir fanden ferner neue, gute, im vorigen Jahr eroberte Magazingewehre, alte Arkebusen, von den Persern geraubte Kanonen, Piken, halbmondförmige Schwerter, gute morgenländische Klingen, alt-tatarische Helme, Ritterrüstungen, persisches und tekinisches Silbergeld, Sicheln, Schaufeln, doch nichts, was einem Pflug ähnlich sieht. Dagegen waren die Umgebungen der Festung weit und breit besäet, terrassenförmig abgetheilt und zur Berieselung vorbereitet; Wein- und Obstgärten sind wie bei jeder Niederlassung in gutem Zustand. Mein klein bürgerliches Gemüth sah ebenso schmerzvoll auf die von uns zum Feuern und Kochen umgehauenen Feigenbäume und Obstgebüsche, wie auf die zu Tausenden herumliegenden und sich aufrollenden Knäuel feiner Wollfäden, welche fleißige und geschickte Frauenhände kunstreich aus den Hüllen der vierfüßigen Haus- und Steppenthiere bereitet. Deutscher Pedant, Sohn einer deutschen Hausfrau, warum mußtest Du auch nach Mittelasien gehen und Gök-Tepe erstürmen helfen?

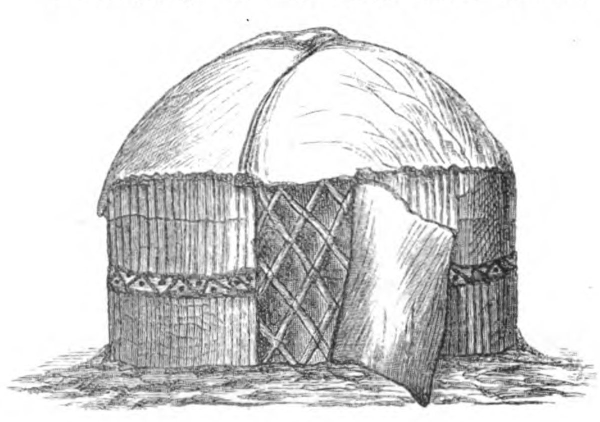
Gesteppte Decken fanden sich in allen Wohnungen mehrere; Strickzeug und halbgestrickte Handschuhe lagen unter den Trümmern umher.

Schöne weiche Seile aus Kameelshaaren, leinene Bindfaden, etwas locker gewebte, aber schön gebleichte Leinwandstücke, Handtücher mit roth verzierten Enden, Wollenstoffe und schöne seidengestickte Festkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiß und der Geschicklichkeit der Teke-Weiber. Ein solches Festkleid, ähnlich geschnitten wie jene willkürlichen modernen Mantillen, hat meist hellgelben Grund und darauf in dem Geschmack, wie die persischen Tischdecken und Kissen gestickt sind, Guirlanden in rother, grüner und schwarzer Seide. Es ist schade, daß keine Pariserin die Expedition mitmachte, wir hätten sonst gewiß im nächsten Frühling einen Umhang à la Teké als herrschende Mode erhalten.

Die Wohnungen der Teke bestehen aus Kibitken und Erdhöhlen. Die letzteren sind nicht nur während eines Bombardements ein guter Zufluchtsort, sondern auch in der großen Sommerhitze ein kühler Aufenthalt, im Winter relativ warm. Im Winter sitzen die Asiaten in denselben auf einer Unterlage von dickem Filz, darüber einen oder zwei Teppiche, den Körper mit einer gesteppten Wattedecke zugedeckt. Manchmal brennt ein Feuerchen auf dem Boden oder ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Die Kibitke besteht aus einem Holzgeflecht, das in mehreren, 4 bis 6, Theilen auseinander genommen werden kann und welches den Körper des Hauses bildet. Die Eingeborenen verstehen dieses Geländer kunstgerecht zusammenzufügen, und nun steht eine Art Dornenkrone da, welche mit einem gewebten, oft schön gezeichneten, breiten Band umgeben wird, welche die Theile fest zusammenhält, während die unteren Enden der Stäbe kreuzweise in der Erde stecken. Oben auf diesem offenen Geländerring sieht man eine Anzahl Stangen, welche in einem Rad konvergiren und so die Strebepfeiler bilden, auf welchen das Dach ruht. Das ganze Gerüst wird mit einem Mantel von Filzen bedeckt, die, in mehrere Stücken zerfallen, an ihren Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kameelshaaren zusammengebunden sind. Nun kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten hinzu, welche wieder mit einem gewebten Bande umschlungen und befestigt sind. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, in dem hölzerne Thürflügel aufgehängt sind, jedoch ohne eiserne Angeln oder Schlösser. Häufig vertritt ein Teppich die Stelle der Thür oder hängt noch über derselben. Oft ist außen neben der Thür ein kleiner, schlechter Spiegel angebracht, vor dem, wie ich voraussetzte, die Frau oder das Fräulein vom Hause ihr Haar ordnete, und das wahrscheinlich, weil es im Innern stets dunkel ist. Man läßt das Licht von oben herein, indem man die Filzvorhänge über dem Dachrad auseinander zieht; durch eine kleine, eben da angebrachte Spalte zieht der Rauch hinaus, wenn in der Kibitke geheizt oder gekocht wird. Der Herd ist ein Loch in der Erde, über dem ein Dreifuß mit einer großen eisernen Schüssel steht. Das schönste weißeste Fett (ungewiß, ob vom Schaf, Kameel oder Ochsen), ausgelassen und in Kameelsmagen gefüllt, findet sich in allen Haushaltungen. Häcksel von Stroh, getrockneter Klee in Bündeln und komprimirt, eine Mischung von gehacktem Stroh und Heu zu Mauern aufgehäuft und gepreßt, oder in Erdlöchern vergraben, oder in Mafrasch (Säcke) gefüllt und aufgestellt, fanden wir in großen Mengen vor. Was Korn und Mehl für die Menschen und Futter für die Thiere betrifft, so hätte die Festung sich noch lange halten können. In dem Fett backen die Orientalen schwer verdauliche Teigklumpen in jenen Schüsseln, welche trocken erhitzt als Backofen für das matzeartige, flache Brod (Tschuregi) dienen. Wir sahen diese Handgriffe und Zubereitungen theils im Lager der gefangenen Frauen, theils von den jetzt die Oberhoheit Rußlands anerkennenden, unter uns erscheinenden Chans und ihren Familien ausgeübt.

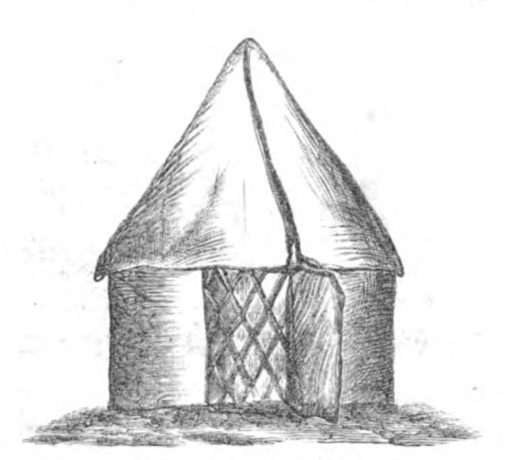


Rumpf einer Kibitke.



Kibitke von außen in fertigem Zustande.

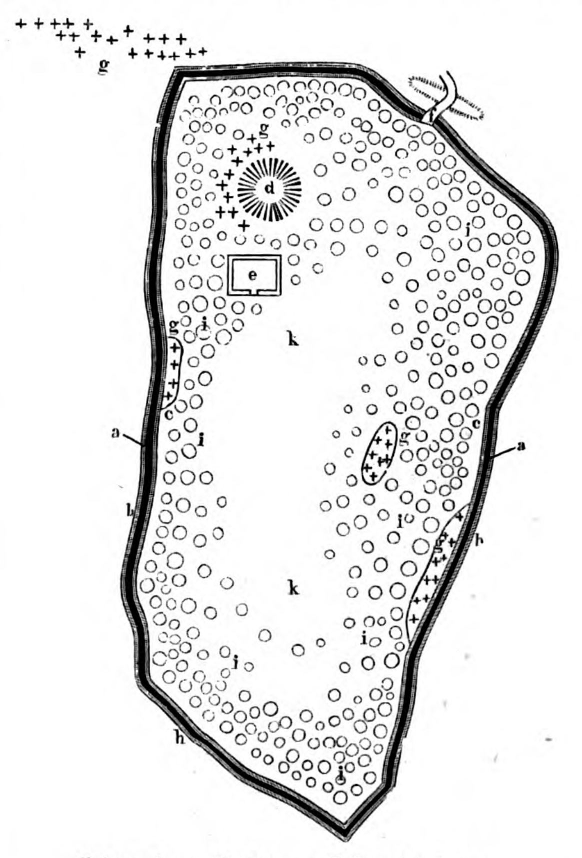
Charakteristisch sind auch die vorgefundenen Schmucksachen: Ringe, Hals- und Armbänder, übergroße Broschen, Kämme von Silber mit großen rothen Achaten besetzt. Dagegen sind einige Uhren, Bügeleisen und Ketten europäischen Ursprungs. Bücher, in türkischer, persischer und der Teke-(?) Sprache gedruckt und geschrieben, fanden sich ziemlich viele vor. Sie wurden meist sorgfältig aufgehoben und höheren Offizieren übergeben. Wir hören, seit sie anfingen sich zu ergeben, daß sie einen Theil ihrer Schätze vergraben, und ihre vornehmeren Frauen mit allerlei Besitz auf Kameelen und Pferden längst geflüchtet haben. Nachdem sie äußerst tapfer gekämpft und alle Vorschläge, sich zu ergeben oder Weiber und Kinder zu flüchten, prahlerisch abgewiesen, war es kein Meisterstück von Mannhaftigkeit, daß sie beim Gelingen des Sturmes durch ein Ausfallsthor nach der Steppe auf ihren schnellen (englischen Rennern ähnlichen) Rossen davonzogen und mehrere tausend Frauen, Sklavinnen und Kinder zurückließen. Sie konnten nicht wissen, daß wir denselben so glimpflich begegnen und dieselben sogar nähren, verbinden und pflegen würden. Sehr viele Soldaten und Offiziere haben tekinische Waisenkinder angenommen.



Jelameika, kleine Kibitke.

Der Typus ist nicht ganz einheitlich. Die Mehrzahl sieht aus wie tapfere Juden; dazwischen sind auch Typen, die sich dem mongolischen oder dem der Neger anschließen, sowohl nach Schädelbildung als Gesichtsform und Farbe. Man nimmt an, daß sie sich einzelnen unterworfenen Stämmen assimilirt haben, und erklärt so die abweichenden Typen; da sie andererseits ihre Frauen aus Persien, ganz Turkmenien und überhaupt aus allerlei Stämmen zusammenrauben, so würde auch das die Verschiedenheit der Züge und Schädel erklären.

Etwas unendlich Rührendes hatte es, daß sich unter dem Schutt der Festung Gök-Tepe auch Kinderspielsachen fanden. Nicht weniger ist es ethnographisch und kulturhistorisch interessant, daß diese Spielsachen zugleich Urspielsachen sind, die ersten und einfachsten, im Alterthum und zum Theil in der Neuzeit verbreitetsten: der Ball und der Würfel, wenn ich so den kleinen roth und gelb gefärbten Fußwurzelknochen vom Schafe nennen darf, der sechs Flächen bietet und wahrscheinlich dem Würfel ursprünglich zu Grunde liegt. Außer Nachrichten der Schriftsteller belehrt uns auch eine antike Statue über dieses bei Griechen und Römern verbreitete Spiel mit den vier Knöchelchen, welche auf eine Steinplatte geworfen werden. In Trier ist das Spiel heute noch so verbreitet, wie im Alterthum, und wird ebenso mit zwei gelben und zwei rothen Knochen gespielt wie in Gök-Tepe. Ein anderes Spiel oder vielmehr Sport, hochbeliebt bei den Teke-Turkmenen, ist das Pferderennen, aber nicht im Kreis und auf einige Werst Distanz, sondern z. B. von Kyzyl-Arwat bis Gök-Tepe, was etwa 160 Werst Entfernung beträgt, und von den Teke auf ihren schlanken, hochbeinigen Pferden in einer Tour gemacht wird. Der zuerst Ankommende erhält beispielsweise 12 Kameele, der zweite 8, der dritte 4 u. s. w. Die Jagd sowohl mit dem Falken als mit dem Windhund ist bei ihnen allgemein. Sie halten eine Menge langhaariger Windspiele von grauer und gelber Farbe und vor vielen Häusern sitzt der Falke auf der Stange. Wozu sie auch Eulen bei ihren Wohnstätten am Strick hielten,



Plan der Festung Dingil-tepe.

a Umfassungsmauer. b Aeußerer Graben. c Innerer Graben. d Observationshügel. e Kleine Festung. f Ausgangsthor. g Begräbnißplatz. h Vordere Front. i Kibitken der Teke. k Freier Platz zwischen den Wohnräumen.

ist mir unbekannt, wie wir denn wohl manches von ihren Sitten und Gebräuchen nicht verstehen oder auch gar nicht zu beobachten bekommen.

Eines ganz besondern Rufes erfeuen sich die Pferde der Teke: sie stehen im Werth von 500 bis 1000 Rubeln und mehr, sind Abkömmlinge arabischen Blutes, aber gleich den englischen Rennern und Huntern durch langes Träniren zu hohen, schmalen, langbeinigen Thieren mit kleinem Kopf, kurzen Haaren, geringer Mähne, unendlicher Ausdauer, Schnelligkeit und Kraft entwickelt. Gleich dem Engländer kleidet der Teke sein Pferd in eine wollene Schabracke mit besonderer Kopfbedeckung von gleichem Stoff oder von Seide. Der Farbe nach finden sich meist Füchse, Falbe, Schimmel, seltener Braune oder gar Rappen. Sehr häufig sind sie bösartig; aber an Enthaltsamkeit bleiben sie nicht weit

hinter dem Kameel zurück. Weiber und Kinder reiten ebenfalls sowohl Pferde als Kameele, seltener Esel, die ausschließlich als Lastthiere zu dienen scheinen. Aus Persien kommen ausgezeichnet schöne Maulthiere und auch Pferde mit den Karawanen hierher; unter letzteren sah ich auch eines ohne Mähne, was nach unseren Begriffen nicht schön ist. Die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Kameele) betreibt der Teke selbst, den Ackerbau seine geraubten persischen Sklaven oder die Hörigen. Die Vornehmen sind Raubritter und Grundherren, die über die Karawanen herfallen und den Kaufmann brandschatzen, wie sie von dem Ertrag des Bodens ihren Antheil nehmen und dafür Schutz gewähren. Skobolew ist der Rudolph von Habsburg, der diesem Faustrecht ein Ende gemacht. Die Frauen arbeiten für das Haus, vielleicht auch Teppiche und Borten für den Handel. Sie gehen unverhüllt, hängen nur irgend einen Mantel, Fetzen, Baschlik über den Kopf und Rücken, ähnlich wie die Tradition die jüdischen Weiber des alten Testaments kleidet. Die Männer haben die große Lammfellmütze auf dem geschorenen Kopf, einen wattirten Schlafrock, ganz oder in Fetzen, an, Hemd und Hosen, die Füße in Bastschuhen, den Unterschenkel mit Lappen und Schnüren umwickelt.

Bei einer spätern Untersuchung fand ich dennoch eine kleine Pflugschar. Wir erbeuteten eine bedeutende Anzahl Schaufeln, Hauen, Hacken, wogegen ich weder Rechen noch Egge sah. Mehrere große Blasebälge, offenbar zur Schmiede gehörig, wurden gefunden, eine Menge eiserner Kannen von der Gestalt von Kaffeekannen, antike Wasserkrüge von Kupfer, Teller und Schüsseln gefälliger Form von demselben Metall; seltener irdene Krüge, Kochlöffel, Schüsseln, Teller und Platten von Holz, Flaschen aus Kürbisschalen. Schöne geschnitzte Thüren von harten, altersgebräunten Holzarten deuten auf einen gewissen Geschmack und Kunstfertigkeit der Teke, wenn sie nicht annektirtes Gut sind. Wir fanden deren einige wenige. Die zahlreichen Bücher zeugen von einer nicht ganz seltenen Schriftgelehrtheit unter ihnen. Unsere wenigen Dolmetscher sind selbst nicht sehr gebildet und vermögen kein eingehendes Gespräch zwischen uns und den Teke zu vermitteln; so erfahren wir nur Weniges von ihrem Ideengang und ihren Ansichten. Ihre Antworten an Skobolew, sowohl da er sie zur Uebergabe aufforderte, als jetzt, entbehren nicht des orientalischen Pathos und der blumenreichen Wendungen. Doch unterscheiden sich ihre Aussprüche dadurch z. B. von denen ihrer Nachbarn, der Perser, daß diese mehr die Blumen, die Teke mehr die martialischen Phrasen vorherrschen lassen. Wenn ich nicht irre, schildert sie Vambery als hart und tapfer, und er hat Recht; sie haben etwas Männliches, Hartes, fast Böses als herrschenden Ausdruck. Ich habe einen einzigen unter ihnen gefunden, der ein wahrhaft freundliches Lächeln und gute, heitere Augen hatte. Daß sie oft durch Narben, ausgeschlagene Zähne, Verlust eines Auges entstellt sind, macht sie nicht schöner. Die bei den Kämpfen um die Tranchéen oder unser Lager Gefallenen behielten noch im Tode den Ausdruck des Hasses und des Fanatismus. Ihre Kirchhöfe sind sorgfältig angelegt, meist am Abhang eines Hügels, jedes Grab mit einer ovalen Lehmmauer umgeben, das Grab selbst ein glatter, länglicher, harter Thonhügel, auf welchem gewöhnlich eine Pelzmütze oder ein farbiger Tuchfetzen an einem Stäbchen aufgehängt ist. Gar nicht selten halten zwei bis drei ihrer großen Haushunde an den Gräbern Wache. Alle Nachbarstämme: Perser, Nuchuren (Juden), Karakaliner, selbst Kurden, hatten vor ihrer Tapferkeit und Raubsucht eine heilige Scheu und wichen in Folge davon mehr und mehr vor ihnen zurück, ihnen Weideplätze, Holzschläge oder, wie die Karakaliner, sogar ihre Städte und Aule, sammt bebauten Feldern, Gärten und Baumpflanzungen am Flusse Tschandyr überlassend. Ich habe bei einem Seitenstreifzug die Stadt Karakali besucht, ein modernes Pompeji. Festung, Wälle, Mauern, Thürme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfen, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Kellern, Krippen, Futtertrögen, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber absolut menschenleer. Kein Wächter, kein Hausthier, nur eine Schaar Spatzen bewohnt die verlassene Stadt.

Das Klima ist natürlich Kontinentalklima, durch die Nähe der Gebirge wechselnd; Trockenheit herrscht vor. Ich habe in sechs Monaten, obgleich ich anfangs in Tschikischljar und Krasnowodsk am Ufer des Kaspischen Meeres wohnte, nur sechs eigentliche Regentage und vier erlebt, an welchen es 1 bis 3 Stunden regnete. Anfangs Januar war es häufig warm, zuweilen heiß; um die Mitte Januar begann es kälter zu werden, einige Male gefror das Wasser Nachts innerhalb unserer Kibitken. Ende Januar, d. h. den 30. und 31., Wärme, am 1. Februar Gewitter mit Donner, Blitz und etwas Regen; den 2. und 3. Februar Morgens Nebel, dann Sonnenschein, Lerchengesang, grünende Saatfelder, selbst auf den kahlen Felsen des Kob-Dagh (Köpet-Dagh) grünende Flächen. Am 7. Umschlag des Wetters, am 8. Kälte mit Schneetreiben, kleine Eiszapfen an den Ständern der Kibitkendächer; am 9. Sonnenschein und kalter Wind.

Von der Hauptfestung Dingil-Tepe, deren Plan hier beigegeben ist, rückwärts (westlich) etwa 10 bis 12 Werst entfernt, liegt Alt-Gök-Tepe, während Dingil-Tepe mit seinen 8 bis 9 detachirten Forts und den befestigten Gärten, wo unser Lager steht, zusammen den Namen Gök-Tepe führt. Der Weg nach der alten Festung geht durch lauter Mais-, Weizen-, Hirsefelder und wird nur einmal durch dünenartige Sandhügel unterbrochen.

Zur Anthropologie der Pompejaner.

Herr Direktor E. Presuhn, welcher Jahre lang mit der speciellen Erforschung Pompejis sich beschäftigte und dessen großes Werk über die Wandmalereien der untergegangenen Stadt bei T. O. Weigel im Erscheinen begriffen ist, erwarb sich das Verdienst zum ersten Male auf die anthropologischen Verhältnisse Pompejis eingegangen zu sein und zwar in einem Vortrage, welchen derselbe am 4. Mai im Leipziger Anthropologischen Vereine hielt. Es ist ein völlig unausgebautes Feld, welches der Vortragende hier betrat, auf das er jedoch, da er nicht Fachmann ist, im Wesentlichen nur vorbereitend aufmerksam machen konnte, indem er Anthropologen, die hier arbeiten wollen, eine reiche Ernte

verhieß. Jedenfalls aber hat Presuhn bereits ein reiches Material aufgestapelt: vor allem die ungemein zahlreichen in Aquarell ausgeführten höchst naturgetreuen Kopien der Wandgemälde, Photographien der Gypsabgüsse von pompejanischen Leichen, die bezüglichen Stellen aus den Schriften der Alten, welche auf den physischen Menschen sich beziehen.

Die Bevölkerung Pompejis war keine einheitliche; im Gegentheil, sie war eine gemischte, in welcher Italiker und Griechen vorherrschten. Die Stadt mag um 600 v. Chr. durch oskische Campaner gegründet worden sein, zu denen sich um etwa 500 Hellenen gesellten. Wir wissen, daß Pompeji 424 durch oskisch redende Samniten erobert und im Jahre 82 durch Sulla unter dem Namen Colonia Veneria Cornelia zu einer römischen Militärkolonie gemacht wurde. Daß außer den genannten Völkern auch noch vereinzelt fremde Bestandtheile sich in Pompeji befanden, läßt sich nachweisen. Vor allem waren Aegypter dort angesiedelt; von Alexandria aus waren die braunen Leute nach Italien gekommen und auf den Wandgemälden sind sie dargestellt, ebenso die Neger, welche man außerdem in natura gefunden hat.



Negerkopf. Nach dem Gypsabgusse einer pompejanischen Leiche. Presuhn's Sammlung.

Die überaus zahlreichen Wandmalereien, die gleichfalls zahlreich aufgefundenen Schädel und Skelete, die Gypsausgüsse der Leichen, die Porträtstatuen und Schilderungen der Alten erlauben uns ein ziemlich vollständiges Bild der alten Pompejaner zu rekonstruiren. Was die Skelete betrifft, so hat man ihnen von Seiten der Ausgrabungsverwaltung leider nicht jene Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die sie im Interesse anthropologischer Wissenschaft verdienen; Messungen fehlen. Bei der Sicherheit über die Herkunft dieser Skelete läge hier eine gute Aufgabe für junge Anthropologen vor. Ein vortreffliches Material bieten ferner die Leichen der durch die Schlammlava Umgekommenen, welche in der sanften weichen Masse eingebettet geradezu von derselben abgeformt wurden. Diese Schlammlava, aus vulkanischer Asche mit Regen vermischt bestehend, bildet eine Schicht von etwa zwei Meter Dicke. Die Körper der Todten wurden von der dickflüssigen Masse völlig umschlossen, die weichen Theile verwesten allmälig und so entstanden in dem nach und nach erhärteten Schlamm Höhlungen, welche getreu die Formen der ehemals in ihnen begrabenen Leichen aufbewahrt haben. Fiorelli erfand nun im Jahre 1862 ein Verfahren diese Höhlungen auf sehr sinnreiche Weise mit Gyps auszugießen und erhielt auf diese Weise vollkommene Ausgüsse von den alten Pompejanern. Ein wie schlafend daliegender Mann fesselt durch die Ruhe, die in seinem ganzen Wesen sich ausprägt; er ist sicher ohne Todeskampf hinübergegangen, während bei einem andern die Hände krampfhaft geballt und die Arme erhoben sind. So vollständig sind die Abgüsse gelungen, daß eine auf dem Gesichte liegende schöne schlanke Frauengestalt noch den Zopf zeigt. Interessant ist auch der Ausguß einer schwangern Schauspielerin, als Schauspielerin durch den Kothurn an ihrem Fuße gekennzeichnet. Besonders gut gelungen ist auch der Ausguß eines herkulischen Negers, dessen Kopf wir nach einer Zeichnung Presuhn's hier reproduciren.

Auf Grund des zahlreichen von Presuhn gesammelten Materials nimmt derselbe nun an, daß die alten Pompejaner, was Körpergröße betrifft, nicht wesentlich von den heutigen Süditaliern abweichen und nicht so groß wie die Deutschen der Gegenwart, geschweige denn jene des Mittelalters waren, denn die an anderen Orten Italiens erhaltenen Longobardenskelete weisen eine geradezu riesige Völkerschaft auf. Die Schädel der Pompejaner sind groß, starkknochig, der Hinterkopf verhältnißmäßig stark entwickelt, der Gesichtswinkel groß, das Gesicht war fleischig, Nase und Lippen erscheinen dick, nicht fein. Das Ganze deutet auf einen derben, abgehärteten Menschenschlag hin, wie er auch der ganzen sonstigen Stellung Pompejis entspricht, das eine keineswegs hoch kultivirte Landstadt war. Ueber die Hautfarbe belehren und die Wandgemälde; danach ist dieselbe nicht verschieden von jener der heutigen Süditaliener. Die Haare waren gekräuselt. Nur selten sind sie schwarz auf den Bildern dargestellt, gewöhnlich röthlich-blond.

Auch auf die Nahrung ging der Vortragende ein. Die zahlreich aufgefundenen Backöfen und Brote deuten auf regelmäßige Brotnahrung hin. Man verzehrte auch Geflügel aller Art, und Roastbeefstücke, genau den unserigen gleichend, sind auf dem „Stillleben“ der Wände dargestellt. Der Hase, jetzt in Italien verpönt, wurde von den Pompejanern gegessen; Fischnahrung war selbstverständlich und große Muschelhaufen, wahre Kjökkenmöddinger, deuten auf den Genuß der frutti di mare. Vorherrschendes Getränk war der Wein. Zahlreich sind die Weinstuben erhalten, die Weinkrüge mit eingetrockneten Weinresten.

Daß die Pompejaner sehr reinliche Leute waren, läßt sich nachweisen. Das Wasserleitungssystem der Stadt war ein ganz vorzügliches, die Bleiröhren führten durch alle Häuser und sind noch theilweise erhalten. An sehr gut eingerichteten Bädern war kein Mangel und auch die Abtritte — heute in Italien keineswegs allgemein bekannt — fanden sich in jedem Hause; auch ein Kanalnetz, zur Wegführung der Abfallstoffe, durchzog die Stadt.

Zum Schlusse wurden die sexuellen Verhältnisse der alten Pompejaner besprochen, und wir können uns hier nur andeutungsweise verhalten. Es herrschte eine laxe Moral und an Natürlichkeiten war kein Mangel. Man kennt in Pompeji Bordelle mit obszönen Darstellungen, widernatür-

liche Laster kamen vor und das heutige Volk Süditaliens hat sich in dieser Beziehung nicht gebessert. Incest u. s. w. werden in Süditalien und Sicilien nicht bestraft, wohl aber in Norditalien. Der Strafkodex macht in dieser Beziehung für Süditalien eine Ausnahme!

Streifereien durch Slavonien.

Von Professor **E. Kramberger** in Karlstadt.

IV.

Von Orahovica nach Vučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega.

Morgens um sechs Uhr saß ich schon im Wagen, der mich auf der zwischen den Vorbergen und der Hauptmasse des Gebirges in einem muldenartigen langgestreckten Thalkessel liegenden Straße über Pušina nach Drenovac brachte. Die ganze Strecke bot nichts Besonderes. Vor Drenovac kam ich an einem langen, einstöckigen Gebäude vorüber, über dessen Fenstern mit halbverwaschenen, großmächtigen Buchstaben zu lesen steht: Fabrik für Möbel aus feuergebogenem Buchenholz. Vor einigen Jahren hatte ein Wiener Unternehmer das Fabriksgebäude und Wohnungen für die Arbeiter bauen, eine Dampfmaschine und ein Lokomobil mit großen Kosten hierher schaffen lassen, um den großen Reichthum der Gebirgswälder an Buchen auszubeuten. Die Fabrikation der Möbel begann und es wurden hübsche Stücke und ziemlich viel erzeugt. Die Kosten des Transportes jedoch — man hat von hier bis zur Barcser Draveüberfuhr theilweise auf Gebirgswegen mit belastetem Wagen elf bis zwölf Stunden und bei widrigem Wetter ein Drittheil mehr —, die schlechte Verwaltung und vielleicht auch der ungenügende Absatz machten dem nicht genau überlegten Unternehmen bald ein Ende. Eine Schafherde glotzte zu den zerschlagenen Fenstern heraus und in den verlassenen Wohnungen hatte man Heu und Stroh eingelegt, als ich daran vorbeikam.

Von hier bis Vučin ist die Gegend hübsch, jedoch einsam und wenig kultivirt; die drei kleinen Orte, die man passirt, still und todt, und man freut sich, wenn die Reste des alten Schlosses zu Vučin in Sicht kommen. Das Thal von Bokani bis zu vorhergenanntem Orte ist sehr schön und man staunt über den sichern Blick, mit dem es die Templer verstanden sich die schönsten und geschicktesten Punkte für ihre Niederlassungen zu wählen; denn auch das erwähnte Schloß, welches das ganze lange, von Ost nach West laufende, Thal beherrscht, bewohnten sie. Von ihnen stammt auch die alte, unterhalb des Schloßberges gebaute, gothische, noch immer gut erhaltene Pfarrkirche; die Mauern des Klosters aber sind verschwunden, nur einige Fundamente sichtbar. Von des Schlosses Geschichte ist mir nur das bekannt, daß im Jahre 1687, nach Rückzug des Großvezirs von Peterwardein nach Belgrad, General Budiani von Esseg nach Vučin kam und sich im August hier festsetzte, um auf Verstärkung zu warten. Diese kam am 18. August desselben Jahres unter General Dünewald. Im Schlosse lagen 200 Janitscharen unter Befehl des Pascha von Vučin. Dieser leistete Dünewald's Aufforderung sich zu ergeben keine Folge, mußte jedoch nach drei Tagen auf Gnade und Ungnade kapituliren [1]). Die Mauern liegen größtentheils in Trümmern; dafür erbaute der Grundherr von Janković am Fuße des Berges ein schönes, mit einem Parke umgebenes Schloß. Vučin ist ein Marktflecken mit etwa 1200 Einwohnern und durch seine reizende Lage ausgezeichnet. Hier beginnt am Fuße der vor dem Papuk liegenden Berge die Straße, die in südlicher Richtung über Zvečevo und Kamensko nach Požega führt. Sie steigt bis Zvečevo ziemlich steil, zwischen Bergen eingeklemmt, und ist vortrefflich, man kann sagen die beste, die vom Virovriticer in das Požeganer Komitat führt. Herrlicher aus Buchen und Tannen bestehender Wald krönt die hohen Gipfel; daher das eine Stunde von Vučin entfernte Sägewerk mit Erzeugung von Brettern vollauf zu thun hat. Bei Zvečevo betritt man ein kleines Hochplateau, auf dem die Birke und Erle wahre Prachtexemplare ihres Geschlechtes aufweisen. In Zvečevo, das die Spitze des Papuk überragt, ist eine große, immer beschäftigte Glasfabrik und Glasschleiferei; sie hat sogar von Bosnien Zuspruch. Von hier senkt sich die Straße, immer durch Gebirgswald, Bäche und Felsen führend, in das Thal des Vučijak, und schließt sich in Kamensko an die von Požega nach Pakrac führende Poststraße. Das Vučijakthal muß einst kultivirt gewesen sein; man kommt an Fundamentmauern großer und, wie es scheint, sehr fester Schlösser vorüber. Ich kam nur bis Zvečevo und machte diesmal die Tour über Vučin nach Drenovac zurück, um von hier aus über das Gebirge zu gehen. Außer den schon erwähnten Straßen von Vučin nach Kamensko und von Orahovica nach Kutijevo führt auch eine Poststraße von Našice über die Krndija nach Kula und weiter nach Požega. Von Drenovac kann man den Uebergang auf zwei Wegen bewerkstelligen. Der eine, für die Kommunikation mittels Fuhrwerk bestimmt, führt mehrere äußerst hohe und steile Berge hinan und ist seiner Rinnsale wegen, die durch heftige Regen entstehen und tiefe Furchen bilden, gefährlich, beim Herabfahren sogar halsbrecherisch. Es gehören starke und an solche Stellen schon gewöhnte Pferde dazu, die einen Wagen da hinaufziehen sollen. Schwache Thiere stürzen und laufen Gefahr von dem zurückrollenden Wagen mitgerissen und geschleift zu werden, wenn man nicht einspringt, um eiligst Stangen zwischen die Radspeichen zu schieben, die den Wagen aufhalten. Trotzdem aber schon Mancher seinen zerschellten Wagen oder Beinbrüche seiner Pferde zu beklagen hatte, so ziehen es die Leute dennoch vor zu fahren, statt etwaige Lasten auf Saumthieren hinüber zu schaffen. Oft wirft auch der Sturm einen Baum über den Weg und versperrt denselben ganz. Wer das Unglück hat an eine solche Stelle zu kommen, bevor die Behörde in Drenovac davon erfuhr und den gefallenen Stamm wegschaffen ließ, muß, wenn hier nicht bekannt, nach Drenovac zurück; oder, wenn er Bescheid weiß, auf

[1]) Neu vermehrte Donau von Sigmund von Bürcken, Nürnberg 1715.

noch schlimmeren Wegen die Südseite der Berge zu gewinnen suchen. Ich wählte den zweiten Weg — da ich zu Fuß ging —, der besser ist, eigentlich sehr gut genannt werden kann und durch eine Schlucht nach Jankovac und zur Höhe des Rušt führt, allein für Wagen nur eine Strecke benutzbar ist, da er knapp vor Jankovac allzusteil wird. In Drenovac überschritt ich den Bach gleichen Namens zum ersten Male. Er ist, wie alle anderen, die aus diesen Gebirgen kommen, klar und forellenreich. Am Ende des Dorfes liegen die Kirche und das Pfarrhaus, ein einstiges Kloster, in dem einer der Mönche aus Orahovica als Seelsorger der hiesigen Gemeinde wohnt. Gleich hinter dem Orte beginnt die in südwestlicher Richtung laufende Schlucht und der Forst. Erlen und Dotterweiden umsäumen die Ufer des Baches und niedrigeren Abhänge; zahlreiche Zwetschengärten krönen die Hügelchen. In sanfter Steigung zieht sich dann der Weg aufwärts, immer im kühlen Schatten hoher Buchen oftmals den Bach kreuzend, wo ein gestürzter und behauener Baum den Uebergang für Fußgänger vermittelt. Die Wagen fahren durchs Wasser, und nur wo die Ufer zu steil werden ist eine schmale Brücke angebracht. Breitblätterige Wasserpflanzen verschiedener Gattungen wuchern an den Rändern und den bemoosten Steinen des Bettes in üppiger Fülle. An baumfreien Stellen schießt mannshoher Attich empor; weiße Schwämme von enormer Größe haften an den Bäumen, welche mit Moos über und über bedeckt sind. Gestürzte Stämme, im Fallen an den Aesten und Zweigen der Nachbarn hangen geblieben, und diese selbst arg beschädigt modern in der Umarmung. Man ist im Urwalde. Wenn drohende Wolken über das kleine Stückchen Himmel, das man in dieser Schlucht über sich sieht, im Winde fliegend dahin ziehen und die alten Bäume knarrend und seufzend Blätter herunter schütteln, dann ist es gerathen zu eilen, denn ein Regen macht den Boden so schlüpfrig, daß es beinahe unmöglich ist, die letzte Anhöhe vor Jankovac zu erklimmen. Heute war aber der Himmel klar, die Luft ruhig. Dunkelfarbige Schmetterlinge durchflogen die spärlichen, sonnenbeleuchteten Stellen; denn nur der Weg erfreut sich hier und da des Sonnenlichtes, der Wald läßt kaum einen Strahl durch. Endlich, nach einer langen Stunde ununterbrochenen Gehens, scholl uns ein brausendes Tosen entgegen; wir waren dem Falle der Drenovača nahe. Eine Wendung nach rechts brachte uns zur Wagenscheune, die hier errichtet wurde, um den Besuchern des Wasserfalles die Möglichkeit zur Versorgung ihrer Gespanne zu bieten. Bis hierher können Wagen vordringen, die von unten kommen, obgleich waghalsige Leute die Fahrt von oben herab mit höchster Gefahr manchmal unternehmen. Ein äußerst steiler Weg führt den keuchenden Fußgänger von hier weiter aufwärts zu einer 22 m hohen, löcherigen, obenher mit Bäumen bewachsenen, bräunlichgrauen Felswand, von der ein Bach in senkrechtem Falle durch die Luft herabschießt, um, unten angekommen und zerstäubend, einen Theil seines Wassers wieder durch ein Eisenrohr als fußdicken Springquell zur Höhe von 32 m prasselnd emporzuschleudern. Oben zertheilt sich und zerstäubt die Wassermasse und fällt als feiner, in allen Farben schimmernder Regen abermals zur zerklüfteten Tiefe. Das Wasser kommt aus einer starken Quelle in Jankovac, speist zwei Teiche und wird zu Zeiten, wenn diese übervoll sind, zu einem heftigen Wind und donnerndes Gebrüll verursachenden Falle. Betäubender wird der Lärm noch, je mehr man sich mühselig kletternd zur Wand emporarbeitet, denn rechts davon stürzt über glattgewaschene Felsen die Drenovača aus gleicher Höhe, jedoch mehr durch überhängende Steinblöcke versteckt und auch nicht so senkrecht, durch Spalten und Risse kommend, herab, und mengt in der Tiefe bei der Scheune ihr Wasser mit dem des andern Falles. Eine schmale Brücke aus Holzblöcken, knapp am Abgrunde über den nach seinem Sturze durch ein Steinbett weiter in die Tiefe schießenden Jankovac gelegt, führte uns hinüber. Hier trennt sich der Weg in zwei Arme; einer führt im Bogen um den Berg herum, der andere durch eine an Höhlen und gähnenden Sprüngen reiche Kluft zum Jägerhause. Ich wählte letztern, da man hier durch Steintreppen an schwierigen Stellen nachgeholfen und dadurch das Emporklettern bedeutend erleichtert hat. Stille, freundliche Ruhe empfängt oben den Wanderer und wirkt wohlthätig auf die kurz vorher zermarterten Gehörwerkzeuge. Nebst dem vorhin erwähnten Jägerhause ist oben noch ein hölzernes Gebäude mit einem kleinen, niedrigen, salonartigen und zwei weiteren Zimmern für Fremde, die manchmal hierher kommen. Man muß jedoch auf mitgebrachten Mänteln und Pferdedecken schlafen und ebenso für die Kost gesorgt haben, denn selten hat der arme, vereinsamte Waldhüter ein Hühnchen oder einige Eier, die er zubereitet. Einige Stückchen Brot höchstens kann er bieten. Ich ließ mich, um auszuruhen, im Schatten der vor dem Häuschen stehenden Ulmen nieder und betrachtete die zwei Forellenteiche und die davor liegende kleine Wiese, auf denen helles Sonnenlicht lag. Ueber dem zweiten Teiche, hoch oben auf einem von dunklem Walde umsäumten Fels, ragt ein imposantes, weißes Kreuz in die Lüfte und bezeichnet die in halber Höhe des Felsens in einer Höhle befindliche Grabstätte des Bučiner Grundherrn Josef von Janković. Die dunkelgähnende Höhle ist durch ein Eisengitter abgeschlossen und nur durch eine Aufmauerung und künstliche Treppe erreichbar. Janković war ein Naturfreund, kam oft hierher und wollte in dieser wilden, doch großartig schönen Schlucht begraben sein. Seine Reste ruhen unter einem Altar und alljährlich muß an seinem Sterbetage hier Gottesdienst gehalten werden. Der Leichnam wurde nach seinem Willen Nachts bei Fackelbeleuchtung von Bučin heraufgeschafft. Von ihm rühren die Gebäude und die Treppen beim Wasserfalle her. Nahe an seinem Grabe ist die Höhle, in der vor etwa 20 Jahren ein gefürchteter Räuber, Maxim Bojanić, zu wohnen pflegte, als man ihm allzusehr nachzusetzen begann. Ich betrat sie mit meinem bisherigen Begleiter und alten Bekannten, dem Lugaren — lugar = Waldhüter — Vinko, der den Räuber erlegt hatte. Eine Kerze beleuchtete den engen, niedrigen und schlüpfrigen Weg, auf den es von oben unablässig sickerte. Wahrlich, ein Aufenthalt für wilde Thiere und einen Räuber wie Bojanič.

Eine kurze Rast und ein kleiner Imbiß, den mir Vinzenz theilen half, brachte mich bald wieder auf die Beine und auf den Weg nach Duboka, das schon jenseits des Gebirges liegt. Der Lugar wollte mich bis zur Kammhöhe — Vilo — begleiten. Von den Teichen führt ein für Wagen passirbarer Weg aufwärts und zur Straße, die von Drenovac nach Velika läuft. Wir schlugen einen hinter dem Fremdenhause beginnenden kürzern Fußweg ein. Eine geraume Weile schritten wir unter dichtem Laubdache junger, dünnstämmiger Weißbuchen hin, dann durch mannshohen Attich und betraten eine ungeheuer abschüssige, baumlose, aber mit Adlerfarrn und kleinem Grase bewachsene, weit hinauf reichende Fläche, „die Wiese". Hier muß man mehr auf allen Vieren als auf Zweien emporkriechen und kann nach Regenfalle ohne beschlagenen Stock und eben solche Stiefel unbedingt nicht fortkommen. Der Waldhüter hilft sich im Winter in diesen Bergen mit Schneeschuhen fort. Ich glitt bei trockenem Wetter oftmals aus und war dem Hinabkollern nahe. Nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir endlich den Saum des Waldes, der die höchste

Spitze beschattet, und bald darauf auch die Kammhöhe. Noch einen Blick warf ich auf die nur theilweise sichtbare Drave-Ebene, drückte dem Alten, dessen langer Vollbart der Bequemlichkeit halber hinter die Ohren gebunden war und ihm ein sonderbares Aussehen gab, die Hand, in diese ein willkommenes Trinkgeld, und war allein auf der Wasserscheide, welche die mit der Bučinska Rieka zur Drave und mit der Orljava zur Save fließenden Bäche trennt, in der Höhe von 750 Meter. Glockengeklingel tönte mir entgegen. Es waren die Glöckchen der Kuhherde, welche von der Glasfabrik Duboka zur Weide heraufgetrieben wird. Die Kühe hatten zwei Rehe aufgescheucht, die in großen Sätzen an mir vorbeikamen. Auf einem gut kenntlichen Fußpfade eilte ich dem Süden zu. Der Pfad kreuzt an mehreren Orten die alte, jetzt dem Verfalle entgegen gehende, Holzbahn der Fabrik. Man hatte sie auf die Ostseite verlegt, da die nach Westen liegenden Berge abgeholzt sind. Das zu Tage tretende Gestein ist, wie gesagt, Granit und Werfener Schiefer. Kalkstein und Kiesel liegt mehr gegen Ost. Die Kornelkirsche tritt häufig auf und ziert namentlich die niedrigeren Abhänge. Da wurde die Spitze des Berges Nevoljaš sichtbar und bald lag in gewaltiger Tiefe, zwischen Berge eingeklemmt, Duboka vor mir; die dampfenden Schlote und Stampfwerke trieben Rauch und Kieselstaub empor. Wer da vor fünf Jahren hinunter wollte, mußte zusehen, wie er ohne den Fuß zu brechen das Wagniß bestehen werde, denn der Weg war mit großen und kleinen Steinen so besäet, daß die Schritte mit größter Vorsicht gethan werden mußten. Jetzt ist er ziemlich gereinigt, denn die Bauern von Velika fahren um Holz herauf.

Duboka liefert ziemlich viel Glas, das meist in die Bezirke von Brod und Gradiška, nach Požega und in die Gegend von Djakovo geführt wird, denn über das Gebirge nach Norden ist der Transport natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Viel davon kaufen auch mit Glaswaaren handelnde Slovaken und tragen es im Lande von Dorf zu Dorf umher; Tafelglas für Fensterscheiben ebenso umherziehende Krainer. Jedenfalls ist die Unmöglichkeit des Verkehrs mit dem Norden auf dieser kürzesten Strecke ein Uebelstand und eine große Beeinträchtigung der industriellen Thätigkeit des regen Fabrikanten Trnka. Um nun die Umsetzung seiner Waaren in größern Schwung zu bringen zog er selbst nach der Hauptstadt Esseg, etablirte dort sein Lager und überließ die Fabrikleitung seinem ältesten Sohne. Die Arbeiter sind Deutsche, die Jahr aus und ein in dieser Abgeschiedenheit leben und höchstens ab und zu, ihrer Einkäufe wegen, nach Drenovac hinüber, sehr selten jedoch nach dem entfernten Požega kommen. Außer dem Wohnhause des Herrn, einem Magazine, der Fabrik und dem Stampfhause hat die Kolonie noch eine Wagenremise und einige Häuschen, in denen die Arbeiter wohnen. Zur Kirche gehen sie in das benachbarte Velika. Dahin führt die Straße durch eine tiefe Schlucht; sie ist in gutem Zustande, theilweise den Felsen abgerungen, mit guten Brücken versehen und ziemlich sanft nach Süd abfallend. Allenthalben rieselt in diesem quellenreichen Gebiet Wasser, in kleinen Bächlein aus den Bergwänden tretend, darüber hin. Der Bach, dem entlang sie gebaut ist und den sie einige Mal kreuzt, ist die Veličanka, deren Vegetation an den Ufern dieselbe, wie jene am Drenovac. Die Berge treten mehr auseinander, werden immer gewaltiger und höher, je tiefer man kommt, und immer spärlicher der Baumwuchs, ohne jedoch die Berge kahl werden zu lassen; denn die von Erdreich entblößten Felsen tragen Eichen. Diese klammern sich am gelblichbraunen Gestein an und es ist unbegreiflich, wie solch ein Baum zu solcher Größe aufwachsen konnte und wie er sich erhalten kann. Im Herbste, wenn die Bäume die gereiften Eicheln abwerfen und in den höher gelegenen Buchenwaldungen die Buchnüsse zur Erde fallen, wiederhallen diese Berge von dem Rufen der Hirten, die ihre weithin zerstreuten Säue zusammenlocken. Die Borstenträger gehorchen dem wohlbekannten Laute und Rudel halbverwilderter Schweine stürzen schnaubend und fauchend über die Straße. Es ist höchst gefährlich die Thiere zu beunruhigen oder gar mit einem Hunde zu nahen. Sie gehen unbekannte Personen sehr leicht an, sobald nur eines zu quiken beginnt. In vorgerückter Jahreszeit, wenn sie schon länger auswärts waren, da sie vor Ende der Mast gar nicht nach Hause getrieben werden, sind sie besonders wild, und es ist dann am gerathensten, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer langen Stunde rüstigen Schreitens tauchten rechts am Gipfel eines steilen Berges, der am Ende der Schlucht liegt, die Ruinen des Trenk'schen Schlosses auf. Ein Adlerpaar umkreiste den verwitterten Bau, in dem einst der mächtige, in Slavonien und zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland, namentlich in Baiern, so gefürchtete Baron hauste, dessen Name von dem der Panduren unzertrennlich ist [1]). Das Schloß, zu dem von der Südseite ein noch sichtbarer Reitweg im Zickzack aufwärts führte, ist auf einem von der Zugangsfronte dreieckig geformten Berge gebaut, ziemlich zerfallen und beherrscht die ganze Požeganer Ebene, auf die man von oben einen herrlichen Ausblick genießt; ebenso ist die Ruine selbst von allen Seiten weithin sichtbar. Sie gehörte ursprünglich der in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts bewährten Heldenfamilie der Stivanić und später erst dem erwähnten Baron. Am Fuße des Schloßberges liegen links vor dem Orte die Bäder Toplice (=Warmquellen). Das lauwarme Wasser derselben ist wohlthätig wirkend. Es scheint — eine Analyse fehlt noch — einen Alaunzusatz zu haben. Die Quellen treten aus tiefen Grotten und werden in zwei Bassins aufgefangen, über denen kleine Gebäude türkischen Styls stehen. Der Wasserüberfluß rinnt aus breitem Troge in die vorbeieilende Veličanka, die deshalb niemals zufriert. Das Badewasser hat eine grünlich blaue Farbe von schönster Klarheit. Um eine Kleinigkeit, die man dem Diener der hiesigen Grundherrschaft zahlt, badet man nach Belieben, doch gewöhnlich in Gesellschaft mehrerer, da die Požeganer sehr oft hierher kommen. Schöne Nußbäume schmücken die kleine Fläche und die nächsten Anhöhen links. Vorn liegt, wenn man mit der Windung der Straße um einen Bergvorsprung nach rechts herumgekommen, ein Teich und darüber hin ragt der hohe Kirchthurm in die Lüfte. Er trägt, da er einst zugleich auch Wartthurm sein mußte, noch seine Schießscharten und von dieser Seite sein ursprüngliches, ungetünchtes, schwärzliches Aussehen. Die Schlucht tritt hier weit auseinander und ihre niedrig abfallenden Wände sind mit Obst- und Weingärten bedeckt. Der Anblick ist sehr schön und wird noch lieblicher, wenn man über die kleine Holzbrücke gekommen ist, die vor dem Pfarrhause über die Veličanka setzt. Der Bach zertheilt sich hier in viele Arme, treibt im Vereine mit einem zweiten die zahlreichen Löffel- und Walkmühlen, deren eine man beinahe bei jedem Hause antrifft. Der Ort hallt vom Klappern und Stampfen derselben wider. Und alles das beschatten zahlreiche Weiden, Nuß- und Pappelbäume. Mit dem Grün stehen im Gegensatze die düsteren Mauern des alten Augustiner-Klosters und die mit Schießscharten versehene Ringmauer, die das Kloster, die

[1]) Pandur ist aus Banderium korrumpirt. Die Panduren waren ein Freikorps, das Trenk selbst kleidete, besoldete und kommandirte. Jetzt bezeichnet das Wort einen uniformirten Herrschaftsdiener oder ein städtisches Polizeiorgan in Montur.

Kirche und den Pfarrhof einschließt. Das Kloster ist schon von zahlreichen Sprüngen zerrissen, unter seinem Dache nisten Hunderte von Mauerschwalben, die mit ihrem Geschrill einen unbeschreiblichen Lärm verursachen. Die dicken Strebemauern hindern den geborstenen Bau am Einsturze; er wird auch mit Ausnahme eines Zimmers nicht mehr bewohnt; in den ausgedehnten Kellerräumen liegen die herrschaftlichen Weine. Das Pfarrhaus ist einst Panificium — Tuchfabrik — der Mönche gewesen. In der Kirche ruhen die Gebeine zweier Bischöfe: des Mrnjavčević, der 1645 aus Bosnien, und des Benlić, der 1672 aus Belgrad ins Kloster geflüchtet und gastfreundlich aufgenommen worden war. Ein Fähnlein vom Jahre 1765 mit der Aufschrift: „Mrimo za viru, za kralja i za otačbinu" — Lasset uns sterben für den Glauben, den König und für das Vaterland — und ein Säbel bezeichnen das Grab des in der Geschichte bekannten Svetić. Velika hat etwa 800 Einwohner und wohlgebaute, aus Stein aufgeführte, reine Häuser und jedes derselben wieder zahlreiche Nebengebäude; denn auch hier ist die Kommune nicht ganz gelöst und es giebt immer noch Häuser, in denen 30 bis 40 — die Kinder nicht gerechnet — Familienglieder wohnen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die statistische Central-Commission in Wien veröffentlicht die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 für die im Reichsrathe vertretenen Länder. Demnach betrug die Einwohnerzahl von

	1869	1880		
Niederösterreich . .	1 990 708	2 329 021	also +	338 313
Oberösterreich . . .	736 557	760 879	„ +	24 322
Salzburg	153 159	163 566	„ +	10 407
Steiermark	1 137 990	1 212 367	„ +	74 377
Kärnten	337 694	348 670	„ +	10 976
Krain	446 334	481 176	„ +	14 842
Triest und Gebiet .	127 547	144 437	„ +	16 890
Görz und Gradiska	206 244	210 241	„ +	3 997
Istrien	266 734	295 854	„ +	29 120
Tirol	782 753	805 326	„ +	22 573
Vorarlberg	103 036	107 364	„ +	4 328
Böhmen	5 140 544	5 557 134	„ +	416 590
Mähren	2 017 274	2 151 619	„ +	134 345
Schlesien	513 352	565 772	„ +	52 420
Galizien	5 444 689	5 953 170	„ +	508 491
Bukowina	513 404	569 599	„ +	56 195
Dalmatien	458 611	474 489	„ +	15 878
Zusammen . .	20 396 630	22 130 684	also +	1 734 054

Die Bevölkerung der Landeshauptstädte sammt Militär beträgt für

	1869	1880
Wien (ohne Vororte)	607 514	726 105
Linz	33 394	41 687
Salzburg	20 336	24 952
Graz	81 119	97 726
Klagenfurt	15 285	18 749
Laibach	22 593	26 284
Triest (sammt Gebiet)	127 547	144 437
Görz	16 659	20 912
Rovigno	9 564	10 824
Innsbruck	16 324	20 522
Prag	157 713	162 318
Brünn	73 771	82 655
Troppau	16 608	20 562
Lemberg	87 109	110 250
Czernowitz	33 884	45 600
Zara (Gerichtsbezirk)	52 940	60 226

Weitere Angaben über Konfession, Nationalität u. s. w. sind noch nicht angegeben. (Fremden-Blatt.)

— Manche unserer Leser wird im Hinblick auf die nahende Reisezeit es interessiren, daß Alexander F. Heksch bei A. Hartleben in Wien einen „Illustrirten Führer durch die Karpathen und oberungarischen Badeorte" herausgegeben hat, welcher, soweit sich dergleichen Bücher vom Schreibtische aus beurtheilen lassen, in trefflicher Weise einem Bedürfnisse entgegenkommt. Eine Menge praktisch-touristischer, historischer, naturwissenschaftlicher Notizen ist darin zusammengestellt, ferner ein Höhenverzeichniß und Quellennachweis; 30 hübsche Holzschnitte, ein Panorama der Tatra, vier kleinere Kartenskizzen und eine große, ganz vorzügliche Karte der Tatra (1:75 000), vom Militärgeographischen Institute geliefert, der saubere Einband lassen den Preis von 3,60 Mark außerordentlich billig erscheinen. Und heutigen Tages, wo man Gelegenheit hat, von vier Seiten mittels Eisenbahn in die Karpathen und ins obere Waag- und Popperthal zu gelangen, wo der „Ungarische Karpathenverein" und der „Galizische Tátraverein" ihr Möglichstes thun, um Wege und Stege zu ebnen, Schutzhäuser und Wegweiser zu errichten, kann sich die Karpathentour selbst ein den großen Strapazen abholder Tourist erlauben. — Dieselbe überaus rührige Firma sendet uns ferner „Rabe's illustrirten Glocknerführer" (mit 23 Illustrationen und 2 Karten, darunter eine große, sehr schöne des Glockner) und eine Karte der hervorragendsten Bäder und Luftkurorte von Mitteleuropa.

— Auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministeriums hat der Marineminister für Ende Juni den „Travailleur" einer Kommission zur Verfügung gestellt, welche während der guten Jahreszeit Tiefseeforschungen im Mittelländischen Meere auszuführen beauftragt ist.

— In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom Freitag, 3. Juni d. J., machte General Türr die Mittheilung, daß ihm die Koncession zur Erbauung eines Kanals durch den Isthmus von Korinth ertheilt worden sei. Seine Ingenieure befinden sich bereits zu Vorstudien an Ort und Stelle. Der Kanal ergäbe für Dampfer, welche vom Mittelländischen Meere nach Konstantinopel gehen, eine Ersparniß von etwa 12 Stunden, für solche, die aus dem Adriatischen Meere kommen, eine von etwa 20 Stunden.

Polargebiete.

— Dem „New York Herald" zufolge ist Kapitän Hooper auf dem „Corwin" zu Anfang Mai von San Francisco nach der Bering-Straße abgesegelt, um seine im Sommer 1880 erfolglos gebliebenen Nachforschungen nach der „Jeannette" fortzusetzen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. №2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

II.

28. August. An diesem Tage passirten Crevaux's beide Boote einen ansehnlichen Zufluß von rechts, den Kericour. Fälle und Stromschnellen folgen ohne Unterlaß auf einander, und der Reisende war öfters genöthigt, zur Erleichterung seines Bootes auszusteigen. Solche Augenblicke benutzte er, seine steifen Beine zu strecken oder mit dem Theodoliten Sonnenhöhen zu nehmen, was freilich die Bewölkung des Himmels — die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber — nicht immer gestattete. Gegen 9 Uhr erreichte man eine malerische Insel mit zwei Hütten von Oyampys-Indianern. Dieselben waren wegen einer Epidemie, welcher die Hälfte der Einwohner zum Opfer gefallen war, verlassen worden. Einer von der Mannschaft fürchtete sich denn auch, hier ans Land zu gehen. Die Oyampys verbrennen ihre Todten nicht wie die Rucuyennes, sondern vergraben sie in einem sehr tiefen Loche von nicht mehr als 1 m Länge. Der Leichnam wird senkrecht mit gebogenen Beinen, Armen und Kopfe, wie der Fötus im Mutterleibe, beigesetzt. Zuweilen lassen sie ihn im Walde verfaulen und bestatten erst nach Jahresfrist die Gebeine in einem großen Thongefäße, wie Crevaux ein solches von einem dortigen katholischen Priester geschenkt erhalten hat. Bei den nicht civilisirten Indianern wird das Begräbniß immer verzögert, bei den Galibis z. B. eine Woche lang. Die Leiche wird in eine Hängematte gelegt und darunter ein großes Gefäß aufgestellt, um die bei der Zersetzung herabträufelnde Flüssigkeit aufzufangen; wie die Boni gesehen haben wollen, müssen scheußlicher Weise die zukünftigen Piays (Aerzte), um ihre Charakterstärke zu beweisen, eine Flüssigkeit trinken, worin Tabaks- und Quinquina-



Todtenurne und Geschirr vom Oyapok.

blätter geweicht und der einige Tropfen solchen Eiters zugesetzt worden sind. Auf der Lichtung fanden die Bootsleute Acajou- und Papaya-Früchte, sowie Bananen, welche bei den Oyampys „baco“ und in Cayenne „bacoves“ heißen. Am selben Tage erreichte man noch die Mündung des Mouchiri, welche Crevaux am Morgen des 30. untersuchte, ehe er seine Fahrt fortsetzte. Gegen 9 Uhr erreichte er die Stelle, wo im vorigen Jahrhunderte die Jesuitenmission St. Paul gestanden hatte. Weder Reste von Feldern, noch von Bauten, sondern nur ein wurmstichiges Kreuz hat sich erhalten und außerdem eine Reihe Vertiefungen, der ehemalige Kirchhof, dessen Gräber von Indianern von den Quellen des Camopi aufgewühlt worden sind, um den Leichen einige verrostete Medaillen und Crucifixe abzunehmen. 400 m weiter stromauf erhebt sich unweit des Ufers ein großer Granitfels mit Höhlen, welche wilden Thieren zum Aufenthalte dienen; deshalb heißt der Felsen Yauara-quara (Jaguar-Höhle). Bei den Tacouenda-Felsen wurde übernachtet; sie heißen so nach einer Sandbank, welche den Reihern zum Tummelplatz dient. Die Indianer glauben, daß die Thiere eine Seele und Aerzte haben, und schreiben ihnen gewisse Festtage zu. Die Ruhe wurde den Reisenden in dieser Nacht durch unausgesetzten Regen, Moskitos und Brüllaffen arg gestört.

31. August. Um 8 Uhr wurde der Bach Ouaracoucin, der nach einem kleinen Fische heißt, passirt, und 3 km



Verlassene Hütte der Oyampys.

weiter aufwärts der Bach Anotaye, an dessen Einmündung, wie bei fast allen wichtigeren Bächen Guayanas, sich ein Berg erhebt. Die Strömung war an diesem Tage ausnahmsweise stark, theils weil das Flußbett enger war, theils weil es an den vorhergehenden Tagen geregnet hatte; die für gewöhnlich auf dem Trockenen stehenden patouas (Schlafgerüste) standen jetzt 1 m tief im Wasser, und die Ruder reichten nicht hin, die Boote vorwärts zu bringen; man mußte zu langen Stangen greifen, um sie vorwärts zu stoßen, und wo der Fluß zu tief war, sich an den überhängenden Baumzweigen vorwärtsziehen. Im Dickicht des Ufers bemerkte Crevaux zwei Gewächse, die eine Erwähnung verdienen, den conguérecou (Xylopia frutescens) und den carapa. Ersteres ist ein Strauch mit starren Blättern, die einen starken Pfeffergeruch haben; der Reisende hat denselben 1869 in Frankreich eingeführt, wo er in die Pharmakopöe Aufnahme gefunden hat. Der carapa aber trägt eine große runde Frucht, deren Körner ein Oel liefern, welches die Indianer brauchen, um sich zu bemalen und die Sandflöhe und Zecken zu vertreiben.

Am folgenden Tage traf Crevaux mit einem getauften Indianer, dem Oyampy-Häuptlinge Jean Pierre, zusammen, den er bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit, zu fassen verstand, um mit seiner Hilfe sein nächstes Ziel, die Quellen des Oyapok, zu erreichen. Der „tamuschi“ fuhr am 2. September voran, um den Reisenden in seinem Dorfe würdig empfangen zu können; dieser selbst langte dort erst gegen 11 Uhr an, sein Nahen mit Flintenschüssen verkündigend. Als er ans Land stieg, folgte ihm im Gänsemarsche seine gesammte Bootsmannschaft; er unterließ nicht,

einen Stock in der Hand zu tragen, da bei den Oyampys wie bei allen Eingeborenen Guayanas der Stock das Abzeichen des Befehlshabers ist. Der Häuptling seinerseits hatte sich ganz frisch mit rother Farbe bemalt, trug den Stock eines Tambourmajors in der Hand, hatte um den Hals ein Fünffrankenstück hängen und sah so strahlend und stolz aus, wie Ludwig XIV., als er die chinesische Gesandtschaft empfing. Die Männer ließ Crevaux mit Tafia bewirthen und der Frau des Häuptlings schenkte er einen Kamm und einige Nadeln, wofür er ein Huhn und einige Eier erhielt. Beides wird weder von den Oyampys noch von den Roucouyennes gegessen. Als der Reisende nach dem Grunde fragte, sagte ihm sein Wirth, daß er trotz seines hohen Alters noch Kinder haben wollte; Eier jeglicher Art sind aber für Greise und Greisinnen reservirt, und die Hühner sind zu nichts weiter da, als Federn für den bei Festen üblichen Kopfputz zu liefern. Jean Pierre ließ sich denn auch bestimmen, Crevaux bis zu den Roucouyennes am Yari zu begleiten, wofür er im Voraus eine Flinte, Hacken, Säbel und Glasperlen empfing.

3. September. Als der Reisende früh Morgens auf einem Felsen die Sonne beobachtete, sah er zwei Pirogen mit Emerillon-Indianern anlangen, welche aus dem Dorfe Makukaua waren, das im Westen zwischen den Quellen des Inini, eines Zuflusses des Maroni, und des Approuague liegt. Ihre Boote trugen ein pamacari, ein Dach aus Palmenblättern, unter welchem Affen, Hokkos, Aras und namentlich ganz kleine grüne Papageien saßen, die in Cayenne sehr gesucht sind. Apatu kannte die Ankömmlinge, die er erst vor Kurzem besucht hatte. Das benutzte Crevaux, um Erkundigungen über die Geographie jener Gegend einzuziehen, wie er sie in seiner Karte (s. oben S. 3) niedergelegt

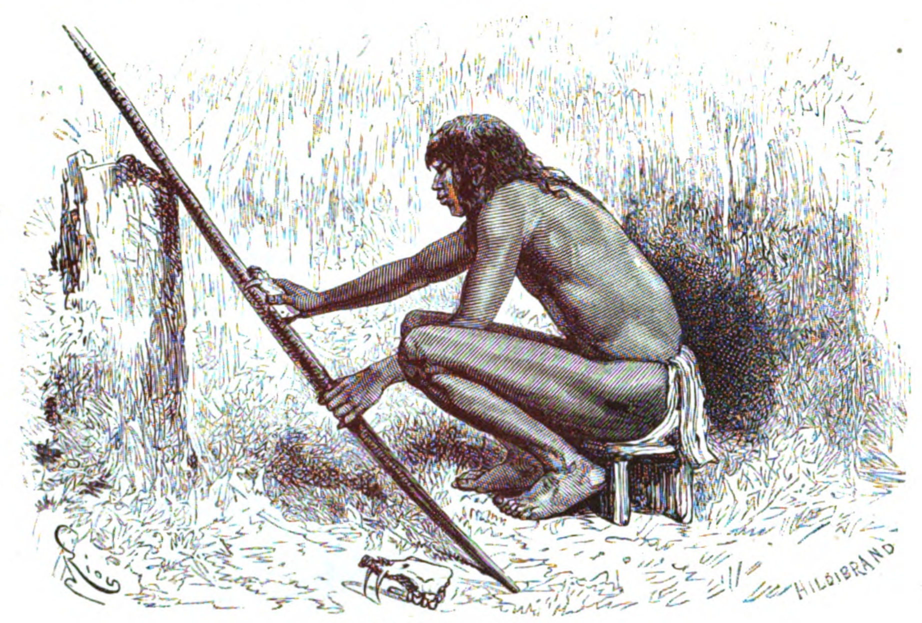


Ankunft von Emerillon-Booten.

hat, sowie anthropologische und ethnologische Beobachtungen anzustellen. In ersterer Hinsicht sah er nur, daß sie sich in Nichts von den übrigen Bewohnern Guayanas unterschieden. Nur in Sitten und Gebräuchen finden sich einige Abweichungen. So schnüren sich bei den Galibis die Frauen die Waden oben und unten ein, damit sie mehr hervorstehen, während bei den Emerillons nur die Männer Baumwollschnüre nicht nur um die Beine, sondern auch um die Handgelenke und dem Oberarm tragen. Die Einschnürungen am Arme, wie sie bei fast allen südamerikanischen Eingeborenen vorkommen, haben den Zweck, die Muskeln während des Bogenspannens hineinzudrücken. Ihre Bogen sind sehr lang, wie diejenigen der Roucouyennes und der Oyampys, welche nicht weniger als 1,75 bis 2 m messen, und weichen nur darin von ihnen ab, daß eine der Flächen, anstatt eben, leicht ausgehöhlt ist. Wie alle Indianer machen sie dieselben aus dem Kernholz des „lètre“, das von schön bräunlicher, oft gelb gefleckter Färbung ist und im letztern Falle von den Möbeltischlern in Cayenne als „gesprenkeltes lètre“ sehr gesucht wird. Ein sehr dicker Splint umgiebt dieses Kernholz; die Indianer aber nehmen sich nicht die Mühe, dasselbe zu entfernen, sondern suchen sich vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerstört ist. Dieses Paria-Holz ist hart und schwer, wie afrikanisches Eisenholz, aber läßt sich leicht der Länge nach spalten. Ist das mittels Axthieben geschehen, so giebt der Indianer dem Bogen mit den Hauern des Pakira, welches unserm europäischen Wildschweine ähnelt, rasch die Vollendung. Unterkiefer dieser Thiere findet man in den Hütten aller Indianer, welche dieselben wie Hobel bei der Bogenfabrikation benutzen.

Wie die Roucouyennes das Fleisch des Frosches, so ziehen die Emerillons das des Jaguar, kaïkuschi genannt, allem andern vor. Ihre Liebe zu Verwandten ist nicht mehr ausgebildet, als bei den Galibis und Roucouyennes: Apatu hat am Inini ein kleines krankes Mädchen in einer Hängematte

am Ufer ausgesetzt gefunden. Wer die Absicht hat, diese Indianer zu besuchen, mag für gute Schuhe Sorge tragen, wenn er die zu den Lichtungen führenden Wege betritt; denn auf denselben sollen sehr oft spitze Holzstücke, wie spanische Reiter, in die Erde gesteckt sein, um jede Annäherung zu hindern.



Das Abhobeln eines Bogens.

Gegen Mittag rief Apatu den Reisenden an das Ufer, um ein aus großen Baumstämmen gebildetes Floß zu sehen, auf welchem sich ein junger Indianer, ruhig die Flöte spielend, stromabwärts treiben ließ. Es war Grignon- und Acajou-Holz, welches er bis nach St. Georges brachte, um es dort gegen eine Axt und einige Messer zu vertauschen.



Crevaux' Boot auf dem Oyapok. (Nach einer Photographie.)

Am Abend stellte Crevaux mitten im Dorfe ein Fernrohr auf, um eine Sternbedeckung zu beobachten, was indessen im entscheidenden Momente mißlang. Die dadurch sehr erregten Indianer waren indessen entzückt, als er sie durch sein Instrument die Berge auf dem Monde und die Satelliten des Jupiter sehen ließ. Handbücher der Physiologie

behaupten, daß manche Wilden letztere mit bloßem Auge sehen könnten; Crevaux indessen hat zahlreiche Indianer und Neger deswegen befragt, aber nie einen gefunden, der sich dessen hätte rühmen können. Uebrigens legen weder die Oyampys noch irgend welche anderen Indianer Guayanas den astronomischen Beobachtungen eines Reisenden irgend welches Hinderniß in den Weg, weil sie die Sterne nicht als Gottheiten ansehen. Ein wegen des Mondes befragter Indianer antwortete dem Reisenden: „Jolok ua“ („das ist kein Teufel“).

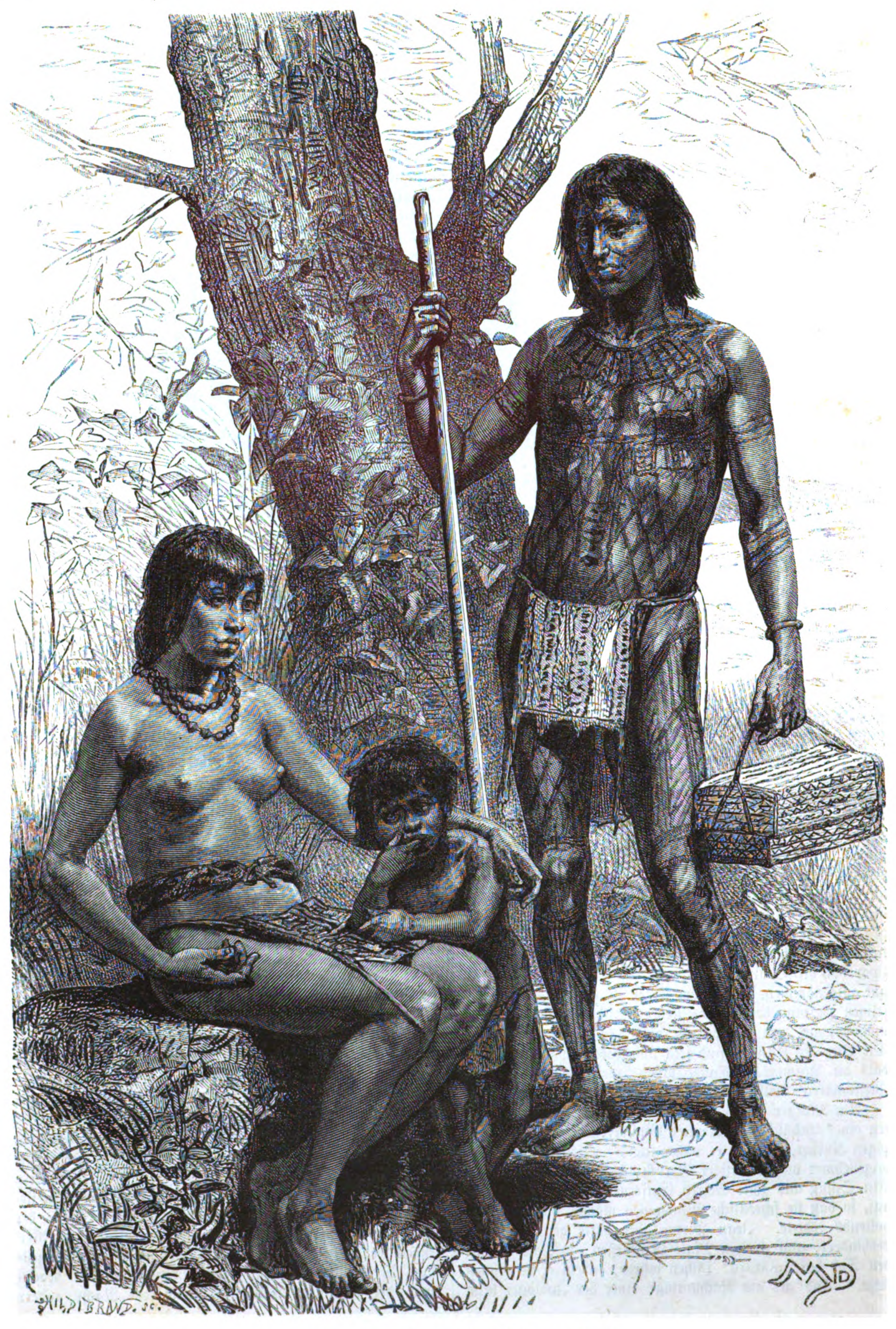
Am folgenden Vormittage verließ Crevaux das Dorf des Häuptlings Jean Pierre, der sich nebst seiner Frau und drei kleinen Kindern in sein Boot gesetzt hatte, während sich der Expedition noch ein drittes Boot mit zwei Indianern angeschlossen hatte. Fünf Stunden lang ging die Reise über nichts als Stromschnellen und Fälle, bis man die Mündung des Sikini erreichte. Gegen $4^1/_2$ Uhr Abends machte man bei einer kleinen Insel am Einflusse des Camopi Halt. Dieser Fluß, dessen Wassermasse mehr als die Hälfte von derjenigen des obern Oyapok beträgt, hat seine Quellen unweit der Zuflüsse des Maroni; die Boni-Neger fuhren, wenn sie einen Raubzug bei den Oyampys machten, den Inini bis zu seiner Quelle hinauf und gingen von dort zum Camopi hinüber. Zwei französische Reisende, der Arzt und Naturforscher Leblond im Jahre 1787 und der Marine-Apotheker Leprieur im Jahre 1836, haben den Maroni vom Camopi aus durch den Creek Araoua erreicht. Letzterer wollte die Quellen des Maroni, an welchen frühere Geographen den Eldorado verlegten, besuchen, wurde zwar von den Boni-Negern gut aufgenommen, mußte aber seinen Plan wegen der feindseligen Haltung der Youca-Neger, welche sich ihr Handelsmonopol auf dem Maroni zu bewahren suchten, aufgeben. Die Ufer des Camopi sind jetzt unbewohnt, während früher dort die Acoquas-Indianer saßen, welche 1674 von den Missionären Grillet und Béchamel besucht wurden.



Flötenspieler auf einem Floße.

Am Morgen des 6. September erblickte Crevaux inmitten eines Gebüsches halb unter Wasser einen weißen, schuppigen Körper, und als er näher kam, verrieth ihm ein unangenehmer moschusartiger Geruch, daß es eine Boa war. Ein Schuß aus zwei Schritt Entfernung riß ihr den Leib auf, so daß sie schreckliche Windungen machte, bis Apatu sie vollends tödtete. Jean Pierre aber hatte den Reisenden verhindert, zum zweiten Male zu schießen, weil der Teufel den Tod des „matapi“ rächen würde, indem er es regnen ließe. Und als am Nachmittage einer der Indianer beim Passiren einer Stromschnelle sich durch einen Fall das Knie stark verletzte, sah das der Häuptling als die Strafe des bösen Geistes an, da die getödtete Boa vielleicht der Sohn jener fabelhaften Schlange von riesiger Größe gewesen war, vor welcher die Oyampys sich in dieser Gegend fürchten. Apatu dagegen schalt die Indianer dumm, daß sie keine Schlangen tödten wollten, und erzählte ihnen die Geschichte von Adam, Eva und der Schlange, wie sie ihm von seiner Großmutter mitgetheilt worden war. Dieselbe hat sich unter den Bonis erhalten, trotzdem dieselben anderthalb Jahrhunderte lang nicht mit Missionären in Berührung gekommen sind, und hat zur Folge gehabt, daß die Bonis alle ihnen vorkommenden Schlangen sofort tödten und in deren Erlegung eine große Geschicklichkeit erlangt haben.

7. September. Noch vor Mittag erreichten die Boote einen ziemlich ansehnlichen Zufluß, den Yavé, den sie eine kurze Strecke hinauffuhren, um an einem niedlichen Wasserfall Paku-Fische zu fangen. In Menge tummelten sich dieselben in dem schnellen, klaren, aber flachen Wasser und boten den Pfeilen Apatu's und der Indianer willkommene Ziele. Im Zeitraum von zwei Stunden waren 31 Fische, deren jeder über ein Kilogramm wog, erlegt, und man konnte die Fahrt fortsetzen, um gegen Abend an der Mündung des Crouatou zu lagern, zu kochen und die Gerüste zum Räuchern des Fanges herzurichten. Am nächsten Tage hielt der Fluß über 6 km weit die gerade Richtung S.-O. $^1/_4$ S. ein, weil auf dieser Strecke Felsen, die ihn hätten ablenken können, ganz fehlten und seine Ufer, wie auch die des obern Maroni, flach und sumpfig waren. Hier bedeckte auch üppiges undurchdringliches Gebüsch das Land, während auf felsigem Boden nur schlanke Bäume, soweit das Auge reicht, sich erheben und freien Durchgang gestatten. Erst gegen 2 Uhr wurden die Ufer bei der Mündung des Yaroupi höher und es war ein kleiner circa 1 m hoher Wasserfall, der Pacouchiri, zu überschreiten; drei Stunden später erreichte man zwei Hütten von Oyampys, wo Crevaux die Familie des Häuptlings Jean Pierre und den am Knie verletzten Indianer zurückließ und diese unnützen Esser durch zwei junge Eingeborene ersetzte, welche für eine Axt, ein Messer und einige Meter Baumwollstoff sich anwerben ließen. Die Oyampys fordern nach allgemeiner Sitte der Indianer Guayanas Vorausbezahlung, lassen aber den Reisenden sehr selten im Stiche, ohne wenigstens einem Theile ihrer Verbindlichkeiten nachgekommen zu sein. So brachte einer der Männer, welcher während der Nacht andern



Oyampys-Indianer. (Nach Photographien.)

Sinnes geworden war, die als Bezahlung erhaltenen Gegenstände am nächsten Morgen zurück.

Am 9. September wurde die Reise erst fortgesetzt, nachdem Crevaux die Breite bestimmt und seine Begleitung ihr Zeug und die Hängematten gewaschen hatte. So erreichte man auch nur den nahen Zufluß Couyary (d. i. Sonne; Yary = Mond. Oyapok hat keine Bedeutung, ist aber vielleicht aus Couyapok entstanden, was eine Art Tukan, den Rhamphastus toco der Naturforscher, bezeichnet). Am folgenden Tage war außer zahlreichen kleineren Schnellen der Fall Grand-Massara zu überschreiten, wo nach dem Glauben der Eingeborenen ein mächtiger Schlangendämon haust, trotzdem sich Pater Leroy einst die Mühe gegeben hat, das Ungethüm zu exorciren und dann zum Beweise, daß es verschwunden sei, den Fall zu durchschwimmen. Wahrscheinlich hat irgend ein Piay (Arzt, Zauberer) den Mythus erfunden, um seine Leute abzuhalten, Reisende und Händler nach dem obern Oyapok zu begleiten. Am selben Abend lagerte man bei einer Oyampy-Niederlassung an dem großen Zuflusse **Motoura**, der 55 m breit ist, während der Oyapok selbst oberhalb von dessen Mündung nur noch 110 m breit gefunden wurde. Der Hauptstrom nimmt nun rasch an Mächtigkeit ab und durchfließt wieder langsamen Laufes ebenes, sumpfiges Land. Hier bekam Saba einen Fieberanfall, den ersten, welchen Crevaux auf dieser Reise zu verzeichnen hatte. Er selbst befand sich munterer, als bei seiner Abreise aus Frankreich; offenbar stand er unter dem Einflusse jener Erregung, welche sich aller Europäer während der ersten Monate ihres Aufenthaltes in Kolonien bemächtigt. Diese Periode muß der Reisende benutzen, um entschlossen vorwärts zu dringen; denn nur zu bald wird diese trügerische Kraft einem Zustande der Anämie Platz machen, welcher seine Pläne ernstlich durchkreuzt. Er hatte übrigens jetzt auch die besten Hoffnungen für den Erfolg seiner Reise; denn die Indianer erwiesen sich durchaus als leicht zu behandeln und friedlich gesinnt, während die zu Widersetzlichkeiten geneigten und mit ihrer Nahrung unzufriedenen Neger schon zu weit in das Innere vorgedrungen waren, um den Reisenden noch im Stiche lassen zu können und allein die gefürchtete Fahrt stromab nach der Meeresküste zu wagen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

V.

Von Orahovica nach Bučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega (Schluß).

Manche der Häuser von **Velika** weisen zierliche Schnitzereien an den Dachgiebeln und an den Thoren auf. Am auffallendsten in dem belebten Orte ist der Mangel eines Kaufladens und eines guten Gasthauses; denn das neben der Kirche stehende einzige bietet wenig. Ich wandte mich daher dem Hause des reichen Bauern Mija (Michael) Bošnjaković zu, welches mit den vielen Nebengebäuden und Schlafkammern der einzelnen verwandten Familien einen respektablen Grundkomplex einnimmt. Der Gazda (Oberhaupt) Mija, mein Bekannter von früher her, sah mich herankommen, begrüßte mich entgegen kommend mit: Zdravo gospodine! — Wohlauf, Herr — und begleitete mich in sein komfortabel eingerichtetes Fremdenzimmer, in dem die 12 Paar blankgewichster Stiefel und Bundschuhe, auf dem polirten Glaskasten in Reih und Glied gestellt, auffielen. Der hohe, imposante Mann ertheilte seine Befehle behufs meiner Bewirthung und setzte alles in Bewegung, denn er ist, wie alle seines Gleichen, der Regent, dem Alle im Hause gehorchen. Er theilt den Wein, den leichten, angenehm schmeckenden und nicht leicht berauschenden Schnaps — Klipara — an die arbeitenden Männer aus; er hat die Schlüssel zu den Fruchtböden und Scheunen; die acht Pferde, die anderthalb hundert Schafe und zahlreichen Schweine werden nach seinen Anordnungen gepflegt und verwendet. Geringe Häuser haben selten nur ein Paar Pferde, die Zahl ist gewöhnlich 4 bis 6.

Bei Bošnjaković wird man mit Suppe, Rindfleisch, Gemüse, mit gebackenen und gebratenen Hühnchen und rothem Wein regelrecht traktirt und Alles kredenzt die Reduša, d. h. diejenige der Frauen, welche während der Woche Dienst im Hause und die Aufgabe hat, für Alle zu kochen. Diesmal — es giebt bei Mija mehr als zwanzig Weiber im Hause — war es eine jung verheirathete, die ob der schlechten Witze des Gazda kaum aufzusehen wagte, doch zufrieden lächelte, als ich ihre Kochkunst nach Gebühr belobte. Es war ein hübsches, flinkes Weib, die alles, was sie that, etwas verlegen, doch mit einem gewissen zierlichen Anstand besorgte. Und in Velika wohnt überhaupt ein schöner Menschenschlag, wie auch in allen umliegenden Ortschaften. Die Männer sind stämmig, gesund und wohl gebaut; die Weiber schlank und hübsch, viele schön; ebenso ihre Tracht. Die Skute (der schon einmal erwähnte Hemd-Rock) sind weiß, rückwärts vom Leib an in viele Fältchen gelegt und unten her mit handbreitem, rothem oder dunklem Saume von Wollstickerei eingefaßt. Der gestreifte Gürtel hält die aus selbstgewebter Wolle gefertigte dunkle, mit Fransen und breiter Silberborte gezierte Schürze fest, deren einer Zipfel gewöhnlich aufgeschlagen und hinter den Gürtel gesteckt wird. An Festtagen tritt eine seidene von beliebiger Farbe an deren Stelle. Die Schultern verhüllt ein Seidentuch mit hellerm Muster; am Halse prangen weiße Perlen. Mädchen tragen das Haupt immer unbedeckt, das Haar in breitem Zopfe aufgenadelt; Frauen jedoch die Poculica, eine haubenartige, gestickte, über der Stirn mit zusammengelegtem Seidentuche überbundene Kopfbedeckung, worüber junge im Sonntagsstaate noch ein schleierähnliches Gewebe mit künstlichen Blumen heften, was ihnen ein vortreffliches Aussehen giebt. Dazu kommen für kühlere Tage weiße, ärmellose, lange Jacken und für den Winter der Kudmen und der Curak; ersterer ein Lederpelz; letzterer ein blauer, mit Schnüren besetzter und mit Pelz verbrämter Tuchrock. Die Tracht der Männer ist im Allgemeinen jener bei Bukovica geschilderten ähnlich. Hier trägt der Bauer im Winter eine Lederweste von Schaffell, die am

Rücken gar zierlich mit eingesetzten Spiegelstückchen bedeckt ist. Das glitzert wie ein Panzer. Hier werden schwarze und weiße Mäntel mit gleicher Berechtigung umgehängt. Das Tuch erzeugen und walken die Frauen in den vielen Walkmühlen und schneiden und passen die Kleidungsstücke schließlich selbst zu. Nur Tuchröcke feinerer Gattung und die Lederpelze werden gekauft. Die Leute sind hier herum sehr arbeitsam. Sie arbeiten zur Erntezeit selbst in Mondscheinnächten auf den Feldern, die auf der Ebene vor der Schlucht liegen, und merkwürdig genug ist es, wenn man Nachts ihren Gesang hört und das fahle Blitzen der Sensen oder Sicheln sieht. Doch sind sie des Morgens schon wieder beim Dreschen. Zehn bis zwölf stellen sich auf der Tenne, auch im Hofe in eine Reihe und schwingen die Dreschflegel Alle zugleich, wie nach Kommando. Bei Manchen wird aber das Getreide auch durch Pferde ausgetreten. Die Sitten gleichen im Ganzen so ziemlich den in anderen Gegenden des Landes. Die Sprache, obgleich im Požeganer Komitate ein schönes Kroatisch gesprochen wird, hat gerade hier merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man ist versucht worden zu glauben, daß dieses Völkchen einst aus der Broder Militärgrenze herübergesiedelt sei. Das „e“ z. B. klingt sehr oft wie ein ie. Wörter wie: Mjesec = Mond, Sĕko (Vokativ) = Schwesterchen klingen: Mjesiec, Sieko etc. Auch hört man das seit der Besetzung der Militärgrenze durch die Franzosen in ganz Slavonien eingebürgerte Wort Švaler = Geliebter (Chevalier) hier ebenfalls. Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß sich seit den Zeiten der Römer- und Türkenherrschaft als Provinzialismen einzelne Wörter beider Völker über das Land verbreitet haben. Zum Beispiel Kaštiga, die Strafe, Avlija, der Hof, u. s. w. erinnern an castigare, aula. Aus dem Türkischen stammen: Bunar, Brunnen; Aigir, Hengst; Jastuk, Polster; Sanduk, Truhe; Odžak, Schornstein; Gjerdan, Halsperlen, und andere mehr.

Die Leute sind mit schönen Naturgaben ausgerüstet und sehr bildungsfähig, besonders für Schnitzerei und die Weiber für die Erfindung geschmackvoller Webe- und Stickereimuster begabt. Felix Lay in Esseg hat eine schöne Ausgabe südslavischer Ornamente veranstaltet und die prächtigen Muster unter Kunstanstalten und Fabriken in England, Deutschland und Frankreich verbreitet. Der Kretinismus jeder Art ist in Slavonien ein unbekanntes Ding; doch trifft man (leider hier und da absichtlich) herbeigeführte Verstümmelungen manchmal bei Bettlern; aber bei Zigeunern sehr oft, die sich des Daumens berauben, um dem Militärdienste zu entgehen.

Nach dem Essen besah ich Mija's Hausräume, die gesonderten Schlafkammern — kiljer — der einzelnen Ehepaare, die sonst auch jedes andere Haus hat. Alles ist hier rein; die Stühle mit geschnitzten Lehnen, das Erzeugniß irgend eines Dorfkünstlers, ebensolche Spinnrocken; Krüge von gefälligen Formen und grün glasirt. Das einzige Unangenehme ist die geringe Höhe dieser Schlafgemächer. Auch der Keller wurde mir gezeigt. Oberhalb des dazu führenden Treppenhäuschens prangt in großen Buchstaben die weithin von der Straße sichtbare doppelzeilige, gemüthliche Aufschrift an der Wand: Mnoga ljeta živio, tko se ovdje napio! Das heißt in deutschem Knittelreim: „Es lebe viele Jahre lang, wer hier zur Genüge satt sich trank.“ Eine hübsche Anzahl voller Wein- und Brantweinfässer liegen da drunten. Und dem Manne thun es noch einige im Orte nach, wenn nicht zuvor. So fällt z. B. der Häuserkomplex des Gazda Knežević durch Sauberkeit und Reichthum auf. Was von Velika, das gilt auch von anderen Orten in dieser Gegend. Die Theilung des Vermögens und der Gründe tritt ein, wenn eine oder die andere Familie, die Anrecht auf einen Theil derselben hat, aus triftigen Gründen die Kommune verlassen will. Freilich führt das manchmal zu unliebsamen Gerichtsverhandlungen; allein auf der Welt ist einmal nichts vollkommen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags schwang ich mich in den Wagen, den Mija hatte einspannen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Jung und Alt ließ auf einen Augenblick die Arbeit ruhen und begrüßte mich beim Scheiden. Die Schulkinder vor dem Schulgebäude lüfteten die Hüte; die Mädchen grüßten, mit einer Verneigung ihr: Faljem Isus [1]) — Gelobt sei Jesus — rufend. Nicht minder höflich sind die Hirten an der Straße und die begegnenden Bauern auch hier. Hat man Velika hinter sich, so erblickt man die ganze Požeganer, von Bergzügen rings eingeschlossene, fruchtbare Ebene vor sich. Im Westen begrenzt sie das hohe Sujnik-, im Osten das Krstov-, im Norden das soeben überschrittene Papuk- und Krndija-Gebirge, an dessen Schluchten angelehnt östlich die in Bezug auf Reichthum und Industrie von Velika wenig verschiedenen Orte Kutijevo, Vetovo und Kaptol liegen. Letzteres, einst Sitz der Tempelherren, ist seines halb zerfallenen, halb bewohnten Schlosses wegen interessant. Rechter Hand dehnen sich schöne Kastanienwaldungen über die Hügel aus und reichen bis nahe vor Strežeman. Vor mir, also im Süden, lag das Gebirge Dilj und Babje-gore, welches diesen Rahmen vollständig abschließt. Alle diese Berge rücken mit ihren Ausläufern eng aneinander und sind nur durch Einsattelungen oder durch Schluchten von einander getrennt. So tritt im nordwestlichen Winkel der Fluß Orljava durch eine Thalschlucht zwischen dem Papuk- und Sujnik-Gebirge in diesen Kessel



Wasserkrug aus schwarzgebranntem Thon, 4 Liter fassend.

ein und bahnt sich ebenso im Südosten durch ein Thal zwischen dem Dilj- und Krstover-Höhenzuge seinen Weg zur Save. Die ganze große, nur durch einzelne erhabenere Flächen unterbrochene Ebene wird von guten Straßen durchschnitten, und rasch eilte das Gefährte auf der von Velika nach der Metropole Požega führenden dahin, deren Kirchthürme vom Fuß der Babje-gore herüberglitzerten. Bald waren wir in Mitrovica, einem kleinen, durch ein hübsches Schloß gezierten Flecken an der Veličanka. Mehrere

[1]) Es sollte eigentlich: Hvaljen heißen, doch wird das Wort hier so ausgesprochen.

mit Pokljuke beladene Wagen standen vor dem Wirthshause. Pokljuke sind aus dunkeler Thonerde gebrannte Stürzen, die zum Backen von Mehlspeisen dienen, in den umliegenden Ortschaften hergestellt und in der ganzen Viroviticer und Požeganer Gespanschaft von den Töpfern — diese selbst sind Bauern — zum Verkaufe ausgeboten und herumgefahren werden. Im Dorfe Golobrdo werden speciell solche Wasserkrüge aus schwarzgebranntem Thone fabricirt, wie sie die Abbildung darstellt.

Nach Mitrovica passirt man Mihaljevci. Hier wohnen viele Deutsche neben den Einheimischen. Der Ort baut ausgezeichneten Tabak, jedoch sehr wenig, war aber vor mehreren Jahren einer der ersten in Bezug auf das Quantum und die Güte des narkotischen Krautes, das selbst in entfernte fremde Länder geliefert wurde. Die ausgedehnten Krautanpflanzungen zeugen von dem Fleiß der Einwohner, die vielen Zwetschengärten, die wie eine blaue, langgedehnte Wolke aussahen, von dem Reichthum des Bodens.

Das Dorf endet mit einem steil abfallenden Hügel, an dessen Fuß angekommen man über die Veličankabrücke und dann eine sanfte Anhöhe hinanzufahren hat, von wo sich die Straße allmälig bis Požega zu senken beginnt. Vor letzterm liegen rechts mehrere große Mühlen. Von hier gewährt die Stadt mit ihren in der Sonne glitzernden fünf Kirchthürmen, mit ihrer prachtvollen Lage am Fuße der Babje gore und des Berges Sokolovac, mit den in der Ferne verlaufenden Wellenlinien und vielen Spitzkegeln der Berge einen reizenden Anblick. Zum letzten Male fährt man hier über die Veličanka und betritt zugleich die von Esseg kommende Straße, auf der in einigen Minuten die Orljava-Brücke und auch zugleich Požega erreicht ist.

Die Stadt ist ein in der Geschichte des Landes berühmter Ort, dessen Wichtigkeit die anderen weit übertraf. Die Ereignisse, die hier vorfielen, füllen ein Buch. Wir begnügen uns mit einer kurzen, allgemeinen Skizze der interessantesten Begebenheiten.

Die Anfänge reichen in das graue Alterthum, in die Zeit der Römer. Zerstreute, von hier bis Kaptol — anderthalb Fahrstunden — reichende, zusammenhängende, freilich verschüttete Trümmer römischer Kultur beweisen, daß hier ein großer, weithin ausgedehnter Ort gestanden habe; ob dessen Name Inicerum oder Recatina gewesen, mag dahin gestellt bleiben. In der Mitte des heutigen Požega erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, der wie abgerissen von dem kaum 50 m entfernten Weingebirge vereinzelt sein felsiges Haupt emporhebt. Auf der Südseite desselben krönt ein winziges Mäuerlein die Spitze. Das und dazu eine in ziemlicher Entfernung um den Hügel herumgeführte, theilweise noch erhaltene, Ringmauer sind die letzten Ueberreste des festen Schlosses, das so oft Angriffsobjekt der Türken gewesen. Die Thore der Mauer sind abgetragen, nur ein Thurmrest ist noch erhalten. Požega, in der Mitte Slavoniens liegend, durch seine gebirgige Lage zur Vertheidigung besonders geeignet, forderte in den für das Land so verhängnißvollen Zeiten der Herrschaft des Halbmondes immer von Neuem die Mohammedaner zur Einnahme, die Landeskinder zur Wiedereroberung auf.

Hier hielt im Jahre 1386 der Banus Ivan Horvat die ungarische Königin Maria in Haft; als jedoch der Magnat Nikolaus Gara mit Heeresmacht herangezogen kam und Horvat nicht im Stande war, die Belagerung des Schlosses auszuhalten, entfloh er, begünstigt durch Stephan Simontornya und Stephan Lackovic, die sich dem Sohne des erschlagenen Palatins heuchlerisch angeschlossen hatten, um den bedrängten Freund zu retten, heimlich durch das Königsthor nach Bosnien. Das Schloß und die ganze Umgebung wechselte oft die Herren. Im Zeitraume von 1526 bis 1699 wurde die Stadt oftmals geplündert, brannte mehrmals ab, und von den vielen Paschas, die hier gehauset, starb selten einer eines natürlichen Todes. Sie mußten ihren Blutdurst und die unmenschliche Bedrückung meist mit dem Leben bezahlen. Aus der Zahl der Vierzehn, deren Namen auf uns gekommen, waren die besten und menschlichsten Karamustafa Čunčić um 1602, und Nuri Effendi Pascha 1616; ersterer starb an Gift, das ihm die ob seines gegen die Christen milden Verfahrens ergrimmten Türken gaben; letzterer soll 1624 aus gleichem Grunde auf dieselbe Weise umgekommen sein. Von allen Bösen der Böseste war Hassan Zloić[1]), dem selbst der Sultan nicht traute, weshalb er die blutige Steuer durch einen andern eintreiben ließ. Viel Blut tränkte diesen Boden und die Franziskaner im Požeganer Kloster, wie auch die Augustiner in Velika, ferner die Templer in Kaptol — die auch hier lange nach Aufhebung des Ordens mögen ungestört weiter bestanden haben — spielten in diesen Kämpfen eine gewichtige Rolle. Trotz allen Bemühungen konnten die Türken ihres Besitzes nie sicher sein. Die empörte Bevölkerung rings herum machte ihnen viel zu schaffen. Die vielen theils christlichen, theils türkischen Burgen zeugen von jener Vergangenheit; einige davon sind im Walde versteckt. Das Landvolk war in die Berge geflüchtet; deshalb sind noch jetzt viele Orte so verborgen in Schluchten und Wald, daß nichts ihre Anwesenheit andeutet. In nächster Nähe von Požega liegen einige solcher Dörfer; unter anderen Dorf und Schloßruine Vrhovci, wohin sich 1596 die Franziskaner geflüchtet hatten. Ihnen nach zog der Pascha, dessen Name unbekannt, mit seinem Sohne Hussein. Beide wurden indeß bei der Belagerung von den empörten Požeganern und den Landleuten überfallen und erschlagen. Nach Abzug der Türken war die Umgegend verödet und menschenleer[2]); in der Burg zu Požega lag von 1700 bis 1753 eine starke Garnison. In diesem Jahre wollte der Agramer Bischof Franz Thausius das Schloß zu seinem Gebrauche einrichten, als ihm aber die Städter Hindernisse in den Weg legten, überließ er es seinem Schicksale und indolente, muthwillige Leute zerstörten es.

Das heutige Požega, ein Städtchen von circa 3000 Einwohnern, liegt vor und theilweise in einer hier beginnenden Schlucht, welcher der zu Zeiten verheerende Wildbach Vučijak, ein Zufluß der nahen Orljava, entströmt. Er war diesmal ganz ohne Wasser, doch hat er schon Häuser zerstört und die Plätze und Verkaufsläden überschwemmt, Balken, Fässer und Schweineställe mit seinen Fluthen davongetragen. Die Stadt, die aus der Ferne so bezaubernd aussieht, verliert, wenn man sie betritt, viel an Reiz, da sie zwar hübsche, stockhohe Häuser, aber krumme Gassen hat. Die steilen Weingärten indeß geben ihr immerhin ein frisches, anziehendes Ansehen. Früher wurde hier nur tanninhaltiger Rothwein getrunken; als jedoch mit der alten Heilkunde auch der häufige Aderlaß und die Schröpfköpfe wichen, bürgerte sich allmälig der weiße ein.

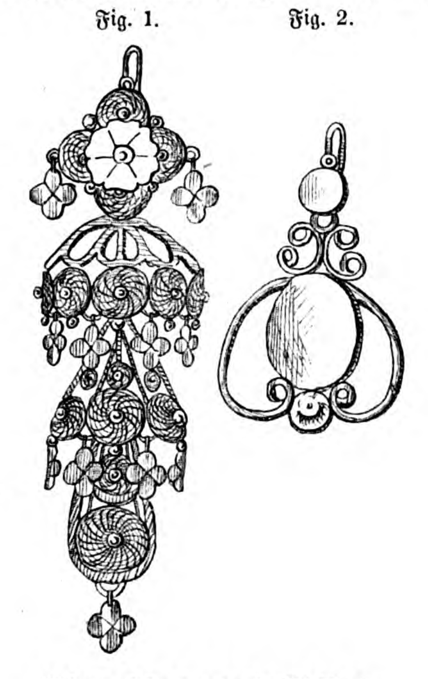
Die Stadt besitzt einiges Vermögen: Wälder, Felder und Weingärten, die sie durch einen Beamten verwalten läßt. Hier ist der Sitz aller höheren Behörden der ganzen

[1]) Unter den Paschas findet man häufig Namen slavischer „Renegaten“. Zloić bedeutet etwa „Bösensohn“; ein Name, dem er Rechnung trug.

[2]) Der unauslöschliche Haß des Südslaven gegen die Bekenner des Koran ist gerechtfertigt und nur durch die Bestialität des Türken entstanden.

Gespanschaft: des Župan (Obergespan), mit allen seinen Beamten; des Gerichtshofes, des Steueramtes, des Staatsanwaltes ꝛc. Am Fuße des Schloßberges steht das neue, elegante achtklassige Gymnasium. Das alte, 1709 errichtete, in dem Jesuiten und Franziskaner lehrten, wurde zu einer höheren Töchterschule umgebaut. Jetzt ist der Unterricht, mit Ausnahme einiger Gegenstände, die den barmherzigen Schwestern zugewiesen sind, auch in letzterer Anstalt in den Händen weltlicher Lehrer.

Fig. 1. Fig. 2.



Ohrgehänge aus Silber.
(In natürlicher Größe. Das unter Fig. 1 abgebildete wird in der Umgebung von Djakovo getragen, das unter Fig. 2 in den Ortschaften von Požega, woselbst es auch fabricirt wird.)

Die Bürger des Städtchens, der katholischen und griechisch-orientalischen Kirche angehörend, sind Handwerker; in der Mehrzahl solche, die für das Landvolk arbeiten. Der Handel ist ausschließlich in den Händen der Griechisch-Orientalen und der Juden. An Markttagen und Sonntags am Wochenmarkt geht es auf den beiden Plätzen und in den Gassen bunt genug zu, denn das Landvolk aus dem ganzen Umkreise bringt die Erzeugnisse des Bodens herein, um sich mit dem Nöthigen aus den Gewölben zu versehen. Spekulanten sind thätig, größere Einkäufe an Kornfrucht werden gemacht und die Augen des Weibervolkes hangen verlangend an dem Silbergeschmeide, das die beiden Goldarbeiter, Künstler in ihrer Art, in kleinen Glaskasten auslegen. Im Herbste ziehen hier Wagenkarawanen mit Obst beladen durch, und auf den Markt nach Esseg; denn die Straßen von Gradiška, Pakrac und Daruvar laufen über Požega, sind aber in der Richtung nach Esseg und Brod nur gut, soweit sie dem Komitate angehören.

Am Georgstage — 12. März — wiederhallen die Weinberge über der Stadt von dem Krachen der Böller, das sich wie ein rollender Donner gegen Dervišaga[1]) und Blatsko hinzieht. Selbst beim größten Regen lassen sich die Bürger nicht abhalten da oben ihre Braten zu wenden, zu singen und zu jauchzen, von einem Berg auf den andern zu ziehen und zu sehen, ob „die Türken fliehen“. Es ist der Tag des letzten Abzuges derselben und das Erinnerungsfest an deren Flucht.

[1]) Ein Ort in der Nähe, in dem ein Aga, dem Stande der Derwische angehörend, seinen Sitz hatte; daher der Name.

Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. **Oscar Heyfelder**[1]).

Gök-Tepe, 6. (18.) März 1881.

Während des ganzen Winters blieben zahlreiche Lerchen auf den Saatfeldern rings um Gök-Tepe und auf einigen von uns besetzten Forts und Festungen Scharen von Sperlingen, einige wenige graue und schwarze Krähen und einige seltene Elstern, die in Tersakan sehr häufig waren. Sehr selten sahen wir Geier, die bei Tschikischlar (am Kaspischen Meere) zahlreich sind und welche uns seiner Zeit in Armenien (1878) bei der Assanisation so wesentliche Dienste erwiesen. Sperber und Falken sah ich fliegen und fanden wir in den Wohnstätten der Tekes als Jagdvögel. Auch der persische Chan von Kodschand (Kutschan? Red.), der uns hier mit großem Gefolge besuchte, brachte Jagdfalken mit. Schuhu, Eule und kleine Schleiereule sah ich in Freiheit und auf der Stange angebunden bei einer Filzjurte in der Festung. Gegen Ende Januar zog der erste Zug wilder Gänse über uns hinweg dem Norden zu; hätten wir Zeit, so hätte der Anblick uns Heimweh machen können. Am 1. Februar hatten wir das erste Gewitter mit Schwüle und etwas Regen. Obgleich es darauf wieder kalt wurde und in den nahen Bergen Schnee fiel, so blieb der Natur und der Atmosphäre ein frühlingsartiger Charakter. Die Samen sproßten, in den Bächen blühten allerlei Pflanzen, die Lerchen sangen, wilde Tauben, Rebhühner, Enten, schwarze Raben zeigten sich immer häufiger. In einem geschützten, bewaldeten Seitenthal Tschuli an der persischen Grenze sah ich Ende Februar allerlei Rohrsänger, den Distelfink, das Haselhuhn. Am 3. (15.) März flog mit lautem Geschrei ein gewaltiger Kranichzug über uns weg auch nach Norden, in der Richtung, in welcher unser Aller Gedanken und Sehnen gehen. Heute als wir zur Inspizirung der Desinfektionsarbeiten gegen Abend in die Festung ritten,

[1]) Staatsrath Dr. Heyfelder hat als Chefarzt die Skobolev'sche Expedition mitgemacht, neun Monate in Asien zugebracht, die Belagerung und den Sturm der Teke-Festung erlebt und sammt Lazarethen und Aerzten 20 Tage unter den Kugeln gestanden. 15 Kugeln trafen sein Filzzelt, sein Maulthier ward erschossen, er selbst blieb unverwundet und vom Typhus verschont, hatte aber eine schwere Halsentzündung während der Belagerung und der nächtlichen Ueberfälle der Tekes zu bestehen. Nach der Evakuation der Verwundeten und während der Typhus im Lager ausbrach, hatte der deutsche Arzt dennoch Augen für die Natur um ihn.

sahen wir ungeheure Scharen von Zugvögeln sich herabsenken und nach mancherlei Evolutionen sich zur Erde niederlassen, doch leider so entfernt, daß Niemand von uns sie sicher diagnostiziren konnte. Ich nahm sie für Staare, deren ich auch solche den Himmel verdunkelnde Wolken im Herbst 1877 und Frühling 1878 in Alexandropol gesehen. Ganze Flüge wilder Tauben und zahlreiche Ketten kleiner Enten beobachten wir seit mehreren Tagen. Von Schwänen erzählen einige kühne Nimrode, die einen nahen See bevölkern sollen. Fasanen habe ich mehrmals gespeist; sie vorzugsweise jagt der Teke und der Perser mit dem Jagdfalken, der auch Glöckchen an den Beinen trägt und auf einem derben Stulphandschuh auf der rechten Hand getragen wird. Auf den Inseln im Süden des Kaspischen Meeres kamen uns zahlreiche Lommen und Pelikane zur Beobachtung. Hahn und Huhn sind viel verbreitet, bei den Persern eine kurzbeinige Art, bei den Tekes eine hohe, magere Race, wie ihre Pferde und Hunde und sie selbst, die Tekes. In anderen nach Süden gelegenen Thälern, namentlich bei Kara-Kala, der verlassenen Stadt der Kara-Kala-Turkmenen, ist die Schwarzdrossel so häufig wie die Brombeere, die Mehlbeere, der wilde Wein. Dort hörte ich Mitte December den Fink, wenn auch nicht schlagen, doch lustig zirpen, sah die Blau-, Schwarz- und Schwanzmaise in den Büschen und dem haushohen Röhricht herumklettern, den Fasan durch Schilf und Buschwerk schlüpfen. Dort waren auch im feuchten Erdreich an den Trinkplätzen des Wildes die Fußstapfen des Tigers und des Rehs, die Spuren des wilden Ebers und die Stacheln des Wildschweins zu sehen.

Das Land ist dadurch charakterisirt, daß der schön geformte Gebirgszug des Kobet-Dag, von Bami bis Astrabad, des ähnlichen Thündgebirges von Tersakan bis Bami dort gegen Nordwesten, hier gegen Norden zur Ebene abfällt. Aus den Seitenthälern des Gebirges fließen zahlreiche lebendige Quellen (sogar einzelne Mineralquellen z. B. bei Artschman), welche sich theils natürlich theilen, theils, künstlich in viele Wasseradern gespalten, die nächste Zone bewässern und fruchtbar machen; während weiter hinweg die Wüste oder, wie man hier sagt, der Sand beginnt. Auf dieser Sandregion erheben sich einzelne Hügel aus purem Sande, gleich den Dünen an der Nord- und Ostsee. Somit haben wir eine Felsenflora, eine Steppenflora und eine Sandflora, welcher sich die künstliche anschließt: Mais-, Hirse- und Weizenfelder, Kleesaaten, Weingärten, Pfirsich-, Birn- und Aepfelgärten, die ich auf meinem Ritt vom 8. (20.) bis 10. (22.) März bei Kelata, Durun, Artschman in Blüthe fand. Diesem Verhalten des Terrains und der Vegetation entsprechen natürlich auch die Vogelarten und deren Verbreitung hier in der Oase. Import von jenseits des Kaspischen Meeres durch uns selbst ist ein Entenpaar im Hospitalhof zu Gök-Tepe und eine kleine Schar von welschen Hahnen (Indian) zu Kary-Betyr-Kala, wohin sie ein Kosakenoberst brachte. Sie waren zum Braten für die Festfeier bestimmt, welche wir stets für die Einnahme von Gök-Tepe projektirten und die nie statthatte, weil wir nach dem Sturm müde, beschäftigt und zu keinem Gelage aufgelegt waren. So blieben die Indians am Leben. Einigen Champagnerflaschen, die ein anderer Oberst für denselben Zweck mitgeschleppt und bereit gehalten, und die auch nach dem 12. (24.) Januar ganz blieben, haben wir später gelegentlich die Hälse gebrochen. An den zahlreichen Wasserbächen in der Ebene und in den Bergen habe ich vielfach die Bachstelze getroffen und zwar unsere graue, nicht die gelbe, die bei Eriwan, Ygdir und auch bei Alexandropol in Armenien sehr häufig ist. Auf einem von den Tekes berieselten oder besser überschwemmten Acker sah ich Ende Februar Möwen fliegen, wie auf einem See. Dieser Tage ließen uns an ähnlichen Stellen die schönsten Schnepfen ganz nahe heran kommen, denn die schlauen Geschöpfe sahen, daß wir keine Gewehre trugen und die unserer Kosakenbedeckung in einem Ziegenhaar-Futteral staken. In der ungeheuer salzigen Michaelsbucht, am Ostufer des Kaspischen Meeres unweit Krasnowodsk, beobachtete ich viele Taucherentchen und Wasserhühner.

Von den Bergen fliegen zu Thal nicht selten ein Paar prächtiger schwarzer Kolkraben, die mir wie ein Paar alte Bekannte aus Deutschland vorkamen, wenn ich sie mit komischer Gravität neben einander herschreiten, hier und da stehen bleiben und konversiren sah. Gestern zog ein großer schneeweißer Vogel an uns vorüber und setzte sich am Flüßchen nieder. Wir hielten ihn für einen Schwan. Ferner giebt es Trappen in kleinen Gesellschaften, zahlreiche Neuntödter, die immer einzeln fliegen, nicht selten Wiedehopfe. Dagegen habe ich die Mandelkrähe und den Glanzstaar, die bei Tiflis, am nördlichen Abhang des Kaukasus und am Westufer des Kaspischen Meeres häufig sind, hier nicht begegnet. Die Schwalbe, die sonst dem Menschen überallhin folgt, die an der hochgelegenen Alphütte, an dem ärmlichsten Häuschen in Nordfinnland, an dem stolzen Winterpalais in Petersburg so gut ihr Nest baut, wie an der Heidelberger Ruine, die uns in Deutschland den Frühling bringt, deren Gezwitscher vom Dachrand uns symbolisch scheint für häusliches Glück: die Schwalbe wohnt nicht hier und hat auch keine ihrer Hauptwanderungen über diese Gegenden. Einzelne Staare erschienen im vorigen Herbst in Tschikischlar, flogen einige Tage um die Baracken des Kriegshospitals und verschwanden wieder. An Amphibien und Insekten ist dagegen das Land reich und zwar an gefürchteten. Der Skorpion und die Phalangen sind häufige, wenn auch nicht gern gesehene Gäste in den Filzhütten, Schlangen und Eidechsen, letztere oft von der Größe einer Katze, schlüpfen am Gestein dahin und die Schildkröte hat ganze Ansiedelungen im lockern Erdreich. Wenn ein Reitertrupp durch die Gegend zieht, so zerstampfen die Pferdehufe nicht selten einen solchen feisten, doch unbehülflichen Spaziergänger und ihre leeren Schalen liegen an mehreren Punkten wie Pflastersteine umher.

Prächtige rothe Tulpen sind jetzt im Monat März die beste Zierde der Flur, daneben die wilde dunkelblaue Hyacinthe und der stark duftende Absynth, der kleine, blasgrüne Sträucher bildet und der unseren Pferden statt Gras und Heu sehr willkommen ist.

Tschat, 8. April 1881.

Auf einer eiligen Inspektionsreise gelangte ich zu Pferde von Bami über Kisil Arwat und Kasantschik zum Kopf der Pferdeeisenbahn und von da zum Anfang der eigentlichen Dampfbahn nach Aidin am Fuße des sogenannten kleinen Balkan [1]). Nach acht Monaten zum ersten Mal wieder in einem geschlossenen Raum, dünkte mich der Waggon, in dem wir Abends Thee tranken, ein Palast, aber bald ward mir der Palast zu enge. Die Nomaden können auch in den Häusern nicht athmen. Auf dieser Strecke, wo der Lehmboden stark mit Salz durchsetzt ist, gab es wenig Geflügel zu sehen. Auch die Vegetation ist ärmlich, doch blühten in den feuchten Rinnen herrliche purpurrothe Tulpen neben grünendem, stark duftendem Absynth. Mit der Eisenbahn war ich im Nu am Michaelbusen, über den mich ein kleines Dampfschiff nach Krasnowodsk trug. In diesem scharf salzigen Wasser leben nicht nur Rallen, sondern auch größere

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, S. 286.

und kleinere Entenarten. Aus Krasnowodsk fuhr ich in sechszehn Stunden mit dem „Großfürst Konstantin“ nach Tschikischlar (nördlich von der Mündung des Atrek). Hier flogen, wie im vorigen Jahr, zahlreiche Wiedehopfe, ohne daß es mir gelungen wäre, ihren Nistort zu erkunden. Bei uns nisten sie in allen Bäumen; wo aber hier, da weder junge noch alte Bäume vorkommen? Strandläufer, Schnepfen, Enten, in den Baracken des Hospitals ein Rothschwänzchen und in der Luft die eine Schwalbe, die den Sommer noch nicht bringt, das war die ganze ornithologische Ausbeute an diesem sich zur Stadt herausbildenden Ort. Welch angenehmes Staunen befiel uns, als wir Tschikischlar verließen und nach Ueberwindung der eigentlichen Dünenschicht in eine grüne, duftende Steppe einfuhren, wo wir vorigen Sommer, Herbst und Winter ein kahles, glattes Lehmfeld gesehen hatten. Zahlreiche Weiher und kleine Seen waren die Augen in der Landschaft und neben Tussilago- und Carexarten blühten fast mikroskopische Melilotus, stark duftende Kamillen, falbe Gräser (an feuchten Stellen), purpurner und violetter Mohn, gelbe Centaureen, lila Lilien, allerlei kleine Nelken und anderes mir leider unbekanntes und undefinirbares Gewächs. Am Abend kamen wir nach Jagli-Olum am Atrekfluß, den wir überschritten, um auf persischem Territorium zu spazieren. Daselbst weiden auf weiter Grasfläche einige Tausend Kameele mit ihren Jungen, das Besitzthum einer Jomudenhorde, welche in zwei Aulen etwas entfernter hauste. Um die Kameele spazierten zahlreiche gelbe und graue Bachstelzchen und fingen die sie umschwirrenden Insekten, in der Luft zog ein Geierpaar umher, mit weiß und schwarzen Flügeln mächtig schlagend. Hier und da war der Gesang einer Grasmücke zu vernehmen; da und dort zog ein Flug wilder grauer Tauben, von der Größe und dem Gebahren unserer Haustaube, vorüber. Von Jagli-Olum bis Tschat, wo 1879 General Lazarew starb, war wieder eine Tagereise durch die Steppe. Da es vor wenigen Tagen geregnet hatte, so fehlte es an den runden, stark umwachsenen Wassertümpeln nicht. Dieselben sahen wie künstlich angelegte Weiher in einem Parke aus. Auf dem einen plätscherten zwei Enten, dunkelgrau mit weißem Band in den Flügeln, kleiner als die zahme Ente. Sie ließen unser Gefährt ganz nahe heran kommen, erhoben sich, beschrieben einen Kreis in der Luft und fielen wieder ein, von wo sie sich erhoben. Auf einem andern Tümpel figurirten drei Bekassinen, die, ebenfalls wenig scheu, aufflogen, einige Zickzacke beschrieben und wieder zu dem kleinen runden Wasserspiegel zurückkehrten. Zwei Rebhühner aber, die gerade vor uns auf dem Wege standen, konnten sich kaum entschließen, dem Wagen auszuweichen, so wenig ist die Vogelwelt dieses Landstrichs gewöhnt von Jägern verfolgt zu werden. Wahrscheinlich brüten alle diese Vögel im vereinzelt stehenden hohen Gras an den kleinen Weihern und verlassen Ende Mai mit ihren Jungen die Gegend, sobald das Wasser aufgetrocknet ist und die Gewächse verdorren. **Tschat** heißt so viel wie Coblenz, d. h. Vereinigungspunkt der Flüsse Sumbar und Atrek. Es befindet sich daselbst kein Ort, wie denn überhaupt Ortschaften auf dieser Strecke nicht vorkommen, sondern nur ein ständiges Lager. Das Flußbett des Sumbar ist höchst merkwürdig. Es besteht aus einem breiten, viele Klafter tiefen alten Flußbett des wahrscheinlich einst mächtigen Flusses und aus einem schwachen Rinnsal lehmigen Wassers in dessen Mitte. Die steilen Wände des ersten sind viele Klafter hoch, wahrhaft imposant und obgleich aus Lehm und Sand bestehend geformt wie Felsen, mit Höhlen, gleich Tropfsteinhöhlen, Schluchten gleich den Klammen in Tyrol und mit Stellen, welche vollkommen Ruinen und Mauern gleichen. In Löchern und Ritzen dieser hohen Uferwände hausen Thurmfalken, Dohlen, wilde Tauben und einzelne Geier. Wir saßen lange an dem Sumbar und beobachteten ihr Treiben, ihr Zunestefliegen, Schreien, Zirpen in einer Höhe wie die eines fünfstöckigen Hauses über uns. Oben aber auf der Oberwelt, auf der grünbewachsenen Steppe liefen die hühnerartigen Vögel umher und erschienen am Rande der Sandwand, von wo ihr Gackern zu uns herab tönte. In der Nacht war das Geschrei der einfallenden und in der Nähe übernachtenden Kraniche unaufhörlich zu vernehmen. Bei Sonnenaufgang sahen wir denn auch lange Ketten dieses bekannten Wandervogels „in graulichen Geschwadern ziehen“. Von Tschat 50 Werst entfernt liegt Dusolum, ein vom General Tergukassow 1879 eingenommener Punkt an der Vereinigungsstelle des Atrek und des Schandyr. Hier giebt es außer Zelten und Filzjurten auch Erdhütten und einige Lehmhäuschen, einen kleinen Markt, den Küchengarten der Garnison, ein Dampfbad, ein Hospital, eine Telegraphen- und Poststation. Hier leben Menschen schon beinahe zwei Jahre und hier haben sich auch Hausschwalben eingefunden, die am Morgen vom Dache herab ihr Lied zwitschern. Das Haushuhn in zahlreicher Vertretung belebt die Gehöfte, in den buschartigen Wäldchen am Flusse haust der Fasan und scharenweise die Elster, die ich wiederholt als aasfressenden Raubvogel beobachtete. Ein niedliches, ganz zahmes Haselhuhn mit rothem Schnabel und rothen Füßchen sah ich im Käfig bei einer barmherzigen Schwester.

Was der Gegend einen gewissen Reiz wenigstens in diesem frühen Theil des Jahres verleiht, das sind am Fuße der Sandhügel ganze Beete von Tulpen und zahlreiche gelbe, lila und bräunliche Schwertlilien, um welche gewöhnlich Schmetterlinge flattern. Nachdem wir schon bedeutende Hitze gehabt, so ist nach ergiebigem Regen die Temperatur so gefallen, daß wir heizen und die wärmeren Kleider wieder hervorgezogen haben.

Bami, Russischer Ostersonntag.

> O fons Bandusiae, splendidior vitro,
> Dulci digne mero, non sine floribus,
> Cras donaberis haedo,
> Cui frons turgida cornibus
> Primis et Venerem et proelia destinat.
> Horatius.

Das Gesammtleben, vegetabilisches und animalisches, in diesen heißen Ländern hängt von dem Vorhandensein des Wassers ab; wo Quellen sind, wächst Gras, Kraut, Strauch und Baum, da weidet das Vieh, da lebt der Mensch. Wo die letzte Wasserleitung aufhört, da endigt auch der letzte Acker und die letzte Ansiedelung. Man wird begreifen, wie hoch und heilig ein Bergquell in der Achalteke-Oase gehalten wird und wie seine Erhaltung, die Reinigung seines Bettes zu einem Fest mit uraltem Ritus geworden. Im Frühling versammeln sich die anwohnenden Tekinzen um einen solchen Quell, schlachten einen Hammel, lassen etwas Blut in das Wasser fließen, dann reinigen sie mit den Händen sorgfältig die Ursprungsstelle und den nächsten Verlauf von Schlamm und etwaigen Abfall und verspeisen unter fröhlicher Festfeier das gebratene Opferthier. So geschah es in der Nähe von Artschman im Monat März. Ist das nicht die Scene, die Horaz in seinen Oden so anmuthig beschreibt?

Hier in Bami am Rand des Baches ist ein kleiner Baumgarten mit einem Dutzend schön belaubter Aprikosenbäume. Auf diesen erscheinen seit drei Tagen Schwärme von Rosenstaaren, um daselbst ihr Nachtquartier zu nehmen. Sie sind allerliebst rosa und schwarz gefärbt, haben ein Federbüschchen auf dem Kopf, übertreffen den gemeinen

Staar an Größe um ein Geringes. Sie kommen sonst in Transkaukasien und in den Alpen vor. Heute Abend plötzlich erschienen über den Aprikosenbäumen, wie eine Schar von Spähern, Glanzstaare mit ihren smaragdgrünen Bäuchen, ihrem rosafarbenen Gefieder, der feinen langen Schwanzfeder und dem typischen Gepipse. Sie waren in der Minderzahl und nach manchen Umflügen zogen sie mit unzufriedenem Pfeifen ab, indeß die Rosenstaare die seltenen Laubwohnungen einnahmen. Was bedeutet nun die Ankunft dieser beiden verwandten Stämme insektenvertilgender Vögel? Sie bedeutet die Anwesenheit von Heuschrecken, von großen Wanderheuschrecken in diesem Gau. Wo die Wanderheuschrecke erscheint, da fliegen auch die Rosenstaare und, wie ich sehe, die Glanzstaare zu. An jene und den Berg Ararat mit seiner heiligen Jakobsquelle knüpft sich in Transkaukasien eine Legende, deren Inscenirung ich vor einem Jahr in Tiflis erlebte, als ich daselbst im April mit General Skobolew die erste Zusammenkunft hatte. Es hieß auf einmal in der Stadt: „Die Heuschrecken sind da“ und eines Sonntag Morgens waren alle Einwohner in den Straßen, eine Prozession zog vorbei. Man sagte mir auf mein Befragen: „Der Becher mit Wasser vom Jakobsquell wurde eben gebracht, der Magistrat ging demselben entgegen, alle Welt begrüßte das heilige Wasser. Nun werden die Vögel auch bald nachkommen.“ Wenn die Heuschrecken, eine von den sieben ägyptischen Plagen, sich zeigen, so sendet man schnell einen armenischen Geistlichen nach Eriwan zum Ararat, er schöpft einen Pokal Wasser aus der Quelle des heiligen Jakob (an der Stelle, wo dieser die Himmelsleiter sah!) und muß ihn ohne einen Tropfen zu verschütten zurückbringen, dann folgen ihm die rosa Vögel und vernichten die gefährliche Insektenschar. Wie alt mag die Sage und der Gebrauch sein? Ich hörte an jenem Aprilsonntag-Abend in Tiflis erzählen: „Die Vögel sind schon eingetroffen.“

In den zahlreichen Dornbüschen habe ich noch einen andern lieben Gast aus der Vogelwelt gesehen, den Zaunkönig. Ein Pärchen nistet hier im Hospitalgarten. Regulus und regula oder reginula schlüpfen durch das dürre Geäste von Juniperus Caucasicus, den wir vergeblich anzupflanzen suchten, und scheinen gar nicht scheu. Außer ihm hat sich auch ein Pärchen der rosa angehauchten Staare entschlossen nach vorheriger Information am hiesigen Orte in einem abgestorbenen Baume zu bauen und seinen Insektenbedarf aus dem Hospitalgarten zu beziehen. Ihr Gebahren ist ganz wie das der Staaren; sie laufen ebenso mit geducktem Köpfchen durch das Gras, stehen, schauen sich um, laufen weiter, stets Fühlung mit einander behaltend. Die Rosafärbung des Männchens ist kräftiger, die des Weibchens spielt mehr ins Fleischfarbene.

In der Nähe von Dusolum wurde eine kleine Rabenart geschossen mit rothem Schnabel und rothen Füßen. Ich hielt den Vogel erst für eine große Amsel, aber mit Hülfe eines Exemplars von „Brehm“, welches der Indier Ramschandu bei sich führte, gelang es uns den Vogel als Raben zu bestimmen.

Die Flora der Oase ist übrigens mit den Zwiebelgewächsen, der Pfeffermünze an Bächen und dem Absynth auf der Steppe noch nicht vollständig charakterisirt. Noch treibt der Boden mächtige Doldengewächse, von welchen einzelne dem wilden Kümmel gleichen. Dann gedeiht ein wilder Rhabarber (Rheum Achaltekensis Remmert) von großer Kraft und Schönheit. Im ersten Frühling auf scheinbar kahlem Boden, erscheint ein rundes Blatt, welches sich dicht am Erdboden ausbreitet und oft beträchtliche Größe erlangt. Nach einiger Zeit entfaltet sich ein zweites und ein drittes, die zusammen mit dem ersten eine flache, runde, grüne Tafel bilden. Aus der Mitte hebt sich nun der Schaft mit einer gelb-weißen traubenförmigen, reichen Blüthe. Auch die fleischartigen Blättergewächse, mit zierlich getheilten, großen, fächerartigen Blättern, eine Zierde der Landschaft, sind mir gänzlich unbekannt und weiß ich dieselben, da noch keine Blüthe erschienen, auch nicht annähernd zu klassifiziren. Von Bäumen sind außer den angepflanzten Obstarten, den die Hochgebirge zierenden schwarzen Wachholderbäumen, dem Ahorn, der Weide an den Wasserleitungen zu Gök-Tepe und Kisil-Arwat, auch besonders bei Dusolum und Tertakan, überall der graue weidenartige Strauch und Baum Saxaul vorhanden. Die Sandberge bedeckt ein dorniger Strauch mit ovalen fleischigen Blättern und seltenen gelben Schmetterlingsblüthen. Zwischen Strauch und Pflanze hält sich eine perennirende Orobusart mit derben Stielen und gelb-röthlichen Blüthen. Andere kleine Wicken und Erbsen stehen da und dort im Gras. Noch habe ich der Lychnis flos cuculi, des vielfach blühenden Raps, der kleinen Stein- und Wiesennelken, nicht erwähnt, welche den Wiesen und Triften streckenweis gelbe, lila, weiße Färbung geben.

Von Dusolum bis Tersakan führt der Weg durch ein Meer von Sandhügeln und Sandbergen, welche zwischen Dusolum und Tschat als erste leichte Wellenbewegung des Bodens beginnen und nach Süden und Norden allmälig in hohe Gebirge übergehen. Schon halbwegs Tersakan zeigen sich im Sand Kieskonglomerate und geschichtete Kalksteinlagen mit vielen Versteinerungen. Natürlich wird hier Flora und Fauna mannigfaltiger und anders als auf der Steppe. Der Fliegenfänger, der Grassänger, schneeweiße Maisen beleben die grünen Wiesengründe zwischen den Bergen; zahlreiche Schlangen, Skorpione und Phalangen wurden beobachtet, gefangen und getödtet. Ich selbst sah nur die ledergrauen, breitköpfigen Eidechsen bis zur Größe einer Ratte, den Igel, das Wildschwein, eine Hirschkuh (dort gefangen und gezähmt); hörte vom Tiger, vom Luchs, vom Stachelschwein und vernahm nächtlicher Weile das Gebell der Schakale. Aus den Hochgebirgen fliegen zahlreiche Raubvögel herzu; Tauben sind häufig. Mir fiel ein weißer Vogel mit schwarzen sehr langen Flügeln auf zwischen der Größe der kleinsten Möwe und der Taube, der, in kleinen Trupps fliegend, vor uns auf dem Wege einfiel, uns herankommen ließ, wieder aufflog und dasselbe Manöver wiederholte. Das Männchen ist etwas größer, lebhafter gefärbt, die kleinen Weibchen haben grauschwarze Flügel und ein mattweißes Brustgefieder. Mein Rosselenker, ein deutscher Kolonist von der Wolga, sagte, dort kämen dieselben Vögel vor und würden von ihnen „Wegvögel“ genannt. Ich habe hier auf Kobet-Dagh botanisirt, manche neue Pflanzen gefunden, davon ich einen Theil bestimmen konnte, und empfehle Botanikern vom Fach, die Oase zu erforschen und zwar im März und April, ehe die Sonne alles verdorrt. Es giebt drei Arten Tulpen, die purpurne, fette, nicht hochgestielte, der Ebene angehörige, welche unserer Gartentulpe am ähnlichsten sieht, von Gök-Tepe bis Tschat verbreitet und sehr zahlreich ist. Tulipana Achaltekensis purpurea, eine zweite seltene, dem Steingrund angehörige, schneeweiße, hochstielige Tulpe, deren Deckblätter über der Knospe von den grau grünen Nüancen der Nymphendeckblätter sind. Die grünen Blätter spitzer und länger, niemals kraus, wie bei der rothen Tulpe der Ebene, nur bei Tersakan gesehen (Tulipana ereota alba Stephania) und endlich eine kleine, rosenfarbige Species, dem Krokus ähnlich, mit spitzigen grünen Blättern, nur auf dem etwas salzhaltigen Boden bei Aidin beobachtet (Tulipana minima Olga). Vier schöne Mohnar-

ten fand ich ebenfalls in der Oase, erstens überall weit verbreitet und ausgezeichnet schön den rothen Mohn, der bei uns im Korn blüht, dann eine etwas größere, fettere Art, ohne die schwarze Zeichnung am Grund der Blumenblätter, identisch mit jenem bei uns in den Gärten gezogenen und auf den Steppen Armeniens verbreiteten Pavo. Neben ihnen steht ein kleiner, etwas steifer, tief veilchenblauer Mohn mit aufrechter Blume, die ich anfangs für eine Ranunkel hielt. Er kommt auf der Steppe und der Höhe vor, ist $^3/_4$ kleiner als der gewöhnliche, sonst demselben ähnlich (Papaver minimus Achaltekensis Nina). Die vierte Art steht an Größe zwischen den vorigen, doch immerhin klein, goldgelb mit kräftiger, brauner Zeichnung, die Knospen und Blätter stark behaart, Papaver elegans hirsutus. Ein ganz eigenthümliches, baumartig=aufrechtes Vergißmeinnicht habe ich bei Chadscham=Kala im feuchten Grunde und bei Bendesen auf steinigem trocknen Boden stark verbreitet gefunden. Es ist dies gleichsam ein stylisirtes Vergißmeinnicht; auf schlankem Stiel steht Ein Blümchen, unter welchem hervor sich der Stamm in drei Aeste theilt, welche ganz mit Blüthen besetzt sind. Die Blüthen sind genau wie bei dem Wiesenvergißmeinnicht, die Blätter aber schmaler, blau graugrün, regelmäßig abstehend. Ich nannte dasselbe Myosotis arborescens Elisa und erlaubte hier mir wie bei anderen der annähernd richtigen Bezeichnungen Frauennamen als eine aus der Ferne dargebrachte Huldigung für theure oder verehrte Wesen hinzuzufügen. Unendlich mannigfaltige Blumenarten produzirt die Steppe und noch mehr das Gebirge. Beim Ueberschreiten des Kobet=Dagh zwischen Bendesen und Bami hatte ich das Mißgeschick, von meinem den Abhang hinab durchgehenden Viergespann aus dem Wagen geschleudert zu werden, nachdem ich zwei Tage zuvor mit einem scheuenden und sich rückwärts schlagenden Pferde gestürzt war. Obgleich hinkend und mit verletztem Arm setzte ich mein Botanisiren fort. Wild wachsende Kaiserkronen von etwas lichterer Färbung als die im Garten gezogenen standen in Menge unter den alten Wachholderbäumen (Juniperus Caucasicus) und Ahorngebüschen, welche den nördlichen Abfall des Gebirges waldartig bedecken. Dort sangen auch unsere Sänger des Waldes und des Busches, sogar ein Kukuk ließ sich hören. Die kleine lilafarbene Lilie (Lilium Achaltekensis coeruleum) mit 3 bis 4 glockenartigen Blumen und spitzen länglichen Blättern habe ich schon erwähnt. Eine andere auffallend große sehr häufige Lilie hat einen Kranz oder Busch von graugrünen Blättern, welche der Zwiebel entwachsen und am meisten an Narcissenblätter erinnern. Aus ihrer Mitte hebt sich ein gerader Stengel 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch, an dem eine Menge, 30 bis 40, gelb und weißer kleiner Lilienkelche nach und nach erblühen, die leider geruchlos sind. Aber die ganze Pflanze ist elegant und gereicht in größerer Anzahl einer Gegend zum Schmuck. (Lilium elegans Skobolew.) An einer sandigen Schlucht bei Margis sah ich eine andere prächtige Liliacee (Lilium martagon Achaltekensis Anastasia), die ohne Wurzelblätter auf steilem, leicht gebogenem Stiel etwa 10 bis 12 fleischfarbige Blüthen trägt. Sie erinnern am meisten an die des Türkenbundes, doch sind die Blätter weniger gebogen, die Farbe heller. Zwischen Chodschamkala und Bami fand ich noch eine gelbbraune Anemone, der Anemone pulsatilla am ähnlichsten, etwas kleiner und niedriger, doch gleich ihr auf felsigem Boden wachsend, welche ich Anemone Achaltekensis Kuropatkin taufte.

Die Einwohner machen uns darauf aufmerksam, daß ein so regnerisches Frühjahr eine Seltenheit und gewöhnlich Ende April Alles von der Hitze und Trockenheit versengt und gedörrt ist. Dann ziehen sich natürlich auch die geflügelten Bewohner der Luft auf wasserreichere Punkte und kühlere Stellen zurück.

Einen Irrthum muß ich berichtigen, nämlich den, daß die Staare nicht über diese Gegend reisen. December und bis Mitte Januar war Tschikischlar von vielen Tausenden dieser traulichen Thierchen besucht. Sie saßen auf dem Sande hauptsächlich in der Nähe des Barackenhospitals, zwitscherten und lärmten die ganze Nacht und nährten sich unter anderm von dem Brot, Fleisch und Abfall, den ihnen die Kranken und Diener des Hospitals zuwarfen.

Hier in Bami sah ich Ziegenmelker gegen Abend herumschwärmen. Insektenfressende Vögel finden in der Oase reichliche Nahrung, da Fliegen, Spinnen, Käfer überall, am Atrek auch Mosquitos ungemein häufig sind. Schmetterlinge habe ich überall einige, doch nur in geringer Anzahl gesehen, während in Alexandropol zur Zeit der Blüthe der Steppe einmal drei Tage ein wahres Schneetreiben von weißen Schmetterlingen andauerte. Auch sind mir bis jetzt nur die allergewöhnlichsten Arten vorgekommen.

Ende April hat die Flora schon einen sommerlichen Charakter. Sie ward mir zu beobachten geboten, als ich am 24. April a. St. von Bami ausfuhr, diesmal den definitiven Rückweg antretend. Auf der 50 Werst langen Strecke bis Kisil=Arwat herrscht furchtbare Einförmigkeit der Ebene, der Gegend überhaupt. Weit und breit kein Baum und kein Wasser; der Boden ungleich von busch= und krautartigen Pflanzen bedeckt, die jedoch eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Der rothe Mohn und die lila Viole sind im Abnehmen, dagegen bedeckt ganze Strecken ein heller weißer Rittersporn von großer Schönheit, eine Potentilla Achaltekensis von besonders schönem Schwefelgelb, mit zarten wurzelständigen, zerfaserten Blättchen. Seltener fand sich ein kleines, höchst zierliches Trifolium minimum Beck, welches seine rosa Zwergblüthen auf hohen silbergrauen Stielen mit üppigen grünen gefiederten Blättern trägt. Ich halte diese Kleeart für autochton und neu. Sie ist eine der graziösesten Pflanzen, die ich kenne. Eine andere Pflanze bedeckt krautbuschartig die ganze Strecke. Ein aus fünf bis sechs Stengeln zusammengesetzter Busch entwächst (nicht perennirend) einer Wurzel. Vom Boden bis zu den Endspitzen sind die Stengel mit dunkelgrünen, saftigen zerfaserten Blättchen besetzt. Im Innern dieses grünen Busches sitzt die weiße glockenkelchförmige Blume (wie Orangenblüthe), um sie herum ebenfalls im Grün geborgene gelbweiße Knospen (Stern im Busch, Stella umbrata Frieda).

Hyosciamus aromaticus, ein nach Patschouli duftendes, violett blühendes Bilsenkraut, möchte keine besondere Art, sondern nur die durch Boden und Klima producirte Varietät der bekannten Giftpflanze sein. Ein perennirender Orobus, lebhaft rosa und lila blühend, ebenfalls mit härtlichen, gleichsam in Verholzung begriffenen Stielen von silbergrauer Farbe und glatter glänzender Oberfläche, wie dies bei vielen hiesigen Pflanzen und namentlich auch bei dem gelblich=weiß blühenden schon früher erwähnten Orobus der Fall ist. Diese schmetterlingsartigen Blüthen mit den stylisirten gefiederten Blättern, den Ansätzen zu Dornen sind eigenartig, schmücken jeden Strauß und würden sich zur Gartenzier eignen (Orobus Achaltekensis voraceus). Von den Tulpen stehen nur die prall gefüllten Samenkapseln auf hoch aufgeschossenen Stielen; die Blätter haben bei der frischen und feuchten Witterung noch Saft. In meiner Kibitke zu Bami wuchsen wie in einem Keller unter dem Schreibtisch drei Tulpenpflanzen bis zur Höhe von $1^1/_2$ Fuß schlingpflanzenartig durch die Stäbe der Wand empor. Sie

brachten es aber bei Abwesenheit direkter Sonnenwirkung bis zum Tag meiner Abreise nicht zur Knospenbildung und sahen gelb und mager aus.

Selbst auf dem Sand in der Nähe des Michael-Meerbusens haben Frühlingssonne und Frühlingsregen eine relativ reiche, eigenartige Flora hervorgezaubert. An Stelle des weißen Rittersporn tritt auf einmal ein rosa und violetter von gleicher Gestalt und Schönheit; nur bildet er in jeder kleinen Niederung des Terrains, mit Potentilla und Tussilago vermischt, ganze bunte Blumenbeete. Die binsenartigen Sträucher Saxaul und andere, welche geradezu an die australische Flora erinnern, stehen in Blüthe. Ein unscheinbarer, an Ginster erinnernder Binsenstrauch trägt eine ganze Reihe rosenrother Schneeflocken an fadenartigen langen Stielen zierlich aufgereiht. Entfernt man die zarte, seidenweiche Umhüllung, so trifft man auf eine drei- oder vierfache Kapsel, die also im Durchschnitt einen Stern bildet mit drei oder vier Spitzen. Ich habe nicht die Evolution noch die Involution dieses Gebildes beobachten können, signalisire aber die merkwürdige Pflanze den Botanikern.

Die ganze Strecke der Michaellinie ist arm an Gefieder und Geflügel. Doch ward uns ein seltener und überraschender Anblick vor Kasantschik zu Theil. Auf einen Teich, der von der Regenzeit zurückgeblieben, ließen sich vor unseren Augen zwei schwarze Störche nieder, nachdem sie aus den höchsten Luftregionen in einer Spirallinie herabgeflogen. Auch sie waren wenig scheu und ließen sich durch unsern Wagenzug keineswegs aus ihrer Ruhe stören.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem „Kawkaz" zufolge sind in einem der Staatsforsten im Gouv. Jelisabetpol große Lager von Magneteisenstein entdeckt worden, die bis 70 und mehr Procent reines Eisen enthalten. Die Ausschmelzung soll (zum ersten Male) mittelst Naphta-Resten erfolgen.

— Ueber die Auffindung von Kohlenlagern in Turkestan sagte Romanowski in einem Vortrage in der Mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg: Das turkestanische Gebiet ist sehr arm an Pflanzenwuchs, ausgedehnte Waldungen finden sich nur auf den Hochebenen, und Wege dorthin fehlen. Die Frage nach Mineralkohlen hat deshalb für jene Striche ganz besondere Bedeutung. Die besten Kohlenlager finden sich östlich von Sergiopol, bei Tschugutschak im Gebirgskamme Tarbagatai; hier sind die Schichten etwa 10 Fuß dick; dann im Thale des Ili und besonders ausgedehnt um Kuldscha. Endlich hat Romanowski im Jahre 1879 den westlichen Theil des Kreises Zerawschan zwischen dem Flusse Zerawschan und dem See Iskander-Kul untersucht und auch dort bei der Festung Sarwadan und dem Dorfe Rabat Kohlenlager gefunden. (Nach dem Russ. Inv.)

— Die Telegraphenlinie von Krasnowodsk nach Gök-tepe ist officieller Bekanntmachung zufolge Anfangs Mai in ihrer ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben worden.

— Durch kaiserlichen Ukas ist Ende Mai 1881 das Gebiet der Teke-Turkmenen dem russischen Reiche einverleibt worden: „Um die Ruhe und Sicherheit in der transkaspischen Steppe festzustellen, haben Wir für gut befunden, das von Unseren Truppen besetzte Territorium des Teke-Turkmenen-Stammes mit dem Reiche zu vereinigen, und befehlen, aus diesem Territorium und dem Lande der transkaspischen Militär-Abtheilung ein transkaspisches Gebiet zu bilden unter Einverleibung desselben in den Bestand des kaukasischen Militär-Bezirks 2c.

— Sir R. Biddulph, High Commissioner von Cypern, erklärte bei der Geburtstagsfeier der Königin Victoria am 28. Mai 1881, daß er seit Beginn des Jahres jeden Distrikt der Insel besucht und mit Vergnügen das Gedeihen des Landes wahrgenommen habe. Das enorme Wachsthum des Postverkehrs innerhalb Cyperns während des letzten Jahres — die Anzahl der abgesandten Briefe ist 17mal größer als in dem Jahre vor der englischen Okkupation — und die gleichfalls bedeutende Zunahme von Briefen nach auswärts — die Zahl derselben ist viermal größer, als die der auf der Insel selbst versendeten — kann als gutes Anzeichen für die Entwickelung kommerzieller Thätigkeit angesehen werden.

— Ein von Kap. J. E. Sandman von der Indischen Aufnahme geschulter eingeborener Forschungsreisender hat unlängst einen Schritt weiter zur Entdeckung der Irawadi-Quelle gethan. Im Anfang November 1879 langte er in Bhamo an und fuhr mit seinen Gefährten den Irawadi aufwärts bis Katscho (unter 25° 20′ n. Br. etwa 1000 Fuß hoch gelegen). Von dort ging die Reise über Land bis Mogungpoon Maingkung (26° 8′ n. Br.), wo sie ihr Ende erreichte. Die birmanische Grenze liegt etwa 16 engl. Meilen nördlich von Katscho; weiterhin wohnen Katschins oder Kansa-Katschins und keine Schans mehr. Im Ganzen stimmen die Nachrichten des indischen Reisenden gut zu denen des Engländers Wilcox aus dem Jahre 1827, welcher sich rühmte, die Quellen des Irawadi entdeckt zu haben und dieselben noch südlich vom 28. Grade nördl. Breite verzeichnete. Daß der tibetische Jaru-dsang-po mit dem Irawadi zusammenhänge, wie noch kürzlich R. Gordon in Rangun behauptet, soll jetzt endgiltig widerlegt sein.

Die Russische geistliche Mission in Japan[1].

L. In Japan existirt eine russische rechtgläubige Mission seit dem Jahre 1871. Chef der Mission ist der frühere Archimandrit und jetzige Bischof Nikolai. Als derselbe im Jahre 1871 in Japan eintraf, gab es daselbst drei rechtgläubige Japanesen. Von Jahr zu Jahr aber hat sich die Thätigkeit der Mission gesteigert und vermehrt; jetzt wird vom Norden Japans an bis zum Süden das Christenthum gepredigt und die Zahl der rechtgläubig getauften oder sich zur Taufe vorbereitenden Japanesen beträgt heute mehr als 6000. Die Zahl derer, welche ohne Christen zu sein die Predigt hören, ist aber viel größer. Im Dienst der Mission sind — außer dem Bischof Nikolai — thätig: 4 Missionäre, 6 Priester, 1 Mönchpriester, 2 Hülfsprediger (Diakonen) und mehr als 90 japanische Prediger. Der Hauptsitz der Mission ist in der neuen Residenz Tokio (Jeddo); daneben besteht eine zweite Station in Hakodate. In Tokio besitzt die Mission ein geistliches Seminar, eine Schule zur Bildung von Predigern; fast alle Lehrgegenstände, sowohl die theologischen wie die allgemein bildenden, werden in russischer Sprache vorgetragen mit alleini-

[1]) Nach der „Neuen Zeit" 1881, Nro. 1828. (Russisch.)

ger Ausnahme der Mathematik, welche Japanisch gelehrt wird. Die älteren Schüler können gut Russisch sprechen und noch besser schreiben. Außerdem existirt bei der Mission eine Schule für Mädchen. Die Mission in Hakodate hat auch zwei Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, mit japanischer Unterrichtssprache und besonderer Unterrichtsstunde für die, welche Russisch lernen wollen.

Es erscheint auch zwei Mal monatlich in japanischer Sprache mit besonderer Bewilligung der japanischen Regierung ein „Rechtgläubiger kirchlicher Bote".

Die rechtgläubigen Japaner haben aus eigenen Mitteln, an verschiedenen Gegenden Japans, schon fünf hölzerne Kirchen in russisch-byzantinischem Style erbaut; daneben giebt es ungefähr 20 Bethäuser, welche zum Theil auf Kosten der Japaner, zum Theil mit Unterstützung der russischen Mission aufgeführt sind. An anderen Orten wird zum Bau neuer Gotteshäuser gesammelt.

Mit dem Anfang des nächsten Jahres soll noch eine dritte Station in der Stadt Oasaka, nahe der alten Residenz Kioto, eröffnet werden. Kioto ist das japanische Moskau, besonders in religiöser Beziehung als das Centrum des Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert in Japan eindrang, bald zu einer bedeutenden Gewalt gelangte und von großem Einfluß auf das Leben des japanischen Volkes wurde. Vor etwa 150 bis 200 Jahren fing der Buddhismus an zu sinken, und seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, seit der Bekanntschaft der Japaner mit Europa und dem Christenthum, hat er noch mehr an Bedeutung verloren. Nur in Kioto ist die Kraft des Buddhismus ungeschwächt; daß er an vielen Orten Japans noch fest steht, ist nur den zahlreichen buddhistischen Heiligthümern und den mit der Stadt Kioto eng verknüpften religiösen Ueberlieferungen zu danken. Pilgrimme aus allen Enden Japans besuchen in großer Menge Kioto und verbreiten den Ruhm von den großen Tempeln und anderen buddhistischen Heiligthümern. Eine Annäherung von Kioto und ein Einfluß der rechtgläubigen Mission auf die Stadt wird nur durch die Errichtung einer neuen Missionsstation in Oasaka möglich sein. Aus Mangel an Geldmitteln und an russischen Missionären konnte bisher in Oasaka keine Station gegründet werden; jetzt haben sich endlich Leute und Mittel gefunden, jedoch fehlt noch eine einmalige Unterstützung zum Aufbau eines Hauses, einer kleinen Hauskirche und einer Schule.

Afrika.

— Die französische Regierung benutzt die Besetzung von Tunesien sofort, um das ziemlich unbekannte Land aufzunehmen und eine Lücke auszufüllen, welche zu beseitigen sie schon längst sich hätte bewogen fühlen müssen. Denn thatsächlich rührt die bis jetzt vollständigste Karte des an Algerien grenzenden Landes von Prof. Kiepert her (Nouvelle Carte de la Regence de Tunis, Berlin 1881), und es wird noch Jahre dauern, bis wir die jetzt unter Oberst Perrier's Leitung auszuführende Aufnahme in Händen haben werden.

— G. Rohlfs, der gegen Ende Mai in Berlin eintraf, ist nicht durch die nubische Wüste („Globus" XXXIX, S. 287), sondern über Gondar und Massaua, seinen Ausgangspunkt, von Debra Tabor zurückgekehrt. Dr. Stecker ist daselbst zurückgeblieben, um das Land im Süden und Westen des großen Tsana-Sees kennen zu lernen. Derselbe ist gut ausgerüstet und verfügt über genügende Mittel, um anderthalb Jahre im Lande bleiben zu können.

— Seit einigen Jahren bemüht sich der (unlängst fälschlich todt gesagte) König Johannes von Abessinien, in seinem Reiche eine einzige Religion zur Geltung zu bringen, wie ein Korrespondent in „Die Warte des Tempels" (1881, Nr. 19) mittheilt. Ein einheitliches kirchliches Dogma war leicht hergestellt, indem sich die Anhänger abweichender Meinungen der Gewalt fügten und seine Orthodoxie annahmen. Dann kamen die zahlreichen Mohammedaner daran. Er erklärte, daß über das mohammedanische Wollo-Land kein mohammedanischer Fürst mehr regieren dürfe, worauf sich die dortigen beiden Imams nebst ihren Häuptlingen und Gefolge taufen ließen. Ebenso mußten überall, wo Mohammedaner zerstreut unter Christen wohnten, erstere übertreten; ihre Moscheen wurden zerstört, neue Kirchen gebaut, und nur wenige von der Geistlichkeit wanderten aus. Schwieriger wurde die Sache in dem fanatischen östlichen Wollo-Lande, welches nur von Mohammedanern bewohnt wird. Im Februar 1880 fiel Johannes dort ein und bekriegte und plünderte sie mit König Menilek von Schoa zusammen, obwohl sie Unterthanen des letztern sind. Wer gefangen wurde und sich nicht taufen lassen wollte, wurde einfach niedergemacht. Sie vertheidigten sich zwar tapfer, mußten aber der Uebermacht weichen, und nachdem ihr fruchtbares Land ausgeraubt und verwüstet war, sich fügen und sich taufen lassen. Doch sind manche entkommen und auch durch andere Flüchtlinge verstärkt worden, so daß sie sich wohl noch öfters erheben werden. In Schoa, wo die Mohammedaner wohl mehr als ein Zehntel der Bevölkerung ausmachen, will man die Christianisirung auch gewaltsam durchführen, was derzeit nur in seinen Anfängen an den Großen geschehen ist; das gemeine landbauende Volk scheint sich leicht fügen zu wollen, jedoch führte es einige Auswanderung herbei. Selbst den Gebrauch des Tabaks hat Johannes als ketzerisch streng verboten; die Uebertreter wurden mit Geißeln, Finger-, Nasen- und Handabschneiden bestraft, einem Manne wurde der Kopf gespalten; einen seiner höheren Beamten und persönlichen Freund, welchen Johannes beim öffentlichen Essen schnupfen sah, erschoß er höchst eigenhändig im Zelt vor allen Beamten und Tischgenossen. Die Leiche wurde an Ort und Stelle im Zelt sogleich verscharrt, dann das Zelt weggenommen und an einer andern Stelle aufgeschlagen. Leuten, auf deren Grundeigenthum man Tabakpflanzen fand, wurde ihr Eigenthum weggenommen u. s. w. Als die Leute trotzdem das Schnupfen im Geheimen nicht unterließen und immer wieder welche von Verräthern angeklagt wurden, so kam er auf die Idee, Kläger und Angeklagte gleich mit 50 Peitschenhieben zu bestrafen, worauf die Sucht zu verrathen nachließ. In Schoa besteht zwar dieses Tabaksverbot auch, allein gleich der erste Ankläger wurde wie der erste Angeklagte mit 50 Peitschenhieben bestraft, was gut wirkte. Der öffentliche Verkauf des Tabaks auf dem Markt ist verboten; auch erhebt man keinen Zoll mehr davon.

Die Folgen der eifrigen Bemühungen des Königs Johannes zur Herstellung eines einheitlichen Dogmas für ganz Abessinien betrafen auch die katholische Mission. Im Juni 1879 wurde der alte katholische Bischof Massaia mit zwei französischen Priestern zu Johannes nach Debra Tabor gerufen, dort ihnen jeder Verkehr mit dem Volk verboten und nach der Regenzeit im Oktober wurden alle drei via Matama des Landes verwiesen. Er sagte ihnen: „Ich dulde durchaus keine römischen Priester in meinem Reich."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

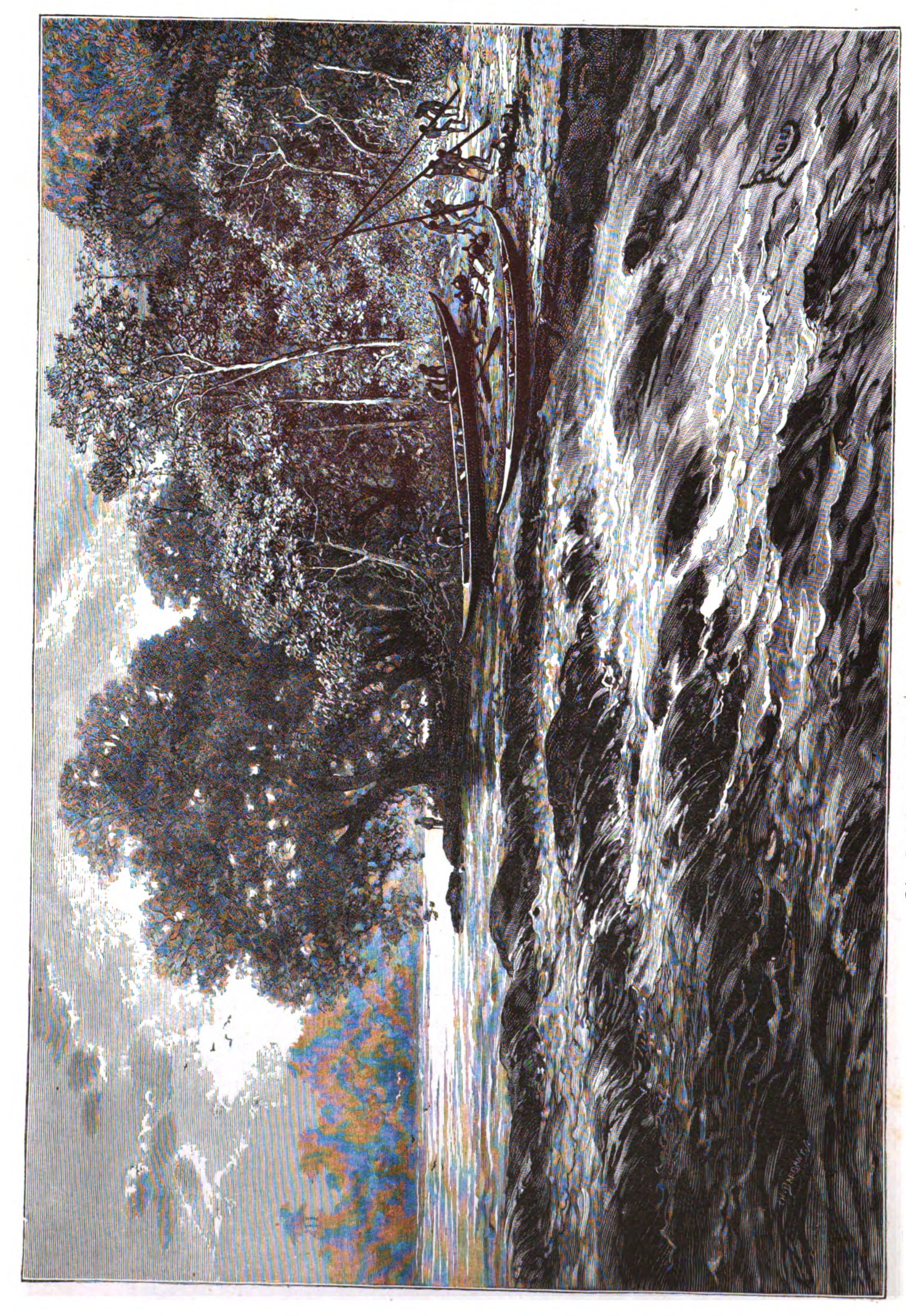
(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

III.

12. September. Da die Strömung schwach ist, ging die Fahrt an diesem Tage schneller von statten, als an den vorhergehenden. Die Landschaft aber war von großer Einförmigkeit; auf der einen Seite ein $1^1/_2$ m hoch steil abfallendes Ufer von weißem, stellenweise rothgeflecktem Thone, auf der andern flaches, sumpfiges, mit Wasserpflanzen bedecktes Land, dazu eine Vegetation, die der Zierlichkeit und des Malerischen nicht entbehrt, aber doch nur in Blättern, nicht auch in Blüthen und Früchten große Ueppigkeit entfaltet. Das Thierreich ist gleichfalls schlecht vertreten; Wild ist selten, Schmetterlinge nicht häufig, und seit einer Woche hatte Crevaux keinen Kolibri bemerkt; auf einen Quadratkilometer entfiel hier kaum ein einziger menschlicher Bewohner. Der Oyapok zerfällt, wie auch der Maroni und Yari, in drei scharf geschiedene Theile, deren malerischster, gesundester und an Nahrung reichster an den Wasserfällen liegt, wo es vortreffliche Fische in Menge giebt. Am Maroni ist das derjenige Theil, wohin sich die holländischen Negersklaven geflüchtet haben. Die Gebiete oberhalb wie unterhalb der Fälle, d. h. Quellgebiet und Mündung, sind sumpfig.

13. September. Der Fluß wird immer schmaler und bildet keine Inseln mehr. Kaum, daß noch ab und zu einige Granitfelsen aus ihm emporragen und Stromschnellen bilden, wo sich des Reisenden Begleiter mit dem Schießen von Paku-Fischen belustigten. Gegen 4 Uhr passirten sie einen kleinen, am linken Ufer belegenen Hügel, den Jean Pierre Yauar nennt, weil der Missionär Emonet dort einen großen Jaguar erlegt hat. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Apatu, daß man bis dahin noch kein solches Thier angetroffen habe, was als gutes Zeichen für den Erfolg der Reise anzusehen sei; er erklärte ferner, daß einer der Gründe, weshalb er Crevaux in vollem Vertrauen bis zum Yari gefolgt sei, der gewesen, daß man am ganzen Maroni keinen Jaguar getroffen habe. Wie die Roucouyennes glaubt er, daß sich der Waldteufel in Gestalt des Jaguars zeige, um böse Leute zu verschlingen. Eine halbe Stunde später maß Crevaux oberhalb der Einmündung der Ouarapouroutou die Breite des Stromes mit einer Schnur; er fand ihn 50 m breit, seine Tiefe zwischen 1 und 2 m wechselnd und seine Geschwindigkeit zu weniger als 1 Seemeile.

14. September. Die gesammte Mannschaft litt heute an Verdauungsbeschwerden, weil sie von den 20 gestern gefangenen Pakus nicht weniger als 15, d. h. auf den Mann mehr als 1 Kilogramm, gegessen hatte. Der Häuptling Jean Pierre gestand ein, daß er nie diese Stelle besucht habe, ohne aus derselben Ursache an Kolik gelitten zu haben. Die Oyampys begeben sich oft aus weiter Entfernung dorthin, um Pakus zu schießen. — Gegen Mittag stieg Crevaux an das dort etwa 2 m hohe Ufer, um eine Sonnenhöhe zu nehmen; kaum hatte er seine Beobachtung vollendet, als ein Indianer, der im Boote sitzen geblieben war, bemerkte, daß das Ufer zu weichen begann und in den Fluß zu stürzen drohte. Nur wenig fehlte, so wäre Crevaux nebst Apatu und Saba von zwei stürzenden Bäumen mit



Die „Drei Stromschnellen" im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

in den Fluß hinabgerissen worden. — Etwa um zwei Uhr Nachmittags wurden die bisher flachen Ufer höher, die Strömung schneller und bald befanden sich die Boote vor einem prächtigen Falle, den man als „die drei Stromschnellen“ bezeichnen könnte, weil das Wasser schäumend und tosend über drei Stufen einer majestätischen Treppe herabfällt. Zu Boote dieses Hinderniß zu überwinden, ist ganz unmöglich; man mußte das Gepäck hinübertragen und die Boote über einen großen Granitfelsen am linken Ufer hinwegschleifen. Bis hierher hatte Jean Pierre früher einmal einen Einwohner von Cayenne, M. Voisin, geführt, um „méou“ (Felsenhähne) zu jagen, welche in unseren naturwissenschaftlichen Sammlungen sehr selten, aber in der Umgebung der „drei Stromschnellen“ ziemlich gewöhnlich sind. Damals existirte an jener Stelle eine alte weißhaarige Indianerin vom Stamme der Ouayanas, die von Fischfang und der Jagd lebte, ohne mit den Oyampys den geringsten Verkehr zu unterhalten; mit ein wenig Einbildungskraft hätte man sie für die letzte jener Jägerinnen halten können, welche Orellana, der als der Erste Südamerika durchzog, an der Mündung des Trombetas fand. In Folge seiner phantasiereichen Erzählung erhielt bekanntlich der größte Fluß der Erde, der Marañon, den galanten Namen des Amazonenstromes. Diese Nacht schliefen der Reisende und seine Gefährten ruhig beim Geräusche dieses ansehnlichsten von allen Wasserfällen, den er im Oyapok und Maroni angetroffen hatte.

15. September. Oberhalb des Falles fand man sehr ruhiges Wasser; denn die Felsen, über welche dieser Fluß wie die übrigen in Guayana herabstürzen, bilden Dämme



Lager bei den „Drei Stromschnellen“. (Nach einer Photographie.)

oder Deiche, welche verhindern, daß die Wasserläufe während der trocknen Jahreszeit, die fünf volle Monate hinter einander andauern kann, völlig austrocknen. Weiter aufwärts ist der Oyapok stellenweise nicht breiter als 40 m bei einer Tiefe von 1,6 m und sehr schwacher Strömung. Große Bäume neigen sich dort, um der Sonnenstrahlen theilhaftig zu werden, weit über das Wasser und verbreiten angenehmen Schatten und Kühlung. Um Mittag aber, wo man den kleinen, doch schwierigen Fall Canaoua (d. h. Boot; von diesem Worte stammt vielleicht das französische canot ab, welches gewöhnlich mit dem niederländischen „kaan“, deutschen „Kahn“ in Zusammenhang gebracht wird) passirte, herrschte eine unerträgliche Hitze; die Sonnenhöhe betrug 89° 23′ und die Temperatur war fast ebenso hoch, wie an der Küste, weil dieses Gebiet noch immer nicht mehr als 90 m über dem Meeresspiegel liegt. Nachmittags wurde die Stromschnelle Itouatin überschritten, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und eine Menge kleiner granitischer Inseln umschließt. Auf einer solchen unweit des Nachtlagers wollte Jean Pierre in seiner Jugend die Reste eines von Missionären errichteten Kreuzes gesehen haben; bei näherere Untersuchung fand sich indessen keine Spur davon mehr vor.

16. September. Oberhalb der Einmündung des Moutaquère sinkt die Breite des Oyapok auf 25 m herab und eine Stunde weiterhin war nach 22tägiger ununterbrochener Bootsfahrt, während welcher man 160 Stunden gefahren und etwa 400 km zurückgelegt hatte, der Anfangspunkt seiner Schiffbarkeit erreicht. Er ist um ein Drittel kürzer, als der schiffbare Theil des Maroni, zu dessen Befahrung Crevaux 33 Tage gebraucht hatte; der Beginn der Schiffbarkeit liegt beim Maroni 110 m hoch, beim Oyapok 90 m. Letztere Stelle heißt „Landeplatz der Banares“ und zwar nach der Angewohnheit der Oyampys, jeden Augenblick das Wort „banaré“, d. i. Freund, zu gebrauchen.

Crevaux ließ nun eine Hütte errichten und das Gepäck

ausladen, während er sich selbst mit Jean Pierre aufmachte, um eine Oyampy-Niederlassung aufzusuchen. Ein ziemlich betretener Pfad war bald gefunden, nach zweistündigem Eilmarsche aber noch keine Hütte, so daß der Reisende daran verzweifelte, Träger zu erhalten und den Plan faßte, den an Fieber erkrankten Sababodi und zwei Schwarze am Landeplatze zurückzulassen, mit Jean Pierre und drei anderen Negern (Apatu, Stuart und Hopu) aufzubrechen und, falls man Indianer antraf, Jean Pierre zu den Zurückgebliebenen zurückzusenden. Um sich nicht allzu sehr zu beschweren, wurden sämmtliche Wein- und Liqueurflaschen, die der Reisende für Tage der Noth hatte aufsparen wollen, geleert und der Marsala floß hier am obern Oyapok in Strömen. Dann machten sie sich am Morgen des 17. September selbfünf auf den Weg nach Süden. Nach vierstündigem Marsche über flaches, von zahlreichen nach dem Oyapok zufließenden Wasserläufen durchschnittenes Land erreichten sie einen kleinen Hügel und trafen dort auf einen betretenern Pfad; plötzlich blieb Apatu stehen, legte das Ohr auf den Boden und behauptete, in der Ferne den dumpfen Ton einer Axt zu hören. Man ging demselben nach und bemerkte schließlich von einem Hügel aus eine Rothhaut, die so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt war, daß man sich ihr unbemerkt auf 10 m näherte. Der Wilde aber, welcher Jean Pierre kannte, zeigte keine Ueberraschung, als er die Fremden erblickte. Sein Dorf war nicht weit; bald kreuzte man



Marsch über eine Lichtung im Walde. (Nach einer Photographie.)

eine mit Maniok bepflanzte Lichtung und sah einige Hütten. Der Tamuschi (Häuptling) des Stammes, welcher von Msgr. Emonet auf die Namen Jean Louis getauft worden war, nahm den Reisenden gastlich auf und willigte gegen so und so viele Geschenke darein, ihn mit seinen beiden Frauen und zwei jungen Leuten nach dem Lande der Roucouyennes zu begleiten. Diese Oyampys halten wie die Roucouyennes eine große Menge gezähmter Thiere in ihren Wohnungen, wie Agamis (Trompetenvögel), Hokkos, Marayes und blau und rothe Aras; in dieser zoologischen Sammlung befand sich auch eine in einem Käfige verwahrte junge Harpye (Harpia ferox) etwa von der Größe eines Truthahns, welche Crevaux für ein Messer kaufte, von Apatu todtschlagen ließ und seinen Sammlungen einverleibte. Diesem Vogel (bei den Oyampys „Pia", bei den Bonis „Gonini"), welcher allen Arten Wild und den giftigsten Schlangen zu Leibe geht, wird von den Indianern eifrig nachgestellt, weil sie seine Federn für ihre Pfeile verwenden.

Nach einem Ruhetage, welchen die Frauen zur Bereitung von Cassave benutzten, wurde die Reise am Morgen des 19. fortgesetzt und schon nach einer Viertelstunde der eine Quellarm des Oyapok, den Crevaux den Crique Leblond zu nennen vorschlägt (8 m breit, $1^1/_2$ m tief), in einer Höhe von 100 m überschritten. Die Gegend war so wasserreich, daß im Durchschnitt keine fünf Minuten verstrichen, ohne daß man Wasser antraf, bald in Gestalt eines Baches, den man auf einem Baumstamme überschritt, bald eines pripri, d. h. Morastes, in den man bis über die Hüften einsank. Auf den kleinen Hügeln, welche diese zahllosen Gewässer von einander trennen, lagen eine Menge vor Alter umgestürzter



Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bäume; niemals aber krümmte ein Indianer den Rücken, um unter solch einem Hindernisse hindurchzuschlüpfen, sondern ging stets darüber weg. Der Grund davon ist der, daß in solchen verwesten Bäumen stets eine Masse Insekten, namentlich Ameisen und Termiten, hausen, welche bei der geringsten Berührung herabfallen. Bald nach Mittag, nachdem man nach Angabe des an Crevaux' Wade befestigten Podometer 14 100 Schritte gemacht, rastete man an einer Stelle, welche früher Landeplatz der Banares gewesen war, und wo ein in Folge einer Epidemie verlassenes Dorf gestanden hatte. Da man nur vier Stunden marschirt war, wollte Crevaux noch nicht für heute Halt machen; aber die Indianer verweigerten die Fortsetzung der Reise, weil sie gestern wenig gegessen und heute nichts als Cassave und etwas Reis hätten. Während also die Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen wurden, erbat sich ein junger Indianer, Yami („Schildkröte") mit Namen, des Reisenden Flinte, um auf die Jagd zu gehen; schon nach kurzer Zeit kehrte er mit Beute beladen zurück: er hatte ein Tapir schlafend gefunden, sich mit der Geschicklichkeit und List eines Tigers herangeschlichen, ihm aus nächster Nähe die ganze Ladung Schrot in den Leib gejagt und es sofort getödtet, während sonst selbst Rehposten in einer Entfernung von 7 bis 8 m von dem Dickhäuter abprallen. Das Thier wurde zerlegt und die ganze Nacht hindurch bukanirt; doch nahmen sie das Fleisch nicht mit, sondern vergruben es, sorgfältig mit einer Masse von Blättern umhüllt, in der Erde, um es bei der Rückkehr mitzunehmen.

Am 20. September folgten sie dem Crique Leblond aufwärts bis zu seiner Quelle am Fuße eines großen Granitfelsen, auf welchem sich vier Eindrücke wie von dem Fuße eines großen Jaguar befinden. Die Eingeborenen glauben, daß dieselben von einem Tiger-Zauberer (Yauarpiay) herrühren, der die Quellen des Oyapok bewacht. Crevaux sah jedoch, daß die Höhlungen nicht von Menschenhand herrühren, sondern ein zufälliges Naturspiel sind.

Man hatte von der jetzigen Anfangsstelle der Schiffbarkeit bis zu den Quellen des Oyapok demnach 12 Marschstunden gebraucht, während der frühere Landeplatz nur vier Stunden entfernt gewesen war. Der Oyapok nimmt wie der Maroni seinen Anfang aus einer zahllosen Menge von Bächen, welche am Fuß des Gebirges Tumuc-Humac entspringen; sein Lauf ist mit allen Krümmungen 485 km lang, der des Maroni 680 km. Seine Wassermasse ist größer als die des Rhône und der Loire, obwohl diese eine Länge von 1000 km haben. Nicht die Regenmenge allein macht die Flüsse Guayanas so ansehnlich, sondern auch der undurchlässige Boden; denn nirgends in dem ganzen Lande fehlt der den Indianern für die Herstellung ihrer Gefäße so nöthige Thon.

Der Yauar-Felsen liegt am Fuße eines Berggipfels, an dessen linker Seite der Pfad vorüberführt, welcher die Quellen des Oyapok mit dem Rouapir, einem Zuflusse des in den Yary gehenden Kou, verbindet. Crevaux erstieg denselben mit Apatu unter Führung des jungen Yami und fand auf dem Gipfel, dessen Höhe er zu 330 m bestimmte, und welcher seitdem den Namen des Reisenden führt, eine Lichtung, von wo er das hügelige Quellgebiet des Oyapok zu übersehen vermochte. Diese Granitberge sind die Fortsetzung jenes Gebirgsrückens, den die Geographen Tumuc-Humac oder Cumuc-Humac nennen, während er bei den Indianern den Namen Cumu-Cumu führt. So heißt eine Palme (Oenocarpus bacata), deren schwarze, in warmem Wasser zerquetschte Frucht einen Saft von der Farbe des Milchkaffees liefert, den die Eingeborenen sehr lieben. Im Maroni führt eine Stromschnelle oberhalb des Dorfes Cotica denselben Namen und ebenso ein Berg zwischen den Quellen des Essequibo und des Rio Branco in Britisch-Guayana. Gegen ein Uhr war Crevaux mit seinen beiden Begleitern am Yauar-Felsen zurück, der etwa 60 m tiefer liegt; kaum eine Viertelstunde später stieß er auf eine Quelle, welche nach Süden floß, dem Amazonenstrome zu: es war der Ursprung des Rouapir. Die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Oyapok und des Amazonenstromes ist hier etwa 10 Minuten Weges breit, während auf den Karten zwischen beiden noch ein großer, nicht existirender Fluß angegeben ist.

Nach Südwesten vordringend, sah Crevaux den Rouapir durch das Zuströmen zahlloser Quellen sich sichtlich vergrößern und erreichte kurz vor 3 Uhr ein von etwa 30 Oyampys bewohntes Dorf. Dort war der Rouapir schon groß genug, um ihm Gelegenheit zu einem erquickenden Bade zu geben; er maß 6 m in der Breite, 40 cm in der Tiefe und könnte für eine kleine Piroge schon schiffbar sein, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Bäume, welche seinen Lauf hemmen, abzuhauen. Von dem alten Landungsplatze der Banares am Crique Leblond bis zu dem Punkte, wo der Rouapir schiffbar gemacht werden könnte, ist also nur ein Zwischenraum von 15 km, wenn man alle Krümmungen einrechnet, oder von etwa 10 km in gerader Linie.

Khaibar in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

Die unten stehende Skizze der Thäler von Khaibar, das in den Anfängen der mohammedanischen Geschichte eine so große Rolle spielte, ist hauptsächlich entworfen nach der Zeichnung meines Gastfreundes Mohammed en-Nedschûmi, der von Medina gebürtig ist, in Khaibar wohnt und auf der Jagd nach wilden Ziegen und Gazellen das ganze Land durchzogen und kennen gelernt hat.

Dschebâl Hadschur ist eine plutonische Gebirgsgegend mit rauhen Thälern, die durch Wadi el-Hadschur zum Wadi el-Humḍ entwässert. In Ober-Arabien braucht man gewöhnlich das Wort ḍull'a (Rippe) für „Gebirge", wie in den betreffenden europäischen Sprachen die Worte coast, côte. et-Tubbdsch. Der untere Theil des Hauptthales beginnt sich beim Teiche Ghradîr et-Teir zu verengen. Das gesammte Hauptthal heißt Wadi el-Górras und gegen Hedîch zu Wadi es-Súlsilla.

Ánmar und Melkán sind hohe Berge.

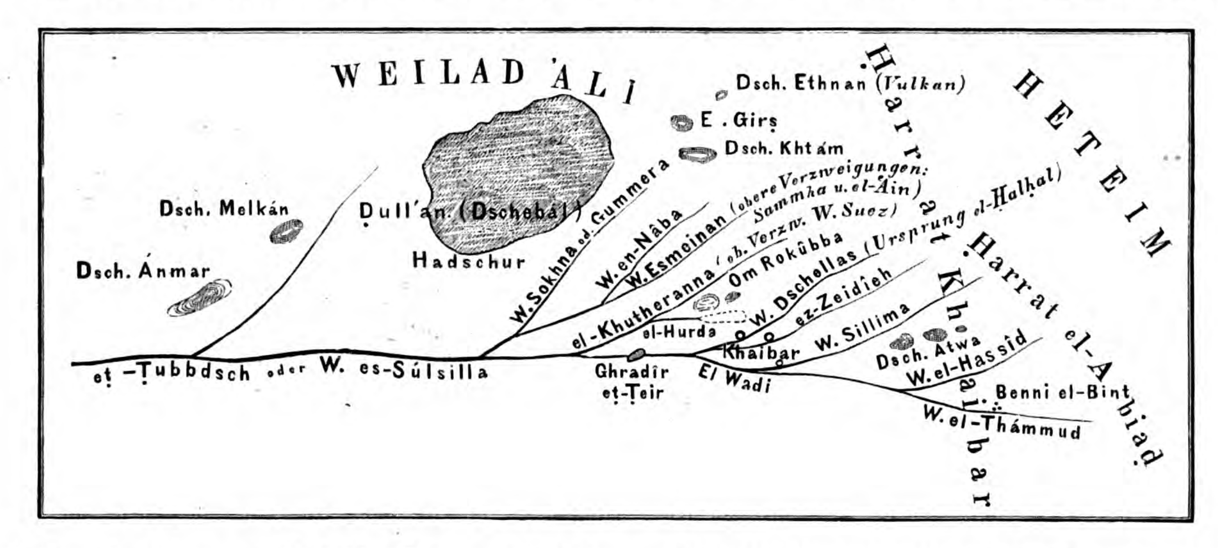
Wadi et-Tubbdsch ist stellenweise so eng, daß ein Dromedarreiter dasselbe nicht passiren kann; es enthält stets etwas Wasser. Zu beiden Seiten steigt das Gebirge steil und hoch an, und zur Regenzeit stürzt das anschwellende Gewässer mit dröhnendem Getöse hindurch. An allen offeneren Stellen des Thales befinden sich verfallene Brunnen und Gebäude alter Ansiedelungen. In den entfernteren

Wadis, die voll wilder Bäume sind, befinden sich große Teiche mit Dickichten von Schilf, Siddr (Akazien) und Dôm=Palmen; in manchen stehen auch ungepflegte Dattelpalmen der Beduinen und Ruinen alter Dörfer.

Der Khaibar=Dörfer giebt es drei; das bedeutendste in der Mitte ist Dscherriat (Kerriat) Bisschr, wo auf einer Basaltklippe sich der Hussn, die Akropolis von Alt=Khaibar, befindet. Auf dem Basaltrande (Figgera) des nächsten Thales gegen Süden liegt ein kleineres Dorf Om Kîda (Dscherriat Allayda) und in dem nächsten Thale nach der andern Seite hin ein Dörfchen el=Asmîeh (Dscherriat el=Fedschim [1]). Zwischen dem mittelsten Khaibar=Dorfe und el=Asmieh liegt Kasr en=Nebbi, des Propheten Hütte, die stets in gutem Zustande erhalten wird; dort soll Mohammed von seinem Dromedar abgestiegen sein. Hinter Kasr en=Nebbi auf einem Basaltberge Gerraieh, ein zerstörtes Dorf mit Straßen und kleinen, steinernen Häusern; bei el=Asmîeh ein zweites, Dscherriat Abu=Robai. Innerhalb der Mauern des mittelsten Dorfes liegt ein zweites ehrwürdiges Gebäude, die Hauptmoschee der Oase, Mesdschid 'Ali, so genannt nach dem heroischen Tochtermanne Mohammed's und Eroberer des jüdischen Khaibar, ein alter Bau aus rohem Mauerwerk und ohne Mörtel errichtet, während jetzt jene Dorfbewohner und die mohammedanischen Araber im Allgemeinen — mit Ausnahme von el='Alli — nur mit Lehm bauen. Ein niedriger Thurm dient als Minaret; in dem umgebenden Hofe befinden sich die rohen Gräber der ersten Mohammedaner, Aschâb en=Nebbi, welche im Kampfe für die neue Religion bei der Eroberung der elenden Judenstadt fielen, und wird dort auch täglich Dorfschule gehalten, in welche die schwarzen oder negerähnlichen Kinder geschickt werden, um von einem religiösen Scheich unterrichtet zu werden.

Wadi Dschellas, benannt nach diesem alten Ăneisi=Stamme, der früher zu den Besitzern von Khaibar gehörte, jetzt aber mit dem Stamme Ruwalla von demselben Volke vereinigt ist und die nördlichen Wüsten bis an die Grenzen Syriens südwärts von Dschaûf und Schkâki bewohnt.

Die Bisschr, die südliche Stammeshälfte der Weilad 'Ali, und die Fedschîr, Zwillingsstämme des Beduinenvolkes Âneisi, sind jetzt die nomadischen Grundbesitzer in Khaibar. Sie erhalten die Hälfte der Datteln, während die andere



Hälfte, wie es im ganzen semitischen Oriente gebräuchlich ist, den Bauern, hier Negern von Abkunft, gehört; von der Kornernte beanspruchen sie keinen Antheil. Khaibar, el=Hajât und Howeiat in derselben Harra (Khaibar) sind jetzt alles Negerdörfer im Besitze der nomadischen Âneisi; die heute freien Neger aber sind Abkömmlinge ihrer einstigen Sklaven. Die Âneisibesitzer von Hajât und Howeiat (Scheich Ibn Mudschellad) aber wurden, weil sie Ibn Raschîd Widerstand leisteten und sich empörten, aus dem Lande getrieben durch 'Abeid Ibn Raschid, welcher mit seiner Familie unter Oberherrschaft des Fürsten, seines Verwandten, in die Rechte der Vertriebenen eintrat.

El Halhal, Ursprung [2]) des Wadi Dschellas, ist ein offener feuchter Grund mit wenigen Palmen der Beduinen, Schilfdickichten und feinem Binsengras, wo die Kühe von Khaibar, wie in alten Zeiten, geweidet werden.

W. Sillima heißt so von Slîm, einer Art Wüsten=Akazie, welche in großer Menge daselbst wächst.

[1]) In beiden Worten wird dschîm für Kof gesprochen, ein bei diesen Beduinen gewöhnlicher Idiotismus. — [2]) Die oberen Verzweigungen der Wadis, welche mehrfach auf der obigen Kartenskizze angegeben sind, heißen bei den Arabern „scheibân“ „Gabeln“.

Dschebel Atwa, ein als Landmarke dienender Berg mit drei Gipfeln, der aus schaligem, rothem Trapp=Gestein besteht.

Benni el=Bint (des Mädchens Bauwerk) in Wadi Thammud und el=Hassîd sind antike kyklopische Dämme quer durch den Thalweg dieser Thäler. Ersterer, ein nicht hoher Damm oder Mauer, liegt nahe dem gewöhnlichen Wege nach Medina. El=Hassîd ist pyramidenartig in zurückweichenden Lagen kolossaler Blöcke erbaut; in jeder Lage sind Oeffnungen zwischen den Steinblöcken gelassen, um als Schleusen zu dienen, die nach und nach bei sinkendem Wasserstande geöffnet werden konnten. So geschah in alten Zeiten die Berieselung des tiefer gelegenen Thalbodens. Die Stelle ist vortrefflich gewählt und das Land fruchtbar, sagt Mohammed en=Nedschûmi, welcher vor Jahren nur durch die dauernde Unsicherheit der Gegend abgehalten worden ist, zusammen mit einem andern unternehmenden Manne aus Medina sich dort niederzulassen, den Damm auszubessern und eine Kolonie zu gründen. Zwei Reiter können angeblich auf der Oberfläche des Dammes neben einander reiten. Zehn Meilen jenseits Benni el=Bint liegt ebenfalls ein kleines zerstörtes Dorf, el Gerràieh, auf der Harra in einem Thale desselben Namens.

Die Luft dieser feuchten Thäler der Harra ist während der ganzen warmen Jahreszeit pestilentialisch. Namentlich im April herrscht unter den Negerkindern große Sterblichkeit, und Weiße können jetzt in Khaibar fast gar nicht leben. Mohammed en-Nedschumi und sein Bruder, die einzigen weißen, aus Medina zugewanderten Bewohner Khaibars, waren sehr kräftige Männer, welche zwar mit dem Leben davon gekommen, aber in Folge der tödtlichen Fieber zusammengebrochen sind, und die Soldaten, meist Syrer, welche letzthin Khaibar von Medina aus besetzten, sind im ersten Sommer fast insgesammt gestorben.

Nach der volksthümlichen Tradition der Dorfbewohner und Beduinen sammelte, nachdem das alte, von Juden bewohnte Khaibar durch Mohammed und seine neue Partei und besonders durch die fabelhaften Heldenthaten seines Schwiegersohnes 'Ali zerstört war, Marhab, ein Sklave des alten Scheich, die Reste des zerstreuten Volkes, und Khaibar begann wiederum bewohnt zu werden. Nun kam einst das Beduinenvolk der Gegend südlich bis Hedieh und el-Medîna, die Âneisi, als Freunde nach den Wassern südlich unweit Khaibar und lagerte dort; eine ihrer Jungfrauen aber, welche die Stadt betrat, um dortige Freundinnen zu besuchen — und Jungfrauen sind nach dem großherzigen Gesetze der Wüste unverletzlich —, wurde von dem Sohne des Scheich Marhab gewaltsam ergriffen und entehrt. Als diese Beleidigung und Vergewaltigung ihrer Stammesgenossin bekannt wurde, erklärten die Beduinen den Städtern den Krieg, welche ihnen dreist entgegenritten, aber durch den wüthenden Anprall der Nomaden über den Haufen geworfen wurden. Letztere schlugen ihre früheren Freunde und nunmehrigen Feinde, überfielen ihre Ansiedelungen, rächten sich gründlich an ihnen und zogen dann ab, um wieder in der Wüste herumzuwandern, während die besiegten Dorfbewohner für sie die Palmen besorgen mußten, zu ihrem Unterhalte nur die Hälfte des Ertrages behalten durften und es ihnen verboten war, weiße Frauen aus anderen Städten und Stämmen zu heirathen. Durch Sklavenmütter ist die Bevölkerung deshalb jetzt durchweg zu Schwarzen geworden. Wäre Khaibar ganz mit Palmen bepflanzt, so könnte es wegen des natürlichen Reichthums und der Ausdehnung des Grundes und Bodens fast, glaube ich, mit der Oase von Damaskus verglichen werden. Selbst jetzt noch sind die Palmen so zahlreich, daß sie nicht alle gepflegt werden können; vielmehr wachsen die entfernteren in den nassen Thalgründen wild, da die gesammte Bevölkerung wahrscheinlich noch nicht die Zahl 1000 erreicht. Wunderbar ist es, in dem sonnenverbrannten Arabien diesen Reichthum an Wasser und Schlamm zu sehen, wo die Palmen zum Theil wie wildes Gehölz und ohne Bewässerung gedeihen; Khaibar, sagen denn auch die Nomaden im Scherz und mit einem Wortspiele, sei zusammengesetzt aus den Worten Kheir el-barr, d. i. „des Wüstenlandes Reichthum". Trotz alledem ist doch ein ansehnlicher Theil des Bodens Subbaka, d. h. Salzgrund, mit Bittersalz überzogen, von Eisen geröthet und für Anbau ungeeignet. Nach Regengüssen findet man Salz auf der ganzen nackten Lava der Harra, und es scheint dort ein vulkanisches Produkt zu sein und von da in die tiefer gelegenen Thäler hinabgespült und dort aufgehäuft zu werden. Die Thäler sehen aus wie weite und nicht tiefe Klüfte voll torfiger Dammerde über Thonboden, die sich in der riesigen Figgera (Basaltrand) öffnen.

Die vielen Quellen, welche unter dem Basaltrande an den Seiten dieser Harrathäler hervorbrechen, führen alle ein flaues, warmes und etwas schwefelhaltiges Wasser. Die Hauptquelle bei dem mittelsten Dorfe, es Seffaffa, welche auf dem Lagerplatze der Soldaten von Medîna liegt und auf meinen Rath von den Dorfbewohnern während meines dortigen Aufenthaltes erweitert wurde, hat eine Temperatur unmittelbar am Ursprunge von 29° C.; Ain 'Ali, welche der Sage nach durch einen Schwertstreich des alten mohammedanischen Helden entsprang, 27° C.; 'Ain Selelim an dem Menzil („Lagerplatz") der Allaida-Nomaden (Weilad 'Ali) 28° C. (dieselbe soll nach dem Juden Ibn Séllem benannt sein, welcher dort Land besaß, bei Zeiten und noch vor der Zerstörung von Khaibar zu Mohammed's religiöser Partei übertrat und dabei den Namen 'Abdullah, d. i. Knecht Gottes, empfing). Dort haben die Allaida-Scheichs der südlichen Stammeshälfte der Weilad Ali ihre Lehmhütten für den Sommer. Alle die nomadischen Besitzer, Bisschr, Weilad 'Ali, Fedschir (Fekir oder Fukara) u. s. w., welche alle Stammesverwandte desselben Beduinenvolkes der Âneisi sind, steigen in jedem Hochsommer zur Dattelernte in die Thäler von Khaibar hinab und verweilen etwa 40 Tage dort, empfangen ihren Antheil an den Früchten und ziehen dann, nachdem sie dieselben auf der Harra getrocknet, schwer beladen wieder zu ihren verschiedenen Weidegebieten hinauf. Von diesen Khaibar-Datteln leben sie dann acht Monate lang; dieselben sind klein, weil der Boden zu salzhaltig ist, und weil sie von den ungeduldigen Beduinen zu eilig gepflückt werden; sie unterscheiden sich stets durch ihren moorigen Geschmack, sind aber kühler, als die meisten Sorten dieser hitzigen ungesunden arabischen Nahrung.

Auf der Figgera über Khaibar finden sich viele von jenen alten Gräbern, von denen ich in dem frühern Artikel bei Erwähnung des Wadi Thirba bei Medjin Salih gesprochen habe (s. Globus XXXIX, S. 9). Hier sind dieselben in einfacherer Weise gebaut: es ist nur eine ohne Anwendung von Mörtel errichtete Wölbung mit einem Rande loser Steine, von dieser Form

wie ein großer flacher Hut, der glatt auf der Erde liegt. In einigen derselben sind noch jetzt (menschliche) Gebeine zu finden. In dem Gebiete zwischen Khaibar und Medina und besonders oberhalb und unterhalb Medina finden sich viele zerstörte Steinbauten der früheren Bewohner, welche man nach den alten mosaischen Bewohnern des Landes „Judenhäuser" nennt.

Khaibar wird nicht zu Hedschaz gerechnet und liegt auch nicht in Nedschd. Nach ihrem Aeußern indessen sind es Hedschaz-Dörfer, und ihre Marktstadt ist Medina in 70 englischen Meilen Entfernung. Auf der ganzen nackten Harra ringsum sind viele rohe Mauern zu sehen, wie von alten Viehgehegen und Gebäuden.

Ich war in Khaibar Gefangener; trotzdem wanderte ich während 2½ Monaten einige Male umher mit jenem Freunde in der Noth, dem ehrenwerthen Mohammed en-Nedschûmi. Wir fanden aber nur zwei sehr kurze alte Inschriften:

Aller Fels ist schwer zu bearbeitender Basalt und hart wie Eisen.

Einige europäische Gelehrte sind der sonderbaren Meinung, daß es noch jetzt jüdische Bewohner in Khaibar gebe und in Arabien vielleicht einige Nachkommen christlicher sowie nicht-mohammedanischer Stämme. Dieser Glauben ist dadurch entstanden, daß man in Europa den Hadsch-Geschichten und der notorischen Fabulirerei der Araber Vertrauen schenkt. Wie es ganz gewöhnlich ist, daß man die mohammedanischen Städtebewohner die Beduinen als Kuffar (Heiden, Ungläubige) bezeichnen hört — nur weil dieselben nicht alle die formalen Gebete hersagen können, in welchem Falle sie lieber gleich annehmen, daß sie überhaupt nicht beten können —, so werfen auch die Nomadenstämme, wenn sie von ihren Nachbarn Uebles reden wollen, denselben vor, daß sie weniger beteten, als sie selbst, und schelten sie mit der ihnen angeborenen Leichtfertigkeit „kuffar“ und „schlechte Mussleminn“. Abgesehen von irgend welchen stammfremden Völkern, wie die Scherrarât, welche Heteim sind, und die eigentlichen Heteim — die alle zwar in Arabien nomadisiren, aber dortselbst nie Beduinen genannt werden — und von allen ausgestoßenen (outcasts) Stämmen, wie die Kaste von Jägern und Kesselflickern es-Solubba und die arabische Schmiedkaste Sunn'a, hört man überall verächtlich sagen: „ma li hum asl“ („Sie sind nicht von Geschlecht“, d. h. vom selben Geschlecht wie wir), was etwa so viel bedeuten mag, als „Sie stammen weder von Ischmael, noch von Kahtan; sie sind nicht echte Araber.“ Man sagt auch: „Wir wissen nicht, wer sie sind; sie stammen von böser Art; wir glauben, sie kommen von Juden und Nasara (Christen) her.“ Alle solche Leute aber werden für immer fern gehalten; sie heirathen weder unter einander noch mit den Beduinen. Die Wahrheit ist mit einem Worte, daß alle Bevölkerung des Hochlandes von Arabien, Beduinen, Sunn'a, Heteim und Solubba, sowie die Bewohner der Städte, Dörfer und Weiler in den Oasen (welche Niederlassungen von Nomadenkolonien sind) nur Mussleminn sind, ergeben unter göttlicher Leitung der Religion Allahs und seines Propheten Mohammed. Es ist nur die boshaft heftige semitische Ausdrucksweise in religiösen Dingen, daß die unwissenderen Leute von denen, welche die Gebete besser inne haben, nicht aber auch ein besseres Leben führen, fanatisch als „reine Heiden und Hunde, die Allah nicht kennen“ bezeichnet werden, so daß man gänzlich irrte, wollte man ihre leichtfertigen Worte buchstäblich verstehen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

VI.

Von Požega nach Türkisch-Brod [1]).

Die letzten Augusttage waren merkwürdig bewegt in Požega. Tausende von Wagen kamen in wenigen Tagen hier durch, die ein ununterbrochenes Rollen und ungeheuere Staubwolken verursachten. Es waren die während der Okkupation Bosniens zu Fuhrleistungen beorderten Bauern der Comitate Somogy und Baranya in Ungarn, des Kreutzer Comitates in Kroatien und mehrerer anderer Bezirke in Kroatien und Slavonien, die hier täglich mit 500 bis 600 Wagen durchzogen, einen Tag rasteten und dann weiter nach Brod fuhren. Auf den Plätzen, in allen Höfen und Gasthäusern hielten Tag und Nacht Wagen. Wiehern und Stampfen der ihr Futter verzehrenden Rosse brachten ungemeines Leben in die sonst ziemlich stillen Gassen des Städtchens, dazwischen schallten Flüche der Fuhrleute in kroatischer, deutscher und magyarischer Sprache. Sie gingen ab und zu nach Heu und Hafer fragend und, wenn es nicht anders möglich war, durch Zeichen ihre Wünsche bezeichnend. Ihre Notare kamen nach und brachten Gelder und Weisungen mit. Die Leute gingen, dem Befehle des Staates Folge leistend, theils zagend, theils mit Zuversicht und Trotz, alle aber doch ungern einem unbestimmten Loose entgegen; da sie, aus dem Schoße ihrer Familien gerissen, die dringendsten Arbeiten haben verlassen müssen. Viele waren 4 bis 5 Tage bis hierher unterwegs gewesen; das wohin und wie weit war keinem recht klar. An den versprochenen 2 fl. täglich lag ihnen blutwenig; manche hatten sogar die Pferde ganz ihrem Kutscher anvertraut, oder sogar geschenkt, um nur nicht selbst gehen zu müssen, und waren obendrein noch recht froh, wenn der Diener das Geschenk annahm und ging, denn die verschiedensten Gerüchte über Bosnien kursirten bereits im Lande; die Erzählungen von der Barbarei und Grausamkeit der türkischen Insurgenten flossen aus Jedermanns Munde. Alle klagten daher, daß man ihnen keine Waffen mitgegeben, denn, meinten sie, wer sich wehren könne, gehe am sichersten. In Ueberzeugung dessen wies dieser und jener auf sein scharfes, großes Messer, das er im Stiefelschafte mitgenommen. Die deutschen Kolonisten beklagten nur den wahrscheinlichen Verlust ihres Zugviehes. Sie, die Magyaren und Kroaten des Ludbreger Bezirks, hatten die schönsten Rosse, und besten, geräumigsten Wagen.

Auch die Reservetruppen des Linienregimentes Wetzlar und Husaren zogen durch. Am Rasttage schliffen sie ingrimmig und zähneknirschend ihre Pallasche und Säbel.

Der allgemeine Lärm und das Getümmel schreckte auch mich aus meiner mehrtägigen Ruhe und ich beschloß einen Ausflug nach Brod zu machen, um den großen Kriegsapparat am österreichischen Ufer und die Veränderungen — ich kannte den Ort bereits —, dann aber auch die gegenüberliegende Türkenstadt am rechten Ufer zu sehen. Ich brach also, um dem Staub zu entgehen, in aller Frühe mit einem der Fuhrleute auf; der Mann war recht froh, da er zugleich einiges Geld verdiente. Zuerst berührt man das schon einmal erwähnte Dervišaga, hernach Blacko; beide sind unbedeutende Dörfer, letzteres nur wegen seiner Umgebung wichtig. Im Gebirge nämlich waltet die Dyas-Formation vor. Man fand hier größere Stücke braunen Eisensteins, die über 50 Kilogramm wogen; es giebt also Eisen in diesen Bergen. Bis jetzt wurde noch nichts gethan, um eine Ausbeutung zu versuchen. Eine weiter ge-

[1]) Brod bedeutet Schiff oder Fähre.

gen Südwest angelegte Kohlengrube ging bald wieder ein. Von Blacko erreicht man in wenigen Minuten das auf einer Berglehne gelegene Dorf Viškovci. Oberhalb steckt die zerfallene Burg gleichen Namens im Walde. Sie krönt einen kegelförmigen Hügel am Ende einer an der Straße mündenden Schlucht. Nach den unregelmäßigen Grundrissen des übriggebliebenen Gemäuers zu schließen, ist sie türkisches Werk. Das Volk erzählt auch davon, daß ein Spahija — türkischer Grundherr — darin gewohnt und in den letzten Kämpfen den Platz so lange vertheidigt habe, bis das brennende Schloßdach über ihm zusammengestürzt sei. Man sieht die Reste von der Straße wegen des umgebenden Baumwuchses nicht. Auf guter Straße ging es weiter. Vor Pleternica dehnt sich ein Zwetschengarten aus, in dem es vor gar nicht langer Zeit 11 111 Bäume dieser Gattung gab. Nach einer guten Stunde Fahrt, seit dem Aufbruch von Požega gerechnet, war der Marktflecken erreicht. Er liegt an der Orljava in dem Thale, durch welches der Fluß der Save zueilt. Links erhebt sich das Dilj-, rechts das Požeganer-Gebirge [1]). Pleternica ist recht hübsch, hat wohlgebaute Häuser, eine große, jetzt leer stehende Kavalleriekaserne und etwa 1000 Einwohner. Am Ende des Ortes theilt sich die Straße. Ein Arm führt über Sulkovci; der zweite aber links über die Orljava hinauf auf das Dilj-Gebirge, über Odvorci und das Gebiet des Gradiškaner Bezirkes. Ich wählte den letztern, da er der kürzere ist. Er führt gleich hinter der Orljava-Brücke über Hügel, wird bei Odvorci sehr steil, kann auch nur bei trocknem Wetter und ohne große Ladungen mittels Wagen passirt werden, lohnt aber durch den Ausblick, den man nach zwei Seiten genießt. Die schönste Lage hat die katholische Kirche in Odvorci. An derselben stand eine starke Feste, deren Anfänge in die Römerzeit hineinreichen. Sie beherrschte den Uebergang aus dem Save-Thale in den Požeganer Kessel. Ein im Jahre 1822 gefundener Römerstein trägt den Namen des Kaisers Aemilianus, ein zweiter nur die Jahreszahl 1140. Das Schloß war demnach zur Zeit des ungarischen Königs Geysa II. jedenfalls schon wieder erbaut, wenn nicht dasselbe, das von den Römern herrührte. Eine Zeit hielt sich der Banus Ivan Morović (Maroth) mit einer Söldnerschar in demselben auf. Später, im 15. Jahrhundert, gehörte es der Familie Ujlaki; dann dem König Ladislaus; 1502 zerstörten es die Türken nach hartnäckigem Widerstande, indem sie mit dessen Falle zugleich den Weg nach Požega freibekamen. Seit der Zeit scheint es ein Trümmerhaufen geblieben zu sein, bis auch die Spuren beinahe ganz verschwanden. Ueber den Namen wurden schon verschiedene Meinungen laut. Einige wollen wissen, er sei aus Otvorci (otvoriti = öffnen) entstanden, weil sich hier das Požeganer Thal öffne. Diese Erklärung ist gezwungen und barok. Mich dünkt vielmehr, daß der Name aus der Zeit stamme, als das Schloß ungarischen Großen eigen gewesen. Das slavische „Dvor“ — in Montenegros Hauptstadt heißt die Residenz des Fürsten Dvorac — bedeutet Hof, Residenz. Das Wort lautet magyarisirt „Udvar“ [2]), und von diesem stammt der wieder vom Slaven aufgenommene Name Odvorci [3]) mit Abschwächung des u in o.

[1]) Das Požeganer-Gebirge besteht aus Eocen; ferner Wetzschiefer und Sandstein, umgeben von tertiären Ceritien-Schichten; ebenso das Silj-Gebirge.

[2]) Der magyarisch dumpfe a-Laut liegt zwischen a und o. Man unterscheidet davon genau das helle, reine á.

[3]) Nachträglich sei hier bemerkt, daß die Südslaven viele Ortsnamen nur im Plural gebrauchen.

Von hier senkt sich die Straße rasch südwärts und das Auge erblickt mit Vergnügen die grüne Save-Ebene, durch die sich der Fluß dahinschlängelt, und die wohlgefälligen Formen der Motaica am rechten Ufer. Ferne Pappeln zur Linken deuten die Stelle an, wo Brod liegt. Die Fahrt abwärts war bald zu Ende und ich befand mich in Sibinj, am Fuße des Dilj-Gebirges, und somit im Gradiškaner Bezirke. Der Ort ist sehr hübsch, namentlich der Platz mit der Kirche und den gutgebauten Häusern, als auch die Lage selbst freundlich. Nettigkeit und Reinlichkeit sowie eine gewisse wohlthuende Aehnlichkeit der Häuser, deren jedes beinahe einen Brunnen hat, zeichnet die Dörfer des Gradiškaner und Broder Bezirkes aus. Sie stehen zu beiden Seiten der Straße in einer fortlaufenden Reihe, bilden selten eine Nebengasse und sind immer eins von dem andern durch einen niedrigen, parallel mit der Front gezogenen Zaun getrennt. Alle ohne Ausnahme sind rein weiß und von wenigen abgesehen kehren sie ihre Giebelseite nach der Gasse zu, die Längenfronte dem Hof. In diesem befinden sich auch die Nebengebäude. Die Einrichtung gleicht jener in anderen Gegenden Slavoniens. Die Menschenrace kann eine schöne, die der Frauen beider Bezirke kann eine sehr schöne genannt werden. Man wird beim Anblick dieser Gesichter überrascht. Vor allen erfreuen sich einige Orte des Broder Bezirkes, Strizivojno, Kopanica, Cerna, Babinagreda und einige andere, des Rufes besonderer Schönheit der Frauen, von denen schon Bilder unter den Schönheiten Oesterreichs im Künstlerhause zu Wien ausgestellt waren. Sie verstehen es aber auch sich bei den Arbeiten in freier Luft gegen die schwärzenden Sonnenstrahlen zu schützen und bleiben zart und weiß. Die Kleidung ist noch hübscher, als die der Velikanerinnen; die Fältchen der Skute von oben bis unten mit winzigen, weißglänzenden Flitterchen besetzt; den Fuß bedeckt ein zierlicher Schuh von Sammet oder feinem Leder. Um den Hals ist eine Reihe großer, weißer Flittern gelegt; seidene Tücher und Schürzen werden ebenfalls hier getragen. Manche pflegen eine Seite der Skute etwas aufzuschürzen, was ihren feinen Bau errathen läßt. Die Männer sind schlank und viele sehr groß. Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich in den Dialekten einiger Dörfer. Man trifft nämlich den Umlaut ü, obgleich die Sprache sonst einen Umlaut oder Diphthong überhaupt nicht kennt.

In Sibinj lagen Husaren; es waren die nach der Affaire von Maglaj hierher zurückgekehrten. Die Straße war ungemein belebt; sie dient für den Eilwagenverkehr von Sissek bis Esseg. Schon als ich Varoš verlassen hatte, zeigte sich über der Save, am bosnischen Ufer, eine riesige Staubwolke auf dem Wege, der nach Doboj führt. Linker Hand liegen niedrige Rebenhügel, die, je weiter man kommt, mehr zurücktreten und sich gegenüber von Brod zu herrlichen, mit Winzerhäuschen besäeten, Weinbergen [1]) gestalten, von deren Fuß die Thurmspitze des so schön gelegenen Dorfes Podvinje herüberblinkt. Da lag Brod vor mir; die Mauern der Festung schimmerten durch die umsäumenden Pappeln, allein die großen Militärbäckereien und Magazine, der kolossale Wagenpark auf dem weithingedehnten Anger vor derselben gaben dem Orte ein fremdartiges Ansehen. Ich glaubte in ein Kriegslager gerathen zu sein. Brod ist nicht groß; aber der sonst 3000 Einwohner zählende Flecken hatte plötzlich die Bevölkerung einer großen Stadt bekommen. Ueberall schreiende, rufende, suchende, fragende, eilende und fluchende Soldaten; Bagagewagen und Fuhrwerke des

[1]) Die Formation des Dilj-Gebirges in dieser Gegend ist tertiärer Leithakalk.

verschiedenartigsten Aussehens; ankommende und abmarschirende Truppenabtheilungen; dazu das Krachen der von den Alleebäumen gehauenen und stürzenden Aeste, die auf Befehl bis zu einer gewissen Höhe geputzt werden mußten, um Verhaue herzustellen und freie Durchsicht zu erhalten; ferner das Gewimmel der Hunderte von Arbeitern auf den Schanzen, die das in den Jahren der Sorglosigkeit und Ruhe darauf gewachsene Gebüsch abhieben und bei der Gelegenheit, gerade als ich vorbeifuhr, einen Fuchs in demselben aufstöberten, ihre Arbeit liegen ließen und dem über die Mauer in den Festungsgraben gestürzten Schleicher Aexte und Spaten nachwarfen, indem sie die unten Arbeitenden zu dessen weiterer Verfolgung aufmunterten; alles das betäubte mich im Augenblicke, der ich seit einiger Zeit die Stille der Gebirgswälder und die Ruhe kleinerer Orte gewohnt war. Ich wollte ein Zimmer, bekam es aber nur aus Gefälligkeit bei einem mit mir bekannten Wirth auf drei Stunden abgetreten. Das genügte, da ich in kurzer Zeit von der fünfstündigen Fahrt erholt und für neue Ausdauer gestärkt sein wollte. Nach flüchtigem Imbiß nnd kurzer Ruhe durchstreifte ich zuerst die Stadt. Sie ist ziemlich einfach gebaut; die Häuser, meist niedrig, bieten wenig Anziehendes, nur am Platz in der Nähe des Save-Ufers sind nach dem vorletzten, großen Brande einige elegante, hohe Häuser gebaut worden. Das Kloster ist alt und sieht verwittert aus, ohne indeß baufällig zu sein. Angenehm ist die große Breite der Hauptstraße. In der Nähe des Zollamtes stand der Ponton-Park, dessen Bestimmung die Reise nach Sarajevo und Doboj war. Von da begab ich mich in die Festung. Diese ist klein, doch niedlich; sie enthält nur einige ärarische Gebäude: den Offiziers-Pavillon, die Kanzleien, das Spital, die Magazine für Artillerie und die Kasematten. Es lag hier immer eine kleine Garnison des Broder Regiments, dessen Stab aber in Vinkovci. Gerade bei meiner Anwesenheit war Hafis Pascha in seiner Equipage und eine Abtheilung Insurgenten gefangen eingebracht worden. Unter sehr starker Bedeckung kamen sie an und mußten den Augen des Publikums allsogleich entzogen werden, denn die Volksmassen, erbittert durch die Nachricht von den durch die Türken verübten Grausamkeiten bei Maglaj und Doboj, hatten gedroht sie mit Steinen zu erschlagen. Einige Würfe fielen auch, ohne indeß stark zu verletzen. Als ich die Festung verlassen hatte, lenkte ich meine Schritte dem anstoßenden Save-Ufer zu. Eine lange Reihe von Dampfern reichte bis zur ziemlich weit abwärts aufgeschlagenen Schiffbrücke; Waarenballen waren da aufgehäuft und eine große Menschenmenge wogte hin und her.

Auf dem türkischen Ufer kommt man zuerst zum Čardak (Kordonswachhaus), einem Gebäude von Holz. Der obere Stock diente dem türkischen, aus mehreren Mann bestehenden, Wachposten zum Aufenthaltsorte; das Zimmer ebener Erde ist kleiner; ringsherum laufen Holzsäulen, die den obern Bau tragen. In der Weise sind alle Čardaks an der Grenze gebaut. Neben dem Wachhause weht eine Fahne vom Giebel des gewesenen Zollhauses; der Halbmond mußte dem Doppeladler weichen. Soldaten standen bei beiden Gebäuden, plaudernd und rauchend. Sie hatten auf einige türkische Lafetten angebohrte Holzblöcke gelegt und rothe Fetzen wie Fähnlein auf Stangen daneben gepflanzt. Die Strecke vom Čardak bis zum Flecken Türkisch-Brod (die Türken bezeichnen ihn mit dem pomphaften Titel Varoš-Stadt) beträgt etwa eine Viertelstunde Weges. Man hat sich rechts zu wenden, da er mehr gegen West liegt. Einige kleine Häuschen links am Wege, die mit den landesüblichen Holzgittern an den Fensteröffnungen verunstaltet sind, füllen den Zwischenraum aus. Eines derselben war offen; ein Blick belehrte mich, daß es ein Café sei. Ich blickte durch die Thür und sah mir die Gesellschaft näher an. Der rothe, um den Kopf gewundene Turban, besser gesagt: lange Fetzen, worunter ein Rest zerzausten Haares vom kahlen Schädel hervorsah; das auf der Brust offene Hemd, sowie die verbrannte Hautfarbe; die hageren Gestalten der, mit unterlegten und gekreuzten Beinen, auf den längs der Wände umherstehenden Bänken Sitzenden und deren slavische Bemerkungen ließen mich sogleich eine kleine Anzahl Renegaten erkennen. Diese Leute sind dem Christen gefährlicher, als der Türke selbst. Ihr Fanatismus basirt meistentheils auf Furcht vor jenem, und um den Beweis zu liefern, daß er es mit dem Glauben ehrlich meine, ist er grausamer, als jener selbst. Und doch erkennt der Nachkomme des Asiaten im Renegaten ganz richtig nur das, was er ist; hat auch schon oft gegen diesen seinen Glaubensgenossen Front gemacht. Uebrigens giebt es Fälle, wo Renegaten, wenn sie es ungescheut thun konnten und nicht fürchteten verrathen zu werden, bekannten, daß ihre Großeltern oder Ahnen Christen gewesen seien, und opferten Münzen in christliche Kirchen. Das klingt allerdings ein wenig unglaublich, ist aber doch wahr. Ich bin überzeugt, daß der Koran, wenn die Verhältnisse günstig bleiben, allgemach alle diese seine slavischen Anhänger verlieren wird. Der Christ dieser Gegend ist armselig gekleidet; ein vor der Brust offenes Hemd; leinene Hosen mit ungeheurem Zwickel, die ein breiter Ledergürtel festhält; ein fettgetränktes Fez, weiter hat der arme Bosnier nichts. Der Kaufmann hingegen ist gut, nach türkischer Weise, gekleidet; auch die gemeinen Weiber sind besser angezogen, als ihre Männer; an den Aermeln der Hemden tragen sie in der Ellenbogengegend rothe Kreuze angenäht.

Türkisch-Brod mit seinen krummen, schmutzigen Gassen; den hohen, Einsturz drohenden Zäunen und den dahinter stehenden Holzhäusern mit Holzgittern und zerbrochenen Fensterscheiben, den verschütteten Graben und dem einzigen Minaret macht einen miserablen Eindruck. Nur die Čaršija, der Theil, in dem sich die Buden befinden, ist etwas besser; in letzteren ist wenig zu sehen: Tabak in Glasstürzen, in Päckchen und Pfeifen in der einen; die zweite hat nur Fetze; in einer dritten liegen Gürtel und Papuče (Pantoffeln) und in einer lagen gar nur sieben Wassermelonen zum Verkaufe aus. „Je li to sve?“ (Ist das Alles?) fragte ich den Renegaten, auf seine Waare deutend. „„Vala est““ (Freilich ja) war die Antwort. Er lud mich zum Sitzen ein. Ich that es, indem ich mich auf den Deckel, der, wenn emporgehoben, die Bude auch zugleich abschließt, neben ihm niederließ und mit ihm über Verschiedenes, nur über die Okkupation kein Wort sprach; denn ich zog es vor meine Beobachtungen zu machen, als seine Lügen anzuhören; er hätte seine Gedanken kaum verrathen. Einige waffenlose türkische Offiziere gingen düster schweigend vorüber; an den Stiefeln hatten sie noch Papuče. Auch ein Hodža, Priester und Kirchendiener, der zum Gebete ruft, schritt würdevoll vorüber; sein Turban und Kaftan waren einst weiß gewesen, jetzt von undeutlichem Farbenspiel. Aus einem gegenüberliegenden Hause sah ich vermummte Köpfe hinter den Gittern hervorlugen, sobald ich jedoch den Blick dahinwandte, gleich wieder verschwinden. Es waren mohammedanische Frauen. Ueber die Türkinnen ist schon so viel geschrieben worden, daß wir uns eine abermalige Erörterung dieses Stoffes füglich erlassen können; unwillkürlich aber schwebte mir ein Gespräch vor, das ich einmal mit einem reichen Türken hatte und das den Grad der Achtung des Moslims gegen seine Frau deutlich kennzeichnet und daher verdient erwähnt zu werden. Der Mann war Mehmed Arnaut Effendi aus Verbir (Türkisch-Gradiška). Nachdem er mich

gefragt hatte, was bei uns in Oesterreich „in der lateinischen Schule“ gelehrt werde, erwiderte er, befriedigt durch meine Antwort, auf meine Gegenfrage: Unsere Kinder in der Türkei lernen Verschiedenes. Das Wort „Verschiedenes“ ist ein dehnbares und der kluge Mann hatte es darum gewählt, weil er unmöglich sagen konnte: Sie lernen blutwenig oder nichts. Ich ging von dem Thema ab und berührte ein zweites.

„Effendi (Herr), wie viele Weiber dürfet ihr halten?“ „„So viel irgend einer ernähren kann.““ — „Wie viel hast Du?“ — „„Drei.““ — „Da giebt es denn doch hier und da Streit unter ihnen.“ — „„Nie! denn sie fürchten mich, und wenn ich übrigens Geschenke an sie vertheile, so bekommen alle drei das Gleiche.““ — „Das ist klug. Und — fragte ich weiter — welcher übergiebst Du die Kinder, wenn eine von ihnen sterben sollte?“ Arnaut antwortete mit verächtlichem Blick: „„Pa neka crkne,““ wörtlich: So möge sie krepiren. Diese Worte bedürfen keines Kommentars und die zarten Gefühle Arnaut's theilen viele Mohammedaner. So mochte es auch mit den Lauscherinnen da drüben stehen.

Schon seit geraumer Zeit drang ein widriges Quitschen zu meinen Ohren; was ich vermuthet hatte, traf ein. Eine lange Wagenreihe, von schönem Hornvieh gezogen und von schreienden Bosniern dirigirt, kam daher. Die Leute fuhren Schotter zum Straßenbau. Was war das für Schotter! Ein Häufchen Stein, halb mit Erde und Stroh vermengt, das keine 25 Kilo wog, wofür aber 2 Gulden Fuhrlohn gezahlt wurden. Die Geniesoldaten, welche am Bau der Straße nach Doboj arbeiteten, klagten über die mangelhafte Zufuhr. Ich bemerkte, daß sich mit solchen Wagen schwerlich mehr auf einmal fortschaffen lasse. Auf hohen Rädern nämlich, die aus einer Scheibe bestehen oder oval und sogar eckig geformt sind, liegt ein winziger, viereckiger Kasten. Die Holzachsen des Gestelles, ungeschmiert, verursachen das weithin hörbare, unausstehliche Quitschen. Jeder Hauseigenthümer übrigens mußte den auf ihn entfallenden Kostenantheil für Straßenherstellung aus Eigenem tragen. Einige türkische Offiziere mit den Ortsältesten maßen die Frontenlänge jedes Hauses ungefähr ab und schlugen zur Bezeichnung des Endpunktes ein Loch in den Zaun. In der Čaršija traf ich auch ein neuentstandenes Gasthaus; wenigstens hieß es am Schilde: Daitsches Gasthaus. Der Titel versprach, nach der Rechtschreibung zu schließen, nicht viel; im Innern — ich wagte einen Blick hinein — sah es nicht empfehlend aus und einige auf den Bänken lungernde Gestalten, abenteuernden, verwahrlosten Handwerksburschen ähnlich, schreckten mich vollends ab einzutreten; ich ahnte kriechendes Geziefer. Der Wirth war ein Jude. Ich begab mich, mit einer türkischen Pfeife als Einkaufstrophäe ausgerüstet, auf den Rückweg, mußte aber am schmalen Eingang zur Čaršija erst lange warten, bis ein endloser Wagenzug mit Militärgepäck und Proviant nach Sarajevo vorbei war. Streifpatrouillen, größere und kleinere Trupps Soldaten zu Wagen und zu Fuß, Verwundete aus Doboj kamen alle Augenblicke vorüber. Müde kam ich am vorgeschrittenen Nachmittage wieder im österreichischen Brod an und beeilte mich mit der Rückfahrt nach Požega.

Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben.

Von **Carl Lamp.**

Man macht sich in der Regel übertriebene Vorstellungen über die Ertragsfähigkeit tropischer Ländereien. Die Reisenden tragen hieran viel Schuld. Sie sehen meistens die tropische Natur entweder mit dem Auge des urtheilslos bewundernden Naturfreundes (auch wohl eines Menschen, der nur so thut, dessen erlogene Begeisterung man übrigens leicht erkennt) oder des systematisch eintheilenden Naturforschers, selten mit dem des Volks- und Landwirths an, dessen Ziel es ist, zu erkunden, welchen Nutzen sie dem Menschen gewähre.

Reiche nachhaltige Fruchtbarkeit findet sich in den Tropen nur da, wo sich dem stets glühenden Sonnenbrande die Bedingungen einer tiefen Ackererde und reichlicher Niederschläge zugesellen. Das ist lange nicht überall der Fall und wo es sich findet, da tritt eine andere Schwierigkeit ein. Dieselbe Ueppigkeit der Pflanzenwelt, welche dem Ansiedler als Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens, aus dem sie ihre Kräfte saugt, hochwillkommen ist, tritt ihm zugleich als der ärgste Feind entgegen. Um eine gegebene Fläche Landes mit üppiger freiwillig emporgewachsener tropischer Vegetation für diejenige, welche der Mensch ihr aufdringen will, frei zu machen, bedarf es viel größerer und, um sie frei zu halten, anhaltenderer Arbeit, als ein gleich großes Stück in den gemäßigten Breiten beanspruchen würde. Wer nichts als Bananen von der Natur verlangt, mag sie gewähren lassen; er kann sich darauf beschränken, das einzusammeln, was sie freiwillig gewährt. Wer aber mehr heischt, muß sich auf einen harten Kampf mit ihr gefaßt machen. Mit welchem Hasse die tropische Pflanzenwelt über eine vernachlässigte oder gar verlassene Rodung von Menschenhand herfällt, und in wie kurzer Zeit sie dieselbe überwuchert, das kann man am besten nachlesen in der „Reise in Peru“ von Pöppig, der, nebenbei gesagt, das, was er gesehen, seinen Lesern anschaulicher als vielleicht irgend ein Anderer vor die Augen zu stellen weiß.

Andersartige Uebelstände finden sich in denjenigen tropischen Gegenden, welche entweder im Jahre nur sechs Monate lang Niederschläge empfangen oder gar im Regenschatten liegen. Hier verlangt der Zucker, der Kaffee und anderes künstliche Bewässerung und diese wiederum einen bedeutenden Aufwand von Arbeitskraft.

Also, Wassermangel an einigen, überwuchernde Pflanzenfülle an anderen Stellen, das sind die wichtigsten der Ursachen, welche dem Ansiedler in den Tropen die Arbeit erschweren und deren Ertrag verringern. Daneben wird ihm die Kraft zur Arbeit nicht selten durch Krankheiten ganz brach gelegt. Die Fieber verschonen nicht einmal den eingeborenen Arbeiter. Den Europäer, der mit eigener körperlicher Arbeit sich zu ernähren hätte, würden sie zu Grunde richten. Daher kann nach meiner Meinung von einer massenhaften Ansiedelung europäischer Ackerbauer in den Tropen nicht die Rede sein. Uebrigens fällt es unseren

Bauern auch gar nicht ein, dahin, anstatt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und eingeredet soll es ihnen hier nicht werden; nur Südbrasilien verdient vielleicht in dieser Beziehung ein günstigeres Urtheil. Solchen aber, die einiges Kapital besitzen und es in Grundbesitz anzulegen wünschen, darf jedenfalls mit gutem Gewissen empfohlen werden, dies in tropischen Ländern zu thun.

Es giebt in Deutschland, speciell z. B. in Schleswig-Holstein, eine Ueberzahl derartiger Leute. Die überaus starke Nachfrage nach Grundbesitz beweist es. In Folge davon wird derselbe mit Preisen bezahlt, welche weit über seinen wirklichen Werth hinausgehen. Das Ergebniß ist, daß ein großer Theil des Kapitals und der schaffenden Kraft zahlreicher Menschen brach gelegt wird. Ein unberechenbarer Schade für sie selbst und mittelbar für das Gemeinwesen! Abzuhelfen ist dem nur durch Auswanderung.

Nun werden aber Leute, die einiges Vermögen, Bildung und entsprechende Ansprüche haben, auch unter sonst ungünstigen Umständen lieber zu Hause bleiben, als daß sie nach Nordamerika gehen. Man kann ihnen dies nicht verargen. Die gesellschaftliche Gleichheit und die Flegelei, die sie häufig im Gefolge hat, kann ihnen nicht gefallen. Sie würden sich dort in der Masse verlieren oder vielleicht, als „lateinische Bauern", übel fahren. Das Alles ist ganz anders im tropischen Amerika. Unter den dunkelfarbigen Menschen desselben ist nach einem spanischen Sprichworte (todo blanco es caballero): „jeder Weiße ein Edelmann" und er kann dort, kann man hinzufügen, ein Lehrmeister sein. Alle Vortheile, welche sonst die Ansiedelung hier bietet, treffen in diesem Punkte zusammen.

Zunächst fällt damit, zum Theil wenigstens, für den Europäer die Unsicherheit von Leben und Eigenthum weg, die man im Uebrigen mit Recht den spanisch-indischen Ländern vorwirft. Nämlich in so losen Verbänden, wie diese Länder sind, müssen die Starken besser und die Schwachen schlechter fahren, als sie es in fester Staatsordnung thun, welche die Masse der Schwachen vor den Starken schirmt, indem sie Jeden in enge Schranken zwängt, die er nicht übersteigen darf.

Nun gehören aber die Europäer unter allen Umständen zu den Starken. Wenn man unter „Wildheit" einen hohen Grad von Begehrlichkeit und die Kraft, deren Ziel zu erreichen, verstehen kann, so sind die Europäer viel wilder als die demüthigen „kleinen Indier" (inditos) von Mexiko und Peru. Unheimlicher vielleicht sind solche Gegenden, unter deren Bevölkerung das afrikanische Blut stark vertreten ist oder vorherrscht.

Das Land ist billig. Natürlich sind je nach dem Grade seiner Ergiebigkeit, je nach seiner Brauchbarkeit für eine mehr oder minder ergiebige Nutzpflanze, nach seiner Wasserfülle, nach seiner Entfernung vom Markt die Preise sehr verschieden. Es hat darum keinen Sinn, hier deren anzugeben. Was allein wesentlich ist, es kann gesagt werden, daß mit einer Summe, die in Holstein ein Bauerhof kostet, im tropischen Amerika sich wohl ein kleines Fürstenthum kaufen läßt.

Ebenso kommt die Arbeit im Ganzen billig zu stehen und die einheimischen Arbeiter leisten viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Noch weniger als an Rührigkeit mangelt es ihnen an Einsicht. Man hüte sich, im Allgemeinen gesagt, vor den klugen Leuten, welche auf Grund höherer Bildung über eine zurückgebliebene Bevölkerung aburtheilen. In jedem Lande wissen die Eingeborenen, die seit vielen Geschlechtern mit ihm Eins geworden sind, am besten, wie einem Felde mit möglichst geringem Aufwand ein möglichst großer Ertrag abzugewinnen sei. Und dies ist doch unter gewöhnlichen Umständen in erster Linie das, was den guten Landwirth kennzeichnet. Auch die Indier und Mischlinge des tropischen Amerika sind keineswegs so einfältig, daß ein Europäer, der sich unter oder vielmehr über ihnen anzusiedeln und ihre Arbeitskraft zu nutzen gedenkt, nichts von ihnen zu lernen hätte. Im Gegentheil, er wird in den rein praktischen Dingen fast Alles von ihnen zu lernen haben und gut thun, wenn er den guten Willen dazu mitbringt und sich nicht etwa einbildet, daß er die Eingeborenen auf die Höhe seiner landwirthschaftlichen Theorien zu heben habe. Was er selbst außer einsichtiger Aufsicht, welche die Hauptsache ist, aus sich heraus als Landwirth noch leisten kann, ist unter Umständen die Anwendung vervollkommneter Maschinen. Aber er hüte sich davor, hierin zu viel zu thun! Jeder Landmann weiß, wie viele landwirthschaftliche Maschinen bei uns auf die Seite gestellt worden sind, seit die Handarbeit wieder billiger zu haben ist. Nun wohl, im tropischen Amerika verfallen Maschinen diesem Schicksale noch viel leichter und haben außerdem dort mit Friktionen zu kämpfen, welche man bei uns nicht kennt. Ich will ein Beispiel anführen. Ein reicher Grundherr in der tierra fria Mexikos hatte sich vor einigen Jahren mit schweren Kosten von Amerika eine Dampfdreschmaschine kommen lassen. Sie erwies sich von Anfang an als unpraktisch. Denn es zeigte sich, daß, um sie von einem Felde der meilenweit ausgedehnten Hacienda auf den schlechten Wegen nach dem andern zu bringen, ebenso viele Thiere erforderlich waren — und selbst dann war es nicht immer möglich — als vorher hingereicht hatten, um das Korn nach der landesüblichen Weise auszutreten.

Die Moral von alledem ist, daß der fremde Ansiedler sich der Art von Land und Leuten anzupassen hat. Wenn er das thut, wird er bald heimisch werden. Denn die Eingeborenen, die seit fast 400 Jahren ihre Herren immerfort von Europa empfangen haben, sind nicht gewohnt, einen Europäer als nicht hingehörig anzusehen. Sie verargen es ihm auch durchaus nicht, wenn er in Verbindung mit seinem Mutterlande bleibt. Denn die Republiken des spanisch-indischen Amerika sind keine Nationalitäten, keine Staaten, sondern nichts als sehr lose Gesellschaften von Menschen verschiedener Race und Bestrebungen, die sich noch nicht auseinandergesetzt haben. Ein Europäer, der auf der einen Seite auf die Art der Eingeborenen einzugehen weiß, auf der andern aber doch immer seine höhere Stellung als Europäer wahrt, der dazu auf Grundbesitz oder auf hervorragende Begabung fußen kann, hat in jenen Ländern gleiches Ansehen, wie bei uns etwa ein Fürst. Wenigstens gilt dies für Mexiko, das ich aus bester Erfahrung kenne und an das ich daher bei diesen Ausführungen hauptsächlich denke. Außer in Mexiko ist noch in Centralamerika, in Columbia und Venezuela viel Raum und gute Gelegenheit für gebildete, vermögende und, was auch dazu gehört, unternehmende Leute. Was den Vorschlag an solche, sich in den genannten Ländern niederzulassen, praktisch macht, ist der Umstand, daß in ihnen unter den großen Kaufleuten Deutsche die erste, eine höchst angesehene Rolle spielen und daß überall in Deutschland in erreichbarer Nähe Leute zu finden sind, welche drüben geweilt haben und, da die dort verbrachte Zeit ihnen in der Regel als die stolzeste ihres Lebens vorschwebt, gern bereit sind, solchen, die dahin auswandern wollen, mit bestem Rath an die Hand zu gehen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mr. Beardall, welcher im Auftrage des Sultans von Zanzibar die Flüsse Lufidschi und Uranga untersuchen sollte (s. „Globus" XXXIX, S. 256), hat seine Aufgabe bereits gelöst und ist nach Zanzibar zurückgekehrt. Der Uranga ist die ersten 80 engl. Meilen von seiner Mündung in den Lufidschi an durch Felsen und Stromschnellen versperrt und ist deswegen als Wasserstraße in das Innere nicht zu gebrauchen, zumal er durch eine anscheinend öde und dünn bevölkerte Gegend fließt.

— Dr. P. Pogge und Lieutenant Wismann sind am 25. Januar dieses Jahres in Malange eingetroffen, konnten aber nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, sofort weiter nach Osten reisen, weil die Gebrüder Machado, Pogge's alte Gastfreunde, schlecht mit Waaren versehen waren und erst wieder neue für seine Ausrüstung kommen lassen mußten. Malange wie auch Pungo Andongo sind in den letzten vier Jahren bedeutend herabgekommen, und zwar dadurch, daß die Landesprodukte in Europa im Preise gesunken sind, während die Neger aus dem Innern unbekümmert die alten Preise fordern. In Folge dessen ziehen die Eingeborenen, für welche die Zeit keinen Werth hat, es vor, in Dondo zu verkaufen, wo die Händler bessere Preise zahlen können, weil sie auf dem Quanza direkten Schiffstransport über Loanda nach Europa haben. Dadurch hebt sich Dondo, während die in Malange und Pungo Andongo früher ansässigen Weißen theils gestorben, theils fortgezogen sind. Am 20. Februar traf Herr von Mechow, am 8. März Dr. Buchner auf der Rückreise nach Loanda in Malange ein.

— Stanley's neue Station am nördlichen Ufer des Kongo hat nach den benachbarten Fällen den Namen Isangila erhalten. Sie ist nur 30 engl. Meilen von seiner ersten Station Vivi entfernt; trotzdem hat es viel Mühe gekostet, die verschiedenen Vorräthe und Baumaterialien über Berge und durch dichten Wald dahin zu schaffen. Stanley's jetziges Operiren steht durch seine Langsamkeit in geradem Gegensatze zu der Schnelligkeit seiner früheren Expeditionen.

— Schnelle Fortschritte macht die unter Mr. McCall's Leitung stehende Livingstone (Congo) Inland Mission, welche am untern Kongo bereits vier Stationen besitzt, soeben eine fünfte, Manjanga, oberhalb der Jellala-Fälle errichtet hat, und die noch vor Ablauf dieses Jahres sich am Stanley Pool festzusetzen hofft. Am südlichen Ufer des Stromes stößt dagegen die Baptist Missionary Society fortgesetzt auf Hindernisse: ein zweiter Versuch des Rev. T. J. Comber (s. „Globus" XXXIX, S. 121) von San Salvador aus über Makuta den Stanley Pool zu erreichen, ist gleichfalls gescheitert, und zwar hauptsächlich an der Feigheit seiner Kru-Träger. Er will nun den Versuch machen, sein Operationsfeld gleichfalls auf das nördliche Ufer des Kongo zu verlegen.

— J. M. Hildebrandt schreibt vom 23. Februar dieses Jahres aus Fianarantsoa auf Madagaskar, daß er am 17. Januar von der Hova-Hauptstadt Antananarivo nach Süden aufgebrochen ist und im Ankaratra-Gebirge große zoologische und botanische Sammlungen, besonders auch an Orchideen, gemacht hat, bis ihn der unaufhörliche Regen in die Ebene zurücktrieb.

— In Neapel sind am 14. Mai die beiden Afrika-Reisenden Graf Pennazzi und Kap. Bessone eingetroffen, letzterer einer der gebildetsten Offiziere der italienischen Armee. Ihre letzte Reise ging von Massaua über Kassala und Gedaref nach Galabat (am Atbara und der abessinischen Grenze). In letzterer Landschaft haben sie eingehende Studien über den aus Senaar nach Abessinien und den nördlichen Galla-Ländern gehenden Waarenverkehr gemacht. Außerdem erforschten sie den Lauf der beiden Nebenflüsse des Blauen Nil, des Dinder und des Ra'ad von der abessinischen Grenze bis zu ihrer Mündung in den Nil bei Abu Harras. Ihre topographische Aufnahme und statistische Notizen sollen nächstens veröffentlicht werden. „Für die politische Niederlage in Tunis — sagt die „A.-Z.", welche diese Nachricht bringt — werden die Italiener, wenn sie klug und konsequent sich zeigen, mit der Zeit eine kommerzielle Revanche in Nubien und Abessinien nehmen."

— Wie „L'Exploration" (Nr. 226) aus Sfax in Tunesien meldet, wäre die italienische Expedition nach der Cyrenaica unter Hauptman Camperio (vergl. „Globus" XXXIX, S. 63) völlig gescheitert. Das Haupt der Snussi-Sekte wies die angebotenen Geschenke zurück, und Camperio's Ausflug in den Dschebel-el-Achdar erbitterte die mißtrauischen Eingeborenen statt sie Italien geneigt zu machen. Camperio ist bereits heimgekehrt, während Hauptmann Bottiglia und Dr. Opoli noch in Benghazi verweilen. So viel steht jedenfalls fest, daß die italienischen Annexionsgelüste in der Cyrenaica selbst wie bei der Pforte auf ganz entschiedene Abneigung gestoßen sind.

— Der italienische Reisende Giulietti, welcher bereits eine glückliche Reise von Zeila nach Harrar ausgeführt hatte, unternahm es unlängst, von 10 Seeleuten unter dem Marinelieutenant Biglieri begleitet, von dem ägyptischen Küstenplatz Belul aus (nördlich der Asab-Bai), den Gualima-Fluß im Lande der Asubo-Galla und den Aussa-See zu erforschen. Die Eskorte war ihm durch den Kommandanten des in der Assab-Bai stationirten italienischen Kriegsschiffes bewilligt worden. Diese Expedition ist nach den neuesten Nachrichten von den Eingeborenen überfallen und gänzlich aufgerieben worden.

— Dr. Junker hat seine Rundreise durch die südlichen Njamnjam-Länder glücklich vollendet und ist dabei über den fernsten, von Schweinfurth erreichten Punkt hinaus nach Süden vorgedrungen. Nach seinen letzten Briefen vom December 1880 und Anfang Januar 1881, welche in „Petermann's Mittheilungen" (1881, S. 208 ff.) abgedruckt sind, hat er die Erforschung des Njamnjam-Gebietes mit Erfolg weiter geführt, stand zu Anfang des laufenden Jahres im Begriffe, eine neue Station weiter im Südosten zu Bakangöi, südlich vom Uëlle, dem fernsten von Miani erreichten Punkte, zu errichten und von dort aus seine Reisen nach Westen oder Süden auszudehnen. (Vergl. „Globus" XXXIX, S. 256.)

— Ein wahrhaft vernichtendes Urtheil spricht Joseph Thomson in seinem Reisewerke über die belgischen Afrika-Expeditionen aus, „deren Mißerfolg sich leicht aus dem Fehlen aller Sorgfalt und gesunden Menschenverstandes nicht nur hinsichtlich der hinausgesendeten Männer, sondern auch der Ausrüstung und Organisirung der Karawanen erklären läßt". „Die Anführer," sagt er, „sind in Zanzibar angelangt entweder mit vollkommenster Unkenntniß, oder mit der äußersten Gleichgiltigkeit gegen die Erfordernisse ihrer Aufgabe." Karema, ihre Station am Tanganjika-See, „von wo dem in Finsterniß versunkenen Neger Civilisation, Christenthum, Handel und alles Gute und Große gebracht, wo der müde Reisende aufgenommen, ermuthigt und zu seinem Werke gestärkt, mit Vorräthen ausgerüstet und mit Trägern versehen; was zu einem Mittelpunkte gemacht wer-

den soll, von dem das Beste und Empfehlenswertheste in der europäischen Civilisation ausstrahlen soll" — dies Karema „liegt in einem Sumpfe, umgeben von einem breiten Streifen unbewohnter Wüste mit Bergen ringsum und umringt von räuberischen Häuptlingen". Erschreckliche Befestigungen sind auf einem Berge an der Mündung des Musamwira-Flusses errichtet worden, „als wenn eine europäische Armee mit schwerem Belagerungsgeschütze herannahte". Zu diesem verlassenen Orte führen keine Handelsstraßen, und auch zu Wasser kann man sich ihm nur schwer nahen. Und als wäre es an diesen Nachtheilen noch nicht genug, so haben es die Belgier „verstanden, höchst feindselige Gefühle gegen sich zu erregen; kein einziger Eingeborener wird auch nur den kleinen Finger rühren, um ihnen aus Zuneigung oder für Geld zu helfen, so daß alles durch theuer bezahlte Wasuaheli von der Küste verrichtet werden muß". Dieser Tadel mag streng sein, aber er ist nicht unverdient, und getrost kann man es aussprechen, daß die belgische Association trotz der großen Opfer an Menschen und Geld bis jetzt so gut wie noch nichts für die Erforschung Afrikas geleistet hat.

(The Athenaeum, 21. Mai 1881.)

— Joseph Thomson's Reisewerk ist soeben unter dem Titel: „To the Central African Lakes and back" erschienen. Mit den Hauptumrissen seiner Expedition sind unsere Leser bereits bekannt; doch möchten wir hier auf ein interessantes Ergebniß dieser vom Glück begünstigten Reise hinweisen. Die von Thomson gesammelten Muscheln vom Tanganjika-See bestätigen seine auf geologische Gründe basirte Annahme, daß dort einst ein großes Binnenmeer existirte, welches das gesammte Kongo-Becken vom Tanganjika-See bis zu den Gebirgen an der Westküste bedeckte. Viele der Tanganjika-Muscheln zeigen deutlich die Merkmale modificirter Meeresformen. Dieses Binnenmeer füllte bei der Hebung des Kontinentes das innere Becken von Afrika aus und blieb salzig, bis es durch den Durchbruch des Kongo nach Westen oder noch schneller durch das Thal des Zambesi nach Osten hin sich entleerte. Der Njassa-See stand mit demselben offenbar in keinem Zusammenhange, da er eine ganz verschiedene konchologische Fauna aufweist.

— Die Expedition Gallieni, welche mit König Amadhu von Segu einen für Frankreich günstigen Vertrag abgeschlossen hat (s. „Globus" XXXIX, S. 176 und 384), ist nach langer Abwesenheit in S. Louis wieder eingetroffen. Das Recht, in Segu Niederlassungen zu errichten, ist für Frankreich reservirt, welches in Segu einen Vertreter ernennen wird. Der Sultan erhält dafür 1200 Gewehre, 4 Kanonen und jährlich 25 000 Francs.

Australien.

— Australien hat auch dies Jahr wieder eine sehr schlechte Ernte gehabt, und in Folge dessen besteht große Noth unter den Farmern und das ganze Geschäftsleben liegt schwer darnieder. In Süd-Australien, wo der Ackerbau vorherrscht, wurden nur 5 Bushels 10 Pfund Weizen (60 Pfund machen einen Bushel aus) vom Acre (= 40,467 Ar) geerntet. Der katholische Bischof Dr. Crane von Sandhurst, einer bekannten Goldminenstadt der Kolonie Viktoria, schildert das Elend der Farmer in den nördlichen Distrikten als entsetzlich: sie seien so gut wie verarmt. Süd-Australien zählte am 1. Februar 1881 eine Bevölkerung von 268 688 Seelen, und daraus erklären sich allmonatlich durchschnittlich gegen 70 Personen bankerott, also pro Jahr reichlich 0,31 Procent der Bevölkerung. Auswanderer wollen dies beherzigen!

— In den Grey Ranges, einem im Westen von Neu-Süd-Wales unweit der Grenze von Süd-Australien gelegenen Gebirge zwischen 29° und 30° südl. Br. und 141° und 142° östl. L. Gr. wurde bei Mount Brown und Mount Poole ein reiches Goldfeld entdeckt, welches den officiellen Namen „the Albert Goldfield" erhielt. Die Gegend ist aber sehr wasserarm.

— In Neu-Süd-Wales sind aus öffentlichen Mitteln 600 Pf. St. zur Erforschung der Flüsse und merkwürdigen Höhlen des Landes bewilligt worden.

— Aus Westaustralien wird berichtet, daß für Land am Fitzroy-Flusse, wo Alexander Forrest auf seiner letzten Forschungsreise so glänzende Entdeckungen machte („Globus" XXXVI, S. 383), Anträge auf 39 Mill. Acres bei der Regierung einliefen, daß aber nur 8 Mill. vergeben wurden. Man hofft, daß sich durch die neuen Ansiedelungen am Fitzroy die schwache Revenue der Kolonie wesentlich steigern werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der Missionsstation westlich von Port Moresby, Neu-Guinea, wurden Mitte März dieses Jahres die Missionslehrer mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 13 Personen, in grausamer Weise von den Eingeborenen ermordet.

— Wir berichteten im Jahrgang XXXVII, S. 351 über eine sehr verdächtige Kolonisation auf der Insel Neu-Irland, welche der Marquis de Rays in Frankreich ins Leben gerufen hatte. Wie sich voraussehen ließ, hat die Affaire nunmehr ihr trauriges Ende erreicht. Am 12. März traf das von Neu-Irland kommende Schiff India in Nouméa, der Hauptstadt von Neu-Kaledonien, ein und hatte den Rest der unglücklichen de Rays-Ansiedelung an Bord. Die Leute — insgesammt 300 Männer, Frauen und Kinder — kamen in einem schrecklichen Zustande an, da weder Wasser noch Proviant an Bord war. Sieben Personen waren unterwegs des Hungerstodes gestorben und weitere vier starben bei Ankunft in Nouméa. Der Kapitän konnte kein Geld auf sein Schiff geliehen bekommen, und die Passagiere hatten ebenfalls keins. Die armen Menschen waren in ihrer äußersten Noth einzig auf die Unterstützung der französischen Regierung in Nouméa angewiesen.

Nordamerika.

— Die Gesammtzahl der Einwanderer, welche am 19. April 1881 in New York anlangten, belief sich auf 6417, die größte Summe, welche je an einem einzelnen Tage erreicht wurde.

— Es ist wahrlich die höchste Zeit, schreibt das Wochenblatt der New Yorker Zeitung (4. Mai 1881), daß die Regierung Maßregeln ergreift, um der radikalen Entholzung unserer Wälder Einhalt zu thun. Nach sorgfältigen Statistiken des „Northwestern Lumberman" wird in Minnesota, Wisconsin und Michigan, den drei holzreichsten Staaten der Union, nahezu achttausend Millionen Fuß Fichtenholz jährlich gefällt, während die Gesammtressourcen dieser Staaten an Holz nur einundachtzig Millionen Fuß, oder nach der gegenwärtigen Verbrauchsrate etwas mehr als den Konsum von zehn Jahren beträgt. Falls dem jetzigen Raubsystem, mit dem die Wälder verwüstet werden, nicht bald gesteuert wird, gehört ein Holzmangel innerhalb des Zeitraums von zehn Jahren keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten.

— Mexiko ist jetzt, meldet die „Allgemeine Zeitung", das Ziel amerikanischer Industriellen und Kapitalisten, welche diese Republik in die engste kommerzielle Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu bringen suchen. Verschiedene Bahnen nähern sich den Grenzen Mexikos oder haben dieselben schon erreicht. Amerikaner haben die mexikanischen Erzlager in Angriff genommen, große Strecken Landes erworben und Vorbereitungen zur Anlage von Fabriken getroffen. General Grant hat soeben eine werthvolle Eisenbahn-Konzession erhalten, wie denn die regierende Klasse in Mexiko diese Unternehmungen mit günstigem Auge betrachtet, während die Indianer, welche vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, voll Besorgniß und Unwillen sind. „Es bedarf nur eines leisen Anstoßes, um eine nationale Erhebung dieser indianischen Mexikaner gegen die Amerikaner ins Werk zu setzen, zumal die europäischen Kaufleute, in deren Händen augenblicklich der

ganze Handel des Landes liegt, ihr Theil dazu beitragen, die Amerikaner verhaßt zu machen. Eine Krisis wird sicherlich kommen; Mexikaner und Amerikaner können als gleichberechtigte Racen nicht neben einander und unter einander leben, die stärkere aggressive und progressive Race, die amerikanische, wird die schwächere verdrängen ... Dieses Schicksal Mexikos könnte man nicht beklagen, da es nur durch die Industrie und durch den Unternehmungsgeist Amerikas der Kultur erschlossen werden kann."

— Dr. Ph. J. J. Valentini hat in den Verhandlungen der American Antiquarian Society (21. Oktober 1880) eine Arbeit über „Mexikanisches Papier" veröffentlicht, worin er dessen Arten, Fabrikation, Verwendung ꝛc. im altmexikanischen Reiche behandelt, und deren Resultate von allgemeinerm Interesse wir hier anführen. Aus dem Kodex Mendoza ergiebt sich, daß alljährlich 24 000 Resmas (d. h. Buch zu 20 Bogen) Papier (amatl) als Tribut in die Vorrathshäuser von Alt-Mexiko abgeliefert wurden, und zwar von der Stadt Amacoztilla jährlich 16 000, von Yzamatitan jährlich 8000 Resmas, zusammen gleich 480 000 Bogen. Dies Papier, welches die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Mayas aus dem Bast des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), welcher seinen alten Namen amatl bis heute in der Sprache der Centralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; dieser poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gyps oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Eine andere Herstellungsweise hatten die Nachbaren der Mayas, die Nahoa redenden Völker auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht existirt; diese verwendeten die Fiber der Maguey-Pflanze, welche in Wasser geweicht und auf welche beiderseits mit irgend einem Klebestoff eine dünne Haut befestigt und aufgepreßt wurde, und zwar von einer Hirschart, wie solches bei mexikanischen Kodices der Dresdener und Wiener Bibliothek konstatirt worden ist. Was aber geschah mit jener Menge von Tribut-Papier in Mexiko? Nur ein kleiner eigens dazu erzogener Theil des Volkes konnte schreiben oder richtiger malen, und nur ein geringer Theil des Tributes wurde von den Schreibern verwendet zu historischen Annalen, zu Kopien des rituellen Kalenders für die Priester, zu Tribut-Aufzeichnungen und bei Landstreitigkeiten zur Anfertigung von Karten für die Parteien und den Richter (ein solcher Plan befindet sich im Besitze der Geographischen Gesellschaft zu New York). Aber an eine ausgedehnte Literatur war bei dem Mangel eines phonetischen Alphabets und einer eben solchen Schrift nicht zu denken. Die Hauptmasse des Papieres fand seine Verwendung beim Kultus, wobei, wie wir durch Pater Bernardino de Sahagun wissen, nicht nur die Tempel und Götzenbilder, sondern auch die Priester, die unglücklichen Schlachtopfer und die sämmtlichen Mitwirkenden mit Papier geschmückt wurden. Nun bespricht aber Sahagun nur die großen Feste zu Beginn jeden Monats, während doch jeder Tag seinen eigenen Heiligen hatte, vor dessen Bild der Priester Kopal, Guttapercha und Papier verbrennen mußte. Bedenkt man, daß allein der copantl (Schlangenmauer, welche die weite Umfassung bildete, in deren Mitte sich die große berühmte Pyramide erhob) 78 solche Kapellen zählte, deren jede täglich zu versorgen war, so ergiebt sich daraus die gewaltige Menge Papier, welche beim Kultus verbraucht wurde.

Südamerika.

— Der Präsident der Argentinischen Republik hat eine militärische Expedition unter General Villegas nach dem See Nahuel-Huapi am Fuße der Anden ausgesendet, welcher es nach wiederholten Kämpfen mit den Indianern gelungen ist, die Hauptmasse derselben über das Grenzgebirge hinüber nach Chili zu verdrängen und ein neues ausgedehntes Landgebiet der Benutzung zunächst durch Viehzüchter zu erschließen.

Polar-Gebiet.

— Dr. Behm schreibt im „Geogr. Monatsbericht" (Petermann's Mitth. 1881, Juniheft S. 235): Da die Ausführung der italienischen Südpolar-Expedition wegen mangelnder Mittel noch immer nicht gesichert ist, so hat sich Lieutenant Bove auf Veranlassung der italienischen Kolonie in Buenos Ayres nach den La-Plata-Staaten begeben, um mit Unterstützung der dortigen Italiener eine beschränkte Rekognoscirungsfahrt in die antarktischen Gewässer, mit welcher Aufnahmen im Feuerlande verbunden werden sollen, zu leiten. Wenn es möglich sein wird, soll ein Winter in hohen Breiten zugebracht werden. Das Instituto Geografico Argentino hat ein durch Mitglieder der italienischen Kolonie verstärktes Komité niedergesetzt, welchem bereits von der argentinischen Regierung eine namhafte Subvention zugesichert wurde. In Italien setzt inzwischen der unermüdliche Commodatore Chr. Negri die Agitationen fort, um auch für die größere Expedition die erforderlichen Beiträge zusammenzubringen.

Vermischtes.

— Prof. H. Wagner in Göttingen kommt in einem Vortrage „Ueber Gründung deutscher Kolonien" (Heidelberg, C. Winter), den wir angelegentlich zur Lektüre empfehlen, zu dem Schlusse, daß unter allen für die deutsche Auswanderung empfohlenen Ländern der Süden Brasiliens am meisten Vortheile bietet und daß auf dem morsch gewordenen Boden des romanischen Amerika einst blühende deutsche Tochterstaaten erwachsen sollten in Folge einer friedlichen, aber großartigen Einwanderung. Als Mittel dazu schlägt er vor, die Konsulate dort gewissermaßen zu Kolonialämtern zu erweitern, welche den „Einwanderer in Empfang nehmen, das Land bereits vermessen und untersucht haben, das ihnen zugewiesen werden soll, kurz ihnen alle die Erleichterungen angedeihen lassen müßten, welche die Immigration offices in Nordamerika mit so großem Erfolge in Anwendung bringen."

— Die Bilderwerke für den geographischen Unterricht mehren sich; dem Schneider'schen Typenatlas folgen jetzt Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln (F. Hirt, Breslau 1880). Dieselben, herausgegeben von Dr. Oppel und A. Ludwig unter Mitwirkung von Prof. Fritsch, Leipoldt, Berkmann und Waeber, umfassen auf 24 Tafeln eine Fülle von Abbildungen und kartographischen Darstellungen (324 an Zahl), welche zum großen Theile neu hergestellt worden sind. Wir finden da eine ganze Reihe von Tafeln zur Veranschaulichung geologischer und Oberflächenverhältnisse, ferner der Hydrographie, Meteorologie, Pflanzengeographie und zwei Tafeln mit 64 Völkertypen in vorzüglicher Herstellung. Den Schluß machen drei Bogen mit Abbildungen von Reisen und Jagden. Daß die Tafeln auch einzeln zu haben sind, erleichtert wesentlich die Verbreitung derselben, die zur Belebung und zum Verständnisse des geographischen Unterrichts ganz außerordentlich beitragen werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

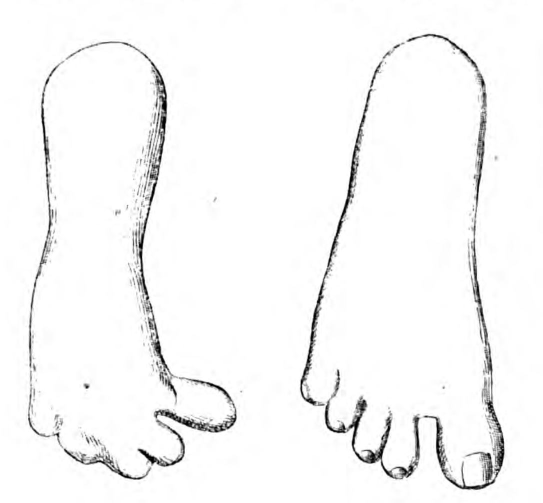
Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IV.

Die Oyampys-Indianer, welche von Crevaux's Ankunft benachrichtigt worden waren und deshalb Zeit gehabt hatten, ihren Putz in Ordnung zu bringen, haben dieselbe Vorliebe für Bemalung, wie die Roucouyennes; da war nicht ein Mann oder Weib, das nicht von Kopf bis Fuß schwarz und roth betupft gewesen wäre. Für den Schönsten hielt sich natürlich der Häuptling, welcher den Körper über und über roth grundirt und mit schwarzen Flecken bemalt hatte, gewiß um dem Jaguar zu gleichen, der bei allen Indianern für den König der Thiere gilt. Hier verließ der alte Häuptling Jean Pierre den Reisenden, um zu Saba und den beiden am Oyapok zurückgelassenen Negern zurückzukehren, während es Crevaux mit Hilfe seiner Kurzwaaren leicht wurde, neue Begleiter, so viel er deren bedurfte, anzuwerben. Zugleich konnte er mancherlei Merkwürdigkeiten und ethnographische Gegenstände erwerben, die Jean Pierre nach der Mündung des Oyapok mitnehmen sollte, z. B. Flöten aus Rehknochen und niedliche kleine Kronen, welche zum Festhalten der Haare dienen, theils von weißen Federn, theils von schwarzen, theils auch, und das sind die zierlichsten, von abwechselnd roth und gelb gestreiften. Als Crevaux mit seinen neuen Begleitern am Morgen des 22. September aufbrach, übergab er dem heimkehrenden Jean Pierre im Beisein aller Oyampys eine Degenkoppel, welche derselbe sich sofort um seinen dicken Bauch schnallte, und eine alte goldene Degenquaste, die er sich um den Hals hing, wobei er betheuerte, daß auch sein Vater den Franzosen stets treu gedient habe, seitdem sein Großvater von einem weißen Häuptling einen Tambourmajorsstock und eine Medaille empfangen hatte. Es war das, wie der Reisende später erfuhr, der Ingenieur Bodin gewesen, der 1823 auf dem Oyapok bis zu den drei Stromschnellen vorgedrungen war, aber durch Fieber zur Rückkehr gezwungen wurde. Er wie mehrere seiner Gefährten erlagen demselben bald nach ihrer Rückkehr in Cayenne. Um 8 Uhr trat Crevaux mit seinen drei Schwarzen, zehn Indianern und zwei Frauen die Reise an; der junge Yami war vom Gepäcktragen befreit, um unterwegs der Jagd obliegen zu können. Das Wandern fiel dem Reisenden schwer, weil er die letzte Nacht schlecht geschlafen und seit 24 Stunden nur Cassave gegessen hatte. Allein es gelang an diesem Tage nicht, weder Wild zu schießen, noch Fische zu angeln; um seinen Hunger nicht zu vermehren, verzichtete er Abends am Lagerplatze selbst auf ein Bad und vertrieb sich die Zeit damit, lange Cigarren von frischen Tabaksblättern zu drehen und zu rauchen. Am nächsten Morgen jedoch führte ihnen das Glück ein Agouti in den Weg, das sich in einen hohlen Baum flüchtete und dort mit Stockschlägen erlegt wurde. Sofort machte man Halt, um das Thier zu kochen. So sehr aber auch die Männer hungerten, so rührte doch keiner auch nur eine Hand, sondern jeder sah den Frauen zu, wie sie Feuer anzündeten, Wasser herbeitrugen, das Thier brühten und wie ein Schwein abkratzten. Nachdem man es aufgebrochen und die Eingeweide herausgenommen hatte, befestigte einer der Indianer die Leber an der Spitze eines in

die Erde gesteckten Stockes und ließ sie am Feuer rösten, tauchte sie nach einigen Minuten in kochendes Wasser, gab Crevaux ein kleines Stückchen davon und theilte den Rest mit mehreren seiner Genossen. Dabei bemerkte Crevaux, daß die Oyampys, wie alle Indianer, das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen beißen, sondern es mit den Fingern zerreißen und es in kleinen Stückchen zum Munde führen. Die linke Hand dient ihnen als Teller, und zwischen dem Ring- und dem kleinen Finger der rechten halten sie ein Stückchen Cassave, welche das Brod ersetzt, zwischen Zeigefinger und Daumen einen kleinen Bissen Fleisch, so daß sie nur die eine Hand beim Essen zu bewegen brauchen. Die Köchin, die ältere der beiden Frauen, rührt inzwischen das Fleisch im Topfe mit einem Stücke Holz um, facht das Feuer mit zusammengeflochtenen Palmenblättern an, ohne Rücksicht darauf, daß die Asche dem Reisenden ins Gesicht fliegt, und wenn die Brühe überkochen will, so spritzt sie aus ihrem Munde eine Fluth Wassers in den Topf. Nach halbstündigem Kochen wurde das Fleisch unter die 16 Theilnehmer getheilt. Alles bildete einen Kreis um das Feuer, die Männer auf den Zehen hockend,



Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer.

die Weiber mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Zum Schlusse zerschlug man die Knochen mit einem Steine, sog das Mark aus, zündete sich eine Cigarre an, und setzte um $11^1/_2$ Uhr den Marsch fort.

Um $1^1/_2$ Uhr traf man auf einen ziemlich breiten Bach Piraouiri, wo die Oyampys Halt machen, um zu baden und ihren Putz in Ordnung zu bringen. Während nun dieselben ihre Halsbänder anlegten und die Haare kämmten, vernahm Crevaux einen Vogelschrei, schoß und brachte einen schönen Hokko herab; alsbald aber erschien wüthend ein Indianer und redete allerlei heftige Worte, von denen der Reisende nichts verstand. Schließlich erfuhr er, daß er einen zahmen Vogel getödtet hatte, welcher dem Tamuschi eines zwei Stunden entfernten Dorfes gehörte. Dort wurden sie natürlich schlecht empfangen, und Crevaux mußte sich beeilen, sein Versehen durch Geschenke wieder gut zu machen. Acara, so hieß der Häuptling des nur vier Hütten zählenden Dorfes, ist ein junger, großer, wohlgestalteter Mann, der in seinem abgelegenen Erdenwinkel friedlich mit seiner Mutter und zwei niedlichen kleinen Frauen zusammen lebt, die ihn zärtlich zu lieben scheinen. Seine Mutter ist groß und schlank, leidet aber an einer innern Verrenkung der Zehen, was unter dem Namen ocopi bei den Indianern ziemlich häufig vorkommt. An den Füßen der Oyampys wie der Roucouyennes fand Crevaux im normalen Zustande stets eine Abweichung der Zehen: die weit abstehende große Zehe ist stets nach innen gebogen, die dritte, vierte und fünfte dagegen nach außen. Auch haben ziemlich viele Eingeborene die Beine nach innen gekrümmt. Der folgende Tag war ein Ruhetag, da Apatu sich durch einen Dorn am Fuße verletzt hatte; der Reisende selbst litt an einem heftigen Fieberanfalle. Doch fand er sich am nächsten Morgen (25. September) wohl genug, um die Reise nach Südwesten fortsetzen zu können. Eine Unzahl Bäche wurden überschritten, welche nur durch ihre in der Sprache der Oyampys bedeutungsvollen Namen von Interesse waren: so ist der Jenouparaou nach der Yenoupa, der Frucht von Genipa americana, benannt, welche nach dem Durchschneiden an der Luft schwarz wird und jene blauschwarze Farbe liefert, mit welcher sich die Oyampys den Leib bemalen; so der Timboraou nach der Robinia Nicou oder Timbo, womit man die Fische vergiftet, und der Durouapi nach dem ourou, d. i. Cassave. Nach vierstündigem Marsche (20 200 Schritt) machte man bei der Hütte des Häuptlings Kinoro Halt; so heißt ein rother Ara mit gelbgefleckten Flügeln (Ara Canga). Dort sah Crevaux einen alten Mann, welcher ausnahmsweise einen spärlichen Bart aufzuweisen hatte; sonst zupfen sich die Indianer denselben meist aus, und zwar fassen sie das betreffende Haar zwischen einem Bambustäbchen und dem Daumen, reißen es aus oder brechen es durch eine schaukelnde Bewegung ab. Die Oyampys, Männer wie Frauen, tragen die Haupthaare lang herabhängend und schneiden es nur vor der Stirn in der Höhe des Augenbrauenbogens ab.

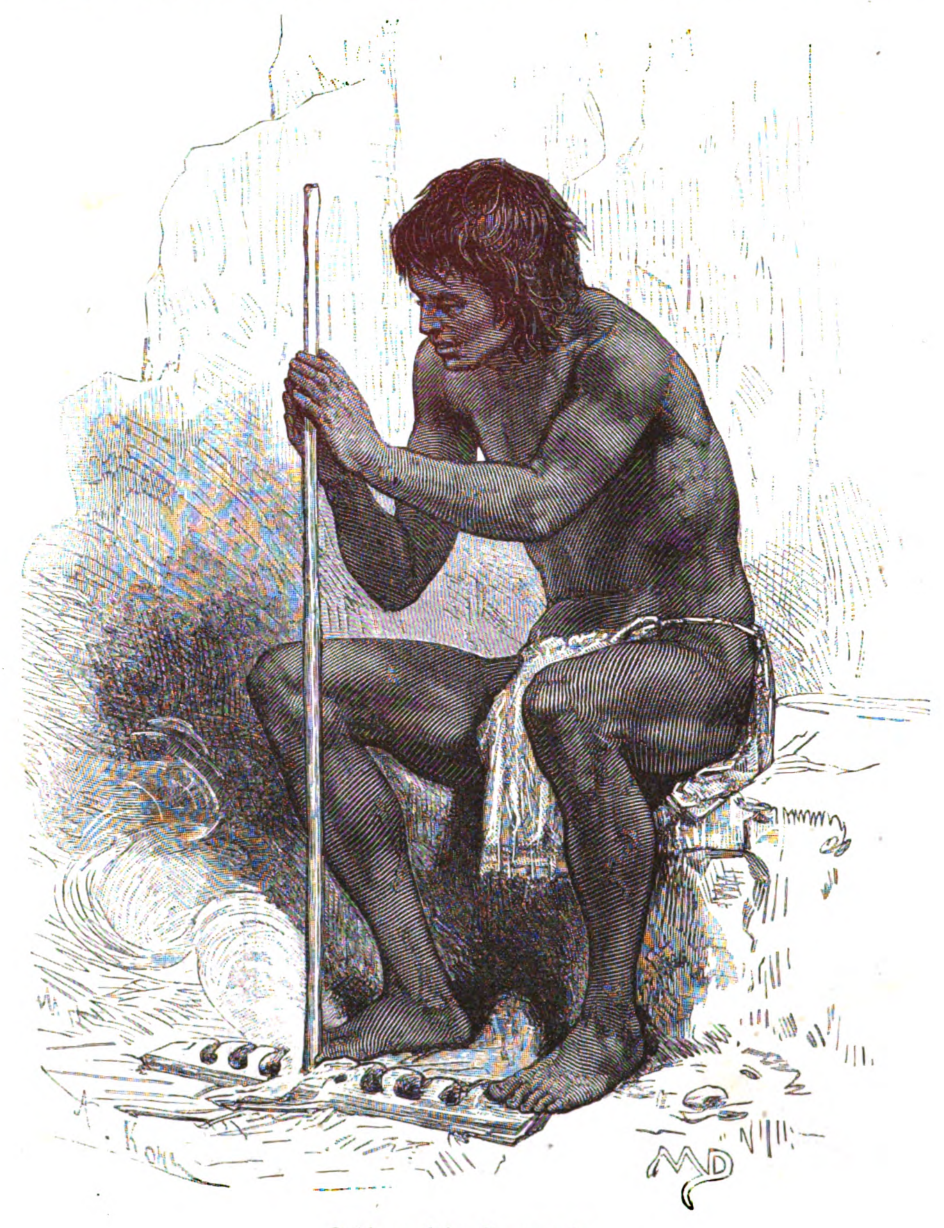
Hier ließ Crevaux auch die Eingeborenen erst mit einem spitzen Kohlenstückchen, dann mit Bleistift Figuren und Verzierungen in sein Tagebuch zeichnen, wie sie sich dieselben auf den Leib malen, und welche mit den Ritzungen auf dem Tineri-Felsen (s. oben S. 2) sehr viele Aehnlichkeit haben (vergl. die Reproduktion solcher Zeichnungen „Globus“ XXXIX, S. 248). Er war erstaunt, daß diese Wilden, welche gewöhnlich für durchaus unerfahren in den schönen Künsten gelten, insgesammt mit außergewöhnlicher Leichtigkeit zeichneten, und daß selbst die Frauen, welche die Reisebeschreibungen stets als stumpfe Lastthiere schildern, sich herzudrängten, um für einige Nadeln die Verzierungen, welche sie auf ihren Töpfen anzubringen pflegen, in das Taschenbuch des Reisenden einzutragen. Bei Sonnenaufgang des 26. September wurde nach Indianersitte, welche Crevaux angenommen hatte, die eine Mahlzeit eingenommen; die andere machen sie Abends und während des Tages essen sie nur ein Stück in Wasser getauchtes Cassave und etwas bukanirtes Fleisch, wenn solches vom Morgenimbiß übriggeblieben ist. Um $6^1/_2$ Uhr wurde aufgebrochen, um 9 Uhr die Hütte des Tamuschi Tapiira erreicht, wo man Führer zur obersten Landestelle am Rouapir und zum Lande der Roucouyennes zu finden hoffte. Anfangs weigerten sich die Leute dessen, weil dort keine Boote vorhanden seien; als sie aber den Fremden entschlossen sahen, allein weiter zu gehen, erklärten fünf von ihnen, sie wollten ihn nach einem Platze führen, wo Bäume wüchsen, deren Rinde sich zu Pirogen verarbeiten lasse. Crevaux sah hier einen Indianer durch Reiben Feuer machen: derselbe drehte ein Rohr rasch in einer Höhlung, welche in einem Rocou-Zweige angebracht war, herum. Auf diese Weise setzte er binnen fünf Minuten ein Stückchen Werg oder Zunder in Gluth. In der Nacht konnte er wegen Fieber und Aufregung, welche ihm die Widerspenstigkeit der Oyampys erzeugte, kaum schlafen und so plauderte er, Cigarren rauchend, mit einem Indianer und betrachtete die Sterne.



Mahl im Walde. (Zum Theil nach Photographien.)

Sein Genosse zeigte ihm die Plejaden, fragte nach ihrem französischen Namen und sagte, daß sie in seiner Sprache Eïou genannt würden. Dies Sternbild ist allen Eingeborenen von Französisch-Guayana wohl bekannt; sie begrüßen sein Erscheinen am Horizonte mit Freuden, weil es mit dem Beginn der trockenen Jahreszeit zusammenfällt. Wann es gegen den Mai hin verschwindet, findet eine Zunahme der Regengüsse statt und die Flüsse schwellen dann so gewaltig an, daß jede Schifffahrt schlechthin unmöglich wird. Die Bonis, welche die Plejaden Sebita nennen, behaupten, daß beim Verschwinden derselben die Schlangen aufhörten giftig zu sein.

Erst gegen 4 Uhr Morgens begab sich der Reisende zur Ruhe, so daß es ihm später schwer fiel, sich zu ermuntern und er sich erst durch ein kaltes Bad im nahen Bache stärken mußte. Um 11 Uhr erreichte man die Stelle, wo der Rouapir anfängt schiffbar zu werden. In Summa hatte man vom Oyapok bis dorthin 156 000 Schritt oder, den Schritt zu 70 cm gerechnet, 110 km zurückgelegt und dazu 35 Stunden gebraucht (also per Stunde etwa 3 km). Die Umwege abgerechnet, beträgt die gerade Entfernung von der Landestelle der Banares zu derjenigem am Rouapir 66 km; die allgemeine Richtung ist Südwest. Diese Strecke ist länger, als die entsprechende zwischen Maroni und Apaouami (54 km); aber sie ist leichter zurückzulegen, weil das Terrain nicht so uneben und mehr Lebensmittel zu erlangen sind.

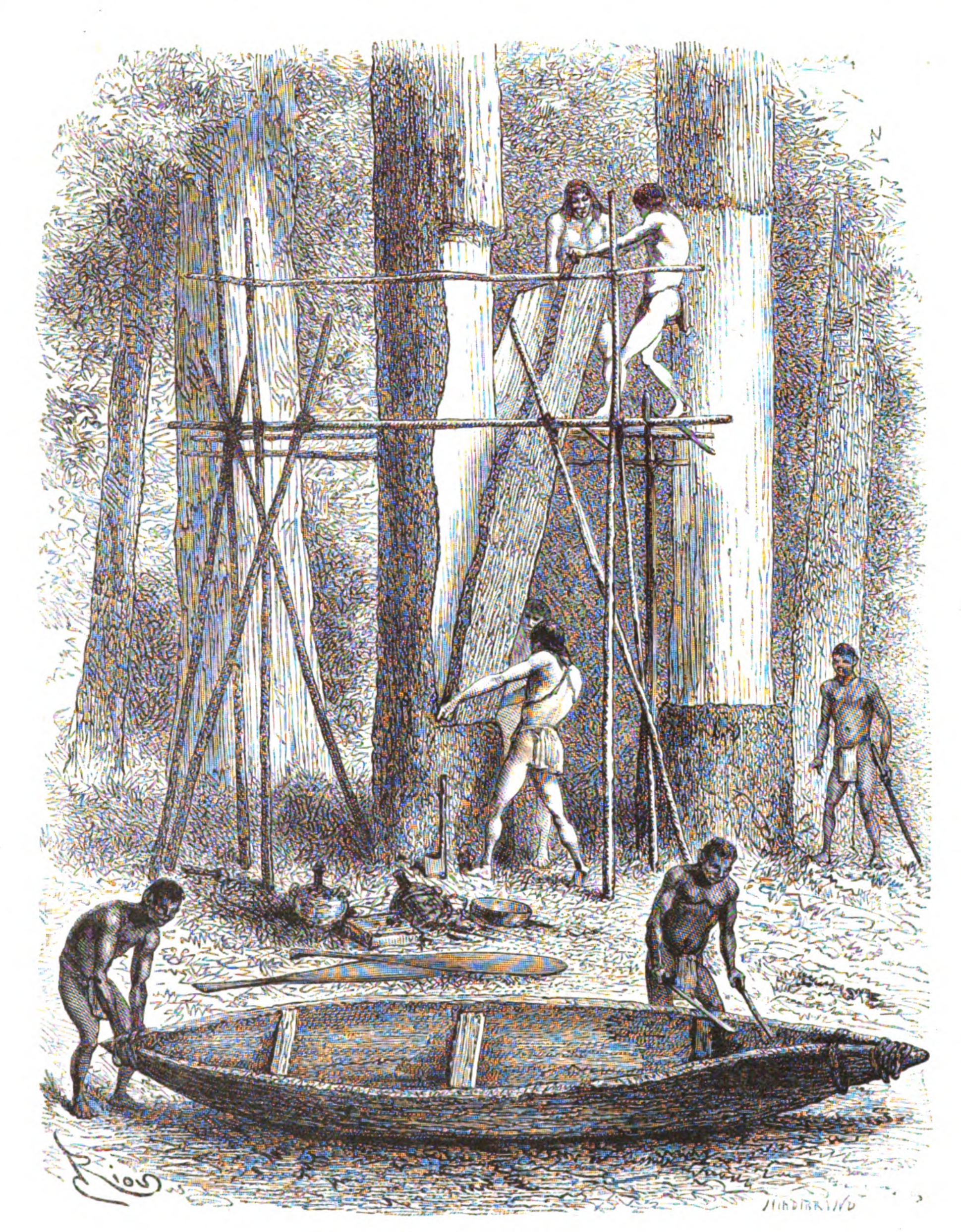


Indianer beim Feuermachen.

Zwei Indianer, welche vorangeschickt waren, traf er beim Essen; ihre Faulheit entschuldigten sie damit, daß sie keine Rinde zum Bootbauen gefunden hätten. Allein Crevaux kannte ihre Böswilligkeit, machte sich mit Apatu ans Suchen und hatte bald auf dem sumpfigen Boden längs des Flusses einen dicken geraden Baum entdeckt, dessen Rinde sich leicht zu lösen schien. Die Indianer errichteten nun ein 5 bis 6 m hohes Gerüst um den Stamm, lösten alsbald ein mächtiges Stück Rinde von ovaler

Form ohne jede Verletzung ab, legten es auf die Erde, falteten es in der Form eines Bootes und näheten es mit Lianen so leicht zusammen, als wäre es ein Stück Rindsleder gewesen. Innen wurden dann zum Schluß Querhölzer befestigt, um als Bänke zu dienen. In weniger als vier Stunden war so ein Fahrzeug hergestellt, welches freilich nicht so tüchtig war, wie eine aus einem Baumstamme ausgehöhlte Piroge, immerhin aber gut genug, um einen nicht weit entfernten Ort zu erreichen, wo man Kähne erhalten konnte.

Wenn man die heutigen Zustände mit den Erzählungen der älteren Reisenden vergleichen darf, so nimmt die Bevölkerung am Oyapok in erschreckender Weise ab. Bodin, welcher diesen Fluß bis zu den drei Stromschnellen aufwärts bereist hat, schätzt die von ihm gesehene Bevölkerung auf 5000 Seelen, während Crevaux in dem ganzen Gebiet bis zu



Bau eines Bootes.

seinen Quellen und längs der Wasserscheide gegen den Kou nicht mehr als 200 Indianer gezählt hat. Wenn diese Abnahme andauert, so wird es bald keine Oyampys mehr geben. Die Acoquas, welche die Missionäre Grillet und Béchamel besucht haben, sind bereits verschwunden; andere Stämme stehen im Begriffe auszusterben. So zählen die Emerillons heute nur noch 50 Köpfe und die Aramichaux, welche einst am Flusse Araoua stark genug waren, um mit den Roucouyennes Krieg zu führen, werden jetzt nur noch durch ein Individuum repräsentirt, das bei den Galibis am untern Maroni Zuflucht gefunden hat. Ein Journal der französischen katholischen Missionen schätzt die Bevölkerung zwischen Oyapok und dem Amazonenstrome, d. h. in dem zwischen Frankreich und Brasilien streitigen Gebiete, auf nicht weniger als 200 000 Seelen. Nach Analogie dessen aber, was Crevaux gesehen, und nach Apatu's Angaben kann sie 2000 bis 3000 Personen nicht übersteigen.

Der 28. September wurde mit der Herstellung eines

zweiten Bootes und mit der Verladung des Gepäcks zugebracht; am nächsten Tage wurde die Fahrt stromab angetreten. Allein schon in einer Entfernung von 400 m wurde der anscheinend schiffbare Rouapir von mächtigen Baumstämmen versperrt, deren erster zu dick war, um ihn zu durchschneiden. Zwei der Neger sprangen also ins Wasser und suchten das erste Fahrzeug hinüber zu heben. Mitten in dieser Operation aber fängt das Boot an zu schaukeln, verliert das Gleichgewicht, fällt und sinkt mit allem Gepäck unter. Zum Glücke war das Wasser nicht tief und die



Fahrt auf dem Rouapir.

Strömung gleich Null, so daß man aller Gegenstände wieder habhaft wurde. Das andere Boot erlitt beim Hinüberheben



Wespennest.

eine schwere Verletzung, die mit einem aufgenäheten Stück Rinde ausgebessert werden mußte. Dann aber erforderte das Abhauen der anderen Bäume noch mehrere Stunden schwerer ungewohnter Arbeit. Weiterhin waren kleinere überhängende Bäume und Zweige zu beseitigen, deren heraus spritzender milchweißer Saft auf der Haut der Leute brennende Schmerzen verursachte. Bis in die sinkende Nacht mußte diese mühsame Fahrt fortgesetzt werden, ehe man einen zum Lagern geeigneten Platz fand; dem Mangel an Lebensmitteln half der Zufall ab, indem ein Indianer noch, während die anderen schon schliefen, einen 5 kg schweren Aymara-Fisch, der in seinen Gewohnheiten unserm europäischen Karpfen ähnelt, erbeutete.

Am 30. September war die Fahrt noch schwieriger als am Tage vorher; und dabei war Eile geboten, da der Wasserstand im Flusse zusehends abnahm. Nachdem man volle elf Stunden mit Aufbietung aller Kräfte einen verzweifelten Kampf gegen die dicht verschlungene tolle Vegetation geführt hatte, hatte man im Ganzen während zwei langer Tage nicht mehr als 9 km zurückgelegt, d. h. in der Stunde nur etwa 500 m, nämlich am ersten Tage 5 km in 8 Stunden, am zweiten nur 4 km, wozu man aber 11 Stunden gebraucht hatte. Am folgenden Tage änderte sich die Scenerie nur einmal auf kurze Zeit, indem die Ufer höher wurden und sich Granitfelsen zeigten; sonst stets dasselbe langsame Vordringen durch Sumpfdickicht. Das Wasser hatte überall die Erde mit fortgeschwemmt, wo dieselbe nicht durch einen Baum geschützt oder von Wurzeln festgehalten worden war, und eine Unzahl kleiner Kanäle, von halbtrockenem Schlamme erfüllt, durchzog den Boden nach allen Richtungen hin. Es war die ungesundeste Gegend, die Crevaux auf seinen Reisen noch je betreten hatte;

mit Freuden begrüßte er deshalb am Abend des 1. Oktober eine verlassene Hütte als das erste Anzeichen, daß man sich einer für Menschen zugänglichen Gegend näherte. Einstweilen aber änderte sich noch nichts; nur bemerkte man bald nach der Abfahrt am 2. Oktober eine kleine mit Gräsern bewachsene Insel, welche dem Reisenden um so mehr gefiel, als er seit Beginn der Fahrt keine einzige Stelle am Ufer gesehen hatte, die nicht mit Bäumen oder wenigstens mit Sträuchern und Schlingpflanzen bedeckt gewesen wäre. Denn eine Wiese inmitten der Urwälder Guayanas ist eine eben so große Seltenheit, wie ein Baum auf den Steppen Rußlands oder den Pampas Patagoniens. Gegen 9 Uhr nahm der Fluß wieder sein früheres Aussehen an: dieselben sich überbiegenden Bäume, dieselben Laubtunnels, die ein Dichter vielleicht malerisch, ein Reisender aber jedenfalls scheußlich fände. Beim ersten Axthieb, den Apatu that, fühlte Crevaux einen stechenden Schmerz am Augenlid; eine Wespe hatte ihn gestochen, deren Nest er über seinem Kopfe bemerkt hatte. Apatu beeilte sich nun, den Baum zu Falle zu bringen, damit das Nest ins Wasser fiel. Dasselbe war über 1 m lang und seine Waben, welche nie Honig enthalten, waren mit Larven gefüllt, welche ein Indianer mit Cassave zusammen gierig verzehrte. Diese in ganz Guayana häufige Wespe wird von den Roucouyennes, welche sie ocomo nennen, sehr geschätzt.

Die Lage der Expedition war jetzt eine wenig hoffnungsvolle. Die Neger, deren Kräfte zu Ende gingen, murrten und grollten; das Gepäck war in schlechtem Zustande, weil die leicht zerreißenden Fahrzeuge viel Wasser einließen; ein Theil der Patronen war durchnäßt, der Kasten des Theodoliten verquollen und nicht zu öffnen, Lebensmittel mit Ausnahme von Fischen nicht zu erhalten. Nun war schon der vierte Tag vorbei, an welchem der Führer auf morgen vertröstete, ohne daß man das verheißene Ziel, den Stamm der Calayouas, erreicht hätte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VI.

Straits Settlements.

Von den ersten Jahren seiner Gründung an dem Thore alles südost- und ostasiatischen Verkehres ist Singapur einer der größten Anziehungspunkte der chinesischen Auswanderung gewesen. 1827 zählte es in einer Bevölkerung von 14 000 6000 Chinesen, 1836 waren Chinesen 13 749 in 30 000, 1849 27 988 in 59 043, 1859 50 043 in 81 792, 1871 54 572 in 97 111 vorhanden. Von den Chinesen abgesehen, die hier ansässig sind oder es werden wollen, geht durch Singapur jährlich eine große Zahl nach Pinang und anderen Kolonien. 1878 kamen in Singapur 58 643 Chinesen in 158 Dampfern, 105 Dschunken und 8 Segelschiffen an. In Singapur landeten davon 34 088, während weitergingen: nach Pinang 23 426, Malacca 434, Australien 672, Calcutta 23; ferner kamen vom 14. März bis 31. December v. J. 1824 Chinesinnen an, von welchen 1327 in Singapur blieben, während 472 nach Pinang, 19 nach Malacca, 4 nach Australien und 2 nach Calcutta gingen. In demselben Jahre wurden 12 Chinesinnen, welche widerrechtlich ihrer Freiheit beraubt worden waren, nach China zurückgesandt. Der Schutz dieser Einwanderermassen beschäftigte die Regierung in den letzten Jahren in hervorragendem Maße. Da Fälle von ungerechter Bedrückung der chinesischen Einwanderer nicht selten vorkamen, so wurde am 24. September 1877 ein Gesetz erlassen, welches den Schutz dieser in Singapur immer so zahlreichen Klasse vorsah. Schon seit 1873 war von den bessergestellten Chinesen darum petitionirt worden. Man hatte unter anderen damals gefängnißartige Höhlen entdeckt, in welchen 60 oder 70 arme Kulis eine Woche hindurch festgehalten wurden, weil sie nicht im Stande waren, ein Fahrgeld zu zahlen, welches fünfmal höher war als die Summe, die man in China ihnen angegeben hatte. Sie klagten, daß sie halb verhungert seien, und daß man sie mißhandelt hatte. Die Polizei setzte in solchen Fällen die Armen in Freiheit und die betreffenden chinesischen „Importhäuser" wurden zu hohen Geldstrafen verurtheilt. Mehrmals ereignete es sich, daß in derartigen Kulihäusern die Blattern und andere verheerende Krankheiten ausbrachen. In derselben Zeit kam es mehrmals vor, daß Chinesen nach Singapur gebracht wurden, angeblich um hier in gewinnbringenden Handwerken beschäftigt zu werden, thatsächlich aber, um ganz wie Sklaven für lange Arbeitszeit in die Zinnbergwerke von Deli und andere verkauft zu werden. Für die „Kidnapped Chinese Women" wurde ein eigenes Zufluchtshaus in Singapur begründet und 1880 wurde zuerst die Einrichtung getroffen, daß die gelandeten Einwanderer einige Zeit in Baracken beisammen bleiben mußten, um untersucht zu werden und etwaige Klagen vorzubringen. In Pinang protestirten zwar die europäischen Arbeitgeber gegen mehrere Beschränkungen der Einwanderung, welche zum Vortheil der Chinesen verfügt worden waren, vorzüglich in Betreff der Qualität und Größe der von ihnen benutzten Schiffe, doch wurden dieselben auch hier streng durchgeführt. In Singapur wurden zwei „Protectors of Chinese Emigrants", in Pinang einer ernannt. Nicht überall in den Kolonien wurde diese humane Einrichtung freudig begrüßt, denn in einem großen Theile derselben lebt die europäische Bevölkerung in der Furcht, daß das letzte Ziel aller Fürsorge der Regierungbeamten darauf hinauslaufe, „die Halbinsel zu einem Paradies der Chinesen zu machen", und ein ähnlicher Gegensatz wie in Hongkong besteht auch in Singapur und Pinang zwischen den chinesenfeindlichen Anschauungen der ansässigen Europäer und den Versuchen der Kolonialbeamten Gerechtigkeit gegen alle Klassen walten zu lassen. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. der Ernennung des allgemein beliebten chinesischen Krösus Hoh th Kai Whampoa († 1879) zum Mitglied der Gesetzgebung von Singapur, wurden chinesenfreundliche Handlungen der letzteren allgemein anerkannt. Gerechtfertigt scheint die Anschauung der ersteren in jenen Fällen gewesen zu sein, wo

die Beamten sich allzu rasch dazu hinreißen ließen, bei jedem Streit zwischen Chinesen und Malayen auch in den halb unabhängigen Staaten der Malacca-Halbinsel mit scharfen Maßregeln zu Gunsten der ersteren einzuschreiten, überhaupt jene als ihre besonderen Schutzbefohlenen anzusehen. Und am meisten gerechtfertigt erscheint die Klage, daß die Beamten bei aller Sorge für die Chinesen höchstens in der Lingua franca dieser Länder, dem Malayischen, mit ihnen verkehren könnten, weil sie noch immer selten sich dazu bequemen ihre Sprache zu lernen, was zur Wahrung der wahren Interessen beider Theile allerdings wohl vortheilhafter wäre, als die besten Gesetze und die trefflichste Polizei. Eine Regierung rein nach europäischen Grundsätzen ist allerdings für die Chinesen nicht passend, aber noch weniger ist es denkbar, daß man sie in gewohnt patriarchalisch-despotischer Weise zu regieren vermöge, ohne sich in ihre Denkweise einzuleben und sich ohne jede Möglichkeit des Irrthums mit ihnen zu verständigen. Nur die Kenntniß ihrer Sprache gewährt dieses unentbehrliche Mittel. In Singapur, wo alljährlich 40 000 bis 60 000 Chinesen einwandern, wenn auch großentheils, um sich in die umliegenden Länder zu zerstreuen, ist es unentbehrlich, die genaueste Fühlung mit ihnen zu halten, und dazu genügen allerdings Dolmetscher allein nicht. Das von vortrefflichen Absichten eingegebene Einwanderungsgesetz von 1877 (welches, beiläufig gesagt, 1880 dahin geändert wurde, daß die vom Schiffer zahlbare kleine Kopfsteuer auf die Einwanderer durch einen Stempel auf Arbeitsverträge ersetzt ward) hat hauptsächlich wegen dieses Mangels wenig von dem Nutzen gestiftet, welchen man erwarten durfte. Und es wird unter diesen Umständen immer wahr bleiben, was der Bericht des „Chinese Protectorate Office“ von Singapur für 1879 sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß irgend welche Besserung (des moralischen Zustandes der chinesischen Gesellschaft in Singapur) nur in geringem Maße einer etwaigen Aenderung in den Anschauungen und Tendenzen der niederen Klassen der Chinesen zugeschrieben werden kann . . . Die einzige zuverlässige Grundlage des Friedens und der Ordnung irgend einer Gemeinschaft muß die Achtung vor der Regierung als Regierung und der freiwillige Gehorsam vor dem Gesetze sein; aber diese giebt es bei den Chinesen nur, insoweit unsere Gesetze mit ihren Vorurtheilen zusammenstimmen.“ Als das größte Hinderniß einer kräftigen und zugleich freisinnigen Regierung gelten überall in den Straits ebenso wie in den unabhängigen Staaten des Innern die Geheimgesellschaften. Die geheimen Gesellschaften der Chinesen, von welchen ein amtlicher Bericht für 1878 zehn mit 794 Beamten und 17 906 Mitgliedern aufzählt, blühen in den Straits Settlements mehr als irgendwo und haben hier sogar auf die Malayen ansteckend gewirkt, deren „Rothe Fahne“ und „Weiße Fahne“ ähnliche Vereinigungen sind. In dem Polizeibericht dieser Kolonien für 1877 werden vier von diesen Gesellschaften als absolut gefährlich bezeichnet und am meisten die der Ghi Hin oder Hailam, welche die Mehrzahl der Hausdiener und in der Provinz Wellesley z. B. nicht weniger als $^3/_4$ der ganzen Chinesenbevölkerung umschließt und dadurch natürlich die Möglichkeit einer Spionage besitzt, wie sie größer nicht gedacht werden kann. „Diese Gesellschaften,“ sagt der Bericht, „würden allein genügen, um die ganze Polizeimacht zu beschäftigen.“ Die Kämpfe dieser Gesellschaften untereinander, welche 1867 in Pinang zu einem regulären Kriege geführt hatten, sind nicht minder zu fürchten als ihr organisirter Widerstand gegen unbequeme Maßregeln der Europäer, wie er sich z. B. im December 1876 in Singapur gelegentlich einer Verbesserung im Mechanismus der Geldsendungen nach China kundgab, wo Post- und Polizeiämter gestürmt und mehrere Chinesen getödtet wurden. Einige Stimmen in der Kolonie wollten nach dieser Erfahrung den Erlaß eines Einwanderer-Schutzgesetzes von der Auflösung dieser Hoeys abhängig machen. Aber dieselben sind unauflöslich, denn sie haben ihre Wurzeln tief in dem Clanwesen, welches die südchinesischen Bevölkerungen so tief zerklüftet. Die Klubbs, welche eine geringe Zahl wohlhabender Chinesen begründet haben, und in denen nach europäischem Muster auch ihre Frauen zeitweilig erscheinen, beschränken sich auf einen zu engen Kreis der Chinesenbevölkerung, um den geheimen Gesellschaften Abbruch thun zu können. Diese sind die „Klubbs der Massen“. Eine besonders gefährliche Seite dieser Gesellschaften ist auch ihr Hinübergreifen in die Malayenstaaten der Halbinsel, wo sie nicht selten vermöge ihrer straffen Organisation von großem Einflusse sind und Gewaltthaten verüben, für welche ihnen die Hehlerei ihrer Genossen in Singapur oder Pinang Straflosigkeit sichert. Der Bericht der „Chinese Protectorate Office“ in Singapur für 1879 bezeichnet diese Vereinigungen als so tiefwurzelnd, daß auch bei einer etwaigen Aufhebung derselben die alten Sippenverbände immer aufrecht erhalten und im Geheimen nach wie vor ihre Wirkungen üben würden.

Die längst bedeutende und oft besprochene Rolle der Chinesen im Handel von Singapur hat in den letzten Jahren nur immer noch zugenommen, wiewohl ein Ende 1877 von den Europäern gegen ihre Uebermacht auf den wichtigen Gebieten des Gambir- und Pfefferausfuhrhandels geführter Kampf mit dem Siege der ersteren endete. Es handelte sich dabei um die Beseitigung einer systematischen Uebervortheilung, welche die chinesischen Gambir-Aufkäufer gegen die Europäer ins Werk gesetzt hatten, indem sie ihnen diese Drogue in einem Zustande verkauften, welcher dieselbe sehr rasch große Gewichtsverluste erleiden ließ. Die europäischen Kaufleute einigten sich zu einem Beschluß, der diesen Durchstechereien ein Ziel setzen sollte, und stellten ihre Einkäufe von Gambir zu den alten Bedingungen ein. Ebenso weigerten sich die Chinesen ihrerseits zu den neuen Bedingungen zu verkaufen. Das Gleiche trat gelegentlich der Pfefferernte ein, mit deren Ertrag die letzteren nicht so lange zuwarten konnten. Da die Europäer von ihren heimischen Geschäftsfreunden in diesem Kampfe unterstützt wurden, hatten die Chinesen endlich nachzugeben und den neuen Bedingungen sich zu fügen. Jene selbst sehen indessen selber nur einen zeitweiligen Erfolg. „Den Chinesen,“ heißt es im deutschen Handelsarchiv (1879 I, 238), „deren großspurige Prätensionen in gewissen Dingen an das Unglaubliche streifen, und die, wenn auch nur nach und nach, einen Zweig des Handels nach dem andern an sich zu ziehen wissen, ist durch ihre Niederlage recht gründlich zu Herzen geführt worden, daß die Europäer im Handel zur Zeit noch das dominirende Element sind.“ Die Zählung von 1871 ergab für Singapur eine Gesammtbevölkerung von 97 111, worunter 54 572 Chinesen. Aus angegebenen Gründen dürfte indessen diese Zahl etwas höher angenommen werden. Am Ein- und Ausfuhrhandel Singapurs betheiligt sich einstweilen China direkt nur erst in geringem Maße. Es erscheint 1877 mit 1 016 139 Mill. Doll. in der Aus- und 1 083 005 Mill. Doll. in der Einfuhr. Aber eine viel größere Summe setzt es durch Vermittelung Hongkongs um, welches nächst Niederländisch-Indien und Großbritannien den beträchtlichsten Handel mit Singapur unterhält.

In Pinang kamen 1879 21 523 Chinesen an gegen 24 818 in 1878; aber die Zahl der Frauen, welche 1878 188 betragen hatte, hob sich 1879 auf 451. Nach Sumatra waren über Pinang im Jahre 1878 7182 Chinesen

ausgewandert, aber diese Zahl sank 1879 auf 4355. Die Verminderung wird auf die stärkere Auswanderung nach Formosa zurückgeführt, sowie auf den geringen Gewinn der „Versender". Auch sollen, aus unbekannten Gründen, in Swatau Plakate angeheftet worden sein, welche von der Auswanderung nach den „Straits" abmahnten. Die Zählung von 1871 ergab für Pulo Pinang und Wellesley eine Gesammtbevölkerung von 133 230, worunter 36 561 Chinesen. Indessen dürfte hier, wo die Chinesen weit über das Land hin als Arbeiter auf den Pflanzungen zerstreut sind, die oben erwähnte Schwierigkeit einer genauen Bestimmung ihrer Volkszahl noch größer sein als in Singapur und wahrscheinlich erreicht sie einen höhern Betrag als den angegebenen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man sie auf etwa 50 000 schätzt. Pinang wird von den Chinesen mit besonderer Vorliebe aufgesucht und bietet denselben in der That wohl von allen europäischen Besitzungen in Hinterindien den günstigsten Boden. Nirgends fühlen sie sich so frei und entfalten nirgends ihre guten und schlimmen Eigenschaften so ungebunden wie hier. Es kommt dies daher, daß Pulo Pinang nicht wie Singapur ein Welthandelsplatz ist; der beträchtliche Handel, welcher hier betrieben wird, trägt mehr asiatischen Charakter und umfaßt hauptsächlich die Halbinsel Malacca und die Insel Sumatra. In der Nähe liegen einige von den halb unabhängigen Staaten der Malayen, in welchen die Chinesen die Herren wären, wenn sie in der Politik dieselbe Emsigkeit und Energie zu bethätigen wüßten, wie in Handel und Gewerbe. Pulo Pinang ist der Ausgangspunkt für die chinesische Auswanderung nach dem nördlichen Sumatra, welche in beständiger Zunahme ist. Weder die europäische noch die asiatische Konkurrenz ist hier so stark wie in Singapur oder Batavia und der Chinese dominirt in Gewerbe und Handel und ist in beiden unentbehrlich. Treffend sagt J. Thomson in seinem „The Straits of Malacca, Indo-China and China" (London 1875): „Um einen Begriff von ihrer Nützlichkeit zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß sie alles machen können was ein Europäer braucht." Dies sagt freilich viel. Derselbe Reisende charakterisirt weiterhin die hiesigen chinesischen Kaufleute: „Sie sind uns unentbehrlich, da sie Beziehungen mit fast allen Inseln angeknüpft haben, nach welchen unsere Waaren ausgeführt werden. Ihre Agenten residiren in Sumatra, Borneo und auf dem hinterindischen Festland, wo sie durch Tauschhandel die Erzeugnisse der Eingeborenen erwerben; mit den letzteren sind sie nicht selten sowohl durch kommercielle als sociale Bande verknüpft ... Was den chinesischen „Comprador" (Makler) betrifft, so ist dieser in seiner Weise das Muster des ostasiatischen Kaufmannes. Solchen Leuten wie ihm schulden wir viel von unseren Handelserfolgen im fernen Osten. In der Regel ist er ganz zuverlässig. Er lebt mäßig, und hat jederzeit seine fünf Sinne beisammen. Dennoch erscheint er nie anders als eine ruheliebende, fette, behäbige Persönlichkeit, die von Jahr zu Jahr fetter und reicher wird. Gewisse wichtige Zweige des Geschäftes, wie die Prüfung des Silbers, das als Umlaufsmittel dient, die Kenntniß der Geschäfte und des Standes der chinesischen und eingeborenen Händler, die Anstellung und Beaufsichtigung chinesischer und eingeborener Arbeiter hängen ganz von ihm ab. Ohne ihn wäre der beste europäische Kaufmann hierin machtlos."

An Unruhen fehlt es hier ebenfalls nicht und die hiesigen Chinesen machen vorzüglich durch ihre Geheimbünde, wie erwähnt, der Verwaltung der Straits Settlements nicht weniger Schwierigkeiten als ihre Landsleute von Singapur. Indessen scheinen die Europäer das Ihrige dazu beizutragen. Die auf den Pflanzungen der Provinz-Wellesley arbeitenden Chinesen hatten sich in den letzten Jahren über schlechte Behandlung Seitens der Pflanzer zu beklagen und ihre Sterblichkeit stieg zu ungewöhnlich hohem Grade. Die betreffenden Thatsachen wurden durch einige amtliche Schriftstücke bewiesen, welche 1879 in Singapur zur Veröffentlichung gelangten. Die Regierung stieß bei ihrem Bestreben nach Abhülfe auf den gleichen Widerstand wie in allen ähnlichen Bestrebungen; aber in den Augen der Unparteiischen rechtfertigten sich dadurch nur von Neuem wieder die Schutzmaßregeln, welche früher für die Chinesen getroffen worden waren und deren Werth und Nothwendigkeit in keiner Weise gemindert wird durch die entgegengesetzte und ebenso berechtigte Forderung einer strengen Ueberwachung dieser selben Bevölkerung und eines energischen Krieges gegen ihre gefährlichen Geheimbündeleien.

Ueber Malacca, welches 1871 unter 77 756 Seelen 13 482 Chinesen zählte, fehlen neuere Nachrichten. In den halb selbständigen kleinen Staaten der Halbinsel Malacca nimmt die Zahl und der Einfluß der Chinesen in demselben Maße zu wie die Entwickelung der Hilfsquellen unter der für Ruhe und Ordnung sorgenden Verwaltung der englischen Residenten vorschreitet. In Singapur hört man daher nicht selten die Klage aus dem Munde mißvergnügter Europäer, daß die englische Regierung die Halbinsel zu einem Paradies für Chinesen zu machen suche. Indessen weiß dieselbe sehr wohl, warum sie die Chinesen in Schutz nimmt, so lange dieselben friedlich ihren Arbeiten nachgehen. Endgültig ziehen ihre Kaufleute und Gewerbetreibenden den Gewinn daraus, und ganz besonders die Blüthe von Singapur wird stets in hohem Grade beeinflußt sein von dem Stande der Arbeit auf der so fruchtbaren und noch so wenig ausgebeuteten Halbinsel. Vorzüglich Perak hat durch den starken Zufluß chinesischer Einwanderer gewonnen, welche sich hauptsächlich nach Larut wandten, wo der Bergbau auf Zinn und andere Metalle unter ihren Händen einen großen Aufschwung genommen hat. Hier haben sie sogar bereits eine Anzahl von Dampfmaschinen im Betrieb. Taiping ist eine rein chinesische Stadt von mehr als 16 000 (?) Einwohnern. In Klang sollen allein 12 000 chinesische Bergleute in den Zinnminen von Qualla Lumpur arbeiten. In minder angenehmer Art zeigte sich der Einfluß der Chinesen bei dem Versuch, die Opiumpacht in Larut einzuführen. Am 4. Oktober 1879 kam es zu einem Handgemenge zwischen 5000 von ihnen und der britischen Polizeimacht, wobei eine größere Anzahl der ersteren verwundet und 29 getödtet wurden. Ein zweiter Aufstand wurde ohne Blutvergießen im December desselben Jahres unterdrückt.

Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko.

Von **Karl Lamp.**

Für den größten Theil des spanischen Amerika kann Mexiko als Vorbild betrachtet werden. Seine Tagesgeschichte wird daher wichtig genug erscheinen, um hier kurz besprochen zu werden.

Ende des vorigen Jahres hat, ein seltener Fall, ein friedlicher Regierungswechsel in der mexikanischen Republik stattgefunden. Das ging so zu. Der General Don Porfirio Diaz, der bis dahin Präsident gewesen war, übergab dies Amt seinem bisherigen Kriegsminister, dem General Gonzalez, um seinerseits das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen. So ward dem gesetzlichen Verbot der Wiederwahl des Präsidenten (no-reeleccion), welche 1876 der Partei des Don Porfirio den Vorwand zur Empörung gegen Lerdo de Texada hergab und die sie also anstandshalber vermeiden mußte, Genüge geleistet. Es blieb aber, was das Wesentliche ist, die Macht innerhalb desselben Kreises, der sie schon vier Jahre lang ausgeübt hatte und während dieser Zeit zu Kräften gekommen war; nur die Rollen wurden vertauscht. Eben darum, nicht etwa, weil das Volk sich bei der Wahl hierfür eingesetzt hätte, ging dieser Wechsel friedlich von Statten. Das Volk wird in dieser Republik, in welcher einige Hunderttausend Spanier, spanischer Kreolen und anderer Fremden — deutsche Kaufleute spielen dort eine sehr große Rolle — über Millionen von Indiern gebieten, in Wirklichkeit nicht mehr nach seinem Willen gefragt, als in der unbeschränktesten Monarchie. Als ein Segen für das Volk mußte das Verbleiben derselben Männer in der Regierung trotzdem erscheinen. Man weiß, daß in den meisten Republiken des spanischen Amerika die Politiker durchschnittlich Leute sind, die sich aus der Politik ein Geschäft machen. Nun wohl, diesmal schien wenigstens die Garantie gegeben, daß einigermaßen „gesättigte Existenzen“, um einen bezeichnenden Ausdruck unseres Reichskanzlers zu gebrauchen, das Staatsschiff lenken würden. Das ist ein großer Vortheil. Von Natur werden ja die mexikanischen Beamten nicht so sehr viel schlechter sein, als die anderer Staaten. Sie sind vielfach unfähig in Folge der allzu kurzen Spanne Zeit, die ihnen zugemessen ist und unredlich aus Sorge für die Zukunft. Das eben ist der Segen der Monarchie, daß die Sorge um das Gemeinwohl stets in der Hand derselben Menschen liegt, denen sie zu einer Gewohnheit und aus einer Gewohnheit mit der Zeit eine bewußte Pflicht wird. In vier Jahren kann sich eine Gewohnheit nicht ausbilden. Daher ist es auf jeden Fall als ein Gewinn für Mexiko zu betrachten, daß seine jetzigen Leiter vorläufig — wenn nicht eine Revolution dazwischen kommt — wenigstens noch vier weitere Jahre im Amte verbleiben. Ein Vortheil ist es ferner auch, daß diese Leiter Soldaten sind. Denn die Soldaten sind den Advokaten, welche ihnen häufig zur Seite stehen, häufig auch die erste Rolle im Gegensatz zu ihnen für sich in Anspruch nehmen, als Herrscher vorzuziehen. Sie halten wenigstens die Ruhe einigermaßen aufrecht. Das ist schon sehr viel, freilich aber auch Alles, was man von einer mexikanischen Regierung vorläufig erwarten darf. Wie es heißt, will die jetzige Regierung mehr thun. Hüte sie sich, zu viel zu thun! Sie scheint amerikanische Unternehmer, welche das mexikanische Binnenland mit den Meeren und den Vereinigten Staaten durch Eisenbahnen zu verbinden sich anheischig machen, nicht unterstützen — dazu hat sie nicht die Mittel —, aber frei gewähren lassen zu wollen [1]). Es liegt nun aber in Mexiko für Eisenbahnen durchaus kein Bedürfniß vor. Außer Silber, das sich seines großen Werths und geringen Volumens halber auch auf Maulthieren ohne allzu große Unkosten nach der Küste schaffen läßt, ist von den dürren mexikanischen Hochebenen, deren Thaloasen je nach ihrer Meereshöhe die allerverschiedensten Erzeugnisse und darum von jedem nur eine geringe, die für den Bedarf des Landes ausreichende Menge hervorbringen, für den Weltverkehr nichts zu holen. Der lokale Verkehr aber eines so dünn bevölkerten Landes wird niemals die Unkosten des Betriebes decken, namentlich, da er hier durch Armuth an Holz und Kohlen außerordentlich vertheuert wird. Schwerlich werden also die geplanten Bahnen Rechnung halten; wie denn die schon bestehende Bahn, welche doch die Hauptstadt, den Hauptstapelplatz des Handels mit dem Auslande, mit ihrem Hafen Veracruz verbindet, schlecht rentirt. Das Bedürfniß und die Rentabilität sind aber doch immer die vornehmsten Rücksichten; darüber werden den Einsichtigen keine Redensarten von dem civilisatorischen Berufe der Eisenbahnen täuschen. Allerdings haben die Amerikaner Bahnen in die Wildniß hineingebaut. Aber diese Wildniß war jungfräulicher Boden, der die Ausgaben in der Zukunft einzubringen versprach. Davon ist in Mexiko nicht die Rede. Mexiko ist ein altes Land. Alles, was sich gut zur Ansiedlung eignet, ist, wenn auch noch nicht überfüllt, so doch bereits in Besitz genommen. Neue Hilfsquellen werden also durch Bahnen nicht in Fluß gerathen. Am ehesten werden noch diejenigen bestehen können, welche etwa dazu bestimmt sind, die binnenländischen, um die Hauptstadt herum liegenden, verhältnißmäßig gut bevölkerten Gegenden mit jener zu verbinden. Das Publikum sollte also, das soll hier betont werden, auf etwaige Aufforderungen, sich an dieser Gründung zu betheiligen, nicht leichtsinnig eingehen. Schon, daß dieselbe zusammen genannt wird mit dem Projekte des Amerikaners Kapitän Eads, Schiffe auf einer von ihm erfundenen Vorrichtung aus dem Golfe über die Landenge von Tehuantepec nach dem Stillen Meere zu schaffen — einem Unternehmen, welches, vorausgesetzt, daß es wirklich ins Werk gesetzt würde, doch niemals neben dem Kanal von Panama bestehen könnte —, ist geeignet, stutzig zu machen. Für Mexiko selbst ist diese Angelegenheit keineswegs unbedenklich. Zwar würde es auf fremde Unkosten Eisenbahnen erhalten. Allein — abgesehen davon, daß es Bahnen nicht nöthig hat und also ohne Noth die Störung der Erwerbsverhältnisse, welche sie hervorzurufen pflegen, erleiden würde — es würde sich damit auch in die Hand der Fremden geben. Den 700 amerikanischen Ingenieuren, die jetzt dort mit den Vorarbeiten beschäftigt sein sollen, könnten im Laufe der Zeit nicht Millionen — für so viele ist zwischen den Indiern nicht Raum —, wohl aber viele Tausende von Amerikanern folgen. Und dann wäre es bald vorbei mit der Selbständigkeit der Mexikaner. Man spricht so gern von friedlichen Eroberungen. Als ob nicht eine friedliche Eroberung auf dasselbe hinauskäme, wie eine durch Krieg erworbene: fremde Herren setzen sich an die Stelle der einheimischen. Aus-

[1]) Siehe oben S. 48.

länder mögen vielleicht denken, daß es kein großer Verlust für die Welt wäre, wenn die Mexikaner ihrer Selbständigkeit verlustig gingen; mexikanische Staatsmänner aber haben jedenfalls die Pflicht, sie zu wahren. Vielleicht sind es solche Bedenken gewesen, was den Don Porfirio, der nach Aller Urtheil ein Ehrenmann durch und durch ist, bewogen hat, seine Entlassung als Minister der öffentlichen Arbeiten zu geben, von der uns kürzlich der Telegraph Kunde brachte. Wir schließen mit der Bemerkung, daß es Mexiko, wenn es sich von Amerika helfen läßt, ebenso ergehen kann wie der Türkei, deren Verfall die raschesten Fortschritte gemacht hat, seitdem sie sich vom Westen mit guten Rathschlägen und, was gefährlicher ist, mit Geldmitteln hat unter die Arme greifen lassen.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Als die Spanier unter der Führung des D. Miguel Lopez de Legazpi im Jahre 1565 in den Gewässern der Philippinen erschienen, um diese Inselgruppe dem Scepter Philipp's zu unterwerfen, fanden sie keinen einzigen mächtigen Staat vor; es war vielmehr der Archipel in unzählige kleine Staatengebilde zersplittert, von denen sogar die meisten nur eine einzige Niederlassung, ein einziges Dorf aufzuweisen hatten. Nur dort, wo der Islam Fuß gefaßt hatte, wie auf Mindanao, Sulu und den Küstenländern der Bai von Manila, gab es größere Reiche. Die mächtigeren waren die beiden ersteren; da aber beide erst in später Zeit von den Spaniern vorübergehend unterworfen und erst in neuerer Zeit dauernd in Besitz genommen worden sind, so genügt es, wenn wir erwähnen, daß das Reich der Sultane von Manila sich längs der südlichen Gestade der Bai von Manila ausdehnte, während das Gebiet des Königs Lacondala von Tondo in weitem Bogen die Landschaften des Manila-Sultans Soliman umspannte und besonders im Norden weit in das damalige Pampanga-Territorium hineinreichte. In der heutigen Provinz Bulacan lagen die drei Vasallenreiche des Lacondala, welche von Dayhagang-Fürsten, d. h. Mischlingen von Borneo-Malayen und Negritoweibern (?!) [1]), beherrscht wurden. Alle übrigen Theile Luzons und der Visayas waren in jene kleinen oben erwähnten Dorfstaaten zersplittert.

Diese heidnischen Dorfstaaten wurden Barangays oder Balangays [2]) genannt. Noch heute werden mit diesem Namen gewisse Schiffsboote in den Visayas [3]) und auf Mindanao [4]) bezeichnet. Man hat daraus gefolgert, daß die Bewohner eines Barangay-Staates eben die Abkömmlinge der Bemannung eines Barangaybootes wären, auf welchem die malayischen Einwanderer nach den Philippinen gekommen wären. Der Kommandant jedes Barangaybootes gründete eine Niederlassung, und da die malayische Invasion nicht mit einem Male erfolgte und jeder Führer einer neuen Immigrantenschar es vorzog sich selbst einen selbständigen Staat zu gründen, statt den älteren Niederlassungen und deren Herrschern sich unterzuordnen, so war damit hinlänglich die staatliche Zersplitterung und die eigenthümliche Benennung erklärt. Ob diese Erklärung die richtige ist, will ich hier nicht erörtern.

Diese Barangay-Niederlassungen waren nicht groß; manche zählten nicht mehr als 100 Individuen [1]). An der Spitze des Barangay stand ein Häuptling, im Süden Datto, im Norden Manguinoo genannt. Die Datto-Würde war in manchen Barangays erblich, in anderen, besonders in Nordluzon, gaben Reichthum und kriegerische Großthaten dem Tüchtigsten des Staates die Regentenwürde. Wo die Regierung erblich war, herrschte das Erstgeburtsrecht in der Thronfolge; waren keine Söhne vorhanden, ging die Datto-Würde auf die Töchter über; fehlten auch diese, so gelangten die nächsten Anverwandten des verstorbenen Fürsten zur Regierung.

Die Bevölkerung der einzelnen Barangays zerfiel im Allmeinen in sieben Kasten, nämlich in die Familie des Datto, die freien Leute oder den niedern Adel (Mahaldicas), die Freigelassenen (Timauas), die Vasallen und Hörigen der Dattos (Cabalangays), die Leibeigenen (Aliping namamahay), Halbsklaven und Vollsklaven (Aliping saguiguilir). Die spanische Herrschaft machte allen diesen Verhältnissen ein rasches Ende.

Die Zersplitterung der vielen kleinen Niederlassungen wurde zuerst beseitigt, um einerseits die Verwaltung zu erleichtern und die Macht der alten Dattos zu brechen, andererseits um bei dem Mangel an Priestern und dem Bekehrungseifer der Spanier die religiöse Conquista, wie es die Spanier nannten, zu erleichtern. Man zwang daher die Bewohner mehrerer Barangays ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an einem Orte niederzulassen, welches neue Dorf nun eine Gemeinde bildete, den „pueblo“. Da die Glieder eines jeden Barangay in dem neuen Pueblo sich wieder zusammensiedelten, so zerfiel dasselbe in Viertel, welche den alten Namen der Barangays beibehielten. Wir werden sehen, daß bald unter den Mitgliedern eines Barangays die Erinnerung an eine ursprüngliche gemeinsame Abkunft und staatliche Selbständigkeit durch die schlauen Maßregeln der spanischen Regierungskunst vollständig erlosch.

Um aber die Dattos, deren Einfluß in dem neuen Pueblo durch gegenseitige Eifersüchteleien bedeutend geschwächt war, nicht der neuen Lage der Dinge feindlich gesinnt zu machen, beließ man ihnen ihre Würde, unter dem allmälig sich geltend machenden spanisch-philippinischen Titel „Cabeza de

[1]) Mas. Informe sobre el estado de las Isl. Filipinas. Madrid 1843. I, 1, p. 10.

[2]) Alle in diesem Aufsatze vorkommenden philippinischen Benennungen sind mit spanischer Orthographie niedergeschrieben.

[3]) Buzeta y Bravo. Diccionario geogr. hist. estad. de las Islas Filipinas. Madrid 1850. Bd. I, S. 208. Pazos. Joló. Madrid 1879, p. 116.

[4]) Pazos, p. 112.

[1]) Mas. I, 1, 10.

Barangay", d. h. Barangay-Chef, schmälerte aber ihre früheren Rechte auf ein Minimum. Man nahm ihnen nämlich alle Regierungsgewalt und übertrug ihnen dafür die Einhebung der Kopfsteuer, des „Tributes" der Spanier, unter ihren Barangay-Untergebenen, wofür sie selbst von der Zahlung aller Abgaben enthoben wurden, dagegen aber freilich mit ihrem gesammten Besitze für die genaue Ablieferung der gesammten Kopfsteuer ihres Barangays haftpflichtig wurden. Dadurch wurden die Interessen der spanischen Regierung und der Ex-Dattos identisch. Um sie außerdem an die neue Lage besser zu gewöhnen, wurden ihnen eine Anzahl äußerlicher Ehrenbezeugungen bewilligt; unter anderm gewährte man ihnen als Auszeichnung den Titel „Don"! Die Würde der Cabezas de Barangay war erblich oder durch Wahl zu erlangen, je nachdem der entsprechende Barangay in den Zeiten der Unabhängigkeit dieser oder jener Sitte gefolgt war; denn es lag im Sinne der spanischen Politik die nationalen Einrichtungen unangetastet zu lassen, wo es nur eben anging.

An die Spitze der neubegründeten Pueblos stellte man einen Gemeindevorsteher, den „Gobernadorcillo" oder „Capitan". Er wurde auf eine bestimmte Reihe von Jahren von den Cabezas de Barangay gewählt, natürlich aus ihrer Mitte. Letztere bildeten auch den Gemeinderath und bekleideten die Stellen der verschiedenen Gemeindefunktionäre. Durch diese Maßregel wurde der Unterschied zwischen den einzelnen Barangays vollständig verwischt, sie sanken nun zu lokalen Steuereinheiten herab und ihre ehemaligen Dattos verloren den frühern Einfluß, indem in jedem Barangay fremde Dattos kraft ihrer Gewalt als Gobernadorcillo ꝛc. zu befehlen hatten. Sowie der Cabeza de Barangay für die Steuersumme seines Viertels verantwortlich war, ebenso mußte der Gobernadorcillo nicht allein für die Ruhe seines Ortes mit dem Kopfe, sondern auch für das prompte Eingehen der Steuern und das Verrichten der Frohnden, von denen ich weiter unten sprechen werde, mit seinem Vermögen einstehen. Die Wahl des Gobernadorcillos bedurfte der Bestätigung des Generalgouverneurs und konnte nur im Beisein eines spanischen Beamten oder Pfarrers, oder eines Spaniers überhaupt stattfinden. Der Gobernadorcillo war also der Datto oder Maguinoo von ehedem und in der That, wird noch heutzutage von den Tagalen der Gobernadorcillo auch „Manguinon" genannt [1]).

Um die Macht und den Einfluß der Ex-Dattos völlig zu brechen, wurden von den Spaniern die verschiedenen Abstufungen der Leibeigenschaft und Sklaverei abgeschafft; dadurch wurden auch diese Kreise durch ihr Interesse an den Bestand der spanischen Herrschaft gefesselt. Alle Eingeborenen mit Ausnahme der Familien der Ex-Dattos und vielleicht auch der Mahaldicas wurden zur Leistung von Staatsfrohnden gezogen und zwar zum Baue von Straßen, Brücken ꝛc. So haben wir hier das Bild der Gemeindeverfassung in den ersten Jahren der Conquista; wie wir sehen, unterscheidet sich die neue Gemeindeverfassung wenig von dem alten Clanwesen zur Zeit der Unabhängigkeit; die Macht der Ex-Dattos ist zwar vielfach gebrochen und gelähmt, aber noch immer wohnt jeder Clan in seinem Barangay ungetheilt und der alte Häuptling steht noch immer durch eine weite Kluft von seinen früheren Unterthanen getrennt, flößt ihnen aber bei der Denkweise der Asiaten deshalb um so mehr Achtung ein. Wenn die Spanier einige Jahrzehnte nach der Besitznahme durch irgend welche Umstände gezwungen die Philippinen geräumt hätten, die Pueblos würden sich ohne Weiteres in die alten Barangay-Clans unter ihren alten Häuptlingen getrennt haben, denn die Bewohner jedes Pueblos fühlten sich nicht als die Glieder einer und derselben Gemeinde, sondern jeder Clan bildete in der Gemeinde eine Gemeinde für sich, die nur äußerlich mit den anderen Barangays eine Einheit bildete. Eine große Gefahr für den Bestand der spanischen Herrschaft drohte, wenn die Barangays durch die natürliche Bevölkerungszunahme anschwollen; wenn dabei das Clangefühl sich erhielt, so war zu befürchten, daß trotz der geschmälerten Macht der Ex-Dattos es besonders den erblichen gelingen könnte, dieses Clangefühl zur Erhebung gegen die spanische Herrschaft auszunutzen. Die Kolonialregierung traf nach Erkenntniß dieses Uebelstandes auch sofort alle Anstalten, um dieses Clangefühl vollends zu beseitigen und das gelang ihr auch vollkommen.

Man ging nämlich nun von dem Grundsatze aus, daß der Barangay nur mehr eine lokale Steuereinheit wäre, und stellte als Princip fest, daß jeder Barangay nur aus 50 bis 100 steuerzahlenden Familien, welche anschließend an und neben einander wohnen, sich zusammensetze. Dadurch wuchs bei der Zunahme der Pueblos auch rapid die Zahl der Barangays, welche natürlich ebenso wie die ersten unter Cabezas de Barangay standen. Die Cabezas der neuen Barangays waren aber nicht mehr erblich, sie gehörten aber auch nicht mehr ausschließlich den Dattofamilien an oder richtiger gesagt, es konnte jetzt jeder reiche Mann, dessen Vater in den Zeiten der Conquista vielleicht noch Sklave gewesen war, Cabeza de Barangay werden. Da die neuen Cabezas die Privilegien der Steuerexemtion, der Don-Titulatur ꝛc. mit den alten theilten, da diese Privilegien auch auf die erstgeborenen Söhne übergingen, so entstand auch ein neuer Beamtenadel, welcher ursprünglich an Ansehen tief unter dem alten stand, bald aber mit demselben in Eins verschmolz, indem, ähnlich wie im alten Rom zur Gracchenzeit die Patricier und die Nobilität, die Ex-Datto-Familien und der neue Adel gleiche Interessen hatten, besonders bei den Wahlen der Gemeindefunktionäre. Der Adel erhielt den Namen „Principalia" und die Glieder desselben „principales". Die weitere Fortentwickelung der Gemeindeverfassung ist zwar sehr interessant, aber Raummangel zwingt mich von einer Darstellung derselben abzusehen, wie ich denn auch oben nur in groben Zügen Kontouren hingeworfen habe. Es genügt eben, wenn ich, wie oben, die Gemeindeautonomie in den Zeiten der Conquista bespreche, da dies zum nähern Verständniß desselben unumgänglich nothwendig ist, und so wollen wir zur nähern Betrachtung der heutigen Verhältnisse übergehen.

[1]) Illustracion Filipina. Manila 1859. Nr. 7, 3, 53.

Glück und Reichthum.

Andalusisches Volksmärchen. Mitgetheilt nach dem Spanischen des Fernan Caballero von **M. Willkomm** in Prag.

Doña Fortuna (Glück) und Don Dinero (Geld) liebten einander so zärtlich, daß sie bald unzertrennlich schienen und man Eins nie ohne das Andere sah. Die Leute schüttelten die Köpfe über das seltsame Paar — es half ihnen aber nichts, und über Jahr und Tag wurde die Hochzeit gefeiert.

Don Dinero war ein behäbiger Dickbauch, mit einem Kopfe aus peruanischem Gold, einer Mütze aus mexikanischem Silber, Beinen aus segovianischem Kupfer und die Pantoffeln aus Werthpapieren der großen Fabrik zu Madrid. Doña Fortuna war ein verdrehtes, wetterwendisches Frauenzimmer, unverläßlich im höchsten Grade — und in ihren Gunstbezeugungen blinder als ein Maulwurf.

Kaum waren die Flitterwochen verstrichen, so brach auch schon der Streit zwischen den Beiden aus über die Herrschaft im Hause. Doña Fortuna wollte befehlen. Don Dinero ist jedoch ein stolzer, eingebildeter Kauz und läßt sich nicht so leicht das Heft aus der Hand nehmen. Das Sprichwort sagt zwar, daß selbst das Meer, falls es sich vermählte, in Fesseln geschlagen würde; Don Dinero aber ist stolzer als das Meer und weiß seine Vorrechte zu wahren.

Da nun Jeder behauptete, vornehmer und mächtiger zu sein als der Andere und keiner nachgeben wollte, kamen sie überein die Probe zu machen:

„Siehst Du wohl dort unten,“ sagte das Weib zu ihrem Gatten, „im Schatten jenes alten Oelbaums den armen Menschen, der so niedergeschlagen und betrübt aussieht und den Kopf so hängen läßt? Laßt uns sehen, wer von uns beiden, Du oder ich, die Macht besitze, sein Schicksal besser zu gestalten.“

Der Gemahl willigte ein. Sie schritten dem Oelbaume zu und erreichten denselben glücklich — er ächzend und stöhnend von der ungewöhnlichen Anstrengung — sie lachenden Mundes, in einem Sprunge.

Der Unglückliche, welcher unter dem Baume lag, hatte in seinem Leben nie Gelegenheit gehabt, den Blick zu einem der beiden zu erheben. Er riß Mund und Nase auf, und seine Augen wurden so groß und rund wie die Oliven, die über seinem Haupte hingen, da er die hohen Herrschaften vor sich sah.

„Gott schütze Dich,“ redete Don Dinero ihn herablassend an, „kennst Du mich nicht?“

„„Ich kenne Ew. Gnaden nicht, obgleich ich in Dero Diensten arbeite.““

„Du hast nie zuvor mein Antlitz gesehen?“

„„In diesem Leben nie —““

„Und besitzest Du nichts auf dieser Welt?“

„„O ja, Ew. Gnaden! Ich habe sechs Kinder, die keinen Fetzen auf dem Leibe, und keinen Bissen haben ihren Hunger zu stillen. Deren Kehlen unersättlich sind wie ein alter Weinschlauch. Was hingegen mein Vermögen anbetrifft, so besitze ich davon nicht mehr, als im glücklichsten Falle aus der Hand in den Mund zu leben.““

„Und warum arbeitest Du nicht?“

„„Je, weil ich keine Arbeit finde! Ich habe solches Pech, daß mir alles schief ausgeht. Seit meiner Heirath scheint mich das Unglück in seinen Klauen zu haben! Da schickt uns ein Herr hierher, ihm für Tagelohn einen Brunnen zu graben. Er versprach uns goldene Berge, wenn unsere Arbeit vom Erfolg gekrönt werde — im Voraus aber gab er uns keinen Maravedi [1]) —, hängen sollte man den Schuft.““

„Nun,“ meinte belehrend der Zuhörer, „vielleicht dachte der Herr auch an das Sprichwort: wie die Arbeit, so der Lohn . . .“

„„Wohlan, wir fingen an zu arbeiten, als gälte es das Heil unserer Seele; aber, wie gesagt, je tiefer wir gruben, um so weiter entfernten wir uns von dem Sitze des Wassers — nicht einen Tropfen haben wir gefunden. Es war, als seien die Eingeweide der Erde vertrocknet — unsere ganze Beute besteht in einem alten Lederstiefel, den wir gestern ans Tageslicht befördert.““

„Aus dem Innern der Erde!“ rief Don Dinero indignirt aus, da er seinen unterirdischen Junggesellenpalast so übel angeschrieben fand. — „Ich will Dir meine Gunst zuwenden,“ sprach er darauf gnädig zu dem Armen, und drückte ihm einen Duro [2]) in die Hand.

Dem armen Manne erschien alles wie ein schöner Traum. Ohne sich zu bedanken, machte er sich auf und davon. Es war, als habe er Flügel an den Sohlen, so hatte die Freude seine Kräfte neubelebt. Er kam in eine kleine Schenke und kaufte für sich und die Seinen Brod. Als er darauf um zu bezahlen das Geld aus der Tasche ziehen wollte, fand er nichts darin als ein großes Loch, durch welches der silberne Duro entschlüpft war, ohne sich zu empfehlen. Verzweiflungsvoll kehrte er um und suchte den ganzen Weg entlang, auf dem er gekommen, doch umsonst. Durch das Suchen verlor er viel Zeit und mit der Zeit die Geduld, und er fluchte seinem Unstern, der ihn zu nichts kommen lasse in dieser Welt.

Doña Fortuna konnte sich des Lachens nicht enthalten und Don Dinero ward ganz gelb vor Aerger. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als abermals den Beutel zu ziehen, und dem Armen eine Unze [3]) zu geben.

Dieser war so selig, daß er vor Freude gar nicht wußte, was alles er dafür einkaufen solle. Diesmal dachte er nicht an Brod, sondern begab sich in einen Leinwandladen, um für sein Weib und die Kinder Kleider zu kaufen. Als es aber ans Bezahlen ging und er die Unze hervorzog, entsetzte sich der Kaufmann und behauptete, das Goldstück sei falsch; der Käufer sei ein Falschmünzer, den er der Polizei ausliefern müsse. Der Arme, als er das vernahm, entfloh eiligst, um Don Dinero weinend mitzutheilen, in was für Unglück ihn dessen Geschenk beinahe gestürzt.

Die Geschichte hören und in Lachen ausbrechen war bei Doña Fortuna eins; während sich Don Dinero wüthend den Schnurrbart drehte.

„Nimm,“ sagte er zu dem Armen, und gab ihm 2000 Realen [4]), „Du hast kein Glück, aber so wahr ich der mächtige Beherrscher der Erde bin, ich will Dir dasselbe ersetzen!“

[1]) Ein Heller.
[2]) 1 Duro = 4 Mark.
[3]) 1 Unze = 16 Duro = 64 Mark.
[4]) 1 Real = 22 Pfennig.

Der Arme war durch die ihm riesenhaft dünkende Summe so geblendet, daß er sich so lange damit rühmte, bis ihn Spitzbuben überfielen und den Prahler so arm zurückließen, wie ihn Gott erschaffen.

Doña Fortuna sah schadenfroh auf ihren Gemahl, der wüthend hin- und herlief wie ein Stier in der Arena. „Jetzt komme ich an die Reihe," sagte sie, „nun wollen wir doch sehen, wer größere Macht besitzt, Du oder ich."

Leisen Schrittes näherte sie sich dem Armen, der auf dem Boden lag und sich das Haar raufte, und beugte sich über ihn. Sogleich fand dieser unter seinen Fingern den verlorenen Duro wieder. „Es ist doch besser als nichts," meinte er zufrieden, „ich kann dafür wenigstens für meine Kinder Brod kaufen, deren Magen so leer ist wie eine Laterne, denn die armen Würmer haben seit drei Tagen nichts gegessen."

Als er an dem Laden vorbeiging, wo er vorhin die Kleiderstoffe eingehandelt, ward er von dem Kaufmann hineingerufen, der sich bitter anklagte ihn ungerecht beschuldigt zu haben. Er habe sich eingebildet, die Unze sei gefälscht; als er jedoch um Gewißheit zu erlangen, dieselbe dem Wechsler gezeigt, habe ihm dieser versichert, das Goldstück sei echt, eher zu schwer als zu leicht. Damit gab er dem Armen das Gold zurück und schenkte ihm außerdem noch den erhandelten Stoff, als Ersatz für das Unrecht, welches er ihm zugefügt.

Der Arme erklärte sich zufrieden gestellt und zog beladen mit der Waare weiter. Als er über den Marktplatz ging, vernahm er, daß die Wache jene Spitzbuben eingefangen, die ihn beraubt; und der Richter, der ein Richter nach Gottes Gesetz war, ließ ihm das geraubte Geld zurückerstatten, ohne jeglichen Kostenabzug. Der Arme legte sein Geld in Gemeinschaft mit einem Vetter an; sie kauften eine Mine und es dauerte nicht lange, so fanden sie eine Gold- und eine Silberader, außerdem noch ein Eisenlager. Nicht lange darauf titulirte man ihn „Herr", dann „Ew. Gnaden" und dann „Excellenz".

Seit dieser Zeit hält Doña Fortuna ihren Mann unter dem Pantoffel und regiert die Welt ohne Sinn und Verstand, beglückt blindlings mit ihrer Gunst Diesen oder Jenen und ist launischer und wetterwendischer denn je.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wesentlich historischen und ethnographischen Charakters ist die kleine Schrift des Prof. G. vom Rath „Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien" (Heidelberg, C. Winter) und wohl geeignet, tiefe Einblicke zu eröffnen in die namenlose Schmach und Vergewaltigung, welche dort unten ein edler deutscher Stamm von dem fanatischen magyarischen Pöbel zu erdulden hat, und das kaum ein Jahrzehnt nach des Mutterlandes mächtiger Wiedererstehung. vom Rath erhebt laut seine Stimme, um dem gequälten Bruderstamme die einmüthige und laute Sympathie aller guten deutschen Männer zu erwerben. Möge es dazu noch nicht zu spät sein! Ein günstigeres Geschick scheint den Rumänen beschieden zu sein. Grauenhaft ist es, wie sie namentlich von ihren magyarischen Nachbarn geplagt und geschunden worden sind: Gesetze verboten, daß rumänische Kinder zur Schule gingen (S. 156). Die rumänischen Geistlichen (griech.-orient.) mußten den magyarischen calvinischen Superintendenten auf ihren Schultern in die Kirche und zurück tragen. Das geschieht freilich heute nicht mehr. Doch jetzt noch weigert sich (zu Vajda Hunyad, 1878) der magyarische Diener, dem armen Rumänen das Brod zu reichen; eher verläßt er den Dienst. Die deutsche Hausfrau muß selbst dem rumänischen Bettler die Gabe reichen. Wenn durch Kriege die Feldmark verödet, durch Seuchen oder Kinderarmuth die Dörfer entvölkert waren, dann zog man gern Walachenfamilien zum Feldbau heran. Nahm die privilegirte Nation wieder zu durch eigene Vermehrung oder Zuwanderung, so wurden die Walachen wieder „abgeschafft", in ihre Walddistrikte zurückgejagt, ihre Häuser auf Befehl des Magistrats eingerissen. Solches geschah noch vor kaum 100 Jahren. Kein Handwerksmeister der privilegirten Nationen durfte einen rumänischen Knaben als Lehrling annehmen. Erst durch Kaiser Joseph II. ward die Leibeigenschaft der Rumänen aufgehoben und ihnen die Ausübung der Künste und des Handwerks frei gegeben. Jetzt aber steht es außer Zweifel, daß die Rumänen auf der Bahn der Bildung und Gesittung mächtig vorwärts schreiten, wobei sie sich freilich einstweilen des Entgegenkommens der ungarischen Regierung zu erfreuen haben, der alles daran liegt, durch die Rumänen die gehaßten Sachsen zu erdrücken und ihr Volksthum verschwinden zu machen. „Indeß unter scheinbar glatter und ruhiger Oberfläche zeigt die rumänische Fluth eine tiefe Bewegung. Die Rumänen des (inzwischen Königreich gewordenen) Fürstenthums, deren Land erst seit Kurzem in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten, sind ein Volk von aufsteigender Entwickelung. Sie haben im Verein mit ihren Stammesgenossen vor fast allen anderen Völkern des europäischen Südostens den Vortheil eines homogenen Wohngebietes. Das Verlangen, diese durch Sprache, Glauben und eine ausgeprägte nationale Eigenart verbundenen Länder auch staatlich zu vereinigen, wird immer mächtiger. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dies nationale Streben einst Erfüllung finden wird."

— Von den wiederholt im „Globus" erwähnten „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) sind uns drei neue Heftchen zugegangen, welche Schweizer Partien behandeln: Nr. 12 Nyon am Genfer See, Nr. 15 Thusis und Nr. 16 Luzern und seine Umgebung. Die zahlreichen Bilder sind wieder von hervorragender Schönheit.

— Einem eben erschienenen amtlichen Berichte entnimmt die „A.-Z." folgende Ziffern: Im Jahre 1827 konnten von 100 französischen Rekruten durchschnittlich 42 lesen; im Jahre 1832 betrug das Verhältniß 52 Proc., 1835 56 Proc., 1850 60 Proc., 1860 68 Proc., 1865 73 Proc., 1868 78 Proc., 1874 82 Proc., 1876 83 Proc., 1877 85 Proc., 1878 84¼ Proc., 1879 85 Proc. Die östlichen Departements Meurthe et Moselle, Jura, Ober-Rhein (?) voran, sind, wenn man nach den Landestheilen zählt, am besten vertreten; sie lieferten 98 und 97 Proc., Süd- und Centralfrankreich weniger, am wenigsten aber die drei Departements, welche die ehemalige Bretagne bilden, nämlich Finistère 68 Proc., Côtes du Nord 64 Proc. und Morbihan 58 Proc.

— Nach einer officiellen Mittheilung aus Sophia an Prof. Heinrich Kiepert war das Fürstenthum Bulgarien zur Zeit der Okkupation und bis zum Frühjahr 1880 in fünf Gouvernements (Sophia, Widdin, Tirnowo, Rustschuk und Warna) und 31 Distrikte getheilt. Zu Anfang 1881

fand eine Neu-Eintheilung in 21 Distrikte (Okružie) nebst Arrondissements (Okolijás) statt; von letzteren wurden Anfang April 1881 neun eingezogen (welche in der folgenden Liste mit einem * bezeichnet sind), Anfang Mai aber die Okolijá von Petritsch, Distrikt Sophia, wieder erneuert:

Okružie:	Okolijás:
1. Sophia	Sophia Stadt, Sophia Land, *Novoselo, *Petritsch oder Iskretz, Zlatitza, Samokow.
2. Widdin	Widdin, Kula, Belgradtschik.
3. Tirnowo	Tirnowo, Trjawna, Kesarowo, *Kotschino, *Suchindol, Elena.
4. Rustschuk	Rustschuk, Bjala, *Balbunar, Tutrakan.
5. Warna	Warna, Hadschi Oglu Pasardschik, Baltschik.
6. Küstendil	Küstendil, Iswor (Kraischte), Dupnitza, Radomir.
7. Rasgrad	Rasgrad, Popowo, *Kokardscha.
8. Eski Dschumaja	Eski Dschumaja, Osman Pasar.
9. Schumen	Schumen, Novi (Jeni) Pasar, Preslaw (türk. Eski Stambul).
10. Silistra	Silistra, Burgas, Chasköi.
11. Trn	Trn, Bresnik, Tzaribrod.
12. Berkowitza	Berkowitza, Kutlowitza.
13. Lom	Lom.
14. Rahowo	Rahowo, Bela Slatina.
15. Wratza	Wratza, Kamenopole.
16. Orchanie	Orchanie, *Tetewen.
17. Lówetsch	Lówetsch, Trojan, *Dermantzi.
18. Pléwen	*Pléwen, Nikopol.
19. Swischtow	Swischtow.
20. Sewliewo	Sewliewo, Gabrowo.
21. Prowadia	Prowadia, Nowoselo.

— Durch zwei weitere halbe Sektionen, welche das südliche Griechenland, Kreta, den Südwesten von Kleinasien, sowie eine Specialkarte des Hellespont umfassen, ist nunmehr Heinrich Kiepert's Generalkarte der Unter-Donau- und Balkan-Länder (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 350) zu einer „Generalkarte der Südosteuropäischen Halbinsel" erweitert worden (Berlin, D. Reimer 1881), der richtigsten aller augenblicklich existirenden Karten des betreffenden Gebietes, ausgezeichnet namentlich durch die Darstellung des Terrains und gewissenhaft behandelte Nomenklatur. Die neue griechisch-türkische Grenze ist bereits angegeben, so daß sich die demnächstigen Besitzveränderungen in Epirus und Thessalien vortrefflich darauf verfolgen lassen werden.

Asien.

— Am 7. (19.) Mai reiste, dem „Kawkaz" zufolge, die kleinasiatische Grenzregulirungs-Kommission aus Tiflis nach Olti ab, um auf der letzten Strecke der Grenze, vom Flusse Tschoroch bis zum Dorfe Karaurgan, die Grenzsteine zu setzen, und so die durch den Berliner Frieden festgesetzte Grenze zwischen Rußland und der Türkei endgültig zu regeln.

— Ueber den Botowskischen Markt am Flüßchen Takdy, Kreis Karkaralinsk, theilen die „Semipalat. Oblastn. Wjed." Folgendes mit: Der von dem Bauern Botow in den 40er Jahren begründete und nach ihm benannte Markt hat sich so sehr als Bedürfniß und der Platz dafür als so richtig gewählt gezeigt, daß der Umsatz auf dem Markte schon bis $3^1/_2$ Millionen Rubel betrug. Wo vor 10 Jahren die Geschäfte noch in flüchtig aufgeschlagenen Zelten gemacht wurden, sind jetzt über 120 Baracken und Buden errichtet. Auch von fern her, von Omsk, Petropawlowsk und Jekaterinburg kam man dorthin. Auf dem letzten Markt waren für 2 Mill. Waaren und Vieh zur Stelle, wovon $1^1/_2$ Mill. verkauft wurden, über 1500 Verkäufer und rund 12 000 Käufer.

— Der „Turkest. Ztg." zufolge sind im vorigen Herbst am Südufer des Balchasch-Sees bei dem Orte Aschtschisu im Kreise Kopal Glaubersalzlager aufgedeckt und dem Kaufmann erster Gilde Kamenski aus Tomsk auf unbestimmte Zeit zur unentgeltlichen Ausbeute überlassen worden. Schon früher waren 40 Werst von Wjerny in der Schlucht von Kaskelensk von einem Herrn Pawlewski-Kozjell Marmorbrüche entdeckt worden, deren Ausbeute diesem auf 90 Jahre vom 24. Juni 1875 ab überlassen ist.

— Prof. Ujfalvy nebst Frau befand sich, wie den „Times" aus Calcutta, 5. Juni, telegraphirt wird, damals in Simla und wollte am 6. über Kangra nach Kaschmir aufbrechen, um von dort in Central-Asien und Tibet einzudringen, ein äußerst gewagtes Unternehmen, zumal in Gesellschaft einer Frau.

— Zu Ende des Jahres 1880 war der russische Artillerie-Kapitän Petrow nach Kaschgar kommandirt. Als geographische statistische Resultate seines Kommandos führt die „Turkest. Ztg." auf: 1. eine genaue Untersuchung des Weges von Kuldsha über den Paß Tschaptschal und den Muzart nach der Stadt Aksu, den bisher noch kein Europäer besucht hatte, nebst einer Marschroutenaufnahme dieses Weges und einem Plane der Schlucht von Muzart; verbunden damit sind Tabellen von Thermometerbeobachtungen und von Höhenmessungen mit dem Aneroid-Barometer. 2. Ergänzungen zu der vom Kapitän Sunargulow gelieferten Beschreibung des Weges von der Stadt Aksu über die Festung Utsch-Turfan nach Karakol ebenfalls mit Marschroutenaufnahme. 3. Einen detaillirten Bericht über den jetzigen Zustand von Dschityschar (Kaschgarien). Auch Mittheilungen über die Preise auf dem Bazar in Aksu hat derselbe mitgebracht und eine Mineraliensammlung aus dem durchzogenen Gebiete zusammengestellt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellsch. vom 5. (17.) Mai hielt Herr Säwertzow einen Vortrag über die physisch-geogr. Ergebnisse seiner letzten Pamir-Expedition und legte ein Profil des geodätischen Nivellements von Assake im Thale von Ferghana bis zum See Karakul auf dem Pamir vor, welches Herr Skassi während der Expedition angefertigt hatte. Nach den Feststellungen dieser Expedition ist der Pamir keine Hochebene und hat in der Höhe von etwa 12 000 Fuß kein Steppengebiet; es sind dort Thäler längs der Flüsse bis zu 14 000 Fuß Höhe hinauf, aber das breiteste erreicht nur 20 Werst, breitere Flächen findet man nicht. Diese Eigenthümlichkeit hat also der Pamir mit dem Tiën-schan und mit Tibet gemein, wo man auch solche Thäler in beträchtlicher Höhe, aber nur von geringer Breite trifft; wirkliche Hochflächen sind auf dem Pamir nicht vorhanden. Die Berge steigen in felsigen Kämmen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe von den Thälern an. Die absolute Höhe der Berge auf dem Pamir erreicht nicht selten 19 000 Fuß, und drei Gruppen besonderer Erhebung steigen bis 25 000 Fuß an. Diese Erhebungen ändern aber den allgemeinen symmetrischen Charakter des innern Pamir nicht. Ein zweiter charakteristischer Zug der Gebirgsgegend des Pamir ist der, daß die Bergzüge hier in der Meridianrichtung streichen, und selten nur unter rechten Winkeln sich treffen; hierin gleicht nach Ansicht der Expedition der südliche Pamir den Gebirgen von Tibet. Auf dem Tiën-schan herrscht dagegen der parallele Zug der Bergketten vor. Auch im geologischen Bau ist der Unterschied zwischen dem Pamir und dem Tiën-schan deutlich sichtbar. Nach Säwertzow's Ansicht kann man an den Bodenschichtungen deutlich den Meerbusen erkennen, der einst den Pamir von dem Tiën-schan schied. Beides sind nach seiner Ansicht selbständige Gebirgssysteme, auch wenn zwischen ihnen die Erhebung des Bodens nicht unter 10 000 Fuß Höhe hinabgeht. Die ältesten Gesteinsformationen befinden sich im innern Pamir, der in dieser Hinsicht als der Grundstock anzusehen ist. Das Nivellement, welches die Expedition vornahm, zeigt,

daß die Erhebung dieses Kammes noch fortdauert. Im Laufe von 1200 Jahren hat er sich um 600 Fuß gehoben.

— Nach der Zeitung „Sibir“ haben die Untersuchungen der aus Biisk in die Mongolei entsendeten Kaufleute ergeben, daß die russischen Händler von Westsibirien aus in Manufakturwaaren mit den englischen und amerikanischen Kaufleuten, die auf dem Seewege und auf den Flüssen ihre Waaren in das Innere Chinas und der Mongolei bringen, nicht konkurriren können. Vortheilhaft dagegen erweist sich die Ausfuhr von Vieh, welches auf dem Wege nach Kuku-choto überall reichliches Futter findet. Dabei steigt der Preis für Hornvieh, Schafe, Leder und Kameelhaare in dem Maße, wie man sich den inneren Provinzen Chinas nähert. So kostet z. B. ein Hammel in den sibirischen Steppen 2 Rubel, in Kuku-choto 6 Rubel. Schaffelle und Kameelhaare, deren Preis in Kobdo 7½ Rubel pro 100 Tschuk (3½ Pud) beträgt, werden in Kuku-choto gern mit 21 Rubel bezahlt. Auch Leder und Metallwaaren finden dort guten Absatz.

Afrika.

— Die portugiesische Kommission für öffentliche Arbeiten hat in der Provinz Angola eine 344 km lange Telegraphenlinie von S. Paulo de Loanda nach Dondo (am Quanza) und Caculu erbauen lassen, welche nächstens bis Pungo Andongo verlängert werden und für den Handel und die Quanza-Schifffahrt schon von großem Nutzen gewesen sein soll.

— Die Mitglieder der Livingstone (Congo) Inland Mission wollen dort im centralen Westafrika ein interessantes Experiment unternehmen: es werden ihnen Samen von verschiedenen Species von Chinchona aus den Regierungs-Pflanzungen in Indien zugeschickt werden, um zu erproben, ob dieselben in den Bergthälern am Congo gedeihen.

— Mr. Gouldsbury (s. „Globus“ XXXIX, S. 319) hat seine Reise in das Innere von Senegambien bereits vollendet. Von etwa 100 Trägern und eingeborenen Polizisten und zwei Europäern, Dr. Browning und Dumbleton, begleitet, fuhr er den Gambia bis zu dem Barakunda-Falle hinauf und ging dann an dessen linkem Zuflusse Diama aufwärts nach Futa Dschalon. Die Hauptstadt Timbo fand er nahezu verlassen; die Einwohner hatten sich meist nach dem 60 km entfernten Ningisori zurückgezogen und rüsteten sich dort zum Kriege. Gouldsbury begab sich gleichfalls dorthin und schloß mit dem Almami Ibrahima, den er mit Geschenken überhäufte, einen Handelsvertrag ab; doch erklärte ihm derselbe trotzdem, daß er ein großer Freund der Franzosen sei, mit ihnen der Hauptheil des Handels geschehe, und daß er dieselben gleichfalls gut aufnehmen werde. Ein Besuch der Stadt Falaba, um mit dem dortigen Könige Suvah gleichfalls einen Vertrag abzuschließen, mußte unterbleiben, da sich die Träger weigerten, das Land der räuberischen Hubu zu betreten, und so kehrte Gouldsbury durch das Thal des Scarcies und über Port Lokko direkt nach Freetown auf Sierra Leone zurück. Voraussichtlich aber wird es bei diesem ersten Versuche der Engländer, ihrem Handel im südlichen Senegambien und Futa Dschalon Ausbreitung zu verschaffen, nicht sein Bewenden haben.

— Prof. Schweinfurth ist nach einer glücklichen Reise und mit reichen Ergebnissen mancherlei Art am 19. Juni 1881 von seiner Reise nach Sokotra (s. „Globus“ XXXIX, S. 207) in Suez wieder eingetroffen. Auf der Insel verweilte er einen ganzen Monat und brachte von dort zehn große Kisten voll getrockneter und zwei Körbe lebender Pflanzen heim. Bei der Hinreise, wie bei der Rückfahrt benutzte er arabische Barken; doch hätte die letztere der herrschenden Winde wegen wahrscheinlich viel längere Zeit in Anspruch genommen, wenn er nicht in Makalla durch das englische Kriegsschiff „The Dragon“ aufgenommen worden wäre. Auf Sokotra erfreute er sich stets der besten Gesundheit, litt aber in der feuchten Hitze im Golfe von Aden sehr an Beulen an den Beinen, die im trockenen Klima von Kairo wohl bald verschwinden werden.

Nordamerika.

— Felix L. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika. (Mit 76 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881.) Sehr frisch und unterhaltend, oft humoristisch geschriebene Reiseskizzen aus den Hochlanden Mittel-Amerikas, die für exakte Geographie wenig bieten, aber das Land, seine Bewohner, seine seltsame Fauna und Flora schildern, welche der Verfasser im Verlaufe von acht Jahren zum Theil in officiellen Stellungen kennen lernte. Seine Auffassung, daß die Alte Welt durch Vernichtung der Wälder bereits dem Marasmus verfallen sei, könnte man fast als übertrieben ansehen, wenn wir nicht aus dem Munde eines hervorragenden Geologen eine ähnliche Befürchtung gehört hätten. Ob Menschenhilfe dem zu steuern vermag, ist schwer zu entscheiden; Anfänge dazu sind ja in Deutschland, Frankreich und sonst gemacht, aber in ganz Südeuropa, im Orient, in Oesterreich dauert die Waldverwüstung noch fort. „Die gemäßigte Zone Amerikas — schreibt Oswald — wird in Kurzem die baumlose Zone sein, mit einer einzigen Ausnahme. In den Alpen des südlichen Mexiko vereinigen noch große Landstrecken ein mildes Klima mit einem bedeutenden Waldreichthume. Mexiko wie Nordamerika hat seine Hinterwaldstaaten, aber ihre Sicherheit vor der länderverheerenden Art ist durch bessere Garantien als bloße Entfernung von den Centralpunkten der Civilisation verbürgt. Die Rauheit der umgebenden Gebirge, die vermeinte oder wirkliche Abwesenheit edler Metalle sowie der unabhängige Charakter der einheimischen Bevölkerung tragen alle dazu bei, die Alturas oder Bergwälder dem herrschsüchtigen Spanier so verhaßt zu machen, wie sie dem freiheitsliebenden Gaste aus dem Norden günstig und einladend sind.“ Wir haben des Verfassers Streifzüge und Erlebnisse in diesem Paradiese mit großem Vergnügen gelesen und können das Buch Freunden einer unterhaltenden Lektüre empfehlen.

Polar-Gebiete.

— Von der vierten niederländischen Nordpolexpedition sind zwei Depeschen aus Vardö in Norwegen, 20. Juni 1881, eingetroffen, wonach Schiff und Mannschaft am selben Tage wohlbehalten dort eingetroffen sind, nachdem ein erster Versuch, Spitzbergen zu erreichen, an den Eisverhältnissen gescheitert ist. Indessen soll ein zweiter Versuch gemacht werden, das Ziel zu erreichen.

Vermischtes.

— Von Oskar Peschel's Völkerkunde (Leipzig, Duncker und Humblot), welche in fünfter Auflage Alfred Kirchhoff neu bearbeitet, sind bereits 3 Lieferungen (à 2 Mark) ausgegeben worden. Zwei weitere machen dieselbe vollständig. In sieben Jahren fünf Auflagen, dies spricht genugsam für den Werth des vortrefflichen Handbuches.

— Von den „Bildern aus Brehm's Thierleben“ sind im Mai die letzten drei Lieferungen erschienen (s. „Globus“ XXXIX, S. 304) und damit für Schule und Familie ein neues Anschauungsmittel geschaffen worden, welches sich durch seine Vorzüglichkeit wie durch seinen mäßigen Preis gleich sehr empfiehlt und auch schon von der Lehrerwelt mit großer Anerkennung begrüßt worden ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

V.

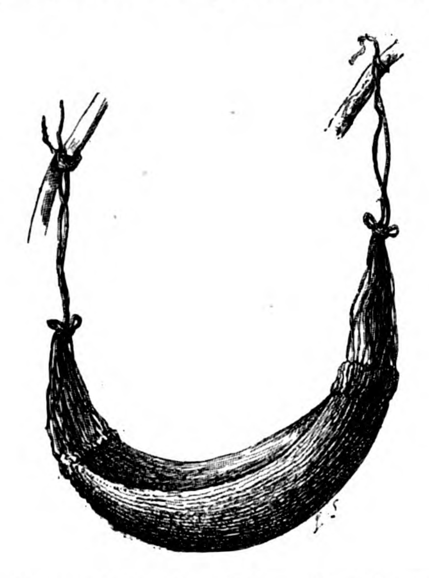
Gegen Mittag des 2. Oktober wurde der Fluß bei einer kleinen, von Granitfelsen gebildeten Schnelle breiter, und auf diese kleine Lichtung schien die scheitelrecht stehende Sonne mit voller Kraft herunter. Es war das erste Mal, seit Crevaux Guayana wieder betreten hatte, daß der Himmel von Wolken ganz frei war; die gute Jahreszeit war wieder eingetreten, und drei bis vier Monate lang war kein Regen mehr zu erwarten. Um 2 Uhr war eine kleine 40 cm hohe Stromschnelle zu passiren, und eine Stunde später liefen die beiden Boote in den Kou, den der Indianer Couassi Ko-u aussprach, ein; derselbe ist hier breiter, als bei seiner Mündung in den Yari, wo ihn Crevaux bei seiner ersten Reise bereits kennen gelernt hatte. Hier besaß er freilich auch nur eine Tiefe von $1^1/_2$ m und eine schwache Strömung, da er noch nicht weit von seiner Quelle entfernt war. Als sie um eine Ecke bogen, erblickten sie rothbemalte Indianer heranrudern, welche ihnen schon von weitem zuriefen: „Major! Apatu!“ Crevaux erkannte den Tamuschi Jelemeu, welchen er auf seiner frühern Reise am Bache Courouapi besucht, und dem er die Piroge zu danken gehabt hatte, welche sämmtliche Wasserfälle des Yary ohne den geringsten Unfall passirt hatte. Auf die Frage, wohin er ginge, antwortete er „Oyapoko“ und wies ein Papier vor. Schon glaubte Crevaux, ein anderer Reisender sei ihm zuvorgekommen, als er seinen eigenen Brief erkannte, den er im Jahre vorher bei Antritt seiner Reise auf dem Yary an den französischen Unterrichtsminister geschrieben hatte. „Laß Deine Kinder den Brief besorgen,“ schlug Crevaux vor, „und bleibe mit einigen peïtos (Soldaten) bei uns. Ich habe Dir eine Flinte aus dem Lande der Parachichi (d. i. Franzosen) mitgebracht.“ Als der Häuptling einwilligte, schrieb Crevaux an den Kommissar des Oyapok und bat, dem Sohne Yelemeu's so und so viel Messer, Säbel und Beile zu geben und ihn gut zu behandeln, da es das erste Mal sei, daß ein Roucouyenne das Land der Weißen betrete. Am Nachmittage trennte man sich: zwölf Roucouyennes und der brave Couassi gingen nordwärts zum Oyapok, während Crevaux mit Jelemeu und dreien seiner Söhne auf dem Kou abwärts fuhr. Jene nahmen eine große Menge Bogen, Pfeile, Pagaras (Körbe), Hängematten, Töpfe, Federzierrathen u. s. w. mit, welche für die Sammlungen des Pariser ethnographischen Museums bestimmt waren. Zugleich benutzte der Reisende die Gelegenheit, um Nachricht von sich seinen französischen Freunden zukommen zu lassen.

Am 5. Oktober langte man bei den Calayouas an. Crevaux hatte gedacht, in ihnen einen neuen Indianerstamm kennen zu lernen; aber es waren nur Oyampys, welche einigen Verkehr mit Brasilianern, welche bei den Eingeborenen Guayanas „Calayouas“ heißen, gehabt hatten. Es ist dasselbe, wie auf dem Lande in Frankreich, wo der, welcher in Paris gewesen ist, ein Pariser heißt.

Anderthalb Tage gönnte Crevaux hier sich und den Leuten Ruhe, ließ sein Gepäck trocknen, setzte am 7. Oktober seine Fahrt fort und lief am 10. in den Yary ein, den er bereits von der Quelle bis zur Mündung befahren

hatte. Nahezu ein Jahr war verstrichen, seitdem er am 25. Oktbr. 1877 an der Mündung des Kou vorbeigekommen war. Von hier aus war es möglich, in zehn Tagen die ganze Reise zu beenden, während andererseits mehr als drei Monate nöthig waren, um die Quellen des dem Yary westlich parallel fließenden Parou zu erreichen. Doch trotz seiner stets zunehmenden Krankheit, trotz der Entmuthigung und Ermüdung seiner Begleiter entschloß sich Crevaux zu dem letztern Unternehmen und fuhr den Yary, statt hinab, aufwärts.

11. Oktober. Gegen zehn Uhr bemerkte man auf dem rechten Ufer ein großes Feuer; es rührte von Anwohnern des Courouapi her, welche ein Stück Landes zum Anbau von Maniok herrichteten. Einen Monat vor Ende der Regenzeit hatten sie die Bäume niedergeschlagen, die kleinen mit dem Säbel, die großen in gewisser Höhe über der Erde mit der Axt, und nun das trockne Holz in Brand gesetzt. Dann werden mit einem Stock 8 bis 9 cm tiefe Löcher gemacht und Stecklinge von 30 cm Länge unter



Hängematte zum Tragen der Kinder. (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

einem Neigungswinkel von 45 Grad hineingesetzt. Die Stecklinge nimmt man von Zweigen, welche nach Entfernung der Wurzeln abgehauen werden; die Pflanze besitzt große Lebenskraft, da ein seit Jahresfrist abgehauener und auf der Erde liegender Zweig noch zur Fortpflanzung dienen kann. Solche Pflanzungen werden stets auf hochliegendem Boden angelegt, da bei zu großer Feuchtigkeit die Wurzeln stets faulen. Gepflanzt wird gegen den December hin beim Beginn der Regenzeit; schon nach sechs Monaten könnten die Wurzeln zur Bereitung von Cassave dienen, doch werden sie allgemein erst nach $1^1/_2$ Jahren geerntet. Sie könnten dann immer noch wachsen, aber das Fleisch wird dann hart und röthlich und das daraus gewonnene Mehl ist von mittelmäßiger Beschaffenheit. Die Indianer pflanzen nicht gern zweimal hinter einander Maniok auf dieselbe Stelle, sondern bebauen lieber ein anderes Stück Land; mitunter aber kehren sie doch nach Verlauf einiger Jahre nach einer frühern Pflanzung zurück, wo sie dann nur das Gestrüpp zu entfernen brauchen, damit die Maniok-Pflanzen wieder emporsprießen; die hier und da sich zeigenden Lücken müssen dann nachgepflanzt werden.

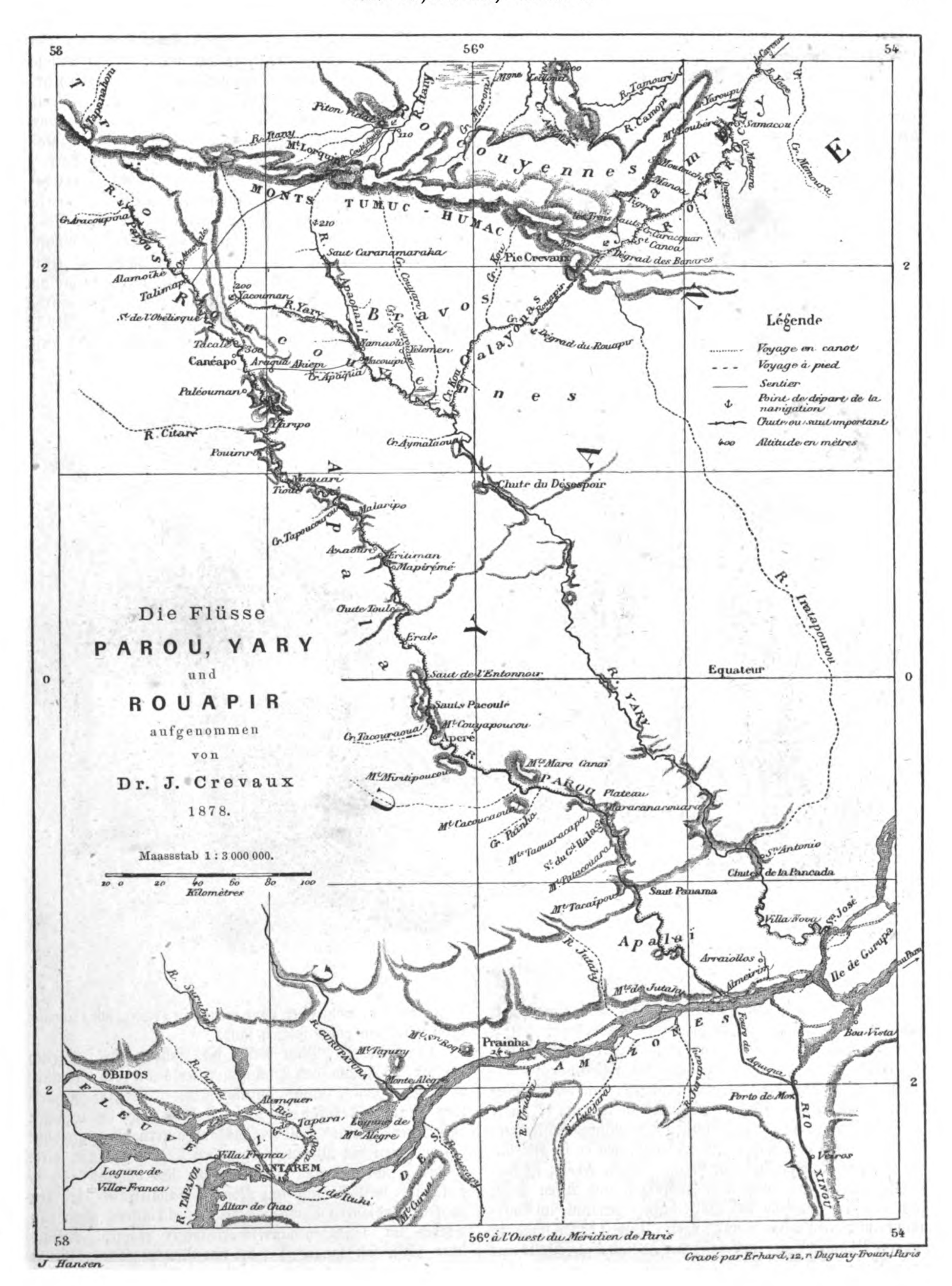
Maniok ist die einzige Pflanze, welche die Eingeborenen von Guayana in Menge bauen, weil sie nahezu alle ihre Bedürfnisse befriedigt und gleichzeitig Brod und Branntwein liefert. Wenn der Mann alle acht Tage einen Tag Arbeit darauf verwendet, so genügt die Ernte zur Ernährung einer Familie, zu welcher zwei oder drei Frauen und fünf bis sechs Kinder gehören. Die ganze übrige Zeit können die glücklichen Roucouyennes zum Jagen, Fischfangen, Tanzen und Ausruhen in der Hängematte verwenden.

Gegen Mittag wurde die Mündung des Couyary erreicht, an welchem „wilde" Indianer (Bravos) wohnen, die mit ihren Nachbaren keine Beziehungen unterhalten. Dort wurde Halt gemacht, um astronomische Beobachtungen anzustellen und zwei von Apatu geschossene große Coumarou-Fische zu kochen. Kaum begann der Rauch aufzusteigen, als einige Leute von Wespen gestochen wurden. Es war diejenige Art, welche die Kreolen in Cayenne



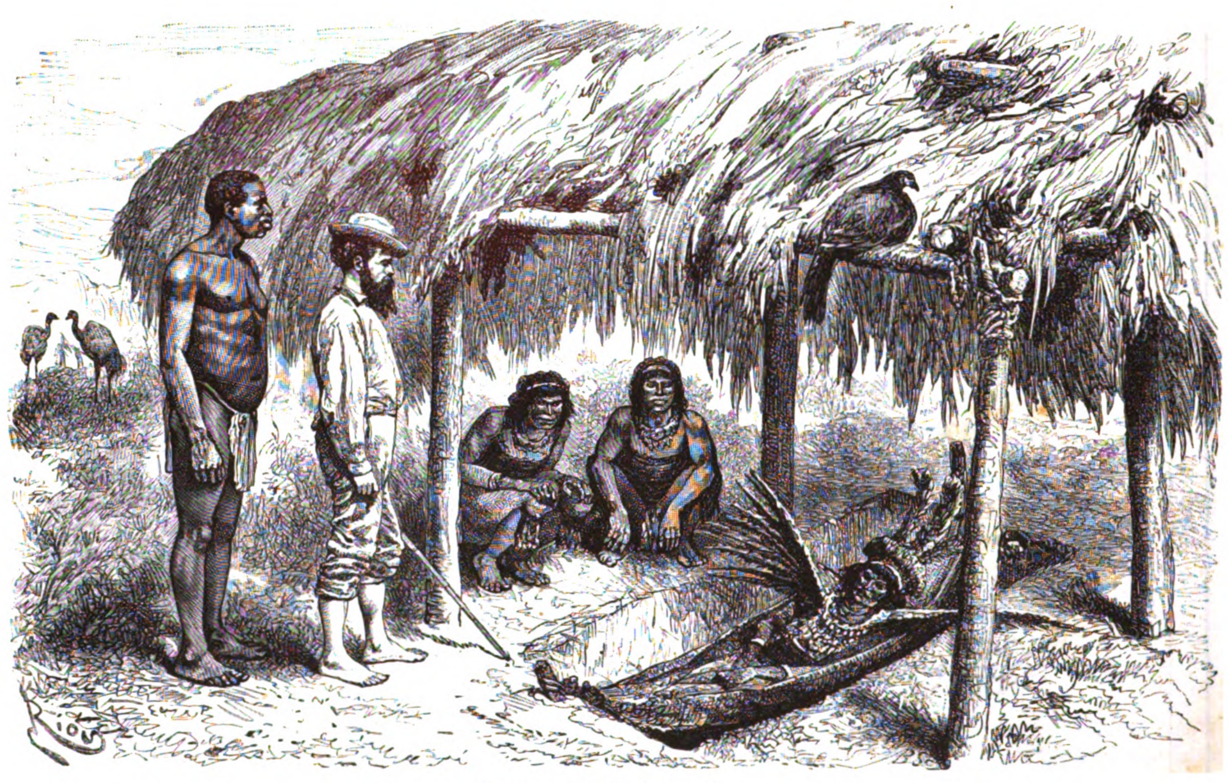
Pagara (Korb). (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

„Wespen sans raison" nennen, weil sie stechen, selbst ohne gereizt zu sein. Nach Apatu's Behauptung leben dieselben stets in Gemeinschaft mit einer kleinen schwarzen Ameise, die ein großes langes, von einem Ast herabhängendes Nest baut. Oft soll sich auch noch ein Vogel dazu gesellen, den die Bonis wegen seines Schreies tion-tion und die Kreolen wegen der Färbung seiner von den Indianern sehr gesuchten Schwanzfedern Gelbarsch (cul jaune) nennen. Derselbe liebt auch die Nähe des Menschen; es giebt im äquatorialen Amerika sehr wenig Häuser, bei denen nicht ein mit seinen Nestern bedeckter Baum stände; und wenn nicht neben einer Ansiedelung, so findet man ihn doch wenigstens auf Inseln, wo die Boote gewöhnlich anlegen. Vortrefflich ahmen sie die menschliche Stimme und den Schrei von allerlei Thieren, z. B. von Hunden und Hähnen, nach, besser selbst, als Papageien. Wenn die Bonis ein schwatzhaftes Weib bezeichnen wollen, so gebrauchen sie das Wort tion-tion; das Epitheton ist aber nicht gerecht, weil bei diesen Vögeln das Weibchen arbeitet und Nahrung für die Jungen sucht, während das Männchen schwatzt und das Haus bewacht. Gegen Abend aber verläßt das Paar sein Nest, um in der Nähe meist im Bambu-


Die Flüsse
PAROU, YARY
und
ROUAPIR
aufgenommen
von
Dr. J. Crevaux
1878.
Maassstab 1 : 3 000 000.
Kilomètres
Légende
Voyage en canot
Voyage à pied
Sentier
Point de départ de la navigation
Chute ou saut important
Altitude en mètres
MONTS TUMUC-HUMAC
Pic Crevaux
Chute du Désespoir
Equateur
R. YARY
R. PAROU
Saut Panama
Prainha
Monte Alegre
OBIDOS
SANTAREM
Lagune de Villa-Franca
Ile de Gurupa
RIO XINGU
56° à l'Ouest du Méridien de Paris
J. Hansen
Gravé par Erhard, 12, r. Duguay-Trouin, Paris

dickicht zu schlafen, und vertraut die Obhut seiner Sprößlinge jenen Ameisen und Wespen an.

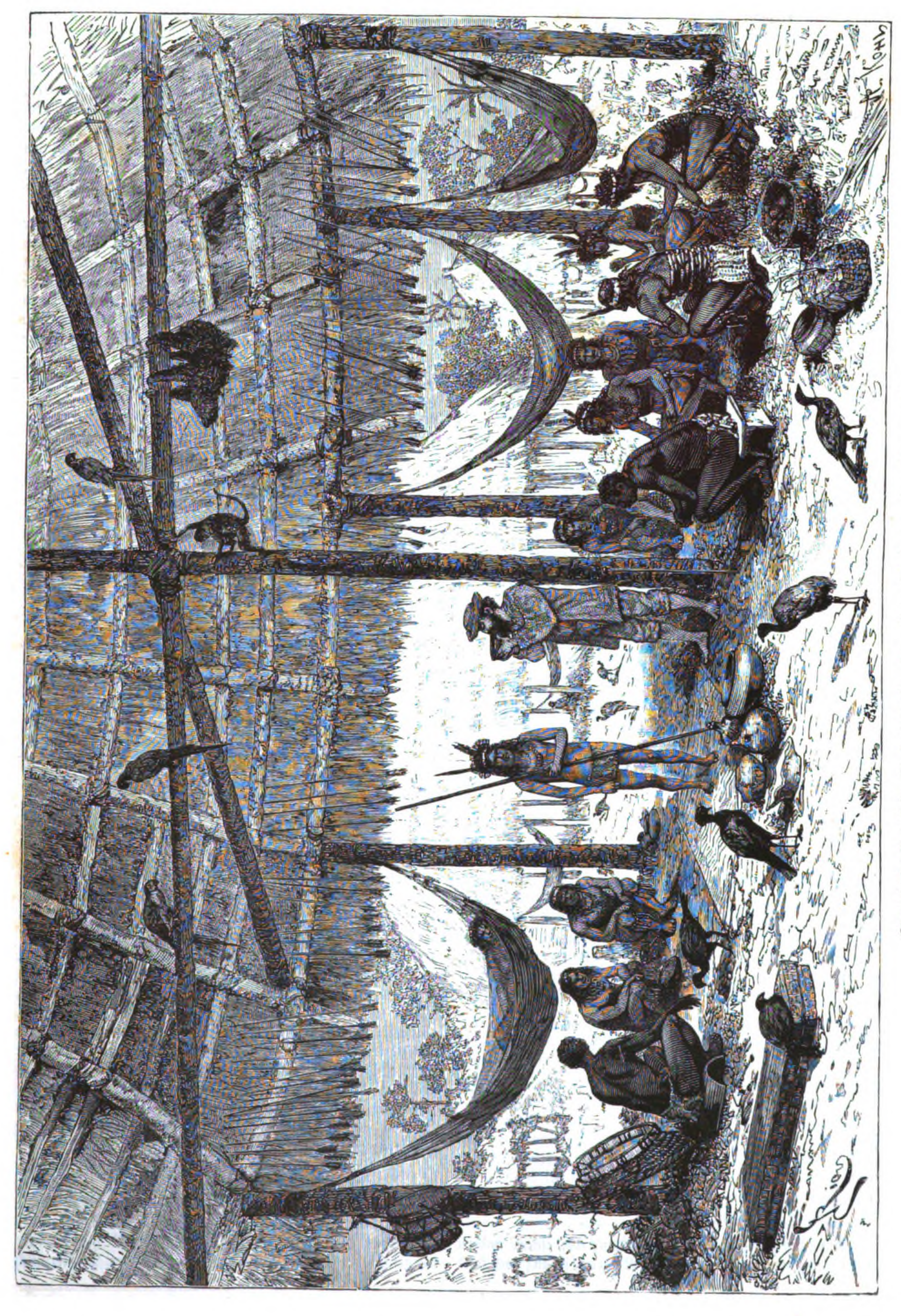
Am folgenden Tage (12. Oktober) vermochte man nur eine kleine Strecke zurückzulegen, weil außer dem Reisenden selbst auch zwei der Schwarzen, d. h. von den vier Expeditionsmitgliedern nicht weniger als drei, vom Fieber geschüttelt wurden. Kaum war man gelandet und hatte die Hängematten befestigt, als auch die begleitenden Calayouas sich zur Flucht anschickten; Yelemeu selbst war nur dadurch von Gleichem zurückgehalten, daß Crevaux drohte, ihm die mitgebrachte Flinte wieder abnehmen zu wollen. Nach Mittag fühlten sich die Kranken etwas besser, so daß man weiter fahren konnte; doch mußte Crevaux darauf verzichten, seine frühere Aufnahme des Flusses zu kontroliren. Am folgenden Morgen war der eine Schwarze, Hopu, fast wieder hergestellt, der Reisende selbst aber noch immer krank, so daß er in einem Augenblicke der Verzweiflung schon daran dachte, anstatt weiter in das Sumpfland vorzudringen, lieber umzukehren und den Yary hinabzufahren. Doch widerstand er sowohl diesem Verlangen, als dem Vorschlage Yelemeu's, mit ihm den Courouapi, an dessen Mündung man gerade vorbeikam, hinaufzufahren und sein schon im vorigen Jahre besuchtes Dorf zu berühren. Auch Apatu war für diesen Vorschlag, um dort Hunde und Hängematten einzukaufen; allein die anderen Schwarzen waren dem Plane entgegen, da beide Boote, welche sie zu rudern hatten, schon mit allerlei Einkäufen Apatu's überfüllt waren. So lagerte man auf einem Landvorsprunge, wo ein angenehmer Südwind wehte und wesentlich zur Linderung von Crevaux's Krankheit beitrug, so daß er sich am Morgen weit besser befand. Als er mit Yelemeu einen kurzen Spaziergang machte, hieb dieser



Begräbniß eines Piay (Arzt).

mit seinem Säbel in einen Baum, aus welchem ein weißer, vollkommen der Milch gleichender Saft herauskam, den er in einer Kalebasse auffing und mit Wasser gemischt gierig trank. Dieser Baum ist der Balata (Mimosops balata), dessen Saft die Indianer benutzen, um die verschiedenen Theile eines Pfeiles an einander zu leimen; er findet sich nicht nur an den Zuflüssen des Amazonenstromes, sondern auch am Oyapok und Maroni, wo er so gewöhnlich ist, wie die Syringa am Yary. Seine Frucht ist sehr wohlschmeckend und wird von Indianern und Affen gleich gern gegessen, während das Holz, boteri genannt, in Surinam beim Bauen Verwendung findet. Unweit davon stand ein anderer Baum, welcher im Leben jener Indianer gleichfalls eine große Rolle spielt, der Mani (Moronobea coccinea Aubl.); sein Harz, das man wie Weihrauch am Fuße der Bäume sammelt, wird wie Schusterpech angewendet, um die Bogensehnen zu wichsen; die Frucht wird von den Indianern nicht genossen, wohl aber vom cariacou (Reh), wie Crevaux beim Zerlegen eines solchen fand.

14. Oktober. Man beeilte die Fahrt, um frühzeitig bei der Wohnung des Tamuschi Alicolé an der Einmündung des Chimi-chimi anzukommen. Derselbe gehörte zum Stamme der Apourouis und ist einer der wenigen Ueberlebenden eines Volkes, das am untern Yary gewohnt hat und von den älteren Geographen Piriou genannt wird. Dabei erfuhr Crevaux auch, daß die Roucouyennes — so genannt, weil sie sich mit Roucou bemalen — bei den anderen Indianern Ouayanas heißen, ein alter, schon von Thevet im 16. Jahrhundert erwähnter Name. Alicolé lebte schon seit langer Zeit bei den Roucouyennes, spricht deren Sprache und hat ihre Gewohnheiten angenommen; nur dadurch unterschied er sich zu seinem Nachtheile von jenen, daß er dem Reisenden bösen Willen zeigte und ihm keine Lebensmittel verkaufen wollte. Um ihn zu strafen,

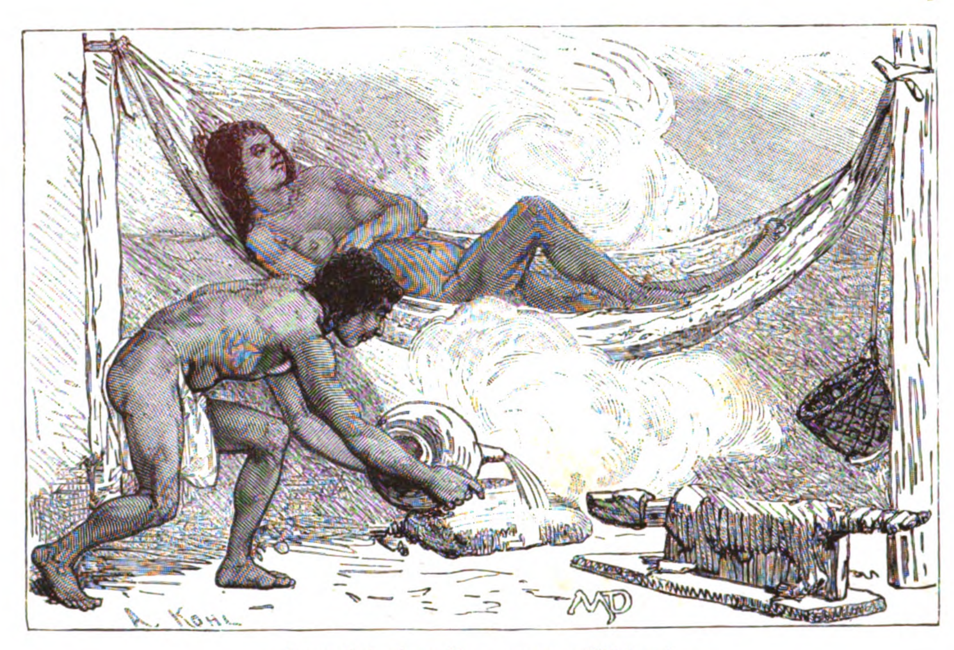


Freundschaftstrunk im Dorfe des Macuipi. (Zum Theil nach einer Photographie.)

nahm ihm Crevaux am nächsten Morgen den Stock und die Binde aus Kaimanschuppen, die Zeichen seiner Würde, ab, und übergab sie einem jungen Roucouyenne, der ihm auf seiner frühern Reise Dienste erwiesen hatte (jedenfalls ein etwas kühnes Unternehmen von dem französischen Reisenden, hier auf nominell brasilianischem Gebiete Häuptlinge ab- und einzusetzen). Der neue Tamuschi aber, um seine Treue dem „Parachichi" zu zeigen, erbot sich, ihn mit den kräftigsten Leuten des Stammes bis zu den Quellen des Yary zu begleiten.

Einige Stunden darauf langte man bei der Hütte des Macuipi an, den Crevaux von seiner ersten Reise her kannte. Derselbe war inzwischen gestorben, aber in seiner Eigenschaft als piay (Arzt) nicht wie die übrigen Menschen verbrannt worden. Crevaux ließ sich an den Bestattungsort führen und fand unter einem kleinen Schuppen ein großes 2 m tiefes Loch, auf dessen Grunde sein ehemaliger Wirth in einer Hängematte zu schlafen schien. Der vollständig roth bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geschmückt und um die Stirn lag als Emblem der Herrschaft eine Art Krone aus Kaimanschuppen. Um den Hals trug er eine kleine knöcherne Flöte und mehrere Säckchen, welche Farben enthielten, ein Zeichen, daß Macuipi eine besondere Begabung für Bemalung besessen hatte. Neben ihm stand ein großes, aber leeres Gefäß, denn die Roucouyennes geben ihren Todten keine Lebensmitel mit, und unter seiner Hand lagen Bogen, Pfeile und Keule, damit er sich gegen seine Feinde vertheidigen und für seine Nahrung sorgen könnte.

Darauf ruhte sich Crevaux mit seinen Gefährten einige Zeit unter einer runden Hütte, in welcher zahlreiche Hängematten an den Pfosten befestigt waren; dorthin brachte ihm der neue Tamuschi, der älteste Sohn des Verstorbenen, eine Kalebasse voll ausgezeichneter Cachiri, eines leicht säuerlichen alkoholhaltigen Getränkes, das der Reisende anfangs nicht gemocht hatte, aber nun mit Vergnügen trank. Jeder leerte drei oder vier Kalebassen, welche ihm der Tamuschi kredenzte. Im Roucouyenne-Lande wie bei den Oyampys ist es der Häuptling, welcher Fremden den Freundschaftstrunk darbringt. Dann rief er: „Oli touma enepke" (Frauen, bringt die Brühe); touma heißt der mit Pfeffer gekochte Maniokfaft. Außerdem wurde der bukanirte und gekochte Kopf eines Pakira (Art kleines Wildschwein) aufgetischt.



Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin.

Auffallend war die Zärtlichkeit Yelemeu's für die alte Wittwe Macuipi's. Dieselbe erklärte sich aber rasch dadurch, daß die häßliche Sourouï zwei hübsche Töchter besaß, welche demjenigen als Frauen zufielen, der ihre Mutter nahm. Im Falle der Heirath mußte aber Yelemeu seinen Tamuschi-Titel aufgeben und sich dem Stamme seiner Frauen anschließen; Macuipi's junger Sohn konnte dann über den Mann seiner Mutter wie über seinen Untergebenen befehlen und ihn als seinen peïto behandeln. Denn bei den Ouayanas folgt der Mann der Frau und der Bräutigam tritt in den Stamm der Braut über.

Am folgenden Tage langte Crevaux bei einem andern alten Bekannten, dem Häuptlinge Namaoli, an; doch fand er statt seiner den Piay Panakiki am Landeplatze, welcher ihm mittheilte, daß der Häuptling nicht ausgehen könne, weil er Vater geworden sei. „Wenn Du seine Hütte betrittst — sagte er — werden Deine Hunde bald sterben." Crevaux brauchte sich an diese Warnung nicht zu kehren, da er keine Hunde besaß; er fand Namaoli in der Hängematte liegend, während seine Frau im Hause herumging. Dabei sah er so ernst aus, als wäre er wirklich krank. Panakiki wiederholte nun seinem französischen Kollegen die Vorschriften, die er Namaoli gegeben hatte. Er sollte einen ganzen Monat lang liegen bleiben und keinen Fisch noch mit dem Pfeile erlegtes Wild essen, sondern nur Cassave und kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fischchen; jeder Verstoß gegen diese Diät würde sich durch den Tod oder die Lasterhaftigkeit des Neugeborenen rächen.

Die Frau andererseits nimmt sofort nach der Entbindung ein Dampfbad in folgender Weise: sie legt sich in eine Hängematte, unter welche ein großer rothglühender Stein gelegt und mit Wasser begossen wird. Ein bestimmtes Verhalten in Bezug auf die Diät ist der Wöchnerin nicht vorgeschrieben. Das Kind erhält neben der Muttermilch

zuweilen einen Trank aus sehr reifen, gekochten Bananen, welche mit der Hand in warmes Wasser ausgedrückt werden. Die Nabelschnur wird mit einem Stück Bambu, welches wie ein Papiermesser aussieht, abgeschnitten.

Einiges über die Osseten[1]).

I.

Die Osseten waren einst alle Christen; wann sie jedoch das Christenthum angenommen haben, ist nicht zu bestimmen. Im XI. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bildeten die Osseten ein eigenes Reich unter eigenen Königen (Zaren), geriethen aber später unter die Botmäßigkeit von Grusien. Die Einfälle der Araber in den Kaukasus beschränkten in gewissem Sinne das Christenthum, vermochten es aber nicht völlig zu unterdrücken. Es fehlte ein energischer Widerstand von Seiten der Christen gegen den andrängenden Islam. Das ossetische Volk hatte keine in seiner eigenen Sprache abgefaßte religiösen Bücher; die Priester gebrauchten griechische Texte, welche ihnen selbst unverständlich blieben. Das war der Hauptgrund des Verfalles des Christenthums in Ossetien. Das Christenthum „verwilderte," wenn man so sagen darf. Bei den Osseten — abgesehen von den zum Islam übergetretenen — bildete sich eine in hohem Grade eigenartige Religion aus, in welcher allerlei Anklänge an den christlichen Kultus eng mit altem Aberglauben und mit den Resten des Heidenthums verquickt sind.

Einige im Gedächtniß der Osseten noch lebende Heilige der griechischen Kirche fanden ihren Platz innerhalb der dunkeln Volksmythologie. Wichtige von der Kirche gefeierte Tage vereinigten sich mit Festtagen, welche zu Ehren der heidnischen Götter begangen wurden. Mit Gebeten zu Christo oder zur Gottesmutter weihete man die Opfer, welche beliebigen Idolen oder Bäumen und Steinen dargebracht wurden. Wirkliche Priester hatten die Osseten nicht; eine innere kirchliche Organisation fehlte. Das was die Kirche von ihnen verlangte, die Erfüllung gewisser Religionsgebräuche, wurde entweder den Nachkommen früherer Priester oder auch anderen beliebig gewählten Personen übertragen. Den einen wie den anderen fehlten jegliche Aufzeichnungen, Vorschriften und Bücher; sie waren auf das beschränkt, was ihnen ihr Gedächtniß bot, und da ist es denn leicht verständlich, daß von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die kirchlichen Gebräuche oder Gebete sich veränderten, ja entstellt wurden. Diese Erb- oder Wahlpriester, welche genau genommen nur Vorsteher der Volkstempel waren und verschiedene Namen, Dekanosen, Paparen, führten, wurden ganz allmälig, wie es selbstverständlich war, zu erbittertsten Feinden des Christenthums; dahin brachte sie ihr Eigennutz und ihr persönlicher Vortheil, denn im Christenthume war für sie kein Platz.

Es ist nicht ohne Interesse näher auf den originellen halbheidnischen Kultus der Osseten einzugehen:

In jedem ossetischen Aule ist unbedingt ein Thurm, welcher den Namen „Arwägd" führt; hier in diesem Thurm wohnt nach dem Glauben der Osseten ein den Aul bewachender Geist, der Schutzgeist des Auls, welcher Kau-sad heißt, mitunter auch selbst Arwägd genannt wird. Ist kein Thurm vorhanden, so ist irgend ein Haus ihm geweiht und heilig. Alljährlich opfert jedes Haus eines Aules dem Kausad als dem Schutzpatron oder Schutzengel ein junges Lamm; mitunter geschieht das in besonderen den Schutzengel des Auls geheiligten Tempeln. Jede Familie opfert so viel Kälber dem Kau-sad, als im Jahre Knaben in der Familie geboren wurden. Für die Gebirgsaule hat eine andere Gottheit, „Chuzaudsuar" (wörtlich „der göttliche Heilige"), die Bedeutung eines Beschützers. Auch zu ihm betet man, ihm opfert man, doch nur von Seiten eines Auls. Die ihm geheiligten Tempel liegen stets höher als die Aule auf den Bergen; der Ossete nähert sich dem Tempel nur zu Fuß, meist barfüßig. Die Rolle des Opferpriesters übernimmt der Aelteste der Gemeinde, er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung; im Innern ein steinerner Opferaltar, besetzt mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuleten. Auch die Gebirgsosseten opfern dem Chuzaudsuar so viel Ziegen- oder Schafböcke als ihnen Kinder geboren sind und als sie Töchter verheirathet haben. „O du Schutzgeist unseres Auls! beschirme mit deinem rechten Flügel die in diesem Thal geborenen und dir dargebrachten Kinder, damit keine Krankheit sich ihnen nahe!" so beten die Mütter.

Alle mit Opferdarbringungen, mit Tanz, Gesang, Spiel und Schmausereien verbundenen Feste heißen „Kuwd".

Viele solcher Feste sind christlichen Heiligen gewidmet und werden an denselben Tagen wie bei den rechtgläubigen Christen gefeiert. So z. B. kennen die Osseten die Jungfrau Maria; sie nennen sie Mutter Maria „Mady-Mairam" und glauben, daß Maria in irgend einem heiligen Felsen oberhalb der Aule wohnt; hierher führen sie die jungen Mädchen und Frauen, um sie dem Schutz Maria's anzuempfehlen. „Mady-Mariam, gieb unserer jungen Braut soviel Knaben als Kugeln und ein einziges blauäugiges Mädchen." Dabei werfen die Jünglinge Kugeln und kleine Kiesel an den heiligen Felsen.

---

[1]) Die Osseten, auch Ossetinen und Ossen genannt, sind ein Gebirgsvolk, welches, nach den neuesten Bestimmungen des Herrn N. von Seidlitz 110 914 Individuen stark, die höchstgelegenen Thäler des Kaukasus um den Kasbek herum bewohnt, der größere Theil am Nordabhang westlich von Wladikawkas und der bekannten grusinischen Militärstraße, ein kleiner Theil am Südabhang. E. Markow hat kürzlich ihre Aule besucht, und im Folgenden geben wir auszugsweise wieder, was er von seinen Erfahrungen und Studien im „Golos" (1881, Nro. 70 und 80) mitgetheilt hat, mit Weglassung seiner Einleitung, worin er unhaltbare Dinge über eine nähere Verwandtschaft der Osseten und Germanen vorträgt. Wir wissen jetzt, daß ihre Sprache zur eranischen Gruppe der indogermanischen Völker gehört und sich am nächsten an das Pahlawi und Armenische anschließt. Sie selbst nennen sich Iron, welches Wort mit Eran (Iran) identisch ist, während der Name „Osseten" vom georgischen „Osethi" stammt, der Bezeichnung des von den „Os" bewohnten Landes. Nach ihren Traditionen und den Nachrichten der Georgier sollen sie einst bis an den Don (dieses Wort selbst ist ossetisch und bedeutet „Fluß") gereicht haben und in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Batu-Chan in die Gebirge zurückgeworfen worden sein. Vergl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., S. 526 f.

Besonders verehrt wird der heil. Elias; er ist der überall populäre Schutzpatron der Ernte, der Gott des Getreides, aber auch der Gott des Donners und des Blitzes. Die Osseten nennen ihn Jelja (Russ. heißt er Ilja) oder Uazilla. Sie bringen ihm unter Beobachtung verschiedener Ceremonien auf langer Stange den Kopf und die Haut eines geopferten Böckleins dar an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen, und rufen dabei im Chor: „Heiliger Elias, erbarme dich unser.“

Zu Ehren des Uazilla oder Jelja wird auch der „Getreidetag“ (chory-bon) beim Beginn der Feldarbeit im Frühling mit allerlei Ceremonien gefeiert; jeder opfert etwas an Speise und Trank; einer der Aeltesten fungirt als Opferpriester und betet zuerst zu Gott, dann zu Uazilla: „Uazilla, heute ist dein Tag und wir bitten dich, hilf uns, mache es, daß sich unsere Scheunen reichlich füllen mit Weizen, Hirse und Hafer!“ — „Amen!“ rufen alle Anwesenden. Außerdem wird auf allgemeine Unkosten der beste Stier der Herde dem Uazilla geweiht; das Zeichen des Kreuzes wird dem Stiere auf die Stirn gemacht, wenn man ihn am Tage der Ernte niedersticht.

Ist der heilige Elias der Schutzpatron der Wirthschaft, so ist der heilige Georg der Schutzpatron der Krieger, wie überhaupt der auswärtigen Angelegenheiten. Er heißt ossetisch Uastyrdshi (d. h. der Heilige der Männer). Die Osseten denken ihn auf einem weißen Rosse sitzend als einen ausgezeichnet bewaffneten und kühnen Reiter. Uastyrdshi liebt die Tapfern, aber grausam straft er die Diebe, die Eidbrüchigen, die Meuchelmörder; er ist aber — wie bei Russen — der Schutzpatron der Thiere. Die Osseten bauen ihm besondere Tempel hoch über ihrem Aul, damit er von da oben bequem die Pferde und Rinder bewachen könne. Ende November (23. November ist der Tag des heiligen Georg) kommen Abgesandte aus jeder Familie, bringen Speise und Trank zum Opfer dar: „O großer Gott der Götter! hilf unserm Volke! o Uastyrdshi an dem heutigen Dir geheiligten Tage sind diese Leute hier zu deinen Füßen erschienen, um Dir, dem Beschützer und Richter aller, ihre Ehrfurcht zu bezeugen.“ So betet der Aelteste aller Anwesenden und diese, im Kreise stehend, sprechen Amen! Dann besteigen sie ihre Rosse und reiten mit Gebet um den Tempel: „Uastyrdshi, wache über uns und über unsere Pferde.“

Der heilige Nikolaus (der Gerechte) wird unter dem Namen „Mikal-Gabyrt“ gemeinschaftlich mit einem unbekannten Heiligen, „Rekoma“, verehrt; die ihm geweihten Tage sind die christlichen: 6. December und 9. Mai.

Die Osseten haben sich ferner den Glauben an bestimmte Schutzpatrone der einzelnen Thiere bewahrt; ob das Schutzheilige der christlichen Kirche sind oder heidnische Gottheiten niederen Ranges, ist nicht in jedem Falle zu entscheiden.

Oswati ist der Schutzpatron der Steinböcke, der Hirsche, Rehe, kurz des Jagdwildes. Der Ossete wird nicht früher ein Thier aus der Herde Oswatis tödten, bevor er nicht die Erlaubniß dazu sich erbeten. Drei Käsekuchen als Opfer legt der Jäger auf einen Stein und spricht dabei: O Oswati! ich, ein armes Geschöpf Gottes, nahe mich dir in der Hoffnung, daß du meine Gebete erhörend mir aus deiner Herde einen armseligen Hirsch oder ein Reh schenkst; ich flehe dich an, siehe herab von deiner Höhe auf mich und überlaß meiner Flinte wenigstens ein altes, dir unnützes Thier!

Tutyr ist Schutzpatron gegen Wölfe; zu ihm beten die Osseten unter Darbringung einer Ziege als Opfer, daß er die Herde vor den Wölfen schütze dadurch, daß er die Wölfe verjage.

Falwara beschützt die Schafe: er ist der Gott der Schafe (wie bei den Russen der heilige Mamontij).

Saudsuar: der Heilige der schwarzen Wälder oder der schwarze Heilige, gilt als Beschützer der Wälder.

Die Osseten glauben aber auch an verschiedene „Götter“ der Krankheiten, z. B. Rym, den Gott der Seuchen oder epidemischer Krankheiten; Alardy ist der böse Heilige, welcher den Leuten die Pocken bringt.

Tchost ist der böse Geist der Osseten.

Banaty-Chizau ist der Hausgeist; zu ihm betet man bei Hochzeiten, wenn die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet wird.

Aber man betet auch zu einem Gott des Verstandes, der Liebe, zu einem Heiligen, welcher die Wagen vor dem Umfalle schützt, zu einem Heiligen des Rückens und des Bauches! Kurz, es giebt keinen Gegenstand im Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott“ oder seinen „Heiligen“ hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager, wie die Personen, welche die Ceremonien bei der Eheschließung und der Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes“, zum „Heiligen der Haare und Nägel“, zum Heiligen der Gräser und der Winde, zum Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen.

Im Gegensatz zu den bisher mitgetheilten heidnischen Reminiscenzen ist die Kunde von Christus dem Heiland sehr schwach bei den Osseten; sie halten die großen Fasten und feiern Ostern, aber ohne dem Feste eine große Bedeutung zu geben.

Die alten Leute sagen, daß Tschiristi (Christus) denjenigen Menschen, welche fasten, nach dem Tode einen Platz in „Dseneta“ (d. h. Paradies) anweisen. Sie tödten zu Ostern ein junges Lamm, nachdem sie demselben mit einem Holzscheit das Kreuzeszeichen auf die Stirn gemacht haben. Das in der Osternacht geschöpfte Wasser wird hoch geschätzt. Die Frau, welche früher als die anderen Wasser geschöpft hat, gilt als glücklich. Früh Morgens gießen die Weiber von diesem Wasser in Mehl, um daraus „Tschureki“ zu backen; dabei singen sie: O ihr Wasserheiligen, ihr reinen Wasserjungfrauen und du heiliges Osterfest, erfüllt dieses Haus mit den Gütern der Welt und verfahrt mit mir so wie mit derjenigen, welche zu guter Stunde das Wasser schöpfte. O du heiliges Osterfest, süß und lieblich sollen dir die Kuchen („Tschureki“) sein! O Tschiristi, alle hoffen auf dich, daß du den Seelen im Paradies ihren Platz giebst u. s. w.

So kommt der Name Christi in eine Reihe mit Wasserjungfrauen!

Von Gott, als dem Weltenschöpfer, haben die Osseten gewisse Vorstellungen. Wenn sie ihm einen Stier opfern, so betet der Aelteste folgendermaßen: Ehre dir, o Gott, Ehre dir, o Gott der Götter! Du hast alles erschaffen: die Engel und die Heiligen, alles Schtbare und Unsichtbare! O Gott, du hast die Zeiten, die Jahre und die Tage geschaffen; dich bitten wir, schicke uns gute Zeiten, Jahre und Tage! O Gott, sättige mit Gras unsere Thiere, mit Brot deine Menschen! O Gott, mache, daß vor dir keine Hungrige und Armen sind, o Gott, und wenn in jener Welt irgend etwas ist, so laß uns auch dessen theilhaftig werden!

So ist Heidenthum und Christenthum eng verbunden mit einander in der religiösen Anschauung der Osseten. Jeder Schritt auf dem Lebenswege der Osseten ist begleitet von Beschwörungen und Gebeten und der Zauberer hat größere Bedeutung als der Priester. Der krasseste Aberglaube herrscht, wohin wir blicken; in den religiösen Gebräuchen, in den Spielen, vor Gericht. Heute noch tritt

ein angeklagter Ossete vor sein Gemeinde-Gericht (Nichas) mit einem Hunde oder einer Katze auf der Schulter, seine Unschuld betheuernd; er ist fest überzeugt davon, daß im Fall der Schuld die Katze oder der Hund in jener Welt ihn ewig quälen werden.

Bis auf den heutigen Tag existirt bei den Osseten der entehrende Gebrauch, einen Mörder dem Ermordeten in jener Welt auf ewig zum Knecht zu geben, d. h. den Mörder zu einem „Faldyst" zu machen, zu einem aller Menschenrechte verlustig gegangenen Wesen, welches von allen verachtet wird mehr als jegliches Thier.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VII.

Hinterindien.

Wir haben die Grenzen Hinterindiens in einem frühern Aufsatze dieser Reihe (s. Bd. XXXIX, S. 135) gestreift, wo wir von den noch mit Barbaren gemischten südlichen Grenzprovinzen Chinas und speciell von Jünnan sprachen. Schon über die Grenze hinüber führen uns die halb nach China und halb nach Birma zu tributären gegen die birmanische Grenze zu liegenden drei kleinen Fürstenthümer der Payi, welche von eingeborenen Häuptlingen unter Oberaufsicht chinesischer Beamten regiert werden. Margary, welcher sie auf seiner verhängnißvollen Reise nach Jünnan besuchte, bezeichnet die Bewohner als Mischlinge zwischen den eingeborenen Schan oder Laos und den vor etwa 500 Jahren kolonisirend hierher gewanderten Chinesen. Aber in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten sind sie nach seiner Schilderung sehr wenig chinesenartig. Sie haben auch ihre Sprache und eine eigene Schrift beibehalten, welche von links nach rechts geschrieben wird. Die Berge nach Bhamó zu werden von einem minder reichen und gebildeten Stamme bewohnt, der im Gegensatz zu diesen Payi fast ganz die chinesische Tracht angenommen hatte. Die Ereignisse, welche mit der Sladen- und Margary-Expedition verknüpft waren, haben deutlichst gezeigt, daß der chinesische Einfluß hier schwach ist, und thatsächlich müssen ja die Handelskarawanen zwischen Momien und Bhamó sich den Durchlaß von einheimischen Häuptlingen erkaufen.

Von Birma selbst liegt in Betreff der dortigen fast ausschließlich dem Handel gewidmeten, chinesischen Kolonien in Mandaleh, Bhamó u. a. O. wenig Neues von Belang vor. Der Grosvenor-Mission, welche diese Gegend 1876 besuchte, verdankt man indeß einige neuere Angaben über die Entwickelung des hiesigen Handels. Selbst in Momien fand dieselbe die Magazine „verhältnißmäßig reich ausgestattet mit europäischen Waaren, die aus Bhamó kamen und hauptsächlich aus Shirtings, Broad Cloth, Camlets, Dutch Camlets und Long Ells bestanden" (Mitth. in einer Depesche Wade's, d. d. Peking, 9. Oct. 1876). Wie zu Hannay's (1835) und Yule's (1855) Zeit waren die Chinesen die hauptsächlichsten Träger des Handels von Bhamó, aber ihre Ausfuhr über Bhamó nach Birma besteht nicht mehr hauptsächlich aus Seide, sondern jetzt wird in erster Linie Opium genannt, dann Metallwaaren, Auripigment, getrocknete Früchte und andere Kleinigkeiten, während auf diesem Wege nach China hauptsächlich Rohbaumwolle birmanischer Erzeugung (circa 25 000 Ballen) und Salz aus Britisch-Birma (1000 Maulthierladungen) geht. Den Werth dieses Handels, wie er 1876 stand, schätzte Kapt. Cooke auf nicht mehr als 250 000 Pf. St. Aber doch fand Davenport schon zu dieser Zeit auch europäische Waaren, welche über Birma gekommen waren, in Talifu. Die Entvölkerung Jünnans in Folge des langjährigen Panthay-Krieges ist eine noch heute nachwirkende Ursache von Rückgang des Handels über Bhamó, dem Yule schon 1855 einen Werth von 8 bis 9 Mill. Mark zugesprochen. Jünnan ist das Hauptabsatzgebiet für aus Birma kommende Waaren; die birmanische Baumwolle trifft hier mit der von Hupeh und die englischen Zeuge aus Rangun mit über Szetschuen kommenden russischen Tuchen zusammen. Ob irgend welcher beträchtlichere Handel sich auf dem direkten Wege Theini-Madeh-Mandaleh bewegt, dessen in mehreren Berichten englischer Agenten in Birma gedacht ist (vergl. Papers connected with the Trade between Brit. Burmah and W. China. London 1876, p. 42 seq.), ist nicht bekannt, ebenso wenig, ob die Erkundigungen Ney Elias' über verschiedene außer der Momien-Straße von Jünnan nach Bhamó führende Wege (Journal R. Geogr. Soc. 1876, p. 200) praktischen Erfolg gehabt haben. Bei dem Uebergewicht, welches der Irawaddi-Weg seit der Ausdehnung der Dampfschifffahrt bis Bhamó gewonnen, ist ersterer Weg trotz des Vortheiles, den er hat, in der Nähe der Landeshauptstadt auszumünden, für den großen Handel kaum mehr in Betracht zu ziehen. Es dürfte auch künftighin Bhamó, das schon 1868 die für diese Gegenden beträchtliche Zahl von 4000 bis 5000 Einwohnern umfaßte, worunter eine nicht specificirte große Zahl von Chinesen, Mittelpunkt des chinesisch-birmanischen Handels bleiben, und die kleinen chinesischen Handelskolonien in Mandaleh, Rangun und anderen Orten nehmen bis heute eine viel weniger bedeutende Stellung ein. Ebensowenig ist es gelungen, den Handel zwischen China und anderen Binnenplätzen Hinterindiens mehr nach den Küstenplätzen herabzuziehen, wie man am allermeisten für das Salwin-Gebiet, Martaban und Maulmein, gehofft hatte. Zimmay (Schiengmay, Zimme), Theini, Kiangtung, Kianghung sind derartige Binnenplätze, wo Chinesen aus Jünnan und Tongkin Seide, Kupfer und andere Waaren (und wohl nicht am wenigsten Opium) gegen Landeserzeugnisse austauschen. Selten kommen sie von da bis nach den Küstenplätzen herab. Doch traf z. B. Lord Mayo 1872 in Maulmein 54 Panthays, die in 100 Tagen aus Maingshai (?) in Jünnan über Theini und Tongu gekommen waren, und dann und wann kommen nach derselben Stadt Händler aus Tongkin. Aber es haben sich keine chinesischen Kolonien hier gebildet, wie die Engländer im Interesse der Entwickelung des Salwin-Handels wünschten. Die Zahl der Schans aus den Grenzgebieten, welche um Handel zu treiben den Salwin herab-

kommen, ist dagegen nicht unbedeutend; sie haben chinesische Sitten und werden deshalb in Britisch-Birma als „Chop-stick-Schans“ bezeichnet. Außer ihnen sind als Händler in diesen Gebieten noch die Birmanen zu nennen, wahre kaufmännische Nomaden, welche in allen Binnenplätzen des innern Hinterindiens den Chinesen mit scharfer Wettbewerbung entgegentreten und vorzüglich in Zimmay einen beträchtlichen Handel treiben. Indessen ist in der einzigen Beschreibung dieses Platzes, die wir kennen (von Lieutenant H. S. Poole, Siamese Government Survey im Bangkok Calendar 1869), der ständig hier ansässigen Chinesen als der ersten Kaufleute gedacht, und unter den Einfuhren wird in erster Linie Rohseide aus Jünnan genannt, welche zu den in Menge hier gefertigten seidenen Sarongs verarbeitet wird. Die Ernennung eines englischen Agenten für Zimmay (1874), zunächst wegen der hier sehr wichtigen Teakholz-Schlägereien, bezeichnet genügend die Bedeutung dieses Platzes von angeblich 20 000 Einwohnern. Ueber Kianghung ist die für die Geschichte der chinesischen Auswanderung nicht unbedeutende Thatsache der 1877 geschehenen Ansiedelung von 3000 flüchtigen Panthays aus Jünnan auf dem Gebiete dieses Schan-Fürstenthums zu verzeichnen. Diese Flüchtlinge sollen nach langem Widerstande der eingeborenen Häuptlinge endlich zwei Gemeinden gegründet haben. In Kiangtung wiegt der chinesische Kultureinfluß in der Bevölkerung längst vor, wie wir aus der Geschichte der französischen Expedition von 1867 wissen. Beide Gebiete haben seit Jahrhunderten eine bald schwächere, bald stärkere Zumischung chinesischer Elemente erfahren, die in Zeiten wie denen des Panthay-Aufstandes zu vielen Tausenden anschwollen, so daß man wohl annehmen darf, daß hier die längst im Werke befindliche allmälige Chinesisirung in den letzten Jahrzehnten nur noch zugenommen habe.

Siam wird stets als der chinesenreichste Staat Hinterindiens bezeichnet, aber noch immer haben wir nicht die geringste Möglichkeit einer auch nur annähernden Schätzung des von den verschiedenen Autoritäten auf 400 000 bis 1 500 000 geschätzten chinesischen Antheiles der gewöhnlich zu 5 Mill. veranschlagten Gesammtbevölkerung. Nur vermuthen kann man, daß jene Zahlen beide zu hoch gegriffen sein möchten. Eine wirthschaftlich sehr hervorragende Rolle wird ihnen noch immer zugewiesen und ihr Einfluß wird allgemein anerkannt, wiewohl die früheren innigen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen sich gelockert haben, wie die Einstellung der Tributzahlungen Seitens Siams an China erkennen läßt. Auch in Siam selbst gab es einige Konflikte zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten.

So wenig wie früher zeichneten sich die hiesigen Chinesen durch gesetzliches Betragen aus und waren gefürchtet wegen ihrer Gesetzlosigkeit. Der König hatte 1879 in der Geburtstagsrede an seine Agnaten und Oberbeamten hervorzuheben, daß Seine Excellenz Phya Montri, Kommissär für Trany, Pucket und die anderen siamesischen Provinzen im Westen der Halbinsel Malacca, im Stande gewesen sei, die chinesischen Verschwörer zu entdecken, welche den Vorstand des Bezirkes Krabi ermordet hätten, und daß dies gelungen sei, ohne eine „allgemeine Beunruhigung der chinesischen Ansiedler hervorzurufen“. Fast jedes Jahr ist eine oder die andere Provinz von Chinesen-Unruhen heimgesucht. Im Sommer 1877 hatten die Siamesen sogar eine Korvette mit Truppen nach Tonkah und einigen benachbarten Plätzen zu senden, wo ein Chinesen-Aufstand gefährliche Ausdehnung anzunehmen drohte. Kleinere Häfen von Siam, wie Kamput, sollen dann und wann von chinesischen Piratenflotten, meist aus Hainan stammend, blockirt werden.

Auch ihre wirthschaftliche Thätigkeit gab häufig zu Beunruhigungen Anlaß. So sah man voraus, daß die Errichtung von Reismühlen durch Chinesen in den Erzeugungsgebieten zu dem bei jenen so beliebten System der Vorschüsse auf zu hoffende Ernten und damit sehr bald zum Ruin einer ganzen Menge von Reisbauern führen müsse. Ein Gesetz ward von der Regierung erlassen, um diesem Uebel zuvorzukommen. „Da aber,“ wie der britische Konsularbericht aus Bangkok für 1877 sagt, „der Erlaß eines Gesetzes hier eine ganz andere Sache ist als seine Durchführung, so kann als Ergebniß desselben mehr Schaden als Nutzen vorausgesehen werden.“ So dringen sie auch im Innern immer weiter vor. J. Thomson (Straits of Malacca, Indo-China and China 1875) fand sie z. B. bereits in größerer Zahl in Paknam-Kabin, wo sie aus Battabong und weiter aus dem Innern kommende Elephantenkarawanen aufhalten und sie veranlassen, einen Theil ihrer besten Ladung (Hörner, Häute, Seide, Kardamomen, Dammar und dergleichen) gegen Salz und Erzeugnisse chinesischen und europäischen Gewerbfleißes zu vertauschen. Daß sie in den Hafenplätzen stark vertreten sind, versteht sich von selbst. Nächst Bangkok scheint Kamput die größte Zahl von Chinesen zu beherbergen. Auffallend ist, daß die Berichte über die 1879 und 1880 in Siam (zwischen Tschantabun und Pratambong) entdeckten Saphirlager nichts von chinesischen Ausbeutern sagen, die doch sonst das Monopol jeder Art Bergbau in Siam hatten. Es werden im Gegentheil nur Birmanen und Rangunleute als Arbeiter genannt. Der chinesisch-siamesische direkte Handel hat sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Es gingen 1879 für 572 897 Piaster von Siam nach China und kamen von hier nach Siam für 168 315. Das Meiste vermittelt Singapur. Die vortheilhafte Stellung, welche den Chinesen das siamesische Steuersystem zuweist, wird auch in neueren und neuesten Berichten aus Siam stets hervorgehoben. Die siamesische Regierung verlangt von allen Einwohnern ihres Landes mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer (und Amerikaner) außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von 1 bis 3 oder mehr Monaten im Jahre, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Geschäft. Wer dazu unfähig ist, muß entsprechende Summen zahlen. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tatuirung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tatuirung, gewöhnlich auf dem Arm, versehen, welche je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer oder der andern Provinz und, wenn sie Sklaven sind, auch ihre Angehörigkeit bekundet. Die vorige Regierung brachte ihre Tatuirung auf dem hintern Theile des Armes an, während die jetzige den vordern wählt. Der Exregent besuchte im Frühling 1880 eigens die Südwestprovinzen, um der dortigen feierlichen Tatuirung anzuwohnen, welche seit 20 Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Ein trauriges Bild des Zustandes der niedersten Klassen der chinesischen Einwanderung entwarf ein Brief in den „Straits Times“ im März des letzten Jahres, wo es hieß: „Wir bemerken in dieser Zeit (d. h. um die Zeit des chinesischen Neujahrs) einen starken Zufluß von Einwanderern aus dem übervölkerten China, welche den Versuch machen wollen ihre Lebenslage zu bessern in einem Lande, welches Raum für Millionen hat. Aber viele von diesen Einwanderern werden bei der Ankunft von ihren durchtriebenen und gewissenlosen Landsleuten verführt, welche ihnen die Ueberfahrt zahlen und ihnen einen zeitweiligen Unterschlupf gewähren und indem sie dieselben dann zu Hasardspiel und Opiumrauchen verführen, sich weitgehende Ansprüche auf

das erwerben, was diese sich etwa später verdienen werden. Aus der Mehrzahl dieser Armen wird nie etwas Rechtes; sie verkommen, erkranken, verlieren zuletzt allen Halt im Leben und gehen elend zu Grunde. Ihr einziger Erwerb ist zuletzt der Bettel, oder sie können im glücklichsten Fall ein ärmliches Leben fristen, indem sie in den Salahs siamesischer Tempel mit Abfällen vom Tisch der Mönche gefüttert werden. Für Französisch-Cochinchina haben die genaueren Ermittelungen der französischen Behörden zwar eine viel geringere Zahl von Chinesen (s. u.) nachgewiesen, als man früher vermuthet hatte, aber dieselben sind von viel größerm Einfluß als diese Zahl aussagt, die übrigens insofern zu täuschen geeignet ist, als die Minh-Hung, die Mischlinge zwischen Chinesen und Cochinchinesen, Leute, die nach Aussehen und Sitten ganz chinesisch, an Zahl die eigentlichen Chinesen wohl noch übertreffen. Der englische Konsularbericht für 1879 sagt von ihnen: „Die Minh-Hung sind zahlreich und ihre Stellung muß näher bestimmt werden; es ist eine Kommission niedergesetzt worden, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen.“ Es macht wohl keinen Anspruch auf Genauigkeit, wenn Dutreuil de Rhins (Annam et les Annamites 1879, p. 9) von Cholen sagt: Von den 80 000 Einwohnern sind die Mehrzahl Annamiten, 15 000 Chinesen, der Rest Chinesenmischlinge. Nach Lemire (Cochinchine Française 1877, p. 307) waren sie „depuis peu“ ganz mit den Annamiten verschmolzen worden, was sie aber selbst am wenigsten befriedigte, denn sie schlagen ihren Vätern mehr als ihren Müttern nach. Was wichtiger, ist der zunehmende Einfluß der Chinesen im ganzen Außenhandel von Saigon und auch vielfach im Innenhandel der Kolonie. Hören wir aus vielen, die sich darüber geäußert, eine anscheinend ganz parteilose Stimme über diese Entwickelung. Im London and China Telegraph Nro. 723 von 1877 schilderte ein englischer Kaufmann die Stellung der Chinesen in Cochinchina auf Grund längerer Erfahrung als eine von Jahr zu Jahr sich verstärkende und in demselben Maße immer mehr den einheimischen Handel absorbirende und den europäischen einschränkende. „Die Chinesen,“ sagt er, „ziehen zusehends den chinesischen Handel an sich; selbst die europäischen Häuser machen ihre Geschäfte hauptsächlich durch chinesische Compradores, welche von ihnen die Mittel und Wege des Handels erlernen, und dann eigene Häuser gründen, und vermöge sparsamerer Geschäftsführung bald ihre alten Herren übertreffen. Die chinesischen Kaufleute, im Ganzen genommen, verdrängen unsere altangesessenen Firmen und die alten Handelsfürsten des Ostens verlassen in vielen Fällen den Schauplatz. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß die chinesischen Kaufleute keineswegs engherzig sind, wenn es gilt, durch rechtzeitigen Aufwand einen guten Gewinn zu machen. Das zeigt sich gerade in Cochinchina, wo sie oft in der Lage sind, europäische Dampfer auf Zeit zu chartern, die sie dann durch Beschenkung des Kapitäns zur größtmöglichen Eile, d. h. Ausnutzung der Charterzeit, zu veranlassen wissen. Europäische Kapitäne sind daher oft gar nicht ungern von Chinesen beschäftigt. Cholen (auch Cholon und Cholens geschrieben) am untern Saigon ist jetzt mehr als je fast ausschließlich chinesische Handelsniederlage, wo in ausgedehnten Gewölben ihre tausenderlei Waaren lagern, die in großen etwa 1000 Pikuls haltenden Lastschiffen von oder nach Saigon gerudert werden.“

Wenn auch die Chinesen dieser Kolonie manchmal durch unkluge Maßregeln der französischen Verwaltung bedrückt wurden, so erfreuen sie sich doch noch immer der Werthschätzung, welche ihre wirthschaftlichen Talente und Neigungen gerade inmitten eines so trägen Volks wie der Cochinchinesen besonders verdienen. Zeugniß davon legte ein Bericht ab, in welchem der Gouverneur von Cochinchina eine Anfrage seines neukaledonischen Kollegen mit Bezug auf die Räthlichkeit der Zufuhr von Chinesenarbeit nach dieser Insel beantwortet: „Die Chinesen,“ heißt es darin, „waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam. Wir finden in ihnen in der Regel tüchtige Handwerker und Arbeiter, während sie als Kaufleute thätig und geschickt sind.“ Es konnte als eine Begünstigung der Chinesen in Cochinchina gelten, daß 1879 der Mittelpunkt ihrer Geschäfte, Cholen, zu einer eigenen Stadt erhoben wurde; durch einen blutigen Straßenkampf, der 1880 zwischen 400 Kantonesen und ebensoviel Fukian-Männern hier ausgefochten ward, lohnten sie diese Vergünstigung übel [1]. Dagegen bewahrheitete sich bis jetzt noch nicht das wohl nicht ganz unbegründete Gerücht, daß China einen Generalkonsul für Saigon ernennen werde. Die große Zahl der in Cochinchina lebenden Chinesen, die von Einigen früher bis zu $^1/_4$ der Gesammtbevölkerung von circa 1 600 000 veranschlagt wurde (amtlich aber für 1878 zu 46 000 angegeben ward; 1876 erst 36 600), würde eine solche Maßregel rechtfertigen und es würde bei der tiefwurzelnden Achtung der Chinesen vor ihren Beamten dieselbe wohl dazu beitragen, gewisse Mißbräuche auszurotten, wie z. B. die Masseneinfuhr von in China gefälschtem annamitischen Geld über Cochinchina nach Annam (1879 wurden in Hongkong 420 000 Käsch solcher Münzen auf einmal konfiscirt), die ewigen Streitigkeiten der verschiedenen Geheimgesellschaften und dergleichen.

Ueber die Chinesen in Kambodscha entnehmen wir Folgendes einigen zerstreuten neueren Mittheilungen Harmand's im Bulletin der Pariser Geogr. Gesellschaft. Die Chinesen sind überall verbreitet, man findet sie in dem kleinsten Dorfe. Sie vertheilen sich in zwei Kategorien. Die einen, seit langer Zeit in dem Lande ansässig, sind Mischlinge, welche physisch vieles von ihrem Ursprung beibehalten haben, sich aber auffallend durch ihre Sitten, Gewohnheiten und ihren Aberglauben den Kambodschanern nähern, denen sie sogar noch überlegen sind. Sie widmen sich dem Acker- und Bergbau und dergleichen, scheinen sich aber wenig um den Handel zu kümmern. Harmand spricht sich zwar nicht über ihre Zahl u. s. f. mit Bestimmtheit aus, als über einen Gegenstand, den er nur oberflächlich studirt habe, glaubt aber, daß bei der chinesischen Auswanderung Kambodscha jetzt beliebter sei als je, und daß ihre Ansiedelung dort fest begründet ist; die Zahl der jungen Männer und Kinder ist weit größer als die der Erwachsenen. Was die Frauen anbelangt, die aus dieser Mischung hervorgegangen, so hat der Reisende kaum welche bemerkt; was bei diesen Mischlingen ein noch größeres Mißtrauen gegen Fremde als bei den Kambodschanern beweisen würde.

Die zweite Gattung Chinesen besteht aus vorübergehend sich aufhaltenden Händlern aus Händlern, die von Pnom-Peng oder aus Französisch-Cochinchina kommen, um Baumwolle, Wachs, Seide und anderes zu kaufen. Fast alle gehören den Geheimbünden von Haïnan und den Pho Kien an. Die einen leben in ihren Barken, die anderen haben in den reichsten Dörfern eine Art Absteigequartier, das ihnen als Lager und Magazin dient.

Diese Chinesen sind von der Bevölkerung und selbst von den Mandarinen gefürchtet; ihre Unverschämtheit ist erstaunlich; man hat Beispiele, daß sie den Gouverneur der Provinz in seinem Hause in Gegenwart der Bevölkerung beleidigten, ohne daß dieser gewagt hätte, sie ergrei-

[1] Die ausführlichste Beschreibung von Cholen findet man bei Lemire a. a. O. S. 306 f.

sen zu lassen. Man hält sie für die Freunde des Königs; die Pachthöfe, die sie sich anzueignen wußten, und ihr Wucher geben ihnen einen Einfluß, welcher im gegebenen Moment sehr gefährlich werden kann. Die Zahl der Chinesen in Kambodscha, früher wohl übertrieben (für Pnom-Peng allein 10 000 nach Mouhot und dergleichen), scheint bei dieser innigen Vermischung mit den Eingeborenen doppelt schwer festzustellen und dürfte es wohl diesem Umstande zuzuschreiben sein, daß Harmand, Lemire und andere Schilderer Kambodschas uns keine präcisen Angaben hierüber machen. Letzterer sagt nur: Von den 500 000, die man Kambodscha zuschreibt, sind $^7/_{10}$ Kambodschaner, der Rest besteht aus Malayen, Chinesen und Annamiten. Uebrigens wird man, wie erwähnt, ebenso annehmen dürfen, daß auch die im Vergleich zu früheren Annahmen so geringe Zahl von Chinesen, welche in Französisch-Cochinchina (a. a. O. S. 450) durch die neueren amtlichen Angaben nachgewiesen wird, nur die mehr oder weniger kurz im Lande lebenden, nicht die halb in der Bevölkerung schon aufgegangenen umfaßt. Aus demselben Grunde wird hier überall die Statistik der chinesischen Bevölkerungsantheile so schwer, weil eben die Stammes- und Kulturunterschiede sich zu leicht verwischen, um scharfe Grenzen festhalten zu lassen. Annam ist von alter Zeit her in inniger wirthschaftlicher, früher auch politischer Verbindung mit China gestanden und letzteres hat auch neuerdings, allem Anschein nach, gegenüber den französischen Aspirationen auf Tongkin sich bereit gezeigt, alte Rechte, wenigstens auf diesen Theil Annams zur Geltung zu bringen. Man hat vermuthet, daß es in den letzten Jahren aus politischen Gründen die Auswanderung nach Annam und Tongkin befördert habe, es liegen aber keine Beweise dafür vor. Man möchte im Gegentheil aus vereinzelten Angaben schließen, daß auch hier eine größere Zahl von Chinesen bereits in der Bevölkerung aufgegangen und die Zahl der Neuzugewanderten nicht mehr so groß sei, wie nach den älteren Angaben zu glauben war. Dagegen scheint der moralische Einfluß der Chinesen gerade hier noch ein sehr großer zu sein. Man höre z. B. was der amtliche Begleiter Dutreuil de Rhins darüber sagte: „Für die Annamiten sind die Chinesen Brüder, unsere Sitten sind dieselben; aber alle anderen Menschen sind Fremde, gefürchtet und gehaßt.“ Dieser Annamite kannte sehr wohl die hervorragende wirthschaftliche Stellung der Chinesen in Saigon und anderwärts; was aber die Eisenbahnen und Telegraphen anbetrifft, so meinte er, daß „die Chinesen, die so viele Erfindungen gemacht hätten, sich ihrer sicherlich bedienen würden, wenn sie sich von ihrer Nützlichkeit überzeugen könnten“ (Le Royaume d'Annam 1879, p. 102). Nirgends wird uns leider ein Anhalt geboten, um die Zahl der im Lande befindlichen reinen Chinesen, geschweige die der Mischlinge zu schätzen. Im Allgemeinen wird gesagt, daß die Einwanderung abgenommen habe, weil die Mandarinen die Chinesen mit Mißgunst betrachteten. Aber von früher her sind sie sicherlich weit verbreitet.

Selbst unter den wilden Khiéro oder Moïs am obern Don-Nai fand Harmand noch einen Chinesen aus Kwangtung, der unter diesen Naturmenschen selbst wieder zur Natur zurückgekehrt war, seine Sprache fast vergessen und seinen Zopf abgeschnitten hatte. Außerdem glaubt er Spuren chinesischer Mischung in diesem primitiven Volke zu finden. Die chinesische Bevölkerung einzelner Plätze hat Dutreuil de Rhins im Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, 316 seq. angegeben. Demselben verdanken wir einige andere Nachweisungen dieser Art, aus denen hier hervorgehoben sein mag, daß in der Nähe von Huë in einem besondern Dorfe 150 chinesische Handwerker und Kaufleute wohnen (a. a. O. 1878, I, S. 105). Wir können aus diesen zerstreuten Mittheilungen so viel entnehmen, daß so große Ansammlungen von Chinesen wie in Französisch-Cochinchina oder Siam hier nicht vorkommen und daß ihre Anzahl im Vergleich zur Größe des Landes viel geringer ist als in jenen beiden. Ihre Theilnahme an dem Handel Annams zur See ist dagegen bei der auffallenden Unfähigkeit der Annamiten in allem, was Seeschifffahrt heißt, sehr bedeutend. Die chinesischen Dschunken besorgen den weitaus größten Theil des Küstenhandels zwischen den Häfen von Annam (und Tongkin). In dem zukunftreichsten von diesen Plätzen, dem von Haiphong, liefen seit seiner Erschließung für den europäischen Verkehr (am 15. September 1875 nach den Verträgen vom 15. März und 31. August 1874) 283 chinesische Dschunken und 56 europäische Schiffe ein und es wurde der Werth der chinesischen Einfuhren (europäische und heimische Gewebe, Opium, Seide, Porcellan, Thee u. s. w.) bereits auf die Hälfte des Werthes der Gesammteinfuhr geschätzt. Die Ausfuhren aller tongkinesischen Plätze sind durch die Chinesen nahezu monopolisirt. Ebenso sind sie die alleinigen Küstenfahrer selbst auf den wichtigsten Strecken. So besorgen z. B. 15 oder 16 chinesische Dschunken den Küstenhandel zwischen Quinhon und Tongkin. Ihr Rheder wohnt in Hongkong. Sie fahren hauptsächlich für Rechnung des Königs und sammeln Tribut in den Provinzen ein. Jede trägt 20 bis 25 Mann, welche gut bewaffnet und vom König bezahlt sind (Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, p. 110). Dupuis (a. a. O. S. 167 und 170) bestätigt, daß von allen Nachbarvölkern bisher nur die Chinesen das Recht hatten, in Tongkin Handel zu treiben. Indessen hatte seit der Eroberung des Landes durch die Annamiten dieses Vorrecht viel von seinem Werthe verloren und nicht überall schien der chinesische Handel zu blühen. In Hanoi fand Dupuis viele chinesische Kaufgewölbe, die fast oder ganz leer waren. Die chinesische Kolonie, welche er auf 2000 (Gesammtbevölkerung der Stadt etwa 100 000) anschlägt, nimmt den schönsten Theil der Stadt ein.

Die französischen Anschläge auf Tongkin, welche der chinesischen Präponderanz in dieser Provinz in manchen Beziehungen nicht günstig gewesen sein würden, sind bekanntlich durch ein verschiebendes Votum der französischen Budget-Kommision (4. Juni 1880) einstweilen zurückgestellt. Eine merkwürdige Eingabe von Einwohnern Saigons an die französische Assemblée, worin um Besetzung Tongkins und um ein Plebiscit in Annam im Falle des Ablebens Fu Duc's gebeten wird, dürfte nichts an der Thatsache ändern, daß China zunächst fortfahren wird, sein natürliches Uebergewicht in Tongkin auszubeuten.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

II.

Ehe ich die Darstellung der jetzt geltenden Gemeindeverfassung beginne, ist es nothwendig, die Steuern und Frohnarbeiten kurz zu besprechen, welche die Eingeborenen zu leisten haben, denn wie schon oben erwähnt hängt die Gliederung der Gemeinde unmittelbar mit dem Steuersystem zusammen. Die Spanier führten die erste direkte Steuer im Jahre 1570 ein und zwar die Kopfsteuer, zuerst in Mindoro und bald darauf auch in den übrigen Theilen des Archipels. Diese Kopfsteuer wurde von den Spaniern Tributo genannt und betrug die Summe von 8 Reales de Plata, welche von je zwei Individuen, gleichsam einem Ehepaar, gezahlt wurden. Auf ein Individuum entfielen daher 4 Reales de Plata und diese Summe wurde Tributo medio genannt, während 8 Realen Tributo entero oder Volltribut hießen. Wenn in spanischen Werken schlechtweg von Tributen berichtet wird, so ist darunter der Volltribut gemeint. Von der Zahlung des Tributes wurden ausgenommen die Kinder unter 16 Jahren, und die alten Leute, welche das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten. Die Aufstellung neuer Linientruppen zwang den Generalgouverneur Gomez Dasmariñas im Jahre 1590 zur Erhöhung des Tributes von 8 auf 10 Realen und zwar konnte der Tribut auch in Naturalien: Reis, Wachs, Goldstaub 2c., eingeliefert werden [1]). Dazu kam ein Real als Grundsteuer und eine Abgabe an die Kirche, Sanctorum genannt, und die Gemeindesteuer oder „Caja de Comunidad". Die in einigen Provinzen bestehende Abgabe „Donativo de Zamboanga" wurde später aufgehoben. Die Steuersumme, welche heute je zwei Individuen zu zahlen haben, beträgt 15 Pesetas [2]), von denen ein Theil als „Caja de Comunidad", als „Sanctorum", „Diezmo" entrichtet wird und nur der Rest als eigentlicher „Tributo" anzusehen ist, obwohl für die Gesammtsumme der Titel „Tributo entero" der vollgiltige ist.

Die Chinesen und deren Mestizen entrichten eine andere höhere Summe, Weiße und deren Abkömmlinge zahlen überhaupt keinen Tribut. Außer den oben erwähnten sind von der Zahlung des Tributes auch Soldaten, welche eine bestimmte Reihe von Jahren gedient haben, befreit; dasselbe gilt von Eingeborenen, welche sich um die Hebung des Ackerbaues oder der Industrie Verdienste erworben haben, ferner sind auch kraft eines Privileges steuerfrei die Abkömmlinge der ersten Christen von Cebú. Die „Caja de Comunidad" dient zur Bestreitung der Gemeindeauslagen, als da sind: Erhaltung der Schule, Gehalt des Schullehrers, Belohnung und Besoldung der Impfärzte, Kerkermeister, Gefangenaufseher, Kirchensakristane, sowie zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude; auch die Beköstigung der Arrestanten wird aus dieser Abgabe bestritten. Das „Sanctorum" dient zur Besoldung der Pfarrer. Von je 500 Volltributen seines Sprengels erhält der Pfarrer 180 Pesos [1]); dadurch ist der allmächtige Einfluß der Geistlichkeit an das Interesse des königlichen Fiskus geknüpft, der Pfarrer dient dann freiwillig als Kontroleur, damit nicht bei der Tributzahlung Unterschleife stattfinden. Der Tribut wird von dem Cabeza de Barangay in seinem Barangay oder Cabecería in vierteljährigen Raten eingesammelt. Die Cabecería umfaßt gewöhnlich 50 Tribute oder 100 tributpflichtige Individuen. Wer zahlungsunfähig ist, muß den Tribut abarbeiten, indem er in größeren Städten zum Straßenkehren und anderen Tagelöhnerarbeiten verwendet wird, doch tritt dieser Fall seltener ein, als man nach der Trägheit der Eingeborenen zu schließen berechtigt wäre. Von dem eingesammelten Tribute erhalten die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay 2 Proc.

Außer diesen Abgaben hat der malaiische Eingeborene, der „Indier" der Spanier, 40 Tage im Jahre öffentliche Dienste, die „Polos y Servicios", zu leisten, welche im Baue von Brücken, Straßen und im Tragen des Gepäckes weißer Reisenden bestehen. Die aktiven Frohnarbeiter werden Polistas genannt, jene, welche eine Woche hindurch im Gemeindehaus — „Tribunal" — zur Dienstleistung bereit stehen, Semaneros. Auch Nachtwache muß von den Indiern gehalten werden; die Wachtstube heißt Bantayan und der im Dienste stehende Mann Bantay. Von diesen persönlichen Diensten sind die Principales, die Ex-Gobernadorcillos und Jueces mayores (von denen ich weiter unten sprechen werde) befreit. Gegen eine Summe von 15 Pesetas kann sich aber jeder von diesen Polos und Servicios loskaufen; diese Geldbuße führt den Namen fallas und wird vom Cabeza de Barangay eingetrieben und in die Gemeindekasse abgeführt.

Die autonome Gemeinde führt den officiellen Titel Pueblo; ein Dorf, welches noch nicht die Autonomie erlangt hat, sondern mit einem Pueblo zusammen eine Gemeinde bildet, heißt: Barrio, Visita oder Anejo. Jeder Pueblo besitzt ein öffentliches Gebäude, welches die Stelle des deutschen Rathhauses vertritt, es wird Tribunal genannt. In demselben werden die Gemeinderathssitzungen abgehalten, ebenso sitzt dort der Gobernadorcillo zu Gericht, die Semaneros harren daselbst der Befehle der Obrigkeit. Hat eine Gemeinde kein selbständiges Arrestgebäude, so befindet sich auch im Tribunal das Haftlokal. Haben die Regierungsbehörden in einer Provinzialhauptstadt im Tribunal ihren Sitz, so wird es Casa Real genannt, ein Titel, der früher auch den übrigen Tribunalen gegeben wurde.

Die Würdenträger der Gemeinde sind: der Bürgermeister oder Gobernadorcillo, gewöhnlich Capitan genannt; sein

[1]) Man vergleiche den Brief des Bischofs Salazar vom Jahre 1585 in den Cartas de Indias. Madrid 1877, p. 643, 647 und The Philippine Islands . . . . at the close of the sixteenth Century by Antonio de Morga. Translated from the Spanish by the Hon. Henry E. J. Stanley. London 1868, p. 324.

[2]) M. Scheidnagel. Las Colonias españolas de Asia. Madrid 1880, p. 51.

[1]) F. Cañamaque. Las Islas Filipinas. Madrid 1880, p. 141.

Stellvertreter der Teniente mayor; der Oberrichter für Feldstreitigkeiten: Juez mayor de sementeras; der Oberrichter für Streitigkeiten bezüglich des Viehs: Juez mayor de ganado; der Oberrichter für Polizeiübertretungen: Juez mayor de policia; der Teniente segundo; der Teniente tercero; der Alguacil mayor und ein zweiter Alguacil (Polizeimeister). Außer diesen gewählten Funktionären existirt noch der Directorcillo, d. h. der Gemeindesekretär. Jede Visita hat einen Teniente, einen Juez und einen Alguacil. Ehe ich in die detaillirte Darstellung der Befugnisse und Rechte dieser Magistratspersonen eingehe, will ich die heutige Amtsgewalt der Cabezas de Barangay und deren Privilegien kurz berühren.

Die Barangay-Eintheilung ist natürlich noch immer in voller Kraft. 50 Familien bilden einen Barangay, an dessen Spitze, wie oben schon erwähnt, der Cabeza steht. Wo die Stelle nicht erblich ist, werden sie gewählt und zwar fast ohne Ausnahme aus der Principalia; gewöhnlich wird nach Ablauf der Funktionsdauer dasselbe Individuum wiedergewählt; resignirt dasselbe dauernd oder geht es mit Tode ab, so pflegt die Wahl ebenfalls auf seinen Sohn zu fallen, wodurch das Amt zu einem förmlich erblichen wird [1]). Wenn eine Familie, in welcher das Amt eines Cabeza de Barangay erblich ist, ausstirbt oder in derselben niemand diese Würde annehmen will, so ernennt die Regierung durch zu diesem Akte autorisirte Beamte der Provinzbehörden einen neuen Cabeza, jedoch auf Vorschlag des Gobernadorcillo und im Einverständnisse mit den übrigen Cabezas des Pueblos [2]). Dasselbe geschieht, wenn ein neuer Barangay formirt wird. Die Funktionsdauer währt je nach den Provinzen ein bis drei Jahre. Außer der Tributeinsammlung und der Ueberwachung der Leistung der Servicios und Polos hat der Cabeza für die öffentliche Ruhe seines Barangay die Verantwortung zu tragen und Zwistigkeiten und kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Auch hat er in Gemeindeangelegenheiten die Interessen seines Barangay zu vertreten, weshalb er verpflichtet ist, in seinem Barangayviertel auch zu wohnen. Der älteste Sohn des Cabeza de Barangay — daher „el primogénito" — hat seinen Vater im Verhinderungsfalle zu vertreten [3]). Die Cabezas sind, wie schon erwähnt, von der Zahlung des Tributes und der Leistung der Frohnden befreit und genießen die Titulatur „Don", was den Eingeborenen zum Edelmanne innerhalb seiner Raceangehörigen macht. Diese Vorrechte gelten auch für das Weib des Cabeza und seinen ältesten Sohn, eventuell im Falle der Kinderlosigkeit für den ältesten Adoptivsohn. Die aus den Zeiten der Conquista herstammenden eingeborenen Adelsfamilien, die Nachkommen der ehemaligen Dattos, genießen natürlich dieses Privileg ohne Einschränkung und ohne Anknüpfung an das Amt eines Cabeza. Der zum Cabeza gewählte homo novus behält auch nach Niederlegung seines Amtes den Titel Don und zählt dadurch zur Principalia.

Um vor allen den Gobernadorcillo in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, so wollen wir zunächst die Bedingungen kennen lernen, welche ein Kandidat dieses so wichtigen Amtes erfüllen muß, um überhaupt wählbar zu sein. Nur ein Indier, d. h. ein malaiischer Eingeborener oder ein chinesischer Mestize, d. h. der Abkömmling eines Chinesen und einer Malaiin, ist wählbar. Ferner muß der Kandidat älter als 25 Jahre sein, lesen und schreiben

[1]) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 295.

[2]) Buzeta 1, 107.

[3]) Scheidnagel 52.

können, auch soll er schon vorher das Amt eines Teniente mayor oder eines Cabeza de Barangay bekleidet haben. Natürlich fordert man, daß der Betreffende dem Staatsschatze gegenüber vollständig unbescholten dasteht, das heißt mit den Tributen seines Barangay nicht im Rückstande sich befinde [1]). Dadurch wird das Amt ein Monopol der Principalia. Der Gobernadorcillo wird für die Dauer eines Jahres gewählt, die Wahl findet unter folgenden Modalitäten statt.

Als Wähler erscheinen der abtretende Gobernadorcillo, sechs aktive Cabezas de Barangay und sechs Exgobernadorcillos (Capitanes pasados) und gewesene Cabezas de Barangay, im Ganzen also 13 Wähler, welche, wie man sieht, insgesammt Principales sind. Von den Wählern darf keiner bei einem königlichen Beamten oder dem Pfarrer in irgend einer dienstlichen Stellung sich befinden. Den Vorsitz übernimmt der Provinzgouverneur oder der ihm substituirte Beamte, im Nothfalle wird der erste beste Spanier zur Uebernahme des Präsidiums delegirt. Der Pfarrer des Pueblos hat das Recht, aber nicht die Verpflichtung, der Wahl beizuwohnen. Der Wahlakt darf nie in einem Privathause oder in der Pfarrerswohnung stattfinden, er wird deshalb gewöhnlich in dem Tribunal oder in dem Schulhause abgehalten. Von den 13 Wählern werden zwei Kandidaten gewählt, zu diesen wird noch in den geforderten Ternovorschlag der Name des abtretenden Gobernadorcillo gefügt. Der Vorsitzende bemerkt im aufgenommenen Protokoll, welches von allen Wählern, dem Pfarrer und dem Sekretär gefertigt wird, welcher von diesen drei Kandidaten ihm zu dem Amte am geeignetesten erscheine, dann gehen alle Wahlakte nach Manila an den Generalkapitän ab. Fast ohne Ausnahme ernennt die Regierung jenen Kandidaten zum Gobernadorcillo, welcher die meisten Stimmen aufzuweisen hat. In den Bisayer-Inseln sind die Provinzgouverneure in dieser Angelegenheit Delegirte des Generalkapitäns und bestätigen selbst die Wahl. Ist beim Eintritte des neuen Amtsjahres die Bestätigung von oben noch nicht herabgelangt, so übernimmt der die meisten Stimmen besitzende Kandidat jenes Ternovorschlages interimistisch die Leitung der Kommune.

Als Abzeichen seiner Würde erhält der neue Gobernadorcillo einen Rohrstab mit Goldknopf und seidenen Troddeln. Dieser Stab verläßt ihn selbst beim Speisen nicht, an seinem Amtssessel ist eine ähnliche Vorrichtung zum Festhalten desselben angebracht, wie sie die Uhlanen am Steigbügel zum Einstellen der Lanzen besitzen. Das Tragen eines Schwertes oder Degens ist nicht allgemein.

Der Gobernadorcillo ist nicht nur der politische Chef seines Pueblos und als solcher der Regierung für jede Ruhestörung verantwortlich, er ist auch nicht allein der Leiter der rein kommunalen Angelegenheiten seiner Gemeinde, er ist auch der oberste Richter in civilrechtlichen Fällen; der Werth des streitigen Gegenstandes darf aber nicht die Summe von 25 Pesos übersteigen. Bei Kriminalfällen hat der Gobernadorcillo die erste Untersuchung, eventuell das erste Verhör vorzunehmen und die Protokolle mit dem Verbrecher an die spanische Behörde einzuliefern. Zu ihren Befugnissen gehört es auch, daß sie die Bewohner des Ortes zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verhalten beziehungsweise zwingen; dies gilt besonders von der Taufe und Hochzeit. Die Strafen, welche der Gobernadorcillo oder die Jueces verhängen, bestehen gewöhnlich in Austheilung von Prügelstrafen oder Verurtheilung zu Arrest, in welchem die Arrestanten sehr gut genährt und gehalten werden. Ist der Pueblo ein

[1]) Buzeta 1, 104.

Hafenplatz und residirt in demselben sonst keine spanische Behörde, so ist der Gobernadorcillo zugleich Hafenkapitän.

Die Stellung des Gobernadorcillo ist auch äußerlich eine hohe. Er ist beständig von einem Gefolge umgeben, das aus seinen Tenientes, Schreibern und anderen Personen zusammengesetzt ist. Verläßt der Gobernadorcillo das Weichbild seines Pueblos, so umgiebt ihn als Eskorte eine aufgebotene Abtheilung von Nationalgarden, Cuadrilleros. Auch in der Kirche hat der Gobernadorcillo seinen bestimmten Ehrenplatz.

Gegen Ende des Jahres pflegt der Eifer des Gobernadorcillo immer mehr abzunehmen. Auch sonst pflegt die eigentliche Geschäftsführung, insbesondere die Kanzleiarbeiten, weniger vom Gobernadorcillo als vom Directorcillo abzuhängen. Der Gobernadorcillo soll nämlich mit den spanischen Behörden in spanischer Sprache verkehren, deren Gebrauch ihm gewöhnlich nicht geläufig ist. So sieht er sich denn genöthigt, in dem Verkehre mit den Oberbehörden sich ganz auf seinen Directorcillo oder Sekretär zu verlassen, welches der eigentliche Gobernadorcillo ist. Die Directorcillos sind entweder Mestizen oder rekrutiren sich aus jener Klasse von Eingeborenen, welche von der Geistlichkeit den Spitznamen der „abogadillos" erhalten hat. Die Abogadillos sind verbummelte Studenten der höheren Schulen und Kollegien, ausgediente Soldaten, gewesene Diener von Spaniern, kurz Leute, die geläufig Spanisch sprechen oder auch nur radebrechen. Besonders in jenen Gegenden, wo die spanische Sprache nur wenig gesprochen wird, ist der Directorcillo alles und der Gobernadorcillo nur eine ehrwürdige Null.

Der Gobernadorcillo wird nach Niederlegung seiner Würde „Capitan pasado" titulirt und genießt auch als solcher noch immer viel Ansehen und Autorität.

Von diesen Gobernadorcillos der Pueblos der civilisirten Eingeborenen sind die Gobernadorcillos der Rancherias (Niederlassungen) jener wilden Stämme streng zu unterscheiden, welche die Oberhoheit der spanischen Krone anerkannt haben. Diese Gobernadorcillos sind nichts anderes als die Vermittler zwischen den königlichen Behörden und ihrem Stamme, sie führen auch die kleine Geldsumme ab, welche ihre Rancheria als Zeichen ihrer Unterwerfung den Spaniern zahlt. Auch diese erhalten von der spanischen Regierung als Symbol ihrer Würde einen Stab mit goldenem Knopfe.

Die Wahl der Tenientes, Jueces mayores 2c. erfolgt unter denselben Modalitäten, wie die der Gobernadorcillos, nur wird hier kein Ternovorschlag gemacht, auch wird die Bestätigung nicht erst von Manila eingeholt. Jueces mayores können im Allgemeinen nur jene werden, welche bereits die Stelle eines Gobernadorcillo oder Teniente mayor inne hatten. Die Amtsbefugnisse dieser Magistratspersonen sind in ihrem Titel zur Genüge gekennzeichnet, so daß ein näheres Eingehen überflüssig erscheint. Der Alguacil mayor hat die Inspektion der Hauptwache und der wachestehenden Posten — bantays — zu besorgen. Da dem ersten Alguacil auch die Obhut der europäischen Reisenden anvertraut ist, so pflegt er dieselben in unsicheren Gegenden mit einer Eskorte zu begleiten. Er wird mit dem Vulgärnamen „el actual" bezeichnet. Diese Beamten werden nach Ablauf ihrer Funktionsperiode Titulados genannt.

Rathssitzungen in dem Sinne, den dieses Wort bei uns hat, finden nicht statt. Die Regierung und Leitung der Gemeinde unterliegt vollständig dem Einflusse der Principalia und da diese wieder vom Pfarrer beherrscht wird, so ergiebt sich das Resultat, daß die Fäden der gesammten Municipalverwaltung vom Pfarrhause aus geleitet werden, vorausgesetzt, daß der Pfarrer ein Weißer ist, denn farbige Geistliche genießen wenig Ansehen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze gegen Ueberfälle von Piraten, Räuberbanden und wilden Bergstämmen existirt eine Art Nationalgarde oder Miliz, deren Individuen Cuadrilleros genannt werden. Die Cuadrilleros sind gar nicht disciplinirt und schlecht bewaffnet, ihre Waffen sind meist Schild, Lanze, Pfeil und Bogen. Trotz dieser Uebelstände haben sich die Cuadrilleros immer wacker erwiesen, sobald sie gegen einen wilden Bergstamm aufgeboten wurden. Die Unterwerfung der Igorroten geschah zumeist nur mit ihrer Hilfe. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß außer dieser undisciplinirten Truppe, welche gegen keinen europäischen Feind etwas ausrichten würde, es einige Regimenter disciplinirter Milizen giebt, welche im Kriegsfalle den Linientruppen als Reserve dienen sollen.

Wo die Chinesen in hinreichender Kopfzahl sich niedergelassen haben, bilden sie autonome Gemeinden, welche nach dem Muster der malaiischen organisirt sind. Die Barangay-Eintheilung ist auch hier im Wesentlichen beibehalten, auch hier wurde für diese territoriale Steuereinheit die Schiffsbezeichnung eingeführt und zwar die Benennung Champan; doch scheint dieser Name außer Gebrauch gekommen zu sein, wie denn auch die Kolonialgesetzgebung die Organisirung der Chinesengemeinden beständig ummodelt. Der Tribut der Chinesen ist ein bedeutend höherer als jener der Malaien, er führt die Bezeichnung „Capitacion". Der Gobernadorcillo oder Capitan wird auch hier von dreizehn Wählern gewählt, ebenso der Teniente mayor und der Alguacil mayor. Die übrigen Municipalbeamten werden von dem Capitan ernannt. Die richterlichen Glieder des Gemeindekollegiums, die Jueces mayores der Malaien, werden Bilangos genannt. Sämmtliche Magistratspersonen müssen Christen sein. Alles Uebrige verhält sich ähnlich, wie bei den Malaien, nur entfallen die Servicios, auch giebt es keine chinesischen Cuadrilleros, was durch die zahlreichen blutigen Chinesenaufstände der vergangenen Jahrhunderte als eine gebotene Vorsichtsmaßregel erscheint.

Die chinesischen Mestizen bilden, wenn sie in irgend einem Orte stark vertreten sind, ebenfalls autonome Gemeinden, welche die Organisation der malaiischen besitzen.

Städte mit europäischer oder richtiger gesagt spanischer Municipalvertretung giebt es nur wenige, wie Manila, Cebú 2c. Eine Besprechung ihrer Verhältnisse und Einrichtungen liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze.

Zum Schlusse möchte ich eine Bemerkung Dr. Jagor's citiren, welche sich auf S. 28 seiner „Reisen in den Philippinen" findet: „Schwerlich giebt es eine Kolonie, in welcher sich die Eingeborenen im Ganzen genommen behaglicher fühlen als in den Philippinen. Sie haben Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Herren angenommen und fühlen sich, obwohl diesen gesetzlich nicht gleichgestellt, doch nicht durch eine hohe Schranke von ihnen geschieden, wie sie, ganz abgesehen von Java, die schroffe Zurückhaltung der Engländer zwischen sich und den Eingeborenen aufbaut."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiet. Aus den amtlichen Bekanntmachungen in der „Turkest. Ztg.“, betreffend die Aufforderung zu Geboten auf Uebernahme der Postbeförderung vom Fort Petro-Alexandrowsk (Chiwa) nach Nukuz (Ostende des Amu-Delta), nach Kazalinsk und nach Krasnowodsk geht hervor, daß während des Jahres 1881 zwischen Petro-Alexandrowsk und den erstgenannten Orten wöchentlich einmal, zwischen dem Fort und Krasnowodsk monatlich einmal nach jeder Richtung eine Postverbindung durch berittene Eingeborene stattfindet. Aehnliche Bekanntmachungen, betreffend die Verpachtung der Ueberfahrt über den Amu-Darja im Delta des Stromes und im Chanat Chiwa, ergeben, daß sich Fährstellen befinden: 1. im Delta in dem Distrikt Tschimbai an folgenden zwölf Punkten: Kuk-Aschin, Saz-Kuk, Tschuk-turangil, Tschartambai, Tschintek, Kigeizinsk, Mulla-Isag, Irnazar, Challin, Tjuki und Tschurkek; 2. im Chanat Chiwa an folgenden sieben Punkten: Chazárasp, Chanki, Karabag, Urgentsch, Gurljan, Kiptschak und Chodschaili.

— Straßenbau im Ferghanagebiet. Der Generalgouverneur von Turkestan belobte eine Anzahl Offiziere und Truppentheile für die im Jahre 1880 vollendete Herstellung resp. Ausbesserung der Straßen über den Taldyk-Paß, in der Schlucht von Gultscha und von Ton-Murun bis Irkeschtan, die fast ohne Unkosten für den Staat ausgeführt worden sind und eine lang ersehnte Militärstraße auf den Alai geschaffen haben. (Turkest. Ztg.)

— Die amtlichen (indessen, da sie türkischen Ursprungs sind, wahrscheinlich unzuverlässigen) Ermittelungen über die Verheerungen der Erdbeben auf Chios geben die Zahl der Getödteten auf 3612, die der Verletzten auf 1306 an. Die am Leben gebliebene Bevölkerung beträgt 66 573 Seelen (vergl. „Globus“ XXXIX, S. 318).

— Unser Landsmann Herr Dr. Theodor Bischoff, seit vielen Jahren als Arzt in Aleppo ansässig, ist am 12. Juni von einer Studienreise in Cilicien und Cappadocien zurückgekehrt. Abgesehen von vielen Inschriften und topographischen Details hat diese Reise ein äußerst bemerkenswerthes Resultat ergeben: die nähere Untersuchung der alten cappadocischen Priesterstadt Comana (s. „Globus“ XXXIV, S. 365) in einer Ruinenstätte im obern Sarus-Thal, die jetzt den Namen Schaar führt. „Es muß,“ so schreibt Dr. Bischoff, „eine sehr große Stadt gewesen sein. Wir fanden daselbst mehr als 20 Inschriften, die Reste eines großen Tempels, eines Amphitheaters und eines kleinern Tempels. Die Inschriften habe ich abgeklatscht und die Baudenkmäler photographirt.“ Nach diesen ersten Angaben ist man berechtigt, den Publikationen des Herrn Dr. Bischoff über seine Reise mit gespanntem Interesse entgegenzusehen.

— Südwestlich von Rakka am mittlern Euphrat, und zwar auf dem südlichen (rechten) Ufer des Stromes, leben die Afúdbli-Araber, ein niedriger Stamm, aber berühmt als tapfere Männer und Löwenjäger. Ihre Lager sind eigenthümlich und von denen aller ihrer Nachbaren verschieden. Man kann sie kaum Nomaden nennen, da sie ihren Lagerplatz nur gelegentlich verändern und nie das dichte Gebüsch am Flusse verlassen. Sie besitzen keine Schafe und nur wenige gewöhnliche Kühe, aber halten große Büffelherden, von deren Ertrag sie leben. Der Büffel, sagen sie, fürchtet sich nicht vor dem Löwen und kann darum selbst im dichtesten Tamariskengestrüpp ohne Gefahr gehalten werden. Die Hirten gehen stets mit Flinten und kurzen Speeren bewaffnet einher und sollen gute Schützen sein. Zelte besitzen die Afúdbli nicht, sondern machen sich Hütten aus den Tamariskenzweigen, welche noch während des Wachsens in einander geflochten und mit einem Stückchen Zelttuche bedeckt werden. Die Niederlassung, welche das englische Ehepaar Blunt Ende 1877 (deren Buch „Bedouin Tribes of the Euphrates“ diese Notiz entnommen ist) besuchte, lag etwa 200 Yards weit im Dickicht drin, war durch ausgehauene Pfade zugänglich und von einem Gehege umgeben, das durch Ineinanderschlingen der Zweige gebildet war. Die Pfade sind dermaßen durch einander geführt und kreuzen sich, daß ein Labyrinth entsteht, in welchem man sich nur schwer zurecht findet. So bilden die Hütten ein unregelmäßiges Dorf, stehen durch Wege mit einander in Verbindung und vor jeder liegt ein kleiner freier Platz von etwa ½ Acre Größe. Sobald die Afúdbli das Gebrüll eines Löwen hören, so suchen sie ihn zu umzingeln, wobei sie ihre Büffel mitnehmen, und wenn es ihnen gelingt, das Raubthier zu verwunden, so stampfen es letztere bald zu Tode. Die türkische Regierung hat letzthin eine Belohnung von 3 Pfund für jedes nach Deir gebrachte Löwenfell ausgesetzt, welche sich jene Araber schon wiederholt verdient haben. Nur 14 Tage vor Blunt's Ankunft hatten sie in zwei aufeinanderfolgenden Nächten einen Löwen und eine Löwin erlegt, deren Felle ausgestopft und dann von einem unternehmenden Manne, der sich dabei sehr gut stand, auf einem Esel unter den Beduinenstämmen zur Schau herumgeführt wurden. Es ist das der babylonische Löwe, der sich durch Fehlen der Mähne auszeichnet und wohl eines der seltensten Thiere ist.

— Während der letzten Monate — so wird der „Mail“ (27. Juni 1881) aus Calcutta gemeldet — hat sich das Interesse am Bergbau in ganz Indien bedeutend gesteigert, wohl in Folge der Aufregung, welche die Entdeckung von Gold in Wynaad hervorgerufen hat (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 384). Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Indien reich ist an Minerallagern verschiedener Art, welche nur geschickt aufgewendeten Kapitals und Energie bedürfen, um ansehnliche Quellen des nationalen Wohlstandes zu werden. In Anbetracht dessen hatte die Regierung den Mr. Valentine Ball von der Geologischen Landesaufnahme beauftragt, ein Werk über die ökonomische Geologie Indiens zu verfassen, welches den dritten Theil von „Manual of Geology of India“ bilden soll. Dieser schon unter der Presse befindliche Band giebt eine Uebersicht von allen vorhandenen Nachrichten über die geographische Vertheilung und den Werth aller nutzbaren Mineralien in Indien, Birma und Afghanistan und enthält viele neue interessante Einzelheiten über die Ausdehnung des alten einheimischen Bergbaues und über dessen Verfall in Folge auswärtiger Konkurrenz. Das Werk wird ein werthvolles Nachschlagebuch für alle sein, welche irgend welches Interesse an der Entwickelung des indischen Bergwesens nehmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

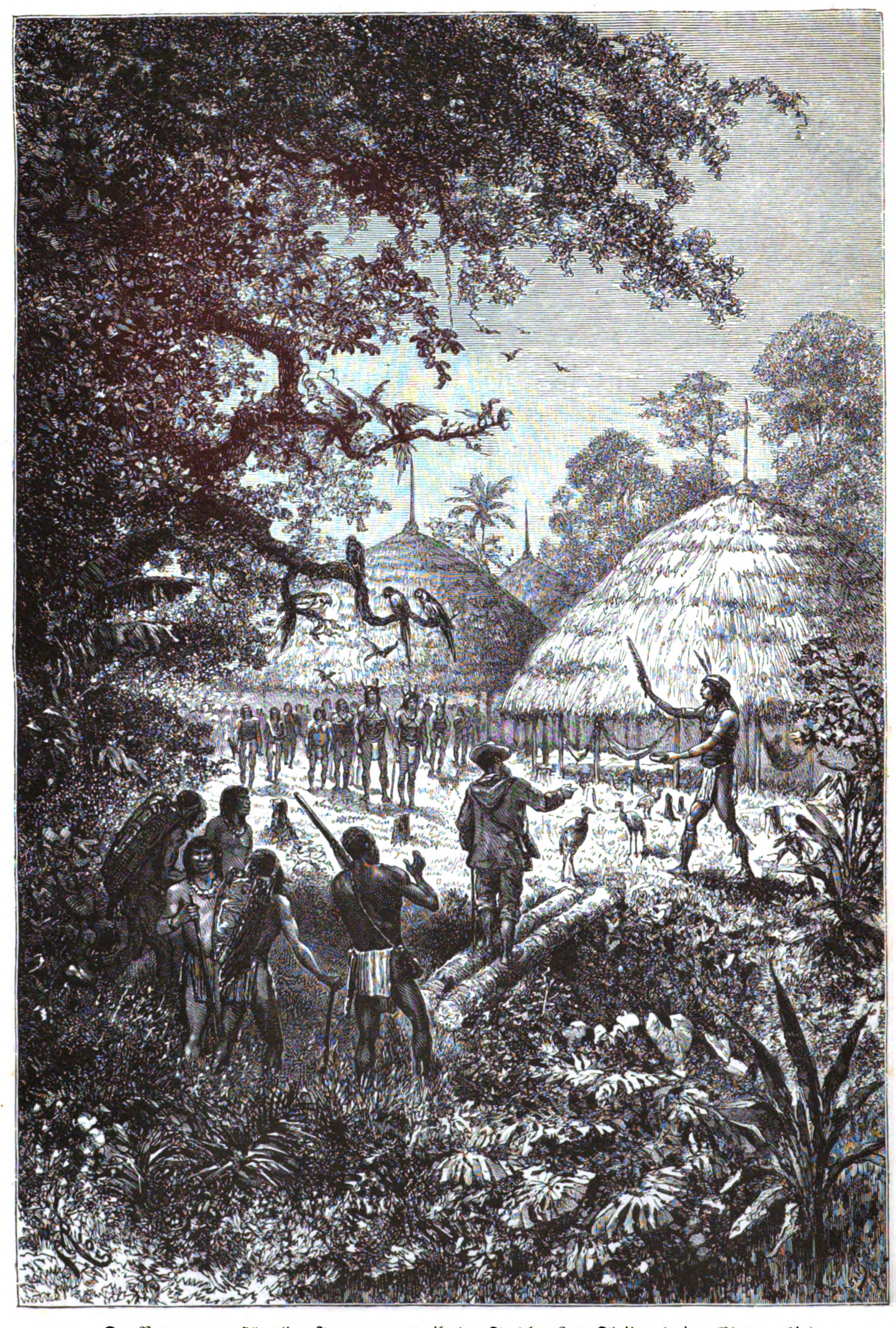
VI.

Acht Tage dauerte die Fahrt auf dem Yary aufwärts bis zum Stamme des Yacouman, wo Crevaux auf seiner ersten Reise bald dem Hungertode erlegen wäre. Bei seiner Ankunft sah er den Häuptling im Dorfe herumgehen und Besprengungen vornehmen; in der Hand hielt er einen Pinsel aus Federn, den er in eine mit einer weißen milchigen Flüssigkeit gefüllte Kalebasse tauchte; es war der Saft der Knolle samboutou (Kariben-Kohl), der im Wasser zerrieben war. Yacouman hatte bei seinen Besprengungen, die offenbar den Teufel austreiben sollten, das feierliche Aussehen eines Landgeistlichen, welcher am Tage des Bittganges die Felder einsegnet.

Die Roucouyennes, welche sich bereits an den Fremden gewöhnt und vor ihm keine Geheimnisse mehr hatten, standen nicht an in seiner Gegenwart die maraké genannte Ceremonie vorzunehmen. Es handelte sich dabei um eine Marter, welcher sich Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren und Erwachsene, die Heirathskandidaten waren, zu unterziehen hatten. Zu dieser Feierlichkeit waren viele Fremde eingeladen worden, darunter auch Crevaux's Kollege, der alte Piay Panakiki. Den Nachmittag verwendete man dazu, die beim Tanze gebrauchten Kostüme und namentlich die mit Federn bedeckten Hüte in Stand zu setzen. Letztere sind von hinreißender Wirkung, wahrhafte Gebäude von nicht weniger als $1^1/_2$ m Größe, deren oben weit geöffnetes Gerippe nichts mit irgend welcher bekannten Hutsorte gemein hat. Gekrönt wird dasselbe von einem Bogen, der sich von vorn nach hinten zieht und eine Masse rother und blauer Federn trägt, die mit metallisch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert sind, und der Hut selber verschwindet ganz unter etwa zwanzig über einander liegenden Binden oder Kronen von rother, gelber, schwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einer Mosaik aus Federn, das einen Menschen mit ausgespreizten Armen und Beinen, fast einem Frosche gleich, darstellt. Die Herstellung eines solchen Tanzschmuckes erfordert mehr als ein Jahr Arbeit. Das Tragen von Federn ist ein Vorrecht der Männer; sie allein verfertigen auch jenen Schmuck, welcher den Neid eleganter europäischer Damen erregen könnte.

Der Tamuschi trägt vorn an seinem Kopfputze eine von Palmenblättern geflochtene Binde, auf welcher Kaimanschuppen oder kleine aus dem Schnabel des Tukan geschnittene Vierecke befestigt sind; diese schwarzen und weißen Stückchen sind derart angeordnet, daß sie Arabesken bilden. Alle diese werthvollen Schmuckgegenstände, von denen Crevaux Proben nach Paris mitgebracht und die er nach der Natur hat zeichnen lassen, werden in langen Pagaras (Körben) aus Palmenblättern verwahrt, aus welchen sie die Tänzer je nach Bedarf mit der größten Sorgfalt herausnehmen; vorher aber entfernen sie achtsam die Roucou-Bemalung, mit welcher ihr Leib bedeckt ist, um nicht die schönen Federn zu beschmutzen.

Der Hut ist nicht der einzige Schmuck beim Tanze; den Unterleib bedecken sich die Roucouyennes mit einer ganzen Menge von Binden, die theils schwarz, von Couata-



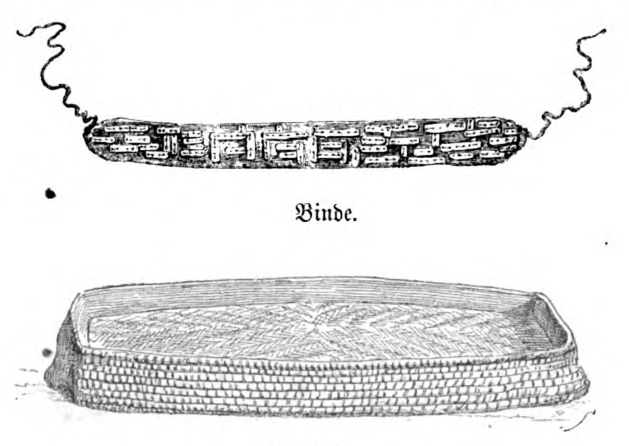
Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel. (Zum Theil nach einer Photographie.)

Fell, theils weiß und dann von Baumwolle sind und den ganzen Bauch bis zum Anfange der Brust einhüllen. Manche Tänzer tragen am rechten Beine eine Art Knieband mit daran befestigten Schellen, welche ein Geräusch wie von Castagnetten hervorbringen. Es sind das Früchte von der Form der sogenannten Dreimaster, welche mittels Fädchen an dem Vordertheil des Kniebandes festgebunden sind; sie rühren von dem Couaï-Baume (Thevetia neriifolia) her, der von allen Indianern des äquinoktialen Amerika kultivirt wird. Noch andere tragen auf dem Rücken einen höchst wunderlichen Schmuck, einen hölzernen Fisch mit Löchern, in welchen große wie Vogelschwänze herabfallende Federbüsche stecken. Stets umdrängen Neugierige die Hüte, welche auf kleinen in die Erde gesteckten Kreuzen hängen; wer sich aber zu nahe heranwagt, wird von den Tänzern gepackt, die ihm die Waden mit zwei Fäden umschnüren und zwei Ruthenhiebe dorthin versetzen.

Bei Sonnenuntergang beginnt der Tanz; Männer und Weiber führen ihn aus beim Scheine großer Feuer und unter Gesängen, welche ihre Liebesgeschichten und Kriegsthaten verherrlichen. Die jungen Leute stehen dabei rund um ein mit einem großen Stück Rinde bedecktes Loch und stampfen alle im Takte mit dem rechten Bein darauf, während sie es mit dem linken festhalten, und bei jedem Tritte entlocken sie einer kleinen Bambu-Trompete einen kurzen Ton.

Mit Sonnenaufgang legen die Tänzer ihre Kostüme ab und alsbald beginnt die maraké-Marter. Der Piay Panakiki läßt einen der Heirathskandidaten von drei Männern ergreifen; einer hält ihn bei den Beinen, der zweite an den Armen, während ihm der dritte mit Gewalt den Kopf nach hinten dreht. Dann setzt er ihm die Stacheln von einem Hundert von Ameisen an, welche in einem gitterförmigen Geflecht so stecken, daß sie um die Mitte des Leibes festgehalten werden. Diese Marterwerkzeuge haben sonderbare Formen und stellen ein phantastisches vierfüßiges Thier oder einen Vogel dar. In gleicher Weise werden ihm Wespenstiche auf der Stirn beigebracht und dann der ganze Körper abwechselnd mit Ameisen und Wespen bearbeitet, worauf der Patient unfehlbar in Ohnmacht fällt und wie todt in seine Hängematte gelegt wird. In derselben wird er fest mit Stricken angebunden und dann ein kleines Feuer unter ihm angezündet.

Ohne Unterbrechung wird die Marter fortgesetzt und die unglücklichen Opfer eines nach dem andern in eine Hütte geschleppt. Vor Schmerz machen sie regellose Bewegungen, und die Hängematten schaukeln nach allen Richtungen hin, daß man denken sollte, die Hütte stürze zusammen. Zwei Wochen lang müssen die jungen Leute, welche die Prüfung durchgemacht haben, in ihrer Hängematte liegen bleiben und dürfen nichts essen als etwas Cassave und kleine auf Kohlen geröstete Fische.


Binde.

Pagara.


Knieband.

Einige Zeit nach dieser Ceremonie erhielt Panakiki den Besuch zweier Indianer aus einem Dorfe, welches oberhalb des großen Falles Macayelé an den Quellen des Yary liegt. Einer von ihnen nähert sich in anscheinender Betrübniß und ehrerbietig dem alten Piay und bietet ihm eine Cigarrette an; nach einigem Zögern nahm dieser sie an, worüber der Fremde sehr erfreut war. Er war gekommen, um den Arzt zu einer Konsultation einzuladen, und dieser hatte dadurch, daß er die Cigarrette annahm, eingewilligt, den Kranken zu besuchen. Man versprach ihm dafür als Honorar einen hübschen kleinen, aus Aouara-Dornen gemachten Kamm, eine Kinder-Hängematte und ein Manare oder Sieb für Manoikmehl. Aber wohlverstanden, er soll diese Dinge erst erhalten, wenn der Kranke vollkommen genesen ist.

Im Gespräche mit den Ankömmlingen erfuhr Crevaux, daß sie zu Lande gereist seien, weil im Falle Macayelé drei Teufel (yolok) wohnten, der Caïconi- (Tiger-) Yolok, der Aïmara-Yolok und der Ticroké- (weiße) Yolok, welche jedes Boot zum Scheitern brächten, und seine waghalsigen Insassen verschlängen. Der weiße Yolok zeichne sich durch weißes Haar aus, das ihm bis zum Gürtel reiche und sein Gesicht vollständig verhülle.

Inzwischen wurde der Reisende von neuen Fieberanfällen heimgesucht, welche seine Gesundheit sehr untergruben; die Indianer fanden sein Aussehen so elend, daß sie sich weigerten, ihn nach dem Parou zu begleiten, und Yacouman nicht einmal für eine Flinte den Führer abgeben wollte. Er meinte, der Reisende würde sicherlich während des sehr schwierigen Ueberganges sterben. „Nissa oua, ippoui colé“ (gehen nicht, Berg viel), meinte er, worauf Crevaux erwiderte: „Nissa aptau omaita natati“ (gehen, im Weg todt). Damals schrieb er folgenden Brief: „Forschungsreisen sind Kriege, die der Natur gemacht werden, um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen. Nun, ich stehe am Vorabende einer entscheidenden Schlacht. Verliere ich, so bin ich gezwungen auf dem bereits von mir befahrenen Yary zurückzukehren; bleibe ich Sieger, so kehre ich auf einem neuen Flusse zurück, dem Parou, einem schönen Zuflusse des Amazonenstromes von links her. Aber der Kampf läßt sich schlecht an; die Indianer, meine Verbündeten, verlassen mich, weil ich schwach bin. Mein Beglei-

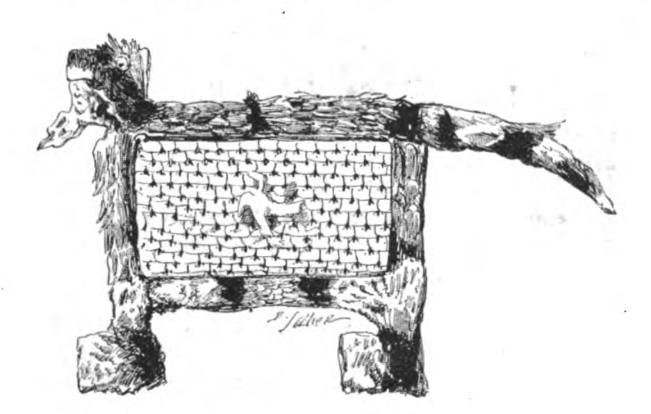


Vorbereitungen zum Maraké-Tanze.

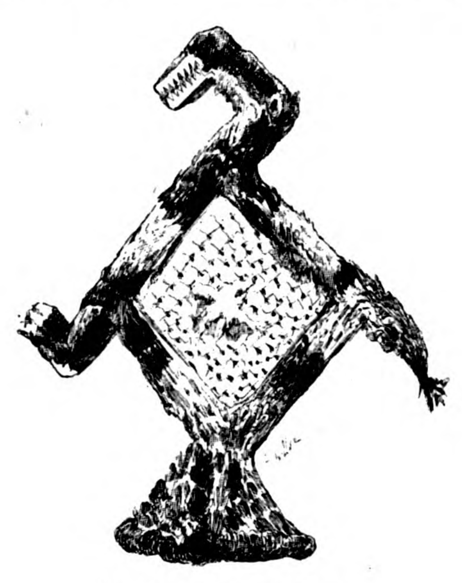
ter Apatu ist krank und ich habe nur noch zwei kräftige, aber unfähige Neger. Ich selbst bin schon seit zehn Tagen nicht einen einzigen Augenblick in normalem Zustande; morgens stehe ich unter dem Einflusse einer Erregung, welche meine physischen Kräfte und meinen Willen verdoppelt; die übrige Zeit aber friere ich, habe unmäßigen Durst oder schwitze.

25. Oktober. Um acht Uhr Morgens trat Crevaux mit seinen drei Negern die Weiterreise an. Da er keinen Führer hatte, richtete er sich nach dem Kompas und schlug eine westliche Richtung ein. Die Hauptsache war, daß er unterwegs nicht krank wurde; denn sie trugen nur Lebensmittel für vier Tage bei sich. Lachend sahen seine indianischen Wirthe ihn abziehen, da sie überzeugt waren ihn vor Anbruch der Nacht zurückkehren zu sehen.

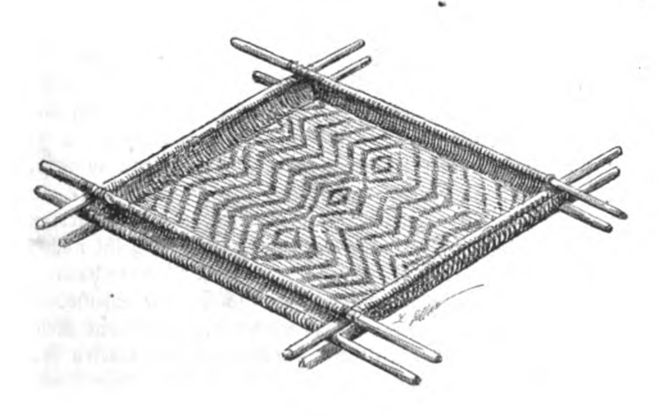
Um $^{3}/_{4}$ 11 Uhr baten die schwer beladenen Neger um eine Rast bei einem kleinen Bache Yapotori; im Augenblicke, als sie wieder aufbrechen wollten, sah Apatu Indianer herankommen: es war Yacouman mit zweien seiner Söhne und vier andere Männer, welche sich dem Reisenden zur Verfügung stellten. Sie trugen Säcke voll Lebensmittel. Crevaux war gerettet! Gehobenen Muthes und leichten Schrittes ging er nun hinter dem fünfzehnjährigen Sohne Yacouman's, Ouanica, der mit den übrigen an Schnelligkeit wetteiferte, einher. Es lag ihm daran sich möglichst weit vom Yary zu entfernen, weil er wieder einen Fieberanfall herannahen fühlte. Nach Ueberschreitung mehrerer Berge erreichte man bald nach Mittag nach $3^{1}/_{2}$ stündigem Marsche einen kleinen nach Westen fließen-



Wespen-Marterwerkzeug.



Ameisen-Marterwerkzeug.



Sieb.



Kamm.

den Bach, einen Zufluß des Parou, und betrat damit ein ganz neues jungfräuliches Gebiet.

Hier bemerkte Crevaux neben dem Pfade in einer Reihe zehn Räuchergestelle, ohne Feuer darunter, aber mit mehreren Lagen trocknen Holzes, die mit Steinen abwechselten, bedeckt. Sie rührten von zehn Jägern eines nahen Dorfes her, welche vor einigen Tagen einen großen Jagdzug angetreten hatten. Sie beobachteten diesen Gebrauch, um Yolok (den Teufel) zu beschwichtigen, der sie verhindern könnte, das Wild zu treffen. Eine Stunde später erreichten sie ein bati (Dorf), das aus zwei großen, nur von Frauen bewohnten Hütten bestand; die Männer hatten sich zu anderen Ouayanas am Yary begeben, um zu tanzen. Auf Crevaux's Frage, wie lange Zeit sie schon abwesend seien, zeigte ihm eine Frau einen Pfahl mit acht weißen Strichen, welche eben so viele Tage bedeuteten, eine Sitte, welche sich bei den meisten Eingeborenen von Guayana findet.

Gegen zwei Nadeln tauschte hier der Reisende eine reife Ananas ein und trank ihren Saft mit Begierde; denn noch immer plagte ihn der Durst. Abends hinderte ihn ein Zank zwischen seinen Begleitern am Einschlafen; er mußte den Abfall seiner indianischen Führer besorgen, welche durch die Gesten und das Geschimpfe der groben Neger erschreckt wurden. Eine von dem einen Schwarzen gereizte junge Frau hatte ihn maïpouri (wörtlich: Tapir) titulirt, ein Ausdruck, der sich in unserer Sprache gar nicht wiedergeben läßt und stärker ist, als wenn etwa ein hübsches junges Mädchen einem verhaßten Liebhaber einen „groben Ochsen“ ins Gesicht wirft.

Mit den Anzeichen eines nahen Fieberanfalles wachte der Reisende am nächsten Morgen auf; als er aber um

7 Uhr seine Begleiter ihre Lasten aufnehmen sah, machte er sich entschlossen auf den Weg. Doch schon nach einer Viertelstunde verloren seine Beine ihre Kraft, er strauchelte über eine Wurzel und stürzte zu Boden, ohne im Stande zu sein wieder aufzustehen. Eine Eiseskälte überlief ihn; das Fieber war zum Ausbruche gekommen. Man legte ihn in seine Hängematte, bis nach Verlauf einer Stunde brennende Hitze an Stelle des Schüttelfrostes trat. Nun wusch man ihn mit Wasser über und über und rieb ihn mit feinem Sande ab, was Schweiß hervorrief und so günstig wirkte, daß er bald aufspringen und um Mittag seinen Weg fortsetzen konnte.

Drei Stunden später überstieg man den Berg Yaouarapata (Tigerdorf) und traf einen Indianer, der einen Pfad machte; es war der Tamuschi eines kleinen benachbarten Dorfes, der ihnen eine gute Aufnahme bereitete. Crevaux hatte geglaubt, daß die Tamuschis sich keinerlei körperlichen Anstrengungen unterzögen; sie arbeiten auch nicht auf den Waldlichtungen und gehen nur selten auf die Jagd, aber sie müssen wenigstens den von einem Dorfe zum andern führenden Pfad von Zeit zu Zeit erweitern. Freilich war dies das erste Mal, daß Crevaux die Aeste, welche den freien Verkehr auf solchem Wege hindern, abgehauen fand.

Einiges über die Osseten.

II.

Interessant ist die orginelle Poesie der Osseten. Ihre Lieder, Märchen und historischen Sagen würden, wenn man sie sammelte, viele Bände füllen. An den langen Winterabenden sitzen sie schweigend in der dunkelen Hütte am qualmenden Herde, um einem alten Erzähler oder Sänger zu lauschen, der dazu auf seinem zweisaitigen Instrument (Fandir) klimpert. Das Volksepos der Osseten handelt von den Thaten der Narten.

Die Narten — das war ein besonderes Geschlecht von Helden, welche einst im Kaukasus lebten; oder vielleicht eine Schaar fremder Krieger, welche ihrer Nachkommenschaft phantastische Erinnerungen der alten Zeit hinterließen. An den Namen der Narten oder aller Bewohner Ossetiens erinnert der Fluß „Nar-den“, ein Aul „Nara“ und die Gemeinde der „Narzi“. Nicht allein in Ossetien, sondern auch in der ganzen Karbarda kennt man die Narten.

Die Narten lebten — Gott weiß wann. „Als der Himmel noch nicht sich verdichtet hatte und der Boden kaum fest geworden, da war ich schon ein Mann in reifem Alter,“ so spricht einer der berühmtesten Narten, Sosryko, der Sohn der Satana.

Die Narten beugten sich nicht vor Gott. Batras oder Batiraes, der ossetische Prometheus und Herkules auf seinem Wunderrosse „Durdus“ reitend, trägt in seiner Tasche ein Stück Land; er versucht die ganze schwere Erde zu heben, er besiegt sieben mal sieben Pharaonen und sieben mal sieben Engel; er verweigert es sich Gott zu unterwerfen; da wird er schließlich wegen seines Uebermuthes von Gott selbst vernichtet. Die Narten lebten auf der Erde zu einer Zeit, als dieselbe angefüllt war mit Riesen und mit Menschenfressern.

Der Narte Urymag, der Bruder und Gemahl der weisen Narten-Heldin Satana, betrügt einen einäugigen menschenfressenden Riesen in gleichlistiger Weise wie einst Odysseus den einäugigen Cyclopen Polyphem; der menschenfressende Riese war ein Hirte und lebte in einer Höhle wie Polyphem. Dem schlafenden Riesen sticht der Narte das einzige Auge aus, hüllt sich in das Fell des riesigen Lieblingsbockes und kriecht auf allen Vieren aus der Höhle heraus; genau wie Odysseus.

Die im Kaukasus weit verbreiteten Riesensagen sind oft eng an die vielfach vorkommenden Höhlen und die kolossalen Thürme geknüpft.

Vor jenen Riesen, mit denen die Narten kämpften, erschienen die Narten selbst als Zwerge, wie vor diesen die gewöhnlichen Leute. Aber auch die damals die Erde bewohnenden Thiere sowie die Vögel der Luft waren Riesen. In einer Nartensage ward erzählt, wie ein Habicht in seinen Krallen einen Stier entführt, der so groß war, daß später auf einem Schulterblatt ein großer Aul erbaut wurde. Ein Fuchs warf das Schulterblatt mit dem ganzen Aul von einer Seite auf die andere; aber das Riesenmädchen tödtete mit einem Stock den Fuchs, dessen Fell nicht einmal zur Mütze für das Kind hinreichte. Dasselbe Schulterblatt gerieth als Splitter dem alten Riesen ins Auge. Voll solcher Thierungeheure war die Welt, in welcher die Narten lebten.

Sie lebten in Ueppigkeit und waren freigebig. Wenn der Ossete heute die Gastfreundschaft seines Wirthes loben will, so sagt er von ihm, „er ist freigebig wie ein Narte.“ Es giebt für die Osseten kein höheres Lob als einen Mann einen Narten nennen, als eine Hausfrau wegen ihrer Umsicht mit der Satana vergleichen. Die Narten arbeiten niemals. Das Brot war gleich zum Essen fertig da; der Mais, von dem sie insbesondere lebten, heißt noch heute bei den Osseten „Nart-chor“ d. i. Nartenbrot. Die Rosse der Narten hatten Füße so fest wie Steine, waren leicht wie der Wind; sie verstanden die menschliche Rede; sie gaben den Menschen weise Rathschläge, sie warfen sich von selbst auf den Feind und vernichteten ihn, ohne einen Befehl von Seiten der Reiter abzuwarten. Kurz, der Narte ist das Ideal eines Kriegers und eines glücklichen Menschen. Aber die Narten wurden vom göttlichen Feuer zu Grunde gerichtet, weil sie sich nicht vor Gott beugen wollten, und seit jener Zeit hat die Herrschaft der armseligen kleinen Menschen und der kraftlosen Feiglinge begonnen.

* * *

Die Osseten[1]) sind die Bewohner der unzugänglichen Gebirgsthäler Digoriens oder der durch steile Felswände eingeengten Schluchten, irgend eines Dons. Die Grusiner an einer Seite, die Kabardiner an der andern hielten Jahrhunderte lang die Osseten in ihren hoch über den Wolken gelagerten Aulen wie in der Gefangenschaft; sie ließen sie gar nicht in die Ebenen hinuntersteigen, so daß die Osseten weder Handel treiben noch in Berührung mit anderen Volks-

[1]) Der Verfasser giebt die Zahl der Osseten auf etwas mehr als 65 000 Individuen an; nach der neuesten ethnographischen Karte des Kaukasus von Seidlitz beträgt ihre Kopfzahl 110 914. D. Ref.

stämmen treten konnten. Der alte mehrere Stockwerke hohe Thurm seines Felsenschlosses wurde für den Osseten zu einer ganzen Welt. Der eigene Hof, von Mauern umgeben und durch Thürme geschützt, mit den alten Göttern, das war die Welt, in welcher die Osseten lebten. Die einzelnen Geschlechter, die einzelnen Sippen oder Familien lebten jeder ein abgeschlossenes Leben für sich. Aber diese stete Abgeschlossenheit entwickelte im Osseten die mächtige Kraft der Selbsthülfe und eine stete Bereitschaft zum Kampf, um sich und sein Eigenthum zu schützen.

Die Versammlung aller Hausväter eines Aules (Nichas genannt) repräsentirte die Verfassung, das Gericht und die Gesetze. Ein Jeder unterwarf sich bedingungslos dem Urtheilsspruch des Nichas, beugte sich vor den unabänderlichen alten Gebräuchen, deren Nichterfüllung mit Vertreibung oder sogar mit dem Tode bestraft ward. Innerhalb der Mauern des Hauses gab es nur eine einfache aber unantastbare und durch Jahrhunderte geheiligte Gewalt — den Willen des Vaters. Der Vater — das Haupt des Hauses — ist das lebendige Gesetz einer ossetischen Familie; auch der erwachsene Sohn wagt es nicht, den Vater zuerst anzureden, er wird nie in Gegenwart des Vaters sich setzen oder gar essen. Der Vater tritt ins Zimmer ein und alles erhebt sich; die Frau, die Söhne, die Hausgenossen, alles schweigt und wartet, was er sagt, was er befiehlt. Das Alter ist überhaupt sehr geehrt bei den Osseten. Der jüngere Bruder ist in allen Dingen dem ältern gehorsam, dient ihm, sitzt nicht in Gegenwart des ältern. Der Hausvater speist gesondert von der Familie; die jüngeren Glieder bedienen ihn. Er besitzt einen besondern, meist durch Schnitzarbeit verzierten, hölzernen Stuhl, der oft von hohem Alter ist und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Der Ossete sitzt nicht, wie die übrigen kaukasischen Bergbewohner, mit untergeschlagenen Beinen, sondern auf Stühlen und Bänken.

Beim festlichen Schmause spricht der Hausvater — ein Stück Fleisch in der einen, einen gefüllten Becher in der andern Hand — eine Art Gebet und begrüßt die Gäste; erst dann greifen die Anwesenden nach Speise und Trank. Auch bei anderen festlichen Gelegenheiten opfert der Hausvater den Göttern im Namen seiner Familie.

Nur der Hausvater darf die Frau oder den Sohn mit Tode strafen. Die Versammlung (Nichas) fällt den Urtheilsspruch, aber der Hausvater muß selbst die Todesstrafe an dem betreffenden Mitglied der Familie vollziehen.

Die Frau ist die anerkannte Sklavin des Mannes, sie ist sich dessen bewußt; sie trägt mit Freuden ihr Joch und schätzt das Wohlwollen ihres Gebieters über alles in der Welt; sie ist auf nichts so stolz als darauf, daß sie ihm dient, daß sie seine Gunst sich erwirbt. Die Frau wird einfach um Geld gekauft; der Preis schwankt zwischen 75 bis 500 Rubel (etwa 150 bis 1000 Mark). Der Ossete, selbst der Mohammedaner, hat selten zwei Frauen; in seltenen Ausnahmefällen einige Frauen. Außer der einen wirklichen gesetzlichen Frau hat er erlaubte Zuhälterinnen (Nomlussa genannt), welche aber nicht die Rechte der Hausfrau genießen; ihre Kinder erben nichts, sie heißen Kardasardy oder Kumiaky und waren früher eine Art Halbsklaven, bis 1867 bei Gelegenheit der Freilassung der Bauern in Rußland auch sie befreit wurden. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht vor den Männern nicht, aber sie bleiben von ihnen fern; sogar bei großen Festen tanzen und schmausen sie gesondert von den Männern.

Auf den Frauen liegt alle Mühewaltung und alle Arbeit des Hauses; es giebt aber kaum eine arbeitsamere und für das Haus nützlichere Hausfrau als die Ossetin. In Folge des abgeschlossenen und einsamen Lebens hat sie in ihrem Haus- und Familienleben alles gefunden, was ihr Leben erfüllt und ihr Streben befriedigt. Die Frau spinnt die Wolle ihrer Schafe und webt schöne weiche Tuche zur Anfertigung von Gewändern; sie näht dem Manne Stiefel; sie bereitet allerlei Besätze zum Schmuck der Kleider und Waffen. Der Ossete ist von Kopf bis zu Fuß von Produkten der Handfertigkeit seiner Frau bedeckt. Selbstverständlich ist, daß sie für Speisen und Getränke sorgt. Sie bereitet dem Manne den beliebten Branntwein, das Weizenbier, sie macht ihm wohlschmeckende Käsekuchen; sie bearbeitet die Felder; sie trägt das Holz auf ihrem Rücken aus dem Walde, sie schafft das Korn in die Mühle. Wie spät auch der Hausherr heimkehrt, das treue Weib harrt seiner, zieht ihm die nassen Gewänder oder die staubigen Stiefel aus, erwärmt ihn und giebt ihm zu essen — und der strenge Gebieter läßt alles geschehen, ohne nur ein Wort des Dankes zu sagen.

Aber sobald der Mann seine Frau mit einem Fremden antrifft, so wird die Frau ohne Weiteres gehängt — zur Strafe für den Treubruch.

Die alten patriarchalischen Sitten und strengen Strafen sind jedoch unter dem Einflusse der russischen Herrschaft und der russischen Gesetze jetzt im Verschwinden begriffen; das russische Gericht bestraft das Todesurtheil der Gemeinden (Nichas), sobald es von demselben Kunde erhält, doch bis in die tiefsten Schlupfwinkel des Gebirges dringt das Auge der Obrigkeit nicht. Es ist deshalb allmälig ein bedeutender Unterschied geworden zwischen den Osseten der Ebene und denen des Gebirges.

Fest eingewurzelt im Leben der Osseten sind vor allem die Sitten der Gastfreundschaft und die Achtung vor der väterlichen Gewalt. Da es in den Aulen der Osseten keine Wirthshäuser giebt, so ist der Durchreisende gezwungen, die Gastfreundschaft der Einwohner zu beanspruchen; da ist es nun die Pflicht des Reichen des Orts, uneingeschränkte Gastfreiheit zu üben. Der Reisende hat nur dabei die Pflicht, das nächste Mal unbedingt wieder in dasselbe Haus einzukehren, sonst beleidigt er seinen frühern Wirth aufs Schwerste. Doch kann unter Umständen die weit ausgedehnte Gastfreiheit auch einen Reichen zu Grunde richten.

Die Hochzeitsfeste, die Bestattungsfeierlichkeiten, die Todtenmahle richten aber unter Umständen eine ganze Aulbevölkerung zu Grunde. Wie arm auch ein Ossete ist, zur Hochzeit muß er den ganzen Aul einladen und den Patriarchen drei Tage lang mit Wein und Fleisch bewirthen. Die Todtenfeiern sind noch viel theurer und deshalb viel zerstörender: die Festessen zur Erinnerung an den Todten dauern ein ganzes Jahr hindurch; sie finden an jedem Sonnabend statt und am Jahrestage des Todten werden 6 bis 7 Stiere geschlachtet und dazu der ganze Aul eingeladen; dabei werden Wettrennen mit Prämien veranstaltet u. s. w.

Die Osseten hängen mit unendlicher Liebe an ihrer Heimath, mit großer Zähigkeit an den noch erhaltenen patriarchalischen Sitten und Gebräuchen, auch die gebildeten Osseten sehnen sich zurück in ihr heimathliches Dorf und in ihre altgewohnte Umgebung.

Von Seiten der russischen Regierung ist dem Lande Ossetien noch nicht die hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt worden. In Ossetien existirt heute noch keine einzige gute Landstraße; die sogenannte ossetische Militärstraße im Thale der Narden ist schon seit zehn Jahren im Bau, aber nicht fertig und doch sind ordentliche Verkehrsstraßen unbedingt nothwendig, um dem Handel und weiter der Bildung den Eingang zu schaffen. Für die Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums geschieht so viel als möglich; es sind Kir-

chen und Priester genug vorhanden und der Ossete erfüllt gewissenhaft die christlichen Gebräuche; sie werden getraut, begraben unter Beihilfe des Popen. Was aber einem tiefern Eindringen des Christenthums in das Volk hinderlich ist, ist der Mangel jeglicher schriftlicher Literatur und der Mangel der Kunst des Schreibens.

Der Ossete macht seine Rechnung am Kerbholz; daneben dienen ihm unzählige Hirschgeweihe und Stierhörner als Chronik; bei Gelegenheit verschiedener Ereignisse hängen sie dieselben an die Thüren ihrer Volkstempel. Es giebt keine christliche Kapelle, keinen heidnischen Tempel, der nicht innen wie außen mit den Hörnern jener Thiere geschmückt ist.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist der erste schwache Grund zu einer Osseten-Literatur gelegt. Der Akademiker Sjögren hat zuerst ein ossetisches Alphabet zusammengestellt. 1844 erschien die erste ossetische Grammatik von der Hand Sjögren's. Später haben sich namentlich Schiefner und Uslar der Sprache der Osseten angenommen. Mit Hilfe des Sjögren'schen Alphabets ist denn auch der erste Versuch zur Ausgabe religiöser Bücher gemacht worden. Alle zum Gottesdienste nöthigen Bücher und Noten sind ins Ossetische übersetzt, auf Veranlassung der kaukasischen Gesellschaft zur Wiederherstellung des Christenthums. Dieselbe Gesellschaft hat auch mit der Gründung von ländlichen Schulen in Ossetien den Anfang gemacht. Im Jahre 1879 zählte man 24 Schulen der Gesellschaft, davon 7 für Mädchen (229 Schülerinnen) und 17 für Knaben (circa 750 Schüler). Es existiren daneben noch einige wenige von der kaukasischen Regierung verwaltete Elementarschulen.

Die Folgen einer allmälig sich verbreiteten Bildung unter den Osseten sind deutlich erkennbar; einzelne Osseten gehen in höhere Lehranstalten über, um hier oder sogar an einer Universität ihre Studien zu machen. Einzelne Osseten widmen sich sogar dem Erforschen ihrer eigenen Stämme, so z. B. Dschantenier Schanajer, B. Gatrieger und Andere.

Doch überall sehen wir nur die ersten Anfänge, es ist noch immer zu schaffen und zu arbeiten auf diesem Felde!

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VIII.

Malaiischer Archipel.

Der „Globus“ hat erst im vorigen Jahre eine eingehende Darstellung der Verhältnisse der Chinesen in Niederländisch-Indien aus der Feder eines Kenners dieses Gebietes gegeben („Globus“ XXXVII, S. 231 ff.) und ich darf mich daher wohl begnügen, auf einige dort nicht hervorgehobene Punkte in aller Kürze noch aufmerksam zu machen, nachdem ich vorausgeschickt habe, daß nach den allerdings nicht alle wünschenswerthe Gewähr für Zuverlässigkeit bietenden Angaben des „Regerings-Almanak voor Nederlandsch Indië“ für 1879 (vergl. hierüber Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 41) in der (geschätzten) niederländisch-indischen Gesammtbevölkerung von 22 863 765 sich 1876 309 759 Chinesen befanden. Im ganzen Sunda-Archipel dürfte man dann, angenommen, daß diese Zahl annähernd richtig, nicht viel weniger als $1/2$ Million annehmen. Und gerade in den nicht niederländischen Gebieten ist die Einwanderung in den letzten Jahren beträchtlich gewesen. In Atschin z. B. wanderte sofort nach Beendigung des Krieges in einem großen Theile des Landes eine größere Anzahl von Chinesen ein, welche in dem entvölkerten Reiche rasch lohnende Arbeit fanden. Ueberall wußten sie die Ruhe auszunutzen, welche nach den Siegen der Holländer im Lande herrschte. Im Laufe des Jahres 1878 kamen von Pinang 50 bis 70 Chinesen monatlich. In Edi, wo sie einen ausgiebigen Pfefferbau betreiben, wuchs die Zahl ihrer Häuser von 50 auf 80. Einen Maßstab für die Menge der Chinesen liefern hier wie überall die Erträge der Opium- und Spielhöllenpacht, welche 1878 549 000 G. ergaben, 359 000 mehr als 1877! Gegen Bedrückung durch die einheimischen Herren finden sie bei den Holländern rasche Hülfe. So wurde 1878 der Neffe des Sultans von Indragiri ins Gefängniß gesetzt, weil er seine chinesischen Kulis zwangsweise zu Mohammedanern gemacht hatte. Eine wahrscheinlich sehr übertriebene Schätzung im Journal des Débats Juni 1879 gab die Zahl von 80 000, wenn nicht mehr, Chinesen als Arbeiter auf den Tabakspflanzungen und dem Regierungsland von Atschin. Ohne Zweifel ist Nord-Sumatra überhaupt sehr stark von Chinesen besetzt. Beträchtlich muß auch noch immer die Zuwanderung nach den Zinninseln Banka und Billiton sein; die Bevölkerung der letztern wurde Ende 1876 zu 28 000, die von Banka zu 70 000 angegeben und sollte auf ersterer fast $1/5$ der Bevölkerung chinesisch sein, auf letzterer nahezu 20 000.

In Deli, wohin die chinesischen Kulis seit Jahren (theilweise gegen ihren Willen) in großer Zahl gebracht wurden und wo sie einer besonders schlechten Behandlung unterworfen sind — im Jahre 1877 wurden sechs europäische Pflanzer wegen Mißhandlung ihrer Kulis gerichtlich belangt und gewaltsame Festhaltungen von Kulis, die unter Vorspiegelungen hierher gelockt werden, scheinen häufiger zu sein als man im Interesse des europäischen Ansehens wünschen kann —, herrscht seit Jahren ähnlich wie auf der nahen Halbinsel ein aufständischer Geist. Mittelpunkt desselben und zugleich des chinesischen Handels ist die Hauptstadt Labuan, welche als fast nur aus chinesischen Hütten bestehend beschrieben wird. Die Qualität der hierher eingeführten Kulis ist eine der wenigst befriedigenden und viele sind zwangsweise eingeführt und festgehalten. Die Freiwilligen sind gewöhnlich gegen Vorzahlung in Pinang geworben und beeilen sich zu gehen, sobald sie ihre Vorzahlung abgeleistet haben. Entweichungen sind an der Tagesordnung. Der Gesundheitszustand ist bei dem feuchten Klima und den in den letzten Jahren in großem Maßstabe stattgehabten Lichtungen kein guter, die Sterblichkeit eine sehr große. Neben den Chinesen sind noch Klings und Javanesen auf den Pflanzungen thätig, aber die Chinesen sind die am wenigsten zufrieden stellenden, da

ihre Arbeitsleistung nur etwa $1/3$ von der ist, welche man in Java unter ähnlichen Verhältnissen voraussetzt. Ueber die Zahl der hiesigen Chinesen liegen keine genaue Angaben vor, doch ist sicher, daß die Lizenz-Steuer auf Chinesen 1879 nicht weniger als 37 000 Gulden abwarf. Aehnlich wie auf der nahen Halbinsel würde man auch hier überall wo indische Kulis zu haben sind, besonders solche von der Süd-Ostküste, sie wegen größerer Billigkeit ihrer Arbeit den Chinesen vorziehen. Aber man kann für die an Körperkraft oder an Intelligenz höhere Anforderungen stellende Arbeit ihrer doch nicht entrathen, und dann ist ihr Bezug schwieriger. So heißt es in Rathschlägen, welche in Perak sich niederlassenden Kaffeepflanzern ertheilt werden: „Man soll sich Einwanderer von der Madrasküste verschaffen. Chinesenarbeit ist theuerer und sollte nicht ausschließlich angewendet werden, wiewohl dieselbe, in einem gewissen Verhältnisse vertreten, räthlich ist." Mit indischer Arbeit sind östlich von Malacca bis jetzt nur wenige Versuche und mehr zufällige gemacht worden, weil der Bezug schwieriger ist, während die Chinesen selber kommen, um ihre Arbeit anzubieten. Doch soll in den letzten Jahren in Nord-Sumatra eine nicht unbedeutende Einwanderung beziehungsweise Einfuhr von sogenannten Klings stattgefunden haben. In Java nahm 1878 die chinesische Einwanderung so große Dimensionen an, daß die Blätter von Batavia und Surabaya öfter dem Unbehagen der Bevölkerung über diese Ueberschwemmung Ausdruck gaben und die Regierung aufforderten, mit größerer Strenge das Gesetz durchzuführen, welches keinem Chinesen anders als mit amtlicher Erlaubniß den Aufenthalt auf der Insel gestattet. Das „Java Dagblad" vom 17. Januar 1880 giebt die Zahl der Chinesen in Java zu rund 200 000 an, was mit der erst im Jahre 1876 festgestellten Zahl von 115 411 nicht stimmt und wohl sehr übertrieben ist. Sogar die besseren Chinesen sollen nicht entzückt sein über die jährlich wachsende Zufuhr chinesischer Proletarier. Dieselbe wird mit der am 10. April 1880 ins Leben getretenen direkten Verbindung zwischen Batavia, Surabaya und Hongkong wohl nur immer noch zunehmen. Im August des Jahres 1878 wurden zum Ueberfluß noch in Batavia Zettel aufrührerischen Inhalts angeschlagen, welche einige Aengstliche bereits eine Revolte nach dem Muster der von 1740 voraussehen ließen. Die Europäer klagten, daß vom Haag aus sich unberechtigte humanitäre Einflüsse in die Regierung der asiatischen Kolonien mischen, welche, als von Asiaten bewohnt, asiatisch und nicht europäisch zu regieren seien. Unter anderen wurde auch beantragt, den Chinesen nicht mehr zu erlauben, ihre Bücher in chinesischer Sprache zu führen, da die große Zahl der Bankerotte chinesischer Handelshäuser fast sicher eine oft nachlässige und vielleicht noch öfter unredliche Buchführung vermuthen ließ, ohne daß doch eine wirksame Ueberwachung derselben möglich schien. Diese Frage war eine brennende, denn in Batavia fallirten von 1856 bis 1877 329 chinesische, 69 europäische, 29 arabische und 3 eingeborene Firmen. In den letzten zehn Jahren vor 1877 verhielten sich die Zahlen wie 207, 25 und 21. Da die Regierung das verlangte Verbot der chinesischen (und arabischen) Buchführung nicht erließ, thaten sich zuerst in Surabaya die europäischen Firmen zusammen, um eine genaue Untersuchung der Bücher jeder bankerotten chinesischen Firma herbeizuführen, und ähnliche Maßregeln wurden dann auch an anderen Plätzen Niederländisch-Indiens beliebt.

Böses Blut machen auch die nicht selten vorkommenden Fälle von Menschenraub durch Chinesen, die, wiewohl hart bestraft, doch alljährlich wiederkehren. Der direkte Handel zwischen China und Niederländisch-Indien ist nicht beträchtlich. Java (unter diesem Titel erscheint dieses Kolonialreich in den Listen der chinesischen Zollverwaltung) führte 1879 für 293 727 Haikuan Taels aus China ein und für 120 035 nach China aus. Nach der letzten uns bekannt gewordenen Zusammenstellung liefen 1876 232 Schiffe mit 8276 T. unter chinesischer Flagge in niederländisch-indischen Häfen ein.

Noch eine, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Thatsache zur Geschichte der Chinesen in Niederländisch-Indien möge hier Erwähnung finden. Mit Hilfe von Chinesen war es nämlich, daß hier schon vor 40 Jahren Versuche zur Einbürgerung der Theepflanze gemacht worden sind, die später mit so großartigem Erfolge im Himalaya wieder aufgenommen wurden. Junghuhn erwähnt in seinen Topogr. und Naturwiss. Reisen (1845) S. 186 eines Theegartens am Abhang des Tankuban Prahu, wo Thee unter Aufsicht von Chinesen gebaut und zubereitet wurde. 1876 betrug der Werth des ausgeführten Thees nicht mehr als 226 000 Gulden.

Die Volkszählung der Philippinen vom 1. Januar ergab eine Bevölkerungszahl von 6 173 632, wovon eingeborene und gemischte Christen 5 501 356, Heiden 602 853 und Chinesen 30 797. (Vergl. über diese Zählung Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 45.) Die Zahl der letzteren ist also beträchtlich kleiner als sie gewöhnlich von den Reisenden angegeben wurde, auch wenn man annimmt, daß noch einige Tausend auf Rechnung der christlichen Chinesen-Mestizen hinzuzufügen wären. Die größte Zahl von ihnen kommt auf Manila, wo sie so zusammengedrängt leben, daß 1879 der Corregidor dieser Stadt jedem von ihnen 40 Fuß Raum zwangsweise zutheilen mußte. Aber auch an den kleineren Plätzen wie Cebú, Iloilo und dergleichen sind sie, wenn nicht in großer Zahl, doch in großem Einfluß vertreten. Der britische Konsularbericht für erstern Ort giebt z. B. an, daß sie dort 54 Kaufgewölbe besitzen, meist Zweiggeschäfte von Manilahäusern, und daß sie ihre Geschäfte so sparsam und schlau führen, daß von Wettbewerbung mit ihnen auf europäischer Seite keine Rede sein könne. Die Versuche europäische Waaren direkt in Schiffsladungen hier anzubringen sind in keinem Falle geglückt, der Handel wird ausschließlich über Manila geleitet. Aber so wie in diesen Plätzen beherrschen sie ihn in jedem irgendwie bedeutendern Dorfe an der Küste und sind nicht minder einflußreich auch in der jüngsten Erwerbung der Spanier im Sulu-Archipel. Als daher Sulu mit dem, allerdings noch nicht von allen Mächten anerkannten, Uebergang in spanische Herrschaft (1. Januar 1877) zum Freihafen erklärt und die Einwanderung dahin von den spanischen Behörden befördert wurde, erhoben sich sofort in Manila Stimmen, welche auf die Gefährlichkeit des niedern chinesischen Elementes für jede Fremdherrschaft in diesen Theilen aufmerksam machten. Manila, Batavia, die Straits Settlements lieferten schlagende Beispiele für ihre Gesetzlosigkeit und die Gefahr der Hinausdrängung aus der wirthschaftlichen und endlich auch der politischen Herrscherstellung, mit welcher sie die Europäer bedrohten. Ihre Feindseligkeit gegen die Spanier hatten sie durch Konspiration mit den Moros bei der Eroberung Sulus allerdings nicht minder deutlich bewiesen als drei Jahrhunderte früher bei der Eroberung der Philippinen. Noch bei den kleinen Anfällen auf Spanier, welche 1877 stattfanden, wurden Chinesen mitgefangen. Ueber ältere Beziehungen zwischen Chinesen und Spaniern auf den Philippinen handelt ein Programm von F. Blumentritt „Die Chinesen auf den Philippinen" (Leit-

meritz 1879), welches seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden. Vergl. „Globus“ 1879, II, S. 191.

J. A. V. Wiselius widmet in seinem Werk „Een Rezoek aan Manila en Omstreken“ (Haag 1876) den Chinesen einen besondern Abschnitt, der insofern etwas lehrreicher ist als die meisten entsprechenden Abschnitte der gewöhnlichen Reisebeschreibungen, als Wiselius die Lage dieses Volkes auf den Philippinen mit der in Niederländisch-Indien vergleicht. Er findet, daß die Chinesen hier als Heiden gegenüber den katholischen Eingeborenen und Mischlingen vor dem Gesetze schlechter gestellt sind, indem der Christ fast immer Recht behält. Er behauptet, daß selbst die Ermordung eines Chinesen nur mit dreijähriger Verbannung gestraft werde. Dem Haß gegen den Chinesen liege aber in demselben Maße auch Neid wegen seiner auf Emsigkeit und Sparsamkeit sich gründenden wirthschaftlichen Erfolge zu Grunde. Ueber die Erfolge der Chinesenmissionen urtheilt Wiselius sehr abfällig, denn die christlichen Chinesen der Philippinen würden sogleich wieder nach ihrer Rückkunft nach China Heiden. Den Wucher mit den Eingeborenen begünstigt auch hier die seltsame Vorliebe des im Uebrigen den Chinesen hassenden Malaien gerade für ihn in allen Handels- und Geldgeschäften. Daß alle Chinesen, welche nach den Philippinen kommen, sich taufen lassen, „um sich die Gunst der Padres zu erwerben, welche sie nothwendig für ihren Handel brauchen“ (De Man, Iles Philippines. Anvers 1875, 206), ist wohl eine touristische Uebertreibung. Die Schilderung der Feier des St. Nikolaustages und der Umstände, welche die Chinesen dazu bewogen, gerade den heiligen Nikolaus als Patron zu wählen, in dem genannten Werke ist indessen interessant.

Der direkte Handel der Philippinen mit China belief sich 1879 auf 251 494 Haikuan Taels, wovon 149 103 nach China, 102 481 nach den Philippinen gingen. Chinesische Schiffe verkehrten in keinem der philippinischen Häfen. Aus einer neuern Mittheilung des „Diario“ möge hier noch angefügt sein, daß die Opiumpacht für Iloilo und Antique 1880 für 51 006, die in der Provinz Leyte für 36 000, die in der Isla de Negros für 18 550 Pesos für drei Jahre vergeben wurde. Und endlich sei erwähnt, daß am 2. Mai 1880 das für die Entwickelung des chinesisch-philippinischen Verkehres wichtige erste Kabel Manila-Hongkong fertig gelegt ward, während am 20. April desselben Jahres der erste Dampfer einer Linie Amoy-Manila-Batavia in Manila eintraf.

Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge.

Von **Karl Lamp.**

Manche Reisebeschreibungen enthalten die Bemerkung, daß die aus der Mischung verschiedener Racen, wie z. B. der europäischen und der amerikanischen, hervorgegangenen Menschen schlechthin moralisch und oft auch körperlich nichts nütze seien.

Irgend Jemand hat dieser Aufstellung folgende Formulirung gegeben: „Die Mischlinge erben alle schlechten und keine der guten Eigenschaften der beiden Racen, denen sie entstammen.“ In dieser Form, die etwas Ueberzeugendes hat, weil sie sehr entschieden auftritt, spricht der Eine dem Andern jene Behauptung gedankenlos nach. Damit wird über eine Menschengattung, welche einen sehr großen Bruchtheil der Bevölkerung des spanischen Amerika ausmacht, mittelbar also auch über diese als Gesammtheit, ohne Weiteres der Stab gebrochen. Und dies geschieht für alle Zukunft. Denn die zum Arbeiten und Gehorchen bestimmte Masse wird hier mit der Zeit immer mehr gemischten Blutes werden. Wer also behauptet, daß das letztere gar nichts taugt, spricht damit diesen Ländern überhaupt eine Zukunft ab. Denn die Europäer taugen in ihnen nicht zum Arbeiten; sie sind dort zum Gebieten berufen.

Daß dies so ist und so sein müsse, davon bin ich fest überzeugt. Um so weniger wird man einen falschen Philanthropismus darin sehen, wenn ich behaupte, daß die verschiedenen Menschenracen nicht durch eine so schroffe Kluft von einander getrennt sind, wie jene Ansicht nothwendiger Weise voraussetzen muß. Diese Behauptung läßt sich auf wissenschaftliche Autoritäten, u. a. die Peschel's, stützen. Wenn, wie sie annehmen, die Einheit des Menschengeschlechtes wahrscheinlich eine Thatsache ist, so ist nicht einzusehen, warum nicht seine verschiedenen Spielarten eine gedeihliche Nachkommenschaft mit einander sollten erzeugen können.

Bleibe diese Principienfrage denen überlassen, die sie aufgeworfen haben, nämlich den Gelehrten von Beruf. Uns beschäftige das, was jeder Einsichtige aus eigener Lebenserfahrung schöpfen kann. Darf und kann man von einer großen Klasse von Menschen schlechthin behaupten, sie sei bösartig von Natur? Die Menschen sind doch im Durchschnitt recht harmlose, weder schlechthin böse noch schlechthin gute Wesen. Bösartig wird unter ihnen in der Regel — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Theil Bosheit in seinem Wesen liegt —, wer mit Kraft oder Feinheit begabt, trotz dieser Eigenschaften zu den Zielen, welche die eine oder die andere sich steckt, durch sehr ungünstige Umstände hindurch nicht dringen kann oder wer durch dieselben in Verwahrlosung geräth. Dasselbe, was von den Menschen im Allgemeinen, gilt auch von den Mischlingen. Es ist nicht wahr, daß sie, eben weil sie gemischten Blutes sind, deshalb allein schon verdorbenen Blutes und gewissermaßen dazu prädestinirt seien, schlechte Bürger abzugeben. Wenn und wo sie es sind, da sind sie es durch die Umstände geworden, nicht, weil sie einem angeborenen Zuge ihrer Natur folgten.

Es sind nun besonders ungünstige Umstände für die Sittlichkeit der Mischlinge da vorhanden, wo eine große Anzahl von Menschen der einen und der andern Race in vorübergehende Berührung mit einander tritt. Das ist in den großen Städten und ganz besonders in den Bergwerksorten der Fall. Der Europäer geht dorthin, um möglichst schnell sein Glück zu machen. Ein weiterer Zweck leitet ihn nicht; er wird durch kein Band der Zuneigung an Land und Leute geknüpft, sondern sieht in den letzteren nichts als Werkzeuge, die ihm jenen Zweck müssen erreichen helfen. Vielleicht will er einst mit dem erworbenen Reichthum in die alte Heimath zurückkehren, vielleicht auch ihn in der europäisirten Hauptstadt der neuen genießen; denn es gefällt ihm recht wohl unter den unterwürfigen Menschen derselben, die noch immer in dem Europäer den Sprößling aus der Race der Eroberer sehen. Auf jeden

Fall gedenkt er an seinem zeitweiligen Aufenthaltsort gar nicht und überhaupt erst dann sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn er ein Bedeutendes erworben hat; denn um die einem Europäer in diesen Ländern zukommende und gewohnte Rolle eines großen Herrn zu spielen, dazu gehören recht bedeutende Mittel. Er ist nun aber jung und seine jugendliche Natur verlangt mittlerweile ihre Rechte. Er geht Verhältnisse ein mit braunen Weibern, die sich geehrt fühlen, wenn der Fremde ihnen seine Gunst schenkt; weiß man doch, daß, während noch die Hauptstadt Mexiko auf das Hartnäckigste gegen den Cortez von den Männern vertheidigt ward, schon viele der Frauen willig den Eroberern dienten. Den Folgen kann er sich leicht entziehen und geht daher um so leichtsinniger zu Werke. Vielleicht haben ihn unterdeß seine Interessen an einen andern Ort gerufen — wie denn die Eingewanderten selten von vornherein an einem und demselben Aufenthaltsorte bleiben, vielmehr, von wechselnden Interessen und Neigungen bald hierhin, bald dorthin geführt, gleichsam ein nomadisches Leben führen —, wenn nicht, so kann ihm die arme Eingeborene doch nichts anhaben und versucht es nicht einmal; höchstens bettelt sie ihn an. Aus eigenem Antriebe sich des Sprößlings anzunehmen, das fällt dem Fremden nicht leicht ein; er wäre ihm ein Stein des Anstoßes auf dem Wege. Ueber Gewissensbedenken kommt er leicht mit der Betrachtung hinweg, daß er einem Mitgliede der verachteten dienenden Race keine Rücksicht schuldig ist. Der Bastard hat also von dem Vater gar nichts, nicht einmal, daß sich derselbe die Mühe gebe, ihn kennen zu lernen, zu erwarten; von der ganzen väterlichen Race sieht er sich zurückgestoßen und verachtet. Die Mutter allein muß die Last tragen, ihn groß zu ziehen. Nun thut ja freilich die Mutter überall bei dem Aufziehen der Kinder das Beste; unter gewöhnlichen Umständen wäre es daher kein allzu großer Verlust für dasselbe, wenn es allein unter der Mutter Obhut steht. Aber in unserm Fall kann sich die Mutter selbst nicht helfen. Schon damit, daß sie nach der großen Stadt zog, hat sie sich gewissermaßen von ihrer Sippe losgerissen; dadurch, daß sie mit dem Fremden sich einließ, ist sie ganz ausgeschieden. Sie hat keine Heimath, keinen äußern noch innern Anhalt mehr; wie also sollte sie ihren Kindern einen Halt geben können? Wenn dieselben überhaupt aufkommen, so thun sie es in der Regel als geistig und sittlich, häufig selbst körperlich verwahrloste Wesen, die dann ihrerseits die Kinder, denen sie in freier Liebe das Leben geben, in eben solcher oder in noch schlimmerer Verwahrlosung aufwachsen zu lassen pflegen. So hat sich in den großen Städten des spanischen Amerika, z. B. in Mexiko, aus den Mischlingen ein Pöbel gebildet, wie man ihn sich schmutziger und hündischer kaum denken kann. Die Mehrzahl der Verbrecher in diesen Ländern geht aus ihm hervor. Er bietet dem politischen Verschwörer stets willige Rekruten. Er wäre noch viel gefährlicher, wenn er mehr Muth hätte. Es mangelt ihm daran nicht, aber er ist, der Natur des mütterlichen Stammes entsprechend, mehr passiv als aktiv. Im gewöhnlichen Leben ist seine Waffe die Verschmitztheit in kleinem Maßstabe; vivo („lebendig", hier in dem Sinne von „verschmitzt") zu sein, gilt als das höchste Lob.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande. Zwar treffen auch hier Mitglieder der verschiedenen Racen auf einander. Allein sie finden sich unter wesentlich verschiedenen Umständen zusammen. Von Europäern ist nur einer oder sind nur einige da, die schon der Geselligkeit halber darauf angewiesen sind, auf die Art von Land und Leuten einzugehen, wenn sie auch nicht das Eigenartige derselben dazu zwänge und reizte. Nun bleibt zwar immer der Europäer — oder der Abkömmling von Europäern — ein Herr. Allein er ist nicht einer aus der Masse der städtischen Herren, den man nur dann und wann einmal flüchtig sieht, sondern eben „der Herr"; wenn er jung ist, so zu sagen, der Junker, wie denn das spanische Wort niño (Kind), mit dem auf dem Lande die Eingeborenen beider Geschlechter, zärtlich, wie sie sind, den anständigen jungen Europäer anzureden pflegen, so gebraucht, diesen Sinn hat. So entsteht ein Verhältniß ähnlich demjenigen, welches früher zwischen den Rittern und ihren landbauenden Schutzbefohlenen statthatte. Das ist immerhin ein sittliches Verhältniß, insofern es Dauer hat und an die naturwüchsige Sitte eines besondern Orts nothgedrungen sich anlehnt. Dieser Boden ist günstig genug, daß die Mischlinge trotz ihrer unehelichen Geburt in ihm Wurzeln schlagen können. Sie wachsen in der Sitte des Landes und der Leute auf, in deren Mitte sie geboren sind, und werden, um es kurz zu sagen, Indier. Nicht viel minder als diese unterscheiden sie sich, trotz ihrer weißern Färbung, von den städtischen Mischlingen, von denen sie denn auch, ebenso wie ihre ungemischten Vettern, ohne Weiteres nicht anders denn „indios" genannt werden; es ist eben nicht der Gegensatz der Farbe, sondern der der Lebensformen der wichtigere. Etwas von dem unruhigen Blute des väterlichen Stammes mag auch in die ländlichen Mischlinge übergegangen sein und sie ein wenig von ihren apathischen Verwandten ungemischter Race unterscheiden: im Wesentlichen sind beide sich gleich. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß unter den Mischlingen auf dem Lande — aus deren Zahl ich auch einige von deutschen Vätern herstammende und von denselben mit Gewissenhaftigkeit, die man bei Spaniern in solcher Angelegenheit nicht leicht antreffen wird, groß gezogene als sehr achtenswerthe und in der That geachtete Menschen kennen gelernt habe — so biedere, treu ergebene, zuverlässige Menschen sich finden, wie unter den Indiern selbst und wie man nur wünschen kann, und daß ferner die Behauptung, Mischlinge seien nicht fähig, sich fortzupflanzen, brächten jedenfalls keine kräftige Nachkommenschaft zur Welt, in der Wirklichkeit keineswegs begründet ist. Ihre Nachkommenschaft ist eine sehr zahlreiche, und wenn von derselben aus Mangel an Aerzten und an sorgfältiger Behandlung überhaupt sehr viele sterben, so sind die Ueberlebenden dafür desto kräftiger. Sie würden z. B. fast ohne Ausnahme für den Soldatendienst brauchbar sein, was man von der militärpflichtigen Jugend in Europa gewiß nicht behaupten kann.

Die Grenzansiedelungen im Semirjetschensk.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte die „Turkest. Ztg.“ Ende December 1880 eine längere Denkschrift, deren Vorschläge jetzt wohl schon in Ausführung begriffen sind, und die im Wesentlichen Folgendes besagt:

Mit der Rückgabe des Gebietes von Kuldsha an die Chinesen ist die Frage der Einrichtung neuer Grenzposten und der anderweitigen Vertheilung der Truppen im Oblast Semirjetschensk eng verbunden. Zunächst muß auf dem Wege, der vom Oberlauf des Ili zur neuen Grenze führt, etwa in der Gegend von Borochudzir an einem möglichst auch landwirthschaftlich günstigen Punkte, ein befestigter Grenzpunkt angelegt werden, um unser Gebiet gegen plötzliche Einfälle von China aus zu decken. So lange Kuldsha in unserm Besitz war, waren wir durch natürliche Hindernisse — hohe Gebirgsketten mit höchstens zwei oder drei mühsamen Uebergängen, hinter denen wasserlose Sandsteppen lagen — gegen solche Einfälle gesichert, denn der Gegner konnte keine größeren Scharen dort versammeln und verpflegen. Mit der Rückgabe von Kuldsha aber gewinnen die Chinesen eine Basis, die für ihr Auftreten gegen ihre westlichen Nachbaren, sowohl die Russen als die halb unabhängigen Nomaden, die immer zum Aufruhr geneigt sind und die China nur mühsam unter seiner Botmäßigkeit hält, von wesentlicher Bedeutung ist. China besitzt jetzt die Möglichkeit im Thale des obern Ili eine beträchtliche Menge Truppen zu versammeln und unsere neue Grenze ist gegen dieses Gebiet auf eine beträchtliche Strecke von Tschugutschak ab ganz offen. Unsere Militärverwaltung muß deshalb die Anlage eines größern befestigten Punktes, die Verstärkung der Befestigungen von Bachty und Muzart und ferner auf der ganzen Grenzlinie die Anlagen neuer Militäransiedelungen (Stanitzen) in Aussicht nehmen, die als sichere Schutzwehr gegen alle Angriffe der Chinesen dienen können.

Bei solchen Grenzpunkten wie Borochudzir, Bachty, Muzart, Naryn ist zur Verstärkung ihrer militärischen Bedeutung wie auch der wirthschaftlichen Vortheile für die Bewohner der Befestigung die Ansiedelung von einigen hundert Kazaken und Bauerfamilien erforderlich, die aus Sibirien und dem Orenburger Gebiet herbeizuholen und, wie weiter unten angegeben, auf die einzelnen Punkte zu vertheilen sind. Außer der Anlage einer neuen Festung auf dem geraden Einfallswege aus dem Thale des obern Ili in das Gebiet von Semirjetschensk und der Verstärkung der genannten Punkte ist auch eine Vermehrung der Garnisonen erforderlich und schließlich des dortigen Kasakenheeres, welches bis jetzt nur aus zwei Regimentern besteht. Der Bericht schätzt die Zahl der neu Anzusiedelnden auf etwa 800 Familien und bespricht dann die zu ihrer Aufnahme vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus geeignetesten Gebietstheile. Die zum Ackerbau geeignetesten Striche in dem Oblast sind wenig zahlreich, sie liegen in schmalen Streifen am Fuße der Gebirge und an den Flußläufen entlang, aber viele von diesen Ländereien sind noch ganz unangebaut. An russischen Ansiedelungen waren bei der Einrichtung des Oblast als selbständiges Gebiet zwei Städte (Kopal und Sergiopol) mit Kazakenstationen dabei, und zehn Kazakenansiedelungen vorhanden. Bei ihrer im Ganzen nur 17 500 Köpfe zählenden Bevölkerung konnten sie für den Ackerbau nicht viel thun, und die eingeborene Nomadenbevölkerung ist vollends für die Thätigkeit nicht geeignet. Es haben deshalb wiederholt Untersuchungen behufs Gründung von neuen Ansiedelungen stattgefunden, aber weil diese wesentlich politische Zwecke verfolgten (die Unterwerfung der Kirghizen-Steppe), so beschränkte sich der Erfolg auf die Anlage von Kazakenstationen an einigen Punkten längs der chinesischen Grenze. Nach Einrichtung der selbständigen Verwaltung des Bezirkes wurde eine größere Ausdehnung der Landwirthschaft bei dem natürlichen Reichthum des Bodens, den die Nomaden ganz unbenutzt liegen ließen, nothwendig. Man mußte deshalb auf Ansiedelung einer Ackerbau treibenden Bevölkerung Bedacht nehmen. Es wurden die dazu geeigneten Ländereien wiederholt durch besondere Kommissionen untersucht, namentlich unter dem Militärgouverneur General Kolpakowski. Es wurden auf Grund der Untersuchungen 53 Punkte zu Ansiedelungen ausgewählt, außerdem aber noch 40 Poststationen an den Haupt- und Nebenstraßen zu je fünf bis zehn Familien. Diese kleinen Ansiedelungen an den Poststationen sollten besonders im Winter die Unterbringung und Weiterbeförderung der Transporte sicherstellen. Trotz aller schon damals gewährten Begünstigungen sind aber viele der ausgewählten Punkte noch heute gar nicht oder nur unvollständig besetzt und vieles zum Anbau geeignete Land blieb wüst.

Die Verpflanzung von Kazaken aus Orenburg und Sibirien scheint das geeignetste Mittel, die Kopfzahl der Bevölkerung zu heben. Von den zur Ansiedelung bestimmten Gegenden sind jetzt die Thäler der Flüsse **Katschkarka** und **Ottug** vom Kapitän Larionow wirthschaftlich aufgenommen worden. Das Thal der Katschkarka umfaßt danach 25 000 Deßjätinen, von denen 14 000 zum Anbau geeignete für etwa hundert Familien Raum haben. Außer anderen Vortheilen hat eine Ansiedelung dort den fischreichen See Issyk-Kul in der Nähe (40 Werst), findet reiche Steinsalzlager im Thale selbst, und Wasser zur Berieselung der Felder. Brauchbares Bauholz kann bequem auf der Poststraße am Naryn von dem Gebirge **Karaunkurt** geholt werden.

Das Thal des Flusses **Ottuk** bietet von seiner Vereinigung mit dem **On-artschi** bis zur Mündung in den Naryn auf einer Strecke von 15 Werst mit den schmalen Thälern der von Osten kommenden kleinen Zuflüsse **Itschke-bassi** und **Kur-terek** etwa 2500 Deßjätinen zum Ackerbau geeigneten Landes, ungerechnet die auf dem westlichen Ufer liegenden vollkommen zum Ackerbau geeigneten Schluchten. Das ganze Thal vom Flusse **Karagodshur** bis zum Naryn hat eine Länge von 40 Werst; die Bergabhänge im obern und mittlern Theile desselben sind reich an Tannenwaldungen und verschiedenartigem Strauchwerk. In diesem Thale können etwa 50 Familien angesiedelt werden. Auch in den Thälern der Flüsse **Dshungal** und **Kurtha** sind nach dem Urtheile kompetenter Personen Klima und Bodenbeschaffenheit für eine Ansiedelung völlig geeignet, aber sie haben den Uebelstand, daß ihre direkte Verbindung nach Tokmak sehr beschwerlich ist, weil der Weg über hohe Bergpässe und durch tiefe Furten über die mit Steingeröll angefüllten Gebirgsbäche führt. Die Anlage eines Weges kann diesen Uebelständen abhelfen. Die beiden Thäler selbst bieten Raum für etwa 120 Familien; mit genauer Vermessung derselben war im vorigen Jahre ein Topograph beauftragt. Bei der

ersten Ansiedelung von Bauern in der Kirghizen-Steppe (damals Kreis Koktschetawsk) in den Jahren 1849 und 1850 und deren Ueberweisung zum sibirischen Kazakenheere wurden je 30 Deßjätinen auf den Kopf gerechnet, dasselbe Maß wurde in den Jahren 1855 und 1856 festgehalten bei Anlage der Stanitzen Lepsa und Urdshar. Im Jahre 1876 wurde aber bestimmt, daß nur auf jede männliche Seele der Kazakenheere je 30 Deßjätinen anbaufähigen Landes gerechnet werden sollten, außerdem je 300 Deßjätinen Kirchenland, und endlich sollte, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden war, ein Drittheil des ganzen Landgebietes der Stanitza in Reserve behalten werden. Diese Anordnung gestattet die landwirthschaftliche Ansiedelung neuer Einwanderer im Kazakengebiete, wenn auch die Zahl in jedem einzelnen Falle noch nicht genau festzustellen ist.

Die Verpflanzung von Kazaken aus der Orenburger und Sibirischen Linie an die neuen Punkte in Semirjetschensk auf eine Entfernung von über 2000 Werst läßt sich im Laufe eines Jahres nicht bewerkstelligen. Die neu Ankommenden müssen den ersten Winter an bewohnten Orten, möglichst nahe bei ihren Ansiedelungsplätzen, zubringen; je früher sie aus ihren alten Wohnsitzen aufbrechen, um so besser ist es, denn sie können dann den Bewohnern der Orte, wo sie den Winter zubringen, noch bei den Feldarbeiten und der Einbringung der Vorräthe für ihren Winteraufenthalt helfen. Als Sammelpunkt für die Kazaken des Orenburger Heeres kann dienen die Stadt Orsk, für die sibirischen Kazaken die Stadt Semipalatinsk, und die Ueberführung nach dem Oblast Semirjetschensk kann von dort auf den Hauptstraßen bis zum Ueberwinterungspunkte in Abtheilungen von etwa 50 Familien erfolgen. Als Ueberwinterungspunkte sind in Aussicht genommen für die Orenburger Kazaken Aulie-ata, wenn es nicht möglich ist, sie bis in den Kreis Tokmak zu führen (wo sie dann in dieser Stadt und den Dörfern des Kreises bleiben können), für die sibirischen Kazaken die Städte Sergiopol, Kopal und die Stanitza Urdsharsk.

In den Jahren 1855 und 1856 wurden sibirische Kazaken in dem Trans-Ili-Gebiet angesiedelt, hier eine Befestigung angelegt und diese durch Pikets mit Kopal verbunden. Bei der jetzigen Verpflanzung von Bauern und Kazaken aus Orenburg und Sibirien nach Semirjetschensk wird vorgeschlagen, sie unter denselben Bedingungen wie damals, erstere in den Kreisen Tokmak, Wjerny und Issyk-kul, die sibirischen in den Kreisen Sergiopol und Kopal zu vertheilen. Das Verzeichniß der dazu ausersehenen Ortschaften umfaßt für Bauern: 8 Orte im Kreise Wjerny (3 davon noch ganz unbewohnt), 4 im Kreise Kopal (davon 1 unbewohnt), 9 im Kreise Sergiopol, 5 im Kreise Issyk-kul und 8 im Kreise Tokmak (davon 3 noch unbewohnt), dazu 30 Pikets für je 35 resp. 70 Seelen: an den Poststraßen von Sergiopol nach Taschkent 14 (davon 6 noch unbewohnte), von Sergiopol nach Urdsharsk 4 (alle noch neu zu besiedeln), von dem Piket Altyn-zemel nach Borochudzir 1 (neu), von Tokmak nach Fort Narynsk 4 (neu) und von Tokmak nach der Stadt Karakol 7 (davon 4 neu). Im Ganzen sind diese Punkte bis jetzt von 3693 Seelen bewohnt und sollen durch Zuzug von 12 903 Seelen auf eine Bevölkerung von 16 596 Seelen gebracht werden. Für Kazaken treten dazu noch acht weitere Orte in den genannten fünf Kreisen (2 davon neu zu besiedeln) und 13 Pikets (davon 6 neue) an den Poststraßen von Sergiopol und Wjerny nach Taschkent und von Sergiopol nach Stanitza Urdsharsk. An den Kazakenorten wohnen bis jetzt 2187 Seelen und 2449 sollen nach dem Plane neu angesiedelt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter dem Titel „Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien" gedenkt Prof. W. Tomaschek in Graz eine Reihe ethnologischer, historisch-geographischer, kulturgeschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Abhandlungen, jede zu 60 bis 100 Seiten, auszuarbeiten, welche sich vorzugsweise mit dem großen Gebiete, das die „mongolischen" Völker (im weitesten Sinne des Wortes) eingenommen haben, beschäftigen werden. Es ist das ein Unternehmen, welches der Ethnologie reiche Früchte zu bringen verheißt, aus welchem für die rein anthropologische Seite der Völkerkunde, welcher auf diesen Gebieten so vielfach noch im Dunkelen herumtappt, mächtige Unterstützung und Förderung erwachsen wird. Der Verfasser bringt für seine subtilen Untersuchungen ein gelehrtes Rüstzeug in Gestalt von Sprachkenntnissen, Belesenheit und Kritik mit, wie es wenigen seiner Fachgenossen zu Gebote steht, und wenn er die Fortsetzung seiner Studien, richtiger deren Veröffentlichung, von der Stimme der wissenschaftlichen Kritik und von dem Interesse des gebildeten Publikums abhängig macht, so wird erstere zweifellos in bejahendem Sinne verlauten, das zweite aber möchten wir mit allem Nachdrucke auf diese Arbeiten von seltener Schärfe und Gediegenheit hinlenken. Tomaschek verheißt uns in zwangloser Folge die Bearbeitung folgender Stoffe: Die Rumänenfrage; die Völkerstellung der Albanesen; die Anfänge der Bulgaren; die Slovenen in Hellas; Urheimath und Urzustände der Slaven; die Goten in Taurien; Alanen und Oseten; die Anfänge der Russen; Prussen, Litauer und Letten; die Wolgafinnen und Permier; die ugrischen Völkerschaften; die Völker des Tundragebietes; die Völkerstellung der Jenisseier; die ältesten Nachrichten über die Türken; die Nomaden der mongolischen Wüste; die Orotschon-Tungusen als Typus der Renthiermenschen; das Fischervolk der Giljäken und Ainos; die Völkerstellung der Japanesen und Koreaner; Nachrichten über die Bewohner des Tarym-Beckens; die Galtschas im Pamir; die Ureinwohner des russischen Kaukasus. Davon ist erschienen „Die Goten in Taurien" (Wien, A. Hölder 1881), worin alle Nachrichten aus Inschriften, Urkunden und Schriftstellern gesammelt und besprochen sind, welche sich auf jenen spärlichen Bruchtheil des Goten-Volkes beziehen, der etwa seit der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts bis in das 17. Jahrhundert hinein in der Krim seine nationale Sonderexistenz bewahrt hat. Bald nach 251 kamen die Goten in den Besitz des kimmerischen Bosporos; aber während die Hauptmasse derselben sich über die ganze römische Welt zerstreute, überdauerte der Bruchtheil, welcher in den Gebirgen Tauriens sitzen blieb, alle Stürme der Völkerwanderung. Vom 16. December 1562 ist der Brief des kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Busbecke, datirt, in welchem er eine Anzahl gotischer Wörter mittheilt, die er von zwei Mitgliedern des Stammes selbst erfragte (etymologisch erklärt auf S. 58 bis 67). Schon damals war derselbe stark gräcisirt; 1776 kommt dann der gotische Name zum letzten Male

im kirchlichen Sprachgebrauche, worin er sich am längsten erhalten hat, vor. Nicht auf die Goten allein aber beschränkt sich die Schrift; alle die zahlreichen Völker, welche nach einander am Nordufer des Pontos herrschten und mit jenen in Berührung kamen, Taurer, Skythen, Alanen, Byzantiner, Hunnen, Awaren, Chazaren, Petschenegen u. s. w., werden behandelt, und auf ihre Geschichte fällt manches helle Licht. Es ist ein vortreffliches, lehrreiches Heft, mit seinen 75 Seiten mehr werth, als manches dickleibige Buch; möge es bald Nachfolger erhalten!

— Wie der „Warsch. Kur." mittheilt, zählte die Stadt **Warschau** nach den statistischen Feststellungen zu Anfang des Jahres 1881 ohne die Truppen der Garnison 379 763 **Einwohner** (182 405 männliche und 197 358 weibliche). Der **Religion** nach waren katholisch 222 847, jüdisch 127 095, protestantisch 18 320, griechisch-katholisch 11 113, armenisch 206, mohammedanisch 45 und verschiedenen Sekten angehörig 137. Der **Stellung und Beschäftigung** nach gehörten zum erblichen Adel 14 415, zum persönlichen Adel 6647, zur Geistlichkeit 66 Mönche und 321 Weltgeistliche; Ehrenbürger waren erblich 1123, persönlich 1340, Kaufleute und Industrielle 42 246, Handwerker 51 691, einfache Bürger 234 149, verabschiedete und der Reserve angehörige Soldaten 16 528 und Fremde 11 237.

— Ueber die **Schifffahrt auf dem Onega-See** im Jahre 1880 theilen die „Olon. Gub. Wjed." in der Hauptsache Folgendes mit: Im südwestlichen Theile des Sees wurde die Schifffahrt am 17. (29.) Mai eröffnet und dauerte für Dampfer bis zum 14. (26.) Oktober, 151 Tage, also 22 Tage weniger als im Jahre 1879. An Schiffen kamen in den verschiedenen Häfen des Sees an: 135 Dampfer, 140 Segelschiffe und 151 Soïmen (dem Onega- und Ladoga-See eigenthümliche Einmaster); es liefen aus: 134 Dampfer, 131 Segelschiffe und 148 Soïmen. Der Werth der Einfuhr bezifferte sich auf 849 169 Rubel, die Ausfuhr auf 987 906 Rubel, erstere um 76 394, letztere um 291 782 Rubel höher als im Vorjahre. Zugeführt wurden hauptsächlich Getreide, Kolonial- und Manufakturwaaren, abgeschickt unter anderen Geschütze und Geschosse, Gußeisen, dann Bretter ꝛc. und schließlich Wild, Fische und dergleichen. Holz in Flößen wurde zugeführt für 815 352 Rubel und abgeschickt für 291 782 Rubel (um 321 959 Rubel resp. 266 101 Rubel mehr als 1879). Der Wasserstand, der seit 1875 in Petrozawodsk regelmäßig beobachtet wird, war niedriger als 1879 und in den Herbstmonaten von 1878 und begünstigte den regelmäßigen Betrieb der Schifffahrt.

Asien.

— Unmittelbar nachdem Mr. **Charles M. Doughty's** Aufsatz über Khaibar (s. oben S. 38) in Druck gegeben war, ging uns das Märzheft des „Bulletin de la Société de Géographie" zu, worin (S. 269) der Franzose **M. Huber** seine Ankunft in Khaibar meldet und zugleich mittheilt, daß er nicht, wie er gehofft, der erste Europäer sei, welcher bis dorthin vordrang, sondern daß ihm ein Engländer unter dem Pseudonym Khalil zuvorgekommen sei. Für diesen wird in einer Anmerkung Mr. W. Scawen Blunt gehalten, dessen Reise nach Nedschd ihn aber keineswegs auch nur in die Nähe von Khaibar geführt hat. Von Mr. Doughty nimmt man anscheinend weder in Frankreich noch in England Notiz, trotzdem auch in Petermann's Mittheilungen (1881, Tafel 11) seine Route zur Reproduktion kam. Mr. Doughty ist in der That unter dem Namen Khalil gereist.

— Das „Intelligence Department" in Simla ist damit beschäftigt, ein **afghanisches Lexikon** zusammenzustellen, welches alle eben erworbenen geographischen und sonstigen Kenntnisse über das Land umfassen soll. Oberst Lockhart bearbeitet das nördliche Afghanistan, Hauptmann Maitland die Gebiete südlich von 34° nördl. Br. Auch die während der Waziri-Expedition gemachten Aufnahmen werden darin zur Veröffentlichung kommen.

— Wie die Zeitungen von Schanghai berichten, wurde der chinesische Generalzolldirektor R. Hart vom Pekinger Hofe nach London geschickt, um dort zum Behufe des Baues mehrerer **Bahnlinien im nördlichen China** ein Anlehen von 240 Millionen Francs aufzunehmen. (Das klingt fast unglaublich.)

L. **Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands**[1]). Unmittelbar nach dem Tode eines Hausbewohner beginnt das Klagen und Weinen der Angehörigen, nicht still und ruhig, sondern laut. Freunde und Bekannte gehen ein und aus; ist eine Frau gestorben, so kommen andere Frauen; ist ein Mann todt, so kommen andere Männer um ihr Beileid zu bezeugen. Bezahlte Klageweiber sorgen dafür, daß das laute Klagen und Schluchzen ohne Unterlaß anhält. Dabei rufen sie o chudai! chudai! O Gott! O Gott! Die Männer sitzen still und feierlich auf dem Fußboden, trinken Thee und machen gelegentlich Bemerkungen über den Todten. Unterdeß wird der am Boden liegende Todte von den gemietheten Weibern gewaschen und ihm seine letzte Kleidung angelegt. Sie ist einfach genug: ein langes weißes Hemd und Hosen; dann ein Stück Filz oder eine wattirte Decke, in welche der Todte wie in eine Windel gehüllt wird; als Windelband zur Befestigung dient ein schmaler Leinwandstreifen. Der Todte hat ganz das Ansehen eines Wickelkindes. Diese sonderbare Sitte des Wickelns hat ihren Ursprung darin, daß die Meinung gilt, der Mensch, weil er gleichsam gewickelt in die Welt eintrete, müsse auch gewickelt aus der Welt scheiden. Die Leiche bleibt nur kurze Zeit im Hause; ist der Tod am Morgen erfolgt, so wird die Leiche noch vor Sonnenuntergang begraben; ist der Tod in der Mittagszeit, Abends oder in der Nacht eingetreten, so findet die Beerdigung früh am Morgen des nächsten Tages statt. Die schnelle Bestattung ist wegen der klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes durchaus berechtigt. Kurz vor der Bestattung wird der Leichnam aus dem Hause gebracht und auf eine eigens dazu hergerichtete Tragbahre gelegt; der Mullah hält ein Gebet und nun geht's fort — der Kopf der Leiche voran. Als Begleiter folgen die männlichen Verwandten, der Mullah, der Todtengräber und viele Bettler. War der Verstorbene arm, so wird keine Tragbahre genommen, weil man dieselbe bezahlen muß; man legt den Todten quer über ein Pferd, wobei der Kopf und die Füße gestützt werden. Während des feierlichen Zuges wird vollständiges Stillschweigen beobachtet. Nachdem die Beerdigung stattgefunden hat und die Leidtragenden wieder ins Trauerhaus zurückgekehrt sind, werden alle mit Süßigkeiten, Früchten und Thee bewirthet, wobei die vor dem Hause harrenden zahlreichen Bettler nicht vergessen werden. Nach Beendigung des schweigsamen Todtenmahles werden an die Verwandten, Freunde sowie an die Bettler Stücke von Baumwollenzeug (Zitz), Tücher und andere Gegenstände von geringem Werth zur Erinnerung an den Verstorbenen vertheilt. Dann gehen alle Gäste auseinander und das Haus nimmt sein alltägliches Aussehen wieder an. Nur einmal gegen Abend desselben Tages versammeln sich die Frauen in der für die Weiber bestimmten Hälfte der Wohnung, um die trauernden Frauen zu trösten, wobei gleichfalls eine Bewirthung statthat. Die Kosten einer Bestattung sind für einen Armen sehr gering. Hemd und Hosen 80 Kopeken; die wattirte Decke 1 Rubel; das Windelband 60 Kop.; ein Pferd oder eine Tragbahre nebst Träger 60 Kop.; der Mullah 50 Kop.; der Todtengräber 40 Kop., in Summa etwa 4 Rubel (circa 8 Mark). Die Form der Todtengruft ist länglich viereckig; die Tiefe ist 1 bis 2 m, an der einen Seite der Gruft wird eine nischenartige Vertiefung gemacht, etwa 1 m hoch

[1]) Nach dem Russischen von M. Wirsky, III. Band, I. Reihe, S. 176 bis 177, die Arbeiten der anthrop. Ausstellung in Moskau.

und tief; diese Nische dient zur Aufnahme der Leiche, welche horizontal entweder unmittelbar auf die Erde oder auf eine Unterlage von Schilf gelagert wird. Der Kopf ist nach S.-W. gerichtet. Dann wird das Grab mit Schilf und Ziegelsteinen ausgefüllt und schließlich ein halbkugelförmiger Hügel aus Erde darüber geschüttet. Eine solche Begräbnißstätte, welche meist auf einer erhöhten Stelle der Steppe angelegt wird, gewährt in Folge der eigenthümlichen Aufschüttungen das Aussehen einer Menge neben einander liegender Ameisenhaufen. Im Frühling werden in Folge der häufigen Regengüsse die Gräber oft geöffnet und dadurch die Knochen freigelegt, doch schüttet niemand die Gräber aufs Neue zu. Auf den Grabhügeln werden je nach der Stellung des Verstorbenen und je nach dem Vermögen Denkmäler errichtet. Die Grabhügel armer Landbewohner bleiben ohne Schmuck, die Grabhügel der Wohlhabenden werden mit Ziegel oder Fliesen belegt und mit allerlei Verzierungen aus Alabaster versehen; zuletzt stellt man marmorne Inschriften tragende Gedenksteine auf die Hügel. War der Verstorbene ein Krieger, so wird eine Roßschweiffahne aufs Grab gesetzt. Auf die Gräber besonders verehrter „Heiliger“ werden mitunter kleine Tempel, „Masargen“, errichtet; hierher bringen einzelne Verehrer der Heiligen: die Hirten und Viehbesitzer die Hörner, den Schädel der Hausthiere; die Kaufleute Stücke Zeug, Gewänder, Talglichte und Sesamöl. Die weißen Wände der Tempelchen, sind mit Inschriften aus dem Koran bedeckt. Mitunter wohnen bei solchen Gräbern, in elenden Erdhütten, armselige Bettler, welche ihr Leben kümmerlich durch die Almosen der die heiligen Gräber besuchenden Personen fristen; solche Bettler werden nach ihrem Tode oft heilig gesprochen. Ueberaus selten sieht man ein oder zwei Bäume auf den Beerdigungsstätten; sie verdanken einem Zufall ihre Entstehung; gepflanzt wird nie ein Baum. Das gewöhnliche Ansehen eines nicht durch eine Mauer eingeschlossenen Begräbnißplatzes ist meist der einer traurigen jeglicher Vegetation baaren Wüstenei, ausgenommen im Frühling, woselbst in Folge des Regens sich allerlei Gräser zeigen. Die Gräber werden für heilig und unverletzbar gehalten. Vordem die Russen das Land besetzt, kamen zahlreiche Morde deshalb vor, weil bei gelegentlichem Streit der eine das Grab des Vaters oder der Mutter des andern beschimpft hatte; das Volksrecht gestattet in solchem Falle einen Todtschlag. In vollem Gegensatz hierzu werden die Gräber der Andersgläubigen, hier der Russen, so wenig beachtet, daß Kreuze und andere metallische Gegenstände ohne Weiteres gestohlen werden.

Australien.

— Aus Port Darwin, an der Nordküste des Northern Territory, Süd-Australien, treffen sehr günstige Nachrichten über die dortigen Goldfelder ein. Es sind am Bridge Creek, 22 Miles nördlich vom Yam Creek, ferner an einem Orte, welcher 45 Miles östlich vom Pine Creek liegt (eine kleine Gesellschaft von Chinesen fand hier am ersten Tage 30 und am zweiten 15 Unzen Gold), und am obern Laufe des Maryflusses anscheinend sehr ergiebige Goldfelder aufgefunden worden.

— Die am 1. Oktober 1880 eröffnete internationale Industrieausstellung in Melbourne ward am 30. April 1881 geschlossen. Der Besuch zählte während der 182 Tage, an denen das Publikum Zutritt hatte, 1 309 496 Personen. Das Parlament der Kolonie Viktoria hatte zur Bestreitung der Kosten 250 000 Pf. St. bewilligt und aus dem Entree u. s. w. wurden 50 000 Pf. St. eingenommen. Diesen 300 000 Pf. St. gegenüber stellte sich eine Ausgabe von 333 000 Pf. St. Die Differenz von 33 000 Pf. St. ward in der Weise beglichen, daß die großen Annexa des Industriegebäudes, welche 86 000 Pf. St. gekostet hatten, für die Summe von 27 000 Pf. St. an das Eisenbahndepartement der Kolonie verkauft wurden, und den Rest von 6000 Pf. St. übernahm, auf Beschluß des Parlaments, ebenfalls die Staatskasse. Der deutsche Pavillon, welcher, wie der Melbourne „Argus“ mit Recht bemerkt, ein so hervorragendes Ornament des Ausstellungsgebäudes war, ist von der Kolonialregierung angekauft worden. Vom deutschen Kaiser war ein besonderer Preis, bestehend in einem prachtvollen Silbergeräthe von sieben Stück und im Werthe von 800 Pf. St., ausgesetzt worden, welcher demjenigen australischen Aussteller zufallen sollte, der den vorzüglichsten Gegenstand zur Ausstellung gebracht. Unter den 16 Kandidaten, welche die Preisrichter dazu rekommandirten, prämiirte dann Professor Reuleaux die Herren de Castella and Rowan of St. Hubert's Vineyard am obern Yarra-Flusse wegen ihrer ausgezeichneten Weine. Die im Jahre 1879 in Sydney stattgefundene Industrieausstellung hatte während der 185 Tage ihrer Eröffnung einen Besuch von 1 045 898 Personen. Die Gesammtkosten der Ausstellung bezifferten 311 140 Pf. St. Die Einnahmen ergaben 43 896 Pf. St., und der fehlende große Rest fiel der Staatskasse zu.

— Die officielle Statistik der Mineralien in der Kolonie Viktoria für das Jahr 1880 giebt folgende Resultate an. Gold steht natürlich oben an. Zur Vergleichung diene nachstehende Tabelle:

Jahr	Aluvial Unzen	Quarz Unzen	Total Unzen	Zahl der Goldgräber
1875	426 611	641 806	1 068 418	41 717
1876	357 901	605 859	963 700	41 010
1877	289 754	519 899	809 653	38 005
1878	264 453	493 587	758 040	36 636
1879	293 310	465 637	758 947	37 553
1880	299 926	529 195	829 121	38 568

Es wurden im Jahre 1880 im Ganzen 968 883½ Tonnen Quarz verarbeitet, gegen 849 325 im Vorjahre. Eine Unze Gold hat den ungefähren Werth von 80 Mark. Es ward in der Kolonie Viktoria seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis Ende 1880 Gold im Werthe von 198 000 014 Pf. St. aufgefunden. An anderen Mineralien wurden gewonnen: 23 248 Unzen Silber, 61 Tonnen Zinnerz, 3031 Tonnen Kupfererz u. s. w.

— Die Volkszählung in Viktoria am 3. April 1881 hat ein Resultat ergeben, welches nicht wenig überrascht hat. Man war berechtigt, eine Bevölkerung von mindestens 930 000 zu erwarten. Bezifferte doch der letzte Census vom 2. April 1871 731 528, und seitdem war durch Ueberschüsse der Geburten über Todesfälle und der Einwanderung (zur Seeseite) über Auswanderung ein Plus von resp. 146353 und 52 751, also zusammen 199 104, erzielt worden. Das Ergebniß der Zählung weist aber nur 855 796, wovon dem Geschlechte nach 448 510 männlich und 407 286 weiblich waren, oder einen Zuwachs von 17 Procent in zehn Jahren aus. Die fehlenden 75 000 werden über Land in die angrenzenden Kolonien Süd-Australien und Neu-Süd-Wales gewandert sein, wo die Staatszustände nicht so zerrütteter Art sind wie zur Zeit in Viktoria. Die Bevölkerung der City of Melbourne ist von 206 000 im Jahre 1871 auf 281 000 gestiegen, hat sich also um 75 000 vermehrt, während dem gesammten übrigen Lande nur ein Mehr von 50 000 zufällt. Dagegen ist die Bevölkerung von Ballarat, der zweitgrößten Stadt der Kolonie, auf 41 730 gefallen.

Die Eingeborenen vermindern sich in rapider Weise und sie werden bald der Vergangenheit angehören. Während sie im Jahre 1871 noch 1330 (784 männlich und 546 weiblich) zählten, so ist ihre Zahl nunmehr auf 768 (459 männlich und 309 weiblich) gesunken.

Die Zahl der Chinesen belief sich im Jahre 1871 auf 17 935 (17 899 männlich und 36 weiblich), der letzte Census setzt sie aber nur mit 11 796 (11 600 männlich und 196 weiblich) an. Es begreift sich daher schwer, wie diese 11 796 Chinesen, welche noch dazu meistens auf den Goldfeldern arbeiten, den europäischen Handwerkern den Verdienst rauben oder schmälern sollen, und wie es eine gebieterische Nothwendigkeit sein kann, eine besondere Kopfsteuer von den Chinesen zu erheben, um sie von der Kolonie fern zu halten. Personen, welche nach Australien auszuwandern geneigt sind, sollten solche Momente in ernste Erwägung ziehen und nicht den Reden bezahlter Agenten leichtgläubig trauen.

Nordamerika.

— α. Der bekannte Forscher im Gebiete Britisch-Nordamerikas, Abbé Petitot, welcher gegenwärtig als Missionar am Angling-Lake stationirt ist, schreibt der Pariser anthropologischen Gesellschaft, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer existiren. Fast alle sind von gemischtem Blute, nicht etwa Mestizen, sondern schon seit langer Zeit mit europäischem Blute versetzt, welches sich durch Rückschläge (sauts en arrière) kundgiebt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franco-Canadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haare und gerötheten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirnen sind nicht selten unter den Tschippewäs, Krihs und Assiniboins des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langathmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andere heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da giebt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer.

Einige Bemerkungen, welche Petitot in seinem Schreiben macht, sind auch für die Kraniologen von Interesse. Die Tinné (Dènè) am Athabaska pressen nämlich die Schädel ihrer Kinder, aber nicht um dieselben zu verunstalten, sondern um sie abzurunden. Petitot glaubt, daß ein großer Theil der auffallend regelmäßigen amerikanischen Schädel auf diese Weise seine Gestalt erhielt. Man kann dahin wohl auch den algischen Stamm der Naskapits am Sankt Lorenz rechnen, welcher unter dem Namen Têtes de boule bekannt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Sioux, Assiniboins und andere Rothhäute der Prärien ehemals ihre Feinde mit einem besonders gestalteten Messer skalpirten, welches eine nach rückwärts gekrümmte Klinge hatte. Mit diesem krummen Mokutagan genannten Messer zogen sie gemächlich einen Kreis um die Schädelhaut, wobei sie zugleich das Haar in die Höhe hielten. Diese Skalpe waren von der Form und Größe einer Tonsur. Das alles ist bekannt; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß sie gleichzeitig ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitt lösten, so daß das Gehirn bloßlag, ohne daß es dabei verletzt wurde. So wurde wenigstens Petitot von den Indianern versichert. Es würde diese Versicherung aber fast unglaublich klingen, wenn nicht so viele Indianerschädel bekannt geworden wären, welche diese Perforation zeigten. Auch in Chateaubriand's Voyage en Amerique p. 233 ist dieses erwähnt. So glaubt Petitot die Frage nach der Trepanation der Indianerschädel beantworten zu können, welche vor Kurzem viele Anthropologen, z. B. Broca, lebhaft beschäftigte. Es sind die Spuren von tiefgreifender Skalpirung.

Inseln des Stillen Oceans.

— Herr Schmeltz legte im Hamburger naturwissenschaftlichen Verein aus dem Museum Godeffroy einen Fangapparat für Dintenfische von den Tonga-Inseln vor. Derselbe ist bei Labillardiére Tafel 32, Fig. 25 schon abgebildet und besteht aus einem Stück Kalkstein, das in Form eines Kegels oder Zuckerhutes zugeschliffen ist. Das stumpfe Ende ist mit der Fischleine verbunden, auf der einen Seite des Kegels sind zwei Stücke einer Schneckenschale (Cypraea tigris) und mit dem spitzen Ende ist ein langes dünnes Stielchen verbunden. Das Ganze imitirt auffallend die Gestalt einer Ratte, und knüpft sich zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Konsuls Th. Weber an den Gebrauch dieses Apparates eine alte tonganische Sage, derzufolge einst die Ratten das Meer bewohnt und sich, nachdem sie in einen Streit mit dem Dintenfisch gerathen, in dem sie unterlagen, auf das Land zurückgezogen haben. Seit jener Zeit, sagen die Eingeborenen, ist die Feindschaft zwischen beiden noch immer nicht erloschen, und der alte Streit beginnt aufs Neue, sobald ein Dintenfisch einer Ratte ansichtig wird. Man hat deshalb auch dem Fangapparat für diese zur Nahrung dienenden Thiere jene eigenthümliche Gestalt gegeben, um so den Dintenfisch leicht zu überlisten.

— Die Insel Waigiu bei Neuguinea. (Nach Francisco Viñes.) Die Insel ist mit einem wildzerrissenen, schluchtenreichen Gebirge bedeckt, aus dem sich einzelne kegelförmige Berge erheben. Der ganze westliche Theil Waigius entbehrt jeder Vegetation; auch nicht ein einziger Baum oder Strauch ist zu entdecken, was im Vereine mit der dunkelen Farbe der Küste diesem Landstriche einen düstern Anstrich verleiht. Im Osten sind Sagopalmen sehr häufig. Die Einwohner dieser Insel hält Viñes mit den Papuas von Nordwestguinea identisch. Ihre Hautfarbe ist heller als jene der afrikanischen Neger und besitzt einen Stich ins Gelbe. Die Statur ist niedrig, der äußere Habitus macht den Eindruck von Kraftlosigkeit. Das Haar ist „wollig oder gekräuselt", sie lassen es lang wachsen und kämmen es dann aufwärts, die Frisur erinnert an die Bärenmützen der Grenadiere des ersten Empire. Im Verkehre zeigen sie sich furchtsam und mißtrauisch. Viñes besuchte diese Insel in den Jahren 1859, 1864, 1868, 1870 und 1873 und jedesmal konnte er erst nach langem Zeichengeben sie von seinen freundschaftlichen Ansichten überzeugen und sie zum Tauschhandel bewegen. Sie gehen ganz nackt einher, bis auf einen kleinen Schurz, der nur nothdürftig die Geschlechtstheile verhüllt. Einige hatten Brust, Bauch und Arme mit durch Feuer oder Eisen hergestellten Zeichnungen geschmückt. Viñes sah einen Häuptling, welcher um den Hals eine mehrfach herumgewundene Korallenkette trug, die mit einer außerordentlich schönen Perle geschmückt war; um die Hüften war ein aus Federn zusammengesetzter Schurz geschlagen, der bis zu den Kniekehlen reichte. Der Lendenschurz ist vielfach aus europäischen Fabrikstoffen hergestellt. Sie besitzen auch Sklaven; Viñes sah einen, der mit grob gearbeiteten Ketten belastet auf einem Fahrzeuge Matrosendienste verrichten mußte. Ihre Hauptnahrung besteht aus Fischen und Schildkröten, als Hauptleckerbissen gilt eine aus Schildkröteneiern und Blut verfertigte Wurst, deren entsetzlicher Gestank sie für Europäer ungenießbar macht. Ihre Fahrzeuge sind sehr elegant geformt, sie erinnern einigermaßen an die „Bancas" der Philippinen. Die einzelnen Theile derselben sind mittels Bejucogras oder richtiger Rohr zusammen verbunden und so gut ausgepicht, daß sie kein Wasser einlassen. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile; erstere geben sie nicht aus der Hand, wenn sie mit Fremden zusammenkommen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VII.

27. Oktober. Als Crevaux sich um 6 1/2 Uhr erhob, fand er seine Indianer um ein großes Feuer hocken, dem sie bald die Brust, bald eine der Seiten, aber niemals den Rücken zukehrten. Auf Befragen gaben sie als Grund dieses sonderbaren Verfahrens an, daß sie sich auf solche Weise nie von einem Feinde überraschen ließen. Um 7 3/4 Uhr brachen sie auf und erreichten eine Stunde später den Bach Coucitenné, den sie bis zum Parou hätten abwärts fahren können, wenn sie im Besitze eines Bootes gewesen wären. Um 11 Uhr wurde ein kurzer Halt gemacht, um ein Alicolé (Aï) zu erbeuten. Ouanica, welcher von den Exkrementen des Thieres besudelt zu werden fürchtete, bestieg, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende eine Schleife angebracht war, einen benachbarten Baum, zog die Schleife dem Faulthiere über den Hals und drehte sie einige Male herum, um ihm die Kehle zuzuschnüren. Als das Thier halb erstickt war, genügte eine geringe Anstrengung, um es herunterzuziehen. Durch den Fall schwer betäubt, wurde es schließlich mit Stöcken erschlagen.

Um 3/4 1 Uhr erreichte man ein Dörfchen mit 15 Einwohnern, dessen Tamuschi, Poumari mit Namen, wie gewöhnlich, zwei Frauen hatte, eine alte und eine junge. Apatu gab dem Reisenden den Rath, sich stets nur an die alte zu wenden; nur von ihr könne er Cassave und Cachiri erhalten, da sie bei ihrem Manne den größern Einfluß habe. Der alte Häuptling aber betrachtete mit unruhigen und nicht sehr wohlwollenden Blicken den Fremden, als derselbe der jüngern Frau Nadeln und Perlenschnüre schenkte.

Seitdem Crevaux hier Gelegenheit fand, seine ärztliche Kunst bei einem kranken Mädchen auszuüben, nannten ihn seine Begleiter, die seinen Stand bisher nicht gekannt hatten, nicht mehr „Major", sondern „Piay". Das wurde aber für ihn zur Quelle von Ungelegenheiten; Poumari z. B. erklärte, er bedürfe Piay (d. h. Medicin), um einen andern Indianer zu tödten. Yacouman andererseits verlangte von Crevaux, daß er ihm behufs Erlangung größern Einflusses unter den Ouayanas am obern Yary Salzwasser auf den Kopf gieße; denn alsdann würde er, anstatt einfacher Tamuschi eines Dorfes, Yapotari, d. i. Herrscher des ganzen Gebietes, sein. Apatu erklärte das aber für unmöglich, da sie kein Salz mehr hätten, und vertröstete ihn auf spätere Zeiten; bei seiner Rückkehr aus Frankreich würde er ihm kleine Flaschen voll Salzwasser mitbringen und ihn nebst allen seinen Stammesgenossen taufen. Yacouman aber bat nur um zwei Flaschen, die eine für sich, die andere für seine Erben; sein Einfluß würde schwinden, wenn alle seine Krieger seine Brüder in Christo wären.

Der nächste Tag (28. Oktober) führte den Reisenden endlich an die Ufer des **Parou**; mit Flintenschüssen konnte er um 10 Uhr Morgens das freudige Ereigniß begrüßen und gleich darauf stürzte er sich in das klare Wasser des jungfräulichen Stromes. Selbst ein leichter Fieberanfall vermochte seine Freude über die Erreichung des Zieles nicht zu trüben. In 14 1/2 Stunden hatte er die circa 43 km betragende Entfernung zwischen Yary und Parou zurückgelegt;

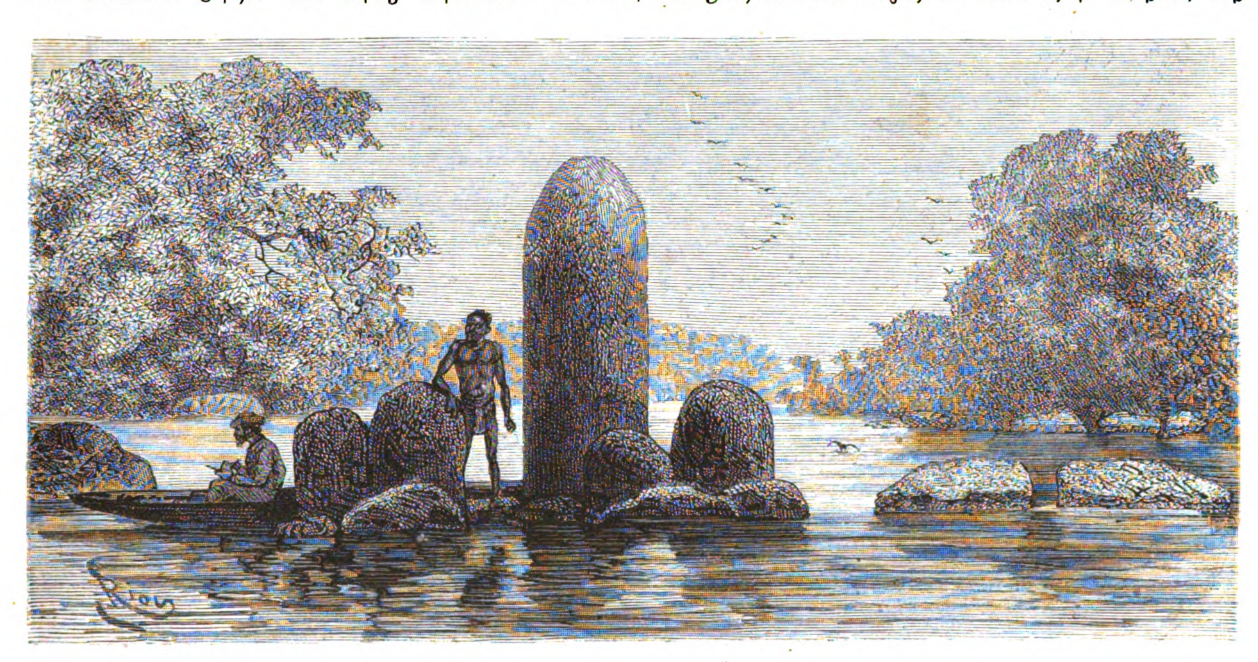


Fang eines Aï. (Theilweise nach einer Photographie.)

in gerader Linie mögen beide Flüsse aber nur etwa 30 km von einander entfernt sein. Die trennende Wasserscheide liegt dem Yary näher, als dem Parou; denn man hatte nur $3^1/_2$ Stunden gebraucht, um von ersterem aus die Quellen des ersten Parou-Zuflusses zu erreichen. Andererseits liegt das Becken des Parou höher, als dasjenige des Yary, wie der um 10 mm gesunkene Barometerstand auswies. Im Ganzen war man seit St. Georges nun 64 Tage unterwegs, davon 55 Tage, an welchen man theils zu Boote, theils zu Fuße vorwärts gekommen war.

Der von der Ankunft des Reisenden benachrichtigte Häuptling Canea hatte zwei Pirogen gesandt, welche die Gesellschaft in halbstündiger Fahrt nach dem Dorfe desselben, Caneapo genannt, brachten. Dasselbe liegt auf einem Hügel von 20 m Höhe, an dessen Fuße mächtige runde Granitblöcke den Fluß fast vollständig versperren — ein malerischer Ort, wo die Indianer mit ihren Pfeilen den Coumarou-Fischen mit Erfolg auflauern. Es war gerade Festtag, denn ein Monat war seit dem Tode eines Tamuschi verstrichen (den Todten zu Ehren werden zwei Feste gefeiert, die einen Pono genannt, die anderen Toulé). Alle Männer waren vom Halse ab mit Umhüllungen aus langen schwarzen Riemen bekleidet und trugen Mützen, die denen der französischen Advokaten ähnelten. Nur ein einziger stand aufrecht, in der Hand eine Peitsche mit 8 m langer Schnur. Er drehte sich um sich selbst, stampfte mit dem rechten Fuße auf die Erde, hob die Peitsche empor, bog den Leib nach hinten über und führte mit plötzlicher Bewegung einen Hieb aus, der wie ein Pistolenschuß knallte. Der Reihe nach mußte jeder dieses Manöver, das sie „Pono-Tanz" nennen, ausführen. Die Uebrigen kauern indessen auf der Erde, klatschen in die Hände und schreien „he! . . ., he . . .!"

Diese Indianer vom Parou bereiteten dem Reisenden einen freundlichen Empfang, da sie seine erste Reise auf dem Yary in allen Einzelheiten kannten; sie wußten, daß



Der Teufelsfelsen in der Mocori-Schnelle.

Crevaux seinen Verpflichtungen gegen seine Begleiter stets nachgekommen und mit Messern, Aexten, Säbeln und Angelhaken reich versehen war, und waren deshalb bereit, ihn überall hin zu begleiten. Da Crevaux den Parou ganz kennen zu lernen beabsichtigte, so engagirte er Yacouman, um sich bis zu den Trios-Indianern, die im Quellgebiete wohnen, führen zu lassen. Die Hälfte des Gepäckes blieb, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, beim Häuptlinge Canea zurück. Am Morgen des 30. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts angetreten. Der Fluß ist in diesem Theile von zahlreichen Granitfelsen durchsetzt, den Ueberbleibseln kleiner Hügelzüge, welche die Ufer bilden; die Vegetation entbehrt der Palmen und der zierlich gewundenen Schlingpflanzen, ist aber mit ihren kräftigen Bäumen nicht ohne Reiz. Nach $3^1/_2$ stündiger Fahrt bemerkte man am rechten Ufer einen Landeplatz und einen Pfad, der direkt zur Ansiedelung Coupara führt, indem er eine weite Krümmung des Flusses abschneidet. Seiner Karte halber aber wählte Crevaux den letztern Weg. Coupara liegt auf einem kleinen Hügel gegenüber der Stromschnelle Kourokiri an einer günstigen Stelle: schon von weitem kann man die stromaufwärts fahrenden Boote erblicken; dazu kommt das Murmeln des Wassers, die Gelegenheit zu köstlichen Bädern und die Menge von Coumarous im Flusse. Gegen Ringe, Knöpfe und Nadeln tauschte der Reisende hier mancherlei Erzeugnisse der Eingeborenen ein; Geschenke aber kennen dieselben nicht. Wenn er ihnen ein solches anbot, so fragten sie stets „etihé?" (Was willst Du?). Tauschhandel aber, bei welchem der Käufer stets im Voraus bezahlen muß, ist ihnen geläufig; die Bonis z. B., welche des Handels halber in das Land der Roucouyennes kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, welche sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten.

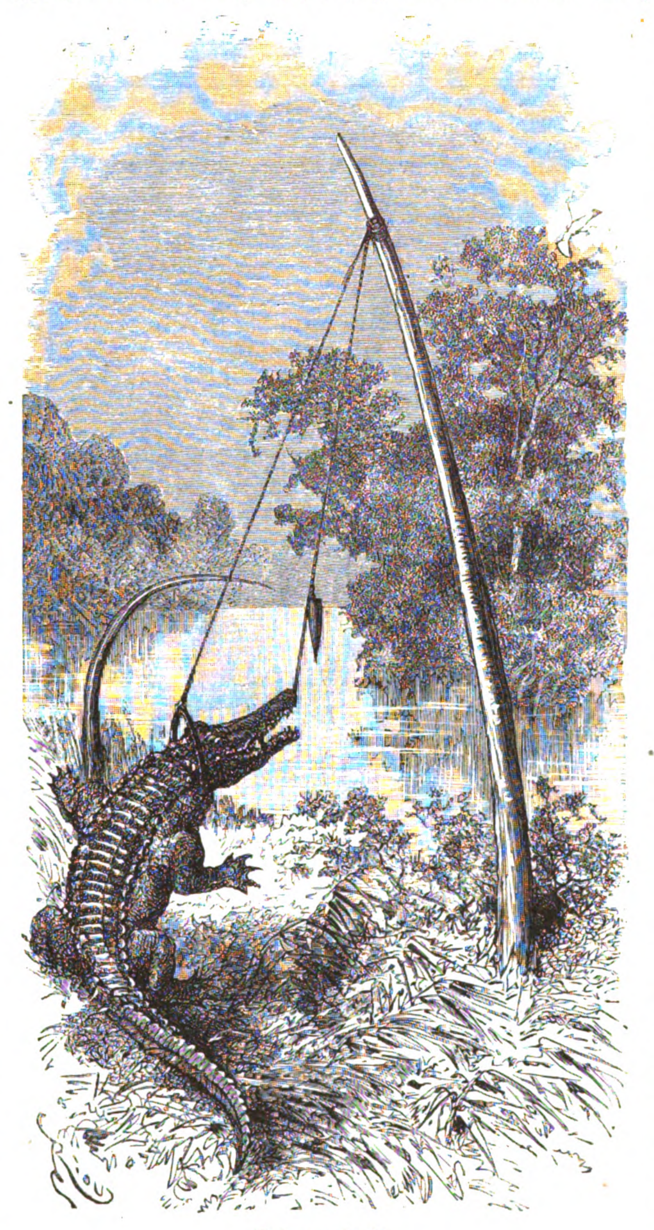
31. Oktober. Nach zwei Stunden erreichte man die Mündung des Coucitenné, den man schon auf dem Marsche vom Yary zum Parou überschritten hatte. Etwas weiter oberhalb zeigte sich in den Zweigen eines großen Baumes, der am Rande einer Lichtung stand, ein großes Nest; beim Näherkommen aber entpuppte sich dasselbe als eine Art Hütte mit Fußboden und Dach, in welcher ein Indianer mit Bogen und Pfeilen zusammengekauert saß und den Vögeln aufpaßte, welche von den reifen Früchten des Bau-



Pono-Tanz.

mes angelockt wurden. Diese Nacht brachte die Gesellschaft in einem kleinen Dörfchen zu, das nur von Weibern bewohnt war; kaum hatte Crevaux diese Thatsache festgestellt, als ihm auch schon der Gedanke an Orellana's Amazonen durch den Kopf fuhr. Aber von derlei poetischen Frauengestalten war hier nicht die Rede: es waren alte, abgediente und von ihren Männern weggejagte Weiber, welche sich dort zusammengefunden hatten und ein jämmerliches Leben führten. Die eine hatte die Hütte ihres Mannes verlassen müssen, weil sie zu viel schwatzte, die andere, weil sie sich mit einer jüngern Genossin nicht vertragen konnte ꝛc. Jagdbeute war natürlich bei den unglücklichen Geschöpfen nicht zu finden; alles, was sie ihrem weißen Gaste liefern konnten, war eine Banane und ein paar am Flußufer gesammelte Muscheln. Am nächsten Morgen beeilte sich derselbe, das unerfreuliche Quartier zu verlassen. Am Landungsplatze traf er den Sohn Yacouman's bei einer Mahlzeit, die er ihm nicht beneidete. Derselbe hatte ein Termitennest gefunden, es geöffnet und hielt nun ein Maripa-Blatt zwischen die erregten Insekten, die sich am Rande desselben festbissen; dann aß er sie ohne Weiteres herab und ließ nur die mit den Kinnbacken festhängenden Köpfe übrig.

1. November. Des Reisenden Gesundheit besserte sich von Tag zu Tag, weil die Hitze abnahm, da er sich vom Aequator entfernte und höher gelegene Gegenden erreichte. Häufig sah man Flüge feuerrother Aras (kinoro), welche von den Beeren der hohen, am Ufer wachsenden Bäume angezogen wurden. Crevaux erlegte zwei davon mit einem Schusse; sofort rissen ihnen die Indianer die Schwungfedern aus und steckten sie sich in die Ohren. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Strömung wegen der zahlreichen Felsen im Flußbette ziemlich stark war. Gegen 3 Uhr zeigte sich mitten in der Stromschnelle Mocori ein Granitfelsen, der $3^1/_2$ m über das Wasser emporragte; die Indianer halten denselben für ein Denkmal, das ein Yolok (Teufel), der die Boote umstürzt, errichtet habe. Oberhalb desselben wird die Strömung ruhig und der Fluß beschreibt große Bogen, die seinen Lauf um das Vierfache verlängern. Dort hat er das Aussehen, wie der Oberlauf des Maroni, Oyapok oder Yary: auf der einen Seite ein 3 m hoch senkrecht abfallendes Ufer von weißem Thon, in welches ein Fisch, der ya-ya der Roucouyennes oder der „cuirassier" der Kreolen, zahllose Löcher gebohrt hat. Das gegenüberliegende Ufer dagegen ist flach und sumpfig. An Stelle der Granitfelsen tritt nun Schiefer auf. Nachmittags sah man am Ufer einen kleinen Kaiman, der an einem Pfahle hing und aus Leibeskräften zappelte; Crevaux ließ sein Boot hinzurudern, um die Sache aus der Nähe zu betrachten. Die Falle besteht aus einem biegsamen Holze, an dessen Spitze zwei Seile befestigt sind; das eine bildet eine laufende Schlinge, am andern ist ein an beiden Enden zugespitztes Stück Holz befestigt, um welches Eingeweide gewickelt werden. Dadurch geködert, war der Kaiman unter einer kleinen aus Blättern errichteten Laubenwölbung hindurch gekrochen und hatte die Lockspeise verschluckt. In Folge dessen hatte er an dem Seile gezogen und dadurch ein hakenförmiges Stück Holz ausgelöst, so daß die dadurch nicht mehr gehaltene Stange emporgeschnellt war; der Kaiman aber war auf doppelte Weise gefangen: um den Hals saß ihm die laufende Schlinge und im Rachen wie ein Knebel das spitze Stück Holz.


Kaiman-Falle.

2. November. Um 4 Uhr traf man auf Schieferfelsen, welche die Ouayanas „panakiri tepou" (Felsen der Holländer) nennen, weil sie in einer Reihe stehen, wie die Soldaten in Surinam, welche einst am Maroni Krieg führten. Die Roucouyennes waren erstaunt, die weißen Soldaten sich in einer Linie aufstellen zu sehen, während sie selbst stets im Gänsemarsche, einer hinter dem andern, marschiren. Ferner war ihnen aufgefallen, daß die Holländer hin- und herexercirten, denn sie selbst bewegen sich nur, wenn sie sich nach einer andern Stelle hin begeben müssen, und daß der Soldat, wenn ihn ein Offizier rief, herbeigerannt kam. Sie selbst laufen äußerst selten, und Crevaux hat sie nie anders als im Schritt sich bewegen sehen.

Bald nach Mittag am 3. November traf man auf eine kleine, aber schwer zu passirende Stromschnelle, wo der zwischen hohen Granitfelsen eingeschlossene Fluß mit erschreckender Schnelligkeit dahinschoß. Eines der Boote stellte sich beim Hindurchfahren quer, füllte sich in Folge dessen und sank in wenigen Augenblicken unter. Zum

Glücke war das Wasser nicht tief, so daß man das sämmtliche Gepäck bis auf einige wenige Kleinigkeiten wieder herausfischen konnte. Doch mußte man Halt machen, um die Sachen zu trocknen, was bei der Sonnengluth auf den erhitzten Steinen rasch von Statten ging. Das Cassave war bald eben so trocken, als wie es aus dem Ofen kam, und auch den Patronen hatte das Bad nichts geschadet. Ein Sack Blei war freilich bei dem Schiffbruch verloren gegangen; allein Apatu's Bogen und Pfeile konnten die ausgehende Munition leicht ersetzen.

Am Nachmittage des 4. wurde die Hütte des Häuptlings Alamoïke erreicht, welcher dem Reisenden die Herstellung des Urari zeigen sollte. Derselbe hatte nur einen einzigen Peïto unter seinem Befehle, aber einen wahren Riesen von 1,80 m Höhe, während die Roucouyennes im Durchschnitte kleiner sind als die Franzosen. Von fern gesehen erscheinen sie trotzdem sehr groß, wohl in Folge ihres enormen Oberleibes, welcher zu den kurzen dünnen Gliedmaßen in scharfem Gegensatze steht. Am Abend leistete Crevaux dem Tamuschi, welcher ihn in das Geheimniß der Pfeilgift-Bereitung einweihen wollte, wie üblich, Vorausbezahlung in Gestalt einer Axt und versprach ihm obendrein einen um den Hals zu tragenden Fünffrankenthaler. Alamoïke selbst kannte als Roucouyenne ursprünglich die Herstellungsweise nicht, sondern hatte sie erst vor Kurzem gegen Erlegung eines Messers und eines kleinen Spiegels von einem Trio-Häuptling erlernt. Früh am nächsten Morgen fuhren Alamoïke und sein einziger Unterthan, Crevaux und Apatu eine Strecke weit stromab und wanderten zwei Stunden weit, bis der Tamuschi vor einer Liane von der Stärke einer Boa Halt machte; dieselbe machte dort, wo sie aus der Erde herauskam, eine große Krümmung und stieg dann ganz gerade bis zum Gipfel eines 25 bis 30 m hohen Baumes empor, mit dessen Laub sie ihre Blätter mischte. Es war die lange ersehnte Pflanze, welche von allen Indianern Guayanas urari genannt wird. Zunächst gab Alamoïke jedem Anwesenden ein Pfefferkorn, das er zerbeißen und hinunterschlucken mußte, und dann erst grub er mit einem Stocke die Erde auf, um die Wurzeln frei zu legen. Gleich darauf faßte er einen großen schwarzen Skorpion beim Schwanze und rief, ohne Furcht oder Schrecken zu zeigen, aus: „yolok“ (Teufel).



Urari (Strychnos Crevauxi).

Er hütete sich wohl, das Thier zu tödten, das er offenbar für den Wächter des Giftes ansah, und murmelte einige Worte, die offenbar seine Zufriedenheit andeuteten. Bald hatte er einige lange Wurzeln bloßgelegt, welche dicht unter der Erdoberfläche in horizontaler Richtung sich hinzogen. Während dessen sammelte Crevaux Zweige, Blätter und Blüthen der interessanten Pflanze und legte sie zum Trocknen ein; Alamoïke aber packte eine große Menge Wurzeln in zwei rasch aus Palmenblättern verfertigte Körbe, worauf man nach Hause zurückkehrte. Am folgenden Morgen wurden andere zur Bereitung des Giftes nöthige Pflanzen gesammelt, zunächst „potpeu", eine dem Reisenden nicht unbekannte Pflanze und nahe verwandt dem falschen Jahorandi, welches er 1874 aus Brasilien mitgebracht hatte. Er wußte, daß dieselbe nicht giftig war und fing daran zu kauen an, obwohl ihn Alamoïke, der sie für giftig hielt, ängstlich davon zurückzuhalten versuchte. Aber Crevaux beruhigte ihn mit den Worten: „Es ist keine Gefahr; ich bin eben so gut piay (Zauberer), wie Du." Nun hatte Alamoïke vor dem vermeintlich stärkern Kollegen keine Geheimnisse mehr und ließ ihn selbst alle weiteren erforderlichen Pflanzen sammeln. Dazu gehörten vier Species von der Familie der Piperiteen, sämmtlich mit scharfem Geschmacke und Speichelfluß erzeugend, sowie Blätter von der Parasa-Palme. Während des Nachmittages wurden die Urari-Wurzeln, welche 24 Stunden im Wasser gelegen hatten, geschabt. Dabei färbten sich Crevaux's Hände alsbald gelb, als hätte er mit Jodtinktur zu thun gehabt; er kostete ein wenig von der Rinde, die einen sehr ausgesprochenen bittern Geschmack hatte. Am dritten Tage, an welchem Crevaux nicht nur als Zeuge, sondern als Gehülfe bei der Bereitung zugegen war, wurden in der Hütte des Tamuschi die Geschirre zum Filtriren und Auffangen der Flüssigkeiten hergerichtet. Um einen Trichter herzustellen, wurde ein Palmenblatt in Dütenform gerollt, mit großen Dornen zusammengesteckt und an einem Henkel, der aus einer gebogenen Ruthe bestand, befestigt. Als Recipienten dienten Blätter von der Pineau-Palme, deren beide Enden umgebogen waren, so daß sie einen kleinen Trog bildeten. Zuerst reinigte Alamoïke die gesammelten Piperiteen von den Blättern und klopfte Stengel und Wurzeln mit einem Stocke, tauchte sie dann einige Minuten lang in ein Liter kalten Wassers, wobei er sie mit seinen breiten Händen drückte, und fuhr damit so lange fort, bis sie ihren charakteristischen scharfen Geschmack ganz verloren hatten. Dabei wurde stets dasselbe Wasser beibehalten und von der potpeu-Pflanze viel mehr genommen, als von den übrigen Species. Während dessen drückte Crevaux Parasa-Blätter in einem andern Gefäße aus, welches nur etwa $^1/_2$ Liter Wasser faßte. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, schäumte aber, wie von Seife; ohne Zweifel enthält diese Palme viel alkalische Salze, da man aus ihrer Asche Kochsalz gewinnt. Dann schritt man zu dem wichtigsten Theile der Arbeit, der Gewinnung des Urari-Saftes. Alamoïke benetzte eine reichliche Hand voll Urari mit der alkalischen Parasa-Flüssigkeit und drückte sie dann mit aller Kraft, daß eine dem Tabaksafte ähnliche Flüssigkeit heraustrat, mischte die Piperiteen-Lösung dazu und filtrite das Ganze durch Blätter, welche in den Trichter gelegt waren. Das Produkt, etwa $^1/_2$ Liter, wurde in einem irdenen Topfe aufgefangen, mit einer Hand voll trockenem zerstoßenem Pfeffer gemischt und über Feuer gesetzt. Alamoïke wusch sich dann die Hände am Flusse, während Crevaux den Topf beaufsichtigte, aber bald durch Niesen gezwungen wurde, seinen Posten aufzugeben. Zwei Kinder, die in einer Hängematte schliefen, wurden durch die Pfefferdämpfe aufgeweckt. Diese Wirkung des Pfeffers auf die Riechorgane macht auch die Nachricht glaublich, daß die alten Oyampys ihre Dörfer durch große Mengen ausgestreuten Pfeffers vor der Annäherung der Feinde schützten. Nach etwa 10 Minuten wurde der Topf vom Feuer genommen, Holzpfeile hineingetaucht und an der Sonne trocknen gelassen. Ein kleiner Affe, der in der Nähe herumkletterte, wurde mit einem solchen Pfeile an der Schulter getroffen; eine Minute lang lief er noch weiter, bald danach aber fiel er zu Boden, zeigte sich nach weiteren fünf Minuten schon unempfindlich gegen Nadelstiche und sieben Minuten nach der Verwundung war er todt.

Am folgenden Tage setzte Crevaux seine Fahrt den Parou aufwärts fort.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

IX.

Australien.

Die Gesammtzahl der Chinesen in Australien beträgt nach der Zählung von 1878 44 270, während die Gesammtbevölkerung der australischen Kolonien (ohne die Eingeborenen) Ende 1878 auf 2 603 122 angegeben wurde. 1878 kamen 139 011 Einwanderer nach Australien gegen 95 184, welche auswanderten; es blieb also in diesem einen Jahre ein Ueberschuß von Einwanderern, der fast so groß ist wie die ganze Bevölkerungszahl der Chinesen. Und dabei darf man wohl annehmen, daß in den 20 Jahren, welche seit dem großen Aufschwung der Chineseneinwanderung in Australien am Ende der 50er Jahre verflossen sind, die Zahl der Chinesen auf die Hälfte herabgesunken sei. Es scheint unter diesen Umständen die Aufwerfung der „Chinesenfrage" hier sachlich keineswegs tief begründet zu sein und wird in der That auch nur verständlich, wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse erwägt, welche in Australien sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte entwickelt haben. In Victoria und Neu-Süd-Wales, den beiden ältesten Kolonien, ist in verhältnißmäßig noch rascherm Tempo als in Kalifornien der Uebergang von der Goldwäscherei und kleinen Farmwirthschaft zum Großbetrieb des Bergbaues, der Viehzucht, der Landwirthschaft und sogar der Anfänge der Industrie gemacht worden, und die daraus sich entwickelnde Prosperität hat die Einwanderung nahezu auf derselben Höhe gehalten, welche sie in den Zeiten des Goldfiebers erklommen hatte. Es trug dazu die Thatsache bei, daß die

Einwanderung auf Kolonialkosten bis in die letzten Jahre beibehalten wurde, obwohl die dringenden Gründe der früheren Jahre nicht mehr vorlagen. Nun hatten aber die Großbetriebe, vorzüglich der Viehzucht, gerade wie in Kalifornien und in den näheren Weststaaten Nordamerikas, eine Masse Ländereien in Besitz genommen, während zugleich die zunehmende Anwendung der Maschinen in Acker- und Bergbau die Nachfrage nach Arbeitskräften erheblich verminderte: beides Gründe geringerer Prosperität für die in unverminderter Zahl und — Armuth einströmenden Einwanderer. So konnte das vor einigen Jahren noch Undenkbare geschehen, daß im Februar 1880 in der Gesetzgebung von Neu-Süd-Wales ein Antrag auf Beschränkung der Einwanderung eingebracht werden konnte. Die letztere Thatsache, die Verschleuderung der Kronländereien an Squatters mit kleinen Königreichen, oder an Gesellschaften mit nach Millionen zählenden Herden, ist aus Parteigründen lange Zeit nicht so beachtet worden, wie es im Interesse des armen Auswanderers zu wünschen gewesen wäre, aber um so stärker erheben sich seit einigen Jahren die Stimmen dagegen (vergl. z. B. die Aufsätze über Neu-Süd-Wales und über „Our Estate in the Colonies" in Colonies and India 1881, Nr. 458 seq., wo unter anderm gesagt ist, daß Victoria bereits mit $^4/_5$ seines dem Areal von Großbritannien gleichkommenden Bodens aufgeräumt hat); indessen das beste und erreichbarste Land ist vergeben und Australien, wo angeblich jeder Mensch so glücklich sein konnte als er nach Beschaffenheit von Kopf und Händen auf freiem, Allen zugänglichem Boden zu sein befähigt ist, laborirt an Ueberfluß von Händen und an Mangel an lohnender Arbeit! Man weiß, wie freudig auch aus diesem Grunde die beiden Weltausstellungen begrüßt worden sind, welche den turbulenten Arbeitermassen von Sydney und Melbourne Nahrung gaben. (Vergl. die Mittheilung über australische Zustände im „Globus" XXXVI, S. 304.) Unter diesen Verhältnissen darf man freilich auch nicht die unvorsichtige, etwas allzu kühn auf die goldenen Ernten künftiger Jahre und auf die gesteigerte Steuerfähigkeit des kommenden Geschlechtes bauende Finanzwirthschaft dieser jungen Länder vergessen, und ebenso nicht die andere Eigenthümlichkeit der kolonialen Entwickelungsstufe, die Demagogie, wie sie besonders in Victoria blüht. Das nothwendige Resultat solcher Mißvergnügen erweckender Zustände wird das Losschlagen auf einen Prügeljungen sein, wo solcher sich finden sollte, und unglücklicherweise ist der geduldige Chinese mit seinen kleinen Tugenden, die den Neid, und seinen kleinen Fehlern, die den Haß des europäischen Kulturmenschen erregen, der denkbar beste Träger solcher Rolle.

Die Antichinesenbewegungen hat es schon früher in Australien gegeben, aber sie waren viel harmloser und unbedeutender gewesen. Im südöstlichen Australien war die chinesische Einwanderung schon im Anfang der 50er Jahre so stark, daß sie in den damals mit Vorliebe von ihnen aufgesuchten Kolonien Victoria und Neu-Süd-Wales zu Gesetzen Anlaß gab, welche die Erhebung einer Kopfsteuer von jedem einwandernden Chinesen verfügte; und später, als diese zurückgenommen werden mußte, zu einem so hohen Zoll auf gewisse chinesische Bedürfnisse, wie Reis und Opium, daß auch dadurch der Aufenthalt der Chinesen in diesen Kolonien mindestens stark erschwert war. Diese Maßregeln hatten ihren Zweck erfüllt, als sie einige Jahre bestanden und in dieser Zeit die chinesische Einwanderung vermindert hatten. Die Zahl der Chinesen hatte wenigstens in Victoria entschieden abgenommen. Sie betrug hier 1861 25 000, 1879 nur noch 18 000. Im Interesse aller Kolonisten hatten diese Beschränkungen ohnehin nie gelegen, und die Unternehmer, Gutsbesitzer, Gewerbetreibenden u. s. f., welche die europäischen Arbeitskräfte um so theuerer zahlen mußten, je spärlicher die in vielen Beziehungen ebenso verwendbaren chinesischen zuflossen, thaten alles, um sie zu beseitigen. Akademische Warnungsrufe, wie der Goldwin-Smith's, welcher die Frage aufwarf, ob Australien den Weißen oder den Gelben gehören werde, vermochten Jahre hindurch nichts an dieser rückläufigen Bewegung zu ändern, bis in Queensland, wo es 1877 allein über 13 000 chinesische Goldgräber gab, Mitte der 70er Jahre eine neue Antichinesenbewegung entstand, welche es in der That bereits 1876 auch zu einer Chinesensteuer brachte. Hier war die chinesische Einwanderung in diesem Zeitpunkte noch eine verhältnißmäßig neue Thatsache, welche, wie überall in den jungen Kolonien, von den Kolonisten mit Freude begrüßt worden war, weil sie einen Hauptmangel beseitigte, indem sie billige und willige Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Auch erhielt sich diese Stimmung so lange die Chinesen sich damit begnügten, als Tagelöhner der Ansiedler zu arbeiten. Sie schlug aber rasch um von dem Augenblicke an, wo denselben beikam, demselben Goldburst folgen zu wollen, der die Weißen nach den Goldfeldern trieb. Im nördlichen Queensland waren nicht sobald die Goldfelder am Palmer-Fluß entdeckt, als auch Scharen von Weißen und Chinesen dahin eilten. Konflikte zwischen beiden wurden unvermeidlich und es war fast selbstverständlich, daß dieselben zu einer Parteinahme der Gesetzgebung für die Weißen führten. Es kam eine bedeutende Steigerung der chinesischen Einwanderung Mitte der 70er Jahre hinzu; es wanderten z. B. 1877 7254 ein und nur 2016 aus. (Vergl. Mittheilungen hierüber in einem interessanten Aufsatze C. E. Jung's „Globus" XXXVI, S. 299.) Die Legislatur beschloß also in der That im Jahr 1876 eine Besteuerung der Chinesen, im Wesen und der Wirkung ganz ähnlich der Kopfsteuer, welche früher Neu-Süd-Wales und Victoria erhoben hatten, und nur in der Form verschieden. Es sollte nämlich jeder „Asiate" (der Name Chinese kam in dem Gesetz gar nicht vor) 6 Pf. St. pro Jahr mehr für seinen Schürfschein zahlen, als die Europäer. Dieses Gesetz kam auf eine Ausschließung der Chinesen von den Goldfeldern hinaus und wurde als solche in seiner ganzen Willkürlichkeit von denselben empfunden. Einige unter ihnen, welche Kunde hatten von den Verträgen, die zwischen Großbritannien und China bestehen, beschwerten sich beim Governor und scheinen auch die Unterstützung der chinesischen Regierung gefunden zu haben. Das Ergebniß war, daß jener sein Veto gegen das Gesetz einlegte, indem er erklärte, es der Bestätigung durch die königliche Regierung vorbehalten zu wollen. Im März 1877 wurde im englischen Unterhause die Frage gestellt, ob die Regierung das Gesetz bestätigen werde, worauf der Unterstaatssekretär der Kolonien verneinend antwortete. Kurz darauf erließ der Vicepräsident des Executive Council von Queensland ein Rundschreiben, welches der Befürchtung Ausdruck verlieh, „daß sowohl unsere Rechte als unsere Civilisation geschädigt und unser sociales und politisches System gefährdet werde, wenn gegen unsern Willen und entgegen unseren Interessen eine chinesische Einwanderung uns aufgezwungen wird." Sie schätzten, hieß es ferner in diesem Schreiben, den Werth des Vorrechtes britische Unterthanen zu sein, aber wenn sie darum ihre Hoffnung aufgeben sollten, ihr auf sociale und politische Gleichheit gegründetes Gemeinwesen in diesem Sinne weiter zu entwickeln, so würden sie sich dazu nicht bequemen, ohne die ernstesten Versuche ein solches Uebel abzuwenden. Die Kolonien wünschten in ihrer eigenen Art und Weise sich zu entwickeln, und das Vorhandensein von internationalen Vertragsverpflichtungen zwischen Großbri-

tannien und China sollte nicht im Stande sein einen Vorwand zu liefern, um ihnen eine chinesische Einwanderung gegen ihren Willen und gegen ihre Interessen aufzudrängen.

Die krasse egoistische Willkür dieser Auffassung wird besonders klar, wenn man sich daran erinnert, daß Queensland einige Jahre früher sich alle Mühe gegeben hatte, um billige polynesische Kulis für seine Zucker- und Baumwollenpflanzungen auf Wegen zu erlangen, welche nicht selten zum Menschenraub und zur Entvölkerung ganzer Inseln in Polynesien führten. Glücklicherweise machten sich auch gerechtere Stimmen geltend, wie die des Kolonialsekretärs von Queensland, John Douglas, welcher in einer Depesche an Lord Carnarvon sagt: „Die Chinesen sind gesetzlich, mäßig und fleißig, sie leisten den Europäern gute Dienste und sind noch nicht in ernsthafte Wettbewerbung mit denselben auf dem Arbeitsmarkte getreten." Andere machten auf die Unklugheit der Queensländer aufmerksam, welche nicht bedachten, daß ihre Goldfelder sich bald erschöpfen würden, während sie nichteuropäischer Arbeitskräfte für ihre tropischen Kulturen stets bedürftig sein würden. Die Presse des Mutterlandes war fast einstimmig gegen die Haltung der Kolonie.

Nach Zurückweisung des frühern Gesetzes durch den Governor und die mutterländische Regierung machte die Gesetzgebung ein neues ganz nach Art derjenigen von Victoria und Neu-Süd-Wales, in welchem die Zahlung von 10 Pf. St. für jeden zu Wasser oder zu Land ankommenden Chinesen vorgeschrieben, die Rückgabe dieser Summe indessen für den Fall vorgesehen war, daß der Chinese binnen 6 Jahren die Kolonie wieder verlassen würde, ohne während seiner Anwesenheit derselben zur Last gefallen zu sein. Auch wurde ein Reiszoll von 1 Penny pro Pfund vorgeschlagen, dessen einziger Zweck natürlich nur die Vertheuerung des Hauptnahrungsmittels der Chinesen und damit ihre Hinausdrängung sein konnte. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Maßregeln von der mutterländischen Regierung gebilligt worden sind oder nicht, und ob gewisse Sonderabgaben, welche man auf die von Chinesen hauptsächlich betriebenen Geschäfte legen wollte, zur Durchführung gelangten. Jedenfalls ist Queensland noch auf den Konferenzen von Sydney 1880 und 1881 am schärfsten für antichinesische Maßregeln eingetreten.

Neben ihm trat Südaustralien nun ebenfalls in den Kampf ein und zwar mit genau denselben Waffen wie Queensland. Am 7. August 1880 wurde in die dortige Gesetzgebung ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher die Landung von Chinesen in größerer Zahl als 1 zu 10 Tonnen des Gehaltes der betreffenden Schiffe verbietet und außerdem eine Steuer von 10 Pf. St. auf jeden einwandernden Chinesen legt. Sicher, von der Regierung „geveto't" zu werden, blieb dieser Antrag zwar unerledigt, aber er wurde am 15. Oktober durch ein von der Kolonialregierung eingebrachtes „Chinesengesetz" ersetzt, welches eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. auf jeden ankommenden Chinesen vorschlug und auch zur Annahme gelangte. Auch betheiligte sich Südaustralien an der interkolonialen Konferenz über die Chinesen- und — Phylloxera-Frage, welche am 25. November 1880 in Melbourne zusammentrat und außer der genannten Kolonie noch von Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Tasmanien beschickt war, wo es besonders eifrig gegen die sogleich zu erwähnenden Schritte Westaustraliens zur Förderung der Chineseneinwanderung auftrat.

Diese Bewegung in den jungen Kolonien des Nordostens und der Mitte gab Anlaß zur Aufwerfung der Rechtsfrage, inwieweit die von Großbritannien mit China abgeschlossenen Verträge die Kolonien jener Macht verpflichte, die chinesischen Einwanderer aufzunehmen und genau auf demselben Fuße zu behandeln wie die einwandernden Bürger irgend eines andern mit Großbritannien in Vertragsbeziehungen stehenden Staates. Dadurch wurde sie zu einer Angelegenheit von viel erheblicherer Wichtigkeit gestempelt, als sie jemals in jenen älteren Kolonien gewesen war und nahm, was bei der Vorliebe der Australier für politische Diskussionen fast selbstverständlich war, schon sehr bald auch in diesen eine vordere Stelle unter den Tagesfragen ein. Das Beispiel der damals schon brennenden kalifornischen Chinesenfrage war hierbei sicherlich auch nicht ohne Einfluß. Die zweite Leidenschaft dieser heißblütigen Kolonisten, die Association, wurde sogleich mit herangezogen, und so entstand Ende 1878 zuerst in Melbourne eine „Anti-Chinese League", welche sich auch sofort nach Sydney, Adelaide und Brisbane verbreitete, ihre Verzweigungen in manche kleinere Plätze erstreckte und eine Art von officieller Vertretung ihrer Bestrebungen in der entschieden antichinesischen Haltung der eben erwähnten interkolonialen Konferenzen fand.

In der Gesetzgebung von Neuseeland wurde 1880 gleichfalls eine „Chinese Immigration Prohibition Bill" eingebracht, welche im August bereits eine zweite Lesung erfahren hatte. Ihre Hauptbestimmung bestand in der Festsetzung einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. für jeden einwandernden Chinesen. Da in Neuseeland die 1878 zu 4433 angegebene Zahl der Chinesen sich im Laufe der letzten Jahre erheblich vermindert hatte, so war ein dringender Grund für solche Gesetzgebung hier gar nicht vorhanden. Aber man schützt die Nothwendigkeit einer Vorbeugung für künftige Fälle vor, wo Hungersnoth oder Krieg die Wellen der chinesischen Auswanderung wieder höher schwellen lassen möchte. Schon früher hatte sich auch die Gesetzgebung von Tasmanien in antichinesischem Sinne ausgesprochen und eine ähnliche Kopfsteuer beschlossen.

Es ist belehrend zu sehen, wie gleichzeitig mit dieser antichinesischen Bewegung in Queensland, Victoria u. s. f. in Nordaustralien, der erst werdenden, nach Menschenkräften irgend welcher Art dürstenden Kolonie, ein starkes Verlangen nach Steigerung der chinesischen Einwanderung sich kundgab. Man erleichterte dort den Chinesen, die unter Kuliverträgen eingeführt worden waren, das Verbleiben nach Ablauf ihrer meist nur auf ein bis zwei Jahre gehenden Arbeitsverträge in jeder Weise und war froh, wenn sie sich zum Vortheil der Kolonie 15 bis 20 Jahre verpflichten wollten. Nicht minder kam man ihnen in Westaustralien entgegen, das allerdings mit seinen 30 000 Einwohnern das Recht hat, Vermehrung seiner Einwohnerzahl zu suchen, wo immer es sie finden mag. Am 28. December 1880 erschien in dem Regierungsblatt dieser Kronkolonie die Mittheilung, daß die Einwanderung von Chinesen auf öffentliche Kosten befördert werden solle. Die Abgeordneten der älteren Kolonien, welche gerade damals ihre mitunter auch gegen die Chinesen-Zuwanderung beziehungsweise auf Hinausschaffung derselben gerichteten Berathungen in Sydney pflogen, beschwerten sich darauf am 25. Januar 1881 beim Earl of Kimberley, indem sie darauf hinwiesen, daß in dem Augenblick, wo die fünf von ihnen repräsentirten Kolonien mit ihrer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen einstimmig gegen weitere Zufuhr von Chinesen seien, die öffentliche Förderung derselben in Westaustralien einen übeln Eindruck machen und für diese Kolonie selbst unangenehme Folgen haben könnte. Sie drohten in dem Style des oben angeführten Schreibens des Executive Committee von Queensland mit Maßregeln, welche die anderen Kolonien sich genöthigt sehen würden im Verkehr mit den Häfen Westaustraliens zu nehmen, falls

dieses auf seiner Politik beharre. Einstweilen hat nichts Weiteres über die Entwickelung dieser Angelegenheit verlautet.

Nachdem wir in unserm einleitenden Abschnitt (s. Bd. XXXIX, S. 108) das Urtheil eines australischen Politikers über die Chinesen, ein typisch abfälliges Urtheil, mitgetheilt, möge es gestattet sein, zum Schluß ein aus anderer Tonart klingendes anzuführen, das mindestens zeigen mag, daß nicht alles, was sich mit Stolz „Gumsucker“ nennt, von Chinesenhaß geschwellt sein muß. James Inglis, dessen offene, unumwundene Urtheile sein Buch „Our Australian Cousins“ (1880) zu einer der besseren Quellen zur Kenntniß europäo-australischen Wesens stempeln, spricht sich über die Chinesen, speciell in Queensland, folgendermaßen aus: „Sie sind nett gekleidet und machen einen gesunden zufriedenen Eindruck. Manche haben ihr Haar bereits ganz à la militaire verschnitten, und Einige sehen wie respektable wohlhabende Gentlemen aus. Mit all seinem Schmutz, seiner Vorliebe für Opium sowie für Speisen von geheimnißvoller Zusammensetzung und seinem Abscheu vor Seife und Wasser hat John manche gute Seiten und ist im Ganzen ein nicht zu verachtender Kolonist. Als Hausirer und Kleinhändler ist er geduldig, fleißig und sparsam, als Koch und Hausdiener ruhig, fügsam und arbeitsam, als Gärtner oder Bergarbeiter geschickt, mäßig, fleißig. Bei alledem bildet er für den hiesigen Arbeiter einen Gegenstand des Hasses. Der Unionist verabscheut ihn aufs Aeußerste, während die Politiker nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollen. Auch in Queensland hängen Wolken an seinem Horizont.“ Wie der Chinese selber diese Bedrohung ansieht, haben wir bei Erwähnung des von chinesischer Seite ausgegangenen Pamphlets „The Chinese Question in Australia“ (Melbourne 1879) gesehen. S. o. Bd. XXXIX, S. 106.

* * *

In Victoria und Neu-Süd-Wales weckte eine seit Beginn dieses Jahres gesteigerte Einwanderung von Chinesen die Chinesenfrage aufs Neue und rief Volksversammlungen und Deputationen, welche sich einer drohenden Sprache gegen die Mongolen bedienten, zusammen. Im April und Mai d. J. sollen allwöchentlich in Sydney 1000 und mehr angelangt sein. Solche Zahlen bedeuten eine wenig willkommene erneute Steigerung der von 1871 bis 1881 von 17 935 auf 11 796 gefallenen Chinesenbevölkerung von Victoria. Wie immer waren fast keine Weiber unter den Neu-Einwanderern, wie denn in der letzt angegebenen Censuszahl deren nicht mehr als 196 sich befanden. Man schrieb diesen plötzlichen starken Zufluß hauptsächlich dem Umstande zu, daß in Brisbane die Chinesensteuer von 10 Pf. St. die Landung fast jedes chinesischen Einwanderers unmöglich macht. Am 12. Mai wurde in New Castle (N.-Süd-Wales) eine große Volksversammlung gegen die Chineseneinwanderung abgehalten. Der Deputation derselben sagte der damalige Premierminister, daß die Regierung alles gethan habe, was möglich sei, um die Chinesen fern zu halten. Sie sehe in ihnen keine wünschenswerthen Kolonisten, aber auch keine Gefahr. In Victoria dagegen versprach der weniger skrupulöse Premierminister Berry, daß er gleich im Beginn der nächsten Tagung der Gesetzgebung ein Chinesengesetz in der Richtung der Beschlüsse der interkolonialen Konferenz vorlegen werde, „das weiter gehen werde als irgend ein früheres.“

Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande.

Von Dr. **H. v. Ihering** in Taguare de Mundo novo, Prov. Rio grande do Sul, Brasilien.

Im Augenblicke lenkt ein heftig entbrannter Streit die Augen aller für Südbrasilien sich Interessirenden auf sich, es ist die Sucht des großen Handelplatzes Rio grande, die sinkende Macht sich zu bewahren, den natürlichen Gang der Entwickelung einhalten und sich seine hervorragende Stellung erhalten zu wollen. Den Anlaß dazu giebt die geplante Einrichtung einer Alfandega (Zollstätte) in Pelotas, wodurch natürlich die bisherige Abhängigkeit des letztern Platzes von Rio grande aufgehoben wird. Kein Wunder daher, daß der älteste und früher wichtigste und selbst einzige große Handelsplatz der Provinz dieses Projekt ungern sieht und unter allerlei Vorwänden demselben entgegenarbeitet, kein Wunder aber auch, daß andererseits diese Lokalinteressen nicht durchschlagen und die Begründung der Alfandega von Pelotas nicht oder wenigstens nicht mehr auf lange Zeit werden hindern können. Denn so sehr auch das Gedeihen von Rio grande der Provinz am Herzen liegen muß, so kann doch der naturgemäße Entwickelungsgang und Fortschritt nicht der einen Stadt wegen aufgehalten werden.

Pelotas hat einen guten Hafen, in welchem die überseeisch ankommenden Schiffe ebenso gut einlaufen können, wie in Porto alegre. Da aber in Pelotas keine Alfandega sich befindet, so müssen die für diesen Ort bestimmten Waaren zuerst nach Rio grande gehen, woraus für den Handel von Pelotas die Nothwendigkeit erwächst, in jener Stadt Filialvertretung zu haben. Das vertheuert natürlich das Geschäft sehr und schädigt den von Pelotas aus nach den Kolonien betriebenen Handel. Der Besitz einer eigenen Alfandega wird daher Pelotas eingeräumt werden müssen, sobald, wie das jetzt der Fall ist, der Handel hierzu hinreichend ist. Pelotas verdankt diesen Umstand einerseits den großen Schlachtereien und dem, was damit zusammenhängt, wie z. B. Guanofabrikation ꝛc., andererseits dem Handel nach den anstoßenden Kolonien. Daß für Pelotas und die Provinz die Einrichtung der Alfandega ein großer Vortheil wäre, ist ebenso klar wie der Verlust, den Rio grande damit erleiden würde. Ganz in derselben Weise hat seiner Zeit Rio grande die Alfandega von Porto alegre bekämpft, und doch sind jetzt die Zolleinnahmen beider Orte fast gleich oder werden es doch wohl bald sein. Die officiellen Daten der Einnahmen des Zollamtes von beiden Orten zeigen eine ganz gewaltige Zunahme für Porto alegre an, mithin ein relatives Zurückgehen von Rio grande. Ich theile in nebenstehender Tabelle die betreffenden der Gazetta de Porto alegre 1880 Nro. 230 entnommenen Zahlen mit.

Es hat mithin der Handel von Porto alegre, soweit er sich auf Import bezieht, in den letzten zwei bis drei Jahren sich im Verhältniß zu jenem von Rio grande sehr gehoben. Nach den von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stellte sich im Jahre 1867/68 das Verhältniß so, daß wenn man die Zollimporteinnahmen von Rio grande zu

Jahr		Import von Porto alegre in Milreis	Import von Rio grande in Milreis	Procentverhältnisse von Porto alegre, wobei die Zahlen von Rio grande zu 100 gesetzt sind
1877/78	1. Semester	379 008	873 459	42,5 Proc.
	2. Semester	402 584	848 578	47,4 "
	Total	781 592	1 722 037	45,5 "
1878/79	1. Semester	634 715	872 263	72,7 "
	2. Semester	791 434	1 134 254	69,7 "
	Total	1 426 249	2 006 517	71,3 "
1879/80	1. Semester	869 273	1 122 768	77,4 "

100 setzt, jene von Porto alegre 27 betrugen. Die von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stehen nicht ganz im Verhältniß zu jenen, welche wir hier anführen, die Art der Gewinnung derselben, Brutto, Netto 2c. mag eine andere sein, doch hat das für unsere Zwecke nichts zu sagen, wo es nur gilt, die relativen Zahlen zwischen beiden Plätzen festzustellen. Während wir nun, wie bemerkt, das Verhältniß des Importes von Porto alegre zu jenem von Rio grande 1867/68 wie 27 : 100 finden, stellt sich das im Jahre 1877/78 zu 45 und 1879/80 zu 77. Oder wenn wir umgekehrt die Zahlen für Porto alegre als Einheit nehmen und zu 100 setzen, so beziffern sich die Zahlen für die letzten fünf Semester zu 235 — 211 — 137 — 143 — 129. Die rückgängige Bewegung des Importhandels von Rio grande geht hieraus klar hervor. Allerdings ist der Rückgang bisher nur ein relativer, allein auch das wird sich noch ändern. Das nächste Jahr bringt in Porto alegre die am 1. Okt. zu eröffnende deutsch-brasilianische Ausstellung, von der man sich für den Handel mit Deutschland einen lebhaften Aufschwung versprechen darf und welche das immer mehr hervortretende Uebergewicht der Hauptstadt Porto alegre nur noch mehr befestigen wird. Ferner ist, wie oben bemerkt, der ganze Handel von Pelotas, einem immer mehr sich hebenden Orte, bis jetzt an die Alfandega von Rio grande geknüpft, und in dem Momente, in dem Pelotas seine eigene Alfandega erhält, wird es für jene von Rio grande einen großen Ausfall setzen. In noch größerm Maße würde das der Fall sein, wenn etwa der Hafen von Torres oder sonst ein geeigneter Hafen etwa von der Provinz St. Catharina eröffnet und durch Eisenbahnverbindung mit Porto alegre nutzbar gemacht würde. Es ist das ein schon oft besprochener Plan, von dem es nicht klar ist, wie weit seine Vereitelung den Bemühungen der Kaufmannschaft von Rio grande zuzuschreiben ist, der aber sicher noch einmal zur Ausführung kommt. Der Umstand, welcher für die Provinz über kurz oder lang einen andern mit Porto alegre in Eisenbahnverbindung stehenden Hafen nöthig macht, ist der schlechte Eingang in die Lagoa dos patos, ist die gefährliche Barre von Rio grande, an der beständig so viele Schiffe scheitern. Die Passage dieser Untiefe, deren Konfiguration durch den von den Wogen beständig hin- und hergeworfenen Sand immerzu geändert wird, so daß immerzu die Tiefe gemessen werden muß, ist so gefährlich wie kaum irgend eine andere, und nirgends gehen im Verhältniß zur Zahl der einlaufenden Schiffe so viele zu Grunde wie da. Es scheint, als ob mit sehr beträchtlichen Mitteln da keine ständige Abhilfe zu schaffen ist. Begreiflich, daß unter solchen Umständen auch die durch Versicherung 2c. erwachsenden Unkosten beträchtlich sind, und die Fracht von Hamburg nach Porto alegre sehr viel höher kommt, als jene nach Montevideo. Gäbe es aber einen andern sichern Hafen mit Eisenbahn nach Porto alegre, so würden sich die Transportkosten viel niedriger stellen. Als solcher Hafen ist der von Torres, nördlich von Rio grande, in Aussicht genommen worden. Die Untersuchung desselben durch einen Ingenieur fiel gegen denselben aus; allein man behauptet, daß dieses Resultat von Rio grande für vieles Geld bestellt worden sei, und jedenfalls glaubt man in Porto alegre nicht an die Unbrauchbarkeit des betreffenden Hafens, an dem freilich noch vieles gethan werden müßte. Ich hoffe, daß ich hierüber mir später aus eigener Anschauung ein Bild werde machen können.

Käme es zur Herstellung des Hafens von Torres, so würde das für Rio grande ein ganz entscheidender Schlag sein. Allein auch ohnedem wird die zunehmende Wichtigkeit von Porto alegre und von Pelotas den Handel von Rio grande zurückgehen lassen. Auch die eifrigsten und kostspieligsten Bemühungen für Rio grande würden daran nichts ändern können. Es finden im Welthandel überall und beständig Verschiebungen statt, durch welche neue Plätze emporkommen und alte von ihrer Machtstellung herabsinken. So ist es hier in der Provinz in Folge der Aenderung und Vermehrung der Verkehrsstraßen nach der Serra mit zahlreichen kleineren Plätzen gegangen, und man darf nur die Namen Venedig, Gent, Lübeck u. a. nennen, um zu wissen, daß auch in Europa dieselben Verhältnisse spielen. Noch ist Rio grande ein wichtiger Platz und sehen wir sogar seine Zolleinnahmen noch im Steigen begriffen und steht auch eine beträchtliche Veränderung nicht in unmittelbarer Aussicht, aber die Zahlen und Thatsachen, die wir mittheilten, geben zu denken. Noch sei zur Erläuterung dieser Zahlen bemerkt, daß für die letzten beiden aufgeführten Semester die Verhältnisse etwas anders liegen als für die früheren. Mit dem zweiten Semester 1878/79 ist nämlich der für die Provinz Rio grande do Sul festgesetzte Specialtarif in Kraft getreten. Diese durch den starken Schmuggel und die Grenzlage der Provinz bedingte Ausnahmsstellung ist für die Provinz von eminenter Wichtigkeit. Seit langen Jahren erstrebt und erst seit einem Jahre in Wirksamkeit, ist gleichwohl dieser Specialtarif, der für die anderen Provinzen einen Gegenstand des Neides bildet, schon wieder lebhaft angegriffen, Dank zumal dem Einfluß des Herrn Cotegipe in Rio de Janeiro, der seinen steigenden Einfluß in aller Weise zur Benachtheiligung der Pro-

vinz Rio grande do Sul geltend zu machen sucht. Dessen bedarf es aber wahrlich nicht! Keine Provinz des Kaiserreiches hat demselben so große Dienste geleistet wie Rio grande do Sul, und militärisch ist Brasilien nichts ohne diese Provinz, die z. B. im Kriege mit Paraguay mehr als die Hälfte der Soldaten und zwar die besten gestellt hat. Die Gazetta de Porto alegre hat kürzlich eine lange Serie von höchst interessanten diesen Gegenstand behandelnden Artikeln gebracht, in denen ihr geistvoller Verfasser, C. v. Koseritz, die Stellung der Provinz zum Kaiserreiche beleuchtet. Immerzu wird das aber doch nicht gehen, und irgendwie ernstere gegen die Provinz gerichtete Schritte könnten ebenso wie unbequeme kriegerische Verwickelungen, in denen wieder die Provinz für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen müßte, die Selbständigkeitserklärung der Provinz zur Folge haben. In der Besorgniß vor diesem Ereignisse liegt die sicherste Garantie für die Berücksichtigung der Interessen von Rio grande do Sul. Gewiß ist es auch nur diesem Umstande zu verdanken, daß jetzt bei der Wahlreform der heftig bekämpfte Artikel 8 endlich doch durchging, durch welchen auch den Naturalisirten und Akatholiken die Wählbarkeit zu Deputirtenstellen eingeräumt wird.

Die Frage der Kommunikationsmittel der Provinz scheint gerade jetzt wieder in den Vordergrund treten zu sollen. Seitens der minder prosperirenden Nachbarprovinz St. Catharina wird eine die Serra übersteigende Eisenbahn projektirt, welche von St. Catharina bis Porto alegre führen soll. So sehr nun auch im Allgemeinen die weitere Ausbildung des Eisenbahnnetzes zu wünschen ist, so wenig ist doch der Provinz Rio grande mit einer engern Verbindung mit St. Catharina gedient, da es fast nur diese Provinz wäre, welche daraus Vortheil ziehen würde, indem sie den Handel der Nachbarprovinz von sich abhängig machte. Von Eisenbahnen, welche die Südprovinz mit anderen in Verbindung setzen sollen, sind vor allem zwei zu fordern, eine, welche durch das Gebiet der Missionen ziehend die Verbindung mit S. Paulo und damit auch mit Rio de Janeiro herstellt, und sodann die schon in Angriff genommene Südbahn, welche in Uruguyana endend die Verbindung mit dem mächtigen Uruguay-Strome herstellen wird.

Wenn damit eine zweckmäßige Verbindung mit Nachbarprovinzen und -staaten erreicht wird, so bleibt die Hauptfrage, jene des Hafens, eine offene. Wie schon erwähnt, ist die den Hafen von Rio grande verlegende Untiefe, die berüchtigte Barre, eine große Kalamität. Man veranschlagt die Summe, welche zur ordentlichen Herstellung der Einfahrt erforderlich wäre, auf circa 8 Millionen Mark. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß selbst nach einer einmaligen solchen Ausgabe immer wieder große Summen zur Instandhaltung und zur Verhütung der Versandung geopfert werden müssen, und die Frage nach der Eröffnung eines andern Hafens, speciell nach der Erweiterung und Eröffnung des Hafens von Torres wird daher immer von Neuem wieder in Frage kommen.

Aber wollte man selbst die unerhörtesten Kosten für die Ausbesserung des Hafens von Rio grande nicht scheuen, so ist doch die geologische Beschaffenheit des Terrains nicht danach angethan, dazu zu ermuntern. Es steht nämlich fest, daß die Küste von Südbrasilien einem Hebungsgebiete angehört. Die Küste ist in einer langsamen Emporhebung begriffen; darauf weist schon die Konfiguration derselben hin, vor allem die Anwesenheit der zahlreichen kleinen zum Theil noch mit dem Meere in Verbindung stehenden Seen, welche sich entlang der Küste hinziehen. Ich hoffe dieselben binnen Kurzem einer nähern Untersuchung unterwerfen zu können und zweifle nicht deren Reliktenfauna nachweisen zu können. Austern, die einige Meter über dem Meeresspiegel festgewachsen angetroffen wurden, sichern ebenso wie Sambaquis (Muschelhügelgräber, s. „Globus“ XXVI, S. 193), welche weit entfernt von der Meeresküste landeinwärts sich befinden, die angeführte Thatsache. Sofern nun dieser Hebungsprozeß nicht bald zum Stillstande kommen sollte, so wird sich die Stadt Rio grande immer mehr heben und ihr Hafen immer unbrauchbarer werden. Nur der Umstand, daß mächtige Ströme ihr Wasser in die Lagoa dos Patos ergießen, sichert Porto alegre die offene Verbindung mit dem Meere. Allein es bleibt abzuwarten und zu untersuchen, in welcher Weise sich die Deltabildung, zu der es dann wohl kommen muß, anlegt. Noch liegen hierüber keinerlei Ermittelungen vor, noch ist überhaupt der Standpunkt des Naturforschers, den ich hier vorlegte, nicht in Betracht gezogen worden. Daß aber dieser Gesichtspunkt ernst ins Auge gefaßt werden muß und wird, wird die Zukunft lehren.

Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, am 18. Juni 1881.

Am 16. Juni dieses Jahres verließen fast gleichzeitig zwei Expeditionen unter den Auspicien der Vereinigten-Staaten-Regierung die amerikanischen Gestade des Atlantischen und des Stillen Oceans, um wo möglich eine Spur von dem vor jetzt beinahe zwei Jahren nach den unbekannten arktischen Regionen abgefahrenen Nordpolfahrer „Jeannette“ zu finden.

Aus dem Hafen Norfolk in Virginien fuhr, wie uns eine kurze telegraphische Depesche berichtet hat, der für eine Seereise vor vier Monaten ausgerüstete V.-St.-Dampfer „Alliance“ nach dem nördlichen Eismeer ab, um dort zwischen Norwegen und Spitzbergen nach der „Jeannette“ zu suchen. Näheres ist über dieses etwas seltsam scheinende Unternehmen nicht bekannt geworden. Das Marine-Departement der Vereinigten Staaten muß die Möglichkeit in Aussicht genommen haben, daß die „Jeannette“ auf der Nordost-Passage aus der Beringsstraße in das Nördliche Eismeer in die Nähe von Spitzbergen gelangt ist: eine allerdings sehr fern liegende Vermuthung!

Genaueres bin ich im Stande über die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ mitzutheilen, welcher, ebenfalls am 16. Juli, den Hafen von San Francisco auf der Suche nach der „Jeannette“ verlassen hat.

Vor einigen Monaten brachte die V.-St.-Regierung für die Summe von 100 000 Dollars den Walfischfänger-Dampfer „Mary and Helen“ käuflich in ihren Besitz, gab demselben den Namen „Rodgers“ und ließ das für arktische Seereisen besonders geeignet scheinende Schiff im Kriegshafen von Mare Island in der Nähe von San Francisco auf das Sorgsamste für eine Nordpolfahrt ausrüsten. Das Kommando des „Rodgers“ wurde dem V.-St.-Marinelieutenant Robert M. Berry übertragen, der sich auf der „Tigreß“ bei der Suche nach der „Polaris“ besonders auszeichnete und mit den Schwierigkeiten und Gefahren einer Fahrt in das Eismeer wohl vertraut ist. Die Unterbefehlshaber des „Rodgers“ sind sämmtlich erprobte Offiziere von der V.-St.-Flotte. Als Berichterstatter des New Yorker „Herald“ geht William H. Gilder mit, der sich bei Lieutenant Schwatka's Expedition nach King William's Land in derselben Eigenschaft betheiligte und eine literarisch glänzende Beschreibung dieser ereignißreichen Fahrt zuerst in den Spalten jenes Weltblattes veröffentlichte. Da die Expedition der „Jeannette“ von Bennet, dem Eigenthümer des „Herald“, geplant wurde, der auch die Kosten ihrer Ausrüstung trug, so konnte es die Regierung der Vereinigten Staaten selbstverständlich nicht ablehnen, einem Berichterstatter des „Herald“ Passage auf dem „Rodgers“ zu gewähren, was bei der literarischen Tüchtigkeit des Herrn Gilder, welcher für die Schrecken und Wunder der arktischen Natur ganz enthusiasmirt ist, gewiß nur zum Vortheil dieser Nordpolfahrt — einerlei was der Erfolg derselben sein möge — ausfallen wird.

Der „Rodgers“, ein Dampfer von 420 Tonnen, wurde in Bath im Staate Maine als Walfischfahrer gebaut und ist, wie schon bemerkt wurde, aufs Beste für eine Fahrt ins Eismeer ausgerüstet worden. Die Besatzung des Schiffs besteht aus 9 Offizieren und 15 tüchtigen Matrosen, wozu die nöthigen Maschinisten, Heizer 2c. kommen: zusammen 35 Seelen. Proviant, worunter ein großer Vorrath von Pemmican und Citronensäure, ist genug eingelegt worden, um die Besatzung vier Jahre lang und im Nothfall fünf Jahre lang zu unterhalten. Wissenschaftliche Instrumente sind in großer Auswahl vorhanden, und werden namentlich Tiefseemessungen in der Beringsstraße vorgenommen werden, um wo möglich die noch immer unbestimmte Strömung des warmen japanesischen Stromes genau festzustellen.

Das Hauptunternehmen des „Rodgers“ soll jedoch nicht eine wissenschaftliche Erforschung des Polarmeeres oder die Erreichung des Nordpols sein, sondern das Auffinden der „Jeannette“, und wird seine Fahrt diesem Zwecke entsprechend geleitet werden. Die „Jeannette“ wurde zuletzt gesehen, als sie in nördlicher Richtung nach der Heraldinsel steuerte. In seinem letzten an seine Frau gerichteten Briefe schrieb De Long, er beabsichtige an der Ostküste von Wrangel's Land nordwärts zu fahren, und würde jede 25 Miles in am Lande angelegten Cairns (verschlossene Steinbehälter zum Aufbewahren von schriftlichen Nachrichten) über den Verlauf der Expedition berichten. Da das Wetter damals sehr günstig war, so wird er ohne Zweifel so weit als möglich nach Norden vorgedrungen sein, ehe er Winterquartiere bezog und Schlittenfahrten ausrüstete; und ist es jetzt die Absicht des Befehlshabers des „Rodgers“, seiner Spur so viel als möglich zu folgen.

Falls die „Jeannette“ nicht verloren gegangen ist, wird sie entweder bei Wrangel's Land im Eise festliegen oder sie wurde durch die an der Küste von Alaska in nordöstlicher Richtung fließende Strömung nach der Prinz-Patrick-Insel und weiter fortgetrieben, möglicherweise sogar durch die Bank's-Straße, oder durch den Melville-, Barrow- oder Lancastersund nach der Baffin's-Bai und weiter in das nördliche Atlantische Eismeer. Gilder, der Herald-Korrespondent, glaubt sogar an die Möglichkeit, daß De Long mit der „Jeannette“ durch eine von Wrangel's Land direkt nördlich einsetzende Strömung über den Pol in das Atlantische Meer gelangt ist, und daß seine Fahrt in diesem Falle die berühmteste aller Nordpolfahrten sein würde, d. h. wenn er lebendig davonkommt: eine Annahme, die bei einer solchen abenteuerlichen Fahrt allerdings schon beinahe einen Wunderglauben voraussetzt.

Lieutenant Berry hofft gegen Ende August mit dem „Rodgers“ in die Nähe der Heraldinsel oder nach Wrangel's Land zu gelangen. Sollte De Long sein Schiff im Eise verloren haben, so würde man ihn und seine Mannschaft vielleicht am Südende von Wrangel's Land finden. Vieles glaubt Berry in diesem Jahre nicht mehr vollbringen zu können, da die lange Nachtzeit bald nach seiner Ankunft im hohen Norden eintreten wird; aber er hofft im nächsten Jahre beim Eintritt der langen Tage in der Lage zu sein, die Witterung auf das Beste ausnutzen zu können.

Der „Rodgers“ wird zunächst unter Segel nach Petropaulowsk fahren, um dort Hunde und Schlitten an Bord zu nehmen, und hofft man, jenen Hafen in 25 bis 30 Tagen erreichen zu können. Von dort wird das Schiff nach St. Michaels in Alaska steuern, um Kohlen einzunehmen, dann nach der St.-Lawrence-Bai und an der nördlichen sibirischen Küste entlang, um wo möglich etwas von der „Jeannette“ zu erfahren. Vom Kap Serdze-Kamen, wo Briefe bei einem Tschuktschen-Aeltesten hinterlegt werden sollen, wird der „Rodgers“ nach der Heraldinsel fahren und dort nach Cairns suchen, welche von der „Jeannette“ Kundschaft bringen mögen. Falls die Expedition keine Nachrichten von der „Jeannette“ auf der Heraldinsel findet, wird Lieutenant Berry sich von dort zunächst nach Wrangel's Land begeben. Der Winter wird dazu benutzt werden, Schlittenfahrten an der Ostküste von Wrangel's Land auszuführen, wobei auch dort mit der größten Aufmerksamkeit nach Cairns von der „Jeannette“ gesucht werden soll. Lieutenant Berry hat erklärt, daß er nicht der Route des mit dem „Thomas Corwin“ einen Monat früher nach Norden gefahrenen Kapitäns Hooper folgen werde. Dieser habe ihm gesagt, daß er die Westküste von Wrangel's Land nach der „Jeannette“ absuchen und alsdann nach dem Hafen von Michalitschki fahren wolle, wo er den „Rodgers“ gern vorfinden möchte. Kapitän Hooper beabsichtigt später die Nordküste des amerikanischen Kontinents bis nach der Prinz-Patrick-Insel abzusuchen, und glaubt, daß De Long dorthin verschlagen wurde, falls dieser nicht bei Wrangel's Land vom Eis blockirt ist. Im Fall keine Nachrichten von der „Jeannette“ ausgekundschaftet werden können, beabsichtigt Lieutenant Berry in zwei Jahren nach San Francisco zurückzukehren. Das Durchführen des oben vorgezeichneten Programms hängt natürlich ganz von Umständen ab, und es ist dem Ermessen des Kommandeurs des „Rodgers“ vollständig anheimgestellt worden, dasselbe nach Gutdünken abzuändern.

Der Abfahrt des „Rodgers“ aus dem Hafen von San Francisco sahen mindestens 10 000 Menschen zu, welche die Quais und Hügel an der Hafenfront in dichter Menge bedeckten. Sämmtliche Schiffe im Hafen flaggten und begrüßten den langsam vorbeidampfenden Nordpolfahrer auf Seemannsweise mit sich senkenden Farben, die Dampfschiffe ließen ihre schrille Stimme erschallen und eine zahlreiche Flottille begleitete ihn bis zum Goldenen Thor. Auf einem der Geleitdampfer befanden sich der Gouverneur des Staates Californien, die obersten Stadtbehörden von San Francisco,

Deputirte der Handelskammer und viele Marineoffiziere und hervorragende Bürger.

Möge dem „Rodgers" und seiner wackern Besatzung die Freude zu Theil werden, die „Jeannette" im eisigen Norden aufzufinden, oder uns wenigstens Kunde bringen von dem Schicksal De Long's und seiner Gefährten; möge diese wohlgeplante und mit aller menschlichen Vorsicht ausgerüstete Expedition mit Ruhm bedeckt aus der Polarnacht an die sonnigen Gestade Californiens zurückkehren — dieser Wunsch war im Herzen eines Jeden der Tausende, welche den kühnen Männern auf dem „Rodgers" bei ihrer Abfahrt von San Francisco nachschauten.

Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexico.

Von **Karl Lamp.**

In Bd. XL, Nro. 3, bringt der „Globus" eine kurze Notiz, wonach in Folge der amerikanischen Unternehmungen auf mexicanischem Boden gegen die Amerikaner und die sie begünstigende gebildete, von Europäern abstammende Klasse unter der eingeborenen Bevölkerung eine bedrohliche Aufregung herrsche.

In einer der letzten Nummern des „Globus" habe ich schon der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Eisenbahnbauten und sonstigen Unternehmungen, welche die Amerikaner in Mexico vorhaben, ihnen zwar keinen unmittelbaren Vortheil, wohl aber ihrer Nation mit der Zeit das Land in die Hand bringen können.

Jetzt werde ich nochmals auf diese Frage zurückkommen und zwar, um kurz zu erörtern, in wie weit sie die deutschen Interessen in Mexico berührt. Angeregt dazu werde ich durch eine Bemerkung in der oben erwähnten Notiz: „Die fremden Kaufleute tragen ihr Theil dazu bei, die Amerikaner bei dem Volke verhaßt zu machen." Wenn ihnen auch vielleicht die Neigung und noch mehr die Gelegenheit dafür fehlen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Spanier und Deutsche — hauptsächlich diese beiden Nationen kommen in Betracht — allen Grund dazu hätten.

Deutschland hat in Mexico Interessen von unverächtlichem Gewicht. Viele gewerbliche Unternehmungen, namentlich fast alle Brauereien, deren es freilich überhaupt nicht viele giebt, dann außer einigen kleineren ein großes Hüttenwerk für Silbererz — die hacienda de beneficio „Arcos" südwestlich von Toluca, die der Darmstädter Familie Stein gehört —, die große Papierfabrik „Belen" bei der Hauptstadt, ferner zahlreiche Apotheken, Hut- und Uhrmachereien, mehrere Druckereien, endlich nicht wenige große Landgüter sind in deutschen Händen. Ferner wird fast der ganze Ausfuhr- und Einfuhrhandel von einigen Dutzend großer deutscher Häuser, von denen einige daneben auch Bankgeschäfte betreiben, besorgt. Allerdings bringen dieselben nur zum Theil deutsche Erzeugnisse in den Verkehr; der Kaufmann kauft eben dort ein, wo er die beste und im Verhältniß billigste Waare bekommt, und er hat von seinem Standpunkte aus ein Recht dazu. Aber jener Theil ist doch besser wie nichts und es würde von deutschen Waaren eben fast nichts verkauft werden, wenn nicht deutsche Kaufleute den Handel in Händen hätten. Dann bringen die meisten Kaufleute ihr Erworbenes in die Heimath zurück und bereichern so diese. Sehr viele der großen Hamburger und Bremer Häuser sind durch solche Kapitalien erstanden. Kurz, jene Länder bringen uns wenigstens etwas von den Vortheilen, welche den europäischen Mächten ihre Besitzungen in den Tropen eintragen.

Alle diese Interessen nun sind durch die amerikanischen Unternehmungen in ihrem Dasein bedroht. Freilich würden den Deutschen die Bahnen ebenso gut zu statten kommen, als den zukünftigen amerikanischen Häusern. Aber eben darin, daß amerikanische Häuser, die es bislang in Mexico so gut wie gar nicht gab, in der Zukunft im Gefolge der Bahnen dort Fuß fassen werden, liegt die Gefahr. Was die Amerikaner einmal angefaßt haben und worauf sie sich mit Macht werfen — wie jetzt, man denke an den Panamá-Kanal, auf die angrenzenden spanisch-indischen Länder —, das lassen sie nicht wieder los. Sie verfügen über größere Kapitalien. Endlich schließen sich an die Koncessionen zu ihren jetzigen Unternehmungen, die in Ländern wie Mexico nicht umsonst erlangt werden, zum Entgelt leicht greifbare Vortheile an, wie Zollerleichterungen und Aehnliches.

Die Deutschen in Mexico sind sich auch dieser Gefahr bewußt. Als im Jahre 1878 eine Gesellschaft von reichlich hundert amerikanischen Gewerbetreibenden und Kaufleuten — Chicagones nannte sie, weil die meisten oder doch viele aus Chicago waren, das Volk, das übrigens seinen Haß nicht verhehlte — nach Mexico kam, um den jetzt gewaltigen friedlichen Feldzug zu eröffnen, wurden sie von den Deutschen recht kühl empfangen. Man war höflich, aber zurückhaltend und innerlich wünschte man sie zu allen Teufeln. Damals ließ sich übrigens recht beobachten, wie viel über den Menschen seine Umgebung vermag: die, nicht im schlechten Sinne, etwas cavalièren mexicanischen Deutschen und diejenigen, welche sich unter den Amerikanern fanden, zeigten, obwohl derselben Nation entsprossen, doch einen nicht geringen Gegensatz; überhaupt hegen die Deutschen in Mexico gegen solche Landsleute, die aus Amerika dorthin kommen, einiges Vorurtheil.

Vorläufig machen, wie ich aus Briefen deutsch-mexicanischer Bekannten ersehe, deutsche Häuser, speciell die Eisenhandlungen — welche sich fast ausnahmslos in der Hand von Deutschen befinden —, mit den Bahnunternehmern gute Geschäfte. Aber das ist nur vorübergehend und es kann dem mit der Zeit leicht der Niedergang folgen.

Unter diesen Umständen ist es befremdlich, daß ein mexikanischer Bericht der Allgemeinen Zeitung, der in der Notiz des „Globus" erwähnt wird und den auch ich gelesen habe, die europäischen, also auch die deutschen Kapitalisten auffordert, sich an der Zeichnung für die mexicanischen Bahnbauten, mittelbar also an dem möglichen Ruin des deutschen Handels, zu betheiligen. Der Berichterstatter scheint zu den Enthusiasten zu gehören, welche in der Erbauung einer Bahn, gleichviel, mit welchen Mitteln und unter welchen Aussichten sie vorgenommen wird, schlechthin einen Sieg der „Civilisation" feiern. Die Sachlage kennt er nicht. Wie kann er sonst eine Bahn Mexico-Acapulco für lebensfähig halten und wie kann er etwas für die Belebung des Bahnverkehrs von dem Triebe der Mexicaner, die Meeresküste aufzusuchen, erwarten? Wer in Mexico gewesen ist, weiß, daß der Eingeborene noch mehr als der Europäer die fieberschwangere Küste

scheut, daß er z. B., wenn er über See verreisen will, ängstlich die Zeit so eintheilt, daß er nur möglichst wenige Stunden vor Abgang des Dampfers in Veracruz einzutreffen braucht, ja daß manche nur, weil sie sich nicht nach Veracruz zu gehen getrauen, von einer Reise sich abhalten lassen.

Die Gelegenheit, ein Land gründlich kennen zu lernen, wird nur wenigen geboten und man verlangt dies auch nicht von Jedem. Aber es giebt in Mexico viele Fremde und darunter auch Deutsche, welche sich ein Urtheil über das Land gestatten, obwohl sie niemals ordentlich Spanisch lernen und nie aus der Stadt herauskommen. Bei Einigen hat die Furcht Antheil daran; es sind in der Regel gerade die harmlosesten Menschen, welche man stets und überall mit einer Mordwaffe ausgerüstet sieht. Angst kann man der Mehrzahl der deutschen Kaufleute in Mexico übrigens durchaus nicht vorwerfen; es sind im Gegentheil durchweg selbstbewußte, weltmännische, selbst schneidige Menschen.

Zum Schluß will ich noch Eins bemerken. Den einzelnen Deutschen könnte es vielleicht unter amerikanischer Herrschaft ganz gut gehen. Es ergeht ja Millionen deutsch-amerikanischer Bürger nicht schlecht. Sie werden dann aber eben amerikanische Bürger und sind für Deutschland kaum minder verloren, als wenn sie Irländer wären. Mexico, wie überhaupt ein großer Theil des spanischen Amerika, ist dagegen jetzt in mancher Beziehung eine Domäne nicht bloß einzelner Deutscher, sondern auch — das ist noch ein Unterschied — Deutschlands. Das letztere hat daher jetzt alle Ursache, die Interessen der Deutschen in Mexico den amerikanischen Unternehmungen gegenüber zu wahren.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Für dieses Jahr hat das französische Unterrichtsministerium unter anderen folgende Missionen, die auf Asien Bezug haben, vergeben: Chantre, Unterdirektor vom Lyoner naturwissenschaftlichen Museum, unternimmt zoologische und anthropologische Studien an den Küsten des Kaspischen Meeres und am Ararat; Clermont-Ganneau macht Ausgrabungen in Philistäa und Phönicien; Cotteau tritt eine große Reise durch Rußland, Sibirien und Japan zu geographischen und ethnologischen Zwecken an; Delafon führt archäologische Arbeiten in der Umgebung von Pondichéry aus; geologische und ethnographische Studien verfolgt Pélagaud auf den Mascarenen, Ceylon und in den französischen Besitzungen in Indien; Montano erforscht die Malaiischen Inseln und Marche macht naturwissenschaftliche Sammlungen auf den Philippinen. — Die afrikanischen Reisen sind unter „Afrika" verzeichnet; aus anderen Erdtheilen sind zu nennen: Flahaut, geologische und sonstige naturwissenschaftliche Studien auf Nowaja Zemlja; Pouchet, zoologische Sammlungen in Lappland, Pinard, archäologische Arbeiten in Mexiko, Arizona und Neu-Mexiko.

— Mr. Dorward von der China Inland Mission kehrte Anfangs April dieses Jahres von einer fünfmonatlichen Reise durch die Provinz Hu-nan nach Schanghai zurück. Er ist der einzige protestantische Missionar, welcher je den Weg von Hung-kiang nach der Umgegend des Tung-ting-Sees zurückgelegt hat. Auch Kwei-yang-fu, die Hauptstadt der Provinz Kwei-tschau, hat er flüchtig besucht.

— Korea hat den Japanern neben Gensanschin an der Ostküste kürzlich einen zweiten Hafen an der Westküste eröffnet, Ningseng (Jinsen) mit Namen, der nur 35 km von der Hauptstadt Söul entfernt ist.

— Eine sehr rege Thätigkeit entfaltet Frankreich, wie an verschiedenen Stellen Afrikas, so auch in Hinterindien, wo es an den Mündungen des Mekhong und des Song-ka bereits festen Fuß gefaßt hat. Lebhafte Unterstützung finden die Bestrebungen der Forschungsreisenden an dem Gouverneur von Französisch-Cochinchina, dem Herrn Le Myre de Vilers, wohl ein Beweis dafür, daß bei diesen Reisen nicht bloß das rein geographische, sondern auch ein politisches Interesse obwaltet. Die Resultate dieser Reisen werden in den „Excursions et Reconnaissances" fortlaufend veröffentlicht. So ist zu Anfang Juni nach vielen Gefahren der Reisende Alexis Blanc in der Hauptstadt von Kambodja glücklich eingetroffen, nachdem man schon zehn Monate ohne Nachricht von ihm gewesen war und bereits die schlimmsten Befürchtungen wegen seines und seiner acht Begleiter Schicksals gehegt hatte. Ende 1879 haben die Hauptleute Peyrusset und Rozée d'Infreville und der Arzt Ricard Terrainstudien für die Anlage einer Eisenbahn von Saigon nach Phnom-Penh gemacht. Ferner bereiste der Hauptmann Aymonier die im Nordwesten an Französisch-Cochinchina angrenzenden Gebiete von Kambodja, die Provinz Kampong Som, und kehrte über Udong und Phnom-Penh am Mekhong zurück. Drei Reisen hat der Marinearzt Dr. Neïs ausgeführt, die erste im Gebiete der Moïs des Bezirks Baria, eine zweite am Oberlaufe des Donnaï, dessen Quelle zu erreichen ihn nur die Wildheit der La-Canh-Dong-Eingeborenen hinderte. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Stamm an der Grenze von Französisch-Cochinchina das Verlangen ausgesprochen, unter französisches Protektorat gestellt zu werden, weshalb Dr. Neïs den Auftrag erhielt, an den obern Donnaï zurückzukehren und sich von der Aufrichtigkeit jener Gesinnungen zu überzeugen. Begleitet von Lieutenant Septans drang er zu dem Stamme der Traos vor, welche sonst keinen Fremden, nicht einmal Angehörige von Nachbarstämmen, bei sich aufnehmen. Dabei hat er das Gebirgsland, in welchem der Donnaï entspringt, in ziemlicher Ausdehnung kennen gelernt. Endlich ist eine Reise des Ingenieurs Boulangier zu nennen, der durch Kambodja nach Siam gelangte und das Becken des Tonle-Sap oder Großen Sees näher erforscht hat. Derselbe bildete nach ihm einst die Spitze des Meerbusens von Siam und wurde durch umfangreiche Alluvionen, welche die ziemlich hohen Berginseln südlich vom heutigen Pursat mit dem Festlande in Verbindung setzten, vom Meere abgeschnürt. Der Tonle-Sap selbst, der großen Anschwellungen unterworfen ist, soll nach und nach durch den hinzugeführten Detritus ausgefüllt werden.

Afrika.

— Unter den wissenschaftlichen Missionen, welche die französische Regierung für 1881 vergeben hat, haben die folgenden auf Afrika Bezug: Mr. Roux hat die Durchforschung des an die Provinz Constantine angrenzenden Theils von Tunesien begonnen und wird zu topographischen und botanischen Zwecken das Thal des Medscherda und die Halbinsel des Kap Bon besuchen. Die Herren Cagnat und Gosselin bereisen Tunesien behufs archäologischer Studien. Hr. Lantz soll naturwissenschaftliche Sammlungen in manchen unbekannten Theilen Madagaskars machen (dessen Klima am 29. Mai dieses Jahres unser verdienter

J. M. Hildebrandt zum Opfer gefallen ist). Herr Bossion soll im ägyptischen Sudan, in Darfor und Kordofan anthropologische und ethnographische Studien betreiben und Herrn Mattheis die Länder zwischen Niger und Buene (?) erforschen. In Afrika befinden sich bereits und werden fernerhin unterstützt: Révoil im Lande der Somali und die Herren Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay im Gebiete des Ogowe und Congo.

Nordamerika.

— Désiré Charnay's archäologische Expedition nach Mexiko, deren Beginn wir in Bd. XXXVIII, S. 47 meldeten, hat zu wichtigen Resultaten, namentlich für die historische Geographie Amerikas, geführt. Vom 7. bis zum 14. Jahrhundert drang das Volk der Nahuas allmälig in Mexiko ein und dehnte sich selbst über einen Theil von Central-Amerika aus. Ihr Ausgangspunkt ist die Umgegend des Sees von Chapala einerseits und eine noch nicht genau ermittelte Gegend in Kalifornien gewesen. Ein Stamm dieses Volkes, die Tolteken, haben glänzende Spuren hinterlassen, deren Studium einen Theil von Charnay's Aufgaben bildete. Zuerst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Abhänge des Iztaccihuatl und Popocatepetl, wo er in einer Höhe von mehr als 4000 m wichtige toltekische Begräbnißplätze aufgedeckt hat. In Tula, nördlich von Mexiko, untersuchte er ein toltekisches Palais, von dem er eine sehr vergrößerte Kopie in San Juan de Teotihuacan nordöstlich von Mexiko auffand. In Comalcalca in Tabasco hat er eine bedeutende Stadt nachgewiesen, welche sich etwa 20 km weit hinzog; an 1000 Pyramiden von circa 300 m Seitenlänge trugen Paläste und riesige Thürme. Schließlich stattete er auch Palenque einen Besuch ab und machte dort eine Menge Abklatsche, Zeichnungen und Photographien. Unzweifelhaft wird er später diese Arbeiten wieder aufnehmen.

Polargebiete.

— Der Dampfer „Nordenskjöld" geht Mitte Juli nach dem Ob-Busen ab, um den dort eingefrorenen Schiffen „Oscar Dickson" und „Nordland" Hilfe zu bringen. Die Bemannung derselben befand sich am 23. April noch wohl, an welchem Tage fünf Mann vom „Oscar Dickson" nach Tobolsk aufbrachen, welches sie unlängst glücklich erreicht haben.

— Lieut. Bove's Südpolarfahrt (s. oben S. 48) ist auf den Herbst verschoben oder ganz aufgegeben worden; nach nur zehntägigem Aufenthalte am Rio de la Plata ist Bove nach Italien zurückgekehrt, angeblich um zur Stelle zu sein, wenn sein Vaterland in einen Krieg verwickelt würde.

— Brigade-General Hazen, vom U. S. Signal Service, hat jetzt Instruktionen für die Befehlshaber der beiden Expeditionen erlassen, welche demnächst abgehen, um dauernde Beobachtungsstationen im Polargebiete zu besetzen. Lieut. Greely befehligt die eine, welche in der Nähe des 1875 bei der Lady-Franklin-Bay entdeckten Kohlenlagers sich festsetzen wird. Der sie überführende Dampfer wird sofort mit einer Kopie der unterwegs gemachten Beobachtungen heimkehren, während die Zurückbleibenden Wohnhäuser und Observatorien errichten, worauf eine Schlittenpartie nach dem Hochlande bei Kap Joseph Henry abgehen soll. Es liegt in der Absicht, daß die Station 1882 und 1883 von einem Schiffe mit Vorräthen u. s. w. besucht werden soll — für den Fall seines Nichteintreffens sind indessen Vorschriften gegeben. Die andere Expedition befehligt Lieut. Ray; dieselbe begiebt sich von San Francisco nach Point Barrow im Alaska-Territorium und errichtet dort eine Station, welche bis Sommer 1884 thätig sein und jährlich besucht werden soll. Die anzustellenden Beobachtungen sind von sehr verschiedener Art; es werden dabei die vom Signal Office ergänzten Vorschriften der Hamburger Konferenz befolgt werden.

Vermischtes.

— Im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" besuchte Herr Hugo Zöller die beiden Weltausstellungen in Australien und zwar auf einer Reise um die Welt, auf welcher er die Pacific-Bahn, verschiedene Archipele der Südsee, die Kolonien des östlichen Australien und vornehmlich Niederländisch-Indien kennen lernte. Seine Berichte sind jetzt in zwei Bänden unter dem Titel „Rund um die Erde" (Köln 1881, M. Du Mont-Schauberg) erschienen, und wir dürfen dieselben als eines der besten unter den neueren nicht streng wissenschaftlichen Reisewerken bezeichnen und empfehlen. Der Verfasser ist ungleich mehr gebildet, als z. B. die meisten Autoren englischer Reisewerke, ist ein scharfer Beobachter und guter Stylist, und daß er neben den großen Zügen fremder Kolonialpolitik auch anscheinend unwichtigen Dingen seine Aufmerksamkeit schenkt, rückt uns die geschilderten Verhältnisse nur menschlich näher. Seine eingehende Darlegung der niederländischen Kolonialverhältnisse verdient jetzt, wo der Wortkampf um Deutschlands Betheiligung an der Kolonisation hin- und herwogt, nachdrückliche Beachtung. Auch auf die Schilderung von Atjeh, das er in größerm Umfange hat kennen lernen, als irgend ein anderer Reisender bis jetzt, mag noch besonders hingewiesen werden. Niemand wird die Lektüre bereuen, auch nicht der Geograph von Fach, auch wenn er als deren Resultat keine exakten Daten davon trägt.

— Die anthropologische Gesellschaft in Hamburg versendet jetzt an Konsuln, Missionäre, Kapitäne, Kaufleute ɂc., welche mit Naturvölkern in Berührung stehen, Fragebogen mit 54 Fragen, die in sorgfältiger Weise von unserm Mitarbeiter Hrn. M. Eckardt entworfen sind, auf das Aeußere, Schmuck, Waffen, Geräthe, Sitten, Gebräuche u. s. w., sich beziehen und hoffentlich guten Erfolg haben. Unsere Leser in den außereuropäischen Welttheilen sind freundlichst ersucht, jenen Fragebogen vorkommenden Falles gütige Aufmerksamkeit schenken und damit die Wissenschaft der Völkerkunde fördern zu wollen.

— Mit ganz besonderer Freude haben diesmal die Geographen von Fach das Erscheinen eines neuen, des 8. Bandes des „Geographischen Jahrbuches" (Gotha 1881, J. Perthes, jetzt von Prof. H. Wagner herausgegeben), begrüßt. Denn außer altbekannten Mitarbeitern, wie Auwers, Bruhns, Hann, Drude, Schmarda, von Scherzer und dem uns besonders interessirenden Gerland, dessen Bericht über die Fortschritte der ethnologischen Forschung ein ganz gewaltiges Material verarbeitet, erscheinen einige neue eingetretene: Prof. Zöppritz behandelt den gegenwärtigen Standpunkt der Geophysik; K. v. Fritsch die Verbreitung geognostischer Formationen, der Herausgeber die Entwickelung der allgemeinen Methodik der Geographie im Auslande. Von Interesse sind auch die Notizen über die geographischen Lehrstühle und Vorlesungen, das Verzeichniß der geographischen Zeitschriften u. a. m.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

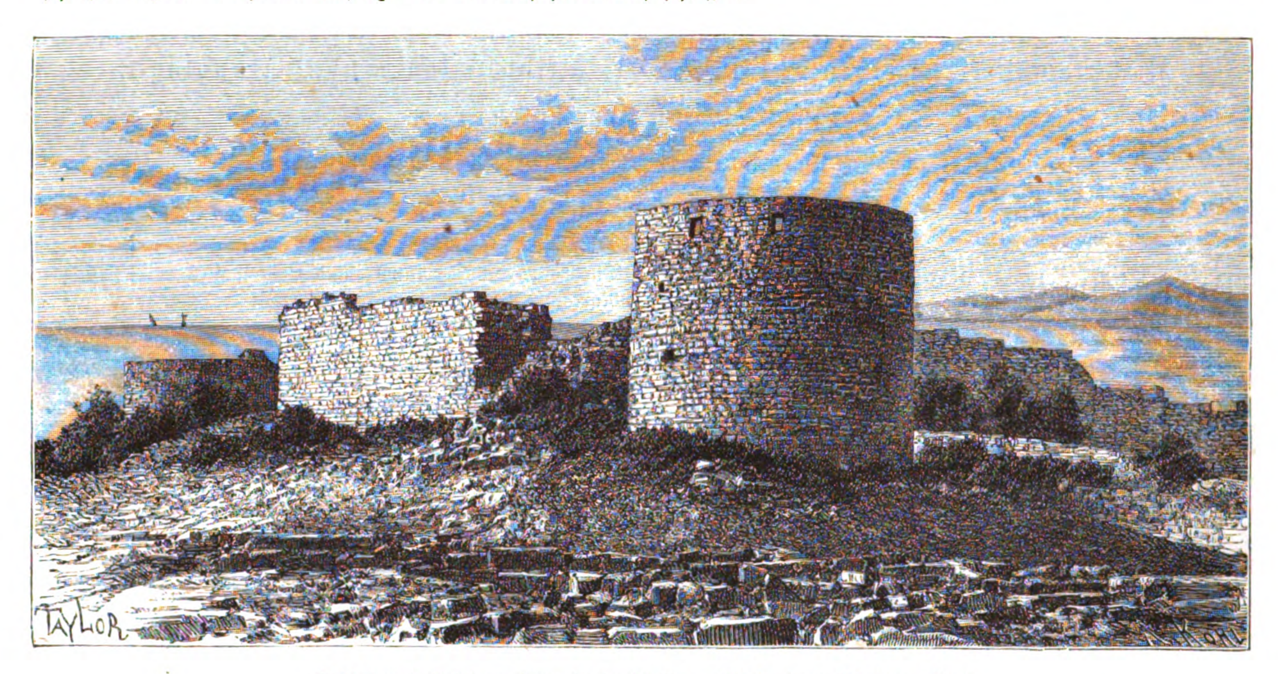
V.[1])

Von Beirut aus ritt Lortet am Meeresstrande nach Süden und erreichte am zweiten Tage Saida, das antike Sidon, nachdem er zuerst die Reste des schönen Meerschlosses bewundert hatte, die sich auf einer mit dem Festlande durch eine steinerne Brücke verbundenen Klippe erheben. Die Stadt lehnt sich an einen Hügel, welcher zwei Thürme und einige Stücke Mauer von dem alten Schlosse König Ludwig's des Heiligen trägt. Rasch ritt er durch die Stadt und ließ seine Zelte im Südosten auf dem Kirchhofe der Aegypter unfern der Citadelle aufschlagen. Von dort hatte man eine prächtige Aussicht: im Westen das weite, smaragdene Meer von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, dann, so weit das Auge nur immer reicht, das zerrissene Ufer Phönikiens mit seinen edlen Formen, umsäumt von einem weißen Schaumstreifen, den die unaufhörlich heranwälzenden Wogen zurücklassen. Ganz in der Nähe der Hügel mit seinen Ruinen, welche einst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Ludwig IX. Asyl gewährt hatten, und gegen Osten, von einem purpurnen Violett bedeckt, die reich bebaute langgestreckte Ebene, hinter welcher die dunkele Masse des Libanon aufragte. Nicht so einladend, wenigstens für Lortet's Begleiter, war die nächste Umgebung, der Begräbnißplatz; aus den zumeist verfallenen Gräbern ragten hier und da menschliche Gebeine hervor, und in alle führte von außen ein kleiner Gang aus Steinen oder Ziegeln hinein, der am Kopfe der Leiche endete, so daß die Schädel sichtbar waren. Nach Sonnenuntergang stimmten Schakale und Hyänen ihr Geheul an, und zu ihnen gesellten sich die herrenlosen Hunde, deren Zahl in den syrischen Städten Legion ist, und ließen den Reisenden, welcher zum ersten Male unter dem Zelte übernachtete, keinen Schlaf finden. Am Morgen verlegte er denn auch sein Lager auf einen Hügel, welcher den südlichen (ägyptischen) Hafen der Stadt beherrschte und gleichfalls eine entzückende Aussicht darbot. Unweit von den Zelten steht ein kleines Weli oder Heiligengrab, bei welchem sich die mohammedanischen Frauen der Stadt alljährlich an einem Freitage versammeln, sich belustigen, singen und alle ihre Sünden auf eine Christin, wenn sie einer solchen begegnen, häufen, oder dieselben in Ermangelung eines Sündenbocks ganz einfach ins Meer werfen — eine Sitte, welche vielleicht von uralter Entstehung ist. Auf der Wiese neben dem Weli tanzen sie und steigen dann ganz nackt in das Meer, um sich in passendster Weise zu reinigen. Natürlich halten sich die christlichen Frauen an diesem Tage wohlweislich zu Hause.

Es ist hier nicht der Ort, auf die wechselvolle ältere Geschichte Sidons, dessen größte Blüthe in die Zeit vom 16. bis zum 11. vorchristlichen Jahrhundert fällt, näher einzugehen. Nur erinnert soll daran werden, wie sie während der Kreuzzüge fast gänzlich vom Erdboden verschwand. Als die Kreuzfahrer zuerst im Heiligen Lande erschienen (1099), hatte sie ägyptische Besatzung, wurde aber nicht weiter behelligt. Erst zwölf Jahre später eroberte sie Balduin I., und nun blieb sie in den Händen der Christen bis 1187, wo Saladin nach seinem Siege bei Hattin sich ihrer

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“ XXXVIII, S. 97, 113, 129 u. 145.

bemächtigte. Ein Jahrzehnt darauf zogen die christlichen Ritter wieder ein und stellten ihre Rosse in die mit Cedernholz getäfelten Säle der Paläste, aber schon im selben Jahre (1197) zerstörte sie Malik-el-Adil. 1228 bauten die Franken die Stadt wieder auf, 1249 zerstörte sie Ejub und 1253 befestigte sie Ludwig IX., nachdem einige Wochen vorher die Mohammedaner dort ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern angerichtet hatten, welche sich nicht mit der kleinen französischen Besatzung in das feste Meerschloß hatten retten können. Reste dieser Mauern und Thürme haben sich, wie erwähnt, bis heute erhalten. 1260 verkaufte dann der Herr von Sidon, Julian, die Stadt an die Templer, welche 1291 abzogen und sie ihrem Schicksale überließen. Von da an blieb sie beständig in den Händen der Mohammedaner, ein werthloser Besitz, da Sultan Aschraf sie hatte schleifen lassen. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts erhob sie sich aus ihren Ruinen, als der geniale Emir der Drusen, Fachr ed-Dîn, sie zu seiner Residenz machte. Dieser Fürst baute sich einen prächtigen Palast und große Chane für die fränkischen Kaufleute; namentlich die von Marseille wurden begünstigt, Dank dem großen Einflusse, welchen der französische Konsul, Chevalier Darvieux, auf den Emir ausübte. Leider jedoch ließ dieser den Eingang des Hafens verschütten, damit sich nicht die türkische Flotte in ihm festsetzte. Trotzdem war Sidon damals die Hafenstadt von Damaskus und trieb bedeutenden Seidenhandel, bis 1791 der grausame Albanese Dschezzar Pascha die französischen Kaufleute vertrieb. Im Jahre 1840 endlich bombardirte eine englisch-österreichische Flotte sechs Stunden lang die Stadt und zerstörte ohne jede Noth einen Theil des schönen, wahrscheinlich 1228 von den Kreuzfahrern erbauten Meerschlosses.



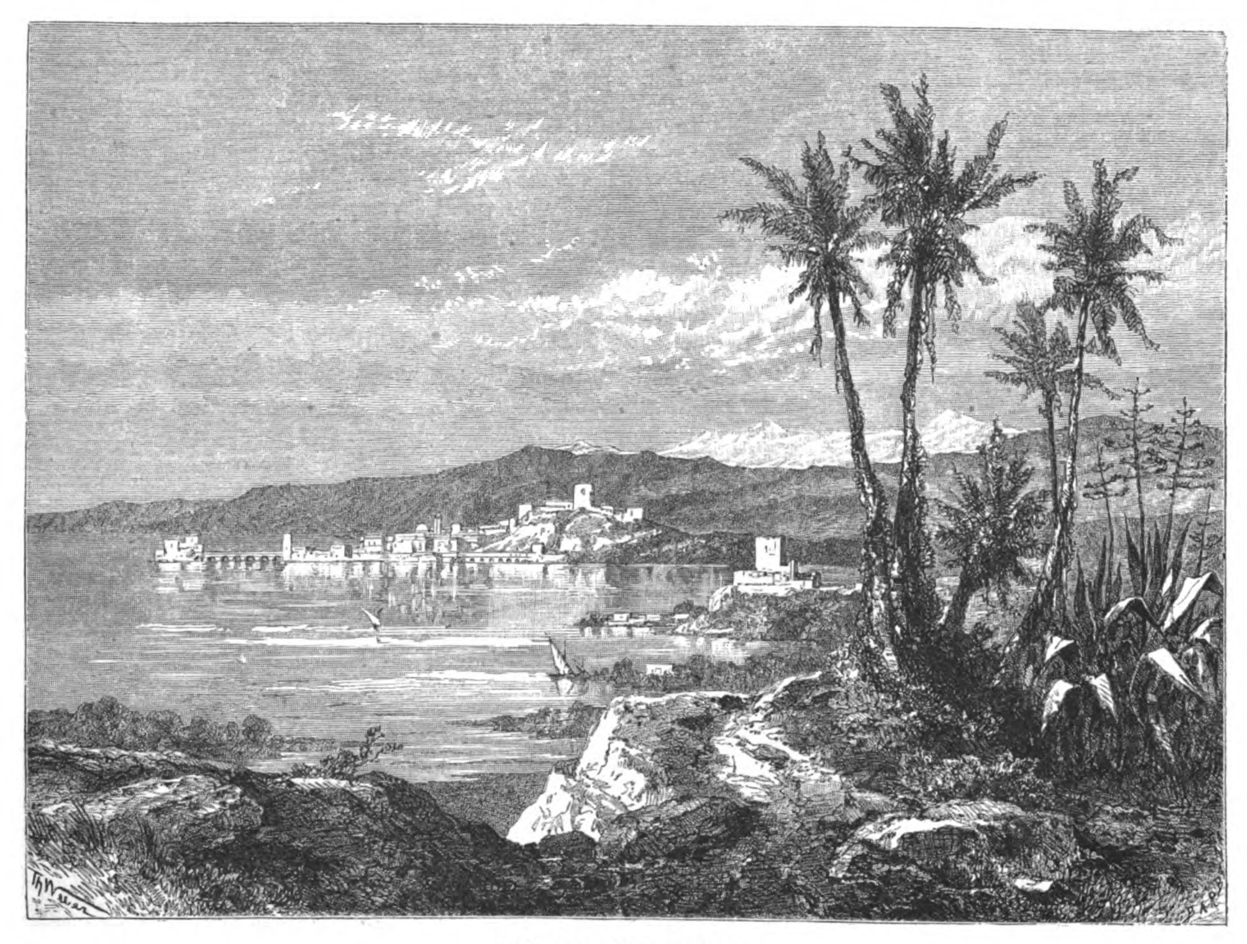
Schloß des Heiligen Ludwig in Saida. (Nach einer Photographie.)

Es liegt auf der Hand, daß nach so vielen Kriegen, Belagerungen, Zerstörungen und Bränden, zu welchen noch Erdbeben hinzukamen, wenig von der alten Seekönigin Sidon übriggeblieben ist. Ruinen sind dort auf Ruinen gehäuft, und von interessanten Baulichkeiten enthält das heutige Städtchen nur wenig. Dasselbe liegt auf der Stelle des alten Sidon, nur daß dasselbe weiter gegen Osten in die Ebene hineinreichte. Wie alle alten Städte Phönikiens war es auf einem Vorgebirge erbaut, vor welchem eine Insel lag, die als Zufluchtsort und als Wellenbrecher für den Hafen diente. Mauern, theilweise verfallen, theilweise etwas besser erhalten, umgeben sie; die im S.-O. der Stadt auf einem 45 m hohen Schutthügel gelegene Citadelle Kalaat el Mezze enthält ein paar schlechte Kanonen, die aber in Ermangelung von Lafetten im Staube liegen.

Der Ort hat die Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie dem Festlande zugekehrt ist, während die Spitze die beiden Häfen, den nördlichen und den südlichen oder ägyptischen, von einander trennt. Die Straßen sind sehr eng und zum Theil mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb sehr dunkel, aber auch im Sommer sehr kühl; in der Mitte befindet sich eine Rinne, in welcher die Lastthiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgerstege. Im Uebrigen aber sind sie schlecht gehalten und stellenweise lagern wahre Berge von Unrath. Zahlreiche kleine und ziemlich gut ausgestattete Läden machen den Bazar sehr lebhaft. Die Häuser sind im Allgemeinen höher, als in den andern Küstenstädten, und solche mit mehreren Stockwerken sind keineswegs selten. Auf dem Platze vor der großen Moschee, welche selbst auf den Ruinen einer Johanniterkirche steht, erhob sich einst der glänzende Palast des Emir Fachr ed-Din, von dem aber keine Spur sich erhalten hat. Jetzt steht dort das Serai Soliman Pascha's (früher Oberst Sève geheißen), der indessen nichts Merkwürdiges darbietet. Nordöstlich davon liegt der französische Chan (Chân fransâwi), Fachr ed-Dîn's Gründung, ein mächtiges quadratisches Gebäude von 150 Fuß Seitenlänge, dessen Hof ein zierliches Marmorbecken mit Springbrunnen und eine schöne tropische Vegetation, darunter Bananen, umschließt. Jetzt befindet sich darin die französische Konsularagentur, die Patres Franziskaner, eine Primärschule, eine Herberge, Waarenlager, Ställe u. s. w. und in einem der großen Säle seit Renan's Expedition (1861) eine Sammlung sidonischer Alterthümer (ob auch noch heute?).

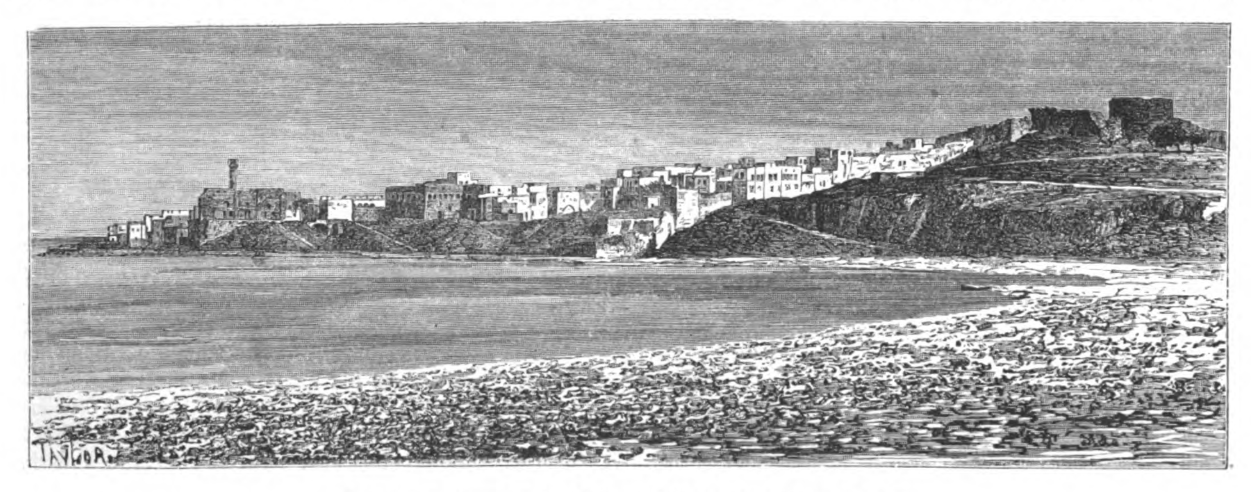
Der Nordhafen bildet ein längliches Viereck, welchen

im Osten das Meerschloß und die dasselbe mit dem Festlande verbindende Brücke, im Norden und Westen eine Reihe Klippen begrenzt, auf welcher die Phöniker zum Schutze ihrer Schiffe mächtige Molen errichtet hatten. Der Hafen



Saida von Süden gesehen.

hatte zwei Einfahrten, eine im Westen, el-Fatha genannt, jetzt versandet und kaum 3 m tief, und eine zweite im Osten beim Schlosse, welche allein heutigen Tages von den Küstenschifffahrt treibenden Barken benutzt wird. Das Becken



Hafen der Aegypter in Saida. (Nach einer Photographie.)

selbst wurde zum Theil leider verschüttet und würde nur erst wirklich brauchbar werden, wenn man umfassende Arbeiten zur Wegräumung der Trümmer, durch welche die Versandung erleichtert worden ist, ausführte. Und wie viel Alterthümer könnten bei diesem in praktischer Hinsicht so nützlichen Werke zum Vorschein kommen! Zwei kleine, mit

dem Meißel in die westlichen Felsen gehöhlte Ausschnitte dienten den antiken Galeeren zum Schutze; heute werden sie nur noch von den Frauen Sidons benutzt, welche sich täglich dort baden.

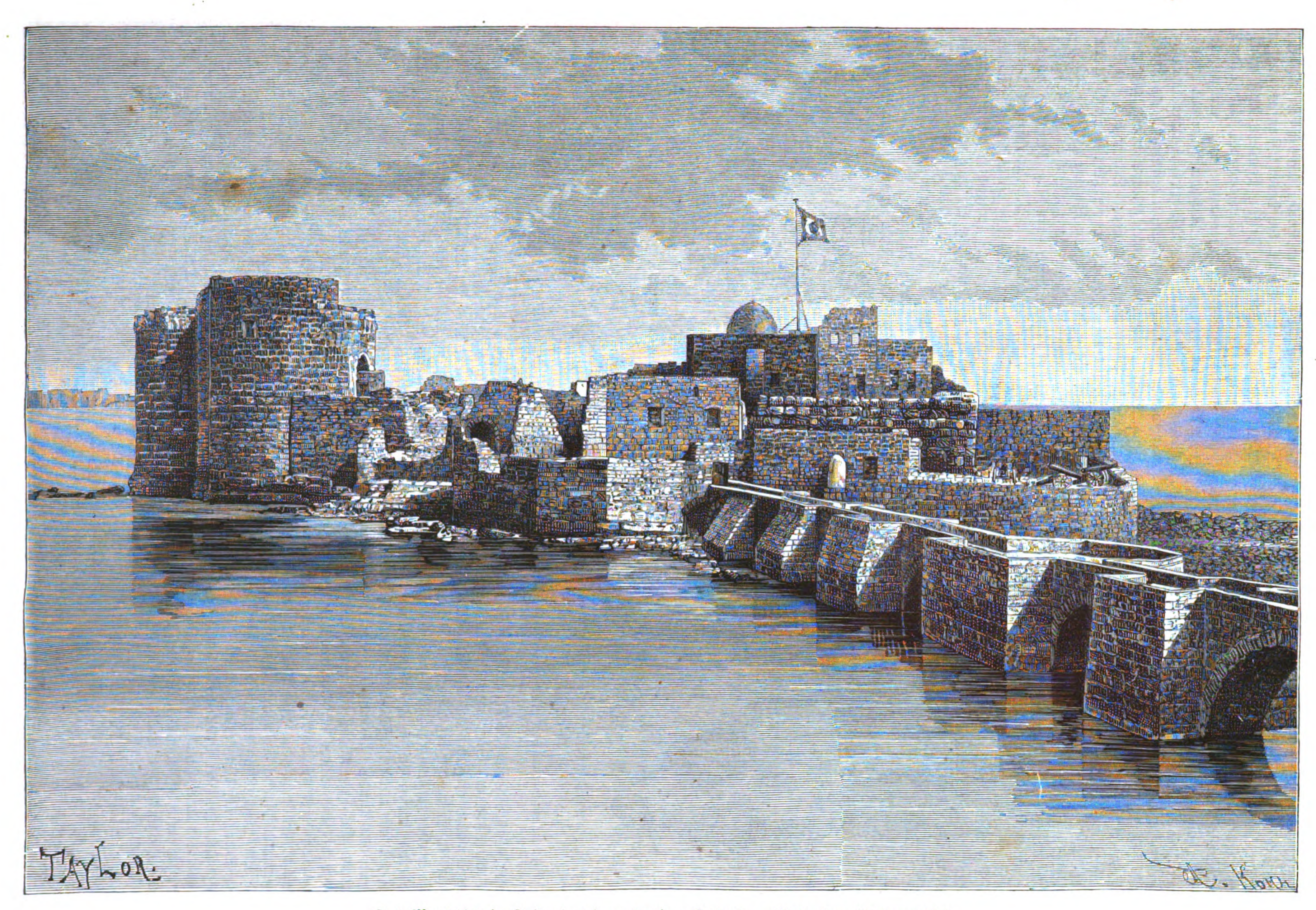
Das Schloß, welches den Hafeneingang im Nordosten vertheidigt, besteht aus einer großen Anzahl unregelmäßig an einander gefügter Thürme und Redouten, und wurde höchst wahrscheinlich in dem Winter von 1227 auf 1228 von den Kreuzfahrern erbaut. (Prof. Socin in Bädeker's Palästina und Syrien S. 331 meint, daß vielleicht die großen fugenränderigen Quadern auf einen noch ältern Bau hinweisen.) In der Mitte der Brücke, welche das Schloß mit dem Festlande verbindet, befindet sich ein ansehnlicher Unterbau, welcher einst einen schützenden Thurm mit einem Thore trug; diese Stelle liegt 35 m vom Schlosse und 42 m vom Ufer. Die erste Hälfte der Brücke, vom Schlosse aus gerechnet, besteht aus vier Bogen, deren Pfeiler mit Wellenbrechern versehen sind, während die ähnlichen vier Pfeiler nach der Stadt zu dieselben entbehren und jüngern Ursprungs zu sein scheinen. Diese zweite Hälfte war während der Kreuzfahrerzeit wahrscheinlich aus Holz erbaut, um im Falle eines Angriffs leicht beseitigt werden zu können. Diese Brücke ist außerordentlich schmal, ähnlich der 1177 erbauten Brücke Saint-Benazet in Avignon und der 1265 angefangenen und 1309 vollendeten Brücke Saint-Esprit. Die alten Mauern des Schlosses sind sehr fest



Das Meerschloß (Kala'at el-Bahr) in Saida vor dem Bombardement von 1840.

gebaut und sehr dick, und ihre einzelnen Quadern werden durch hölzerne Schwalbenschwänze zusammengehalten. Der große östliche Thurm ist 27 m lang und 21 m breit; sein Eingang mußte in ziemlicher Höhe liegen, da die ganze Basis aus festem Mauerwerke besteht, in welchem zwei mächtige Cisternen ausgehöhlt sind. Der westliche Thurm von gleichfalls sehr großen Dimensionen dient jetzt zur Aufbewahrung von Pulver, so daß ihn Lortet nicht besuchen konnte. Alle diese Bauten waren mit Schießscharten versehen und gewährten einen höchst imposanten Anblick, bis sie 1840 schonungslos von den Engländern zerstört wurden.

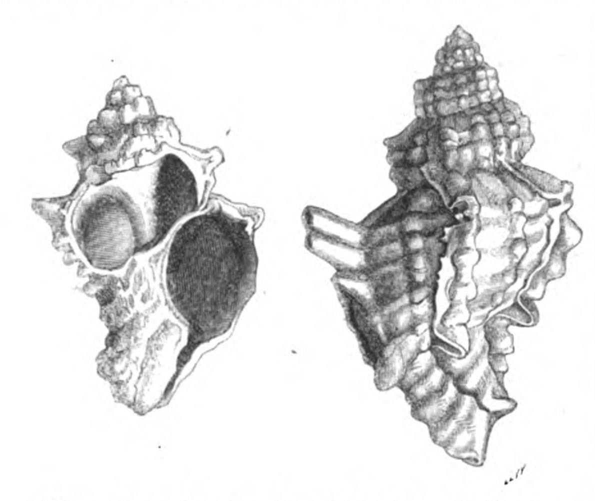
Der südliche oder ägyptische Hafen wird heute nicht mehr benutzt, weil eine weite Oeffnung den Westwinden freien Zutritt gestattet; nördlich und südlich begrenzen ihn zwei felsige Vorgebirge und im Osten eine Strandlinie feinen Sandes. Auf der Klippe, welche etwa 25 m hoch ansteigend diesen Hafen beherrscht, finden sich die Abfälle antiker Purpurfabriken, die sehr bedeutend gewesen sein müssen. Die Phönikier entnahmen den von ihnen so hoch geschätzten Purpur der Meeresmolluske, Murex trunculus, welche an den Küsten der warmen Partien des Mittelmeeres sehr gewöhnlich ist. Man sieht dort in Sidon sehr große Anhäufungen (mehrere hundert Meter lang und mehrere Meter dick) dieser Muscheln, welche, wohl durch einen Axthieb, alle an derselben Seite geöffnet worden sind, um das Thier leichter herausziehen zu können. Murex trunculus lieferte amethystfarbenen Purpur, Murex brandaris, von welchem Lortet 1873 große Ansammlungen an den Küsten von Attika und Salamis gefunden hat, den gelbröthlichen, welchen Plinius als „tyrischen" bezeichnet. Der Farbstoff von



Das Meerschloß in Saida in seinem heutigen Zustande. (Nach einer Photographie.)

Murex trunculus besteht aus zwei Grundstoffen, der himmelblauen Cyansäure und dem brennend rothen Purpuroxyd, während Murex brandaris nur ein Princip, „tyrisches Oxyd“, enthält. Der Purpur galt für den kostbarsten Farbstoff wegen seines Glanzes und wegen seiner Haltbarkeit, und er widersteht in der That in unbegrenzter Weise dem Einflusse des Lichtes, gewinnt vielmehr durch dasselbe nur an Intensität. Zudem zeigt er in hohem Grade die von den Alten so geschätzten schillernden und wechselnden Reflexe. Das Färben von Wolle mit Purpur ist überaus leicht; ein einfaches Reiben an den Körpertheilen des Thieres, welche die Drüsen mit dem Farbstoff enthalten, verleiht dem Gewebe eine bläuliche Färbung, welche durch die Wirkung der Lichtstrahlen in eine veilchen- und amethystfarbene übergeht und durch kein Waschen sich wieder beseitigen läßt.

Der Werth der aus dem Hafen von Saida exportirten Waaren ist in Anbetracht der Kleinheit der heutigen Stadt noch immer ziemlich ansehnlich; es sind hauptsächlich Rosinen aus den nahen Weinbergen, Getreide, Baumwolle,



Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon.

Seide, Galläpfel und Soda, welche in der syrischen Wüste aus der Asche von Salsolaceen gewonnen wird. Die Beduinen machen oft sieben bis acht Tagemärsche, um letztere Waare in Sidon auf den Markt zu bringen. Kommissionäre bereisen zu gewissen Jahreszeiten die Thäler des Libanon und kaufen die im Gebirge gesammelten Galläpfel auf; die am meisten geschätzte Sorte kommt aus der Umgegend von Aleppo. Baumwolle, Seide und Harze vom Hermon sind gegenwärtig die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Kultur der Baumwollstaude und die Bearbeitung ihres Produktes ist ausschließlich Sache der Frauen, welche zweimal wöchentlich auf einem eigens dazu bestimmten Markte der Stadt ihre Erzeugnisse verkaufen. Die um Mitte Mai beginnende Zucht der Seidenraupe wird überall auf dem Lande betrieben. Um jene Zeit siedelt ein großer Theil der Bevölkerung in die Gärten über und wohnt dort unter Hütten aus Zweigen, denen sich Europäer der darin befindlichen Frauen wegen nicht nähern dürfen. Die Seide von Saïda gilt bei den Lyoner Fabrikanten für die geringste von allen Sorten, die von der syrischen Küste kommen. Die Gärten der Stadt liefern in großer Menge Granaten, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Citronen und Birnen. Die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen und beträgt jetzt 10 000 Seelen, darunter 7000 Mohammedaner und Metâwile, etwa 600 Israeliten, der Rest griechisch-katholische und maronitische Christen. In der Stadt befindet sich ein Franziskanerkloster, eine von Jesuiten geleitete Schule und eine mit einem Waisenhause verbundene Schule der Josephsschwestern; auch die protestantischen amerikanischen Missionäre von Beirut haben in Saida eine Station und ein Kollege. Etwa 1 km südöstlich von der heutigen Stadt liegt ihre größte Merkwürdigkeit, die berühmte phönikische Nekropole, welche im Jahre 1861 von Renan und Gaillardot eingehend untersucht wurde und reiche Ausbeute gewährte, obwohl ihr Schatzgräber schon vorher arg mitgespielt hatten. Eine Felswand ragt einige Meter über der Erde empor, und diese ist nach allen Richtungen hin ausgehöhlt und von zahllosen Grabkammern durchsetzt. Renan unterscheidet drei Klassen derselben (vergl. Bädeker's Palästina, 2. Aufl., S. 332): 1. Rechtwinklige Grotten, welche gegen die Oberfläche des Bodens hin einen viereckigen Schacht von 3 bis 4 m Länge und 1 bis 2 m Breite haben; man steigt vermittels Einschnitten, die sich in den Wänden des Schachtes befinden, hinunter und findet zwei Thüren, die in Gemächer ohne jegliche Ausschmückung führen. Selten stehen mehrere dieser Gemächer mit einander in Verbindung. Renan hält diese Gräber für die ältesten; in Aegypten finden sich ähnliche. 2. Gewölbte Grotten mit Seitennischen für die Sarkophage, oder auch bloß mit viereckigen Löchern im Boden. Treppen führen hinunter; an der Decke sind runde Luftlöcher gegen die Oberfläche des Bodens hin angebracht. Solche Grotten finden sich besonders im Südost-Winkel der sidonischen Nekropole. 3. Bekalkte Grotten, innen nach griechisch-römischem Geschmacke bemalt, meist mit griechischen Inschriften versehen; einige haben ebenfalls Luftlöcher. Bisweilen sind Grotten ältern Styles in solche neuern Styls umgewandelt worden. Auch die Sarkophage sind verschieden. In den Grotten der ersten Art finden sich Marmorsarkophage speciell phönikischer Art, d. h. sogenannte anthropoïde Behälter, an denen alle Biegungen der Mumie — denn auch die Phönikier balsamirten ihre Todten ein — nachgeahmt sind; erst später wird der Behälter zum einfachen Kasten, an dem höchstens noch die Lage des Kopfes durch eine Einengung kenntlich ist. Auch Bleisarkophage und Behälter mit einfachen dreikantigen Deckeln kommen vor. In den Grotten der zweiten Gattung finden sich meist Thon-, in denen der dritten wannenförmige, reich mit Guirlanden ꝛc. verzierte Sarkophage. Vor allen berühmt ist der am Nordende der heute „Mogharet Ablûn“ (d. i. Höhle des Apollo) genannten Nekropole gefundene Sarkophag des Königs Eschmunazar aus schwarzem Amphibolit, ein Werk ägyptischer Kunst, aber in Phönikien im Jahre 521 v. Chr. nach Austilgung der ursprünglich darauf befindlichen Hieroglyphen mit einer langen phönikischen Inschrift versehen, welche über jeden, der des Königs Grabesruhe stören würde, dessen Fluch ausspricht. Der Herzog von Luynes fand ihn im Jahre 1855 und schenkte ihn als kostbaren Besitz den Sammlungen des Louvre.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dschęddah.

I.

Anfang März dieses Jahres (1881) ging ich von Dscheddah, wo ich ansässig bin, über Suakim und Massaua noch Hodeida in Jemen, von wo mich Geschäfte nach Sanaa riefen. In Hodeida hielt ich mich bloß vier Tage auf. Der Platz ist — auf Kosten von Dscheddah — in stetem Aufblühen begriffen. Ueberhaupt hat Dscheddah seit der Eröffnung des Suezkanals sehr viel von seiner Wichtigkeit als erster Hafen und Stapelplatz des Rothen Meeres verloren und exportirt heute Massaua seine Häute, Suakim den Gummi und Hodeida den Kaffee direkt ohne, wie vorher, sich der Vermittelung Dscheddahs zu bedienen. In Hodeida befindet sich ein jüngst ernannter französischer Konsul, 4 oder 5 Italiener und Franzosen und etwa 30 der nirgends fehlenden Griechen, welche fast durchweg vom verbotenen Schnapshandel leben und trotz Islam und Propheten vorzügliche Geschäfte machen.

Der Weg von Hodeida nach Sanaa ist schon so oft beschrieben worden, daß ich verzichte auf die Details dieser Reise einzugehen. Meine Reise ging über Bádschel, Hadschéla, Menácha, Súq El Chamîs, Senán Báscha Hán und von dort nach Sanaa. Als Kuriosum will ich noch erwähnen, daß wenige Tage vor meiner Ankunft der Gouverneur (Kaïmakam) von Menácha fast die ganze männliche Bevölkerung des Platzes, ungefähr 1200 Mann, auf den Affenfang geschickt hatte. Der Sultan hatte nämlich Thiere für seine Menagerie verlangt und das war Grund genug, um die ganze Stadt für mehrere Tage (unentgeltlich) zum Affenfang auszuschicken. Man fing 43 Affen, und dabei wurde einem armen Teufel von Araber eine Hand glatt am Gelenk abgebissen. Der Kaïmakam zeigte mir einen der Affen, der wirklich sehr groß war und einen riesigen grauen Vollbart hatte.

Von Menácha bis Sanaa war es bitter kalt bei Nacht, und hatten wir während der letzten Nacht der Reise starken Regen.

Sanaa, wo wir vor der Morgendämmerung einritten, sah von der Ferne wie ein Hufeisen aus. Diese Form entsteht dadurch, daß das Judenviertel, welches auch innerhalb der Stadtmauern liegt, durch einen weiten freien Raum vom Moslemviertel geschieden bleibt, welches wieder speciell von einer Mauer umgeben ist.

In dem freien Raum zwischen den Mauern des Moslemviertels und des Judenviertels befindet sich bloß der Palast des Gouverneurs und wenige Häuser, die durchweg von höheren türkischen Offizieren bewohnt werden. Sanaa liegt, den Berechnungen des türkischen Generalstabs zufolge, 2800 m über der Meeresfläche. Die Bevölkerung der Stadt ist gegenwärtig ungefähr 25000 bis 30000 Einwohner, was zu dem ungeheuern Raum, den die Stadt einnimmt, in gar keinem Verhältniß steht. Zahllose Häuser stehen verlassen, und man kann riesige dreistöckige Häuser für 80 Doll. (circa 15 Pf. St.) pr. Jahr miethen. Die Häuser sind sehr gut gebaut, haben Fensterscheiben aus buntem Marienglas, welches letztere man überhaupt im ganzen Jemen oft findet. (In Hodeida und allen Städten am Rothen Meere giebt es keine Fenster, sondern nur Holzläden, arab. Taggan.) An Geld geht in Jemen der Maria-Theresia-Thaler und bis zu gewissen Grenzen auch türkisches Geld. Goldgeld ist unbekannt, nur in Sanaa und Hodeida sind die türkischen Liras von den Soldaten sehr gesucht. Türkisches Kupfergeld, welches sonst im ganzen Reiche (auch in Hedschaz) entwerthet ist, kursirt in Jemen, aber der Kours ist in jeder Stadt ein anderer. Während z. B. in Sanaa 100 Kupferpiaster = 1 Maria-Theresia-Thaler, rechnet man in Jerim 50 Piaster auf 1 Thaler.

Der Wali von Jemen, Ismael Hakki Pascha, ist ein Mann, der eine ganz europäische Erziehung genossen hat, mehrere Sprachen und darunter vorzüglich Französisch spricht und unbedingt der liebenswürdigste und vorurtheilsfreieste Türke oder Araber ist, den ich je gekannt. Seiner freundlichen Hilfe habe ich es zu danken, daß ich in Sanaa unbehindert alles Sehenswürdige besehen konnte. Der Gouverneur thut alles Mögliche, um den Gegensatz zwischen Türken und Arabern, Siegern und Besiegten, zu mildern. Jeden Freitag hält er Empfang, wo Jedermann zugelassen wird, und sah ich dort zahlreiche Araber. Im Regierungsgebäude hat ebenfalls Jedermann ohne irgend welche Formalitäten Zutritt beim Wali, der überhaupt in jeder Weise Gerechtigkeit zu üben sucht, ein Bestreben, das aber durch das wirklich schändliche und niederträchtige Gebahren einer ganzen Clique von untergeordneten türkischen Beamten großentheils vereitelt wird.

Um des Paschas willen, dessen Tüchtigkeit und Charakter ich hochachte, hätte ich gewünscht, von der ganzen Regierung nur Gutes sagen zu können; die Wahrheit aber zwingt mich zu erklären, daß eine schändlichere, gemeinere und schamlosere Beraubung, Bestehlung und Abschlachtung von Leuten nirgends möglich ist, als es in Jemen geschieht.

Die Dinge, die mir von der Landbevölkerung von Dammár bis Kattabó erzählt wurden, sind einfach grauenerregend, doch werde ich darauf später zurückkommen.

Die türkischen Soldaten, deren sich in Jemen und Asir ungefähr 16000 bis 17000 befinden (das siebente Armeekorps) sind im Lande tödtlich verhaßt. Die Soldaten sind, wie im Allgemeinen die gemeinen Türken, sehr gutmüthige und ehrliche Leute, aber da dieselben oft jahrelang ohne Sold bleiben und doch leben müssen, benutzen sie jede Gelegenheit, um mit Gewalt zu nehmen, was sie nicht kaufen können, und da ihnen die Landbevölkerung offenen Haß entgegenbringt, hat sich ein höchst unangenehmes Verhältniß zwischen allem, was Türke und Araber ist, herausgebildet. Das Zurückziehen der Truppen aus irgend einem Bezirke würde ein sofortiges Aufhören der Türkenherrschaft bedeuten. Eine Civilregierung von Türken ist in Jemen so, wie die Sachen gegenwärtig stehen, undenkbar. Aber auch die geringe Militärmacht wäre nicht hinreichend, das verhältnißmäßig sehr große Land niederzuhalten, wenn nicht das unselige Kabylenwesen wäre. Jede zwei bis drei Dörfer werden von einer Kabyle (oder Kable) bewohnt, welche sich allein für vollblütige Araber hält, und die Angehörigen der anderen Kabylen für unreine Hunde ansieht. Jede gestohlene Kuh, jedes entführte Mädchen ist Grund, daß

zwei Kabylen, Männer und Frauen, zum Kampf gegen einander ausziehen. Jeden solchen Krieg zwischen Kabylen benutzen die Türken, um die Parteien zu versöhnen, d. h. ein Bataillon rückt in die kriegführenden Dörfer und plündert die Leute bis aufs Letzte aus.

Mit richtigem Blick hat Ismael Hakki Pascha erkannt, daß durch die Errichtung von eingeborenen Regimentern die Verhältnisse zwischen Regierung und Volk viel von ihrer Schärfe verlieren würden, und ist es ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, damit den Anfang zu machen.

Gegenwärtig existiren in Jemen zwei Bataillone von eingeborenen Jementruppen, natürlich lauter Freiwilligen. Außerdem giebt es eine Batterie und eine wenig zahlreiche Kavallerieabtheilung, welche Polizeidienste versieht und aus Eingeborenen gebildet ist. Die Infanterie ist mit vorzüglichen Hinterladern versehen, die Artillerie mit Krupps, dagegen die Kavallerie bloß mit einheimischen Lanzen. Täglich finden in Sanaa Exerzirübungen dieser Truppen unter der Aufsicht des Gouverneurs statt, und es ist wirklich staunenswerth, mit welcher Präcision und Raschheit diese barfüßigen Truppen manöveriren.

Der einzige gegründete Einwurf, den die meisten türkischen Offiziere, theilweise wohl auch aus Eifersucht, gegen die Errichtung dieser Truppe erheben, ist, daß im Falle eines allgemeinen Aufstandes auf dieselbe nicht zu rechnen wäre oder selbe gar auf die feindliche Seite überginge, was für die Türken von unberechenbaren Folgen wäre, da die Leute dann auch Artillerie zur Verfügung hätten, was bisher nie der Fall war. Ich bin nicht lange genug im Lande gewesen, um eine Meinung über einen derartigen Gegenstand aussprechen zu können, jedoch weiß ich, daß sich die Hamidié (so heißt die neue Truppe) gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Dammar sehr tapfer gegen eine dortige Kabyle geschlagen hatte und mehrere Mann verlor.

Der Imam von Sanaa, Muhsin oder Mohsin, derselbe, der vor zwölf Jahren die Türken nach Sanaa rief, lebt immer noch in Sanaa, übt aber gar keinen Einfluß oder höchstens noch einen sehr geringen religiösen, aber keinen politischen aus. Die Juden leben sehr bedrückt, dürfen z. B. in ganz Jemen kein Reitthier besteigen und sind meist sehr arm. Die Männer sind meist Handwerker, Schuster, Schmiede, Silberarbeiter &c. Die Moralität ist in Sanaa ungemein niedrig und fast alle Frauen, sowohl Mohammedanerinnen wie Jüdinnen, sind Prostituirte oder waren es. Ein Sprichwort in Jemen sagt, daß in ganz Sanaa keine anständige Frau zu finden sei. Im übrigen Jemen habe ich dagegen nie von jüdischen Prostituirten gehört. Syphilis gehört in Sanaa zu den meistverbreiteten Krankheiten, und die Mehrzahl der Kranken im türkischen Militärspital ist mit dieser Krankheit behaftet.

Eine andere sehr oft vorkommende Krankheit ist der sogenannte ver de Medine (im Sudan der Wüstenwurm genannt), welchen besonders die in Loheia und Zohra stationirten türkischen Soldaten bekommen. Es ist ein Wurm, der zündhölzchendick und viele Meter lang ist und sich im Körper des Kranken bildet, worauf er sich durch das Fleisch einen Weg bahnt und gewöhnlich am Oberschenkel oder am Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert oft acht bis zehn Monate und ist ungemein schmerzhaft, aber nicht tödtlich.

In Sanaa erscheint ein halb türkisch und halb arabisch geschriebenes offizielles Journal. In der dortigen Druckerei erschien auch ein Buch in türkischer Sprache, welches die bisher in Máhreb gemachten Funde beschreibt und Abbildungen davon brachte. Ismael Hakki Pascha sammelt sehr eifrig Alterthümer von Máhreb, von denen er bereits eine Sendung an das Museum von Konstantinopel machte. Uebrigens ist es jammerschade, daß zahllose Alterthümer für die Nachwelt verloren gehen, da sehr viele Personen in Sanaa sammeln und die Sachen an Privatpersonen verkaufen. Der Postdirektor von Sanaa, ein alter Türke, der gerade zur Zeit meiner Ankunft abreiste, hatte eine Sammlung, die ihm 3000 Maria-Theresia-Thaler gekostet hatte, und die er nach Alexandrien überführen wollte, um sie dort zu verkaufen. Uebrigens muß ich bemerken, daß in letzterer Zeit in Sanaa die Fabrikation von falschen himjaritischen Inschriften flott vor sich geht, und sagte man besonders von zwei Juden, daß sie sich diesem Industriezweig zugewandt hatten. Ismael Hakki Pascha theilte mir mit, daß er in Konstantinopel um Erlaubniß nachgesucht hatte, um mit einigen Bataillonen eine Expedition nach Máhreb zu machen, wo er Ausgrabungen veranstalten wollte, und daß er bloß eine Antwort abwarte, um ans Werk zu gehen. In Sanaa sah ich sowohl im Besitze des Gouverneurs als auch zahlreicher Privatpersonen eine große Anzahl aus Máhreb stammender Steine mit Figuren und himjaritischen Inschriften.

Bis Sanaa war ich mit europäischer, respective indisch-europäischer Kopfbedeckung, d. i. einem Sonnenhelm, gereist und war überall sehr freundlich aufgenommen worden. In Sanaa rieth uns der Gouverneur ein Fes aufzusetzen und gab uns auch ein Geleite von türkischen Soldaten mit, beides Maßregeln, welche sich bei der Fortsetzung der Reise bis Aden als absolut zweckwidrig herausstellten. Die ganze Bevölkerung nahm eine entschieden feindselige Haltung gegen unsere Karawane an, so daß wir bald Soldaten und Fes verabschiedeten und wieder zu den Sonnenhelmen zurückgriffen. Meine innige Ueberzeugung ist, daß ein einzelner unbewaffneter Europäer furchtlos ganz Jemen durchreisen kann, und verschafft der Name eines „Inghirízi“ mehr Achtung und Zutrauen als alle möglichen türkischen Bedeckungen. Als Europäer gekleidet wird man, trotzdem man ein Káfir ist, überall mit Es salám alékum begrüßt, was man den Türken gegenüber fast nie hört. Wenn wir als Türken gekleidet mit unserer Karawane in ein Dorf einritten, so waren wir sicher, nichts mit Güte erhalten zu können. Auf Fragen nach Schafen, Hühnern, Milch, Brod &c. erfolgten stets lauter mafisch und nur gegen hohe Pränumerando-Zahlungen konnte man das Allernöthigste erhalten. In einem kleinen Dorfe zwischen Máber und Dammár, wo uns der Regen überraschte, waren wir gezwungen ein Haus mit Gewalt in Besitz zu nehmen, da man uns gutwillig nicht eintreten lassen wollte.

Von Sanaa südwärts reitend, passirte ich auf der sogenannten Weihrauchstraße nach 2½ Stunden Hezés, eine ziemlich große alterthümliche Stadt mit Ringmauern umgeben. Viele Häuser waren, wie man es in ganz Jemen überhaupt oft findet, einfach aus übereinandergelegten viereckigen Steinen von mittlerer Größe gebildet. Die Häuser sind meist drei Stock hoch, was, da die Steine bloß lose, ohne Mörtel, übereinandergelegt sind, einer europäischen Baukommission Schauder einflößen würde. Hezés liegt in der Hochebene, zahlreiche Felder und Ziehbrunnen umgeben es.

Nach weiteren fünf Stunden Reitens in südlicher Richtung erreicht man Uelan, welches aber eigentlich keine Stadt, sondern ein Komplex von zwei kleinen Städtchen und zwei Dörfchen (in Jemen werden die Dörfer Gári genannt) ist. Die Städtchen heißen Maui und Lohfer und liegt bei Lohfer auch noch ein kleines Judendorf. Die Bevölkerung war sehr unfreundlich und trotz Bitten und Droh-

ungen und Fluchen unserer Soldaten bekamen wir kein Fleisch. Während des Monates März und auch Anfang April regnete es im Innern von Jemen regelmäßig jeden Nachmittag etwa von drei bis sechs Uhr und hörte der Regen erst in der Nähe der Tehama bei Sohéb auf.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien[1]).

I.

Der Kolyma-Distrikt ist der nord-östliche Theil des Gebietes Jakutsk und hat eine Ausdehnung von 557 856 Quadratwerst. Das Klima ist rauh, der Winter beginnt in der zweiten Hälfte des September und endigt nach achtmonatlicher Dauer Ende Mai mit dem Aufgehen des Kolyma-Flusses. Der eigentliche Sommer ist sehr kurz, er dauert etwa von Mitte Juni bis zum 10. August. Die Hitze der Sommer und die Kälte der Winter sind gleich groß. Die Hauptplage der Sommer sind die Mücken, welche im Stande sind, ein Thier durch Blutverlust zu tödten. Die Bodenbedingungen sind sehr ungünstig: fast der ganze Distrikt ist mit Morästen und Sümpfen (Tundra) bedeckt, die einzelnen dazwischen liegenden, mit Diluvialerde bedeckten Stellen sind keineswegs fruchtbar. Die Vegetation ist äußerst arm. Getreide und Gemüse können nicht gezogen werden.

Der Kolyma-Distrikt, wohl auch Kolyma-„Uluß“ genannt, zerfällt in drei Theile: den obern (südlichen), den mittlern und den untern (nördlichen) Theil. Als Vorort gilt die Stadt Srednekolymsk, unter 66° nördl. Br. am linken Ufer der Kolyma auf einem erhöhten Terrain gelegen und kaum den Flächenraum einer Quadratwerst bedeckend. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat kleine hölzerne Häuser ohne Glasfenster. Statt des Fensterglases benutzt man im Sommer Papier oder Fischhaut; im Winter aber dicke Eisplatten, welche etwa zwei bis drei Mal im Laufe des Winters erneuert werden, je nachdem sie durch den Einfluß der Stubenwärme abgethaut sind. Regelmäßige Straßen giebt es keine; die einzelnen Häuser stehen isolirt auf kleinen hügelartigen Erhebungen. Die Einwohner von Kolymsk beschäftigen sich alle mit der Fischerei, nicht allein die Bauern und Bürger, sondern auch die Kosaken, die Kirchendiener und die Verwaltungsbeamten des Distrikts. Daneben ist die Jagd auf Vögel verbreitet und beliebt, weil sie in gleicher Weise wie die Fischerei einen reichlichen Ertrag liefert. Die Jagd auf wilde Renthiere, Elenthiere u. s. w. wird wohl selten als Gewerbe, meist aus Neigung betrieben. Wohl aber bietet die Jagd auf Pelzthiere (Fuchs, Eisfuchs, Eichhörnchen, Hase, Wolf, Vielfraß und Hermelin) eine sehr einträgliche Erwerbsquelle aller Tungusen, Lamuten und auch der Jakuten. Die Einwohner von Srednekolymsk und Umgebung haben keine Renthierherden, ihren Bedarf an solchen Thieren kaufen sie von Tschuktschen oder Tungusen; sie bezahlen dabei für ein Renthier 4 bis 6 Rubel.

Die große Wichtigkeit des Renthieres für den Lebensbedarf der nordischen Volksstämme ist bekannt.

Die Bevölkerung des Kolyma-Distrikts ist so gering, daß auf 105 Quadratwerst ein Mensch kommt. Es leben hier: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen, Omoken, Tungusen, Lamuten, Tschuktschen und Russen. Zu den Russen gehören die Kosaken, die Kleinhändler, Bauern, einige Kaufleute und eine sehr unbedeutende Anzahl Ansiedler, d. h. Leute, welche „auf administrativem Wege“ zur Ansiedelung nach Sibirien verbannt wurden.

Alle nicht russischen eingeborenen Volksstämme zerfallen in zwei Kategorien:

1. die seßhaften: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen und Omoken,
2. die nomadisirenden: Tungusen, Lamuten und Tschuktschen.

1. Unter den seßhaften Eingeborenen nehmen die Jakuten im Kolyma-Distrikt die erste Stelle ein. Man zählt etwa 3000 Individuen beiderlei Geschlechts, welche in zehn verschiedene Stämme getheilt sind (die Stämme heißen Egin, der erste bis vierte Mjatusch, ein und zwei Baidun, ein und zwei Kangalag und Borogon). Jeder Stamm hat seine Aeltesten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen“ (inorotscheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlassungen der Jakuten heißen „Naslegi“ und befinden sich an solchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde sind, und solche Plätze sind nur an der linken Seite der Kolyma zu treffen. Die Kolyma-Jakuten leben im Allgemeinen wie die anderen Jakuten in Jurten. Doch sind die Jurten der Kolyma-Jakuten entschieden reinlicher als die der Jakuten im Gebiete von Wilni und Jakutsk. Diese letzteren halten nämlich ihr Vieh in denselben Jurten, in denen sie wohnen, und dadurch werden die Jurten von einem entsetzlichen Gestank erfüllt. Im Allgemeinen sind aber auch die Kolyma-Jakuten sehr unreinlich: sie waschen sich selten, schlafen meist in ihren Kleidern, wenn sie — was nicht immer der Fall ist — Hemden haben, so tragen sie dieselben, bis sie in Fetzen zerfallen. In Bezug auf ihre Nahrung sind sie nicht wählerisch; die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel ist ihnen sehr gleichgültig: im Sommer nehmen sie das Wasser aus einer beliebigen Pfütze und im Winter schmutzigen Schnee oder Eis. Sie essen und schlafen unglaublich viel, aber können auch, wenn die Nothwendigkeit es verlangt, lange Zeit ohne Nahrung und den Schlaf existiren. Sie essen Fisch und Fleisch, nachdem sie dasselbe in eisernen Kesseln, ohne irgend welche Zuthaten, selbst ohne Salz gekocht haben. Brot haben sie nicht, weil das Mehl zu hoch im Preise steht. Ein Pud Roggenmehl (etwa 16 kg) kostet mehr als 10 Rubel (20 Mark). Die wohlhabenden Jakuten, welche Rindvieh besitzen, nehmen auch Milch und Butter zu ihren Speisen. Butter ist bei ihnen sehr beliebt, sie setzen sie stets ihren Gästen vor oder genießen sie selbst an hohen Festtagen, z. B. am Nikolai-Tage (9. [21.] Mai) trinkt jeder Gast einige Pfund heißer eben am Feuer zerlassener Butter. Im Allgemeinen sind die Jaku-

[1]) Frei nach dem Russischen von F. M. Augustinowitsch, Moskauer Anthropologische Ausstellung II. Bd., Beilage S. 43 bis 56. Herr Augustinowitsch hat längere Zeit als Arzt in jenen Gegenden gelebt; er ist kürzlich in Sachalin gewesen und hat sich sehr günstig für eine Kolonisation der Insel ausgesprochen. Ref.

ten überaus gastfreundlich: jeden Reisenden nähren sie mit allem, was sie haben, und versorgen ihn zur Weiterreise mit Nahrungsmitteln ohne irgend einen Entgeld zu fordern. Das Zurückweisen des Angebotenen halten sie für eine Beleidigung und eines — auch unansehnlichen Geschenkes — gedenken sie noch lange. Sie sind ehrerbietig, dienstfertig und den örtlichen Behörden unterwürfig. Zum Betrügen haben sie keine Neigung, aber sie sind verschlossen und abergläubisch. Streitigkeiten unter ihnen sind selten; sie werden gewöhnlich von ihrer eigenen Verwaltung beglichen, von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Das spricht alles zu Gunsten der unverdorbenen Sittlichkeit der Kolyma-Jakuten. Dasselbe gilt aber nicht von ihren Stammesgenossen in der Nähe der größeren russischen Ansiedelungen, woselbst sie durch stete Berührung mit den Verbannten, welche von sehr zweifelhafter Sittlichkeit sind, allmälig verdorben werden. Vorwerfen muß man aber auch den Kolyma-Jakuten ihre Faulheit und ihre übergroße Sorglosigkeit, durch welche sie oftmals in Gefahr gerathen, auch wohl ums Leben kommen; doch sind sie gegen den Tod sehr gleichgültig. Sie haben jetzt alle die griechisch-katholische Religion angenommen.

Ihre Nationaltracht, aus Renthierfellen mit der Haarseite nach außen gefertigt, besteht in Folgendem: 1. Einem Oberkleid (Kukljänka); 2. einem Untergewand aus zwei Theilen zusammengesetzt; einer die Hüften einschließenden „Selja“ und einem den obern Theil der Schenkel bedeckenden „Suturo“; 3. langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln, „Torbas“; 4. Mütze mit Ohrenklappen. Außerdem tragen sie im Sommer die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder (Poloduga) genähetes Obergewand mit einer Kapuze.

Die Jakuten, welche in Sredne- und Nishnekolymsk sowie in den Niederlassungen Pochodsk und Keratowa leben, haben bereits angefangen die russischen Sitten anzunehmen, vor allen die russische Tracht.

2. Die Jukagiren. Das Volk der Jukagiren besteht aus einzelnen isolirt lebenden Stämmen, von denen nur ein einziger seine eigene Sprache noch besitzt, der Stamm Jukagiru. Alle übrigen Stämme haben ihre Sprache verloren, der Stamm Omolen, der 1., 2. und 3. Stamm Omok sprechen Russisch, alle anderen sprechen Tungusisch und verstehen daneben auch Russisch. Im Allgemeinen ist die Kenntniß des Russischen unter den Jukagiren recht verbreitet; die Jukagiren vom Stamme Omolen am linken Ufer des Flusses Omolon, 20 Werst von der Einmündung in die Kolyma, verstehen sogar, wenn auch schlecht, Russisch zu lesen und zu schreiben. Um die Verbreitung der russischen Sprache hat sich vor 80 Jahren der Jukagir Wosrgäkow, welcher selbst in Nishnekolymsk unterrichtet worden war, verdient gemacht. Das Volk der Jukagiren nomadisirte in alten Zeiten am Ursprung des Kolyma-Flusses. In Folge einer heftigen Pockenepidemie wanderte ein Theil dem Flusse entlang und setzte an der Mündung desselben auf die nächsten Inseln des Eismeers über; andere Theile des Volkes blieben an einzelnen Nebenflüssen der Kolyma, dem Omolon, dem Großen und Kleinen Anui sitzen; wieder ein anderer Theil wandte sich nach Westen in die große Tundra und vermischte sich hier meist mit den Tungusen, einzelne von diesem Theile sich abzweigende Familien wanderten weiter in den Bezirk von Werchojansk, woselbst ihre Nachkommen, 1000 Individuen beiderlei Geschlechts, noch heute sitzen. Nur ein ganz kleiner Theil blieb am Ursprung der Kolyma und Jasatschnaja zurück, das ist der heutige sogenannte Stamm Jukagiren. Das Volk der Jukagiren steht in Betreff der Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten viel höher als das Volk der Tungusen, vor welchen die Jukagiren sich durch Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die Jukagiren sind von mittlerer Körpergröße, hager, aber wohlgestaltet und energisch in ihren Bewegungen. In ihren Gesichtern ist nichts von mongolischem Typus zu bemerken, eher eine Mischung ihres ursprünglichen Stammestypus mit dem russischen. Ihr Gesicht ist mehr länglich als rund mit etwas vorspringenden Backenknochen; die Augen sind im Vergleich mit den kleinen Augen der anderen Eingeborenen groß; ihr Blick angenehm und mild, besonders bei den Frauen, die Nase länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Nasenlöchern; die Stirn hoch, offen. Die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen schwarz, im Allgemeinen dünn; hier und da begegnet man auch blonden Männern wie Frauen. Barthaare sind spärlich. Die Frauen sind von mittlerer Körpergröße, wohlgestaltet und von viel angenehmerm Aeußern, als die Tungusinnen. Die Jukagiren haben keine charakteristische Kleidung, die einen tragen Gewänder nach russischem Schnitt, die anderen tungusische Kleider.

Im Winter tragen sie über ihre Kleider die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder angefertigtes Gewand, welches einem langen bis an die Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnlich sieht und welches mit einer Kapuze versehen ist. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Sie wird von oben her über den Kopf angezogen, indem oben eine Oeffnung sich befindet, durch welche der Kopf durchgesteckt werden kann. Im Herbst und im Winter wohnen sie in kleinen Häuschen aus behauenen Baumstämmen; im Sommer, wenn sie wegen des Fischfangs in andere Lokalitäten sich begeben, bauen sie sich aus dünnen Stangen kegelförmige Hütten, welche „Urus“ genannt werden, und überziehen sie mit großen, aus vielen kleinen Renthierfellstücken zusammengesetzten Decken. Die „Urus“ (offenbar den Jurten der Kirghizen in der Gestalt gleich) sind höher, von größerm Umfang und reinlicher als die der Tungusen und überdies frei von Rauch, weil die Jukagiren niemals im Innern der „Urussen“ ihren Feuerherd herrichten, sondern ihre Speisen im Freien bereiten. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Fischen, selten erjagen sie wilde Enten oder wilde Renthiere. Zum Winter salzen sie die Fische in runde nicht sehr große hölzerne Gefäße ein oder räuchern oder trocknen sie an der Sonne. Mit Viehzucht beschäftigen sich die Jukagiren nicht. Neben der Fischerei beschäftigen sie sich mit der Jagd; sie stellen mittels allerlei Fallen den Füchsen nach; ferner jagen sie Eichhörnchen, die gewöhnlichen und die fliegenden, mit Pfeilen oder mit der Flinte, welche sie sehr sicher zu gebrauchen wissen.

Die Jukagiren sind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter. Besonders beliebt sind bei ihnen Tänze, an denen sich alle, Jung und Alt, betheiligen; sie kommen dazu im Sommer allabendlich zusammen und bringen unter Tanz und Scherzen und Singen die Hälfte der tageshellen Nacht zu. Obgleich die Jukagiren jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche gehören, so finden sich doch unter ihnen Schamanen, welche im Geheimen die Kunst ausüben. Sie werden christlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym“ (Kaufpreis) von den Eltern erstanden. Ihre Todten begraben sie in Särgen. Die Jukagiren sind nicht abergläubisch; nur die in der großen Tundra lebenden haben von den anwohnenden Tungusen viel Aberglauben angenommen.

3. Die Tschuwanzen. Im nördlichsten Theil des Kolyma-Gebiets leben etwa 250 Individuen beiderlei Ge-

schlechts vom Volke der Tschuwanzen, deren es nur einen einzigen Stamm, „Chapygin", giebt. Ein Theil derselben ist in Nischnekolymsk ansässig und beschäftigt sich mit der Fischerei und der Jagd. Die Tschuwanzen sind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloses Gesicht erinnert etwa an die Tschuktschen; die Haupthaare sind schwarz und rauh. Sie tragen Kleider nach jakutischem Schnitt, aber unterscheiden sich sonst in ihrer Lebensweise kaum von russischen Ansiedlern. Sie sprechen auch Russisch, obgleich sie eine eigene Sprache besitzen. Sie wohnen in Jurten. Sie sind alle getauft. Ihre geistigen Fähigkeiten sind recht entwickelt; sie sind arbeitsam, ehrlich und von milden Sitten. Besondere charakteristische Stammeseigenthümlichkeiten sind nicht mehr unter ihnen zu finden.

4. Die Omoken. Das Völkchen der Omoken, 200 Individuen beiderlei Geschlechts, wird durch drei Stämme der Jukagiren repräsentirt, der Rest eines einst zahlreichen Volksstammes, welcher heute weiter nichts als seinen Namen sich erhalten hat. Die Omoken haben die christliche Religion, die russische Kleidung und Sprache angenommen, doch haben sich die guten Stammeseigenschaften noch erhalten: ihre Geschicklichkeit, Gewandtheit, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, wodurch sie sich von den anderen Eingeborenen günstig unterscheiden. Man sieht nur alte Leute unter ihnen, der Nachwuchs ist so gering, daß in kurzer Zeit nur noch ihr Name übrig geblieben sein wird.

5. Die Tungusen. Man zählt etwa 11 000 Individuen beiderlei Geschlechts, von denen nur ein kleiner Theil im Kolyma-Distrikt lebt und zwar am linken Ufer der Kolyma an den Flüssen Alasey, Tschukotscha und Kankosaja nomadisirt. Die Tungusen sind von mittlerer Körpergröße und gut gebaut. Ihr Gesicht hat den rein mongolischen Typus, breit mit vorspringenden Backenknochen; die Nase mittelgroß und etwas platt, die Augenlidspalte gerade und eng, die Stirn niedrig; das Haupthaar schwarz, rauh; die Männer schneiden sich dasselbe, die Weiber flechten zwei Zöpfe. Ihr Gesicht ist ohne Bart. Im Allgemeinen ist ihr Gesicht als häßlich zu bezeichnen. Die Tungusinnen erreichen nicht die Mittelgröße, sind aber häßlich und ebenso schmutzig wie ihre Männer, dabei sind sie überaus faul und ungelenk. Ihre Kinder erziehen sie sehr nachlässig; doch gewöhnen sie dieselben von frühester Jugend an die Kälte; Winters lassen sie die fast nackten Kleinen ohne jede Aufsicht vor ihren Behausungen (Urusen). Ihre Bekleidung besteht bei Männern wie bei Frauen in 1. dem Sangajak oder Schanajak, eine Art Halbkaftan aus Renthierfell mit den Haaren nach außen genäht, welcher unmittelbar auf den nackten Körper gezogen wird; 2. dem Tjugomok, eine Art Weste mit einem Brustlatz aus Renthierfellen; bei der Weste ist die rauhe Seite nach innen, beim Brustlatz die rauhe Seite nach außen gekehrt. Die Weste selbst ist ohne alle Verzierungen; der Brustlatz ist, vorzüglich bei Weibern, verschiedenartig durch allerlei metallene Anhängsel verziert; 3. Selja, ein enganschließendes Unterkleid, welches bis zur Mitte der Oberschenkel reicht, wird gleichfalls aus Renthierfell, das Rauhe nach innen, angefertigt; 4. Ugurgam, eine Art Stiefel, welche nach oben bis an das Unterkleid reichen, ebenfalls aus Renthierfell; 5. Mogol, eine Mütze, welche aus dem Fell eines jungen (ungeborenen) Renthiers gemacht ist; die Mützen der Frauen und Mädchen sind stark mit allerlei metallenen Gegenständen, russischen Silbermünzen u. s. w. verziert. Sowohl Männer wie Frauen tragen Halsbinden [1]) aus Eichhörnchenschwänzen.

Die Tungusen nomadisiren und sie wohnen in sehr schnell hergerichteten konischen Zelten (Urussa), welche eng, schmutzig und stets raucherfüllt sind, weil in der Mitte des Zeltes das Feuer auf dem Herd nicht ausgeht. Die Zelte werden aus dicken und nicht sehr langen Stangen (Weide oder Lärche) hergestellt und von außen mit Renthierfellen überzogen: oben bleibt eine Oeffnung zum Ausgang für den Rauch. In der Wand des Zeltes werden einander gegenüber zwei Oeffnungen angebracht, welche als Eingangs- und Ausgangsthür dienen und mit Fellen verhängt werden. Diese Thüröffnungen sind so niedrig und eng, daß man fast auf allen Vieren hineinkriechen muß. Im Innern des Zeltes sind rundum an der Wand schmale bankähnliche Gerüste angebracht, welche mit Fellen bedeckt werden und der ganzen Familie zum Sitzen und Schlafen dienen. Aufrecht zu stehen ist innerhalb des Zeltes nicht möglich; die Frauen, welche die häuslichen Arbeiten verrichten, hocken deshalb stets am Herd auf den Fersen. Die Nahrung der Tungusen besteht in Renthierfleisch, Fisch und allerlei Vögeln, Gänsen, Enten und Schwänen, alles wird innerhalb der Zelte in einem eisernen Kessel zubereitet. Zum Fangen der Fische bedient man sich solcher Netze, welche die Jakuten angefertigt haben. Auffallender Weise sind die Tungusen nicht im Stande, sich die Netze selbst zu machen; sie erwerben dieselben, wie auch andere Jagdgeräthschaften, von den Jakuten. Die häusliche Arbeit ruht ganz auf den Schultern der Frau, welche auch das Zelt aufschlagen muß. Der Mann geht auf die Jagd, besorgt die Renthiere, beschafft das Holz zu den Zelten.

Die Tungusen sind sehr arm; sie bemühen sich in der Nähe von Tschuktschen-Niederlassungen zu leben, weil sie bei den an Renthierherden reicheren Tschuktschen als Hirten Verwendung finden; sie werden dann mit Renthieren bezahlt. Daneben sind sie eifrige Jäger und stellen namentlich den Füchsen nach, deren Felle, je nach den Jahreszeiten, von verschiedener Qualität sind und mit verschiedenen Namen belegt werden. Die Tungusen sind friedlich, pünktlich und gefügig. Streit giebt es sehr selten unter ihnen, nur gelegentlich im Rausch gerathen sie in Wuth, so daß da einer den andern erschlägt; dann unterwerfen sie sich gutwillig der Strafe. Die Tungusen sind jetzt getauft (griechisch-katholisch), aber äußerst abergläubisch und im Geheimen dem Schamanismus ergeben. Unter den Frauen giebt es viele, welche die Rolle von Wahrsagerinnen oder Schamanen spielen; sie sind auch bei den Tschuktschen sehr beliebt in dieser Eigenschaft. Ihre Todten werden in kleine Boote („Wetka") gelegt; jeder Tunguse führt schon bei Lebzeiten ein solches Boot mit sich; dasselbe ist aus drei etwa 1 Sashen (2,1 m) langen und 1/2 Arschin (35 cm) breiten dünnen Brettchen genäht. Der im Boot liegende Todte wird nur mit einer Renthierhaut bedeckt.

6. Lamuten leben nur in zwei Bezirken des Gebietes von Jakutsk, nämlich in Werchojansk und im Kolyma-Bezirk; es sind etwa 2000 an der Zahl. Sie sind ausgezeichnet durch ihren Ordnungssinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und eine außerordentliche Beweglichkeit. Sie sind den Russen ganz vorzüglich zugethan und hassen die Tschuktschen. Die Lamuten sind ausgezeichnete Schützen, und vor allem der Jagd ergeben, auf welcher sie nur die Flinte brauchen, nur dem Bären gegenüber benutzen sie den Jagdspieß. Nur ein kleiner Theil der Lamuten beschäftigt sich mit dem Fischfang. Es sind vollkommene Nomaden; sie ziehen beständig hin und her. Bemerkenswerth ist, daß sie bei diesen Zügen

[1]) In den baltischen Provinzen Rußlands werden von den Frauen ähnliche den Hals schützende Binden getragen und „Boa" genannt.

nicht, wie die übrigen Eingeborenen, Narten (Schlitten) benutzen, sondern stets auf Renthieren reiten. Sie besitzen keine eigentliche Renthierherde, wohl aber hat jeder Lamute eine Anzahl zum Reiten geeignete Renthiere. Ganz besonders auffallend ist, daß unter den Lamuten ansteckende und epidemische Krankheiten gar nicht vorkommen; die Syphilis, welche unter den Eingeborenen Sibiriens so außerordentlich verbreitet ist, existirt bei ihnen gar nicht [1]).

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Lamuten aus der Manschurei nach Norden eingewandert seien, doch ist diese Annahme unbegründet: ihre Gesichtszüge haben durchaus nichts Mongolisches. Die Physiognomie der Lamuten hat einen ganz besondern Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Nase von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare glatt meist von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten sind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerst gelenkig und beweglich. Trotz ihrer scheinbaren Körperschwäche sind sie kräftig und aus dem Einzelkampf mit dem Bären gehen sie stets als Sieger hervor. Sie wohnen in großen konischen Zelten (Urussa), welche aus sechs langen Stangen zusammengesetzt sind und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit unbearbeiteten Renthierfellen bedeckt sind. Die Einrichtung des Rauchfangs und der Thüren ist wie bei den Tungusen. In einem Zelt leben mitunter zwei Familien, aber eine tadellose Reinlichkeit und Ordnung herrschen darin. Ueberhaupt sind die Lamuten unter allen Eingeborenen am reinlichsten und am ordentlichsten; höflich, umgänglich und gastfreundlich. Auch die Speisen werden möglichst reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung besteht in Renthierfleisch; doch essen sie auch Fische und Eichhörnchen. Russischer Zwieback und ausgelassene Butter gelten als Leckereien, welche von den Russen und Jakuten gelegentlich oder zur Zeit der Tschuktschenmesse in der Festung Anjeci erworben werden.

Männer wie Frauen tragen enganschießende Gewänder von gleichem Schnitt; dieselben werden aus Renthierfellen genäht und mit Glasperlen und buntfarbigem Schafleder verziert. Selbstverständlich sind die Gewänder der Frauen reichlicher, oft in kostbarer Weise geschmückt. Die Tracht zeigt mancherlei Uebereinstimmung mit der oben angeführten Kleidung der Tungusen.

Die Lamuten sind griechisch-katholische Christen und sehr fromm. Doch haben sich Spuren des frühern Götzendienstes unter ihnen erhalten; so z. B. die Verehrung des Feuers und der Sonne; ferner mancherlei Vorurtheile und Aberglauben. Sie lassen sich weissagen und prophezeien aus dem Knistern des brennenden Holzes die Zukunft. Die Hochzeitsgebräuche sind im Wesentlichen folgende: Nachdem die einleitenden Verhandlungen abgeschlossen und beide Theile einig sind, wird die Braut von ihren Verwandten und ihren Eltern zum Zelt der Eltern des Bräutigams geführt; dreimal wird das Zelt umkreist, dann wird die Braut direkt dem Bräutigam übergeben; die Eltern spielen dabei nur die Rolle von Zuschauern. Dieser Gebrauch heißt „Halbehe"; aber die Braut bleibt beim Bräutigam als sein wirkliches Weib und die danach geborenen Kinder gelten als legitim. Erst später, oft erst nach 1 bis 3 Jahren, begiebt das Paar sich zum Geistlichen, um sich kirchlich einsegnen zu lassen. Die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten sind von sehr bescheidenen Gelagen begleitet; nur mitunter werden besondere Tänze aufgeführt. Die Kinder der Lamuten werden getauft, sobald der Geistliche sie besucht. Die Todten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatz der Zelte begraben. Die Todten werden gewöhnlich in Särge gelegt und etwa 1 Arschin (0,7 m) tief eingegraben. Da der Erdboden immer gefroren ist und nur Sommers etwa 1/2 Arschin (0,32 m) aufthaut, so kommt es oft vor, daß nach Jahrzehnten die zufällig ausgegrabenen Leichen keine Spuren einer Verwesung zeigen.

[1]) Wir erinnern daran, daß Dr. Augustinowitsch Arzt ist; seine Mittheilungen sind deshalb von um so größerer Bedeutung.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

X.

Cuba. Peru. Brasilien.

In Cuba begann die Einfuhr von „Asiaticos", fast ausschließlich nur Chinesen, 1847 und hörte zwangsweise 1873 auf, in welchem Jahre die chinesische Regierung zuerst gegen den Menschenhandel einschritt, dessen Form die chinesische „Auswanderung" nach Cuba angenommen hatte. In dieser Zeit wurden 116 267 Kulis auf Cuba gelandet, welche indessen mit so verschwindenden Ausnahmen Männer waren, daß an eine Vermehrung dieser Bevölkerung auf natürlichem Wege nicht gedacht werden konnte. 1861 wurde die „asiatische" Bevölkerung amtlich auf 34 828 angegeben, darunter — 57 Weiber. Doch erhoben sich spätere Schätzungen höher; die letzte finden wir in einem Bericht des englischen Generalkonsuls vom 13. Mai 1878, welcher 50 000 annimmt. Von den auf der Ueberfahrt und auf der Insel Gestorbenen und den nach Ablauf ihres Vertrages Zurückgekehrten abgesehen, waren viele entflohen und hatten sich im übrigen Westindien, Mittelamerika, Mexiko oder den Golfstaaten Nordamerikas niedergelassen, während eine nicht geringe Anzahl sich den Insurgentenbanden anschlossen, welche von 1868 an ununterbrochen fast die ganze Osthälfte der Insel innehatten und gelegentlich ihre Brandschatzungen und Brandlegungen bis in das Herz des zuckerbauenden Westens verschoben. Jedenfalls war diese Einwanderung nicht im Stande, dem Grund- und Erbmangel des cubanischen Wirthschaftswesens, dem Arbeitermangel, dauernd abzuhelfen. Hatten sich die Sklaven schon früher wegen der merkwürdigen und unerklärten Sterblichkeit in ihren Familien unfähig gezeigt, solches zu thun, so konnte das Gesetz Moreto von 1868, welches von diesem Jahre an allen neugeborenen Sklaven und allen das sechszigste Jahr überschreitenden Sklaven die Freiheit gab, den großen Mangel nur noch verschärfen. In dersel-

ben Richtung war das Verbot der mexikanischen Regierung gegen die eine Zeitlang schwungvoll betriebene Kontrakt-Einwanderung yukatekischer Indianer wirksam. Als nun gar die Aufmerksamkeit chinesischer Staatsmänner auf die Rechtlosigkeit ihrer Landsleute auf Cuba und auf die krassen Beispiele grausamer Behandlung derselben gerichtet ward, und in Folge dessen keine chinesischen Kulis mehr nach Cuba gebracht werden konnten, stieg die Verlegenheit auf den Gipfel und es ist nur dem allgemeinen Rückgang der Wirthschafts-Verhältnisse in Folge des nun zwölfjährigen Aufstandes zuzuschreiben, wenn der Arbeitermangel nicht zu einer energischen Anstrengung sei es der Regierung oder der Pflanzer nach einer oder der andern Seite Anlaß gab. 1874 hatte eine chinesische Kommission, welche, unterstützt von den Vertretern einiger Großstaaten, die Lage der chinesischen Kulis auf Cuba studirte, einen Bericht erstattet, welcher auf 1176 Vernehmungen und 85 Bittschriften, die von 1660 Kulis unterzeichnet waren, sich gründete. Er entwarf ein geradezu niederdrückendes Bild der Behandlung derselben. Man hat versucht die Glaubwürdigkeit desselben vorzüglich mit dem Hinweis darauf zu bezweifeln, daß diese Kommission im Ganzen nur sechs Wochen auf Cuba verweilt habe. Indessen ist diese Zeit bei der Beschränktheit des Bezirkes, in dem die Kuliarbeit in großer Ausdehnung stattfindet, gerade genügend, um einen Einblick in die Lage derselben zu verschaffen. Die Thatsachen dieses Berichtes sind übrigens nie mit Erfolg entkräftet worden und es haben im Gegentheil unparteiische Beobachter die Gültigkeit derselben rückhaltslos anerkannt (s. Chines. Auswanderung S. 243) und vor allem jene gewichtigen Anklagen, welche gegen die Pflanzer selbst und gegen Beamte wegen willkürlicher Verlängerung der Arbeitsverträge gerichtet wurden. Ein Gesetz vom Jahre 1877 würde genügen, um diesen Anklagen auch ohne jede tiefere Begründung den größten Schein von Wahrheit zu verleihen, ein unglaubliches und sogar noch von der Regierung des Mutterlandes bestätigtes Gesetz, welches den Kulis nach Ablauf ihrer Dienstzeit nur die Wahl läßt zwischen dem Verlassen der Insel oder der Erneuerung ihres Vertrages. Es genügt also, einem solchen armen Teufel auf irgend eine Weise die Mittel zur Reise vorzuenthalten, um ihn zu neuerlichem Verbleiben für acht oder zehn Jahre zu zwingen, und so in infinitum. Das ist die unverhüllte Sklaverei. Man kann am Ende noch der mit so vielen Bedenken umgebenen Stellung des Kuli innerhalb seines Vertrages eine günstige Seite abgewinnen, wenn man daran dachte, daß demselben nach Umlauf seiner Arbeitszeit ein kleines Kapital eingehändigt wird, womit er nun ein eigenes Geschäftchen zu betreiben vermag. Aber ein Gesetz wie dieses nimmt jede Hoffnung auf einen so günstigen Ausgang des Kuli-Vertrages. Es ist wahr, daß dasselbe gerechtfertigt werden will mit dem Hinweis auf die große Zahl von freien, d. h. großentheils entlaufenen Chinesen in den Räuberbanden, welche die „Armee“ der cubanischen Insurgenten zusammensetzten, aber dieses ist ein sehr schwacher Grund. Die wahre Ursache liegt jedenfalls darin, daß die Regierung der Insel nicht durch chinesische Konkurrenz die letzte und festeste Säule der spanischen Herrschaft auf Cuba, nämlich den Mittelstand der Handwerker und Kleinhändler, schädigen lassen wollte. Diesen Grund begreift man, aber er rechtfertigt nie ein solches Gesetz.

Unter diesen Umständen kann es als ein Beweis von großem Entgegenkommen der chinesischen Regierung betrachtet werden, wenn dieselbe sich 1878, nachdem 1877 eine cubanische Gesellschaft den alten Kulihandel unter sehr schwachen gesetzlichen Formen vergebens wieder aufzunehmen gesucht hatte (ihre Statuten enthielten unter anderen die Festsetzung, daß wenn ein Kuli nicht alle Vorschriften seines Arbeitsvertrages erfüllt habe, er nach Ablauf desselben neue zwei Jahre zu dienen habe und dergleichen), neuerdings zu Vertragsverhandlungen mit Spanien herbeiließ, und einen Vertragsentwurf zu Stande bringen half, in dessen 16 Artikeln allerlei heilsame Maßregeln vorgesehen waren, in erster Linie die Bestallung von chinesischen Konsuln an verschiedenen Orten der Insel (unbegreiflicherweise aber nicht im Gebiet der Kuliarbeit, d. h. den Zuckerpflanzungen, sondern in den Seeplätzen), welche die Aufsicht über die chinesischen Unterthanen ausüben sollten (die chinesische Regierung hatte sich vorher der Mitwirkung der nordamerikanischen Konsularbeamten in dieser schwierigen Aufgabe versichert), dann Bestimmungen, welche die Natur der zum Transport verwendeten Schiffe und der zum ersten Aufenthalt bestimmten Räume am Land betreffen, und vor allem die Sicherheit der Kulis gegen jede widerrechtliche Verlängerung ihres Arbeitsvertrages. Zur Ausnutzung der durch diesen Vertrag gewährten Rechte bildete sich im Frühjahr 1878 in Havana eine Gesellschaft großer Grundbesitzer, an deren Spitze der Marquis von Avala stand, und welche einen Kommissär zur Anwerbung von Kulis nach China sandte.

Die so angebahnten Fortschritte in der Kuliwirthschaft vereitelten leider die Cubaner selbst wieder, indem sie trotz aller Klagen, welche gegen sie laut wurden, ihre altgewohnte Behandlung der Kulis fortsetzten. Der englische Generalkonsul Crawford fand im Frühling 1879 die Chinesen genau in derselben bedrückten Lage wie früher. Kulis, welche ihren Vertrag abgearbeitet hatten, wurden wieder gezwungen, entweder die Insel zu verlassen, wozu sie keine Mittel besaßen, oder neue Verträge für sechs bis acht Jahre abzuschließen. Auch auf den Pflanzungen blieb ihre Behandlung dieselbe sklavenhafte wie früher. Auf seinen Bericht hin übergab am 30. April eine Abordnung der Anti-Sklaverei-Gesellschaft dem chinesischen Gesandten in London, Marquis Tseng, eine Denkschrift, welche den traurigen Zustand der Kulis in Cuba schilderte, zum Bericht an seine heimische Regierung. Das Mißtrauen in die guten Absichten der spanischen Behörden in Cuba war schon vorher neuerdings wachgerufen worden durch eine Korrespondenz zwischen der englischen und spanischen Regierung, über welche erstere im December 1878 ein Blaubuch veröffentlicht hatte. Dieselbe bezog sich auf eine Bekanntmachung des Generalkapitäns, welche in den Zeitungen von Havana bereits im Januar 1877 erschienen war, und eine Belohnung von 102 beziehungsweise 34 Dollar Gold jedem versprach, der einen zu den Rebellen übergegangenen Sklaven oder Kuli einbrächte; wenn aber solche Gefangenen nicht von ihren Besitzern eingefordert würden, sollten sie Eigenthum des Fängers für sechs Jahre werden. Die spanische Regierung leugnete jede Kenntniß von diesem Erlaß und stellte denselben übrigens als eine bloße Maßregel der Einschüchterung dar. Indessen widersprachen dem entschieden die Berichte des britischen Generalkonsuls Cowper in Havana, der auch auf die weitere Ungerechtigkeit aufmerksam machte, daß die Kulis zwar für Gold ihren Vertrag machten, aber in Papier ausbezahlt würden. Und dieses Papier hatte 1879 einen Diskont von 125 Prozent!

Im Jahre 1879 war der chinesische Gesandte in Paris auch am Madrider Hof beglaubigt worden und unterhandelte dort im Laufe des Sommers mit den Spaniern über einige Aenderungen an dem in Peking entworfenen Vertrage, welcher endlich am 5. Juli 1879 in der Gazetta Official veröffentlicht wurde. Außer den vorhin

schon angeführten Bestimmungen war in demselben vorgesehen, daß die chinesische Regierung jeden Auswanderer mit einem Passe versehen werde, der ihm in den spanischen Kolonien dieselben Rechte sichern sollte, wie sie Angehörigen anderer Staaten zustehen, daß diejenigen Chinesen, welche vor Abschluß des Vertrages in irgend welcher Weise ungerecht behandelt würden, das Recht haben sollten, sich neuerdings mit ihren Beschwerden an die ordentlichen Gerichte zu wenden, endlich daß Spanien von den der Zeit in Cuba weilenden Chinesen alle diejenigen zurücksenden solle, welche sich in China gelehrten Studien gewidmet hatten, oder welche irgend einer „officiellen Kategorie" angehören, oder welche durch ihr Alter unfähig zur Arbeit sind, sowie die unverheiratheten Waisinnen, welche wieder zurückzukehren wünschen.

Zugleich suchte sich übrigens Spanien, nachdem vergebliche Versuche gemacht worden waren, sich Kulis aus Britisch-Westindien zu verschaffen, noch eine andere Quelle von Arbeitskräften zu erschließen, indem es im Herbst desselben Jahres einen Gesandten nach Saigon sandte, welcher den französischen Behörden den Entwurf eines Vertrages mit dem König von Annam vorlegte, und nach einigen kleinen Aenderungen, welche auf Wunsch jener vorgenommen wurden, sich mit demselben nach Huë begab, wo die Franzosen ihn in seinen Verhandlungen mit den annamitischen Mandarinen unterstützen sollten. Hauptgegenstände dieser Verhandlungen sollten die freie Ausfuhr von Kulis nach Cuba und von Reis nach Manila bilden. Dieser Gesandte (General Ordoñez) kehrte am 26. Februar 1880 nach Saigon zurück, nachdem er den Vertrag wenigstens in Betreff der Kuli-Ausfuhr nach Cuba glücklich fertig gebracht hatte.

* * *

Peru, welches seit 1847 Kulis aus China bezog und 1876 in seiner Bevölkerung 60 000 Chinesen zählte, schloß 1874 einen Vertrag mit China, welcher die Ausfuhr von Kulis nach ersterm Lande gestattete und regelte. Er wurde Ende 1876 ratificirt. Sowohl die Ausdehnung, welche damals die Auswanderung beziehungsweise Ausfuhr in dieser Richtung angenommen hatte, als auch die Behandlung, welche die Kulis in Peru erfuhren, ließ die vertragsweise Regelung endlich als eine Nothwendigkeit erscheinen. In den fünf Jahren, welche mit 1874 abschließen, schifften sich 46 190 Chinesen nach Callao ein, von denen aber nicht weniger als 3047 schon unterwegs starben. Im Jahr 1874 hatte diese Ausfuhr in Folge der Wachsamkeit, welche die chinesischen Behörden anwandten, und der vorhin erwähnten eisernen Strenge, mit welcher gegen die Menschenfänger (Kidnappers) vorgegangen ward, sich auf nicht ganz 4000 Köpfe vermindert und hatte diese Zahl auch 1875 und 1876 nicht oder nur wenig überschritten. Begreiflich daher, daß man in Peru, wo der Arbeitermangel als ein schweres Hinderniß der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes empfunden ward, alles aufwandte, um den Zufluß von Kulis neuerdings zu steigern. Stärker ward dieses Bedürfniß im Jahre 1877, wo bei erheblicher Preissteigerung des Zuckers und Natronsalpeters nur der Arbeitermangel einer energischen Ausbeutung dieser günstigen Gelegenheit entgegenstand. Ein englischer Konsularbericht von diesem Jahre sagte: „Der (finanzielle) Zustand des Landes hat sich gebessert, aber die Besserung wird nicht groß sein, so lange man nicht mehr Arbeitskräfte hat." So wurde denn 1876 und 1877 auf die Errichtung einer eigenen Dampferlinie zwischen Callao und Hongkong oder Macao hingearbeitet und von einigen Seiten auch die Kulieinfuhr über San Francisco empfohlen. Die peruanische Regierung schritt Anfang 1877 in der That zu einem Vertrage mit dem englischen Hause Oliphant in Callao, durch welchen dieses sich verpflichtete, eine eigene Dampferlinie, für Kuli-Transport eingerichtet, zwischen Callao und Hongkong ins Leben zu rufen und zu unterhalten, wofür ihm Rückfracht, bestehend in Guano, sowie eine Zahlung in Silber oder Salpeter von 160 000 Soles Seitens der peruanischen Regierung gewährleistet werden sollte. Es wurden für fünf Jahre 28 Reisen in Aussicht genommen und jede sollte nicht unter 500 und nicht über 1000 Kulis ins Land bringen. Unter diesen Bedingungen trat die neue Dampferlinie ins Leben und ließ am 13. Januar ihr erstes Schiff „Perusia" von Hongkong über Honolulu nach Callao abgehen, jedoch ohne die gewünschte Fracht an Menschen, da der Governor von Kwangtung die Einschiffung der Kulis streng verboten hatte.

Es waren nämlich nach Abschluß des 1874er Vertrages Nachrichten über die Behandlung der Chinesen in Peru nach China gelangt, welche den bis dahin unzweifelhaft vorhandenen guten Willen der chinesischen Regierung auf ein Minimum herabstimmen mußten. 1876 hatte dieselbe einen Kommissär zur Untersuchung der Lage ihrer Unterthanen nach Peru gesandt. In einem Briefe, der damals in die Oeffentlichkeit kam (s. London and China Telegraph 1877, Nro. 697) entwarf derselbe eine Schilderung seiner Erfahrungen, aus der hier einige Bruchstücke wiederholt zu werden verdienen: „Die peruanische Regierung hat Anstrengungen gemacht, um diese Leute zu schützen, aber die Lage derselben ist noch immer weit davon entfernt, zufriedenstellend zu sein. Zunächst ist die Entlegenheit von manchen dieser Haciendas so, daß der Kuli vollständig der Gnade seines Herrn anheimgegeben ist. Der letztere oder sein Aufseher kann gewissenhaft und menschlich sein, er kann aber auch das Gegentheil sein. Im letztern Falle, wenn der Kuli entläuft, wird er entweder in den umgebenden Wüsten zu Grunde gehen oder er wird eingefangen und mit einer Strenge bestraft, von der er Niemanden Bericht geben kann, weil er sie vielleicht nicht einmal überlebt ... Das Loos der Chinesen, welche in den Guanolagern arbeiten, ist ein höchst unglückliches. Abgesehen davon, daß sie sich halb zu Tode arbeiten müssen, haben sie weder genügende Nahrung noch gesundes Wasser. Ihre Rationen sind 2 Pfund Reis und $1/2$ Pfund Fleisch, und diese erhalten sie gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr den Morgens, wenn sie schon sechs Stunden an der Arbeit gewesen sind. Jeder Mann muß täglich 4 bis 5 Tonnen Guano fördern. Im letzten Vierteljahr von 1875 waren in Pabellon de Pica allein 355 Chinesen beschäftigt, von denen nicht weniger als 98 im Spital lagen. Die allgemeine Krankheit sind geschwollene Beine, und kommt dieselbe wahrscheinlich vom Trinken des warmen destillirten Wassers und vom Mangel pflanzlicher (frischer) Nahrung. Der Charakter dieser Krankheit erinnert an Skorbut. Man sagt oft, daß die Entwickelung Perus von der Einfuhr der Chinesen abhänge, weil diese allein im Stande seien, das Klima zu ertragen und dabei Feldarbeit zu verrichten. Ich glaube, daß dies ein Irrthum ist, welcher bald zerstreut würde, wenn die Einwohner gezwungen wären, für ihren eigenen Unterhalt zu arbeiten, statt mittelbar oder unmittelbar sich auf ihre reichen Guano- und Salpeterlager und auf die billige asiatische Arbeit zu verlassen ... Würde nicht die Einfuhr von Chinesen eine so entschiedene Unterstützung Seitens der Regierung gefunden haben, so würde die Frage der Kolonisation in Peru längst gelöst sein."

Die Versuche, welche 1878 in Japan gemacht wurden, japanische Kulis für deutsche Pflanzer in Peru zu miethen, wurden von der japanischen Regierung noch rechtzeitig vereitelt, ohne daß darüber der Konflikt zwischen Deutschland

und Japan ausbrach, welchen amerikanische Blätter schon sicher verkündeten. 1880 bequemte sich die japanische Regierung sogar zur Zahlung von 7390 Yen Schadenersatz für Auflösung von Kontrakten einer Anzahl japanischer Zimmerleute, welche sich nach Peru vermiethet hätten.

Die Arbeiternoth trieb 1879 die peruanische Regierung zu neuen Anstrengungen. Man sprach davon, Chinesen durch Vermittelung des peruanischen Generalkonsuls auf Regierungskosten aus San Francisco kommen zu lassen, aber die Regierung der Vereinigten Staaten scheint diesen Plan schon frühzeitig abgewinkt zu haben. Der Ausbruch des Krieges zwischen Peru und Chile hat seitdem die Chinesenfrage, soweit sie Peru betrifft, insoweit ruhen lassen, als die in Hongkong mit den Chinesen geführten Verhandlungen nur langsam fortschritten. Die Verhinderung der Abfahrt des mit Kulis nach Peru beladenen deutschen Dampfers „Hesperia“ im Sommer 1880 schien sogar ihr ganzes Ergebniß in Frage zu stellen.

Dagegen sucht sich nun auch **Brasilien** für die Verluste an zuverlässigen Arbeitskräften, welche die Aufhebung der Sklaverei mit sich bringt, durch Einfuhr chinesischer Kulis schadlos zu halten. In der brasilianischen Volksvertretung forderte der Minister des Auswärtigen im August 1879 120 000 Milreis zur Bestreitung der Ausgaben einer brasilianischen Sondergesandtschaft nach China. Der zum zweiten Unterhändler bestimmte Senhor Ed. Callado hatte sich schon im Juni desselben Jahres nach London begeben, um mit dem dortigen chinesischen Gesandten die Grundlagen eines Vertrages zu vereinbaren. Er traf dann im September zu Lissabon mit den zwei für diesen Zweck bestimmten Kriegsschiffen „Vital de Oliveira“ und „Guanabara“ zusammen, worauf die kleine Flottille unter Befehl des Geschwaderchefs und ersten Bevollmächtigten Commodore Silveira do Motta ihren Weg durch den Suezkanal nach China einschlug. Indessen verzögerte sich die Ankunft der Gesandtschaft, welche erst im Juni in China erwartet wurde und von der es hieß, daß die chinesische Regierung sie in irgend einem Hafen zurückhalten werde, um die Verhandlungen hinauszuziehen.

Unterdessen haben die gräßlichen Ausschreitungen des peruanischen Pöbels, der bekanntlich in der Nacht vor dem Einmarsch der Chilenen in Lima die Gewölbe der chinesischen Kaufleute plünderte und zerstörte und — nach einer amtlichen Mittheilung im englischen Unterhaus — 70 bis 80 Chinesen todtschlug, die chinesische Regierung neuerdings bedenklich gegenüber der Auswanderung ihrer Unterthanen nach Südamerika überhaupt gestimmt, und nicht bloß die peruanischen, sondern auch die brasilianischen Unterhandlungen sind in den letzten Monaten nicht weiter fortgeschritten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die militärischen Behörden **Italiens** haben sich wie wenig andere um die Kenntniß ihres Landes verdient gemacht, indem sie dessen Karte, soweit dieselbe noch nicht aufgenommen war, herstellten, die bereits früher von anderen Mächten (Oesterreich, Frankreich, Sardinien) aufgenommenen Landestheile im Norden jetzt von Neuem und sorgfältiger mappiren und indem sie schließlich das so gewonnene topographische Material ohne weitern Aufschub durch Photolithographie vervielfältigen und dem Publikum zugänglich machen. In der kurzen Zeit von 16 Jahren (1862 bis 1878) ist das ganze ehemalige Königreich Neapel vermessen worden, und diese Karte im Maßstabe 1 : 50 000 (d. h. doppelt so groß, als unsere deutschen Generalstabskarten) ist bereits in 230 Halbblättern als „Carta delle provincie meridionali“ provisorisch erschienen. Nach und nach wird derselben eine eleganter ausgeführte Karte in dem halben Maßstabe (1 : 100 000) an die Seite gesetzt werden, von welcher ebenfalls schon 32 Blätter, die ganze Insel Sicilien umfassend, veröffentlicht wurden. Die Umgebung Roms, das historisch interessanteste Gebiet Mittelitaliens, ist sodann im Maßstabe unserer Meßtischblätter (1 : 25 000) einmal in neun gestochenen Blättern als „Carta dei diutorni di Roma“ erschienen und ein zweites Mal in weiterer Begrenzung in 18 photolithographirten Sektionen. Dieses gesammte weitschichtige und für die meisten schwer zugängliche Material und außerdem noch manches andere hat jetzt Prof. **Heinrich Kiepert** zu einer Gesammtkarte verarbeitet, welche das alte Sabiner- und Samnitergebiet, Latium und Campanium, im Zusammenhang darstellt (**Neue Specialkarte von Mittelitalien mit Berücksichtigung des Alterthums**. 4 Blätter, 1 : 250 000. Mit Karton: Umgebung von Rom. Maßst. 1 : 50 000. Berlin D. Reimer, 1881), braun eingedrucktes Terrain in Tuschmanier, von zahlreich eingeschriebenen Höhenzahlen unterstützt, gewährt ein anschauliches Bild von der Konfiguration des Landes, welches von dem der bisherigen Karten nicht unwesentlich abweicht; durch rothen Druck sind die erhaltenen Reste des Alterthums, das in der Blüthezeit römischer Herrschaft entstandene Straßennetz, die antiken Namen unterschieden: nach der physikalischen sowohl wie nach der historischen Seite der Geographie bezeichnet mithin diese Karte einen wesentlichen Fortschritt, und sie wird am Studirtische ebenso gute Dienste leisten, wie bei einer Reise in Italien.

— Die Lissaboner Geographische Gesellschaft hat in einer am 11. Juli dieses Jahres abgehaltenen Sitzung beschlossen, eine Kommission zur nähern Erforschung der **Serra da Estrella** (östlich von Coimbra), eines Gebirges, über welches man bisher noch sehr wenig weiß, demnächst zu entsenden.

— **Meteorologische Verhältnisse von Kronstadt** im Jahre 1880 nach den Beobachtungen der dortigen meteorologischen Station. Die mittlere **Lufttemperatur** war + 3,9° C., die höchste Temperatur und zwar am 30. Juli (11. August) Mittags 1 Uhr betrug + 27,8° C., die niedrigste am 10. (22.) Januar Mittags 1 Uhr — 23,0° C. Der mittlere **Barometerstand** war 755,9 mm (29,79''), der höchste Stand war 780,4 mm (30,77''), der niedrigste 719,5 mm (28,33''). Ganz helle Tage gab es nur 24, trübe 131, mit Regen und Schnee 159. Die größte **Regenmenge** (1,36'') fiel am 7. (19.) Juli, im Ganzen fielen an Schnee und Regen während des Jahres 12,86 Zoll. Der höchste **Wasserstand** + 5'4'' über Null des Pegels trat ein am 7. (19.) November 1 Uhr Nachmittags, der niedrigste, — 3'5'', unter Null am 9. (21.) Oktober 7 Uhr Abends. Das **Eis** erreichte die größte Dicke von 2 Fuß im Monat März. Der stärkste **Wind** war am 3. (15.) November 7 Uhr Abends ein W.-S.-W. von — 9 nach Beaufort oder 25 Meter in der Sekunde.

— Nach der „Jekaterinoslawer Gouv. Ztg.“ sind im Jahre 1880 im Kreise **Bachmut** auf 33 Steinkohlengruben

28,5 Mill. Pud Steinkohlen gewonnen, um 6,4 Mill. Pud mehr als 1879. Im Kreise Slawjanoserbsk waren 45 Gruben im Betrieb, 7 wurden geschlossen, 1 neu eröffnet. Die Ausbeute war etwa 2 Mill. Pud.

— Dem „Orenb. Listok" nach sind am 16. (28.) Mai in Orenburg Versuche mit der vom Oberst Schlitter in der Kirghizensteppe entdeckten Braunkohle gemacht worden; sie zeigte eine doppelt so große Heizkraft wie das beste trockene Fichtenholz. Der Gewinn dieses Heizmaterials wird für die Stadt und das ganze Gebiet von Orenburg von größter Bedeutung sein.

— Nach der kürzlich erschienenen Statistik der russ. Telegraphenverwaltung für 1879 zählte das Reich am 1. Januar 1879 an Linien 70 356 Werst mit 134 405 Werst Leitungen und 979 Stationen, am 1. Januar 1880 aber 75 064 Werst Linien mit 141 656 Werst Leitung und 1043 Stationen, so daß der Zuwachs 4707 Werst Linien mit 7217 Werst Leitung und 64 Stationen betrug. Von der Gesammtzahl umfaßte am 1. Januar 1880 der Polizei- und Militärtelegraph in Petersburg 221 Werst Leitung mit 56 Stationen und 135 Feuermeldepunkten; der Polizeitelegraph in Moskau 69 Werst Leitung und 26 Stationen und die Militärtelegraphenlinie in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo 69 Werst Leitung mit 16 Stationen.

Afrika.

— Die französische Expedition, welche unter dem Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes gegen Ende vorigen Jahres nach dem Osten des Senegal-Beckens abging (vergl. „Gobus" XXXVIII, S. 352), um Studien für eine Eisenbahn zu machen und an günstigen Plätzen Befestigungen anzulegen, hat ihre Aufgabe erfüllt. Von Bafulabe an, wo sich seit August 1880 bereits ein französischer Posten befand, folgte sie dem Laufe des Bachoi durch eine fruchtbare, durch die Kriege Hadsch-Omar's indessen verwüstete Gegend und erreichte am 18. Februar 1881 Kita (oder Makan-Diambugu), welches nur noch 180 km vom Dhioli-Ba (Niger) entfernt ist. Dort ließ die Regierung des Senegal ein Fort errichten, dessen Bau Ende Februar bereits weit vorgeschritten war, und das den französischen Einfluß dort kräftig unterstützen wird. Die Einwohner von Gubanko, welche mit denen von Dio zusammen die Gallieni'sche Expedition (s. oben S. 47) angegriffen hatten und sich fortgesetzt feindlich zeigten, wurden dafür empfindlich gezüchtigt. Die topographische Abtheilung der Expedition hat bis zum Schlusse fleißig Aufnahmen gemacht, Erkundigungen eingezogen und die Thatsache festgestellt, daß einem Eisenbahnbau von Medina bis Kita keinerlei Terrainschwierigkeiten im Wege stehen. Man hat eine zweite Expedition unter derselben Leitung wahrscheinlich für das Ende dieses Jahres in Aussicht genommen, welche bis an den Niger selbst vorgehen soll.

Nordamerika.

— Die „Mail" vom 8. Juni d. J. bringt unter der Ueberschrift: „Comparative mythology of the two Indies" die Wiedergabe eines interessanten Vortrages, den Colonel Garrick Mallery jüngst vor der amerikanischen anthropologischen Gesellschaft gehalten hat. Der Redner, der wohl nicht mit Unrecht für den gründlichsten jetzt lebenden Kenner der Sitten, Sprache und Mythologie der Indianer Nordamerikas gilt, stellte die Behauptung auf, daß Professor Max Müller, Sir George Cox und mehrere andere der hervorragendsten Forscher, die sich mit dem Studium der vergleichenden Mythologie beschäftigt haben, ihre leitenden Theorien wesentlich modificirt haben würden, wenn sie eine genauere Kenntniß der wirklich vorhandenen religiösen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer besessen hätten. Denn diese letzteren haben, wie er uns mittheilt, in ihren verschiedenen Stadien der Wildheit und Barbarei nicht nur die abstoßenden Einzelheiten des wirklichen Fetischismus, sondern auch das Uebergehen desselben in höhere Formen aufzuweisen; sie verehren nicht nur Thiere, sowie alle möglichen anderen Kräfte, in denen sie die Erklärung für Naturerscheinungen suchen, sondern scheinen sich in den weiter vorgeschrittenen Stadien ihrer Mythen zu jenen erhabeneren Regionen des Naturdienstes erhoben zu haben, von denen die Forscher arischer Litteraturen sowohl die klassischen Sagen der Griechen und Römer, als auch die finsteren Mythen Skandinaviens herleiten. Wenn es wahr ist, daß die Indianer aus den beiden aufeinanderfolgenden Entwickelungsstufen des Fetischismus und des Thierdienstes zu dem gelangt sind, was wir orientalische Naturmythen nennen, so mögen die obengenannten Autoren mit ihrer Annahme, daß die Anbetung der Sonne und des Mondes in ihrem täglichen und jahreszeitlichen Wechsel die ursprüngliche Religion gewesen sei, und daß Fetischismus, Zoolatrie und Anthropomorphismus erst mit der allmäligen Entartung des Denkens und der Sprache aufgetreten seien, sich gar wohl im Irrthum befinden. Nach Colonel Mallery läßt eine gründliche Prüfung der amerikanischen Mythen deutlich erkennen, daß sie alle die ursprünglichen Formen des Aberglaubens, d. h. Ahnenkultus, Seelenwanderung der Menschen und Thiere, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit, enthalten haben; ferner aber, daß mehrere unter den Sprachenfamilien Amerikas jenen religiösen Entwickelungsstufen unserer eigenen weitentlegenen Vorväter nahe gekommen waren, deren Denkmäler uns durch die Uebersetzungen der Veden, des Zendavesta und des Tripitaka erschlossen worden sind. Man hat eine große Anzahl der heute genau übersetzten Mythen und Traditionen der Algonkin, Irokesen, Cherokesen, Muskoken, Dakotahs, Isinuken und anderer Familien einer eingehenden Prüfung unterworfen und dabei das Resultat erhalten, daß sie oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Charakteristika jener Mythen und Traditionen aufweisen, die man auf die ausgestorbenen Bewohner der Vorberge des Hindukusch zurückgeführt hat. Diese Uebereinstimmungen in Philosophie und Psychologie sind bei weitem zu zahlreich und zu augenfällig, als daß man sie dem Zufall allein zuschreiben könnte, auch ist ja in neuerer Zeit keine Theorie einer großen Wanderung oder Verpflanzung befürwortet worden, die etwa eine genügende Erklärung für diese Uebereinstimmungen abgeben könnte. Sie bieten demnach einen Beweis dar, daß die Philosophie, welche die Religion der Wilden und Barbaren in sich begreift, überall und zu allen Zeiten die gleiche ist, und daß man sie weder als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung, noch als die Apotheose der Geschichte, sondern einfach als einen Versuch zur Erklärung der wahrgenommenen Naturerscheinungen zu betrachten hat. Natürlich ist dieser Versuch von Völkern, die sich unter den gleichen Bedingungen der Umgebung und der Entwickelung befanden, auch in der gleichen Weise gemacht worden. Die Sprachen- und die Naturdienst-Theorie der mythologischen Forschung sind wahrscheinlich auf falschem Wege, indem sie den Fetischismus und die Zoolatrie der Periode des Niederganges des Denkens und der Sprache zuschreiben, da dieselben doch vielmehr Anfangsstadien zu sein scheinen, von denen aus die alten Arier in demselben Maße weiter vorgeschritten waren als die amerikanischen Indianer, indem sie diesen auch an Civilisation überlegen gewesen sind. So zeigt denn, nach Mallery, ein umfassendes und eingehendes Studium der vergleichenden Mythologie nur wenig Beispiele von einem eigentlichen Niedergange, wohl aber eine weitverbreitete und systematische Entwickelung.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree**.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert**.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1881.**

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VI.

Der Weg von Sidon südwärts nach Tyrus führt zunächst unter einer Allee von Acacia albida hin, eines Baumes mit herrlichen Blüthen, der in ganz Syrien nur hier sich findet, aber auch hier nicht einheimisch ist. Er stammt aus Oberägypten, wo er seine Nordgrenze beim 27. Breitengrade unweit der Stadt Keneh hat. Wahrscheinlich wurde er im Alterthume von dort eingeführt; auf Verbindungen zwischen Sidon und den Ufern des Nil weist ja auch der ägyptische Sarkophag Königs Eschmunazar. Der Weg folgt stets dem Meeresstrande, dessen feuchter Sand den Hufen der Pferde die trefflichste Unterlage gewährt: kein schöneres Reiten auf Erden, als auf der Küste Phönikiens unter dem klaren, wolkenlosen Himmel und in jener weichen Luft, die den Lungen so wohl thut; auf der einen Seite das blaue Meer, das seine langen, schaumgekrönten Wogen oft bis zu den Füßen der Rosse heraufrollt, auf der andern die anmuthigen, schön geformten Hügel und Berge des Libanon! Gruppen von Landleuten, in rothen und blauen Jacken, kommen den Reisenden entgegen; sie bringen Milch zur Stadt. Zwischen dem Strande und den Bergen zieht sich eine nicht breite, aber wohlbestellte Ebene hin, aus röthlich schwarzem Alluvium bestehend, theils mit Getreide bestellt, theils beweidet von zahlreichen Herden weißer und schwarzer Schafe mit dickem Schwanze, Ziegen mit Hängeohren und kleiner, schwarzer oder rother Ochsen mit ganz rudimentären Hörnern (Bos brachyceros). Vielfach stößt man auf Reste der alten römischen Straße; aber die Aufschüttung, womit sie in alter Zeit sorgfältig bedeckt war, ist verschwunden, und die großen sechseckigen Steine der Unterpflasterung, welche allein übrig geblieben sind, bringen die Thiere häufig zum Ausgleiten.

Die Bäche Nahr el-Barghut, Nahr Sanik und Nahr ez-Zaharâni kreuzen den Weg; dann kommt man zum Chan und Ruinenhügel Tell el-Burâk mit großen Wasserbehältern, die einst eine schöne, nach Sarepta geleitete Quelle speiste. Die formlosen Trümmer letzterer Stadt liegen zwischen den heutigen Dörfern Sarafend und Sekkekije; nach den zahlreichen bunten Glasscherben zu schließen, welche sich in den Ruinenhügeln finden, müssen die Phönikier hier zahlreiche Glasfabriken betrieben haben. In der Kreuzfahrerzeit war der Ort Bischofssitz, jetzt eine Einöde.

Um 11 Uhr erreichte Lortet eine kleine Ebene, welche gegen Osten von einer nicht hohen, senkrecht abfallenden und nach allen Seiten von zahlreichen Grabkammern durchsetzten Felswand begrenzt war. Meist haben dieselben eine viereckige, mehrere Meter breite und mehr oder weniger verzierte Oeffnung; in der Hinterwand, zur Rechten und zur Linken, führen ganz enge viereckige Löcher zu den längst geleerten Grabstätten selbst. Gewöhnlich hängen mehrere solcher Säle durch niedrige Thüren, die man nur kriechend passiren kann, mit einander zusammen. Diese Nekropole, jetzt Adlûn genannt, im Alterthume wahrscheinlich Ad nonum, d. h. Beim neunten Meilensteine, galt früher für sehr alt, bis Renan's Ausgrabungen darthaten, daß sie erst nachchristlicher Zeit angehören. Mehrere Stunden lang durchwanderte der Reisende die eigenthümliche Todtenstadt, zwischen deren

Felsen Lorbeergebüsche, Myrten und stachelige Eichen (Quercus infectoria), welche die Galläpfel liefern, wuchsen. Ueberall jagte er zahlreiche Wachteln auf, und aus den Grabkammern kamen Scharen einer kleinen zierlichen Eule (Athene persica) hervor, die wenig scheu ist und an allen felsigen Stellen Syriens den Menschen nahe an sich herankommen läßt. Mehr nach Süden hin liegt eine schöne, in der Mitte 12 bis 15 m hohe Grotte, welche durch eine runde Oeffnung von oben ihr Licht empfängt. Sie dient jetzt als Ziegenstall, einst aber als Heiligthum der mächtigen Astarte, wie Nischen zur Aufnahme von Weihegeschenken und kleiner Statuetten, Graffiti, die Renan entzifferte, und erotische Embleme mit ziemlicher Gewißheit dargethan haben.

Südlich von Adlun dehnt sich bis zum Litani zu beiden Seiten der Römerstraße eine sumpfige Ebene aus, Abu el-Aswad (Vater des Schwarzen) geheißen, nach dem von einer Römerbrücke überspannten Bache, der sie durchströmt. Der Boden ist in der That stark von Eisenoxyd gefärbt; weiße Schafe und schwarze Ziegen mit Hängeohren (Capra Membrica), eine von der europäischen ganz verschiedene Art, weiden auf demselben, und in der Ferne sind die gestreiften Zelte ihrer Besitzer, nomadischer Beduinen von räuberhaftem Aussehen, sichtbar. Weiterhin bedecken wieder Getreidefelder in unabsehbarer Ausdehnung und Einförmigkeit die Ebene, deren dunkler Boden eine unerträgliche Hitze zurückstrahlt. Auf den Drähten des Telegraphen, welcher neben dem Wege her läuft, sitzen zahlreiche Schwalben mit gelbem Halsbande (Hirundo rufula) und lebhaft gefärbte Bienenwölfe (Merops apiaster). Bunte Finken flattern aus dem Gestrüppe auf, Krähen mit grauen Flügeln strol-

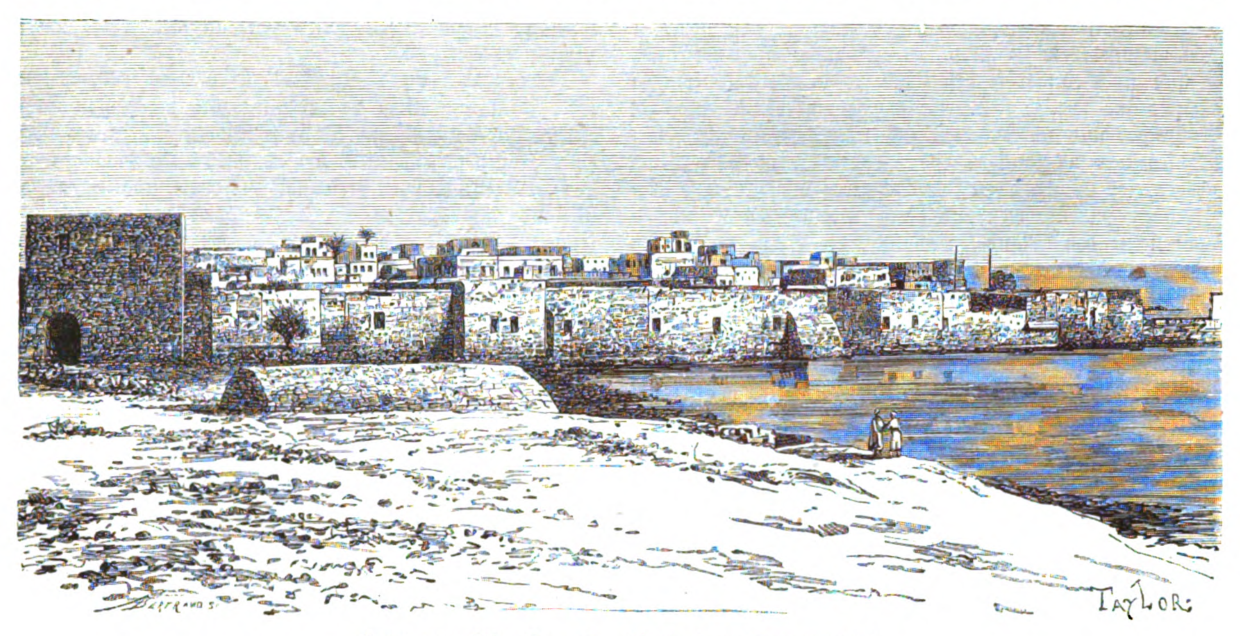


Nekropole von Adlun bei Tyrus. (Nach einer Photographie.)

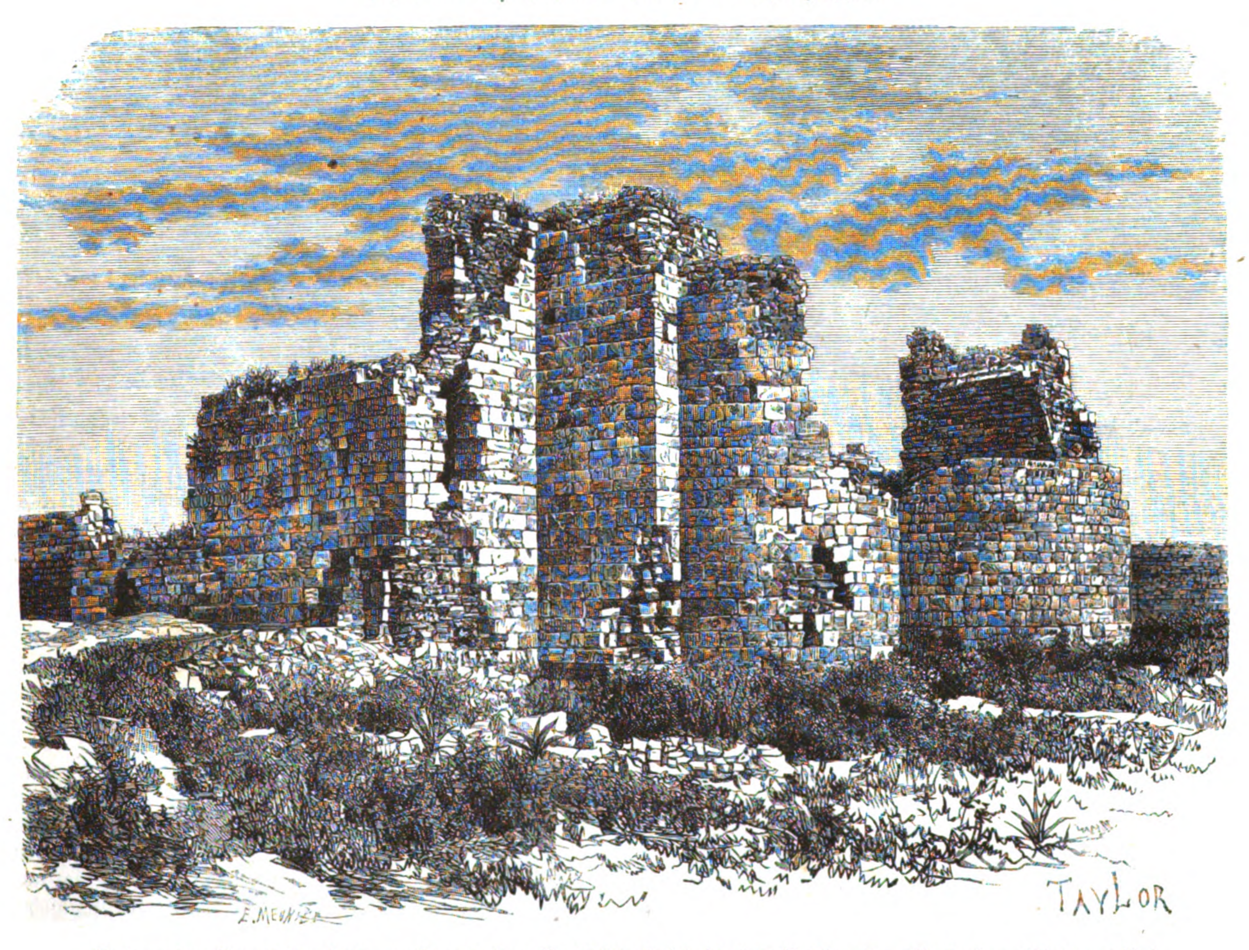
chen auf den Brachfeldern umher und große Sperber tummeln sich in der Luft; und am Rande des Weges und auf den sandigen Dünen blühet Flachs mit rothen Blumen, gelbe Scabiosen, Acanthus und schöne weiße Winden. Schließlich erreichte man die doppelbogige Brücke über den Litani (gewöhnlich, aber falsch, Leontes genannt), der in seinem untern Laufe den Namen Nahr el-Kasimije führt, und wenige Minuten jenseit derselben den verfallenen Chan el-Kasimije. Der durch die Schneeschmelze geschwellte Fluß wälzt hier in großen Krümmungen sein gelbes, schlammiges Wasser dem Meere zu; er ist jederzeit der ansehnlichste Strom des ganzen Syrien, auch den Jordan nicht ausgenommen. Unweit nördlich von Baalbek entspringt er am östlichen Abhange des Libanon, durchfließt die weite Ebene der Beka'a von Nordnordost nach Südsüdwest, tritt dann, dieselbe Richtung beibehaltend, in eine enge lange Felsschlucht, bis er bei der Burg Kalat esch-Schekif, dem „Belfort“ der Kreuzfahrer, eine plötzliche Wendung nach Westen macht und in dieser Richtung bis zum Mittelmeere strömt, indem er die Erhebungslinie des Libanon quer durchschneidet. Kasimije bedeutet „Theilung, Grenze“, und der Fluß ist in der That eine Grenze zwischen zwei Völkerschaften, die sich moralisch, religiös und anthropologisch scharf von einander unterscheiden. Bis jetzt war Lortet unter der friedlichen, liebenswürdigen Bevölkerung des Libanon gereist — denn auch mit den Drusen läßt sich, trotz ihrem schlechten Rufe, ebenso angenehm verkehren, wie mit den Maroniten —, aber von nun an hatte er es fast ausschließlich mit Metuali zu thun.

Der Stamm der Metuali (Sing. Metawile oder Mutawali), welcher in Syrien die schiitischen Lehren am reinsten erhalten hat, verachtet alle Fremden, und besonders die Christen, auf das Tiefste. Sie sind wenig civilisirt und brutal, essen nie mit Leuten anderer Religion zusammen und zerbrechen sorgfältig jedes Gefäß, aus welchem ein Andersgläubiger getrunken hat. Haben sie einen solchen auch nur mit

einem Fetzen ihres Gewandes berührt, so müssen sie sich mehrtägigen Reinigungen unterziehen. Eine Verwandtschaft mit dem alten Judenthume ist da nicht zu verkennen. Vorzugsweise bewohnt dieser Stamm den Bezirk Beschâra (öst-



Hafen von Sûr (Tyrus). (Nach einer Photographie.)



Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabstätte Friedrich des Rothbarts. (Nach einer Photographie.)

lich von Sûr oder Tyrus), das Thal des Litani und die Ebene Beka'a; dort lebt er fast unabhängig, erkennt die türkischen Paschas kaum an und läßt sich von Scheichs regieren, die aus den vornehmsten Familien gewählt werden. Ihre

Zahl beträgt heutigen Tages etwa 50 000 bis 60 000, und sie können, wie wenigstens ihre Häuptlinge behaupten, nahezu 20 000 Bewaffnete ins Feld stellen. Bei diesen Orientalen ist der Religionshaß so mächtig, daß die Leute von verschiedenem Glauben unter einander nicht verkehren, ja sich nicht einmal kennen, auch wenn die beiderseitigen Dörfer nur wenige Kilometer von einander entfernt sind. Anthropologisch unterscheiden sich die Metualis scharf von Drusen und Maroniten: ihr Knochenbau ist stärker und gröber, ihr Wuchs höher, die Schultern breiter. Die vorstehenden Backenknochen und die breiten unteren Kinnladen machen sie den Mongolen ähnlich, die Form der Augen jedoch und die kurze, wohlgestaltete Nase den Persern. Ihre Hautfarbe ist ein ziemlich dunkeles Nußbraun, dunkeler als bei den übrigen Bewohnern Phönikiens, welche oft eben so hellfarbig sind wie die Südfranzosen. In der Tracht gleichen sie den übrigen Bewohnern des Libanon; nur ihren stets sorgfältig rasirten Kopf bedeckt ein ziemlich umfangreicher Turban: sie sind der einzige Stamm Syriens, welcher diese alte turkmenische Kopfbedeckung sich bewahrt hat. Renan hält die Metualis für iranischen Stammes, vielleicht Kurden, welche zu Saladin's Zeit an ihre jetzige Stelle versetzt worden sind.

Noch 8 km vom Litani ist das Thor entfernt, welches jetzt einzig und allein zu der alten und berühmten Stadt Tyrus Zutritt gewährt. Dasselbe befindet sich in der Basis eines großen viereckigen Thurmes, dessen Untermauerungen aus der Kreuzfahrerzeit herzurühren scheinen, und liegt wahrscheinlich an derselben Stelle, wie das der alten Stadt. Etwas davor haben die Türken eine gemauerte Redoute errichtet. Einige Minuten ritt Lortet durch die engen, winkeligen Gassen, folgte dann dem Kai des alten Hafens und erreichte das Westende der Stadt gegenüber dem offenen Meere. Zwischen den Felsen am Ufer und den Häusern liegt eine mit Disteln bewachsene und mit allerhand Unrath, namentlich Hühnerfedern, bedeckte Wiese, wo der



Säulen von rosenrothem ägyptischen Syenit in den Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Reisende erst nach vielem Umhersuchen einen Platz zum Aufschlagen der Zelte ausfindig machte.

Tyrus, von den Arabern Sûr genannt, liegt auf einer länglichen, dem Ufer parallel laufenden Halbinsel, welche im Alterthume bekanntermaßen eine Insel war, die vielleicht selbst erst durch künstliche Vereinigung mehrerer Klippen und Inselchen entstanden ist. Alexander's des Großen Soldaten führten bei der Belagerung der Stadt den Damm auf, welcher sie mit dem Festlande verband und durch beiderseitige Anschwemmungen sich sehr verbreitert hat. An der schmalsten Stelle ist er jetzt noch 600 m breit und trägt dort zahlreiche Reste von Bauten aus der Kreuzfahrerzeit. Den tyrischen Flotten standen einst zwei Häfen zur Verfügung. Der eine im Norden, der sidonische genannt, wird zum Theil durch einen antiken Molo geschlossen und von einem viereckigen Thurme, der auf phönikischen Fundamenten ruht, beherrscht. Dieser Hafen ist jetzt nicht mehr tief und nur für kleine Fahrzeuge benutzbar. Südlich von der Stadt lag der zweite, viel bedeutendere, ägyptische Hafen; die Mole, welche ihn gegen Westen schützte, ist jetzt verfallen, so daß die Kalkriffe, welche sie verband, nun einzeln aus dem Meere hervorragen. Es hat wirklich dort ein künstlicher Damm existirt, wie sich Lortet genau überzeugen konnte. Mehrere Archäologen haben dessen Vorhandensein bestritten; aber er hat große Massen, aus Mörtel und Bausteinen mittlerer Größe, an anderen Stellen Hausteine und unglaubliche Haufen von Scherben unter dem Wasser konstatirt. Zu solchen Beobachtungen ist die günstigste Zeit zwischen 5 und 6 Uhr Morgens; denn alsdann ist das Meer vollkommen ruhig, während sich schon gegen 7 eine Brise erhebt und die Oberfläche kräuselt, so daß es überaus schwer, wenn nicht unmöglich wird, tiefer liegende Gegenstände genau zu unterscheiden.

Die Westküste der tyrischen Halbinsel bildet ein Klippenrand von 15 bis 20 Fuß Höhe, an dessen Fuße etwa 40 bis 50 Säulen aus Marmor, Granit und Porphyr regellos zwischen unzähligen Scherben im Wasser ruhen. Dieselben waren wahrscheinlich in eine Umfassungsmauer eingefügt und stürzten bei deren Zerstörung in das Meer, wo sie bisher dem Anprall der Wogen siegreich widerstanden haben. Im Süden der Stadt steht, zum Theil von Bauten versteckt und in die Stadtmauer eingefügt, die interessante Ruine der Kathedrale oder Kreuzfahrerkirche, welche von den Venetianern 1125 gegründet und dem heiligen Marcus geweiht



Am Hiram-Brunnen zu Tyrus. (Nach Photographien.)

wurde. Vielleicht nimmt sie die Stelle jener ältern Kirche ein, welche der Bischof Paulinus 323 mit venetianischem Gelde errichtet, und Bischof Eusebius von Cäsarea geweiht hatte. Sie ist 70 m lang und 22 m breit; aber die Wölbung ist zusammengebrochen, die Säulen umgestürzt und der Boden mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckt. Im Innern liegen mehrere prachtvolle gekuppelte Säulen von rosenrothem, ägyptischem Syenit; dieselben sind von gewaltigen Dimensionen und gehören nach Renan zu den größten Steinblöcken, welche im Alterthume bewegt worden sind. Dschezzar Pascha wollte mit ihnen die Moschee in Akka schmücken; aber glücklicherweise vermochten sie seine türkischen Ingenieure nicht von der Stelle zu bewegen. Was der Ruine besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie Grabstätte mehrerer berühmter Männer war. So fand Konrad von Montferrat, welcher die Stadt ruhmreich gegen Saladin's großes Heer vertheidigte und 1192 von zwei Assassinen ermordet wurde, dort sein Grab; vor allem aber 1190 der Leib Friedrich's des Rothbarts, dessen Gehirn und Eingeweide in Antiochien beigesetzt waren. Die Nachgrabungen, welche 1874 die Professoren Prutz und Sepp im Auftrage des Deutschen Reiches ausführten, haben über die Lage des Grabes nichts Bestimmtes ergeben, sind wohl auch nicht umfassend genug gewesen, um in der durch Menschenhand wie durch Erdbeben hart mitgenommenen Ruine gründlich Ordnung zu schaffen.

Wie in Sidon, so soll sich auch in Tyrus die Bevölkerung, welche jetzt 5000 Seelen zählt, in den letzten Jahren



Wasserträger in Tyrus. (Nach einer Photographie.)

bedeutend vermehrt haben, und sie wüchse noch mehr an, wenn an dem Hafen einige Verbesserungen ausgeführt und Verbindungswege angelegt würden. Die eine Hälfte der Einwohner besteht aus Metualis, die andere aus griechischen Christen. Der Großvater des jetzigen Häuptlings der Metualis, Tamer Bei, war es, der vor noch nicht einem Jahrhundert Tyrus wiederherstellte und in diese seine Hauptstadt eine Anzahl Christen vom Hauran und von Rascheja verpflanzte. Seit etwa fünf Jahren führt die Stadt eine ziemliche Menge von Baumwolle, Seide, Tabak und Mühlsteinen aus, welche letzteren auf Kameelen vom Hauran durch das Thal des Litani herbeigeschafft werden. Die Franziskaner und St.-Josephs-Schwestern haben Klöster in der Stadt und die englische Mission hat dort Schulen errichtet. Trotz allem, was moderne Reisenden darüber sagen, hat Tyrus ein weniger ärmliches Aussehen, als man glauben möchte. Es sind eine Anzahl neuer Häuser gebaut und alte ausgebessert worden, die Umgegend ist durchweg angebaut, und während Lortet's Aufenthalt lag etwa ein Dutzend großer für die Küstenschifffahrt bestimmter Barken im Hafen vor Anker. Der Ort hat seit jenen Tagen, wo Volney ihn nur von einigen Familien bewohnt fand, entschiedene Fortschritte gemacht; die gegebenen Bedingungen sind der Art, daß er unter einer verständigen und namentlich unbestechlichen Regierung wieder wohlhabend, ja reich werden könnte. Jetzt sind die Straßen freilich eng und schlecht gehalten; die Häuser, von würfelförmiger Gestalt, haben Terrassen von gestampfter Erde. Schöne Palmengruppen erheben stellenweise ihre grünen Wedel über die weißen Häuser.

Nahe bei dem Thore fließt die sogenannte Hiramsquelle, ein Reservoir von zwei bis drei Fuß Tiefe, in einem alten Thurme. Unterirdische Kanäle führen das Wasser, dessen Ursprung man nicht kennt, herzu; vielleicht

kommt es von Ras el-Ain, das circa 6 km südlich der Stadt unweit des Meeres liegt. Stets findet man bei diesem Brunnen reizende Gruppen von Frauen und jungen Mädchen, die Wasser für ihre Haushaltungen holen.

Südlich der Kathedrale liegt nahe am Südhafen der sogenannte algerische Thurm, ein Theil der von den Kreuzfahrern errichteten Mauern. Am Ufer dort findet man zahlreiche bunte Glasstücke, welche das Meer zu Kieseln abgeschliffen hat, sowie große Anhäufungen von zerbrochenen Purpurmuscheln, die an der ganzen Küste so überaus häufig sind, daß man nur nicht begreift, wie manche ausgezeichnete Naturforscher sie nicht haben auffinden können. Die Buben von Sûr verstehen es noch heutigen Tages ganz vortrefflich, Wolllappen mit Purpurstreifen zu versehen und die Farbe mit etwas kohlensaurem Natron und Citronensaft zu fixiren; sie machen sich daraus Fahnen, wenn sie Soldaten spielen wollen.

2½ km östlich von der Stadt ragt der Felshügel Tell el-Maschuk aus der mit Gärten bedeckten Ebene heraus; die zu einer Platform umgestaltete Oberfläche trägt jetzt ein kleines Heiligengrab mit zwei Kuppeln, einst einen Tempel, vielleicht der Astarte. Man bringt die Bedeutung von Maschuk (d. i. Geliebte) mit der phönikischen Göttin, der Geliebten des tyrischen Herkules (Melkarth), zusammen, welcher er, von der Insel über das Meer her kommend, das erste purpurgefärbte Gewand überbringt. Noch heute ziehen die Kinder der Stadt zu gewissen Jahreszeiten in Procession nach dem Hügel, wobei sie kleine, mit dem Safte der Murex gefärbte Fähnchen tragen.

Auf diesem Hügel trafen die Wasserleitungen zusammen, welche der Stadt das nöthige Naß von Ras el-Ain und von anderen Stellen zuführten. Rings um ihn finden sich Sarkophage, Oelkeltern, Säulentrümmer; er war einst der Mittelpunkt der auf dem Festlande liegenden Vorstädte von Tyrus. Etwa eine Stunde südlich davon entspringen unweit der Meeresküste die reichen klaren Quellen von Ras el-Ain, welche von den Alten mit dicken, 15 bis 20 Fuß hohen Mauern umgeben worden sind, um das Wasser auf die Höhe des Aquadukts zu heben, welcher es der Stadt zuzuführen hatte. Es giebt dort vier solcher Reservoire, deren größtes nach Lortet's Messung 28 m Tiefe besitzt. Von außen ist Erde gegen die Umfassungsmauern geschüttet, so daß man noch heute bis an den Rand des Beckens heranreiten kann. Die Leitung aber ist verfallen, das Wasser hat den gemauerten Rand unterspült und strömt jetzt unbenutzt dem nahen Meere zu, nur daß es die Räder einiger Mühlen treibt. Wie die Schichtung des Gesteins in den nahen Bergen lehrt, sind diese Quellen natürliche artesische Brunnen, die ihr Wasser von den Höhen des Libanon erhalten, natürliche Oeffnungen, durch welche das Wasser einer tiefern Schicht in Folge starken Druckes mit großer Kraft zu Tage tritt. Die Quellen umgiebt, wie leicht erklärlich, ein wahrer Wald von Bäumen und Sträuchern, prächtige Feigenbäume, Sykomoren und Ricinus Palma Christi, welch letzterer fast die Dimensionen von Bäumen erreicht. Wo das Naß aus den verfallenen Leitungen herausströmt, haben sich schöne Stalaktiten gebildet, auf denen üppiges Frauenhaar (Adiantum capillus Veneris) wuchert. Die Temperatur des Wassers beträgt über 20 Grad; es leben darin viele kleine Schildkröten (Emys caspica) und Fische (Capoeta Damascena). Auf den Feldern um Ras el-Ain und Tyrus wird viel Tabak gebaut, der hier eine außerordentliche Größe erreicht und zum größten Theile nach Damiette exportirt wird.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dscheddah.

II.

Von Uelan brachen wir um 4 Uhr früh auf und erreichten nach drei Stunden einen sehr hohen Berg, wo sich ein Halteplatz befindet. Der Platz heißt Ras El Nagl (= der Anfang der Senkung, da man von dort bis Aden immer tiefer steigt). Vom Gipfel des Berges übersieht man ein prachtvolles viele Meilen weites Thal. Unterhalb des Berges liegt das Städtchen Hedschran oder auch Hedschre genannt, wie fast alle Städte von Mauern umgeben. Zur Zeit, wo wir vorbeipassirten, wurde zwei Stunden von Hedschran gerade gefochten, und sagte man mir, daß der in Doran ansässige Stamm der Dschohran gegen die Türken aufgestanden sei. Drei Stunden Ritt brachten uns von Hedschran bis Mâber; Mâber ist eine ziemlich große Stadt und lagerte gerade zur Zeit unserer Anwesenheit ein Bataillon türkischer Soldaten in Zelten vor der Stadt. In Mâber führen viele Mädchen den poetischen Namen Lausi. Wir brachen noch selben Tages von Mâber auf und erreichten nach sechs Stunden die Stadt Dammár[1]). Dammár ist die zweitgrößte Stadt Jemens und schätze ich dieselbe auf 10000 bis 12000 Einwohner, worunter sehr viele Juden. Die Stadt machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck, was aber möglicherweise von dem Regen herkam, der das Ganze in ein Kothmeer verwandelt hatte. Bei Dammár gab es einige sehr schöne Gemüsegärten und sehr gut bebaute Felder. Zwischen Mâber und Dammár passirten wir mehrmals gepflasterte Stellen, welche wohl aus uralter Zeit stammen. Auch beim Passiren vieler Berge, wie z. B. des Berges von Menáha, findet man viele Beweise von früheren sorgfältig angelegten Straßen, die aber unter der liederlichen arabischen und noch liederlichern türkischen Herrschaft immer mehr zu Grunde gehen. Von den wirklich gräßlichen Straßenzuständen in Jemen will ich nicht reden. Man muß das selbst gesehen haben, aber es zu beschreiben ist unmöglich.

Um 9 Uhr Morgens brachen wir von Dammár nach Jerim (Jarím) auf, überstiegen hinter Dammár einen hohen Berg und erreichten um 4 Uhr Nachmittags Jerim. Von der Gegend sah ich nicht viel, da es unaufhörlich regnete. Jerim ist eine Stadt von 4000 Einwohnern, und wie Dammár Sitz eines Kaïmakams. Es existirt dort ein kleiner schmaler Bazar, und in der Mitte der Stadt liegt auf einem großen Felsblock die Citadelle. In Jerim leben

[1]) Dhamar auf dem Kärtchen „Globus" XXXVIII, S. 184.

ziemlich viele Juden, werden aber sehr schlecht behandelt. Die Juden kaufen ihre Frauen wie die Moslems und verstoßen sie, ebenso wie diese. Preis eines Mädchens war in Jerim 12 bis 15 Maria-Theresia-Thaler.

Morgens 6 Uhr ging es weiter. Man passirt den großen Berg Nedschetrab und kommt durch ein herrliches gut bebautes Thal nach zwei Stunden zu dem wunderschön gelegenen Dorfe Arasch. ½ Stunde südwärts von Arasch, am Fuße des Berges Mangkat, liegt das große Dorf Sedde (Sêtha der oben erwähnten Karte) und fast unmittelbar dabei, ebenfalls südlich, das große Dorf Gert oder Gerb. Man passirt später noch das Dorf Darsaïd und gelangt nach dem Bergstädtchen Suk El Talút. Dort betrachtete man das türkische Geld schon mit Mißtrauen und verlangte lieber Paulós (= ¼ Rupien), das erste Anzeichen, daß wir uns einer englischen Kolonie näherten. Am ganzen Wege waren die Leute, mit denen ich sprach, fürchterlich gegen die Türken erbittert und sagten, sie wünschten nichts, als daß die Engländer Besitz vom Lande nähmen. Unmittelbar bei Suk El Talút war ein Berg, der voller Affen war, die uns mit großem Geheul empfingen. Auch sahen wir eine Art Kolibris und eine sehr eigenthümliche Eidechse mit dunkelgrünem Körper und blutrothem Schweif.

Von Suk El Talút folgten wir dem Laufe eines Baches, den wir im Laufe des Tages neun Mal übersetzen mußten, und erreichten endlich Nádre (Nadra), den Sitz eines türkischen Múdirs, der uns ein Quartier verschaffte, indem er den Besitzer einfach expropriirte. Uebrigens war das Quartier so voll von Flöhen und Ungeziefer, daß Niemand schlafen konnte, und unser Maulthiertreiber die ganze Nacht mit Gaat-Essen verbrachte und folgenden Tages marschunfähig war. Nádre besteht aus zwei Theilen, die durch eine klaffende Erdspalte getrennt sind. Es giebt dort zahlreiche Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben und ungemein arm sind. Die Mädchen in Nádre beschmieren sich die Wangen mit einer ockerrothen Farbe, was sich, da sie ohnehin blaubraun sind, nicht sehr schön ausnimmt. Die blaue Farbe im Gesichte der meisten Jemenbewohner rührt daher, daß sie als Kopfbedeckung ein im Lande selbst mit Indigo gefärbtes Tuch benutzen, und dieses abfärbt. In Nádre wollte man absolut kein türkisches Kupfergeld mehr annehmen.

Morgens 5 Uhr brachen wir auf, ritten zwei Stunden Ost, dann Süd-Süd-Ost, kreuzten drei Mal den Bach, den wir bereits Tags vorher gesehen hatten, verließen hierauf das Flußthal und erreichten, nachdem wir einen Berg überschritten hatten, um 12 Uhr Mittags Azáb (Asáb), ein elendes Bergdorf, wo man aber vorzüglichen Honig bekommt. Von dort an hört die Berggegend allmälig auf und man kommt in Hügelland. Die Gegend sieht genau so aus wie zwischen Bádschel und Hadschéla auf der andern Seite der Tehâma. Bäume mit ganz platter sonnenschirmförmiger Krone, deren ganze Stämme von Lianen dicht umrankt sind, wechseln mit niederen Hügeln, die von zahllosen bis 10 Fuß hohen Cactus bedeckt sind. Wir waren um 1 Uhr Nachmittags von Azáb aufgebrochen und erreichten um 6 Uhr Abends Kattabé, eine Stadt von circa 6000 Einwohnern, aber sehr ungesund gelegen. Es giebt dort viele Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben. Das Garn dazu erhalten sie von Aden. Der Ort ist gegenwärtig durch die Türken ganz ruinirt, und giebt es fast gar keinen Handel oder Ackerbau. Die Dinge, die man dort von der türkischen Verwaltung erzählte, waren so unerhört, daß ich deren Glaubwürdigkeit bezweifelt hätte, wenn nicht Hassan Fenni Bey, der Kaïmakam von Kattabé, mir sie selbst bestätigt hätte. In Mahlaf esch-Schár unweit Kattabé hauste ein gewisser Mehemed Aly Bey, ein türkischer Bimbáscha (Major), mit seinem Bataillon. Die unglückliche Stadt hatte an die Regierung 15000 Maria-Theresia-Thaler zu bezahlen, statt dessen hatte man bereits 80000 Thaler herausgepreßt, und noch immer fuhr der wackere Bey fort, Leuten Nägel durch die Schädel zu treiben oder die armen Teufel vor die Kanonen zu binden, mit der Drohung sie zu tödten, wenn sie etwaiges verborgenes Geld nicht angäben. Die armen Leute, die absolut nichts mehr hatten, denen man Kuh und Kameel abgenommen hatte, kamen schaarenweise nach Kattabé.

Der dortige Bazar ist ziemlich groß, die meisten Buden waren aber zur Zeit meiner Anwesenheit gesperrt. Als Eigenthümlichkeit muß ich noch die Speicher erwähnen, deren man sich in Süd-Jemen bedient. Die Araber legen nämlich das Getreide, noch in Halmen, zwischen die Zweige eines eigenthümlich geformten Baumes, der dort wächst, und dort bleibt das Getreide den ganzen Sommer hindurch.

Da hinter Kattabé die türkische Herrschaft aufhört, nahmen wir dort einen Beduinen vom Stamme der Sohéb als Dachaîl um uns bis Aden zu bringen. Muhsin, unser Dachaîl, war ein sehr lustiger und gemüthlicher Bursche, der nur den Fehler hatte, daß er auf jeder Station Vorwände suchte möglichst lange zu verweilen, und daß er Niemanden eine Medäa (Wasserpfeife) rauchen sehen konnte, ohne ihn um einige Züge anzubetteln.

Von Kattabé ritten wir in Süd-Süd-Ost-Richtung aus und passirten die Dörfer Chouber und Menadi, auf welche sowohl die Türken als der Emir von Dála Ansprüche erheben. Drei Stunden südlich von Kattabé ist die türkische Grenzstation und Zollamt Dellile, wo der sehr einflußreiche Schech Bessissi wohnt. Die Gegend hinter Kattabé ist wenig kultivirt und fängt bereits das Sandterrain an. Der Emir von Dála, durch dessen Land wir jetzt ritten, ist von den Türken ganz unabhängig und steht unter dem Schutz der Engländer, die ihm auch einen Monatsgehalt von 40 Maria-Theresia-Thaler bezahlen. Er wohnt in der Stadt Dála, die wir aber nicht berührten, und beherrscht noch ungefähr 30 Dörfer.

In einem kleinen Dorfe, dessen Namen ich nicht notirte, entfloh der Schech bei unserer Ankunft, in der Meinung, wir seien Türken und wollten ihn gefangen nehmen. Sieben Stunden nach unserm Austritt von Kattabé machten wir in freiem Felde Halt und kampirten unter einem großen Baume. Wir wurden von einer Anzahl Beduinen vom Stamme unseres Dachaîl eingeholt, die dann neben uns lagerten. Die Leute kochten die ganze Nacht Gischr (Kaffeehülsenabsud) und rauchten die Medäa. Sie waren durchweg sehr freundlich und gemüthlich und auch nicht eine Spur von fanatisch. Sie sagten alle, daß sie tabbáat Inghiriz, englische Unterthanen, seien, und haßten die Türken gründlich.

Morgens 3 Uhr ritten wir abermals aus und erreichten in 6½ Stunden Sohéb oder Soheib. Es ist ein Dorf von vielleicht 800 Einwohnern, und hat nebst zwei anderen kleinen Dörfern, welche demselben Stamme gehören, einen Schech, der sich Dôle nennt. Ueberhaupt läßt sich jeder noch so kleine Schech in Süd-Jemen Dôle nennen, ein Titel, der sich bei den kleinen Gebieten ziemlich lächerlich ausnimmt. Der Dôle von Sohéb war sammt seinem Sohne von den Türken, die sein Land bereits in Besitz genommen hatten, gefangen genommen und nach Täiz abgeführt worden. Es gelang ihm aber zu entfliehen und flüchtete er nach Aden, von wo aus ihm die Engländer sein Land wieder verschafften. Er bezieht einen Monatsgehalt von 30 Dollar. Die Beduinen sagten mir, daß

drei Stunden von Sohéb sich ein großer Berg voll Inschriften befinde, die Niemand lesen könne. Meine Zeit ließ es nicht zu, die Sache zu untersuchen, und so ging ich fort mit dem Entschlusse, bei meiner nächsten Reise die Steine in Augenschein zu nehmen.

In Sohéb wohnte ich einer Fantasia bei. Es war die Vorbereitung zu einer Hochzeitsfeier; 14 Tage vor der Hochzeit wird allabendlich im Hause der Braut eine Art Mehl aus Durrah gemahlen, welches dann am Hochzeitstage von den Gästen verzehrt wird. Die Gespielinnen der Braut mahlen das Mehl zwischen zwei runden Steinen und singen dazu; die jungen Leute rauchen die Medäa und verkehren in ganz unbefangener Weise mit den Mädchen. Von Zeit zu Zeit ruft irgend ein Bursche ein Mädchen, man bildet einen kleinen freien Raum, in welchen das Paar tritt, und bei den Klängen einer von einem Schehád (Paria, eigentlich Bettler) bearbeiteten Pauke wird getanzt, d. h. nach einem gewissen Rhythmus auf und ab gegangen, wobei sich aber die beiden Tänzer nicht berühren. Mein Dachaîl, der neben mir saß, rieth mir aufzustehen, ein Geldstück drei Mal um den Kopf der Tänzerin zu schwingen und dem Schehád zuzuwerfen, was ich auch that. Den Sinn der Ceremonie begriff ich nicht und konnte auch nichts darüber erfahren; wahrscheinlich soll es ein Kompliment für die Dame sein.

Trotz den Protesten unseres Beduinen, der uns mit einem Schaf traktirt hatte und noch einen Tag bei seinen zwei Frauen verbringen wollte, brachen wir folgenden Morgens um 7 Uhr auf und ritten bis 9 Uhr, wo wir bei einem Brunnen lagerten. Das Wasser war brackisch und wurde gegen Aden zu immer schlechter.

Um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags brachen wir abermals auf und erreichten nach einer Stunde eine niedrige Hügelkette, welche das Grenzgebiet des Sultans Aly Manäa bildete. Aly Manäa erhält von den Türken 40 Dollar und den Engländern 54 Dollar pro Monat. Das Land, durch welches wir ritten, war sandig und nur wenige kümmerliche Vegetation war zu sehen. Um 8 Uhr Abends lagerten wir im Sande in der Nähe eines Brunnens, dessen Wasser aber fürchterlich nach Schwefelwasserstoff roch und untrinkbar war. Man findet auf manchen Karten einen Platz „Ramle" notirt, was aber ganz falsch ist. Fast der ganze Weg von Sohéb bis Lahég wird Ramle genannt, d. h. Sand, aber es finden sich keine menschliche Wohnungen, da kein Wasser vorhanden ist.

Um 6 Uhr Morgens ritten wir abermals fort und erreichten nach zwei Stunden wieder die Anfänge bebauten Landes. Nach zweimaligem Kreuzen eines durch den starken Regen ziemlich angeschwollenen Baches erreichten wir um 9 Uhr die Hauta El Saïd, ein kleines Dorf mit einem sehr schönen Gebäude, welches einem Saïd zur Sommerwohnung dient und von Gärten umgeben ist. Die ganze Gegend dort hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem untern Nilthal. 10 Minuten entfernt von der Hauta El Saïd liegt Hauta Lahég oder Lahég, wie es gewöhnlich kurz genannt wird, eine große Stadt von vielleicht 12000 Einwohnern mit einem ziemlich bedeutenden Bazar. Das Schloß des „Sultans" sieht von der Ferne sehr imposant aus, verliert aber in der Nähe viel.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ritten wir von Lahég aus und mit wahrer Wonne die schöne Straße, die von Lahég nach Aden führt, hinab. Der Weg ist für Kutschen vollkommen passirbar und begegneten wir mehreren.

Gegen $10^1/_2$ Uhr Abends erreichten wir das Dorf Schech Othmán, welches vom Sultan von Lahég vor Kurzem an die Engländer verkauft wurde, wofür man ihn vergiftet hat. In Schech Othmán übernachteten wir und langten am andern Morgen nach zweistündigem Ritt in Aden an.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien.

II.

7. Die Tschuktschen. Die Benennung „Tschuktscha" stammt offenbar vom Worte „tschausch", womit eine Wurfschlinge (Lasso), wie dieselbe zum Fangen der Renthiere dient, bezeichnet wird. Die Tschuktschen leben zerstreut, die weiten Tundren (Ebenen) des nordöstlichen Theils des Gebietes von Jakutsk mit ihren kolossalen oft 10000 Stück fassenden Renthierherden durchstreifend. Als Hauptsitz der Tschuktschen ist aber die Halbinsel „Tschukotski Noß" anzusehen. Von hier aus zog im Anfange dieses Jahrhunderts ein großer Theil der Tschuktschen zum Tschaun-Busen, wo die unübersehbaren weiten an Renthiermoos überaus reichen Tundren ihren Herden reiche Weideplätze darboten. Wegen des starken Zuströmens fing in den sechsziger Jahren die Nahrung abzunehmen an und deshalb wurden die Tschuktschen genöthigt, andere mehr geeignete Plätze aufzusuchen. In Folge dessen theilten sie sich in drei Theile. Ein Theil wandte sich zur Indijerka, und nomadisirt gegenwärtig an den Ufern des Großen und Kleinen Anjui sowie an der Kolyma in der sogenannten Großen und Kleinen Tundra (die Große Tundra liegt auf dem linken Ufer der Kolyma, die Kleine Tundra auf dem rechten). Diese Tschuktschen werden gewöhnlich Renthier-Tschuktschen genannt; sie bezahlen der russischen Regierung einen Jassak (Jahresabgabe). Ueberdies bringen sie den Bewohnern des Bezirks von Kolymsk großen Nutzen, insofern als sie in schlechten Zeiten entweder umsonst oder gegen sehr geringen Preis (2 Rubel das Stück) Renthiere liefern.

Die am Tschukotski Noß ansässigen Tschuktschen werden Noß-Tschuktschen genannt oder auch häufig „Kawraliner". (Das Wort Kawralin bedeutet in der Tschuktschen-Sprache einen Handelsmann.) Sowohl die (nomadisirenden) Renthier-Tschuktschen als auch die (seßhaften) Noß-Tschuktschen haben ihren eigenen Aeltesten (erema), dem sie unbedingt gehorchen. Der Aelteste der Noß-Tschuktschen ist jetzt Jelissei Noad Kav; bei den Renthier-Tschuktschen Andre Nikolgewitsch Alewraurmin. Der erste ist noch Heide und Götzendiener; der zweite ist getauft und der russischen Regierung treu ergeben. Der dritte Theil sind die Tschuktschen, welche als die Schalagischen bezeichnet werden; sie leben dort, wo früher der nun ausgestorbene Stamm „Schalagi" existirte; nämlich rechts vom großen „Baranow"-Stamm am Ufer des Eismeers bis zur östlichen Mündung des Kolymaflusses. Diese Tschuktschen haben keine Renthiere, sondern benutzen zum Fahren Hunde; sie kommen alljähr-

lich im Februar oder März um des Tauschhandels willen in das auf dem linken Ufer der Kolyma zwischen Sredne- und Nishnekolymsk gelegene Dorf Keratown.

Ein vierter Stamm der Tschuktschen wird repräsentirt durch die Kargaulen, welche auf den Inseln des Eismeeres leben. Die anderen am Eismeer lebenden Tschuktschen treiben mit den Kargaulen einen schwunghaften Handel, indem sie russischen Tabak gegen Biber-, Marder- und Robbenfelle eintauschen. Beide Stämme begegnen einander mit dem größten Mißtrauen. Die Kargaulen kommen nie an das Festland, sondern die anderen Tschuktschen fahren auf „Baidarsu", kleinen aus Leder genäheten Booten, zu jenen auf die Inseln. Beim Handeln hält jeder in der einen Hand das Tauschobjekt, in der andern ein Messer, bereit, beim geringsten Anlaß den Handelsfreund niederzustoßen.

Im Allgemeinen gelten die Kargaulen für den wildesten Stamm aller Tschuktschen.

Die Noß-Tschuktschen kommen einmal im Jahre Ende März oder Anfang April in die Festung Anjui, welche 240 Werst (etwa 240 Kilometer) von Nishnekolymsk am Anjui liegt, sowohl des Handels wegen, als um den üblichen Jassak zu bezahlen. Aus Jakutsk kommen russische Kaufleute mit Tabak, Ziegelthee, um damit Pelzwerk einzutauschen. Das ist die berühmte Tschuktschen-Messe, auf welcher auch der Chef des Bezirks von Kolymsk sich einfindet, um von allen hier nomadisirenden Eingeborenen (Lamuten, Tungusen, Tschuwanzen und Omoken) den Jassak einzutreiben. Der Jahrmarkt darf nicht eher beginnen, bevor nicht aller Jassak bezahlt ist. Der Jassak, welchen die Stammesältesten darbringen, besteht größtentheils in den Fellen von Polar- oder gewöhnlichen Füchsen, außerdem in Fellen kleiner Seehunde (russisch hijsr). Jedem, welcher den Jassak erlegt, schenkt der Isprawnik einen kleinen 2 bis 3 Pfund wiegenden eisernen Kessel oder einen breiten zugespitzten Speer; dann werden schließlich alle bewirthet mit Thee, Zwieback und tscherkessischem Tabak, der dazu von der Verwaltung des Gebietes Jakutsk geliefert wird [1]).

Die Tschuktschen sind von mehr als mittlerm Wuchs und kräftig gebaut. Der Gesichtsausdruck ist etwas roh, das Gesicht breit mit etwas vortretenden Backenknochen; die Nase von mittlerer Größe und regelmäßiger Form; die Stirn breit, vorgewölbt; die Augen nicht groß, bei einzelnen die Lidspalte eng; das Haar schwarz, rauh. Die Männer tragen ihr Haar sehr verschieden: die einen flechten es in einen Zopf; die anderen schneiden es kurz und scheeren dabei auf dem Scheitel einen runden Fleck aus; wieder andere tragen ihr Haar nach russischer Weise. Die Weiber sind ebenfalls von mehr als mittlerer Körpergröße, meist sehr stämmig und nicht hübsch. Statt der Ohrgehänge tragen sie längliche auf eine Darmsaite gereihte Perlen. Die Kargaulen tragen kupferne Ringe in der Nasenscheidewand. Zu ihrer Kleidung verwenden sie größtentheils Renthierfelle. Die Männer tragen ein bis an die Knie reichendes Gewand (Kukaschka) ohne Kragen und mit einem Einschnitt vorn; den Gebrauch eines Hemdes kennen sie nicht. Ihr Unterkleid, ebenfalls aus Renthierfellen, reicht von den Hüften bis zu den Knöcheln mit eng den Beinen anschließenden Hosen; an den Knöcheln werden die Hosen mit Riemchen befestigt. An den Füßen tragen sie kurze etwas über die Knöchel reichende aus Renthierfellen angefertigte Stiefel, zu deren Sohlen die allerhärtesten Hautstücke der Renthierfelle mit langen Haaren genommen und welche Schetkary genannt werden. Nach oben werden die kurzen Schafte dieser Stiefel dicht oberhalb der Knöchel an die Hosenbeine des Unterkleides angeheftet. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze mit Ohrlappen aus Renthierfell. Ihr Oberkleid ist eine Kukljänka aus gelbroth gegerbtem Schafleder mit einer eng das Gesicht einhüllenden Kapuze. Dieselbe wird durch rund an ihrem Rand befestigte Riemen zusammengezogen. Bei starkem Frost, wenn die Tschuktschen unter freiem Himmel im Schnee übernachten müssen, ziehen sie auf die Beine sogenannte „Butuli", eine Art langer Strümpfe aus Renthierfell, welche bis zu den Armen hinaufreichen.

Die Kleidung der Frauen heißt „Chamby"; sie besteht aus einer Jacke und einem eng anschließenden Unterkleid, beide werden aus einem einzigen Renthierfell angefertigt, dessen behaarte Seite nach außen gekehrt ist. Das Gewand (Chamby) wird durch einen im Vordertheil der Jacke befindlichen Einschnitt angezogen, unmittelbar auf den nackten Körper; zuerst werden die Beine in das Hosentheil des Unterkleides, dann die Arme in die Aermel gesteckt. Dann wird der Schlitz vorn am Halse mittelst kleiner Riemen zugebunden. Da die Jacke keinen Kragen hat, so bleibt der Hals und der obere Theil des Brustkorbes stets, auch beim strengsten Frost, unbedeckt. Selten trägt eine (wohlhabende) Tschuktschin einen aus Eichhörnchenschwänzen gefertigten Halswärmer (sogenannte Boa), dies geschieht aber dann auch aus Eitelkeit. Der Chamby ist das gewöhnliche Hauskleid. Sobald aber die Frau unter fremde Leute sich begiebt, so zieht sie über den Chamby noch eine kurze bis zum Knie reichende „Kukljänka". Einige Tschuktschinnen, welche mit den Russen in Beziehung stehen, werfen statt der Kukljänka ein großes lebhaft gefärbtes wollenes Tuch um die Schultern, wenn sie, was mit einer gewissen Wichtigkeit geschieht, die ganzen Feiertage über ihre Bekannten besuchen.

Die Tschuktschen führen ein Nomadenleben. Sie ziehen von einem Ort zum andern, wobei sie den frei weidenden Renthieren folgen; bisweilen dirigiren sie ihre kolossalen Herden in solche Gegenden, welche sehr geeignete Weideplätze abgeben, und errichten daselbst zeitweilige Wohnungen, welche dann „Urussy" genannt werden. Ein Tschuktschen-Zelt („Urussa") wird aus einer Anzahl langer Stangen gebildet, welche oben zusammengebunden werden; die unten auseinanderweichenden Stangen begrenzen dann einen großen flachen Kegel. Aeußerlich wird der Kegel mit zwei Schichten Renthierfellen überkleidet und nur eine Eingangsöffnung als Thür gemacht. Im Innern des großen Zeltes wird nahe beim Eingang ein kleines aus Renthierfellen zusammengenähtes Zelt aufgestellt, in welchem die Tschuktschen mit der ganzen Familie wohnen. Dieser kleine Zeltraum wird Tag und Nacht durch eine Lampe der einfachsten Konstruktion erleuchtet. Man nimmt eine Pfanne, gießt ausgelassenes Renthierfett hinein, thut etwas Moos oder eine Kohle dazu und steckt diese an; eine solche Lampe heißt „Leika". Der Fußboden wird mit zwei bis drei Schichten Renthierfellen bedeckt, welche zum Sitzen sowie als Schlafstätte dienen. Die Luft in diesem kleinen Zelt ist natürlich überaus beklemmend, ein unangenehmer Geruch von der Ausdünstung der Lampe und der Menschen; dabei ist die Temperatur so hoch, daß am Tage alle entkleidet dasitzen und Nachts sogar ohne jegliche Bedeckung schlafen. Weder innerhalb des großen noch innerhalb des kleinen Zeltes ist irgend etwas von Hausgeräth sichtbar, alles ist ordentlich auf Narten (Schlitten) zum augenblicklichen Aufbruch verpackt. Die Nahrung der Tschuktschen besteht ausschließlich in Renthierfleisch; daneben ist neuerdings der Genuß des Ziegelthees unter ihnen üblich geworden. Die Vorgebirgs-Tschuktschen genießen niemals Thee. Sie kochen das Fleisch in eisernen

[1]) Die Schilderung des Jahrmarkts übergehen wir. Ref.

Kesseln auf einem Herd außerhalb des Zeltes unter freiem Himmel; sie essen nur ein Mal in 24 Stunden und zwar Abends. Den Rest der Mahlzeit heben sie zur Nacht auf; wer dann in der Nacht aufwacht, ißt und schläft dann weiter. Die Männer beschäftigen sich innerhalb der Jurte durchaus mit keiner Arbeit; alles überlassen sie den Weibern; sie rüsten nur den Schlitten aus, hüten die Renthiere und schlachten die zur Nahrung dienenden. Wenn es derartige Arbeiten nicht giebt, so sitzen sie da, legen die Hände in den Schooß und rühren nichts an. Die reichen Tschuktschen haben drei, vier oder fünf Frauen, der ärmste hat mindestens zwei.

Die Tschuktschen waschen sich fast nie und sind deshalb äußerst unsauber. Sie haben einen aufbrausenden und zugleich rauhen Charakter; eine Beleidigung verzeihen sie niemals; sie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um sich zu rächen; am liebsten erschlagen sie ihren Feind. Wenn das dem Tschuktschen bei Lebzeiten gelingt, so ist der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen. Oft geht die Rache von einem Geschlecht auf das andere über, bis endlich sich die Gelegenheit darbietet, die Feindschaft durch einen Todtschlag zu beenden. Ein erbitterter Tschuktsche, wenn er im Begriff steht, seinen Feind zu erschlagen, zieht ein neues Gewand an, welches mit Lappen aus Wolfsfell behängt ist, setzt eine Mütze aus Wolfsfell aufs Haupt und versieht sich mit drei Messern: ein großes (Maigin-waljäpin) steckt er hinten am Nacken unter das Oberkleid; zwei kleine (Kithak-waljäpin) steckt er in den Aermel seines Gewandes, wobei der Stiel der Hand zugekehrt sein muß; den Wurfspieß oder die Lanze nimmt er in die Hand. Die Tschuktschen verfahren in ihrer Häuslichkeit oft sehr grausam; im Zorn schneiden sie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Messer die Arme an den Schultergelenken ab. Im Allgemeinen sind die Tschuktschen so sehr erregbar, daß selbst die Gastfreundschaft verletzt und der Gastfreund schwer beleidigt wird, wenn derselbe nicht die ihm erwiesene Bewirthung zu schätzen verstanden hat. Die Tschuktschen bieten einander aber alles dar, was sie ihr eigen nennen; und auch die Frauen nennen sie ihr Eigenthum. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft. Vor ihrem Anführer (Erema) haben die Tschuktschen große Achtung, rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Wenn der Erema Besuche macht, so bietet man ihm zum Sitzen ein weißes oder buntes Renthierfell, bewirthet ihn mit Thee und Renthierfleisch und schenkt ihm beim Abschied als Ausdruck des Wohlwollens das beste eingefahrene Renthier.

Der Erema hält Gericht nach mündlich ihm vorgetragener Klage und bestraft ohne Widerrede zu erfahren den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende muß niederknien, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden und nun läßt der Erema ihn prügeln: man schlägt ihn mit einem Stock, an dessen Ende ein kleines Stück aus Renthiergeweih befestigt ist, auf den Kopf. Mitunter erträgt das arme Opfer diese qualvolle Strafe ohne Murren, bisweilen aber kann er die Qual nicht aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann gestattet ihm der Erema sich mit einer Anzahl Renthiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei sehr schweren Vergehen verlangt der Erema die Todesstrafe, wobei die allergrausamsten Methoden angewandt werden; jene Schläge auf den Kopf werden als leichte Bestrafung angesehen.

Besondere Hochzeitsgebräuche giebt es unter den Tschuktschen nicht. Der junge, oft erst 15 Jahr alte Tschuktsche, der sich verheirathen will, begiebt sich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt seinen Wunsch, sich eine Frau aus der Familie zu wählen. Man setzt fest, daß er drei oder fünf Jahr lang eine Herde Renthiere hüten muß; während dieser Frist lebt er mit seiner Braut wie mit seiner Frau. Hat der Bräutigam sich während der ausbedungenen Frist gut gehalten, so führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und bestimmen eine Anzahl Renthiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl statt, dabei wird Renthierfleisch und eine Art Gebäck (Salamat oder Pentakitschkin) gegessen. Letztere bestehen aus gekochtem und zerhacktem Renthierfleisch, welches man hat frieren lassen und dann stark in Renthierfett geschmort hat. Diese Fleischplatzen dienen anstatt Brotes. Mit diesem Mahl ist die Hochzeitsfeier beendet. Wenn während jener Frist der Bräutigam dem Vater der Braut nicht gefällt oder sich irgendwie vergeht, so wird er einfach fortgejagt und die Braut bleibt bei den Eltern, bis ein neuer Bräutigam sich zeigt. Bemerkenswerth sind die sonderbaren Geschenke, welche der Bräutigam seiner Braut macht. Er schenkt ihr fette weiße „Würmer“, welche im Frühjahr an den Renthieren zu finden sind, wie man bei uns Konfekt überreicht.

Die Tschuktschen verehren die Sonne; sie beten niemals und erfüllen keinerlei Religionsgebräuche. Die Körper ihrer Todten verbrennen sie oder sie bringen sie an irgend einen entfernten hügeligen Platz, damit sie hier eine Beute der wilden Thiere, besonders der Wölfe werden, vor welchen die Tschuktschen eine besondere Achtung haben. Mitunter wird die Leiche verbrannt, wenn dies der Wunsch des Sterbenden gewesen war. Die Tschuktschen wünschen nicht natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welche des Lebens überdrüssig sind und welche ihrer Familie keine Last sein wollen; junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich tödten und man tödtet sie ohne Zögern! Das Tödten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung eines Anverwandten ein naher Freund oder Bekannter. Wenn sich keiner dazu bereit findet, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, welchem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Jeder Tschuktsche hat eine besondere Kleidung, welche zeitig für den Fall eines freiwilligen Todes hergerichtet wird; die Kleidung unterscheidet sich von der Alltagskleidung nur dadurch, daß sie aus den besten Renthierfellen genäht ist, und daß das Obergewand, welches „Niryn“ heißt, mit Wolfsfell eingefaßt ist und auf dasselbe Fetzen von Wolfsfell daraufgenäht sind.

Vor dem Sterben ist der Tschuktsche in der besten Gemüthsverfassung; er ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die ihn Besuchenden bitten, ihre Verwandten und Freunde, welche er in der bessern Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten, alle verweilen vom frühen Morgen in der Nähe des Zeltes, woselbst der Todeskandidat sich aufhält. Er erwartet mit Ungeduld im Zelte denjenigen, welcher ihn tödten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters abwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelt befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes und setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mittelst einer Lanze die Wand und richtet die Spitze der Lanze auf das Opfer, welches dieselbe so sich anfügt, daß sie die Rippen-

bogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpekalschelmagdle! (d. h. tödte schnell!) Der draußen stehende Mann schlägt mit voller Kraft der Hand auf das Ende des hölzernen Lanzenstieles und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der andern Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei; der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist in Folge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor Kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben.

Man trägt die Leiche aus dem Zelt, bringt sie mit den Abzeichen der Jagd auf eine Narte und führt sie einige Werst weit auf einen hohen felsigen Berg. Zwei Renthiere werden an die Narte (Schlitten) gespannt, zwei andere werden hinterher geführt; alle vier werden dann am Orte des Begräbnisses getödtet. Die Leiche wird von allen begleitet, die bei dem Tod zugegen waren; hatte der Verstorbene eine Renthierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und Stelle wird aus nicht zu großen Steinen eine länglich viereckige, 1/2 Arschin tiefe Grube gemacht; man legt die Leiche in die Grube, deckt zuerst ein Fell darauf, dann alle Jagdgeräthschaften und zuletzt eine Narte. Darauf werden vier Renthiere getödtet und so niedergelegt, daß an allen vier Seiten des Grabes je ein Thier sich befindet. Damit ist die ganze Ceremonie beendigt, und sowohl die Leiche des Menschen als die der vier erschlagenen Renthiere bleiben den wilden Thieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe; hatte der Verstorbene eine Renthierherde hinterlassen, so nehmen die Bekannten davon einige Thiere und richten sofort ein Mahl an, welches mitunter bis Mitternacht dauert; an dem Mahl betheiligen sich auch die nächsten Anverwandten des Verstorbenen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Renthierherde bleibt dort und wird während der drei folgenden Tage um das Grab geführt. Erst nach Ablauf der drei Tage wird die Herde weitergetrieben. Verwandte und Bekannte besuchen das Grab nicht weiter, zufällig vorüberziehende Tschuktschen werfen jedoch einige Blätter Tabak auf dasselbe.

Nicht immer wird die Leiche so bestattet; sie wird auch bisweilen verbrannt. Dies geschieht auf besondern Wunsch des Verstorbenen. Die Verbrennung der Leiche wird fern vom jeweiligen Standplatz auf irgend einem Berg oder Felsen vorgenommen. Man spannt zwei Renthiere vor eine Narte, legt den Todten darauf und überläßt die Renthiere sich selbst, dort wo sie endlich stehen bleiben, findet die Verbrennung statt. Man breitet ein Renthierfell auf den Erdboden, bettet den Todten darauf, stellt eine Anzahl Holzklötze herum und legt trockenes Holz oben darauf. Dann wird an den Füßen und an den Seiten das Feuer angemacht, welches schnell das Holz und die Leiche verzehrt. Die Asche wird zusammengekehrt und mit dem Reste des nicht verbrannten Renthierfelles zugedeckt. Den Schlitten und die Jagdgeräthe läßt man neben dem Aschenhügel stehen. Vorher werden die Zugthiere getödtet, aber nicht verbrannt, sondern den wilden Thieren zum Fraß überlassen. Auch nach Beendigung der Verbrennung vereinigt ein Mahl die Bekannten und Verwandten, wozu einige Thiere der Herde geschlachtet werden. Im Laufe der folgenden drei Jahre wird alljährlich einmal ein Gedenkmahl hergerichtet, zu welchem Freunde und Bekannte zusammenkommen; sie bringen das Geweih eines Renthierweibchens mit und legen dasselbe auf das Grab nieder.

Die Tschuktschen sind außerordentlich abergläubisch. Sobald sie von einem Standort zum andern ziehen wollen, so nehmen sie zu Zaubereien und Prophezeiungen ihre Zuflucht. Das Prophezeien übernimmt entweder ein Glied der Familie oder bei Reichen ein Glied der Dienerschaft: man beobachtet das Geräusch des brennenden Holzes und die Richtung, in welcher die Funken fliegen. Auch beim Verbrennen der Leiche achtet man auf den Rauch, welcher vom Scheiterhaufen aufsteigt; steigt er senkrecht in die Höhe, so heißt es, die Seele des Todten zieht zur Sonne; senkt sich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall ist, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt in irgend ein Hausthier, Pferd, Renthier oder Hund. Es wird das als Strafe angesehen dafür, daß der Verstorbene bei Lebzeiten die Thiere quälte und beleidigte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

XI.

Nordamerika. Polynesien. Afrika. Rückblick.

Nordamerika. Auf das in Bd. XXXVII, S. 231 dieser Zeitschrift bereits in mehr betrachtender Art von anderer Seite behandelte politisch-wirthschaftliche Problem der chinesischen Einwanderung in Nordamerika und speciell Kalifornien erlaube ich mir noch einmal zurückzukommen. Unsere Darstellung, welche einen vollständigen Ueberblick dieser Frage anstrebt, würde unvollständig bleiben ohne die auch nur flüchtige und rein thatsächliche Uebersicht der Erscheinungen, die auf diesem hochwichtigen Kulturgebiete in der Richtung der Chinesenfrage zu Tage getreten sind. Man kann die ernsthafte Aufwerfung der Chinesenfrage in Kalifornien auf den Rückschlag zurückführen, welchen die Krisis der Jahre nach 1873 in Handel und Wandel des jungen etwas zu stürmisch vorwärtsstrebenden Staates hervorrief. Da unter ihr die Lohnarbeiter mit am meisten litten, war es natürlich, daß man die um die Hälfte des dort üblichen Lohnes arbeitenden Chinesen, welche unglücklicherweise gerade in diesen schlimmen Jahren massenhafter als je zuvor zuströmten, für die Erniedrigung der Löhne verantwortlich machte, unter welcher die verwöhnte weiße Arbeiterbevölkerung so empfindlich litt. Rasch entwickelte sich eine starke Abneigung gegen die „Mongolen", welche wie überall an den nicht durchaus erfreulichen, für europäische Begriffe und Sinne sogar oft unerträglichen

Eigenthümlichkeiten derselben Nahrung genug fand. Nachdem die weiße Bevölkerung und die Lokalbehörden in Kalifornien bereits mehrmals Gelegenheit genommen hatten, ihrem Widerwillen gegen den gelben Mann thätlichen Ausdruck zu geben und der Ruf nach Schutz gegen die „mongolische Ueberschwemmung“ zu einem beständig und energisch wiederkehrenden Artikel in allen politischen Kundgebungen der Kalifornier geworden war, sah sich die Bundesregierung 1876 genöthigt, eine Kommission niederzusetzen, die in San Francisco selbst die Frage studirte und im Jahre 1877 einen dicken Band über dieselbe veröffentlichte. Die praktische Folgerung aus den unzähligen Thatsachen und Meinungsäußerungen, welche hier zusammengestellt sind, geht darauf hinaus, daß der Handelsvertrag der Vereinigten Staaten mit China in einer Richtung geändert werden sollte, welche den ersteren freie Hand gebe, um die Einwanderung der Chinesen erschweren oder verbieten zu können. Die Möglichkeit einer raschern Entwickelung der Hilfsquellen der pacifischen Staaten durch die Mitarbeit der Chinesen wird zugegeben, aber diese Beschleunigung führe zu einer täuschenden Blüthe, da das gesunde Gedeihen der Gesellschaft auf hinreichenden Löhnen beruhe, welche Familienleben und Kindererziehung ermögliche. Die Chinesen in Kalifornien seien familienlos, daher sei der Reichthum, den ihre Arbeit erzeuge, ungesund und unsolid. Endlich wird die „China Town“ von San Francisco als eine öffentliche Schädlichkeit bezeichnet. Man durfte sich nach diesem Berichte eines regierungsseitigen Eingreifens in die Entwickelung dieser Frage versehen, und in der That wurden schon seit 1876 Besprechungen darüber zwischen den beiderseitigen Regierungen gepflogen. China verhielt sich ablehnend, als am 28. Juni 1876 der Gesandte der Vereinigten Staaten die Frage aufwarf, ob sich nicht die Einrichtung eines chinesischen Konsulates in San Francisco zur Ebenung der Schwierigkeiten empfehle, welche der starke Zufluß der Chinesen nach Kalifornien hervorrufe. Aber wenige Monate später waren jene in der Lage, sich über Mißhandlung zu beklagen, denen ihre Unterthanen bei der Landung in San Francisco ausgesetzt waren. Schon 1875 waren in Chico Mordthaten gegen Chinesen vorgefallen und 1877 entstanden in San Francisco, Chico, Rocklin und anderen Orten Unruhen gegen dieselben. Als im Sommer 1877 der bekannte Sklavenfreund Senator Morton nach Kalifornien kam, stellte ihm eine chinesische Deputation die Lage der Chinesen in diesem Staate als vollständig recht- und schutzlos vor, und in einer Beschwerdeschrift der „Sechs Gesellschaften“ vom 30. November 1877 wurde gesagt, daß unter 50 Fällen von Gewaltthätigkeit gegen die Chinesen nicht einer zur Ahndung komme. Im December 1877 entschied der Attorney-General der Vereinigten Staaten, daß die Bundesregierung die Chinesen in Kalifornien nicht eher schützen könne, als bis dieser Staat sie darum angehe. Als aber am 18. Januar 1878 ein bewaffneter organisirter Pöbelhaufe einen Angriff auf neuankommende Chinesen machte, erhielten diese den wirksamen Schutz der Bundes- wie der Staatsbehörden. Ein Jahr später kam die Sache an den Kongreß. Am 9. Januar 1879 wurde ein Gesetzentwurf in Kongreß und Senat eingebracht, welcher bei strenger Strafe verbot, mehr als 10 Chinesen auf einmal nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Am 28. desselben Monats ging der Entwurf durch den Kongreß, wurde am 22. Februar sammt den Zusätzen des Senats von beiden Häusern angenommen, aber bereits am 10. März vom Präsidenten in einer Vetobotschaft abgelehnt, welche hervorhob, daß einseitige Gesetzesänderungen nicht die klaren Bestimmungen der zwischen den Vereinigten Staaten und China bestehenden Verträge abändern könnten, daß aber wohl mit der Zeit solche Abänderungen getroffen werden könnten, welche geeignet wären, die Vereinigten Staaten vor einer allzu starken Zufuhr chinesischer Arbeiter zu schützen. Jedenfalls verdiene die Lage an der pacifischen Küste die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als des Kongresses in vollem Maße. Mit dieser klugen und vorsichtigen Haltung war aber den Demagogen von San Francisco nicht gedient, welche kurz nach dieser Vetobotschaft ihre revidirte Verfassung durchsetzten, welche unter Mißachtung der Staatsverträge allen Gesellschaften verbot, Chinesen zu beschäftigen, welche den Chinesen die Arbeit an öffentlichen Unternehmungen untersagte, die Gemeinden ermächtigte, Chinesen von ihren Gemarkungen fern zu halten oder über dieselben hinauszuschaffen, welche die chinesische Einwanderung einfach untersagte, alle Kuliverträge aufhob und den Chinesen für immer politisch unfähig erklärte. Als diese Verfassung mit dem Jahre 1880 ins Leben getreten war, votirte schon am 19. Februar die Gesetzgebung von Kalifornien mit 73 gegen 2 Stimmen ein Gesetz, welches den Körperschaften jeder Art die Anstellung chinesischer Arbeiter untersagte, und der Governor bestätigte dasselbe unverzüglich. Da „freiwillige Arbeiter-Kommittees“ die Arbeitgeber zu Entlassung ihrer Chinesen zu drängen suchten und Unruhen befürchtet wurden, bildeten die Bürger von San Francisco ein „Protective Committee“, und der Hauptagitator Kearney wurde (März 1880) wegen des Gebrauches von „incendiary language“ vor Gericht gestellt. Kurz darauf verwarf der Oberste Gerichtshof in einem Klagefall jenes Gesetz als verfassungswidrig. Auch der geplanten „Ausräucherung“ der Chinatown von San Francisco konnte vorgebeugt werden. Die Bundesregierung ihrerseits trug das Beste zur Beschwichtigung der Aufregung bei, als sie am 31. März 1880 zugleich mit der Ernennung eines neuen Gesandten für China diejenige zweier Kommissäre veröffentlichte, die mit China über einen neuen Handelsvertrag verhandeln sollten. Am 9. April wurde dem Kongreß ein Bericht des Staatssekretärs Evart vorgelegt, welcher mittheilte, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten in China angewiesen sei, sich mit der dortigen Regierung über Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu benehmen, und daß seine diesbezüglichen Eröffnungen in Peking entgegenkommend aufgenommen worden seien. Im August kamen die Kommissäre in Tahife an und am 17. November unterzeichneten sie mit den chinesischen Behörden in Peking einen neuen Handels- und Auswanderungsvertrag, welcher den Vereinigten Staaten Vollmacht gegen das Ueberhandnehmen der Einwanderung chinesischer Arbeiter einräumt. Der Kommissär Trescott kehrte Anfangs 1881 mit den neuen Verträgen nach Amerika zurück, welche am 10. Januar dem Senat vorgelegt wurden. Folgendes ist der wesentliche Inhalt derselben: Ein Auswanderungsvertrag giebt den Vereinigten Staaten das Recht, die chinesische Zuwanderung, wenn nöthig, zu beschränken, aber nicht sie zu verbieten. Auch soll dieses nur auf Arbeiter, nicht auf anderen Ständen angehörige Chinesen sich beziehen. Im Uebrigen sollen Chinesen in den Vereinigten Staaten gleich den Angehörigen meistbegünstigter Nationen behandelt und auf sie bezügliche Gesetze und dergleichen der chinesischen Regierung mitgetheilt werden. Der Handelsvertrag verbietet die Opiumeinfuhr und den Opiumhandel in China und den Vereinigten Staaten, setzt fest, daß Schiffe und Waaren der letzteren in chinesischen Häfen nicht mit höheren Gebühren, Zöllen u. s. f. zu belasten seien als die einhei-

mischen. Streitigkeiten zwischen Angehörigen der beiden Mächte in China sollen jeweils von einem der Nationalität des Beklagten angehörigen Richter abgeurtheilt werden. Trotz eines Protestes des Staatssenators von Kalifornien wurde schon bald nach ihrer Vorlage ein günstiger Bericht über die neuen Verträge vom Foreign Committee des Senates der Vereinigten Staaten erstattet, und es ist nicht mehr zweifelhaft, daß sie noch vor Ablauf der für ihre Ratifikation festgesetzten Jahresfrist Gesetzeskraft erlangt haben werden. Einstweilen hat nach einem starken Rückgang, den die chinesische Einwanderung 1879 gezeigt hatte (in den 14 Monaten, welche mit December 1879 enden, waren nur 5699 Chinesen in San Francisco angelangt, während 10 947 diesen Hafen verlassen hatten), wieder ein stärkerer Zustrom eingesetzt und wurden allein im letztverflossenen Mai circa 1500 chinesische Einwanderer gezählt. Indessen ist ihre Zahl, Kalifornien und Oregon ausgenommen, doch noch immer gering. Der Census von 1880 giebt den Chinesen in den Vereinigten Staaten eine viel kleinere Zahl, als man nach den übertreibenden Schätzungen dieser letzten Jahre erwarten konnte. Er giebt als Gesammtzahl 105 717 (0,27 Proc.) der Gesammtbevölkerung, wovon die weitaus größte Zahl mit 75 122 auf Kalifornien, 9515 auf Oregon, 5423 auf Nevada, 3378 auf Idaho, 3237 auf Washington Territorium entfallen. In den Oststaaten sind die Zahlen so gering, daß sie im Vergleich zu den übrigen fremden Elementen der Bevölkerung geradezu verschwinden. New York weist 942, Massachusetts 256, Illinois 214 auf. Das stärkste Wachsthum in den letzten 10 Jahren zeigt Oregon mit 186 und Nevada mit 72 Proc. Aber außer Kalifornien zeigen alle die chinesenreichsten Staaten beziehungsweise Territorien noch immer so geringe Zahlen, daß die Anti-Chinesen-Bewegung in ihnen ganz außer Verhältniß zu dem angeblich unerträglichen Mißverhältniß der „gelben Ueberfluthung“ steht.

Hier noch einige Daten zur Illustration der Anti-Chinesen-Bewegung in Nordamerika. Bis zu welcher Höhe der Chinesenhaß bis zum Abschluß des Einwanderungsvertrages endlich gediehen war, zeigt nichts besser als jene skandalöse Verleumdung, welche sich ein dunkeler Winkelschreiber in höherm Parteiauftrag gegen den Präsidentsschaftskandidaten Garfield erlauben konnte, indem er einen angeblich von diesem ausgehenden Brief veröffentlichte, welcher sich für die Einführung der Chinesenarbeit auch in die östlichen Fabrikdistrikte mindestens für so lange aussprach, als die Arbeitgeber in Gefahr ständen, von den Arbeiter-Vereinigungen beherrscht zu werden. Bald genug wurde dieses Machwerk als gefälscht nachgewiesen, und sein Verfertiger, natürlich nicht seine geistigen Urheber, gerichtlich bestraft. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß seiner Wirkung auf die Wähler hauptsächlich der Verlust Kaliforniens, Nevadas und vielleicht selbst New Jerseys für den republikanischen Kandidaten zuzuschreiben war. Ein anderes Zeugniß dieses Hasses legen die Unruhen des Sommers 1880 in Denver (Colorado) ab, bei welchen alle chinesischen Kaufläden und Wohnungen ausgeraubt, zum Theil zerstört und mehrere Chinesen schwer verwundet wurden, und bei welchen sich der racenstolze weiße Pöbel in seiner ganzen mehr als mongolischen Rohheit prostituirte.

Während im Westen die Anti-Chinesen-Aufregung unter den allerheftigsten Symptomen um sich griff, fuhr die chinesische Arbeit fort, im Osten und im Innern ihren Weg zu machen, ohne darum zu einer beträchtlichen Einwanderung zu führen. Vorzüglich in Massachusetts und den übrigen neuengländischen Industriestaaten gewann sich die chinesische Arbeit immer mehr Anerkennung. In New York zählte man 1879 300 chinesische Waschanstalten, 50 Spezerei- und 20 Tabaksläden, in Brooklyn 50 Waschanstalten und 6 Tabaksläden, in Jersey City 3 Fabriken mit chinesischer Arbeit. In Hartford, Conn., werden 100 bis 150 chinesische Knaben von chinesischen und amerikanischen Lehrern auf Kosten der chinesischen Regierung unterrichtet. In New York ist eine eigene Missionsanstalt für Chinesen gegründet worden, an deren Spitze ein christlicher Chinese steht. Im Innern ist Chicago ein Mittelpunkt der Chinesen. Bei dem Strike der Schuhmacher 1879 hatte man hier die Einwanderung von 1500 chinesischen Schuharbeitern in Aussicht genommen, doch kam dieser Plan nur stückweise zur Ausführung. Selbst im Süden, wo der Ueberfluß an Negern selbst nach dem Exodus von 1879/80 noch immer beträchtlich ist, wurde oft die Frage erörtert, ob nicht für die Arbeit in den Reis- und Baumwollenfeldern die Gelben den Schwarzen vorzuziehen seien. Man hielt eigene Versammlungen in Georgia und Alabama, wo diese Frage besprochen wurde, aber dieselbe ist bei der Ueberzahl der auf Lohnarbeit hingewiesenen, wenn auch nicht gern arbeitenden Neger, und der leider noch immer nicht geringen Zahl armer Weißer hier ebensowenig von praktischer Bedeutung wie in dem volkreichen Indien, wo dieselbe in den letzten Jahren wegen der Ungenügendheit der einheimischen Arbeitskräfte hinsichtlich der Körperkraft und Geschicklichkeit mehrfach in der anglo-indischen Presse aufgeworfen ward.

Von den Vereinigten Staaten aus griff die Anti-Chinesen-Bewegung auch auf Britisch-Nordamerika über. Die Gesetzgebung von Columbia machte 1878 ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 40 Dollars auf die chinesischen Einwanderer legt. Der Oberste Gerichtshof der Kolonie stieß schon nach einigen Monaten dieses Gesetz als verfassungswidrig um, aber es blieb ein starkes antichinesisches Gefühl, welches 1880 zu einem neuen Versuche der Chinesenbesteuerung führte; diesem widersetzten sich aber diesesmal die Chinesen selbst, welche im Mai d. J. sich um 500 neueingeführte Eisenbahnarbeiter verstärkt hatten, und erregten einen kleinen Auflauf, in welchem die Steuerbeamten übel wegkamen. Auch in diesem Falle scheinen die Gerichte zu Gunsten der Chinesen entschieden zu haben. Die Zuwanderung nach dieser ohnehin so menschenarmen Kolonie soll stark ab-, die Auswanderung zugenommen haben. Selbst aus Ottawa, wo kaum 100 Chinesen zu finden, wurde 1879 von einem „Antichinese Feeling“ berichtet.

* * *

Polynesien. In Polynesien sind bis jetzt nur die Hawaiischen Inseln in größerm Maßstabe Zielpunkt der chinesischen Auswanderung geworden. Durch ihre Lage an den größten pacifischen Verkehrswegen und durch die Schwäche und den Rückgang ihrer Eingeborenen schienen sie einer günstigen Entwickelung derselben die beste Aussicht zu bieten und haben denn in der That solche Mengen derselben angezogen, daß seit einigen Jahren schärfer als irgendwo die Frage hier sich stellte, ob sie nicht als öffentliche Schädlichkeit zu betrachten und gänzlich auszuschließen seien. Die ersten Chinesen hatten sich hier um 1840 niedergelassen und waren 1879 auf über 7000 angewachsen. In dieser Zeit hatten sie eine weit über das Wirthschaftliche hinausreichende Bedeutung gewonnen und vorahnend sagte ein englischer Reisender damals: „Die Chinesen scheinen eine besondere Mission bei den zum Aussterben bestimmten Racen zu haben.“ Es ist hierunter die Mission des Todtengräbers und des Erben zu verstehen. In der That hatten sie durch Vermischung mit den Insulanerinnen bereits eine starke Mischrace erzeugt und schienen sich durch die innige Verbindung mit der Inselbevölkerung gewissermaßen zum Ersatz

dieser im Archipel auszubreiten. Uebrigens haben sie hier verhältnißmäßig mehr Frauen bei sich als in irgend einem andern von ihren Kolonialgebieten. Man zählte 1879 etwa 300 verheirathete Chinesinnen. Um so gefährlicher erschienen sie einem Theile der Eingeborenen und vor allem den hier ansässigen Europäern, und die Chinesenfrage zögerte auch hier nicht brennend zu werden. Aus Hawaii gelangten schon 1878 Berichte über Mißhandlung chinesischer Einwanderer an die Kolonialregierung von Hongkong, scheinen sich indessen nicht als genügend begründet erwiesen zu haben, um eine weitere Verfolgung der Sache zu rechtfertigen. Aber im Laufe des Jahres 1880 spitzte sich die Frage der chinesischen Einwanderung auch hier zu einer Schärfe zu, welche bedenkliche Konflikte hervorrief. Es handelte sich um die Unterstützung einer besondern Dampferlinie zwischen Honolulu und einigen chinesischen Häfen, deren Hauptaufgabe es natürlich gewesen sein würde, chinesische Auswanderer von diesen nach jenen zu bringen. Dieser Plan traf zusammen mit der Ankunft des ersten chinesischen Dampfers, des Ho Tschung in Honolulu, welcher 450 Auswanderer landete und dann noch nach San Francisco ging. Eine aufgeregte Stimmung unter den Gliedern der „Anti-Chinesen-Partei" wurde dadurch hervorgerufen. Ein Spanier Moreno, der nach Honolulu gekommen war, um für nicht näher bekannte Interessen diesen Plan zu fördern, wußte sich das Vertrauen des Königs Kalakaua zu erwerben, trat an die Spitze einer Prochinesenpartei und bewog den König zwei Ministerien aufzulösen, welche die antichinesische Stimmung der allerdings großentheils europäischen beziehungsweise amerikanischen Gesetzgebung vertraten. Moreno bildete darauf ein Ministerium seiner Farbe, das aber nach nur fünftägigem Bestande vor den entschiedenen Feindseligkeit der Weißen und eines Theiles der Eingeborenen die Segel streichen mußte. Dieser Exminister kam im December 1880 nach Washington, um über die Parteinahme des nordamerikanischen Konsuls gegen ihn und den König (!) Beschwerde zu führen, wurde aber nicht gehört und ist seitdem von der Bildfläche verschwunden. In Honolulu aber hat die Einwanderung fortgedauert und hatte die Zahl der Chinesen auf diesen Inseln Anfangs dieses Jahres auf mehr als 10 000 gebracht. Nur wenige zerstreuten sich von hier nach anderen Theilen Polynesiens. Auf den Gesellschaftsinseln, wohin man sie früher gezogen hatte, waren sie 1879 auf 409 Köpfe herabgesunken. Vereinzelt kommen sie auf den Tonga- und Samoa-Inseln, den Marshall-Inseln und Kanlinen, ja mehr oder weniger wohl auf allen vor, die irgend welchen Handel und Verkehr haben. Der Versuch des Gouverneurs von Neukaledonien, sie in größerer Zahl einzuführen, stieß auf heftigen Widerstand Seitens der Weißen und scheint aufgegeben.

* * *

In Afrika erhoben sich wiederholt Stimmen, um die Einfuhr von Chinesen zunächst nach dem Kapland und Natal zu empfehlen, welche beide an chronischem Arbeitermangel leiden, aber praktisch ist man der Sache nicht näher getreten. Die „Times of Natal" schrieb z. B. im Juli 1879. „Ihre Ankunft in Natal könnte nur wohlthätig wirken, und wenn sie unter die richtige Leitung kämen, ist es kaum zweifelhaft, daß sie in den Pflanzungen des Küstenlandes mindestens ebenso werthvoll sein würden, wie die unter so großen Kosten hier eingeführten indischen Kulis. Es giebt alles zusammengenommen keinen schwerwiegenden Grund, warum sie nicht bei uns beschäftigt werden sollten." Aehnliche Stimmen hat man schon früher gehört. Aber einstweilen ist der Bezug indischer Kulis für diesen Erdtheil das Leichtere und Billigere. Vereinzelte Chinesen hat es im Kapland übrigens jederzeit gegeben. Wir fanden z. B. neulich sogar in Thunberg's Reise (?) eine dahinzielende Angabe. Mit ihrer oft getadelten, aber immer weiter um sich greifenden Verwendung als Dienstboten auf den großen Oceandampfern werden sie auch öfters hier, wie schon früher in Calcutta, Bombay, Aden u. s. w. hängen bleiben. Unter den indischen Kulis auf Réunion und Mauritius finden sich auch Chinesen.

* * *

Blicken wir nun zurück auf die Entwickelung, welche diese merkwürdige Wanderung eines massenhaften, zähen, kulturkräftigen Volks in diesen letzten fünf oder sechs Jahren genommen hat, so treten zwei Thatsachengruppen bedeutsam hervor: Die Chinesen, theils nur als Auswanderer, theils als Eroberer und Kolonisten — beide Eigenschaften sind durch Natur und Geschichte innigst in ihnen vereinigt —, haben sich überall noch fester gesetzt oder weiter ausgebreitet, wo sie auf ihrem festländischen Verbreitungsgebiete oder in nächster Nähe desselben Vorstöße gemacht haben. Sie haben sich in der Mandschurei und Mongolei weiter geschoben, haben ihren alten centralasiatischen Besitz fast ganz wiedergewonnen, in Ostturkestan mit den Waffen, in Kuldscha durch Zähigkeit im diplomatischen Krieg. In Tibet sitzen sie so fest wie je, in Jünnan haben sie die letzten Spuren des Panthay-Reiches ausgetilgt, in Formosa haben sie nach Abwerfung der japanischen Ansprüche ihre Herrschaft ausgedehnt und die Liukiu-Frage, welche zu Japans Gunsten entschieden zu sein schien, ist in den letzten Monaten wieder aufgenommen worden; es ist noch sehr zweifelhaft, wer am letzten Ende hier den Erfolg haben wird. Jedenfalls war es ein Triumph der chinesischen Kolonialpolitik, daß diese Inseln fast gänzlich chinesisirt waren, als die Japanesen sie ihrem Reiche so kurzer Hand vor zwei Jahren anfügten. Auch in Polynesien haben sich die Chinesen eine feste Stellung auf den hawaiischen Inseln gewonnen, wo heute über 10 000 ihres Volkes, ungezählt die Mischlinge, 44 000 Eingeborenen und 3000 Weißen gegenüberstehen. Endlich hat ihre vereinzelte oder gruppenweise Zerstreuung über Südasien, den ganzen Stillen Ocean von Neuseeland bis Wladiwostok und Britisch-Columbia, ganz Nordamerika und einen wichtigen Theil Süd- und Mittelamerikas nur zugenommen und ihre Vorposten sind bereits in Afrika und Europa erschienen. Auf der anderen Seite aber sind sie überall zurückgedrängt worden, wo sie sich in Massen in die Kolonialgebiete der Weißen eingeschoben hatten, so vor allem in Kalifornien, Britisch-Amerika, Australien und Neuseeland. Hier haben sie zwar meistens an Zahl zugenommen, aber an Festigkeit der Fußfassung verloren. Das bedeutsamste Ereigniß auf diesem Gebiete ist das vertragsmäßig durch die Vereinigten Staaten von China erworbene Recht, die Zuwanderung der Chinesen nach ihrem Gebiete willkürlich zu beschränken. Fast sicher ist es, daß England im Interesse Australiens, Neuseelands und Britisch-Nordamerikas in nicht ferner Zeit sich gezwungen sehen wird, diesem Beispiele zu folgen, und wir werden dann die Ausschließung einer Race vom Wohngebiet einer andern als völkerrechtlich anerkannte Befugniß der sich für besser haltenden von beiden Seitens der in solchen Fragen maßgebendsten Kulturmächten der Erde anerkannt sehen. Diese Aussicht trägt nicht wenig dazu bei, der Entwickelung der chinesischen Auswanderung in den nächsten Jahren ein erhöhtes Interesse zu verleihen. Aber wir vermögen ihr trotz ihrer vertragsmäßigen Verklausulirung noch nicht die Bedeutung eines ethnographisch bedeutsamen Präcedenzfalles contra Völkergemeinschaft und Racenmischung zuzuerkennen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Manche Landstriche auf Java sind wegen fehlender Straßen, manche wegen allzu großer Höhe oder Wassermangels noch nicht erschlossen; daneben aber giebt es auch solche, die ihr Brachliegen dem Einflusse der Thierwelt verdanken. Der Eingeborene fängt Jahr aus Jahr ein alles Gethier bis zum winzigsten Fisch herab mit so ausdauernder Geduld, daß diese Fangmethode bei dem Mangel aller Jagdgesetze thatsächlich der Ausrottung gleichkommt. Bloß diejenigen Thiere, wie z. B. Ratten und wilde Schweine, vor denen der Javane trotz seines ziemlich oberflächlichen Mohammedanismus den vorgeschriebenen Abscheu hegt, vermehren sich in unangenehmer Weise. Ein Plantagenbesitzer sah sich genöthigt, 4000 Gulden für die Vertilgung der Ratten auszulegen; schließlich aber mußte ein sonst ganz gutes Stück Land völlig aufgegeben werden, trotzdem die mit dem Fange jener Thiere betrauten Chinesen alltäglich viele Hunderte von Rattenschwänzen einlieferten. Noch lästiger fallen die wilden Schweine, und gegen sie giebt es nach alter Erfahrung bloß ein Mittel — die Missionäre. Gelingt es den letzteren einige hundert Eingeborene zum Christenthum zu bekehren, so verschwinden mit dem religiösen Verbot des Schweine-Essens auch die unbequemen Gäste, da die Malaien sich jetzt ebenso eifrig auf den Schweinefang verlegen, wie sie den Thieren früher aus dem Wege gingen.

(H. Zöller, Rund um die Erde, II.)

— De Ujfalvy schreibt an die Pariser Anthropologische Gesellschaft: In Omsk giebt es eine für Kirgisen errichtete medicinische Schule. Die dort ausgebildeten jungen Leute werden als Aerzte unter die einzelnen Stämme ihres Volkes vertheilt. Das kirgisische Element gewinnt überhaupt seit Kurzem in Sibirien eine große Bedeutung. Viele bisher ganz von Kosaken bewohnte Dörfer sind jetzt ausschließlich von Kirgisen eingenommen, und es giebt genug Poststationen, deren Vorsteher Kirgisen sind. Die Russen, die in solchen Kirgisenorten leben, geben ihre Muttersprache auf und sprechen unter sich Kirgisisch.

— Nach zweijähriger Dauer ist im laufenden Sommer die Reise zum Abschlusse gekommen, welche der Dr. Montano im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums auf der ostasiatischen Inselwelt unternommen hatte, und auf welcher er anfänglich von Dr. Rey begleitet war. Am 19. Juni 1879 langten die beiden Reisenden in Singapur an und besuchten zunächst die Halbinsel Malakka, wo sie die dem Aussterben nahen Stämme der Mantliras, Jakuns, Udaïs und Kenabuis kennen lernten. Am 16. Juli trafen sie in Manila ein und studirten die wilden Negritos in den Bergen von Mariveles, Orion und Samar, dann die Aëtas und Vicols der Provinz Albay, fleißig messend, photographirend, Schädel sammelnd und mit dem Schleppnetze arbeitend. Am 16. November landeten sie auf Sulu und besuchten trotz den von den fanatischen Eingeborenen drohenden Gefahren den dortigen Sultan in seiner neuen Residenz Maïbun, begaben sich dann nach der Bai von Sandakan im nördlichen Borneo, wo sie in Elopura, der Station der British North Borneo Company, freundliche Aufnahme fanden, und den bisher unbekannten Stamm der Buli-Dupis, welcher sich in Körper und Sprache von Malaien wie Sulus wesentlich unterscheidet, untersuchten. Der französische Kreuzer „Le Kerguelen" führte sie von dort wieder nach Sulu zu einem einmonatlichen Aufenthalte zurück, und am 11. April 1880 langten sie in Davao im Südosten der Insel Mindanao an, wo sich ihrem Forschungseifer nicht weniger als elf nach Charakter, Sitten und Sprache verschiedene Stämme zum Studium darboten, und ihnen von den spanischen Behörden, wie schon früher, jede mögliche Unterstützung zu Theil wurde. Nach zweimonatlichem Verweilen dort mußte Dr. Rey in persönlichen Angelegenheiten nach Frankreich zurückkehren, wo er zu Anfang September eintraf. Dr. Montano setzte nun seine Reisen allein fort, bestieg den Vulkan Apo unweit Davao, dessen Höhe er zu 3030 m bestimmte, durchwanderte die Osthälfte Mindanaos in ihrer ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, von Davao bis Butuan, und besuchte den See Maïnit am Nordende der Insel, wobei er wichtige Daten für eine Karte derselben zusammenbrachte und astronomische Ortsbestimmungen ausführte. Ein Versuch, zur See längs der Ostküste nach Davao zurückzukehren, scheiterte; zu Fuß unternahm er schließlich noch von Surigao an der Nordspitze der Insel eine längere Wanderung in das Innere.

— Das „Athenäum", welchem wir vor zwei Jahren („Globus" XXXVI, S. 77) die Nachricht von der gänzlichen Einstellung der Vermessungsarbeiten auf Cypern entnahmen, bringt in Nro. 2805 vom 30. Juli d. J. folgende erfreuliche Mittheilung: „Lieutenant Kitchener von den Ingenieuren, Direktor der Aufnahme von Cypern, hat ein vollendetes Blatt der neuen Ein-Zoll-Karte der Insel mit heim gebracht. Die Arbeit wurde zu Katasterzwecken im Maßstabe von 4 Zoll auf die Mile ausgeführt und in Cypern selbst behufs der Veröffentlichung auf ein Viertel reducirt. Man hofft, daß zu Beginn des nächsten Jahres ein Theil der Karte zur Ausgabe fertig, und daß in der Mitte des Jahres das Ganze vollendet sein wird. Die Kosten der Aufnahme haben sich noch geringer herausgestellt, als bei der von Galiläa, welche von demselben Offizier im Jahre 1877 für den Palestine Exploration Fund ausgeführt wurde und die geringe Summe von 1 Pf. St. für die (englische) Quadratmeile in Anspruch nahm."

Afrika.

— Aus Rom, 31. Juli, wird telegraphisch gemeldet, daß der Afrikareisende Matteucci und der Schiffslieutenant Massari in Madeira eingetroffen sind, nachdem sie ganz Afrika von Aegypten bis zum Meerbusen von Guinea durchzogen haben. Matteucci's letzter Brief war datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880"; damals hoffte er über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Vergl. über diese erfolgreiche Expedition „Globus" XXXVII, S. 223; XXXVIII, S. 94, 192, 319; XXXIX, S. 16, 287.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

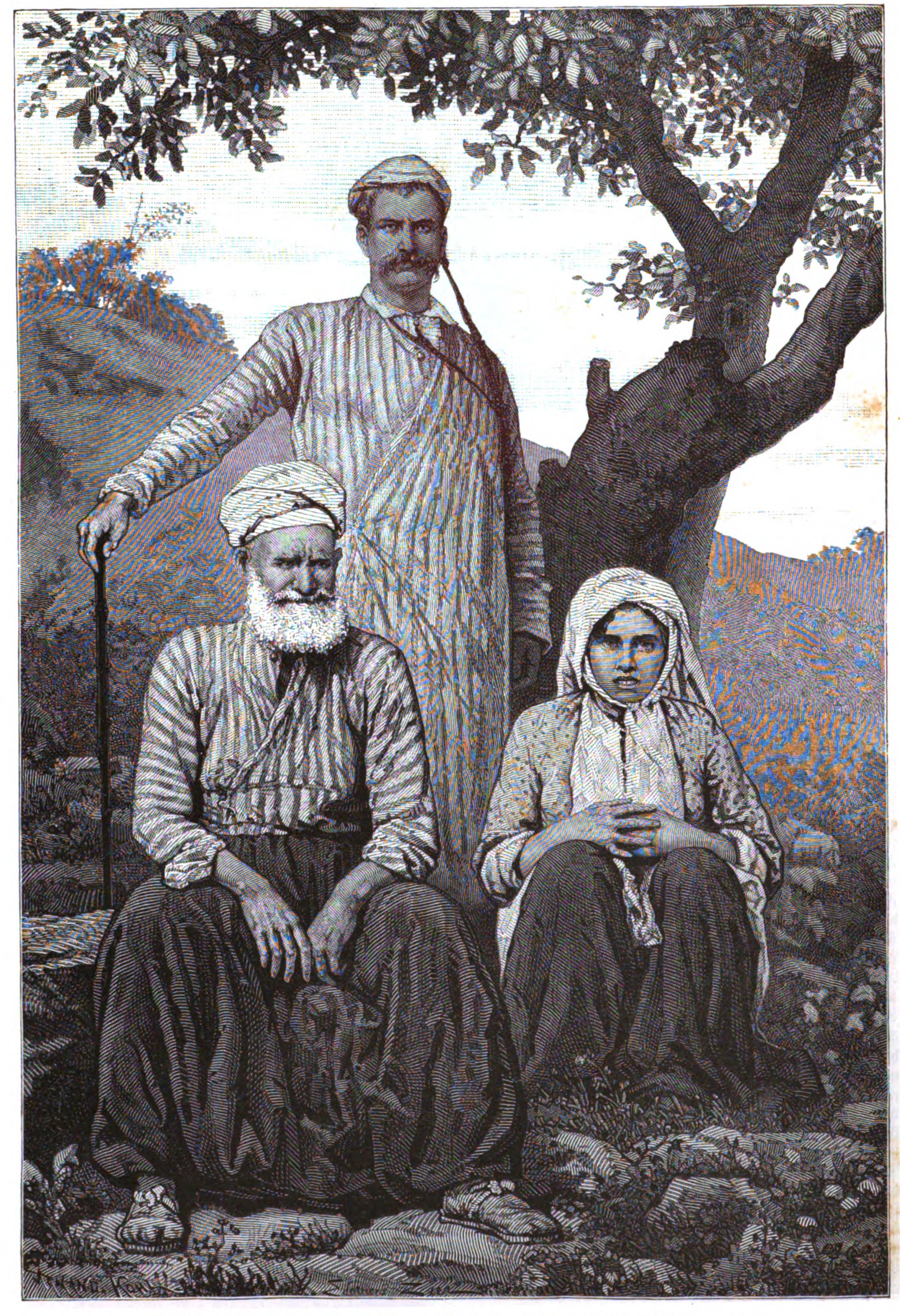
Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VII.

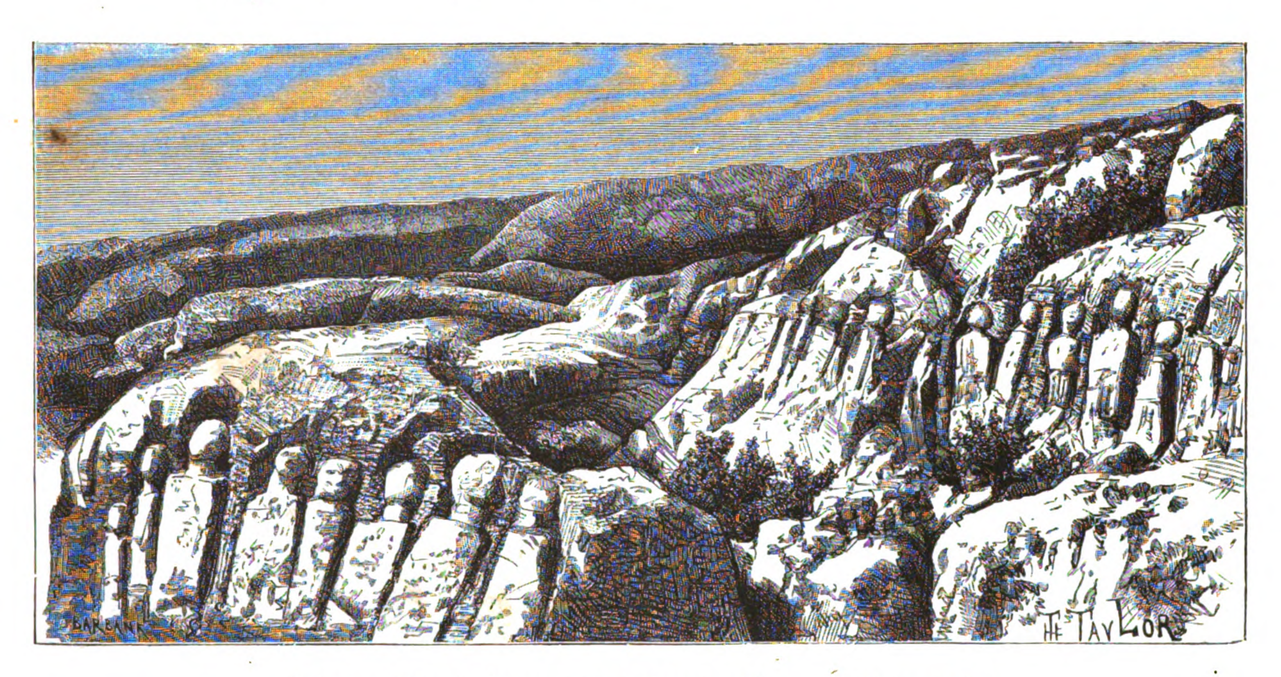
Lortet hatte beschlossen, ehe er Tyrus verließ, die in archäologischer und anthropologischer Hinsicht so interessante Umgegend gründlich kennen zu lernen, und verlegte deshalb seine Zelte in die Berge unweit des Dorfes Hanawe, welches etwa 10 km südöstlich der Stadt unweit des nach Tibnin führenden Weges 245 m hoch liegt und 400 Einwohner zählt. Auf der andern Seite des Weges (östlich davon) liegt ein Hügel mit Mauerresten, welche Renan für die einer phönikischen Festung hält; dort wurden zwischen Feigen- und Oelbäumen die Zelte aufgeschlagen. Man genoß von dort eine umfassende Aussicht und athmete mit vollen Lungen die kühlere reinere Luft der Höhen. Die Einwohner des Dorfes, lauter Metualis, die für wild galten, zeigten sich ganz zahm und der Sohn des Scheich bot sogar für die zu unternehmenden Ausgrabungen seine Dienste an. Nach wenigen Tagen waren sie die besten Freunde, zumal Lortet's ärztlicher Beruf sie zu häufigen Konsultationen veranlaßte. Doch waren sie nur nach langem Widerstreben dahin zu bringen, sich den Puls fühlen zu lassen, scheuten sich davor, die dargebotenen Arzneien als etwas Unreines direkt zu berühren, und ließen sie sich lieber in einen Zipfel des Gewandes schütten. Vorherrschende Krankheiten sind intermittirendes Fieber und Augenleiden, eine Folge der elenden und dumpfigen Hütten, in denen die Leute leben. Da der Sohn des Scheichs, ein schöner stattlicher Mensch mit sehr sanften blauen Augen, den Reisenden zu seiner an tuberkuloser Meningitis erkrankten Tochter holte, hatte dieser Gelegenheit, das Innere einer Wohnung zu sehen; alle Räume sind gewölbt, mit Kalk geweißt und sehr reinlich, erhalten aber Licht und Luft nur durch die Thür. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde; in einer Ecke des Hauptzimmers steht ein sehr einfacher Herd aus Thon, auf welchem die Speisen mit Holzkohlen gekocht werden. An der einen Wand befindet sich ein nur wenige Zoll hoher, mit Matten bedeckter Diwan, der Ehrensitz für den Hausherrn und ausgezeichnete Gäste; auf demselben lag die kleine Kranke, bei welcher Menschenhilfe leider vergeblich war. Am folgenden Morgen war das Kind todt. Als Lortet hinzukam, fand er die Mutter, ein junges und sehr schönes Weib, ohne Schleier. Ihre ganze Kleidung war blau; Stirn, Lippen, Handrücken und Vorderarm waren mit Indigo zierlich tatuirt, Nägel und flache Hand mit Henna gelb gefärbt. Unbeweglich und ohne Thränen saß die Arme neben der Wiege.

Einige Tage später besuchte Lortet den Scheich, einen prächtigen Greis mit langem, weißem Barte, der ganz in Weiß gekleidet war und auf dem Kopfe eine reiche goldgelb seidene Keffije trug. Er empfing den Fremden in einem weiten Saale, längs dessen Wänden an dreißig junge Leute von 15 bis 16 Jahren saßen, welche er in den Lehren seiner Religion unterrichtete. Sie hatten auf den Knien große Korane liegen, darunter einige Manuskripte von großer Schönheit. Der Greis ließ den Fremden neben sich auf dem Teppich Platz nehmen, entschuldigte sich aber, daß er ihm keinen Kaffee anbot, weil ihm sein Glauben verbiete, mit Fremden zusammen Nahrung zu sich zu nehmen. Lortet benutzte diese Gelegenheit, über die Metualis Nachrichten



Der Tragoman Melhem (Maronit) und Metualis von Hanawe. (Nach Photographien.)

einzuziehen; als aber der Alte merkte, daß der Dragoman manche seiner Aeußerungen entstellt wiedergab, griff er zu Dintenfaß und Feder und schrieb ihm mit schönen, festen Buchstaben einiges über die Geschichte und den Ursprung seines Volkes auf. Von Interesse ist darin die Ansicht, daß der schiitische Ritus der Metualis durch Abi Zarr, einen Freund Ali's, zur Zeit des dritten Chalifen Osman ibn-Affan in Syrien, und zwar in dem bereits erwähnten Sarafend (Sarepta), unter den dortigen Eingeborenen begründet worden sei, während doch Renan z. B. glaubt, daß sie aus einem Gebiete zugewandert seien, welches unter persischem Einflusse stand. Vielleicht gelingt es der Anthropologie, diese Frage über die Herkunft der merkwürdigen Sekte zu entscheiden. Von den Türken werden die Metualis lebhaft verfolgt, und dagegen nutzt ihnen der Schutz der persischen Konsuls, unter welchem sie stehen, nur sehr wenig. In ihren Häusern findet man viel Bilder — was der sunnitischen Sitte direkt widerspricht —, z. B. das Porträt des Schah, Scenen aus dem persischen Romane Jussuf und Zuleika, aus dem Schahnameh u. s. w. Manche unter den Metualis sehen sich auch als Nachkommen deportirter Perser an. Unterricht ist bei ihnen sehr verbreitet; in dem kleinen Hanawe giebt es eine Volksschule für die Knaben und außerdem noch einen höhern Unterricht, den der Scheich ertheilt, wie wir gesehen haben. Der Typus der Einwohner von Hanawe ist auffallend schön und intelligent; mit Erstaunen bemerkte der Reisende eine ziemlich große Zahl blonder Kinder, deren mit Henna-Absud röthlich-gelb gefärbte Haare genau denselben Ton haben, wie die bei den meisten Terracotten von Tanagra und Kleinasien.



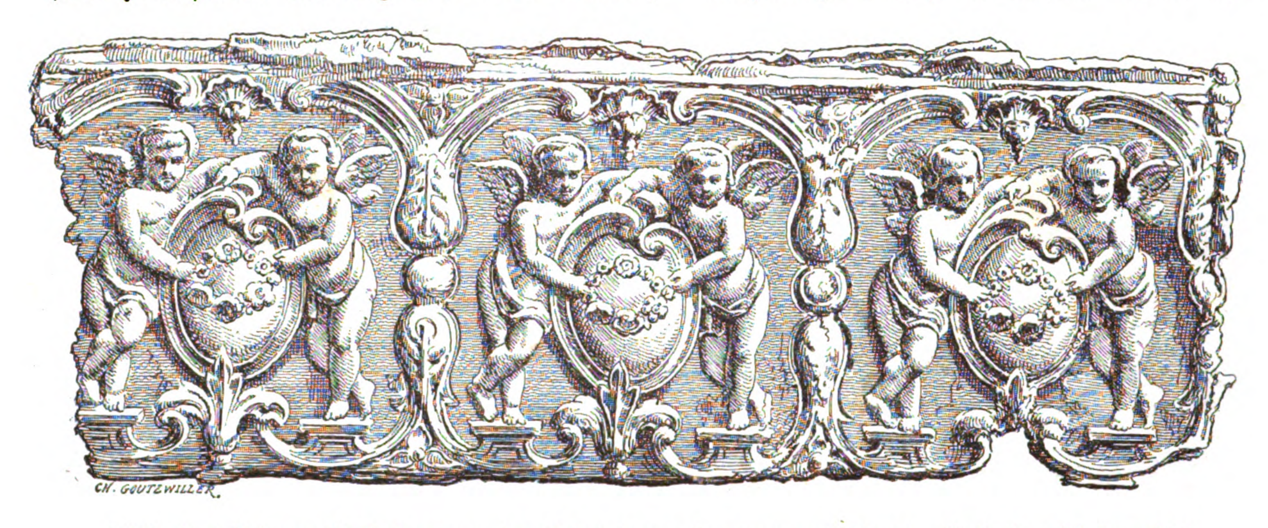
Behauene Felsen in Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Hier wie überall im türkischen Reiche haben die unglücklichen Bauern unter den drückendsten Steuern zu leiden, die zuweilen mit empörender Grausamkeit eingetrieben werden. Wäre die verrückte Habgier der Beamten nicht, welche die besten Kräfte des Landes zu Grunde richtet, so brächten es die fleißigen und intelligenten Metualis gewiß bald zu Wohlstand. So aber lebten die Leute von Hanawe in höchst dürftigen Verhältnissen und waren deshalb sehr erfreut, als Lortet in der Umgebung der Ruinen, in welchen er seine Zelte aufgeschlagen hatte, Ausgrabungen veranstaltete. Etwa dreißig Männer zogen einen breiten, tiefen Graben am Fuße der Mauern, unweit von Felsen, in welchen mehrere Hypogäen angelegt waren. Allein nach mehrtägigem Arbeiten hatte man nur Scherben von Geschirren und Gläsern, Fragmente von bleiernen Sarkophagen und Schädel gefunden. Darauf nahm man die zahlreichen Grabkammern in den Hügeln südlich und südwestlich von Hanawe in Angriff und hatte das Glück, drei Sarkophage von Stein, mehrere bleierne von sehr schöner Arbeit und interessante Grablampen zu finden. Leider waren aber fast alle Gräber schon in alter Zeit geöffnet worden, so daß Lortet unter den zurückgelassenen Resten nur eine Nachlese zu halten vergönnt war.

Eine höchst interessante Entdeckung machte er jedoch unweit Hanawe in den Thalrändern des tiefen und wilden Wadi Akkab, welcher ein merkwürdiges Felsplateau durchzieht. Der dasselbe bildende Kalkstein liegt fast überall nackt zu Tage und ist durch die Atmosphärilien stark zersetzt. Nirgends ist ein Baum zu sehen und nur einige holzige Pflanzen wie Poterium spinosum und mehrere Salvia-Arten werden gelegentlich von kleinen Herden schwarzer Ziegen abgeweidet. Ueberall aber ist der Fels zu Hypogäen und Grabkammern ausgehöhlt und finden sich jene viereckigen oder runden Löcher mit Seitenrinnen, welche Renan als Oelpressen oder -Mühlen bezeichnet. Oelbäume mögen ja einst hier gewachsen und erst unter der gräulichen Türkenherrschaft verschwunden sein — aber wie soll man die ausgedehnte Todtenstadt so weit ab von Tyrus erklären oder jene Ruinen, welche auf die Existenz eines näher gelegenen Ortes deuten? Je mehr man sich Kana und Chorebe (östlich von Hanawe) nähert, um so wilder wird das Wadi Akkab. An vielen Stellen sind die Felsen vertikal behauen, und an den so hergestellten Wänden haben sich höchst merkwürdige Reste phönikischer Kunst erhalten, nämlich Reihen kleiner Bildsäulen und Grabstelen, die in hervortretender Rundung aus dem gewachsenen Kalkstein herausgearbeitet

sind. Dieselben sind 0,8 bis 1 m hoch und haben ausgesprochen archaistischen Charakter; nach unten laufen sie oft in einen viereckigen Pilaster aus oder in ein weites, links geschlossenes, assyrisches Gewand. Die Augen sind en face, die Gesichter meist im Profil dargestellt; an vorspringenden Felsecken sieht man mehrere Köpfe, die einen gewissen Charakter zeigen. Unterhalb dieser sonderbaren Skulpturen ließ Lortet nachgraben, ohne indeß irgend etwas zu finden, was ihre Bestimmung oder die Zeit ihrer Herstellung hätte aufklären können. Dagegen machte er nur wenige Meter davon entfernt eine andere Entdeckung. Am Fuße einer senkrecht abgeschnittenen, etwa 4 m hohen Kalkwand lagen riesige Blöcke, mehr als 3 m den Erdboden überragend, 6 m breit, 5 m lang, welche eine röthliche äußerst harte Masse bildeten, welche den Hämmern fast unüberwindlichen Widerstand darboten. Es war ein Konglomerat oder richtiger eine Breccie, welche Tausende von gespaltenen Feuersteinen und zahlreiche Reste von Knochen und Zähnen umschloß, und ebenso war der Boden rings umher mit zahlreichen bearbeiteten Feuersteinsplittern bedeckt. Die Breccie scheint tief in den Boden hinein zu reichen und tritt einige Meter weiter abwärts wieder an die Oberfläche. Die Feuersteine sind von schwarzer und gelber Farbe und sehr schönem Korn; mitunter sind sie durch Atmosphärilien ganz freigelegt, aber es ist ganz unmöglich, sie aus dem sie einhüllenden Kitte herauszulösen, da sie eher zerbrechen. Mit Mühe konnte Lortet einige Zahnsplitter herausholen, welche möglicherweise den Arten Cervus, Capra oder Ibex, Equus und Bos angehören. Die Knochenreste dagegen waren völlig unbestimmbar. Diese menschliche Niederlassung scheint aus uralten Zeiten herzurühren; die Feuersteine zeigen eine sehr alterthümliche Form, die sich von den am Nahr-el-Kelb gefundenen bedeutend unterscheidet, und nur eine sehr lange Folge von Jahrhunderten hat diesen Küchenabfällen die Härte des kompaktesten Porphyrs verleihen können. Lortet glaubt, daß sich jene Breccie in einer Höhle gebildet hatte, deren Dach und Wände erst von den Phönikiern, den Verfertigern jener rohen Steinfiguren, weggeräumt sind, während die Breccie selbst ihnen zu fest war und verschont wurde. Nur so läßt es sich erklären, daß sie sich in diesen mächtigen Blöcken an den steilen Flanken eines 50 m tiefen Thales findet.

Ausgrabungen am Fuße der Skulpturen ergaben nichts

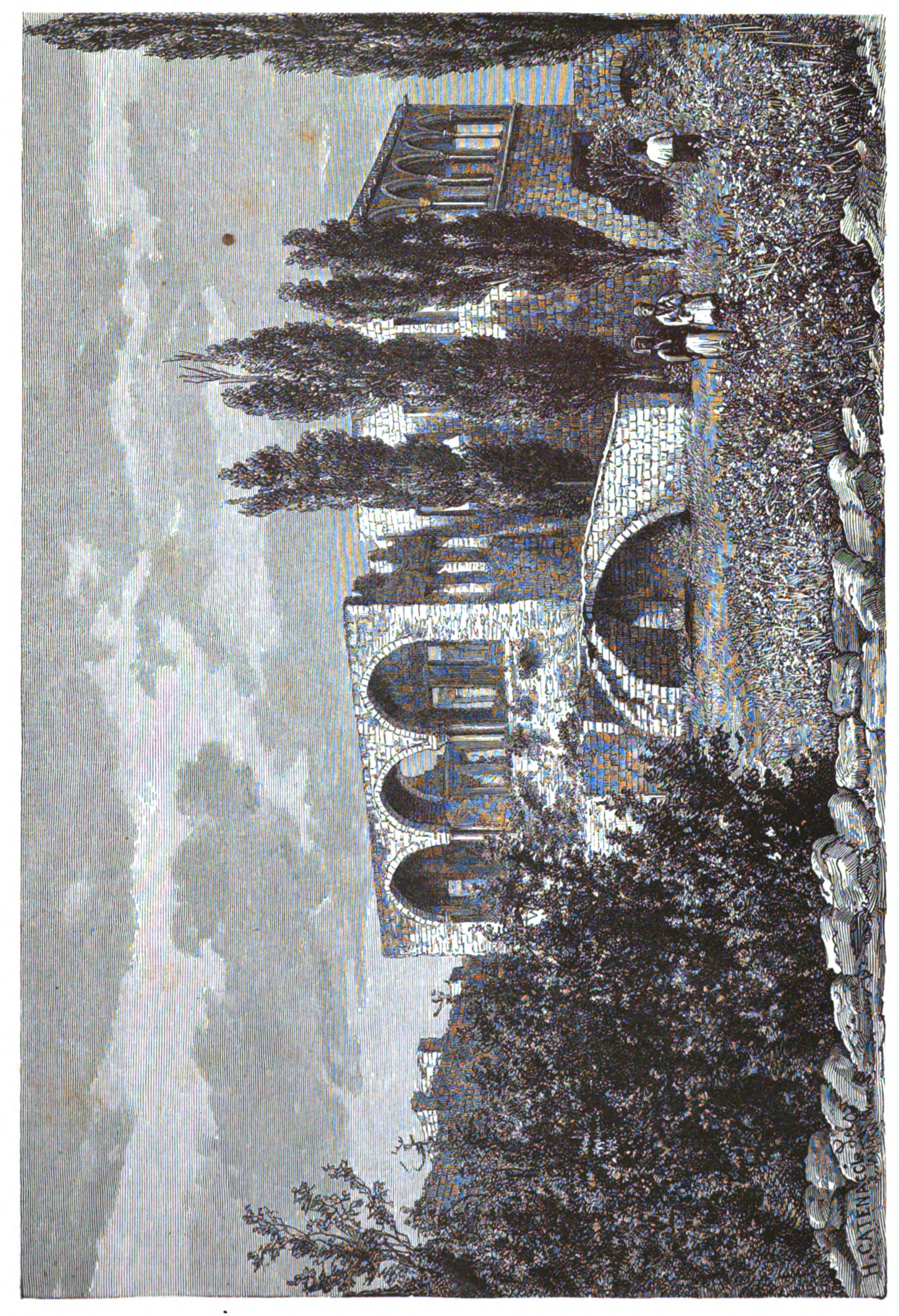


Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

über ihre Entstehung; doch werden sie schwerlich von Menschen des Steinzeitalters herrühren. Immerhin lassen sich hier Spuren von drei verschiedenen Geschlechtern nachweisen: erstlich die, von welchen jene Küchenabfälle herrühren, dann die ältesten Phönikier (Proto-Phönikier nennt sie Lortet. Vergl. dagegen Prof. Sayce im Athenäum 12. März 1881, S. 365), die Verfertiger der Skulpturen, und schließlich die Phönikier der historischen Zeit, welche in allen umliegenden Felsen die Grabkammern und Oelpressen aushöhlten.

Bemerkenswerth sind auch die gefundenen Sarkophage aus Blei; alle haben Ornamente in Relief, die mit vielem Geschmack entworfen sind. Manche zeigen den reinsten griechischen Styl, während die Verzierungen anderer beinahe aus der Zeit der Renaissance und selbst Ludwig's XV. herzurühren scheinen. Diese Funde bieten deshalb in archäologischer und künstlerischer Beziehung ein wahres Problem dar. Die meisten tragen auf den Seiten- und Endflächen sehr zierliche Bänder in Windungen und Rauten, durchflochten von Guirlanden aus Weinblättern und -Trauben; ein anderes Mal sind es lange Flechten aus Lorbeerzweigen mit Blättern und Früchten. In der Mitte der Raute stehen meist Gruppen von Amoretten und in den Ecken schön gezeichnete Löwen, Stierköpfe oder weibliche Sphinxe vom reinsten ägyptischen Typus, welche Amphoren in den Tatzen halten, während die Mitte der ganzen Fläche oft Medusenköpfe mit schmerzlich bewegtem Ausdrucke einnehmen. Diese Funde zeigen, wie bedeutend sich die griechische Kunst in Syrien entwickelte, da selbst einfache Bleiarbeiter in solch undankbarem Material so treffliche Stücke zu entwerfen und auszuführen verstanden.

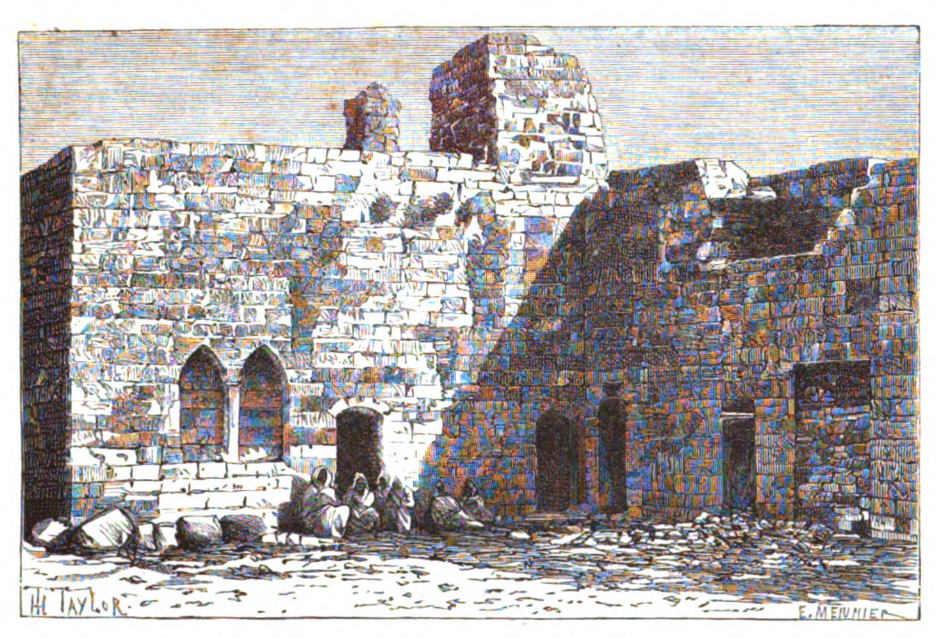
Meist umschließt ein Steinsarkophag diese Bleisärge; mitunter aber stehen sie unmittelbar in dem Felsengrabe; daneben finden sich gewöhnlich prachtvolle Glassachen von zierlichster Form und mit jener irisirenden Färbung, welche man heute vergeblich nachzuahmen versucht: Amphoren mit Reliefverzierungen, charakteristische Thränenfläschchen mit sehr langem Halse, große leichte Teller, Urnen mit geflochtenen Henkeln, mit Glasfädchen und Perlen ausgeschmückt, wie die altvenetianischen Glassachen. In einem ältern Grabe fanden sich irdene Lampen von sehr alterthümlicher Form; der Bauch derselben besteht aus einem plattgedrückten Kopfe mit großem Barte, der weit geöffnete Mund dient zum Eingießen des Oeles und der Docht geht durch ein unter dem Kinn angebrachtes Loch. Daneben lag eine kleine Astarte mit einem umgekehrten Korbe auf dem Kopfe und ein roh gearbeiteter Herkules, der die Schlange



Der Palast des Ali el-Sughir im Schlosse von Tibnin. (Nach einer Photographie.)

erwürgt. In anderen Gräbern finden sich Lampen mit sehr langer Schnauze und solche in Muschelgestalt, wie sie noch heute in Tyrus in Gebrauch sind und in großen Mengen auf den dortigen Bazars verkauft werden. Man stellt sie in den Wohnungen auf einen 60 cm hohen Fuß von gedrechseltem Holze, der ganz deutlich antike Formen zeigt und sehr orginell bemalt ist.

Von Hanawe aus bemerkte Lortet bei klarem Wetter auf einem Gipfel über Ras-el-Abiad im Südwesten ein ansehnliches Schloß aus der Kreuzfahrerzeit, das er zu besuchen beschloß. Von einem Metuali geführt, ritt er über die ziemlich gut angebauten Berge dorthin, wobei er auf zahlreiche Trümmer von antiken Landhäusern, Mühlen, Oelpressen, Cisternen und Gräbern stieß. Dann senkte sich der schlechter werdende Pfad in das Wadi Asije hinab, führte durch ein Dickicht von Kermeseichen und stieg wieder auf das Plateau, das hier etwa 300 m hoch war, hinauf. Dort liegt zwischen Feldern und schönen Oelbäumen Kala'at Medschdel, ein Dorf von 40 bis 50 Häusern, dessen Bewohner neugierig herbeigelaufen kamen, die Fremden zu betrachten. Nochmals war eine tiefe Schlucht mühselig zu passiren, dann befand man sich wieder auf einer Hochebene und erreichte das Ziel, Kela'at esch-Schema. Man betritt das Schloß durch eine geschickt angelegte und leicht zu vertheidigende Wallpforte. In den Mauerthürmen, deren sieben vorhanden sind, wohnen jetzt Bauern, die aber alle auf den Feldern beschäftigt waren, so daß nur Frauen und Kinder neugierig aus den Breschen und Fenstern auf die ungewohnten Besucher herabstarrten. Im Innern sind manche Theile noch sehr gut erhalten; eine zweite Mauer umschließt dort die zum eigentlichen Wohnen bestimmten Gebäulichkeiten des einstigen unbekannten Schloßherrn. Im Schloßhofe, welcher heute Kühen und Ziegen zum Stalle dient, zeichnen sich einige Thüren aus schwarzem und weißem Marmor und zierliche Arkaden mit Spitzbogen aus. Die Außenmauern sind bis zu einer gewissen Höhe abgetragen worden und dabei alle Zinnen und Schießscharten verschwunden. Prächtig ist die Aussicht, die man oben



Hof des Kala'at esch-Schema. (Nach einer Photographie.)

(402 m) genießt: sie umfaßt die ganze Küste von Akka (St. Jean d'Acre) und dem Karmel bis über Sidon hinaus. Steigt man von da zum Meere hinab, so findet man im Eichendickicht vor dem Schlosse noch zwei sorgfältig erbaute Wachtthürme, welche den Weg von der Küste her zu decken hatten, den man vom Schlosse aus wegen der starken Böschung des Ras el-Abiad nicht übersehen kann. Ueber die Geschichte dieser Burg ist nichts bekannt; die sorgfältige Bauweise deutet auf das 12. Jahrhundert, doch wird diese Annahme durch keine lateinische oder arabische Inschrift bestätigt [1]. Manche Theile scheinen indessen viel jüngern Ursprungs, so daß Renan den ganzen Bau erst in das 16. Jahrhundert setzt.

Am 8. Mai brach Lortet frühzeitig auf und erreichte zunächst auf schlechtem, steinigem Wege den großen, von Christen und Metualis bewohnten Flecken Kana, wo sich Reste von antiken und Sarazenen-Bauten finden. Der Ort liegt sehr malerisch in einer Höhe von 254 m auf einem mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügel. Dann senkt sich der Pfad in ein tiefes, gewundenes, wasserloses Thal, dessen Flanken mit Kermes- und Galläpfel-Eichen (Quercus coccifera) bedeckt sind, aus denen vielfach der Ruf der Schukkar-Rebhühner sich hören läßt. Stellenweise wird die Schlucht so enge, daß ihr Boden ganz von dem Wege eingenommen wird, so daß es großer Vorsicht bedarf, den zahlreichen Kameelen auszuweichen, welche Holzkohlen von den Bergen herabschleppen, die beim Ras el-Abiad in große Barken geladen werden. Um diese Jahreszeit haben die Kameele in Syrien alle ein höchst sonderbares Aussehen; die Araber scheeren sie, um die lange feste Wolle zu Teppichen, Zelttüchern und Filz zu verarbeiten, und damit die nackten Thiere gegen den Stich der Mücken und Fliegen geschützt sind, beschmieren sie sie über und über mit einer Mischung aus Theer und Olivenöl, daß sie ganz schwarz aussehen und weithin einen abscheulichen Gestank verbreiten.

Um 10 Uhr erreichte Lortet eine Paßhöhe (583 m), von wo ein weiter und sehr schöner Blick den Hermon und den vulkanischen Hauran umfaßte, und ganz in der Nähe

[1] Nach Socin-Bädeker S. 323 sind die dort befindlichen arabischen Inschriften noch nicht bekannt.

inmitten eines weiten Kreises kahler Gipfel sich die imposante Festung von Tibnin (640 m), das „Toron“ der Kreuzfahrer, zeigte. Vor derselben liegt auf einem Hügel ein viereckiges kleines Fort mit vier runden Eckthürmen, und zwischen diesem und dem Hauptwerke zieht sich ein Thal hin, welches den Ort Tibnin und einen großen Pfuhl, der als Viehtränke dient, enthält. Das ziemlich elende Dorf wird von Christen bewohnt, die sich bitter über die Unterdrückungen der Mohammedaner beklagen. Auf großen Steinplatten, welche eine gewaltige, für Reiter passirbare Treppe bilden, gelangt man an ein schönes Thor, über welchem zwei Löwen, anscheinend von arabischer Arbeit, thronen. Thorflügel und Fallgatter sind längst verschwunden; aber drinnen finden sich, wie in allen gleichzeitigen Burgen, dunkle Reduits, Wendeltreppen, Kasematten u. s. w. Der westliche Theil des Donjon war mit arabischen Bauten gekrönt und mit einem Garten voll großer Cypressen umgeben worden; es war die Wohnung des Ali el-Sughir, des Hauptes einer reichen adligen Metualifamilie, gewesen. Noch jetzt finden sich einige schöne Zimmer darin, das schönste mit einem großen, hoch oben an der Mauer angebrachten, überhängenden Balkon, der eine entzückende Aussicht gewährt. Der wilde Dschezzar Pascha hat aus Furcht vor dem Einflusse der mächtigen Familie der Sughir ihr Herrenschloß verwüstet. Gebaut wurde es ursprünglich von Hugo von St. Omer, dem Herrn von Tiberias, der von dort aus Einfälle in das Gebiet von Tyrus unternahm. Nach der Schlacht von Hattin eroberten es die Sarazenen, worauf sich die Sache umkehrte: nun beunruhigten sie von dort aus die Christen in Tyrus. In den Jahren 1197 bis 1198 belagerten es die Franken, vermochten es aber, unter einander uneinig, nicht einzunehmen und mußten schimpflich abziehen. Später wurde Tibnin vom Sultan el-Muazzam geschleift, und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Dschezzar Pascha, wie erwähnt, gänzlich zerstört.



Mädchen aus dem Wadi Dschisch. (Nach einer Photographie.)

Weiter ging die Reise über Bint Dschebêl, dessen Bewohner viel Wein bauen, nach Jarun, einem kleinen Dorfe von 400 mohammedanischen und ebenso viel christlichen Einwohnern, welches auf einem vulkanischen Hügel von 689 m Höhe liegt, der hier den Kalk durchbrochen hat. Der Ort wird als Jereon schon im Buche Josua erwähnt. An der Thür der dortigen alten Moschee befindet sich eine schöne griechische Inschrift, die mit einem zwei Fruchttrauben tragenden Palmzweige geschmückt, aber leider zerbrochen und nur zur Hälfte lesbar ist. Beim Dorfe liegt ein Teich und um denselben herum Säulentrümmer und Kapitelle, und nahe dabei auf einem Hügel finden sich die Trümmer eines Klosters, das urspünglich eine Synagoge gewesen ist. Viel Reste von Mosaiken sind dort zerstreut, und am Fuße des Hügels liegen Werkstücke und Sarkophage umher.

Weiterhin senkt sich der Pfad in das Wadi Dschisch hinab, welches ein frischer Bach durchströmt; mehrere Meter breit murmelt er zwischen blühenden Kressen und Münze dahin, ein ungewohnter, herzerfreuender Anblick in dem sonst so trocknen Lande. An Bäumen fehlt es in dem Thale sonst fast ganz; nur einige babylonische Weiden stehen am Ufer des Baches. Die Hänge des Thales aber sind mit Getreidefeldern und, wo deren Anlage nicht möglich ist, mit Weiden für Kameele, Ziegen und kleinen Rindern (Bos brachyceros des Schweizer Paläontologen Rütimeyer) bedeckt. Während Lortet hier angenehme Rast hielt, kam aus dem nahen Dorfe etwa ein Dutzend junger Mädchen, ihn und seine Frau zu besuchen. Manche darunter waren hübsch; ihre Augen waren schön, Gesicht und Hände aber blau tatuirt. Sie waren lustig und zum Lachen aufgelegt und sangen eine schleppende Melodie, deren Worte zu Ehren des Dragoman Melhem sie improvisirten. Dann faßten sie sich an den Händen und fingen an, langsam um denselben herum zu tanzen. Aber plötzlich ließ sich von der Spitze eines Hügels eine scheltende Stimme vernehmen, worauf sie insgesammt schäkernd nach dem Dorfe Kefr Birim davonliefen, das den Reisenden durch einen Bergrücken bisher verborgen geblieben war. Die Mädchen waren Christinnen und ließen sich willig photographiren.

Um 3 Uhr brach Lortet wieder auf, überkletterte mehrere Höhenzüge, passirte das Dorf el-Dschisch und erreichte eine ganz vulkanische Hochebene, in deren Mitte eine tiefe Depression sich befindet, der Krater eines ehemaligen Vulkans, der heute von einem kleinen See milchigen Wassers, dem Birket el-Dschisch, eingenommen wird. Ringsum ist der Boden mit großen Lava- und Basaltblöcken bedeckt, deren Ecken vollständig abgerundet sind, wie wenn sie gerollt worden wären. Von den Höhen dahinter erblickt man zum ersten Male durch einen tiefen Thaleinschnitt den blauen Spiegel des Sees Genezareth. Dann führt ein letzter sehr rauher Anstieg hinauf auf den Bergkegel von Safed, über welches wir später sprechen werden. Da die Anwesenheit Lortet's bei Tyrus erforderlich war, um die Fortschritte der dort veranstalteten Ausgrabungen zu prüfen, kehrten sie auf demselben Wege, den sie gekommen, nach ihrem Lager bei Hanawe zurück.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

I.

Herr Shukow war der Expedition als Dolmetscher beigegeben, hatte daneben das Tagebuch derselben zu führen und Erkundigungen über die Völkerschaften der besuchten Gebiete, und über die unter diesen heimischen Sagen einzuziehen. Die Mittheilungen beginnen mit dem Orte Ljakman, einer jetzt in Trümmer liegenden alten Befestigung am Ufer des Wachsch, dem von Norden her aus der Transalai-Kette kommenden Quellflusse des Amudarja. Bei Ljakman (Lak-man) begann die Expedition ihre Bootfahrt auf dem Flusse abwärts. Eines der beiden dazu benutzten Boote wurde auf Befehl des Beg von Kobadian aus dem Material der dortigen Fährstelle gestellt.

Der Wachsch ist ursprünglich ein unbedeutendes Gebirgswasser unter dem Namen Kyzyl-su. Innerhalb der Grenzen des Gebietes von Karategin nimmt er den Tadshik-Namen Surch-ab an, welcher ebenso wie Kyzyl-su „das rothe Wasser" bedeutet. In den Grenzen des Chanet Buchara trägt der Fluß den Namen Wachsch und ist hier schon ein tiefer reißender Strom ohne Furten. Da wo der Fluß in die Ebene von Kurgan-tübe tritt, bespült er die Hänge der Berge, welche diese Ebene im Westen umsäumen. Die Ueberfahrt über den Wachsch erfolgt in Kähnen und auf ledernen Schläuchen an verschiedenen Stellen. Die beste Ueberfahrt ist bei Ljakman und 16 Werst oberhalb Kurgan-tübe. Weiter oberhalb im Gebirge giebt es keine Ueberfahrt, denn der Wachsch fließt hier in einer engen Gebirgsspalte und in einem mit Steingeröll angefüllten Bette. Die Hauptüberfahrtstelle ist bei der alten Festung Ljakman; sie verbindet Kobadian mit Kurgan-tübe. An dieser Stelle hat, wie man sagt, früher eine von den Chinesen erbaute Brücke gestanden, und die noch vorhandenen künstlichen Steinaufwürfe auf beiden Ufern des Flusses machen diese Angabe ziemlich wahrscheinlich. Einer andern Sage nach ist der Bau der Brücke nur begonnen, aber nicht vollendet worden.

Der musulmanischen Legende nach ist die alte Festung Ljakman von einem Sohne des Kaisers von China erbaut worden. Dieser chinesische Kaisersohn litt an einer schwer heilbaren Krankheit. Die Aerzte riethen dem Kaiser, seinen Sohn an einen großen Fluß zu schicken und dort so lange leben zu lassen, bis die Gesundheit des Kranken wieder hergestellt sei. Diesem Rathe folgend versammelte der Kaiser eine Million (Lak) Krieger, und sandte mit diesen seinen Sohn ab. Als der Kaisersohn ins Feld auszog, erschien vor ihm ein alter Mann und sagte: „Ich kenne einen großen Fluß, der Dir gefallen wird, erlaube mir Dein Führer zu sein." Nach langen Märschen führte der Alte das chinesische Heer an die Ufer des Wachsch. Der breite, schnell fließende Strom gefiel dem Kaisersohn dermaßen, daß er unter Thränen seinem Führer um den Hals fiel und sagte: „Du hast mir das Leben wiedergegeben, ich fühle mich jetzt schon völlig gesund." An der Stelle aber, wo das Heer anhielt, ließ der Prinz eine Festung erbauen und nannte sie Lak-man, d. h. „wir sind eine Million."

Diese Legende ist freilich wohl nur ein Produkt der Phantasie des Volkes und erscheint mehr als ein Versuch, den nicht verstandenen Namen des Ortes zu erklären, denn solcher Ljakman (Legman oder Lachman) giebt es in Centralasien viele, namentlich am Amudarja. Das Vorhandensein der Legende aber, welche die Benennung des alten Ortes zu erklären sucht, beweist nur, daß diese Benennung nicht von den jetzigen Bewohnern des Gebietes gegeben ist, sondern von einem fremden, schon untergegangenen Volke. Die Mauern aus gebranntem Ziegelstein, welche die Festung umgeben, haben sich, wenn auch in Trümmern, bis jetzt erhalten. Die Expedition hat diese Trümmer ziemlich eingehend untersucht. Zwischen den Feldsteinen und Ziegelstücken fand man auch viel glasirte Scherben, Bruchstücke von Thon- und Glasgefäßen, ja man fand auch ein Stück von einem Spiegel in beinernem Rahmen, der aber auch schon so morsch geworden war, daß er bei der Berührung in Stücke zerfiel. An der Ueberfahrtstelle zeigte man uns zwei künstlich aufgeschüttete Hügel, auf denen die Brücke geruht hatte, und außerdem eine Wasserleitung, die einstmals die Felder von Ljakman bewässerte. Jetzt ist die nächste Ansiedelung vier Werst von der Fährstelle entfernt; dieselbe führt aber auch noch den Namen Ljakman.

Die ganze Gegend rings um die alte Festung trägt noch die deutlichen Spuren der früher hier herrschenden Kultur. Alle die Hügel und Erdhaufen, welche die Umgegend bedecken, bergen unzweifelhaft Spuren des Alterthums in sich, und bei Nachgrabungen dürfte sich eine reiche archäologische Ausbeute ergeben. Nahe bei der Festung sieht man die Trümmer eines Thurmes, von dem aus sich der Sage nach der chinesische Kaisersohn an der Aussicht ergötzte. Wahrscheinlicher aber ist, daß man es hier einfach mit einem Außenwerk der Festung oder einem Wachtthurm zu thun hat. Der Thurm hat am Boden einen Umfang von nicht weniger als 15 Sashen (32 Meter), was darauf schließen läßt, daß er beträchtlich hoch war.

Nach Besichtigung der Festung setzte die Expedition auf das rechte Ufer des Wachsch über, und machte sich zunächst am Flusse entlang zu Pferde auf den Weg, während die Boote langsam flußabwärts fuhren. Das Besteigen der Boote unterblieb noch auf den Rath des die Expedition begleitenden bucharischen Beamten. Binnen zwei Stunden war die Expedition schon 12 Werst von den Ruinen von Ljakman entfernt. Der ganze Weg bis zu dem Winterlager Agaili führt am Fuße der Berge entlang, durch dichten Wald von Pappeln, Pistazien und Pattabäumen. Nachdem man die gefährlichen Stellen im Wachsch bei Agaili passirt hatte, bestieg man die Kähne und fuhr auf dem Flusse abwärts, aber es war schwer die plumpen einheimischen Fahrzeuge auf dem schnell fließenden launenhaften Flusse zu regieren. Diese Kähne haben weder Ruder noch Steuer, man sollte sie mit Stangen statt der Ruder regieren. Sie wandten sich unaufhörlich mit ihrem Hintertheil nach vorn und man trieb ans Ufer. Man mußte jede Minute gegen Gefahr in Bereitschaft sein; die Bootsleute mit ihren Stangen in den Händen verfolgten den Gang des Bootes und standen bereit von dem Ufer

abzustoßen, gegen welches die Strömung die Kähne hinführte. Alles dieses ermüdete und regte in hohem Grade auf. Wenige Stunden Fahrt genügten, um durch den Augenschein zu beweisen, wie wenig der Wachsch schiffbar ist, schon auf seinem untern Laufe; über den obern gebirgigen Theil desselben ist gar nichts zu sagen. Nach einigen Stunden ermüdender Fahrt erreichte die Expedition das Winterlager Dschili-kul (Warmer See); dort wurde noch ein etwas kleinerer Kahn hinzugenommen und dann die Reise auf dem Wachsch abwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Pandsh fortgesetzt. Die ganze Strecke ist auf dem Ufer gemessen etwa 115 Werst lang, auf dem Wasser mindestens das Doppelte.

Am dritten Tage unserer Fahrt zeigte man uns zuerst die Berge Saman-tau, dann den Kyz-imtschak-tau, der den Lauf des Wachsch auf dem rechten Ufer begleitet, wie der Saman-tau auf dem linken. Später sahen wir den Tyschik-tasch-tau und endlich auf dem Ufer des Pandsh die Berge Buri-tau. Während der ganzen Fahrt auf dem Wachsch traf man viele Goldsucher auf den kleinen Sandbänken und Inselchen. Hier arbeiten gewöhnlich drei Mann zusammen, die sich gemeinschaftlich eine Hütte bauen. Der Bau der letztern ist sehr einfach; es werden Stangen in die Erde gesteckt und ihre oberen Enden zusammengebunden, oder man gräbt vier Pfähle in die Erde, verbindet sie durch Querhölzer und bedeckt sie mit Stroh oder mit Gras, wenn, was häufig vorkommt, Stroh schwer zu haben ist. Ist der Ertrag an Gold schlecht, so versuchen die Goldsucher ihr Glück an einer andern Stelle; als Fortbewegungsmittel auf dem Flusse dienen ihnen Hupseren (lederne Säcke). In dieselben thun die Leute all' ihre Habseligkeiten, blasen dann den Hupser auf und binden ihn fest zu. Sie setzen sich auf diesen Sack und lassen sich flußabwärts treiben. Selbstverständlich ist zu dieser Art Reise eine besondere Kunstfertigkeit erforderlich, sonst kann es leicht vorkommen, daß man sich unter dem Sacke befindet, und, wenn nicht gleich ertrinkt, doch alle seine Habe verliert. Die Goldsucher, welche auf dem Wachsch arbeiten, bezahlen dem Emir von Buchara jährlich 20 Tenega für jede Partie (drei Mann), in russischem Gelde etwa 4 Rubel 80 Kopeken. Solcher Goldsucher sind am Flusse Wachsch sehr viele, und sie versichern, daß wenn das Wasser fällt, sie leicht eine Tillja, d. i. einen Dukaten, täglich gewinnen können. Das ausgewaschene Gold wird meist an Inder verkauft, die aus Badachschan und anderen Orten jenseits des Amudarja dahin kommen; fast nie verkaufen die Goldsucher ihr Gold an Bucharen, weil die Inder theurer und immer baar bezahlen.

Das Verfahren bei dem Auswaschen des Goldes ist sehr einfach: dicht am Ufer des Flusses wird eine Anschüttung aus kleinen Kieseln gemacht, die ihre Abdachung dem Flusse zuwendet. Auf dieser Anschüttung breitet man ein Kalbfell aus, das nicht mehr ganz, sondern in mehrere Stücke zerschnitten ist, und dessen Haare abgeschoren sind. Damit das Fell fester auf der Anschüttung liegt, wälzt man zwei schwere Steine von $1^1/_2$ Pud Gewicht darauf. Ueber diese Steine wird ein Geflecht von Weidenruthen ausgebreitet und oben auf der Anschüttung einige Wasserbehälter angebracht, in denen an der Seite Oeffnungen gemacht sind, so daß das Wasser aus ihnen in einem dünnen gleichmäßigen nicht zu starken Strahle herauskommt. Die Erde und den Sand von den Sandbänken tragen die Leute in einer kleinen hölzernen Rinne nach Art der Wasserleitungsrinnen; jedes einzelne Mal nehmen sie etwa 30 Pfund Sand und Erde, nicht mehr, und breiten sie auf dem Weidengeflecht aus, auf welches aus den Wasserbehältern das Wasser rieselt. Das Auswaschen dauert etwas über eine Stunde; dann nehmen sie das Geflecht fort und gießen das Wasser nun direkt über das Fell. Bei diesem Vorgange werden die erdigen Theile vom Wasser fortgeschwemmt und die Goldkörnchen bleiben in Folge ihres größern Gewichtes in der haarigen Haut zurück. Das weitere Auswaschen geschieht in besonderen Gruben, wohin man die Felle nun bringt. Dort wird ein jedes einige Male sorgfältig durchgeschwemmt über einer großen fast ganz flachen hölzernen Schüssel, dabei wird diese Schüssel beständig gedreht, damit durch die Kreisbewegung das Wasser allmälig herausfließt und die Goldtheilchen sich an einer Stelle in der Mitte des Bodens sammeln. Ist das Wasser einige Male erneuert, so werden schon die Goldflitterchen sichtbar. Nach den Angaben der Goldwäscher erhalten sie manchmal, freilich sehr selten, einen halben Zolotnik ($^1/_{96}$ russ. Pfd.) auf einmal. Der Chef der Expedition kaufte von einem der Leute etwas Gold, welches eben ausgewaschen war, und bezahlte dasselbe für den Zolotnik mit 4 Rubel in bucharischem Gelde.

Der Tag neigte seinem Ende zu und die Expedition hatte noch 4 Werst bis zu ihrem Nachtlager zurückzulegen. Man näherte sich der Mündung des Wachsch. Eine halbe Werst von dem Vereinigungspunkte desselben mit dem Pandsh entfernt bekam man diesen letztern zu Gesicht. Beide vereinigt tragen von hier an den Namen Amudarja. Am Punkte des Zusammenflusses selbst liegen die Ruinen von Tachta-Kuwat. Die Eingeborenen, welche wir dort trafen, erzählten uns, daß man früher in den Ruinen verschiedene antike Sachen gefunden habe, unter anderm auf dem Boden eines Schutthaufens einen aus Gold gebildeten Tiger und andere Goldsachen. Alle diese Dinge waren um theuren Preis an Inder nach Badachschan verkauft worden. Mit den Ausgrabungen in Tachta-Kuwat beschäftigen sich vorzugsweise die am Wachsch lebenden Turkmenen.

Während die Expedition die Kähne erwartete, welche sie auf dem Amudarja weiter abwärts tragen sollten, ließ der Chef durch angenommene Arbeiter an einigen Stellen aufs Gerathewohl einige Ausgrabungen vornehmen, aber der archäologische Erfolg war nur schlecht. Nach einem ganzen Tage Arbeit hatte man nur eine Kupfermünze griechischen Gepräges und außerdem ein irdenes Gefäß gefunden, in dem sich etwas wie Asche befand. Am Abend dieses Tages kamen die Kähne an, und am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt.

Die musulmanischen Sagen über Tachta-Kuwat sind sehr fabelhaft. Nach den Aussagen der Eingeborenen herrschte dort seiner Zeit ein gewisser Kaiki-Kuwat. Sein Reich war ziemlich unbedeutend, ihm gehörten nur zwei Städte, Tachta-Kuwat und Tyschik-Tasch, so daß der arme Herrscher keine großen Schätze sammeln konnte. Um diese Zeit erschien am Amu der berühmte Held Rustam-Zjul. Rustam war ein Ungläubiger und kam aus Turkestan. Kaiki-Kuwat ging ihm entgegen, was dem Helden sehr schmeichelte. Als beide in den Palast gekommen waren, fragte Rustam den Herrscher, ob er nicht ein anderes und reicheres Land zu besitzen wünsche. Kaiki-Kuwat bejahte natürlich; da nahm Rustam ihn auf seine Schultern, brachte ihn auf das andere Ufer des Amudarja und ging direkt nach Herat. Dort herrschte damals der berühmte Afrosiab. Als er die Ankunft des Riesen Rustam erfahren, behandelte Afrosiab ihn verächtlich und wollte ihm auch nicht als seinem Gast entgegengehen. Der erboste Riese ging direkt in den Palast des Afrosiab, nahm ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Krone und setzte sie Kaiki-Kuwat auf. Die Sage berichtet ferner, daß der erschreckte Afrosiab mit Zustimmung

des Rustam-Zjul einige tausend Soldaten mit sich nahm und Herat verließ, um sein Glück in dem Gebiet am Amu zu versuchen. Er zog über Chiwa nach Buchara und sandte von dort seinen Liebling, Namens Samari, um eine Stadt am Zerawschan, seinem Lieblingsflusse, zu erbauen. Nach dem Namen des Erbauers wurde auch die Stadt Samari genannt. Später, als die Araber sie beherrschten, änderten sie den Namen in Samar-kend, zur Zeit des Tamerlan bekam sie ihren heutigen Namen Samarkand.

So lautet die Legende, die offenbar erst in späterer Zeit von einem müssigen Gelehrten erfunden worden ist, aber sie zeigt recht deutlich den Gedankengang der musulmanischen Phantasie. Aehnlichen Werth haben auch die Sagen von anderen Orten des Amu, z. B. von Termez. In Tachta-Kuwat befindet sich eine Ueberfahrtsstelle desselben Namens, die aber ziemlich unbedeutend ist. Es sind dort nur zwei kleine Kähne, auf denen man 10 bis 15 Schafe oder ebenso viel Batman Getreide übersetzen kann; mehr tragen die Kähne nicht, Pferde überzusetzen ist unmöglich.

Das Ufer des Amu von Tachta-Kuwat abwärts erschreckt durch seine Leblosigkeit und durch seinen traurigen, öden Anblick. Nirgend ein Zeichen von Ansiedelung; an den Ufern wechseln sumpfige Wiesen, die mit Schilf und niedrigem Wermuthgebüsch bedeckt sind, mit Sandhügeln, die bis nahe an den Fluß heranreichen. Nur hier und da sieht man ein grünes Buschwerk von Patta. Erst 24 Werst von Tachta-Kuwat trifft man auf dem rechten Ufer die Ruinen der alten Festung Mullah-Chuschtor und auf dem linken Ufer Guysch-tübe; hier befindet sich ein afghanischer Wachtposten von 10 bis 15 Mann. Diese beiden Hügel Guysch-tübe und Mullah-Chuschtor bildeten dereinst offenbar eine Gebirgskette, die durch den Lauf des Amudarja ausgespült worden ist; die Trümmer derselben sind noch in einer ganzen Reihe unter dem Wasser liegender Felsen vorhanden, die hier gefährliche Stromschnellen bilden. Der Fluß stürzt sich mit Brausen und Getöse über die ihn aufhaltende Steinschwelle, so daß die Schifffahrt für die landesüblichen Kähne sehr gefährlich ist. Unsere Boote gelangten glücklich hinüber, Dank dem Umstande, daß der Chef der Expedition schon in Kobadian ordentliche Ruder und Steuer hatte anbringen lassen. Auch waren die Boote zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Zelten überspannt, so daß die Flußfahrt verhältnißmäßig bequem war.

In dem Orte Aiwadsh, am Einflusse des Kafirnihan in den Amudarja, eine halbe Werst vom Amu entfernt, fand eine Begegnung mit dem Beg von Kobadian statt. Der Ort ist von Arabern bewohnt, welche seine seßhafte Bevölkerung bilden; außerdem halten sich im Orte selbst und in der Umgegend nomadisirende Turkmenen und Uzbeken vom Stamme Kungrad auf; Aiwadsh zählt nur 60 Häuser, deren Bewohner Ackerbau treiben. Beim Orte selbst ist eine Ueberfahrt und hier führt die Hauptstraße von Kobadian nach Chazret-Imam und Mazari-Scherif. An dieser Ueberfahrtsstelle ist ein großer und ein kleiner Kahn, und ebenso viele auf dem afghanischen Ufer. Weiter abwärts bis zu dem Winterlager Chat-rawat sind die Ufer des Amudarja wieder wüst und einsam. Der Fluß fließt zwischen abschüssigen meist sandigen Uferrändern, die fast jedes Pflanzenwuchses entbehren, bis auf die gewöhnlichen Wermuthsträucher und hier und da etwas Schilf. Halbwegs auf der Insel Schach-Zaryp trafen wir wieder Goldsucher; es arbeiteten dort etwa 60 Mann. Die Goldsucher zahlen dem Emir von Buchara auf das Jahr 10 Tenegen (2 Rubel) Steuer auf jede Partie von gewöhnlich drei Mann. Die Steuer für das Goldsuchen am Amudarja ist geringer als am Wachsch, weil das Wasser im Amu später fällt, hier also weniger erarbeitet werden kann. Beim Fallen des Wassers sammeln sich auf Schach-Zaryp, nach Aussage der Leute, an 300 bis 400 Goldsucher. Der Angabe der Eingeborenen zufolge können je drei Mann auf den Tag 4 Rubel und darüber gewinnen; vermuthlich ist die Ausbeute noch weit beträchtlicher, wenn die an Lüge und Verheimlichung gewöhnten Asiaten schon eine Tilla (4 Rubel) zugeben, denn die Wahrheit von den Asiaten zu erfahren, ist fast unmöglich. Nahe bei Chat-rawat theilt sich der Amudarja in zwei Arme, zwischen denen eine kleine Insel liegt, die bei Hochwasser ganz unter Wasser steht.

Zwölf Werst von Chat-rawat, wo der breiter gewordene Fluß in einer fast unübersehbaren Wasserfläche sich ausdehnt, liegt auf dem abschüssigen sandigen Ufer ein einzelner sehr bemerkenswerther Felsen. Der stille, ruhige Lauf des Flusses, dessen Breite hier etwa zwei Werst beträgt, der Steppencharakter der Ufer, auf denen als einsamer Wächter der hohe Felsen sich erhebt, alles dieses giebt der Gegend einen melancholischen, friedlichen Reiz. Die Eingeborenen nennen diesen Felsen Chodsha-Gul-Suar. Auf der Höhe desselben liegen einige Grabstätten, darunter das Grabmal des heiligen Chodsha-Gul-Suar, der hier beerdigt ist. Hier wird der Amudarja ganz seicht, die Ufer sind flacher, mit Schilf und verschiedenen Bäumen bewachsen. So bleiben sie bis zu den beiden alten Forts Air-Tasch, deren eins auf dem bucharischen, das andere auf dem afghanischen Ufer liegt. Nach Angabe der Einwohner war dort in alten Zeiten die Hauptüberfahrtsstelle aus dem Chanat Buchara nach dem afghanischen Ufer. Die Expedition gelangte nun zu dem Dorfe Patta-kisar unweit der Ruinen der alten berühmten Stadt Termez oder Gul-gul.

Geographisches aus der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. O. Heyfelder.

Der Kopet-Dag erstreckt sich von Nord-West nach Süd-Ost von Bami bis gegen Askabad (südöstlich von Gök-tepe), ein schwach mit Gras bestandenes Steingebirge (Kalkstein), auf dessen Höhen der kaukasische Wachholderbaum (Juniperus Caucasicus) keine Wälder, aber schwach bestandene Haine bildet. Um den Ursprung der Quellen und Bäche, wie auf dem Erdreich, welches von den Felsen gewaschen einen sanft abfallenden Uebergang zur Ebene bildet, gedeiht üppigeres Gras und eine Gebirgsflora, die besonders reich an Tulipaceen und Liliaceen ist. Zahlreiche Karawanenwege führen durch das Gebirge entweder durch natürliche Gebirgseinschnitte oder über mäßige Bergpässe, manchmal durch Thäler den Flüßchen entlang, doch alle nur für Saumthiere passirbar, und zwar sind es Mäuler, Esel und Pferde, welche die Lasten über die Berge tragen. Nur bei Tschuli (südsüdöstlich von Gök-tepe) und Askabad gehen

auch Kameelskarawanen nach Persien und von da nach der Oase.

Den Flüssen und den aus ihnen geführten Wasserleitungen und Berieselungen entlang ziehen sich die bebauten Felder, die Festungen und die Wohnungen. Jenseits dieser fruchtbaren Zone beginnen erst einzelne Sandstrecken und Sandhügel, endlich die Sandwüste. In ihr hören auch die kleinen Wasseradern gänzlich auf. Doch muß ich gestehen, daß ich kein einziges solches Ende selbst gesehen habe, sondern glaube, daß auch die letzte Wasserrinne noch auf die Felder gelassen wird und so ihr Dasein endet. Die Flüsse haben eigentlich keinen stabilen Verlauf, indem die Tekes sie bald an ihrem Ende, bald in der Mitte, bald, wo sie aus dem Gebirge austreten, nach Bedürfniß rechts und links ableiten.

Hätten die Tekes einen europäischen Berather gehabt, so hätten sie überhaupt im Krieg an etwas anderes, denn an ihre persönliche Tapferkeit und ihre Festungswälle gedacht; sie hätten das russische Lager, die russischen Trancheen unter Wasser setzen, sie hätten die Ebene um ihre Festung Dengli-Tepe herum in einen See verwandeln können, durch den weder Reiterei noch Fußvolk, am wenigsten Artillerie, hindurch gekonnt. Denn der lehmreiche Boden wird unter dem Wasser sogleich in eine glatte Schmiere verwandelt, auf welcher die Pferde ausgleiten. Wir erfuhren das zu unserm Schaden mehr als einmal bei Spazierritten im Februar nach hergestelltem Frieden. Wir trafen plötzlich auf ihre terrassenförmig übereinander liegenden, stark bewässerten Felder oder auf ganz unter Wasser gesetzte Wegstrecken. Nicht selten glitten unsere Pferde aus und Roß und Reiter sah man rein nicht wieder aufstehen.

Die Dünen sind ab und zu recht bedeutend, eigentliche Berge und mögen als die Fortsetzung oder Parallele jener Sandberge anzusprechen sein, welche bei der Michael-Bucht beginnend bis Molla-Kari und Aidin sich hinziehen, anfangs das ganze Meerufer bilden, dann aber mehr und mehr zurücktreten und kleiner werden, indem sie rückwärts in die Wüste übergehen.

Auf der Nordostseite des Gebirges habe ich keinen eigentlichen Wald gesehen, mit Ausnahme auf dem Bendesener Paß nach Bami zu. Dagegen giebt es Seitenthäler namentlich weiter nach Süden, wo im Bereich der Flüsse mannigfaltige Laubhölzer in kleinen dichten Wäldern beisammen stehen, namentlich Ulmen, Platanen, Nußbäume, untermischt mit Gesträuchen, namentlich Dornsträuchern verschiedener Art.

Die Bauten der Teke-Turkmenen sind entweder Festungen, Moscheen oder Erdhöhlen; etwas anderes habe ich nicht beobachtet. Die Festungen bilden meist ein Mauerviereck, häufig flankirt von vier Eckthürmen und umgeben von detachirten Forts. Die ältere Konstruktion war ein Unterbau von Steinen, welche unregelmäßig in Lehmmassen eingefügt sind und worauf getrocknete, doch nicht gebrannte, viereckige Lehmsteine weiter geschichtet sind. Die neueren Mauern sind Erdwälle, von außen mit genetztem Lehme glattgestrichen und gehärtet, reich an Schießscharten, Ausfallthoren, kleinen Fuchslöchern, meist von Gräben oder Flußarmen umgeben. Ihre Ansiedelungen bestehen aus einer oder mehreren solcher Festungen, einer Moschee, einer Anzahl mit Mauern umzäunter Gärten und einem System von Gräben, die sowohl zur Bewässerung als zum Schutz dienen. Diesem Bild entspricht Kelata, Askabad, Angli-Kala. Letzteres ist die weniger befestigte, gartenreiche Hälfte von Gök-Tepe, welche wir am 20. December alten Styls besetzten. Alt-Bami, etwa zwei Werst von unserm Lager zu Bami, tiefer und nördlicher gelegen, besteht aus einem großen Viereck mit vielen Thürmen und vielen inneren Festungen nebst einer Moschee im Innern. Die Moscheen und hier und da ein Mausoleum sind runde, bienenkorbartige oder türkenbundähnliche Gebäude ebenfalls aus Lehm und durch nichts ausgezeichnet.

Das Flüßchen, welches zu Gök-Tepe aus dem Gebirge fließt, habe ich am genauesten explorirt, 1) um es von den darin befindlichen Thier- und Menschenleichen reinigen zu lassen, 2) um einen neuen Lagerplatz für unsere Truppen etwas entfernt von dem Leichenfelde um Dengli-Tepe aufzusuchen, und 3) von der Eigenartigkeit des Terrains angezogen. Doch erstrecken sich diese Explorationen nicht weiter als 10 bis 12 Werst von Dengli-Tepe aufwärts ins Gebirge. Die vier Wasseradern, welche Angli-Kala und Dengli-Tepe bewässern, schützen, einige Mühlen treiben und später die Felder bis Alt-Gök-Tepe bewässern, vereinigen sich oberhalb des Ortes zu zwei Hauptbächen, die frisch, rein, reichlich zwischen tief eingeschnittenen Ufern dahin fließen. Einige Werst (5 bis 6) höher vereinigen sich diese beiden zu einem einzigen Flüßchen, welches von Nordwesten mit einer Biegung aus dem Felsen selbst hervordringt, gleich nach dem Durchbruch ein schilfreiches Wiesenland bildend. Der Durchtritt durch die Felsen ist so eng und so tief, daß er vollkommen einem Tyroler Klamm entspricht. Wir konnten für unsere Pferde keinen Saumpfad zur Seite des Wassers finden. Die Felsen sind in der vierten und fünften Etage überhängend, reich an kleinen und größeren Aushöhlungen und Löchern, in welchen Vögel ihre Nester bauen. Die Karawanenstraße führt etwas südlicher über die Berge, hält sich aber sonst zur Seite des Flüßchens. Diese Bäche mögen bei starkem Regen einigermaßen reißend werden und zuweilen Terrain zerstören, doch weit geringer als die Gebirgswasser des Kaukasus. Freilich sind diese Berge weit weniger hoch (ich schätze sie 4000 bis 5000 Fuß hoch) und der Schnee liegt höchstens tagelang wie leicht gestreuter Zucker. Die höheren Berge aber, wo der Schnee während der Wintermonate aushält, liegen weiter ab. Ich habe keinen solchen bestiegen, noch auch beobachtet. Wir hörten nur von denselben durch die Eingeborenen und die Perser.

Tschuli ist ein liebliches Stück Erde. Etwa auf der Mitte der Straße von Askabad nach Gök-Tepe zweigt sich ein Weg längs einem Flüßchen in die Berge ab. Anfangs steigt er nur wenig, geht durch Wiesengrund und haushohes Schilf und Röhricht, an Fels und Hügel vorüber. Am 27. Februar blühten daselbst gelbe Tulpen und ein rosa Dornbusch, wie Schlehdorn, nur hellrosa. Die Steinhühner gackerten auf allen Felsvorsprüngen oder liefen unbekümmert über den Weg. Wir ritten mehrmals durch den Fluß, bis wir an einem von den Kosaken besetzten Plateau ankamen, welches drei Thäler beherrscht und von dem Flüßchen malerisch umkreist wird. Gegenüber am Berg zogen sich steil die Kibitken des Sanurschen Bataillons hinauf. Unten war Schmiede und Bäckerei schon im Gange, Kühe, Esel und Kameele weideten auf den Matten, im Gehölz tönte die Axt und um die Filzhütten krähte der Hahn und gackerten die Hühner. Nannten die Griechen den Hahn Meder, wir haben hier allen Grund ihn Perser zu nennen; denn aus Persien brachte man uns eine kurzbeinige Art guter Berghähne und kräftiger Krähhähne. Dieses holzreiche Gebiet war stets ein Zankapfel zwischen Persien und den Teke; bald besetzten es die Einen, bald die Anderen, doch wohnte Niemand darauf. Wir hatten es Anfangs Februar ebenfalls besetzt, doch ist es mir nicht bekannt, zu welchem Dominium es bei der endgültigen Grenzregulirung geschlagen werden wird. Von einem etwaigen Mineralreichthum der Berge ist uns nichts bekannt gewor-

den. Daß an einzelnen Stellen ausgezeichnete Lehmgruben bestehen, schließe ich aus einigen uralten Moscheenresten bei Angli-Kala und bei Tugli-Olum, die aus vortrefflichen gelben, rothen, grünen, sehr harten Ziegeln bestehen. Einige blaugrüne Ornamente, glatt und glänzend wie Porcellan, auch Vasen von derselben Masse schmücken noch einen Rundbogen der Moscheeruine bei Angli-Kala inmitten eines Kirchhofs, dessen mit Steinplatten gedeckte viereckige Gräber gut erhalten sind.

Was das Klima in der Oase betrifft, so ist es trocken, windig und heiß, daher für das Nervensystem der Europäer beschwerlich. Eines so regnerischen Frühjahrs, wie des von 1881, wo März und der halbe April beständig durch Regenschauer, Gewitter oder Landregen feucht waren, erinnern sich die ältesten Leute nicht. Gewöhnlich ist in der Hälfte April das Grün dürr gebrannt, die Hitze stark und beständig bis August. Was ich selbst erlebte, ist Folgendes: 23. August Sturm und Regen, nachher Trockenheit, nachher wieder Hitze und Trockenheit, namentlich im Oktober. Mitte November drei Regentage, Nächte kalt, häufige Winde. December am Tage schön, in der Mittagszeit warm bis zu 12°, Nachts 1° bis 2° Kälte. So bis 11. Januar, Staub und Wind unerträglich. In der Nacht auf den 12. Januar Regen, trübe, kühle Tage. Am 1. Februar Gewitter, Schwüle, etwa 20° Wärme bei bedecktem Himmel. In den höchsten Bergen jetzt, wie um Neujahr, leichter Schneefall. Februar frühlingsmäßig, bedeckter Himmel, selten Regen, kein Nachtfrost. Vom März an wirkt die Sonne kräftig. Am 7. März 45° Hitze, Nachts Gewitter. Von da an häufige Regengüsse, heitere Morgen, bewölkte Tage, kühle Nächte, so konstant bis Anfangs Mai. Doch war Askabad wärmer, sonniger und um 14 Tage gegen Gök-Tepe voran. Bami ist furchtbar von Winden heimgesucht, dreimal ward das ganze Zeltlazareth umgerissen. Namentlich dauerte der Sturmwind vom 4. bis 7. April fast ununterbrochen fort und wechselte mit etwas Regen ab, um sogleich wieder einzusetzen.

Außerdem daß diese Stürme das Nervensystem angreifen, bringt die große Hitze bei den daran nicht Gewöhnten Darmaffektionen, der Spätsommer an manchen Stellen Wechselfieber. Die Teke essen und trinken sehr wenig, daher sie die Hitze vortrefflich ertragen; nur sind sie alle mager und trocken. Männer und Weiber altern früh.

So viel mir von anderen asiatischen Ländern bekannt ist, unterscheidet sich die Achal-Teke-Oase nicht wesentlich von anderen. Die Menschen aber gehören offenbar einer kaukasischen Race (Arier) an und zeichnen sich vor anderen Mohammedanern durch eine gewisse Ritterlichkeit aus; sie haben nichts Schlaffes, Weichliches oder Ueppiges, wie Perser oder Türken. Alles, was ich von Vambery über sie gelesen habe, scheint mir außerordentlich gut beobachtet und richtig erklärt.

Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum.

Von Prof. **O. Keller.**

Bei den Höhlenbewohnern und Pfahlbauern finden sich die Reste des Steinbocks wie der Gemse auffallend selten. Nur in der Höhle von Veyrier aus der Renthierzeit ist der Steinbock namhaft vertreten: es wurden da 31 Stück Steinhühner, 18 Renthiere, 6 Steinböcke, 5 Pferde, 4 Hirsche, 4 Alpenhasen, 4 Murmelthiere, 1 Gemse, 1 Wolf, 1 Bär, 1 Rind, 1 Fuchs und ein Storch angetroffen (Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit II, 36). Jedenfalls läßt sich daraus schließen, daß der Steinbock auch in der Urzeit europäischer Kultur nicht viel weiter verbreitet war als gegenwärtig.

Daß das Thier jemals in Italien oder Griechenland gewohnt habe, läßt sich nicht erweisen. Der Römer nennt es ibex mit einem aus dem Indogermanischen nicht zu erklärenden, also wohl von einem Alpenvolke entlehnten Worte; und das von Plinius erzählte Märchen, er stürze sich auf seine Hörner und schleudere sich dann durch Elasticität weiter, zeigt nur, daß die Römer seine Natur nicht gekannt haben, obgleich die Kaiser wiederholt das Thier zu ihren „Venationen“ im Amphitheater verwendeten.

Der Grieche aber konfundirt den Steinbock beharrlich mit der Gemse und verwilderten Ziege und nennt unter Umständen alle drei αἴγαγρος oder αἲξ ἄγριος, d. h. Wildziege, wilde Ziege. Daraus geht hervor, daß in einzelnen Gegenden mit hellenischer Bevölkerung und Sprache der Steinbock, beziehungsweise der Pasenq, in anderen die Gemse oder auch die verwilderte Ziege so ziemlich die gleiche Rolle als vornehmstes Bergwild spielten. Gegen ein Vorkommen des Steinbocks im eigentlichen Hellas und im Peloponnes in der geschichtlichen Zeit spricht das Schweigen der Schriftsteller nicht minder als der Umstand, daß die auch der Conception nach in diesen Ländern entstandenen Kunst- und Kunstindustrieprodukte den Steinbock nicht zu berücksichtigen pflegen.

Dagegen treffen wir, wenn auch nicht auf dem Festlande, doch auf einigen griechischen Inseln den Paseng oder die Bezoarziege, eine Mittelgattung zwischen Ziege und Steinbock, von letzterm besonders durch das unregelmäßig gezackte, in eine schneidige Form zusammengedrückte Gehörn verschieden, während der richtige Steinbock ein ziemlich breites, mit regelmäßigen Wülsten wie mit kleinen schmalen Treppenstufen besetztes Gehörn hat, dessen Oberseite durchaus nicht als scharf schneidige Kante erscheint; das Horn des wahren Steinbocks ist schöner und regelmäßiger, meist auch viel länger und schwerer als das des Paseng, welchen man gemeiniglich für den Stammvater unserer Hausziege hält. Man trifft den Paseng [1]) auf dem Elburs, dem südlichen Kaukasus, dem Ararat, dem kilikischen Taurus und anderen Gebirgen Persiens und Kleinasiens, außerdem hat man ihn auf einer ziemlichen Zahl griechischer Inseln gefunden, zu Antimelos, dem alten Πολύαιγος („ziegenreich“), auf dem

---

[1]) Ich habe den lebenden Paseng neulich im zoologischen Garten zu London, den Steinbock in Schönbrunn gesehen, ausgestopfte Exemplare im britischen Museum, in der zoologischen Sammlung zu Athen und sonst: es waren Pasenge aus Kreta, dem kilikischen Taurus, dem Ararat. Außerdem liegt uns die Abbildung eines zwischen Erzerum und Trebisond erlegten Pasengpärchen vor und die Photographie eines kürzlich im Elburs geschossenen Pasengs, letzteres ein Geschenk meines verehrten Freundes, des Chargé d'Affaires der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft zu Teheran, Herrn Baron Emil von Goedel-Lannoy.

Inselchen Giura im Norden von Euboea, auf Samothrake [1]) und auf den Schneebergen Kretas. Auf den Münzen der kretischen Städte, z. B. Elyris, Tylissus, Praessus, ist der Paseng der gewöhnlichste Typus, und Aristoteles gedenkt der „kretischen Ziege“ als einer Besonderheit. Derselbe Gelehrte berichtet einen Aberglauben der kretischen Jäger, der sich merkwürdiger Weise bis heute auf der Insel erhalten hat: daß nämlich die verwundeten Thiere sich durch das Fressen der Pflanze Dictamnus zu heilen pflegen; diese bewirke das sofortige Ausfallen der ins Fleisch gedrungenen Pfeile. Noch heutzutage herrscht, wie gesagt, der gleiche Aberglaube in Kreta, nur mit dem Unterschiede, daß die angeblich heilende Pflanze nicht Origanum dictamnus L., sondern Potentilla speciosa W. ist: letztere führt den Namen Wildziegenkraut, ἀγριμόχορτον [2]).

Wie die Verwerthung als Münztypus ahnen läßt, wurde das Thier auch in Beziehung zur Religion gesetzt. Neben dem Adler des Gebirges gehört es dem Höhengotte Zeus als treffendstes Symbol. Ein Weibchen des kretischen Steinbocks war es, dessen Milch das Zeuskindlein in der Felsenhöhle des kretischen Ida trank: sie ist reicher und süßer als die Milch der Hausziegen (Brehm, Thierleben 2, III, 317); der erwachsene Zeus aber wird gedacht als Ideal des Kreters, als siegreicher Steinbockjäger, angethan mit dem Fell des erlegten Thieres, der Aegis, der stolzesten Trophäe der weltberühmten kretischen Schützenkunst. Wie die Griechen Ziegenfell und Steinbocksfell konfundiren, sieht man am Worte ἰξαλῆ, Steinbocksfell, was Hesychios als αἰγὸς δορά, Ziegenhaut, erklärt. Auch der Beinamen αἰγοβόλος des Dionysos gehört hierher. Dieser Ziegenschütze, als Kind gleichfalls von einer Ziege gesäugt (nach Porphyrius), erklärt sich vielleicht am einfachsten, wenn wir an die Etymologie des Dionysos als des Zeus der kretischen Stadt Nysa und an die kretischen Ziegen denken. In Kleinasien ist der Paseng bezeugt für Troas oder überhaupt doch für die lydisch-phrygisch-mysischen Gebirge durch die Ilias, wo es vom Trojaner Pandaros heißt (IV, 105 ff.):

„Sofort holte er aus dem Behälter den schöngeglätteten Bogen vom Gehörne des wilden Steinbocks, den er einst selber, als er aus dem Felsen hervorkam, vom Anstande aus unter das Herz in die Brust getroffen hatte, daß er rücklings auf den Felsen fiel; sechszehn Hand breit wölbten sich die Hörner über dem Kopfe: diese bearbeitete ein hornglättender Handwerker und fügte sie zusammen, und nachdem er alles schön polirt hatte, setzte er eine goldene Spitze daran“ (zum Befestigen der Sehne) [3]).

Daß diese Schilderung wie so sehr viele bei Homer auf richtiger Beobachtung und wirklicher Erfahrung beruht, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß der Dichter von einem Herzschusse spricht. Denn „in das Herz will der Bergsteinbock getroffen sein, sonst ist er, in den meisten Fällen wenigstens, für den Jäger verloren“ (Brehm, Thierleben 2, III, 313). Der Erklärer, den ich bei der Homerstelle zufällig vor mir habe, meint, Pandaros habe jenen Steinbock mit dem Speere erschossen, aber die gewöhnliche Jagd geschah, wie wir oben sahen, mittelst Pfeil und Bogen, und Pandaros, der berühmteste Bogenschütze der Trojaner, wird auch vor jenem Abenteuer schon im Bogenschießen bewandert gewesen sein. Die Wildziegen auf den Gebirgen von Troas und ihre mit Hunden betriebene Jagd erwähnt auch der jonische Dichter Nikander aus der Zeit des Attalus; heute findet sich der Paseng dort nicht mehr. Dagegen spricht eine rohe Darstellung des Thieres auf einem Thonwirtel aus Hissarlik für seine Existenz in Troas: wir erkennen da einen Hirsch, eine Hirschkuh, einen Steinbock und einen Menschen; alle vier sind mit unglaublicher Rohheit gezeichnet. Auch die großentheils dem mittlern westlichen Kleinasien entstammenden äsopischen Fabeln kennen das Thier vortrefflich. In einer Fabel des Babrius treibt der Hirt, vom Schneesturm überfallen, seine Ziegen in eine Höhle in wüster, unbewohnter Gegend. Hier findet er großhörnige Wildziegen bei einander, viel mehr als seine eigene Herde ist, und größere und stärkere. Da füttert er nur diese und läßt seine eigene Herde verhungern. Als es sich aber aufhellt, bleiben die wilden Ziegen nicht bei ihm, sondern machen sich fort in ein unersteigliches Gehölz im Gebirge, wo weit und breit kein Vieh der Menschen mehr weidete. Ein andermal hausen Wildziegen oder Steinböcke in einer Felsenhöhle; ein Stier, vor einem Löwen fliehend, sucht dort Schutz: sie stoßen ihn aber mit den Hörnern zurück. In einer dritten Fabel sehen wir den αἴγαγρος zusammengestellt mit seinem Todfeinde, dem Panther, ein Streit, den auch die archaischen Vasenmaler oft genug uns vor Augen führen oder durch Nebeneinanderstellen beider Thiere andeuten. Aus einer vierten Fabel, wo Löwe und Esel mit einander Wildziegen jagen, scheint hervorzugehen, daß man die Thiere häufig in ihren Lagerplätzen in den Höhlen mit Hunden aufscheuchte und sie am Eingang erlegte, wenn sie heraus wollten.

Was Südkleinasien betrifft, wo der Paseng noch sehr häufig vorkommt (s. besonders Th. Kotschy, Reise in den kilikischen Taurus), so scheint er mir für die urälteste Zeit Lykiens bereits durch den Mythus von der Chimaera bezeugt. Denn dieses Wort bedeutet eine Wildziegenart, hier also ohne Zweifel die den Taurus bewohnende Bezoarziege. Der Schrecken der lykisch-kilikischen Tauerngebirge ward unter dem Bilde einer Art Steinbock vorgestellt, gerade wie in den verschiedensten Ländern ganz gewöhnlich der Steinbock als dämonisches Thier, als eine Inkorporation des Teufels betrachtet wird: ist doch der Bocksfuß fast unentbehrlich, um den Teufel oder Halbteufel durch Schluchten, Klippen und Abgründe klettern und den Jäger ins Verderben locken zu lassen. Selbst den Titanen hatte einst der Steinbock, wie die Mythologen fabelten (Hygin.), panischen Schrecken eingejagt. Um aber das verderbliche Wesen des Gebirgsdämons deutlicher auszudrücken, hat dann die morgenländische Phantasterei die ursprüngliche Wildziege zu einem unerhörten Monstrum ausgestaltet, das aus Löwe, Drache und Paseng zusammengesetzt war, wie Lucretius sagt:

Prima leo, postrema draco, media ipsa chimaera (V. 675).

Die bildende Kunst hat die Chimaera sehr verschieden dargestellt, meist mit mehreren Köpfen, doch auch mit einfachem Kopfe als eine nur etwas veränderte Ziege: so z. B. auf einem gestreiften Agat des Gemmenkabinets im britischen Museum. Für Halikarnaß am Westende des Taurus ist aus der Römerzeit eine Pasengjagd mit Hunden durch ein Mosaik bezeugt: das Thier hat große Hörner und ein graues Fell; so wird auch der Elburspaseng beschrieben [1]). Auch

[1]) Wildziegen sind sicher auf Samothrake, wie schon zu Varro's Zeit; aber ob es Steinböcke oder Gemsen sind, habe ich nicht ermitteln können.

[2]) Die fragliche Pflanze ist ohne Zweifel gemeint mit dem Strauche, auf welchen der Paseng auf der Münze von Elyris den einen Fuß gestellt hat (Gräffe, Ant. numism. Tafel XLIII).

[3]) Pasenghörner zur Bogenfabrikation zu verwenden, war so gewöhnlich, daß ein Sprichwort daraus entstand; Arsenius S. 431.

[1]) Der kretische weibliche Paseng, den ich im Londoner zoologischen Garten sah, war graubraun mit weißem Bauche und weißem innern Theil der Füße, schwarzem Kreuz, schwarzem Schwanz, unten schwarzem und oben braunem Gesicht. Alle diese schwarzen und weißen Partien glaubt man auch auf der persischen Photographie zu sehen. Statt der langen Stein-

in Rhodus und Cypern treffen wir Darstellungen des Steinbocks oder Paseng, und es ist ja an sich wahrscheinlich, daß auch auf diesen Inseln das Thier einst heimisch war. Weiter östlich begegnet uns der Steinbock oder Paseng auf Münzen Commagene's und der syrischen Dekapolis; syrische Königsmünzen des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zeigen als symbolische Helmzierde — als Sinnbild der Stärke — ein dickes, gleichsam aus der Stirn herauswachsendes Steinbockshorn, und die Israeliten verarbeiteten die großen, schweren Hörner des Steinbocks zu Jobalhörnern, um mit ihnen das Jubeljahr anzublasen (nach dem Talmud). Hiermit kommen wir aber ohne Zweifel bereits in das Gebiet des echten asiatischen Steinbocks und zwar zunächst des Bedenbocks, Capra sinaitica, welcher ohne alle Frage auf den ägyptischen Denkmälern erscheint (R. Hartmann): der Paseng geht nicht so weit südlich herunter. Sehr häufig ist der Paseng dagegen noch heute in den persischen Hochgebirgen; auf dem Elburs ist die Jagd dem Schah reservirt, wie ich einem Briefe Baron Goedel's entnehme; wir haben also eine Analogie zu der für den König von Italien reservirten Steinbockjagd in den Alpen von Cogne.

Auf den antiken Kunstdenkmälern bringt es die gewohnte Stilisirung aller Naturgegenstände mit sich, daß man den echten Steinbock mit seinem regelmäßiger gebauten Gehörn weit öfter als den Paseng zu erkennen meint. Aber wer will bei Gemmen, Vasenbildern, kleinen Münztypchen, auf welche wir fast ausschließlich beschränkt sind, eine sichere Entscheidung treffen? Man giebt gegenwärtig folgende Arten des eigentlichen Steinbocks an: 1. Alpensteinbock in den Graïschen Alpen, Capra ibex, 2. Pyrenäensteinbock, Capra pyrenaica, 3. Kaukasusbock, Capra caucasica, 4. sibirischer Steinbock, Capra sibirica, 5. Bedenbock, im steinigen Arabien, Capra beden oder sinaitica, 6. abessynischer Steinbock, Capra walie, 7. indischer Steinbock, auf dem Himalaya, Capra Skyn. Die Pyrenäen- und Kaukasusböcke haben keine einfach bogen- oder halbmondförmig gekrümmten Hörner, jene haben ein leierförmiges, diese ein schafartiges Gehörn: solche Thiere sind auf den antiken Bildwerken nicht dargestellt, um so öfter dagegen ohne Frage die vorderasiatischen Steinböcke einschließlich die Bezoarziege und einen vermuthungsweise aufzustellenden, heute verschwundenen, Libanonsteinbock, der an Gestalt und Gehörn zwischen dem sibirischen und dem sinaitischen Steinbock gestanden haben dürfte. Diese vorderasiatischen Steinböcke sehen wir nun auf den besagten Kunstobjekten in allen möglichen Situationen, wie sie von Menschen oder geflügelten und ungeflügelten Göttern gehegt und auf den Armen getragen oder auch, nach einem bekannten vorderasiatischen Motiv, von den ausgestreckten Armen des gottmenschlichen Wesens paarweise bald an den Beinen, bald an den Hörnern festgehalten werden, wie ferner die Thiere bald mit, bald ohne Hunde, mit Pfeil und Speer zu Fuß und zu Pferd gejagt und getödtet werden, wie sie verwundet auf den Hinterfüßen sitzen oder ins Knie gesunken sind, wie man sie als Beute fortträgt, dann wieder in der Aufregung der Brunst, wie Männchen gegen Männchen kämpft, wie es sich nachher mit dem schwer erkämpften Weibchen einläßt; am alleröftesten aber ist die einfachste Situation des grasenden Steinbocks zu sehen, wohl aus einem höchst einfachen äußerlichen Motiv, damit bei tiefgesenktem Kopfe der lange Bogen des Hornes besser in den engen Rahmen des Bildes hineinpasse. Auch den Kampf des Steinbocks mit seinen Erzfeinden, dem Panther und dem Löwen, sehen wir theils angedeutet, theils ausgeführt. Hübsch sind namentlich die Jagdbilder, die wir z. B. auf assyrischen Cylindern und auf jenem ungefähr lebensgroßen römischen Mosaik aus Halikarnaß vor uns haben. Am häufigsten, hundert- und tausendmal, finden wir den vorderasiatischen Steinbock auf den Vasengemälden des ältesten Stils, mit braunen Figuren auf gelblichem Grunde, wie sie ohne Zweifel hauptsächlich aus phönikischen Fabriken einst weit in den Occident getragen wurden: so z. B. auf den Vasen des alten etrurischen Grabgewölbes Campana zu Veji sehen wir mehrfach den Steinbock mit großem Horn und langem Bart. Aus Bernstein geschnitzt begegnet er uns auf einem Stücke aus Armento. Bei den Schriftstellern wird er fast nie erwähnt.

Der sibirische Steinbock hat ohne Zweifel als natürliches Modell gedient bei einem sehr deutlichen Steinbock auf einem skythischen goldenen Diadem, das zu Novo-Tscherkask am Don gefunden wurde: statt der Zacken sind allerlei Figuren, mehrere Elenthiere, ein Steinbock, Bäume u. s. w. angebracht (F. de Lasteyrie, Histoire de l'orfévrerie p. 68). Gehen wir nun noch zur Gemse über.

Der heutige Verbreitungskreis der Gemse befaßt die Alpen, Abruzzen, Pyrenäen, die Gebirge der kantabrischen Küste, Dalmatiens, Griechenlands, die Karpathen, siebenbürgischen Alpen, den Kaukasus, Taurien und Georgien. Auch im Alterthum gab es in Griechenland und in Italien Gemsen und auch verwilderte Ziegen auf den höchsten Gebirgen. Sie hießen *αἲξ ἄγριος*, *αἴγαγρος*, *αἰγαγρίων*, *χίμαιρα*, *ἄζα*, *ἴυρξ*, rupicapra, damma, capra und caprea. Auf dem ganzen lacedämonischen Gebirge Taygetus waren sie zahlreich, besonders bei Euoras (Pausan. III, 20, 5). Vor Beginn jedes Treffens pflegte der spartanische König auf dem Schlachtfelde im Angesicht des Feindes eine Wildziege (*χίμαιρα*) zu opfern (Plutarch, Lycurg. 22; Xenoph., De rep. Laced. 13, 8; Hellen. IV, 2, 20). In Böotien zeigt die Münze des Fleckens Ismene den Kopf eines Wildziegenbockes (Eckhel, Doctr. numm. I, 2, 199). Auf dem Parnassus und anderen nordgriechischen Bergen sind sie heute noch zu finden. Auch die euböischen Felsenberge waren einer Tradition aus trojanischer Zeit zufolge damals von diesen Thieren besetzt (Pausan. II, 23, 1). Die Achillesinsel Leuke im Schwarzen Meere wurde bloß von Ziegen, also gewiß verwilderten Exemplaren, bewohnt. Basilius der Große erwähnt die Gemsen (oder den Paseng?) am Iris im nördlichen Kleinasien. Auf dem Olymp in Thessalien ist die Gemse noch ziemlich gemein; halbwilde Ziegen birgt die Insel Giura, das alte Gyaros. Dem entspricht der Münztypus von Agyrium auf Sicilien: der Wolf, der eine Gemse frißt (Eckhel, Doctr. numm. I, 1, 195). Ueberhaupt scheint zur Homerischen Zeit, wie manche andere Insel, so auch Sicilien viele Gemsen oder Wildziegen (oder Pasenge?) [1]) beherbergt zu haben; denn für Ithaka nimmt es der Dichter an und ebenso für die Insel der Kyklopen, unter welcher doch am ehesten Sicilien zu verstehen ist.

In Italien war der aus Horaz bekannte schneereiche Soracte einer ihrer Lieblingsberge, ebenso der Fiscellus, ein Gebirgsstock der Appenninen an der umbrisch-picenischen Grenze; dazu kamen noch die verschiedenen Zieneninseln: Capraria, jetzt Capraja, bei Elba, und Capraria, griechisch *Αἴγουσα*, jetzt vielleicht Favignana bei Sicilien; vielleicht ist auch die Isola Caprara unfern Teanum und dem Frento zu erwähnen und der Monte Caprara im Frentanischen, ein Ausläufer der Appenninen. Die Schweizer Gemse

bockshörner hatte das Londoner Thier nur so zu sagen gewöhnliche große Ziegenhörner.

[1]) Die Jagd geschieht mit Hunden und Wurfspießen; das große, dichthaarige Fell der zottigen Wildziege wird von Eumaios als Sitzstatt ausgebreitet.

kommt bei Plinius vor unter dem Namen rupicapra, Felsenziege. Die spanische ist wohl unter dem Namen caprea gemeint in einer metrischen Inschrift aus der Kaiserzeit, wo von den Jagden eines römischen Generals auf flüchtige capreae, Hirsche, Eber und wilde Pferde bei Legio, jetzt Leon, in Galläcien die Rede ist (C. J. L. II, 2660 b). Auf dem Denkmal bei Gerhard, Etrusk. Spiegel I, Taf. II, scheint eine Gemsjagd dargestellt. Dagegen sind die auf den assyrischen Reliefs von Kuyundschik mit Pfeilen gejagten Thiere mit leyerförmigen Hörnern, großen Ohren und nicht sehr kurzem Schwanz und ohne Bart sicher Antilopen. Da die Weibchen ohne Hörner sind, können weder eigentliche Gazellen noch Wildziegen gemeint sein. Beide Thiere, Antilope und Gemse, scheint der gewöhnliche Römer unter dem Namen damma zusammengeworfen zu haben. Dammae, Oryxgazellen und ähnliche Thiere wurden zu Columella's Zeit (also zu Beginn der Kaiserzeit) in den römischen Parken gehalten. Graz, Februar 1881.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am See von Wan in Türkisch-Armenien hat am 30. Mai d. J. ein Erdbeben stattgefunden, über welches Mr. Emilius Clayton an die „Nature" (Nro. 609 und 611) berichtet. In Wan selbst war der Stoß nur leicht, in Bitlis im Südosten des Sees heftiger, während seine größte Stärke anscheinend in dem armenischen Dorfe Teghurt sich zeigte, welches am Fuße des vulkanischen Nimrud-Dagh (am Westufer des Sees) dem Augenmaße nach nicht mehr als 4 engl. Meilen vom Rande des Kraters liegt und fast gänzlich zerstört wurde, wobei 93 Menschen das Leben verloren. In Achlat, welches 5 bis 6 Miles weiter ab vom Nimrud-Dagh liegt, wurden gleichzeitig an 200 Häuser zerstört oder mehr oder weniger beschädigt. Am 9. Juni Abends fand ein zweiter Stoß statt, welcher das zwischen Teghurt und Achlat gelegene Dorf Sipratzor beschädigte. Nur in diesen drei Dörfern wurden wirklich Häuser umgeworfen, während in anderen höchstens Risse in Mauern und dergleichen entstanden, und da jene drei Orte auf der direkten Verbindungslinie der beiden großen erloschenen Vulkane Nimrud Dagh und Sipan Dagh (letzterer am Nordufer des Sees) liegen, so existirt wahrscheinlich eine Linie geringsten Widerstandes zwischen denselben. Alle drei Dörfer liegen indessen dem Nimrud näher, und da der heftigste Stoß in Teghurt, welches diesem am nächsten liegt, gefühlt wurde, so mag in Nimrud das Erdbebencentrum gesucht werden; doch mag sich die Thatsache auch so erklären, daß das Dorf unmittelbar auf dem harten Fels eines alten Lavastroms erbaut ward. In einem Dorfe genau östlich vom Nimrud wurde Clayton die Mittheilung, daß die Erdbebenwelle von Süden gekommen sei, so daß man das Centrum in den Bergen Kurdistans anstatt im Nimrud zu suchen hätte; indessen genügt eine solche einzelne zweifelhafte Beobachtung noch nicht, um diese Frage zu entscheiden. Clayton hat dann den Nimrud Dagh besucht. Derselbe steigt so allmälig an, daß man bis oben hinauf und in den Krater hinein reiten kann. Der Rand desselben war dort, wo ihn Clayton überschritt, dem Aneroid zufolge 2810 Fuß = 856 m über dem See von Wan und etwa 6 engl. Meilen von demselben entfernt; doch steigen einzelne Theile des Kraterwalles noch circa 500 Fuß höher an, und seine höchsten Stellen liegen im Norden und Süden. Der Krater ist eine weite, fast vollkommen kreisrunde Höhlung, von einem Durchmesser von 4 bis 5 Miles und sein Boden ist eine unregelmäßige flache domförmige Wölbung, die zum Theil mit Gras, zum Theil mit Zwergbirken und -Buchen und einer kriechenden Eibe bedeckt ist. Zwischen den Hebungen dieses Domes und besonders in der ringförmigen Einsenkung zwischen dem Dom und den Kraterwänden liegen sechs oder sieben Teiche. Einer derselben, an dessen Rande Clayton lagerte, wurde von heißen Quellen gespeist, welche in großer Anzahl rings an seinem Rande hervorsprudeln. Ihre Temperatur konnte er in Ermangelung eines Thermometers nicht feststellen; eine derselben war so heiß, daß er noch gerade seine Hand hineinhalten konnte. Dieser Teich liegt 880 Fuß = 268 m unter der Stelle, wo er den Kraterrand überschritt, und ist der niedrigste Punkt in dem ganzen Umkreise. Von Dampfausströmungen war nichts zu bemerken, obwohl der Berg der Tradition nach noch vor 400 Jahren thätig gewesen ist; indessen konnte Clayton aus Mangel an Zeit nicht den ganzen großen Innenraum des Kraters durchforschen.

Afrika.

— J. M. Schuver, ein holländischer Reisender, welcher in London einen Kursus im wissenschaftlichen Beobachten durchgemacht hat, verließ zu Anfang dieses Jahres Kairo mit der Absicht, ganz Afrika von Norden nach Süden zu durchwandern. Er hat jetzt Famaka an der Südgrenze von Fazogl erreicht und schickt sich an, von da in die Länder der Galla einzudringen.

— Nachrichten vom Weißen Flusse ergeben, daß es dem Oesterreicher E. Marno-Bey gelungen ist, die Grasbarre (Sett) des Bachr el Ghazal, welche dem Dampfer „Sofia" mit Gessi-Pascha so verhängnißvoll war, zu beseitigen und dadurch die Schiffbarkeit des Flusses wiederherzustellen. Marno-Bey war dort, mit zwei Dampf- und drei Schleppschiffen, mit 150 Matrosen und 100 ägyptischen Soldaten vom 1. April bis 15. Juni beschäftigt.

— Ueber den schon früher kurz erwähnten Aufenthalt Prof. G. Schweinfurth's auf der ostafrikanischen Insel Socotra entnehmen wir einem Briefe des Reisenden, der in der „Rigaschen Zeitung" veröffentlicht wurde und von Kairo, 1. Juli 1881, datirt ist, das Folgende:

„So segelten wir und kreuzten endlos auf endlosem Meere, auf bewegter See und unter fabelhafter Schaukelbewegung einer Segelbarke, 28 Tage lang, um von Aden aus das geheimnißvolle Feen-Eiland zu erreichen. Nun waren wir da, und ein neuer Kampf begann: der Kampf mit der Zeit. Es blieben nur noch wenige Wochen bis zum Beginn des Südwest-Monsun, der nicht nur allen Verkehr mit Socotra, sondern auch alle Segelschifffahrt in diesem Meerestheile für viele Monate unmöglich macht. Ich hatte mit den Resultaten meines Vorgängers, des Professor Balfour aus Glasgow, der im Vorjahre sechs Wochen gleichfalls zur botanischen Ausbeute auf Socotra gewesen war, zu wetteifern, wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Da mußte ich alles aufbieten, um die Zeit auszunutzen, und in der That gelang es mir, eine schöne und reiche Sammlung zu Stande zu bringen. Es war aber doch nur ein blindes Hineingreifen in dieses unergründliche Füllhorn der Natur. Denke Dir eine Insel mit reichem Pflanzenwuchs, wo ein Drittel oder ein Viertel sämmtlicher Gewächse daraus eigenartig und neu waren, und Du wirst den Eifer begreifen, der mich beseelen mußte. Mein Vorgänger hatte mir die Priorität weggeschnappt von allen

diesen schönen neuen und neu zu benennenden Dingen, mir blieb nur die Nachlese. Aber selbst diese ist reich ausgefallen, und ebenso bleibt noch viel, unendlich viel übrig für diejenigen, die später hinkommen werden. Meine Erlebnisse werde ich demnächst in einem längern Berichte Dir zum Besten geben. Was ich hier mittheile, betrifft nur das Allgemeine und das zufällig Herausgegriffene.

Unser Aufenthalt in Socotra hätte bei größerer Muße und einsamer Ungestörtheit eine Idylle sein können, im Sinne von Robinson oder Paul und Virginie — so verschieden die beiden auch sein mögen, ich hätte von jedem mein Theil gehabt. Aber in diesem Tageskampfe, Schritt um Schritt in dichtem Buschwalde erkämpfend, Blüthe um Blüthe, Frucht um Frucht, da schwanden sie hin in rauher Wirklichkeit die Träume von Stillglück in der Beschränkung.

Wir hatten längere Zeit ein reizendes Lager inne in einsamem Gebirgsthale, auf unzugänglichen Wegen waren wir hingelangt und befanden uns dort inmitten einer jungfräulich unberührten Natur. Zwischen riesigen Felsblöcken waren die Zelte gespannt, umgeben vom herrlichsten Grün des dichten Gebüsches, dabei waren große natürliche Höhlen in Granitfels ausgewaschen von ehemaligen Bächen, und ein rauschender Wildbach strömte vorbei mit herrlichen, zum Bade einladenden Felsbecken voll des klarsten, frischesten Gebirgswassers. Die Temperatur war köstlich, selten erreichte sie um die Mittagszeit jene Höhe, die an den 12. Grad nördlicher Breite erinnerte, man war da wie auf den Höhen des Aetna oder des Vesuvs.

Meine Exkursionen, die ich bis auf die höchsten Spitzen, über 4500 Fuß, ausdehnte, bildeten mich in kurzer Zeit zum richtigen Buschmann aus. Das war ein beständiges Klettern zwischen haushohen Blöcken und durch unentwirrbares Astwerk, Schlingkraut und dichte Laubfülle. Die Pomeranze wächst wild und in riesigen uralten Stämmen auf der Insel, die Goldorange, von den Eingeborenen verschmäht, schimmert durch das dunkele Laub dieser urwüchsigen Hesperidengärten. Wilde Granatäpfel eigener Socotriner Art, Buxusgebüsche von Mannshöhe desgleichen, alles erinnert, so recht im Gegensatze zu den benachbarten dürren Küsten Arabiens und des Somallandes, an das glückliche Italien, wie es gewesen sein mag in Homerischer Urzeit. Diese Laubfülle aber übersteigt alles am Mittelmeer gewohnte Maß. Ferner sind die tonangebenden Gewächse auf Socotra von so fremdartigem, so bizarrem Habitus, daß sich der allgemeine Landschaftscharakter mit keiner andern Gegend vergleichen läßt. Wie überlebende Zeugen vergangener Weltepochen starren hier diese vegetabilischen Monstra zum Himmel, die Bäume mit angeschwollenen Tonnenleibern, wie Deine Stückfässer im Rathhauskeller, so groß, glattrindig und ohne ausgehauene Stufen gar nicht erklimmbar, um Zweige und Blüthen abschneiden zu können. Dann die prachtvollen Aloe mit der farbigen Blüthe, die Drachenbäume, die den historischen Ruhm der Insel ausmachen und deren Produkte bereits den ältesten Völkern bekannt waren, das alles stempelt Socotras Natur zu einer unvergleichlich fremdartigen.

Die Menschen auf Socotra waren ebenso eigenartig, als seine Thiere und Gewächse, ein Völklein von räthselhafter Herkunft, himmelweit verschieden von allem Menschlichen, was in asiatischer oder afrikanischer Nachbarschaft wächst, weder Araber noch Somali, weder Neger noch Indier. Die arabischen Geographen wollen wissen, daß sie die Nachkommen einer griechischen Kolonie seien, allein die alten Schriftsteller des klassischen Zeitalters wissen nichts davon. Meinetwegen mögen sie immerhin alte Griechen sein, die die Sonne braun gefärbt, die aber ihr bekanntes Profil in vielen Fällen erhalten haben und schlichtes Haar und schmale Lippen haben, wie wir. Waffen sind unbekannt bei ihnen, es seien denn bloße Messer, denn wilde Thiere, Raubzeug giebt es nicht auf der Insel, die nur von wilden Eseln, Civetten und einigen Steinböcken abgeweidet wird. Der Mensch ist hier das harmloseste Geschöpf der Schöpfung, da nichts durch Widerstand in ihm den Dämon des Besitzes wachruft, zum Raube und zur Gewalt auffordert; wehrlos, wie die Pflanzen, die ihren Herden das Dasein schenken, ist der Socotriner ein schüchterner Hirt, dessen Behausung die natürlichen Höhlen bilden, von welchen die Insel wimmelt. Wir hatten die größte Schwierigkeit, uns mit ihnen zu verständigen. Unsere Sachen lagen unbewacht im Lager herum, und oft ließen wir dasselbe Tage lang im Stiche. Nicht das Geringste kam uns abhanden."

Australien.

— Nachdem die internationale Industrieausstellung in Melbourne am 30. April dieses Jahres geschlossen worden, ist ein beträchtlicher Theil der eingelieferten Gegenstände von Neuem in Adelaide ausgestellt worden. Diese Ausstellung wurde am 1. Juli eröffnet und soll bis zum 21. August dauern. Zahlreich und gut vertreten sind England, die Kolonie Viktoria und Japan, leidlich Italien, Oesterreich und Amerika, dagegen Deutschland und Frankreich nur sehr spärlich.

— Eine anziehende, herzerfreuende Gabe sind „Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen", welche soeben im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft von Dr. G. Neumayer und Otto Leichhardt, einem Neffen des berühmten Australien-Reisenden, herausgegeben wurden (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1881. Mit Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien). Es gewährt einen hohen Genuß, in diesen sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen, deren ersten der Göttinger Student, deren letzten der berühmte Reisende am Beginn seiner letzten todbringenden Wanderung geschrieben hat, zu verfolgen, wie er in festem, unentwegtem Vorwärtsstreben alle Hindernisse besiegte und seinem Ziele nachging, das zu erreichen nur der Tod ihn hinderte. Die Briefe aus Paris und London, aus Südfrankreich und Italien, die bis zum September 1841 reichen, gewähren tiefe Einblicke in den unvergleichlichen Ernst, mit welchem Leichhardt sich zum Naturforscher und Entdeckungsreisenden vorbereitete; bis in sein 28. Lebensjahr hinein hat er unermüdlich in Museen, Vorlesungen und auf Wanderungen sich geistig und leiblich dazu geschult und erzogen. Dr. G. Neumayer, der sich um die Aufhellung von Leichhardt's Schicksal so vielfach und leider so vergeblich bemüht hat, fügte den Briefen einen Anhang: „Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender", hinzu, in welchem er demselben mit vollstem Rechte nachrühmt „Frische der Auffassung, strenge Wahrheitsliebe und das Bedürfniß, sich seinen eigenen Eindrücken hinzugeben und denselben volle Rechnung zu tragen", und der Umstand, meint er, daß Leichhardt ein bedeutender, selbständig denkender Geist und Forscher war, giebt diesen seinen Auslassungen eine erhöhte Bedeutung, und zwar darum, weil hier einmal eine Gelegenheit geboten wird, wie wohl selten, die schrittweise Entwickelung des Keims zu edlem Streben von Anfang an zu belauschen und in seiner Entwickelung zur Blüthe und zur vollen Thatkraft zu verfolgen. Wir empfehlen das Buch nachdrücklichst der Aufmerksamkeit unserer freundlichen Leser als ein hochinteressantes Stück Autobiographie und einen Beitrag zur Geschichte der Geographie.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

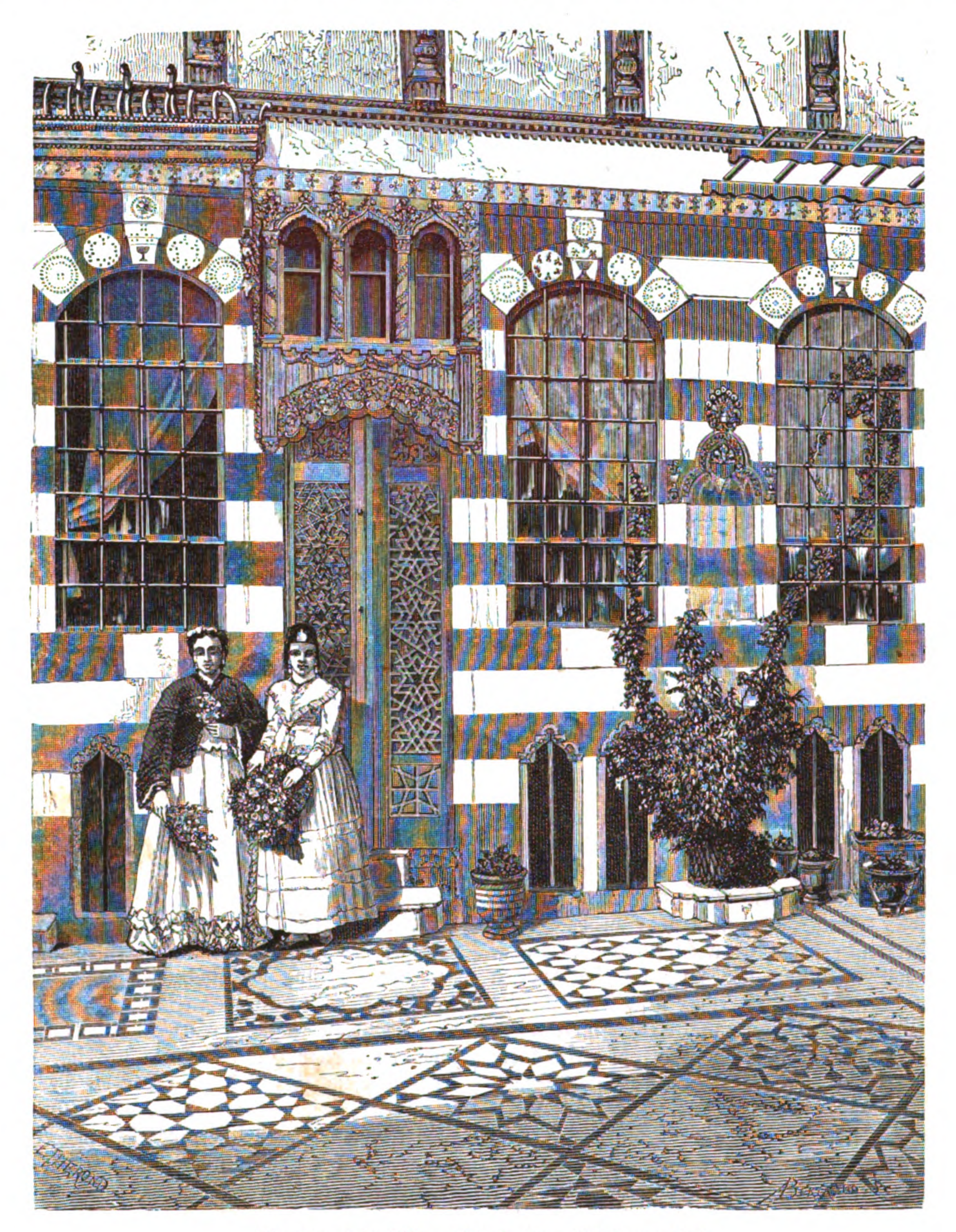
VIII.

Am 9. April verließ Lortet Tyrus, und ritt an der Küste entlang nach Akka. Diese Strecke des Meeresufers ist flach, nur in der Mitte, zwischen dem schon erwähnten Ras el-Abiad und dem südwärts davon gelegenen Ras en-Nakura, tritt das Gebirge bis unmittelbar an das Meer heran und bildet einen strategisch wichtigen Paß, welcher im Alterthume wie im Mittelalter stark befestigt gewesen ist. Da liegt auf den Höhen das früher geschilderte Kala'at esch-Schema, dann Tell ed-Daba und Tell Irmid, näher dem Meeresgestade Iskanderuna, wo eine von Alexander dem Großen an der Stelle seines Zeltes gegründete Stadt, Alexandroskene, gestanden haben soll, die Balduin I. 1116 als Festung unter dem Namen Scandarium wieder aufbaute. Heute steht dort ein zumeist aus antikem Material erbauter Chan neben einer klaren, tiefen, leider aber fast lauwarmen Quelle. Etwa 3/4 Stunden weiterhin stößt man an einem Bachbette auf die Ruinen Um el-Awamid (Mutter der Säulen), die Renan 1861 untersucht hat. Er fand dort Sphinxe und rohe Figuren von Löwen, auch phönikische Inschriften und eine sehr interessante Sonnenuhr. Die ionischen Kapitelle der dortigen Säulen stammen aus guter griechischer Zeit; die Stadt soll damals den Namen Laodicea geführt haben. Ihre Trümmer heißen heute Medinet el-Taharan oder Medinet el-Turan, auch Tuhran esch-Scham. Nach Socin-Bädeker (2. Ausgabe, S. 323) lautete der ältere Name des Ortes Turân. Die Umgegend des Ortes ist heutigen Tages wüst und öde; man sieht dort weder Haus noch Dorf. Nur zahlreiche Schakale treiben sich in den Ruinen herum, und zur Nachtzeit läßt sich das scheußliche Gekläff der Hyänen vernehmen. Nun steigt man zum Ras en-Nakura hinauf, der alten „Tyrischen Treppe“ (Scala Tyriorum), in deren festem Gestein viele versteinerte Seeigel sich finden. Oben, 75 m über dem Spiegel des Meeres, dehnt sich ein felsiges Plateau aus, das mit Gestrüpp von stacheligem Ginster, Karuben und Poterium spinosum bedeckt ist. Alsbald aber öffnet sich die prachtvolle Aussicht nach Süden, über die weite Ebene und den Meerbusen von Akka, den im Hintergrunde der Karmel abschließt, und im Osten die Berge von Galiläa. Ein steiler, steiniger, aber dabei — eine Seltenheit in türkischen Landen — kürzlich ausgebesserter Weg führt in die Ebene hinunter und über den Ain Mescherfe, einen kleinen Bach, der einst die Grenze zwischen Phönicien und Kanaan bildete.

Zwischen dem Gestrüppe bemerkte der Reisende einige Zelte von Tscherkessen. Diese Unglücklichen wandern seit der Unterwerfung des Kaukasus durch die Russen im weiten türkischen Reiche als Vagabunden umher und haben keine Heimstätte, trotzdem die Regierung ihnen fruchtbare Ländereien angewiesen hat; früher ansässig, sind sie zu Nomaden geworden, treiben keine Arbeit, ja ziehen nicht einmal Vieh auf und leben nur von Diebstahl und Raub. Für die friedlichen Bewohner Syriens sind sie eine wahre Geißel, und diese werden mitunter zu entsetzlichen Repressalien veranlaßt. So haben vor einiger Zeit Araber aus der Ebene von Akka, um einen von Tscherkessen verübten

Mord zu rächen, eine Anzahl derselben in frisch abgezogene Thierfelle genäht und sie in diesem Zustande neben dem Wege den Strahlen der glühendsten Sonne ausgesetzt, so daß sie in Folge des Zusammentrocknens der Felle und der Hitze unter fürchterlichen Qualen ihr Leben aushauchten.

Die Ebene von Akka ist fruchtbar und gut angebaut; überall sieht man große Felder von Getreide, Tabak und Baumwolle, seit Kurzem auch wohlgepflegte Weinberge. Der Boden ist theils thonig, theils schwarzer Humus wie im Nildelta. Am Wege ist der Rasen mit schönen purpurn blühenden Orchideen (Serapias cordigera) und zierlichen rothen Tulpen (Tulipa undulatifolia) geschmückt. Dann läßt man zur Rechten, nach dem Meere hin, einen Hügel, der das Dorf Zib, das alte Achzib oder Ecdippa,



Ein Haus in Akka. (Nach einer Photographie.)

trägt; dort giebt es Quellen in Fülle und prächtige Haine von Oel-, Nuß-, Feigenbäumen und Palmen, in denen sich Schaaren grauer Krähen mit dunkelschwarzen Flügeln tummeln. Dann wird die Ebene sandig und öde, nur von Dornsträuchern und dem für die Haiden am östlichen Mittelmeere charakteristischen Poterium spinosum bedeckt. Schließlich erreichte man die große Leitung, welche von Nordosten her der Stadt Akka Trinkwasser zuführt, und lagerte in Bachdsche neben einem Landhause Abdallah Pascha's, des Nachfolgers des mehrfach erwähnten Dschezzar Pascha. Der nie ausgebesserte Aquadukt läßt an zahllosen Stellen das kostbare Naß entweichen; überall stürzen kleine Kaskaden herab und lassen Frauenhaar und Schilf üppig gedeihen. Das Geplätscher derselben und das Quaken unzähliger Frösche wiegte die Reisenden in Schlaf.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Tage kamen Fellachenfrauen, alle gleichmäßig in Blau gekleidet, in langen Reihen vorbeigezogen, um Milch und Früchte in der nahen Stadt zu Markte zu bringen. Fast alle rasteten am Aquadukt einen Augenblick, um ihren Wasservorrath zu erneuern,

und man sah da ländliche Scenen, die einen großen Maler hätten begeistern können. Aber alle waren tief traurig; kein Lachen und Scherzen unter den jungen Leuten, wie in anderen Ländern: die rauhe Hand des Türken, der sich von der ganzen Civilisation Europas nur die Laster angeeignet hat, lastet zu hart auf ihnen, als daß die Lebenslust sich äußern könnte.

Von Bachdsche aus gelangte Lortet bald an die verfallenden Befestigungen, die in Vauban'scher Art erbaut Akka oder Saint-Jean-d'Acre auf der Landseite umgeben. Man muß an ihnen hin reiten, bis man das einzige Thor im Südwesten erreicht. Dabei passirt man einen Hügel, den „Toron" der mittelalterlichen Geschichtsschreiber; dort lagerte Guy de Lusignan im Jahre 1189 und von dort legte Bonaparte mit seinen kleinen Kanonen Bresche in die Mauern der Stadt.

Im Alterthume war Akka, das die Griechen zu Phönicien rechnen, eine ansehnliche Handelsstadt, spielt in der Geschichte aber keine hervorragende Rolle, um so mehr aber in den Kreuzzügen. Für die Franken war es ein überaus wichtiger Platz, wo die meisten landeten. Von 1104, wo es Balduin I. mit Hilfe einer genuesischen Flotte eroberte, bis 1187, wo es sich nach der Schlacht von Hattin an Saladin ergeben mußte, war es in ihren Händen und schon 1191 eroberten es Guy von Lusignan und Richard Löwenherz wieder und die Kreuzfahrer behielten es nun noch ein



Arabische Mädchen beim Wasserschöpfen in Akka. (Nach einer Photographie.)

volles Jahrhundert. Von den Johannitern, welche 1187 von Jerusalem vertrieben worden waren und sich dann hier niederließen, erhielt es seinen französischen Namen, und auch die Deutschritter waren in der Umgegend reich begütert. Schließlich eroberte 1291 Sultan Melik el-Aschraf trotz tapferer Vertheidigung, die aber durch Uneinigkeit wirkungslos gemacht wurde, die Stadt und verwüstete sie vollständig. 50 Jahre später hausten nur 60 Beduinen in elenden Hütten zwischen den Schutthaufen.

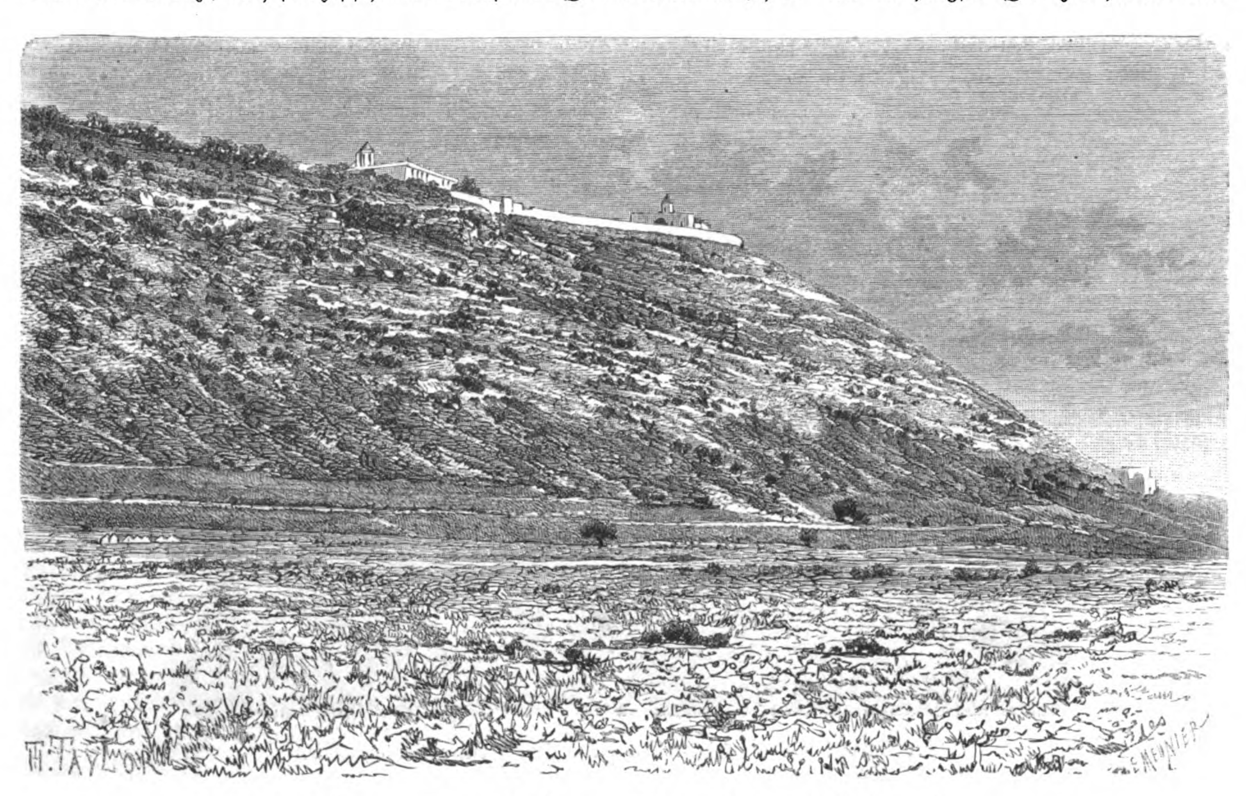
Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich Akka unter dem grausamen Bosniaken Achmed, besser bekannt als Dschezzar Pascha, aus seinen Ruinen. 1785 hatte sich derselbe fast unabhängig gemacht und beherrschte alles Land vom Nahr el-Kelb bei Beirut bis Kaisarije; Akka wurde durch ihn mit Bauten geschmückt, zu denen er von weit und breit her Material der antiken Ruinenstätten herbeischleppen ließ. Unter seiner Herrschaft fand die Belagerung durch Bonaparte statt, der nach acht blutigen Stürmen dieselbe aufgeben und mit den Resten seines Heeres nach Aegypten abziehen mußte. Er hat es dem Engländer Sidney Smith nie vergeben, daß er durch seine Unterstützung der Türken ihm seine hochfliegenden Pläne im Oriente zu nichte gemacht hat. Dschezzar starb 1804. Unter seinem zweiten Nachfolger, Abdallah Pascha, kam neues Leid über Akka: Ibrahim Pascha von Aegypten legte sich Ende 1831 davor und warf 35000 Bomben in die Stadt; aber erst, als der neapolitanische Ingenieur Roset die Leitung der Artillerie übernahm, gelang es Bresche in die Mauern zu legen und am 27. Mai 1832, nach einer Belagerung von sechs Monaten, die Stadt zu stürmen und zu zerstö-



Mesopotamischer Tänzer und Musikantinnen in Akka. (Nach einer Photographie.)

ren. Kaum hatte sich dieselbe wieder etwas erholt, als sie 1840 ein neues Bombardement Seitens der vereinigten Flotten der Engländer, Oesterreicher und Türken durchzumachen hatte, wobei am 3. November ein Pulvermagazin in die Luft sprang und über 2000 Aegypter tödtete. Seitdem genoß Akka Frieden und Ruhe. Der Ort liegt auf einer Landzunge, welche sich von Norden nach Süden in das Mittelländische Meer hineinschiebt. Zwischen derselben und dem Festlande in Südosten liegt der Hafen, den einst ein halbkreisförmiger Molo, von dem man noch Reste sieht, einschloß. Gräben, Mauern und Redouten sind in sehr schlechtem Zustande, und an ausgedienten Lafetten, alten verrosteten Kanonen und umherliegenden Kugeln ist kein Mangel. Es befinden sich unter den Geschützen viele alte Stücke aus Bronze, auch französische aus Bonaparte's Zeit. Die Mauer längs des Meeres ist mit unterirdischen Magazinen versehen, von denen aber viele eingestürzt sind. Doch soll die Pforte 1880 beschlossen haben — von Beschlüssen der türkischen Regierung bis zu deren Ausführung ist bekanntlich ein weiter Weg —, Akka durch Forts moderner Bauart und Kanonen vom schwersten Kaliber zu schützen. Lortet meint, sie hätte die strategische Wichtigkeit des Platzes, der das südliche Syrien beherrscht, eingesehen; auch hätten England wie Deutschland (!?) nach Vorwänden gesucht, sich der Stadt zu bemächtigen, und wer dort und in den Bergen Juda's Herr sei, beherrsche damit den Suez-Kanal (?).

Bazar und Markt von Akka sind ziemlich belebt und reich mit Früchten und Gemüsen aus der umliegenden Ebene versehen. Die in jüngster Zeit zunehmende Ausfuhr besteht aus Wolle, Seide, Tabak, Sesam und Baumwolle. Der Hafen ist leider sehr versandet und bietet nur kleinen Schiffen Unterkunft; doch wäre es leicht, ihn auszubaggern und ihm die nöthige Tiefe für Dampfschiffe zu geben. Ob das wirklich so nöthig ist, weil demnächst, wie Lortet meint, Akka der Endpunkt einer Eisenbahn wird, welche die Erzeugnisse des Jordanthales und der ostjordanischen Landschaften Dschedur und Dscholan nach der Küste zu schaffen hat, scheint uns mehr als zweifelhaft.



Der Berg Karmel von Haifa aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Die Bevölkerung von Akka wird auf 12000 Seelen geschätzt, davon etwa 3000 Christen; sie könnte rasch anwachsen, wenn der Hafen den europäischen Dampfern eine Zufluchtsstätte böte.

Bei den wiederholten Zerstörungen, welche die Stadt zu erdulden hatte, ist es nicht zu erwarten, daß sie an Alterthümern und Baulichkeiten Besonderes aufzuweisen hätte. Auf einem kleinen freien Platze erhebt sich die Moschee des Dschezzar Pascha, die von einer schlanken zierlichen Kuppel gekrönt wird; sie besteht fast ganz aus antikem Material, das der „Schlächter-Pascha" von Cäsarea und Tyrus herbeiholen ließ. Von ersterm Orte stammen die Säulen aus Verde antico. Im Hofe springt eine Fontaine zwischen Cypressen, Oelbäumen und Palmen; ringsum laufen Gallerien, die mit kleinen Kuppeln bedeckt sind. Dort liegt auch das Grabmal Dschezzar Pascha's, das aus weißem Marmor besteht und in eleganten arabischen Schriftzügen folgende Inschrift trägt: „Er lebt, er ist unsterblich! Dies ist das Grab dessen, der um Gnade fleht. Man muß dem Hadschi Achmed Pascha, dem Schlächter (Dschezzar), vergeben. Möge ihm die Gnade des Allbarmherzigen zu Theil werden!"

Das Gebäude, welches jetzt als Militärhospital und Kaserne dient, gilt für den einstigen Palast der Johanniter-Ritter; doch gehören nur die Fundamente und die jetzt mit Schutt und Unrath angefüllten Keller der Kreuzfahrerzeit an.

Bietet die Stadt an geschichtlichen Monumenten nichts, so ist ihr Straßenleben um so interessanter. Da sitzen zwei griechische Popen auf einem Hofe vor einer kleinen Kapelle,

schmutzig, mit fettigen Kleidern, langen Haaren, ungepflegtem Barte, aber vieler Würde; russische Pilger, in zerlumpte Schaffelle gehüllt, werfen sich vor den Heiligenbildern nieder; mohammedanische Frauen, die untere Hälfte des Gesichtes sorgfältig verhüllt, schleichen vorüber. Hier sieht man in einen Barbierladen, wo sich ein Araber den kahlen Schädel rasiren läßt; dort sitzen Schuster bei der Arbeit und Wasserverkäufer lassen ihre Waare von Eseln durch die Straßen schleppen. Bei einem von unbehauenen Steinen malerisch überdeckten Brunnen ziehen niedliche arabische Mädchen von acht bis zehn Jahren, nur mit Hemd und Hose von weißem Baumwollenstoffe bekleidet, und auf dem Kopfe ein Fez mit goldener Quaste, das Schöpfgefäß auf und gießen seinen Inhalt in einen mächtigen Krug, den ein fauler junger Türke festhält. Die von der hellen Sonne beleuchtete Gruppe giebt ein anziehendes Bild ab.

Die Garnison von Akka ist beträchtlich und in Folge dessen auch, wie in allen Soldatenstädten, die Zahl der Kaffeehäuser. In einem derselben, welches in einem höhlenartigen Loche eingerichtet war, bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar: ein Tänzer, aus Mesopotamien stammend und fast wie ein schottischer Hochländer gekleidet, gab zum Klang von Kastagnetten einen höchst gewandten Tanz zum Besten. Zwei junge Frauen, eher Levantinerinnen als von arabischem Blute, begleiteten ihn mit Tamburin und Guitarre. Die Anwesenden, unter denen sich einige Perser befanden, waren von dem Schauspiele wie hingerissen und schienen ein unvergleichliches Vergnügen zu genießen. Der Tänzer war schön und von prachtvollen Formen, sein weibliches Gesicht von vollkommener Regelmäßigkeit, die großen schwarzen Augen voll Feuer und sein Kopf mit langem, schwarzem, zierlich gewelltem Haarwuchse bedeckt. Auf diese Produktion folgten Schlangenbeschwörer, italienische Sänger u. s. w.

Nachdem Lortet alle Sehenswürdigkeiten Akkas erschöpft, brach er nach dem nahen Haifa am Fuße des Karmel auf. Unweit von Akka durchfuhrtete er den kleinen Nahr el-Naaman, den antiken Belus, mit dessen feinem Sande die Phönikier, Plinius zufolge, die Glasbereitung erfanden. Ist die Tradition wahr, so wäre die Mündung des Baches eine der denkwürdigsten Stellen auf Erden, als Ursprung einer Entdeckung, ohne welche die heutige Industrie und ein großer Theil der physikalisch-chemischen Wissenschaften einfach undenkbar wäre. Die Bai von Akka mit ihrem fast kreisrunden Strande ist für Segelschiffe höchst gefährlich, weil sie sich bei Westwind nur schwer daraus entfernen können; als Beweis dessen zählte Lortet zwischen Akka und Haifa nicht weniger als 23 große Barken oder Dreimaster, die der Sturm einige Tage zuvor an den Strand geworfen hatte. Die meisten derselben hatten sich tief in den Sand gebohrt und manche waren von der Gewalt des Sturmes und der Wogen 30 bis 40 m weit landeinwärts getrieben worden. Zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, die Schiffsrumpfe zu zerlegen.



Der Karmel und die Ebene Esdrelon. (Nach einer Photographie.)

Das bis in die Tiefen aufgewühlte Meer hatte eine Menge seiner Bewohner an den Strand geworfen, so daß Lortet eine reiche Sammlung von schönen Schwämmen und niederen Thieren, welche sonst schwer zu erlangen sind, zusammenbringen konnte. Darunter befanden sich allerlei Muscheln, Krabben, riesige Medusen, Meerschildkröten und eine ganze Menge des eigenthümlichen und seltenen Seeigels Brissus unicolor, der nur in großen Tiefen lebt. Zahlreiche Fischer standen, völlig nackt, bis zur Hälfte unbeweglich im Wasser, das Netz auf der Schulter, und musterten scharfen Auges die heranrollenden und sich überstürzenden hellgrünen Wogen; erblickten sie irgendwo einen Fisch, so flog das Netz im Nu von der Schulter herab und kam selten aus dem Wasser wieder hervor, ohne daß ein Schuppenträger in seinen Maschen zappelte. Auch kahlköpfige Geier und Adler (Aquila fulva) thaten sich an der reichen Beute, die ihnen der Sturm zugeführt, gütlich.

Zwei Stunden, nachdem man Akka verlassen hatte, durchfuhrtete man die 30 bis 40 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß tiefe, wegen des beweglichen Sandes nicht gefährliche Mündung des Nahr el-Mukatta, des antiken Kischon, und erreichte gleich darauf die Orangen- und Palmengärten (Haifa ist der nördlichste Punkt in Syrien, wo die Dattel reift) der aufblühenden Stadt Haifa, welche zwischen einem nordöstlichen Ausläufer des Karmel und dem Meere auf schmalem Küstensaume schön gelegen ist. Jenseit der meist von Arabern und Türken bewohnten Altstadt (circa 5000

Einwohner), welche von einer verfallenen Mauer aus sarazenischer Zeit umgeben ist, aber keinerlei Alterthümer oder Sehenswürdigkeiten enthält, dehnt sich wiederum eine kleine Ebene aus, welche im Alterthume die Stadt Sycaminum trug, und an deren Südostende die deutsche Ackerbau-Kolonie der württembergischen „Templer“ liegt, welche sich hier 1869 niedergelassen haben und jetzt etwa 300 Seelen zählen. Es ist erfreulich, daß Lortet, ebenso wie noch vor Kurzem der viel berufene Midhat-Pascha, dem Fleiße, der Reinlichkeit und Ordnungsliebe dieser Kolonisten, ihren Weinbergen, Straßenbauten, Blumengärten und Feldern vollste Anerkennung zu Theil werden läßt, und nur wünscht, daß Frankreich, um sich seinen schwindenden Einfluß in Syrien zu bewahren, gleichfalls fleißige, ackerbauende Familienväter hinaussenden möge, anstatt, wie jetzt, Franciskaner und sonstige vaterlandslose Mönche, zumeist von spanischer und italienischer Abkunft, die sich von Frankreich füttern lassen und dabei demselben eher schaden als nützen.

Von Haifa aus führt der Weg nach dem Karmel-Kloster (149 m über dem Meere) nordwestlich, läßt die Templer-Kolonie zur Rechten, beginnt nach etwa 25 Minuten steil und treppenartig anzusteigen und erreicht nach weiteren 12 Minuten die Höhe und das Kloster mit seinen dicken festungsartigen Mauern und Terrassen, die eine prächtige Aussicht auf die Ebene von Akka und das weite Meer gewähren. Letzteres umgiebt das Vorgebirge von drei Seiten; man bedarf keiner großen Einbildungskraft, um sich auf das Vordertheil eines mächtigen Schiffes versetzt zu glauben. Dieser nordwestliche Ausläufer des Karmel-Gebirges besteht ausschließlich aus einem jurassischen, kreideartigen Kalkstein, welcher zahlreiche kieselige Konkretionen, „Katzenköpfe“ der Geologen, einschließt; diese nahmen die mittelalterlichen Pilger als kostbare Andenken mit heim und nannten sie „Elias-Melonen“ oder „Lapides Judaici“. An anderen Stellen des Berges finden sich merkwürdige fossile Seeigel. Der Karmel ist fast überall mit reicher baumartiger Vegetation bedeckt, namentlich zahlreichen Eichen; auf den Waldblößen blühen im Frühjahre die schönsten Blumen, eine Folge seines Reichthums an Wasser und Quellen, welcher den Berg selbst im Sommer, ein Unicum in Syrien, grün erhält. Er war deshalb seit den ältesten Zeiten ein heiliger Berg und galt den Umwohnern als „Berg Gottes“. Der Prophet Elias richtete den Altar von Neuem auf, welchen Jehovah dort schon früher gehabt hatte. Seine Schönheit wird z. B. von Jesaias und im Hohen Liede gerühmt; dabei scheint er aber im Alterthume nicht stark bewohnt gewesen zu sein, so daß Flüchtlinge dort ein Asyl fanden. Auf seiner Westseite finden sich viele Höhlen, die schon früh von Einsiedlern bewohnt waren; schon Pythagoras soll, von Aegypten kommend, sich einige Zeit lang dort aufgehalten haben. Zu Tacitus' Zeit stand oben auf dem Karmel ein Altar des gleichnamigen Gottes ohne Tempel oder Bildsäule, dessen Orakel Vespasian befragte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten sammelten sich Einsiedler in jenen Höhlen, wo ihre Anwesenheit durch griechische Inschriften bezeugt ist. Im 12. Jahrhundert thaten sich dieselben allmälig zu einem Mönchsorden zusammen, welcher im Jahre 1207 durch Papst Honorius III. bestätigt wurde; diese „Karmeliter“ siedelten 1238 auch nach Europa über. 1552 besuchte Ludwig der Heilige das Kloster. Später ging es den Mönchen wiederholt schlecht: 1291 und 1635 wurden viele derselben getödtet und bei letzterer Gelegenheit das Kloster in eine Moschee verwandelt; doch gelang es den Mönchen, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen. Als Napoleon 1799 Akka belagerte, diente es den Franzosen als Lazareth; aber bei ihrem Rückzuge wurden sämmtliche Verwundete von den Türken niedergemetzelt; ihre Ruhestätte bezeichnet eine kleine Pyramide vor der Pforte des Klosters. Im Jahre 1821 ließ Abdallah Pascha von Akka bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes unter dem Vorgeben, das Kloster könnte die Feinde des türkischen Reiches begünstigen, dasselbe gänzlich zerstören. Allein schon sieben Jahre später erstand es wieder aus seinen Trümmern und zwar durch den Eifer des Bruders Giovanni Battista von Frascati, welcher mehrere Jahre lang Europa durchzog und die nöthigen Mittel sammelte. Heute steht das Gebäude stolz und prächtig wieder da, und an 20 italienische und spanische Karmeliter üben, wie mehrfach in Syrien, liberale Gastfreundschaft aus. Die Kirche mit ihrer weithin sichtbaren Kuppel ist im modernen italienischen Stile erbaut; unter dem Hauptaltar liegt eine Grotte, zu welcher fünf Stufen hinabführen: an diesem auch den Mohammedanern heiligen Platze soll Elias gewohnt haben.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

II.

Termez (Termiz, Tarmizy) war schon im grauen Alterthum bekannt als eine der bedeutendsten Städte am Ufer des Amu. Die jetzigen Einwohner wissen nicht, wer die Stadt gegründet hat; ihnen ist nur bekannt, daß sie erst in verhältnißmäßig später Zeit den Namen Termez erhielt, und daß ihr alter Name (in der Tadshik-Sprache) Gul-gul, d. h. „die geräuschvolle Stadt“, war. Die Sage berichtet, der Lärm ihrer Bazare sei bis nach Balch gehört worden, d. h. auf mehr als 80 Werst Entfernung. Dieses ist natürlich übertrieben, aber es beweist, daß Gul-gul in der That eine große, volkreiche Stadt war. Daß hier der Mittelpunkt einer bedeutenden Kulturoase lag, das zeigen auch die gewaltigen Bewässerungsanlagen, welche die Bewohner zur Berieselung ihrer Felder gemacht hatten. Das ganze Feld und Ackerland um Gul-gul konnte nicht vom Amudarja aus bewässert werden, weil die Ländereien von Termez sich auf viele Werst vom Ufer des Amu in das Innere des Landes erstrecken; es mußte deshalb ein großer Zuleitungskanal von unterhalb Denau aus dem Bergflüßchen Kizyl-su hergeleitet werden. Nach anderen Angaben lag der Anfang dieses Kanals noch weit nördlicher, und er kam aus dem Sang-gardak-darja und nahm als Zuflüsse alle die zahlreichen Bergwasser auf, die jetzt in den Surchan sich ergießen. Die Spuren dieses Kanales, der die Gefilde von Gul-gul bewässerte, sind noch heute sichtbar in Gestalt eines tiefen Grabens, der hier und da

schon mit Erde angefüllt ist, der aber die ganze Thalebene des Surchan auf dem rechten Ufer dieses Flusses durchzieht. Ein solcher Kanal konnte in der That eine ungeheure Fläche Landes bewässern. Als das Leben auf den einst so reich bewohnten Ufern des Amudarja erstarb, verfiel freilich auch er als nutzlos. Die jetzigen Bewohner der Ufer des Amu, hauptsächlich Turkmenen aus verschiedenen Stämmen, begnügen sich für ihre Felder mit kleinen Zuleitungsgräben, die auf kurze Strecken direkt aus dem Amu hergeleitet sind; so ist es auch bei Kelif, Danadsha und anderen turkmenischen Ortschaften am Amu.

Die Sage berichtet, daß in der Stadt Gul-gul einst einer der Nachkommen von Mohammed, Chodsha Ali-ul-hakim, lebte. Er war der Sohn sehr armer Eltern; sein Vater starb, als er erst drei Jahre alt war, und als der Knabe heranwuchs, fing er an seiner Mutter in der Wirthschaft zu helfen, und ging häufig für sie nach Holz und Wasser. Eines Tages begegnete er einigen seiner Altersgenossen, die in die Schule gingen und ihn aufforderten, mit ihnen zu kommen. Chodsha Ali-ul-hakim erwiderte, daß er gern mit ihnen gehen möchte, daß er aber erst von seiner Mutter Erlaubniß haben müßte. Auf die Bitte des Knaben, ihn in die Schule gehen zu lassen, erwiderte die Mutter: „Wer soll mir denn aber Holz und Wasser holen? Du weißt, daß ich Keinen außer Dir zur Hülfe habe." Der betrübte Knabe wagte nicht der Mutter ungehorsam zu sein, und ging Holz einsammeln. Kaum war er aus der Stadt herausgekommen, als sich ein alter Mann zu ihm gesellte, und ihn fragte, warum er so betrübt wäre. Der Knabe klagte ihm aufrichtig sein Leid, da umarmte ihn der Alte, und drückte ihn an seine Brust, und als er ihn losließ, da wußte der vierzehnjährige Ali-ul-hakim den ganzen Koran und kannte alle Wissenschaften. Der erstaunte Knabe wollte dem Greise danken, aber dieser verschwand plötzlich. Da begriff Ali-ul-hakim, daß der Alte, der ihm erschienen, sein Urahn Mohammed selber sei. Zugleich fühlte er in sich den Beruf zum Predigeramt, nahm sein Holz auf und kehrte eilig nach Hause zurück. Als die Mutter von der Erscheinung erfuhr, sandte sie ohne Widerspruch ihren Sohn in die große Moschee, die dicht am Ufer des Amudarja stand. Als er in die Moschee eintrat, befand sich viel Volks in derselben und darunter der berühmte Gelehrte Imam Scharija. Zu allgemeinem Erstaunen stellte sich der vierzehnjährige Knabe vor den Altar der Moschee und begann zu predigen, und belehrte das Volk, wie es leben sollte, nach dem Willen Gottes. Die Kunde von dem ungewohnten Prediger verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt Gul-gul, und das Volk kam täglich in Schaaren zu der Moschee, wo Ali-ul-hakim predigte. Der Imam Scharija selbst erkannte dessen Vorrecht über ihn an, und sagte: „Gott selbst sandte uns seinen Schüler, damit wir ihn hören sollen."

Chodsha Ali-ul-hakim lebte und predigte die ganze Zeit in seiner Geburtsstadt Gul-gul; die Zahl seiner Schüler wuchs schnell an. Aber je mehr sein Ruhm sich vermehrte, um so mehr Neider bekam er auch. Eines Tages begab er sich allein, ohne Schüler, in die Moschee, um zu beten; es waren keine Menschen in derselben, da schlich sich der Arbeiter, dem er sein Pferd zu halten gegeben, heimlich in die Moschee und schlug dem Betenden mit einem Schlage den Kopf ab. Nachdem er die Missethat begangen, verbarg er sich sogleich. Bald versammelten sich die Schüler des Erschlagenen in der Moschee, und sahen ihren Lehrer enthauptet daliegen. Die Trauer war allgemein. Man bestattete den berühmten Prediger mit allen Ehren, und viel Volks versammelte sich täglich an seinem Grabe. Eines Tages als Leute aus dem Volke und Schüler des Heiligen an seinem Grabe weinten, da hörte man eine Stimme: „Tryk-biz", d. h. ich lebe. Von der Zeit an nannten alle den Verstorbenen Tryk-biz und danach wurde die Stadt selbst umbenannt in: Schaari-Ali-ul-hakim-Tryk-biz. Im Laufe der Zeit wurde dieses letzte Wort unrichtig Termez ausgesprochen, und die Stadt selbst bekam danach den Namen Termez. Dieses ist die Legende von dem Heiligen, dessen Grabmal noch heute als Gegenstand der Verehrung dient. Der Legende nach starb er noch jung, im 30. Jahre und lehrte im Ganzen 16 Jahre (vom vierzehnten bis dreißigsten). Ueber dem Grabe des Termez, d. h. des Ali-ul-hakim, ist jetzt eine hübsche Moschee aus gebranntem Ziegel erbaut, die von den Herrschern von Buchara erhalten wird. Die Ortseinwohner sagen, daß bis zur Zeit von Timurleng die Moschee sich in Verfall befand. Timur erneuerte sie und baute sie aus. Seine Nachfolger errichteten über dem Grabe des Heiligen ein prächtiges Denkmal aus weißem Marmor mit arabischen Inschriften (Sprüchen aus dem Koran). Hier sammeln sich zum Gebet Pilger aus allen Theilen Mittelasiens, nicht nur aus Buchara und Samarkand, sondern auch aus Taschkent, Kokand und Chiwa. Das Grab verwalten, wie überall in der musulmanischen Welt, die Nachkommen des hier begrabenen Heiligen, welche auch die Opfer der Pilger in Empfang nehmen. Diese Opfer erreichen mitunter recht stattliche Ziffern. Viele opfern Geld, Pferde, Kameele, Hammel. Die Turkmenen opfern dem Grabe des Heiligen, oder vielmehr seinen glücklichen Nachkommen, häufig bis 10 und 15 Hammel. Die einfachen von der Kultur Mittelasiens noch nicht berührten Nomaden sind eben aufrichtig in Allem, was sie thun, und verstehen es noch nicht, wie die Chinesen mit papierenen Bildnissen, statt der Opfer, sich abzufinden. Im Gegensatz dazu geben die Nachkommen des Heiligen, bei der Unmöglichkeit, selbst alle Opfer einzusammeln, gar oft die Grabstätte des Termez in Pacht. Alle Ueberlieferungen der Musulmanen bestätigen, daß Termez eine sehr große Stadt war und der Mittelpunkt der Kulturoase am nördlichen Ufer des Amudarja. Es soll sich bis auf 12 Werst in das Innere des Landes und am Ufer entlang 24 Werst weit ausgedehnt haben, bis zu der Stadt Mija, von der sich auch noch deutliche Spuren erhalten haben; dieselbe war eine Art Vorstadt von Termez.

Zur Zeit sind die einzigen Bewohner am nördlichen Ufer des Amu Turkmenen verschiedener Stämme, welche die bittere Noth und der Hunger auf das bucharische Ufer getrieben haben. Sie werden deshalb auch „nan-talag", d. h. Brodsucher, genannt. In Lumpen gehüllt, schlechter und schmutziger, als man sich vorstellen kann, treiben diese Turkmenen alle Beschäftigungen, die ihnen geboten werden; sie dienen als Ruderer bei den Fähren, treiben Hammelherden aus der Gegend von Balch nach Karschi und Buchara oder dienen als Lastträger bei den Karawanen. Die Mehrzahl derselben lebt in „kibe", d. h. Zelten, am Ufer des Amudarja zerstreut, nur wenige in armseligen Ortschaften zusammen.

Doch kehren wir noch einmal nach Termez und seiner unmittelbaren Verlängerung, der Stadt Mija, zurück. Eine Deutung des letztern Namens, über welchen in der Gegend einige Legenden existiren, ist schwer zu geben. Unter den Trümmern von Mija hat sich besonders ein Thurm gut erhalten von 42 Arschin Höhe und fast ebenso viel Umfang an der Grundfläche. Auf der Höhe des Thurmes ist eine kufische Inschrift angebracht, die leider keiner der schriftkundigen Musulmanen entziffern konnte; auch eine Abschrift, wie der Chef der Expedition sie wünschte, brachte keiner

zu Stande. Außer dem Thurm sind in Mija noch Trümmer einer Moschee und Reste von Backsteinmauern zu sehen. Von der Citadelle von Termez haben sich bis heute noch die Ueberbleibsel des Walles und des Grabens erhalten, welche die äußere Umfassung desselben bildeten. An den Ecken dieser Umfassung standen Thürme, wie bei allen asiatischen Festungen; auch von diesen blieb einer erhalten, der dicht am Ufer des Amudarja steht und mehr und mehr in den Haufen von Schutt und Ziegeln versinkt; die anstoßende Mauer aber längs des Amu hat sich noch ziemlich gut erhalten. Das Hauptthor der Stadt lag ebenfalls auf der Seite des Amu, und noch jetzt kann man in der Mitte der Mauer den Bogen erkennen, welcher das Thor überwölbte. Das Innere der Citadelle ist angefüllt mit Haufen von Schutt, Backsteinresten und bunten Kacheln. Unter diesem Bauschutt finden sich auch Glasscherben und Münzen, die aber so mit Rost bedeckt sind, daß es unmöglich ist Inschriften darauf zu entziffern. Man erzählte, daß noch unlängst vier fremde Leute dort Ausgrabungen vorgenommen, und unter anderen auch sechs silberne Barren, jeden etwa faustgroß, aufgefunden hätten. Auf das Gerücht dieses Fundes hin habe der Beg von Schir-abad dem Emir berichtet, und letzterer alle Ausgrabungen in Termez und allen anderen alten Städten bei Todesstrafe verboten.

Am Ufer des Amu vor dem ehemaligen Hauptthore der Stadt lag eine Plateforme, aus gebranntem Ziegelstein errichtet, die sich ebenfalls noch erhalten hat. Ferner steht $1\frac{1}{2}$ Werst von Termez noch eine alte Windmühle; freilich ist jetzt schwer zu sagen, ob es wirklich, wie die Einwohner behaupten, eine Mühle oder etwas Anderes war, denn von dem ganzen Bau steht nur noch ein Pfeiler von 8 Saschen (18 m) Höhe, erbaut aus Ziegelsteinen von je 1 Arschin Länge und $\frac{1}{2}$ Arschin Breite. Die Einheimischen, welche alle Uebertreibungen lieben, führen den Ursprung der Plateforme auf die Zeit Alexander's des Großen von Makedonien zurück, als in Termez ein gewisser Kaschta-sab herrschte. Die Legende sagt, daß Iskander Zjul-karnau (der zweihörnige Alexander) vom afghanischen Ufer her sich Termez näherte; die Belagerung dauerte lange und, als endlich der Ort sich ergab, befahl Iskander den Herrscher Kaschta-sab zu tödten, die Einwohner aber mußten sofort zum Bau einer Brücke über den Amu schreiten. Als die Brücke fertig war, führte Iskander sein ganzes großes Heer über dieselbe. Als vorübergehendes Bauwerk nur für Kriegszwecke verfiel die Brücke schnell wieder, und nur die eben erwähnte Plateforme hat sich erhalten. Iskander ließ in Termez nur eine kleine Garnison, er selbst zog nach Samarkand. Nach seinem Tode erklärte der Chef der Garnison sich unabhängig und beherrschte eine Zeit lang Termez und das umliegende Gebiet.

Vier Werst von Termez liegt eine Insel, Aral-paigambar, die auch durch eine musulmanische Legende bezeichnet ist: Vor tausend Jahren, so erzählen die Einwohner, lebte im Charezm (Chiwa) ein Fremder, der sich schnell als berühmten Prediger und Heiligen in der ganzen Stadt bekannt machte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit verbreitete sich in der ganzen musulmanischen Welt und aus Kokand, Taschkend und Buchara kamen viele Menschen, um Zjul-Kafil (so hieß der Prophet) predigen zu hören. Vor seinem Tode gebot dieser seinen Schülern ihn nicht auf musulmanische Art zu begraben, sondern einen hölzernen Sarg machen zu lassen, und mit demselben seinen Körper dem Amudarja zu übergeben. Dieser Befehl des Paigambar, d. h. des Predigers, wurde pünktlich erfüllt. Zum allgemeinen Erstaunen seiner Schüler und aller Einwohner von Chiwa, die dem Begräbniß beiwohnten, versank aber der Sarg nicht, sondern schwamm flußaufwärts fort. Die Schüler folgten ihm am Ufer und gelangten so bis hundert Taschen (800 Werst) von Chiwa. Als der Sarg sich Termez näherte, blieb er plötzlich stehen, und die Schüler hörten die Stimme des Zjul-Kafil: „Hier ist der nächste Nachkomme unseres Propheten Mohammed begraben, ich halte mich für unwürdig, mich weiter seinem Grabe zu nähern." Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so theilte sich der Amu in zwei Arme, und an der Stelle, wo der Sarg sich befand, erstand eine Insel. Die Schüler begruben ihren Lehrer auf dieser Insel, welche seitdem Aral-Paigambar-Zjul-Kafil heißt. Der nächste Nachkomme Mohammed's, von dem die Rede ist, war der oben erwähnte Chodsha-Ali-ul-hakim. Ueber dem Grabe auf der Insel ward später von dem berühmten Abdullah Chan ein Mausoleum in Gestalt einer Moschee mit verschiedenen Kuppeln gebaut. Hierher kommen noch häufig Pilger aus allen Theilen Mittelasiens. Gewöhnlich sind die Nachkommen eines verstorbenen Heiligen die Wächter seines Grabes und Empfänger der dort gebrachten Opfer. Zjul-Kafil war aber aus der Fremde eingewandert und hatte keine Nachkommen, deshalb ernennt der Beg von Schir-abad eine Person zur Beaufsichtigung des Grabes. Von den gesammelten Opfergaben bestimmt der Emir von Buchara einen Theil zur Instandhaltung des Grabes, das Uebrige wird an die Grabstätte von Boguetdin (8 Werst von Buchara) abgegeben; dort befindet sich nämlich das einzige Armenhaus in dem ganzen Chanat, in dem viele Arme und Bettler verpflegt werden.

Von Termez abwärts nehmen die Ufer des Amudarja wieder ihren flachen leblosen Charakter an. Das Gelände zunächst des Flusses steht häufig unter Wasser; es ist ein Strich von angeschwemmtem Thonboden, bewachsen mit niedrigen Wermuthbüschen und Pattasträuchern. Letztere bilden an etwas höher gelegenen Stellen manchmal schwer durchdringliche Haine. An den tiefer gelegenen Stellen, wo das Wasser fast den ganzen Sommer stehen bleibt, und wo der Boden sumpfig und morastig ist, breiten sich Schilfpflanzungen aus, welche vielfach die einförmigen Uferlandschaften der mittelasiatischen Flüsse bedecken. Aber diese Schilfgebiete sind auch die Brutstätten der gefährlichsten Fieber und deshalb von Eingeborenen wie von Durchreisenden gefürchtet.

Von Termez bis Kelif trifft man vier Ueberfahrtsstellen über den Amu: bei Patta-kisar, Schur-ob, Tschuschka-huzar und Kara-kamar. Von allen diesen Stellen aus führen große vielbesuchte Wege nach Schir-abad und von da weiter nach Karschi, Schachrisäbz und Buchara; diese Straße ist von den Russen seit 1875 viel benutzt worden.

Nach dem Verfalle des reichen und dicht bevölkerten Termez blieb Schir-abad neben Kobadian der einzige größere bewohnte Ort im Thale des Amu. Auch dieses ist eine alte Stadt; aber eine Sage über das Emporblühen des jetzigen neuen Schir-abad ist nicht vorhanden, wenigstens reichen die Ueberlieferungen nicht über die Thaten des Ali, des eifrigen Apostel des Islam, hinaus. Zu der Zeit als die Araber mit Feuer und Schwert die Religion Mohammed's in Mittelasien ausbreiteten, war Schir-abad eine große starke befestigte Stadt und hieß nach dem Namen ihres Gründers Schaari-Chaiber. Die Araber konnten lange die Stadt nicht nehmen. Als der Vertheidiger derselben sah, daß Ali die Belagerung nicht aufheben würde, wollte er ihn tödten lassen und sandte dazu einen seiner Helden (Riesen) bei Nacht in das Lager der Araber. Aus Versehen tödtete dieser aber nicht Ali, sondern schlug einem seiner Gefährten, Mir-Achtam, den Kopf ab. Der erzürnte Führer der Araber gelobte

Schaari-Chaiber zu nehmen und dort keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nach gelungenem Sturme hielt er Wort, und alle Einwohner wurden getödtet. Das Haupt von Mir-Achtam wurde in der Nähe der Stadt feierlich beigesetzt, und an der Stelle, wo Ali bei dem letzten Angriffe gestanden, wurde ein ungeheurer Tug (Roßschweiffahne) aufgestellt. Als sich an der Stelle des zerstörten Ortes eine neue musulmanische Ansiedelung entwickelte, nannten die Einwohner sie Schir-abad, d. h. die Ansiedelung des Löwen, denn Ali hieß „der Löwe Gottes“. Ueber Schir-abad und die schon genannten Ueberfahrtsstellen Tschuschka-huzar, Schur-ob und Patta-kisar führt die große Straße aus dem Chanat Buchara nach Afghanistan und zwar nach den Städten Balch und Mazari-scherif. In letzterer Stadt befindet sich das Grab des Ali, welches alljährlich viele Pilger besuchen. Der Statthalter des nördlichen Afghanistan oder des sogenannten afghanischen Turkestan wohnt ebenfalls in Mazari-scherif und nicht mehr in dem ungesunden fast schon verödeten Balch. Von Tschuschka-huzar aus sieht man schon die Berge Kulan-aschkan, einen Zweig der Gebirge von Schir-abad, die bis zum Amu heranreichen und die Ebene von Schir-abad im Westen begrenzen. Jenseit dieser Berge liegt Kelif mit seiner kleinen Kultur-Oase und einer wichtigen Ueberfahrtsstelle über den Fluß.

Von Kelif, wo der Amu aus den südlichen Ausläufern der Gebirgskette von Hissar heraustritt, beginnen die alten jetzt trockenen Flußläufe des Amu. Bemerkenswerth ist, daß alle diese trockenen Flußbetten auf der südlichen Seite des Flusses liegen; es ist, als ob eine stetig fortwirkende Kraft denselben nach Norden hin ablenke. Dieselbe Erscheinung findet sich auch bei dem zweiten großen Flusse Mittelasiens, dem Syr-darja. Auch dort liegt in der Steppe Kizyl-kum das alte Bett des Syr, der Jany-darja, welcher seine Richtung nach dem südlichen Ende des Aral-Sees nahm, und nicht wie jetzt der Syr nach dem nördlichen Ende. Auch bei den Nebenflüssen ist diese allmälige Ablenkung der Gewässer nach Norden hin zu bemerken, und der größere Wasserreichthum in den nördlichen Zuflüssen. Der Karauz-jak z. B. ist wasserreicher wie der Dshaman-darja und nur deswegen nicht schiffbar, weil er dicht mit Schilf bewachsen ist. Ueber die Umlenkung des Amu in sein neues Bett berichtet folgende Sage von religiösem Charakter. Ganz Mittelasien ist voll von Legenden über die Züge des musulmanischen Apostels Ali; kein Wunder also, daß man auch eine so bedeutende Thatsache wie die Ablenkung eines großen Flußlaufes mit seinem Namen verbindet. Die Legende sagt: Eines Tages als Chazret-Ali in einer der Moscheen von Mekka war um zu beten, trat plötzlich ein ärmlich gekleideter Greis mit Namen Babarawschan dort ein. Nachdem er sein Gebet beendet, wandte der Alte sich an die Anwesenden und klagte, er schulde einem Hebräer tausend Dukaten und habe nichts ihm diese Schuld zu bezahlen. „Der Hebräer drängt mich, und verlangt, daß ich ihm sofort die Schuld bezahle oder ihm meine Tochter zur Gattin gebe. Helft mir, Ihr Rechtgläubigen, wenn nicht mit der That, so doch mit gutem Rathe.“ Keiner der Anwesenden konnte dem Greise einen guten Rath geben, und Niemand auch wollte die große Schuld für ihn bezahlen. Da trat Chazret-Ali zu dem Babarawschan und sagte: „Komm mit mir, ich werde Dir helfen die Schuld zu bezahlen.“ Alle, die dieses hörten, staunten, denn sie wußten sehr gut, daß Ali gar nichts, geschweige denn tausend Dukaten besaß. Inzwischen gingen die Beiden vor die Thore der Stadt und dort auf einen hohen Berg; hier sagte Ali zu dem Greise: „Setze Dich auf mich und fürchte Dich nicht, was auch geschehen mag.“ Der Alte schloß die Augen und Ali sprach ein Gebet. Nach den letzten Worten desselben sah Babarawschan um sich und gewahrte mit Erstaunen, daß sie weit von Mekka entfernt waren. Ali erklärte ihm, daß sie sich im Lande der Kafiren, in Badachschan, befänden, und daß die Stadt, welche sie in der Ferne liegen sahen, Schaari-bardar heiße. Ali befahl ihm nun, er solle ihm die Hände binden, ihn dort auf den Sklavenmarkt bringen, und ihn so theuer wie möglich verkaufen. Babarawschan that, wie ihm Ali befohlen, und als die Käufer nach dem Preise fragten, forderte er so viel, wie tausend Sklaven werth waren, weil, so sagte er, dieser eine mit seiner unglaublichen Kraft tausend Arbeiter ersetzen könne. Auf dem Bazar freilich fand sich kein Käufer, der einen so theuern Sklaven erwerben wollte; aber der Herrscher der Stadt, mit Namen Tamaz Schah, kaufte ihn. Der Greis übergab den Ali dem Herrscher, und auf die Frage, wie er hieße, sagte er, er werde Kaschamschan genannt.

Der Herrscher wollte vor allem die Kraft seines neuen Sklaven erproben und befahl daher einen Wettkampf zwischen ihm und dem stärksten Riesen der Stadt zu veranstalten. Die Sage über diesen Kampf des Ali mit dem Riesen erinnert sehr an die biblische Legende vom Kampfe zwischen David und Goliath. Wie in der Bibel begann der Riese zu lachen, als er seinen Gegner sah, und war von seinem Siege völlig überzeugt; er rühmte sich, daß er mit einem Griffe der Hand ihn über das Dach des Palastes schleudern werde. Der Kampf begann, Ali riß zuerst dem Riesen die Hand ab, dann auch den Kopf und warf ihn über das Dach des Palastes. Der erstaunte Herrscher überzeugte sich so von der ungewöhnlichen Kraft seines Sklaven und gab ihm drei Aufträge mit dem Versprechen, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er sie gut und pünktlich ausführe. Ali sollte erstens den Amudarja ablenken und seinen Lauf so führen, daß er nicht mehr Chiwa bewässere; zweitens sollte er die große Schlange Aishdarch tödten, welche die Gebiete des Herrschers verwüstete, und drittens sollte er den Riesen Ali aus Mekka gefangen nehmen und nach Schaari-bardar bringen, weil von ihm verkündet war, er werde viele Kafiren vernichten, und einen neuen Glauben (den Islam) ausbreiten. Kaschamschan versprach alles pünktlich auszuführen. An der Ablenkung des Amu arbeiteten zu jener Zeit bereits tausend Menschen, denn Tamaz Schah hegte einen unüberwindlichen Groll gegen den Herrscher von Chiwa, weil dieser ihm als einem Ungläubigen die Hand seiner Tochter abgeschlagen hatte. Chazret-Ali kam an die Arbeitsstelle und befahl allen Arbeitern sich zu entfernen. Die Arbeiter thaten dieses; einer derselben aber verbarg sich hinter einem großen Steine und sah so alles, was Ali that. Dieser betete und rief seinen Kampfgenossen, das Streitroß Dul-dul, herbei. Am Sattel war das berühmte Schwert des Ali, Zjul-fakar, befestigt. Ali sprach „Allah-akbar“ und schlug mit seinem Schwerte den Felsen in Stücke. Der Fels zersprang und Ali schleuderte die Trümmer weit hin in die Wüste. Das Wasser drang in die Spalte hinein und grub sich ein neues Bett; der alte Flußlauf aber vertrocknete.

Nun machte sich Ali an die zweite Aufgabe, die Bekämpfung der großen Schlange, welche die ahnungslosen Wanderer überfiel, die sich verirrt hatten oder im Gebirge arbeiteten. Wieder rief er sein Pferd und gürtete sich mit seinem Schwerte. Schnell erreichte er die Lagerstätte der Schlange. Das Ungethüm stürzte sich auf Ali, dieser aber spaltete es mitten entzwei und brachte die obere Hälfte mit dem Kopfe als Siegesbeute dem Tamaz Schah. Nun machte er sich an die dritte Aufgabe, nach Mekka zu gehen, um Ali zu bekämpfen, den der Herrscher so sehr fürchtete. Kaschamschan nahm sich zu diesem Zuge 40 starke Helden mit

und belud 40 Kameele mit Fesseln, um den Ali damit zu binden. Als er mit seinen 40 Mann außerhalb der Stadt war, fragte er, was sie wohl thun würden, wenn sie jetzt dem Ali begegneten. Diese antworteten, daß sie mit ihm in den Kampf gehen und jenen besiegen und fesseln würden. Kaschamschan lachte und erklärte ihnen, er selber sei der Ali, gegen den sie ausgezogen. Die erschreckten Kämpfer begannen zu fliehen, Ali aber hielt sie fest und befahl, sie sollten ihn fesseln. In dieser Verfassung wurde er wieder in die Stadt geführt. Der Herrscher erkannte in dem Gefangenen seinen Sklaven und befahl ihn in das Gefängniß zu setzen. Der Tag der Hinrichtung wurde festgesetzt und eine Menge Volk versammelte sich an der Richtstätte, um Ali, den Vernichter der Kafiren, zu sehen. Als man den Gefangenen auf den Richtplatz führte, zerriß er seine Fesseln wie dünne Fäden, rief sein Roß Dul-dul herbei und umgürtete sich mit seinem furchtbaren Schwerte. Dann forderte er von dem Herrscher, er solle sich sofort mit seinem ganzen Volke zum Islam bekehren. Tamaz Schah weigerte sich und Ali streckte ihn mit seinem Schwerte zu Boden. Auch das Volk beantwortete die Aufforderung sich zum Islam zu bekehren mit Schmähungen. Erzürnt warf Ali sich in die Menge und begann niederzuschlagen, wer ihm in den Weg kam. Die Legende sagt, daß an jenem Tage 40 000 Menschen von Ali's Hand fielen und das Blutbad dauerte noch sieben Tage; dann nahmen die Ueberlebenden den Islam an.

Wenn wir die Vorgänge bei Bekehrung der Kafiren, welche die Sage dem Ali zuschreibt, auf die ganze Horde übertragen, welche aus Arabien nach Mittelasien und an die Ufer des Amu gezogen kam, so erhalten wir ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der Schrecknisse, mit denen der Sieg des Islam in Mittelasien verknüpft war. Ali war einer seiner kriegerischsten und schrecklichsten Apostel; noch jetzt liegt Schagriston (nahe bei Uratjube) in Trümmern, dessen Einwohner fielen, aber den Islam nicht annehmen wollten. Die Legende sagt, daß Chazret-Ali bis zu seinem Tode in Mittelasien lebte, wo Dank seiner Energie der Islam tiefe Wurzel schlug. Eines Abends spät kehrte Ali von irgend wo her in die Stadt zurück, die Sonne ging unter, und es war Zeit das Abendgebet zu verrichten. Ali näherte sich einem Greise, der nahe am Wege saß und Gerste durchsiebte. Ali bat ihn davon seinem Pferde zu geben. Der Alte stimmte äußerlich zu, als aber Ali wegging und zu beten anfing, schüttete er dem Pferde statt der Gerste Steine in den Futtersack. Nach beendigtem Gebete trat Ali zu seinem Pferde und sah in dessen Augen Blut statt Thränen, er sah in den Futterbeutel und sah die Steine statt des Kornes; der Alte spottete über den betrogenen Ali, dieser aber sagte mit Strenge zu ihm: „Werde selber zu Stein, Du und all' das Deine, Korn und Stroh, Allah akbar!" Kaum hatte er die Worte gesprochen, so wurde der Greis zu Stein, und die Halme des Getreides verwandelten sich in Felsen. Diese Felspartie erhebt sich noch heute dicht am Ufer des Amu und trägt die Bezeichnung „Tschatsch-baba"; dieses ist der äußerste, westliche Punkt von Afghanistan, weiterhin tritt das Gebiet von Buchara auch auf das südliche Ufer des Amu über.

Die Ablenkung des Amu hatte den Starrsinn des Chan von Chiwa gebrochen, er sandte eine Botschaft nach Schaaribarbar und erklärte sich bereit, dem Herrscher Tamaz Schah seine Tochter zu geben. Ali erklärte der Gesandtschaft, es herrschten jetzt keine Kafiren mehr in Badachschan, die Einwohner hätten den Islam angenommen, und auf die Bitten der Einwohner von Chiwa leitete Ali den Amu wieder in sein altes Bett.

Nach den Ueberlieferungen der musulmanischen Bevölkerung starb Ali in Balch und ist nahe bei dieser Stadt begraben in dem Orte Mazari-Scherif (das heilige Grab). Diese Grabstätte dient als Wallfahrtsort für alle Musulmanen Mittelasiens.

Unterhalb Kelif tritt der Amu bald in das Steppengebiet, wird beträchtlich breiter und theilt sich häufig in zwei Arme, welche mit Schilf bewachsene Inseln umfassen. Die Ufer sind abwechselnd steil oder von sumpfigen Wiesen begleitet, oder auch mit Flugsandhügeln besetzt, aber sie tragen nicht mehr den frühern leblosen Charakter, wenigstens nicht in dem Gebiete von Buchara, wo die reichen Oasen von Kerki, Burdalyk, Naruzym und Tschardshui auf einander folgen.

Auf der Strecke vom Zusammenflusse des Wachsch mit dem Pandsh bis zur Grenze des Gebietes von Chiwa bei dem Orte Utsch-Utschak, auf 950 Werst, zählt man auf dem rechten Ufer 87 bewohnte Orte mit 31 Ueberfahrtsstellen, auf dem linken Ufer 73 Orte mit 28 Ueberfahrtsstellen. Die Fähren werden auf gemeinschaftliche Kosten von den Bucharen und Afghanen unterhalten, und sind auf afghanischer Seite mit einer Wache von 10 bis 15 Mann besetzt.

Die fünf europäischen Menschenracen.

Professor J. Kollmann hat es unternommen, zum ersten Male die Resultate der neuen kraniologischen Untersuchungen zusammenzufassen und aus denselben praktische Schlüsse zu ziehen. Bisher lagen die Ergebnisse zerstreut umher, eine sichtende Hand wagte sich nicht an dieselben, bis jetzt der genannte bayerische Forscher im „Archiv für Anthropologie" und in den „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" sie zu einer Arbeit verwerthet, die als die bedeutendste angesehen werden muß, welche seit lange auf anthropologischem Gebiete geliefert wurde.

Kollmann stellt sich rein auf den anthropologischen Standpunkt. Er läßt völlig unbeachtet, was Geschichte, Ethnologie, Linguistik über die Menschen Europas sagen, und sucht bloß nach den Schädelmerkmalen die verschiedenen Abarten des Homo sapiens in Europa zu unterscheiden. Seit langer Zeit schon führen unsere Kraniologen drei verschiedene Stufen des Hirnschädels nach dem Längendurchmesser an: Langköpfe, Kurzköpfe und die dazwischen stehenden Mittelköpfe. Man hat aber nicht bloß den Hirnschädel untersucht, sondern auch seine Aufmerksamkeit dem Gesichtsschädel zugewendet, der noch bessere Unterscheidungsmerkmale darbietet. „Bei dem Antlitz bedarf es keiner besonders geschärften Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß lange oder besser schmale Gesichter mit schmaler Nase, hohem Nasenrücken, hohem Ober- und Unterkiefer und enganliegendem Jochbogen vorkommen und andere, welche den direktesten Gegensatz aufweisen, bei denen die Ausdehnung in der Breite vorherrscht."

Eine Raceneintheilung, welche den Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit genügt, muß sämmtliche Merkmale des Gesichts- und Hirnschädels zusammenfassen und, indem Kollmann dieses thut, findet er, daß auf europäischem Boden zwei verschiedene Formen von Dolichocephalie und zwei verschiedene Formen von Brachycephalie existiren. Denn sowohl mit dem langen als mit dem kurzen Hirnschädel verbinden sich je zwei völlig verschiedene Gesichtsschädel, die Kollmann als leptoprosop (schmalgesichtig) und chamaeprosop (niedergesichtig) bezeichnet. Danach gliedert er die europäische Bevölkerung in

1. Leptoprosope Dolichocephalen (Langschädel mit schmalem Gesichte).
2. Chamaeprosope Dolichocephalen (Langschädel mit breitem Gesichte).
3. Leptoprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit schmalem Gesichte).
4. Chamaeprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit breitem Gesichte).
5. Chamaeprosope Mesocephalen (Mittelschädel mit breitem Gesichte).

Die erste Race, die leptoprosopen Dolichocephalen, ist seit Langem gut bekannt. Synonym für dieselben sind „Reihengräberschädel", „Hohbergtypus", „kymrische Race", „germanischer Typus", „Angelsachsen". Diese verschiedenen Bezeichnungen geben gleichzeitig ein beredtes Zeugniß für die anthropologische Deutung. Germanen, Kymrier, Angelsachsen, jedes dieser Länder sieht in ihnen einen Theil seiner alten Besiedler, welcher an der Zusammensetzung der Bevölkerung sich betheiligt. Während dann Engländer, Deutsche und Skandinavier auf diese Dolichocephalen mit besonderer Vorliebe als ihre Ahnen hingewiesen haben, glaubte man in der Schweiz Römer darin erblicken zu dürfen. Kurz, während über das kraniologische Wesen dieser Race nahezu Uebereinstimmung herrscht, ist die ethnologische Deutung noch nicht entschieden. Dieser letztern Schwierigkeit will nun Kollmann durch die obigen Bezeichnungen nach den Hauptcharakteren des Gesichts und des Hirnschädels ausweichen. Als Kraniologe berücksichtigt er in erster Linie nur die anatomischen Merkmale der Racen; die ethnische Bedeutung derselben zu bestimmen überläßt er anderen.

Was die zweite Race, die chamaeprosopen Dolichocephalen, betrifft, so stimmt sie überein mit der „Hügelgräberform" in Deutschland, mit dem „Sion-Typus" in der Schweiz, mit dem mesorhinen Dolichocephalen Broca's in Frankreich, endlich mit einem Theil jener Formen, welche Davis und Turnham der altbritischen Periode zuweisen. Also auch wieder die verschiedenste ethnische Deutung.

Am verbreitetsten erscheint in Europa die dritte Race, die leptoprosopen Brachycephalen. Sie zeichnet sich durch Ubiquität aus und ist in der Schweiz (durch His und Rütimeyer) als Disentistypus bezeichnet worden. Sie wird auch durch zahlreiche Büsten aus römischer Zeit uns vorgeführt, und die klassischen Formen der Antike geben die Merkmale dieses Gesichtes wieder.

Im ausgesprochenen Gegensatz zu dem vorigen Typus stehen die chamaeprosopen Brachycephalen, welche übereinstimmen mit dem Type mongoloide Pruner-Bey's und der „slavischen Brachycephalie" Virchow's.

Die fünfte, die chamaeprosope mesocephale Race erscheint auch unter den verschiedensten Benennungen wie „Batavertypus", „Schädel vom Neanderthaltypus", „turanisch-germanische Mischform", „Cro-Magnon-Typus" in Frankreich. Solchen geographischen oder ethnographischen Bezeichnungen gegenüber sind die anatomischen, von der Form der Kranien hergenommenen Benennungen Kollmann's jedenfalls vorzuziehen; sie greifen nirgends vor.

„Was — führt Kollmann weiter aus — so lange die volle Anerkennung mehrerer Racen innerhalb Europas verhindert hat, ist zum großen Theil die falsche Voraussetzung, daß ethnische Einheiten: Völker, Nationen, Stämme oder, wie man die politischen und sprachlichen Gliederungen nennen will, aus Abkömmlingen einer einzigen Race hervorgegangen seien. Weder vor tausend Jahren noch vor zweitausend Jahren war dies jemals auf europäischem Boden der Fall. So weit wir die Besiedelung irgend eines europäischen Gebietes an der Hand von kraniologischem Material zurückverfolgen können, und in Frankreich ist dies bis ins Diluvium möglich, war dies niemals der Fall. Stets zeigt sich die Bevölkerung zusammengesetzt aus Repräsentanten verschiedener Racen."

An der bayerischen und Schweizer Bevölkerung zeigt sich dieses (wie die Arbeiten von Ranke, His und Anderen ergeben) ganz entschieden. Bis in die fernsten Dörfer ist die Bevölkerung nach den kraniologischen Merkmalen eine gemischte, in derselben Familie, unter Eltern und Kindern, treten Repräsentanten der verschiedenen Racen auf. Und es wäre merkwürdig, wenn dies nicht der Fall wäre.

„Die Thatsache von der starken Kreuzung der vorhandenen Racen unter einander bis in die letzten Thäler der Gebirge droht auf den ersten Augenblick jede Möglichkeit auszuschließen, kraniologische Studien mit irgend einer Aussicht auf Erfolg noch fürder zu betreiben. Aber bei genauer Ueberlegung wird dieselbe Erscheinung gerade zum stärksten Beweis für die Unzerstörbarkeit der Racen, für die Dauerbarkeit ihrer charakteristischen Merkmale. Denn wäre diese auffallende Widerstandsfähigkeit nicht vorhanden, so müßte längst eine betrübende Gleichförmigkeit der ganzen europäischen Menschheit eingetreten sein. Eine solche existirt aber bekanntlich keineswegs. Im Gegentheil, sowohl die großen Völker als die kleineren Stämme heben sich gegen einander durch besondere körperliche Eigenschaften scharf und bestimmt ab. Der Grund liegt darin, daß die Individuenzahl einer und derselben Race nicht stets die gleiche ist in den verschiedenen ethnischen Gebieten, sondern bedeutenden Schwankungen unterliegt. Der Modus der Zusammensetzung in jeder nationalen Gruppe ist ein anderer. Diejenige Race, welche am zahlreichsten vertreten ist, giebt dem ethnischen Gebiet sein bestimmtes anthropologisches Gepräge und drückt ihm einen durch die Berechnung definirbaren Racencharakter auf."

Um dieses Resultat zu erhalten hat die zahlenmäßige Feststellung der die Physiognomie eines Volkes bestimmenden Race und der übrigen in der Minderzahl vorhandenen Racenelemente nunmehr zu geschehen. Für Bayern hat Johannes Ranke damit den Anfang gemacht. Durch Messungen von mehr als 2000 Kranien aus sogenannten ungemischten ländlichen Bezirken der bayerisch-österreichischen Lande hat er gezeigt, daß dolicho-, meso-, brachy- und hypsibrachycephale Racenelemente an dem Aufbau dieser ethnischen Gruppe, dieses deutschen Volksstammes sich betheiligt haben.

Die Schlußbetrachtung der bedeutsamen Arbeit Kollmann's lautet: „Stämme, Völker, Nationen, mögen die ethnischen Gruppen groß oder klein sein, sie bestehen alle aus den Nachkommen mehrerer Racen. Die ethnischen Gruppen sind vergänglich. Ungezählte Völker versanken im gähnenden Schoße der Zeit. Die Racen, aus denen sie aufgebaut waren, blieben erhalten, sie dauern aus mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften. Weder Klima noch andere Einflüsse haben seit dem Diluvium, seit der Ankunft

der ersten Racen auf dem europäischen Boden, ihre somatischen Eigenschaften, soweit sie als Ausdruck der Race zu betrachten sind, irgendwie geändert. Der Mensch macht von dem sonst anerkannten Gesetz einer beständigen Umformung eine entschiedene Ausnahme. Er nimmt auch in dieser Hinsicht, wie bezüglich seiner geistigen Eigenschaften, eine Ausnahmestellung in der Natur ein. Der Grund seiner Unabhängigkeit von der Natur liegt darin, daß er sich überall ein künstliches Klima schafft, durch seine Wohnung und Kleidung und daß er durch die große Auswahl und Mannigfaltigkeit in der Nahrung von den Einflüssen des Bodens sich befreit. Wenn wir gleichwohl beobachten, daß sich die charakteristischen Gegensätze der Racen in den verschiedenen ethnischen Gebieten allmälig abschwächen, so rührt dies von den Wirkungen der unausgesetzten Kreuzungen her, welche seit Jahrtausenden stattfinden. Immerhin sind sie noch nicht so weit gediehen, daß die typischen Formen der Race verschwunden wären."

Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congobecken[1]).

R. A. Die Resultate des Reisenden O. Schütt, welcher im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft 1878 und 1879 weit im südwestlichen Congobecken vordrang, sind im Allgemeinen bekannt. Von der vielgenannten portugiesischen Station Malange in Angola ausgehend durchwanderte er die Länder der Bangala, Songo, Minungo und Quioco bis in Gebiete, die dem Muatajamwo tributpflichtig sind. Eine ganze Reihe der großen von Süd nach Nord strömenden Zuflüsse des Congo: der Quango, Cuilu, Loangue, Luchico, Lovua, Quicapa und Luarimo wurden ein- oder mehreremal von ihm überschritten und schließlich die Residenz des Mai am letztgenannten Flusse (circa 7° nördl. und 22° östl. v. Gr.) als äußerster nördlicher Punkt, der bisher von Weißen nicht betreten war, erreicht.

Schütt reiste vorzugsweise als Topograph und das wichtigste Resultat seiner Reise ist die Karte. Vergleicht man das ungemein reiche und sorgfältig eingetragene Detail derselben mit Karten anderer Reisenden, so bekommt man vor der Mühe und dem Fleiße, die Schütt unter den ungünstigsten und jammervollsten Verhältnissen auf die Aufnahmen verwandte, den größten Respekt. Für die Länder zwischen 7° und 10° südl. Br. und 16° bis 22° östl. L. ist sie der wichtigste Beitrag. Durch die sorgfältige Redaktion hat sich Dr. Richard Kiepert, dem die Kartographie Afrikas neuerdings soviel verdankt, ein neues Verdienst erworben. Das Terrain ist in brauner Kreide eingedruckt, Schrift und Situation sind in sauberer Autographie ausgeführt, die politischen Grenzen sind Handkolorit, Sümpfe und Wälder erscheinen grün eingedruckt. Trotz des großen Maßstabes von 1 : 1 000 000 erscheint die Schrift oft gehäuft und konnte nur im kleinsten, fast die Loupe erfordernden Grade Aufnahme finden. Wir erwähnen dieses nicht als Tadel, sondern zur Kennzeichnung der reichhaltigen Arbeit Schütt's. Dieser große Maßstab von 1 : 1 Million gestattet uns aber noch zu einer andern Erwägung zu kommen. Karten von Afrika in kleinerm Maßstabe, welche alle neuesten Forschungsresultate enthalten, z. B. die Dreiblattkarte in 1 : 12 500 000 im Stieler'schen Atlas, erwecken fast die Vorstellung, als sei nur noch sehr wenig in Afrika zu thun. Ueberblickt man aber die Schütt'sche Karte, so sieht man, wie weit die Routen der Reisenden auseinander liegen und wie durch die terra incognita sich nur ein dünner bekannter Faden durchzieht. Ueberall ringsum weite, weiße gähnende Flächen, die des Ausbaues harren.

Die Reisebeschreibung ist in Tagebuchform gehalten. Nur ein allgemeines Kapitel macht uns zusammenfassend mit dem ganzen durchreisten Gebiete, seiner Vegetation, seinem Klima, mit Fauna, Flora und Bevölkerung bekannt. Oestlich von Angola liegt das von Schütt durchreiste Gebiet. Es ist ein Hochplateau, welches langsam gegen Nord abfällt, durchzogen von breiten und tiefen Thälern. Westafrika besitzt nur dies eine Plateau, und was als Talla-Mungongo-Gebirge auf unseren Karten erschien, ist nur der östliche Abfall jenes Plateaus ins Quangothal. Durch zahlreiche große, oben zum Theil aufgeführte Flüsse, die dem Congo zueilen, ist das Plateau in der Richtung von Süd nach Nord in viele gleich breite und beinahe parallele Rücken zerschnitten.

Trotz der vielen Flüsse ist die Vegetation der ganzen Hochebene eine spärliche, nirgends eine tropisch-üppige. Die flachen Rücken zwischen den Flüssen haben oft gar keine Vegetation, selbst das Steppengras wird nur wenige Zoll hoch. Solche unbewohnte Strecken heißen bei den Eingeborenen Quiana. Dagegen sind die Thalgründe von undurchdringlichem, mannshohem Grase, dem Capim der Portugiesen, bedeckt, zwischen dem spärliches Buschwerk vorkommt. Dichte Gehölze, Muchitos, finden sich im Norden an den Flußläufen. Durch Rohr, Stechpalmen und Lianen sind sie verfilzt, der Boden besteht aus vermodertem Laube. Diese Gehölze dehnen sich aber selten mehr als 50 Fuß zu jeder Seite des Flusses aus.

Wie im Tieflande zeigt auch die Hochebene zwei Jahreszeiten: die trockene, kalte, und heiße, regnerische. Die Regen fallen im Innern mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß dadurch dem Reisenden kein Hinderniß erwächst. „Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiß man, daß es Morgens um 4 oder 5 Uhr aufhören wird und daß man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet." Für den Zoologen geben die durchreisten Gebiete geringe Ausbeute; besonders charakteristische Formen werden nicht erwähnt. Keine Andeutung von Anthropoiden kommt im Buche vor. Die Bevölkerungszahl ist überall eine sehr geringe, Cassangeland und Songoland ausgenommen. Während das, was Schütt über das Regierungssystem, die verschiedenen Kategorien von Zauberern und Wahrsagern, über den Fetischdienst, die Ordalien, Processe sagt, anderweitig Bekanntes bestätigt oder leicht variirt, erscheint uns der Mulongo-Brauch neu.

„Mulongo, auch Quituch und Cabale genannt, ist bei

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Viertes Heft. Reisen im südwestlichen Becken des Congo von Otto H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit drei Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin 1881. Verlag von Dietrich Reimer.

den Negern ein eigenthümlicher Brauch, der ihren angeborenen Diebessinn und ihre Gier zum Uebervortheilen mit dem Anschein des Rechtes in helles Licht stellt. Stößt z. B. Einer den Andern aus Versehen oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen Andern, oder es gießt Jemand ein Gefäß mit Wasser aus und dasselbe netzt die Füße eines Vorübergehenden, so macht der Betreffende Quituch und verlangt von dem Andern den zehnfachen, ja hundertfachen Werth der geschädigten Sachen unter den sonderbarsten Vorwänden, so z. B. beim Wasser: „Das Wasser hattest Du dazu bestimmt, daß es in die Erde gegossen würde; Du hast aber, indem Du mich betropft, mich mit ihm in die Erde gewünscht.“ Von derselben sonderbaren Logik zeugt ein ähnlicher Fall; wenn ein Neger zu einem Zweiten sagt: Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt, so antwortet der Angeredete: Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst Du? Bringe ihn! Unmöglich, sagst Du? Also ist er todt und Du wünschest, daß ich sterbe! Dafür mußt Du mir so und so viel zahlen.“

Dieses Mulongo zieht sich wie ein rother Faden durch das Buch und bereitete Schütt viel Ungemach. Sein Urtheil über die Neger ist ein ungemein hartes, und fast vergebens sieht man sich nach der Schilderung irgend einer Lichtseite um. Nur häßliche Züge begegnen uns — daß diese allein aber das richtige Bild geben sollten, vermögen wir nicht zu glauben. Gewiß würden bei längerm, stationärem Aufenthalte sich gegenüber dem vielen Schatten auch hellere Töne dem Reisenden aufgedrängt haben. Fehlen diese doch nirgends in der Menschheit.

Es ist wahr, Schütt hat entsetzlich kämpfen müssen. Ueberall Hindernisse — nicht von der Natur, nicht von den Krankheiten, sondern von den Menschen. Sie beginnen mit dem Betreten des Gebietes der berüchtigten Bangala, welchen alle Reisenden im weiten Bogen sonst ausweichen. „Nicht durchlassen“ ist die Losung jedes elenden kleinen Häuptlings, und das Plündern wird systematisch betrieben. Dabei ist das Schlimmste, daß Schütt sich auf seine feige Trägerbande nicht verlassen kann; jeden Augenblick ist sie bereit ihn zu verlassen und zu bestehlen. Bereits am Quango auf der nördlichen Route durch das Bangalaland angelangt wird er mit dem Tode bedroht, ausgeplündert und muß umdrehen. „Was ist der Tod in der Schlacht gegen eine solche hinterlistige Ermordung, in einem fremden Lande, nicht unter Menschen, sondern unter Bestien!“ ruft er erbittert aus. Auch auf der südlichen Route, durch das Land der Songo und Minungo, wo es ihm schließlich gelingt den Quango zu überschreiten und nach Norden vorzudringen, geht es ihm kaum besser. Dazu gesellt sich schließlich Hunger am Luaximo. „In Folge der Entbehrungen, die uns wiederholt nöthigten, eine größere Käferart und Heuschrecken zu essen, waren schon ein älterer Träger sowie eine Sklavin und ihr Kind gestorben. Der Marsch war entsetzlich, immer durch Dick und Dünn, ohne jeglichen Pfad, ohne tüchtigen Führer.“ So kommt Schütt zum Mai, seinem nördlichsten Punkt, wo er das Rauschen des großen Wasserfalls, des Kassai, hört, der noch eine Tagereise weit entfernt ist und wohl ein Nebenstück des Niagara sein mag. Aber es ist ihm nicht beschieden ihn zu erreichen oder gar bis zum Congo vorzudringen. Der Mai war ein Räuber wie die anderen alle und ein dort anwesender Sohn des Muatajamwo verbietet das Weiterreisen. Am 25. Januar 1879 muß Schütt umkehren.

Von längerm Aufenthalte ist wenig die Rede im Buche. Das Topographiren und die Sorge um das Leben und Fortkommen, die ewigen kleinen Quälereien nehmen den Reisenden ganz in Anspruch, und so ist es denn zu verwundern, daß das Buch überhaupt noch so manche werthvolle ethnographische Nachrichten bringt. Anthropologisches findet man kaum darin. Als Kuriosum erwähnen wir, daß Schütt einen Quioco mit 4 (!) Meter langen Zöpfen aus eigenem Haare und fußlangem Barte traf.

Interessant sind die Streiflichter, welche auf die Portugiesen fallen. Ihre Unfähigkeit in der Verwaltung des weit ausgedehnten Gebietes, auch anderweitig bestätigt, tritt klar zu Tage. Sie haben die östlichen Striche (Feira-Cassange &c.) wieder verloren. Der Portugiese sinkt theilweise auf den Standpunkt der Neger herab statt diese zu heben, wie denn Kinder und Enkel der Weißen dem Mbambu-Glauben (Ordalien) huldigen. Ueberall verlorene portugiesische Posten im Innern. Von einer Festung mit Kanonen bei Seculo Cungue im Songolande „sieht man nichts mehr, alles ist vernichtet, alles fort“. In Quimbindo wohnte noch ein Portugiese, der Handel verfällt dort ganz. Buchner's Briefe bestätigen dieses und Pogge schreibt im April 1881: „Wenn Malange im Rückschritt so fortfährt, dürfte es in wenigen Jahren nicht mehr als Ansiedlung von Weißen existiren.“ Es scheint, als ob die Portugiesen mit der Zeit bloß auf die Küste beschränkt sein werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Alpines. Seiner vor neun Jahren erschienenen „Orographie der Allgäuer Alpen“ (Augsburg, Lampart u. Comp.) hat der als Alpenforscher rühmlichst bekannte Obergeometer A. Waltenberger in zweiter Auflage (ebenda 1881) in einzelnen Kapiteln eine vollständige Umarbeitung und vielfache Ergänzungen zu Theil werden lassen. Auch die Karten, eine hypsometrische Karte der Allgäuer Alpen und eine vergleichende Darstellung ihrer Höhenverhältnisse nebst Profilansichten, wurden an vielen Stellen ergänzt und verbessert. Das Kapitel über die hydrographischen Verhältnisse wurde durch Angaben über Wasserfälle und die interessanten Thalengen Allgäus, seine Hochseen und die vorhandenen permanenten Schneebedeckungen erweitert. Die sorgfältige Arbeit wird den schönen Allgäuer Alpen gewiß neue Freunde und Besucher gewinnen!

Von der „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen“, welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist jetzt die dritte Abtheilung erschienen: Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiet der deutschen und österreichischen Alpen. Von Dr. Johannes Ranke (München 1881, J. Lindauer, 2 M.). Mit einer Karte (die Ostalpen zur Römerzeit) und 56 Abbildungen im Text. Die früheren Abtheilungen enthielten Orographie und Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen von C. von Sonklar; Anleitung zu geologischen Beobachtungen von C. W. Gümbel (2 M.) und

Meteorologie von J. Hann (1 M.). Weitere Abtheilungen des nützlichen Werkes befinden sich in Vorbereitung.

Von dem „Jahrbuch" des Oesterreichischen Touristen-Clubs in Wien, welcher seit 1. Juli 1881 eine monatlich zweimal erscheinende „Oesterreichische Touristen-Zeitung" herausgiebt, ist der zwölfte Jahrgang erschienen (Wien, A. Hölder 1881). Derselbe enthält mehrere Aufsätze von wissenschaftlichem Werthe, unter denen wir anführen: Franz Toula, Die „Wiener Bucht", mit besonderer Berücksichtigung von Baden und seinen Thermen; Josef Rabl, Orographische Eintheilung des österreichischen Alpengebietes; Prof. Frischauf, Die Triglav-Seen (mit zwei hübschen Abbildungen); Prof. Hoernes, Veränderungen der Gebirge und ihre Beobachtung. Außerdem bietet der Band ein kleineres Panorama vom Monte Maggiore in Istrien und ein großes in vier Blättern vom leichter zu erreichenden Gaisberge bei Salzburg.

— Das Bankhaus Erlanger in Paris hat die Koncession zur Legung eines neuen unterseeischen Kabels zwischen Triest und der Insel Corfu, sowie das ausschließliche Eigenthumsrecht der Linie für 20 Jahre erhalten. Das neue Kabel, dessen Kosten auf etwa 1 Million Gulden veranschlagt sind, ist besonders zur Erleichterung der direkten Uebermittelung telegraphischer Depeschen zwischen Oesterreich und Aegypten bestimmt.

— In der „Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin" (Bd. 16, Heft 3) behandelt Prof. H. Breßlau auf Grund von neuerdings veröffentlichten historischen Materialien und eigener Anschauung „die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale". Dieselben liegen auf italienischem Gebiete im Thale der Lys, des Toce, der Anza (Anzasca-Thal) und den Quellthälern der Sesia. Breßlau kommt zu dem Schlusse, „daß die Ansiedelungen im Lysthal bereits vor dem Anfange des 13. Jahrhunderts, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet sind; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimath vertraut gewesen waren." Es sind im Ganzen neun Gemeinden, deren Bevölkerung Ende 1878 sich auf 7444 Seelen belief: im Lysthal Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean und Issime mit zusammen 2479 Einwohnern; im Sesiathale Allagna, Rima S. Giuseppe und Rimella mit 1973 Einwohnern; im Anzathal Macugnaga mit 720 Einwohnern und im Ossolathale Formazza und Ornavasso mit 2272 Einwohnern. Wie überall in den Alpen, so ist auch hier die deutsche Sprache unzweifelhaft im Rückgange begriffen; die Kirche, durch die Bischöfe von Novara und Aosta vertreten, arbeitet seit lange aufs Kräftigste an ihrer Unterdrückung. In Ornavasso und noch viel mehr im nahen Miggiandone, wofür im Jahre 1550 deutsche Bewohner bezeugt sind, ist das Deutsche jetzt völlig verschwunden, ebenso in Pestarena, dem untersten Weiler von Macugnaga. In Macugnaga selbst, wo es noch 1839 den Eltern frei stand, zwischen deutscher und italienischer Schule zu wählen, ist jetzt die erstere aufgehoben und die Kinder genießen nur noch wälschen Unterricht. In Rimella (an einem Zuflusse der Sesia) wird noch Deutsch gepredigt, aber die Schule ist seit 1829 in Folge der Bemühungen des Bischofs italienisch geworden. Allagna (an der Sesia) ist jetzt ein Hauptquartier von Sommerfrische suchenden Italienern geworden, und der Einfluß dieser Touristen, von denen der Ort zum großen Theile lebt, wird die Unterdrückung des Deutschthums zu beschleunigen nicht verfehlen. Nur in Gressoney (im Lysthal) und in Formazza oder Pommat (im obersten Ossolathale, dem Thale des Toce) hat sich das deutsche Element widerstandsfähiger gezeigt; an ersterm Orte wegen seines lebhaften Handelsverkehrs mit Deutschland — es finden sich Gressoneyer Handelshäuser von St. Gallen bis Augsburg und Konstanz —, an letzterem in Folge seiner abgelegenen Lage, die fast eine leichtere Verbindung über den Griesgletscher ins Oberwallis, als durch das Tocethal in die italienische Ebene bietet. In Formazza wird freilich die neue Landstraße im Tocethale, die im Bau begriffen ist, wenn sie bis dorthin fortgeführt wird, die Verkehrsbeziehungen ändern; immerhin ist zu erwarten, daß hier und in Gressoney die deutsche Sprache sich noch behaupten wird, wenn sie aus den übrigen Orten längst verschwunden ist. Ein freudiges Bewußtsein ihrer deutschen Nationalität haben nach allen Schilderungen nur noch die Leute von Gressoney; an den meisten übrigen Orten sucht man dieselbe eher zu verbergen und redet lieber Italienisch als Deutsch mit dem fremden Besucher.

— Unter dem Titel „Karten von Attika" ist die erste Lieferung des durch Offiziere des preußischen Generalstabs aufgenommenen resp. noch aufzunehmenden Kartenwerkes erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Dieselbe enthält vier Tafeln, sämmtlich im Maßstabe 1:12500: 1. Athen und Umgebung von Kaupert. 2. Alt-Athen mit seinen nachweislichen Denkmälern, Plätzen und Verkehrsstraßen, Rekonstruktion von E. Curtius und J. A. Kaupert. 3. Die Halbinsel Peiraieus. Aufgenommen von G. v. Alten. 4. Die Halbinsel Peiraieus, nach der Erbauung der hippodamischen Stadtanlage und der Befestigungsmauern. Rekonstruktion von A. Milchhöfer und J. A. Kaupert. Tafel 1 und 3 zeigen das heutige Terrain- und Situationsbild in wirklich mustergiltiger Ausführung, Tafel 2 und 4 enthalten dasselbe in blassem Unterdrucke und darüber in rothen und gelben Farben die antike Topographie. Die Aufnahmen in Attika schreiten dabei rüstig weiter; Hymettos und Aigaleos (östlich und westlich von Athen) sind bereits aufgenommen, und im Winter 1880/1881 hat Premierlieut. Gäde das trigonometrische Netz über die attische Ostküste ausgedehnt. Die Karten sind von einem Texte begleitet, der hauptsächlich die Befestigungen des Peiraieus (von G. v. Alten) und dessen Topographie, Geschichte und Monumentenkunde (von A. Milchhöfer) behandelt. Von Interesse ist, was letzterer über das Aufblühen der Hafenstadt von Athen sagt (S. 34 f.): „Der moderne Peiraieus hatte 36 Jahre nach seiner Begründung (1871) bereits über elf Tausend Einwohner und zählt heute bei stetig wachsender Progression wohl das Doppelte. Gymnasien, Marineschule und zahlreiche andere Erziehungsinstitute, Börse und Arsenaldepots, Hospitäler und durchgehender Neubau der Kirchen, sowie die zahlreichen Fabriken sichern der Stadt in öffentlicher Beziehung den zweiten Rang nach Athen. Insbesondere hat die rapide, immer noch wachsende Bauthätigkeit den vorgezeichneten Raum beinahe ausgefüllt. Seit Anlegung eines Fahrwegs um den Kreis des Munichia- und Zeahafens (der nun allmälig, zum Theil auf den restaurirten Ufermauern gegründet, um die ganze Akte-Halbinsel geführt wird) beginnt sich auch jene östliche Gegend rasch zu bevölkern, die Stadt mit dem „Neu-Phaleron" zu verwachsen. Gegenwärtig versorgt eine vor Kurzem angelegte aus großartigen Reservoirs geführte Leitung (vom sogenannten Windmühlenberge her) die Stadt mit Wasser. Die nördliche sumpfige Ausbuchtung des Peiraieushafens erhält einen durch Molen verengerten Eingang. Bereits sind von einer französischen Gesellschaft Bohrungen zum Zweck der Nutzbarmachung dieses Theiles vorgenommen worden."

Asien.

— Unlängst stellte die Pforte an diejenigen Mächte, welche eigene Postämter im türkischen Reiche unterhalten, das Ansuchen, dieselben einzuziehen, da ihre eigenen Posteinrichtungen jetzt im Stande seien, allen Anforderungen zu entsprechen. Wie es aber mit Post und Telegraphen dort bestellt ist, zei-

gen nachfolgende Thatsachen, welche wir dem eben erschienenen Reisewerke des Rev. Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, London 1881) entnehmen. Der Pascha in Amasia hatte dem Reisenden versichert, daß wöchentlich zweimal eine Postverbindung zwischen Amasia und Samsun bestehe. Von Hrn. Krug, dem dortigen deutschen Konsul, erfuhr er indessen, daß trotz der Wichtigkeit dieser Kommunikationslinie gar keine regelmäßige Post existirt, sondern daß die Beamten häufig ihre Briefe einem gewöhnlichen Boten, der zufällig nach der gewünschten Richtung abreist, mit dem Auftrage übergeben, sie bis zur nächsten Station, z. B. Ladik, mitzunehmen; von da werden sie dann mittels einer ähnlichen „Gelegenheit" weiter befördert. Sie erreichen indessen schließlich fast immer ihren Bestimmungsort. Wie Tozer später fand, herrscht dieses sonderbare System in einem großen Theile des Reiches (a. a. O. S. 43). — Was ferner die Telegraphen betrifft, so langen die Depeschen entweder in einer arg verstümmelten, oft ganz unverständlichen Form oder viel zu spät an, wovon Tozer auf S. 345 f. einige treffende Beispiele anführt, welche Depeschen von englischen und russischen Konsulatsbeamten zugestoßen sind. Beim Durchreisen des Landes war Tozer oft erstaunt über die Vollständigkeit des türkischen Telegraphensystems, da sich die Drähte oft durch abgelegene und fast unbewohnte Gegenden hinziehen, und fühlte sich veranlaßt, die Regierung in seinem Herzen deswegen zu beloben — aber der Betrieb nimmt sich wie eine Satire auf diese erste Anlage aus. Wie die meisten Unternehmungen in der Türkei war das Telegraphensystem in der Idee vorzüglich, in der Ausführung kostspielig, in Bezug auf praktische Resultate aber fast nutzlos.

— Kaisarieh in Kleinasien hat gegenwärtig nach Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, p. 107) 60000 Einwohner, wovon 16000 Armenier, 4000 Griechen, der Rest Türken sind. Die Armenier in der Stadt sprechen selbst in der Familie Türkisch, auf den umliegenden Dörfern aber Armenisch. Der dortige armenische protestantische Pastor, Kerope Jakobian, predigt deshalb in der Stadt Türkisch, auf dem Lande Armenisch. Auch die Griechen sprachen noch vor Kurzem Türkisch; jetzt aber kehren manche in Folge der Ausbreitung ihres Volksbewußtseins zum Gebrauch der griechischen Sprache zurück. Der Lehrer, bei welchem Rev. Tozer in London Türkisch lernte, und welcher aus dieser Gegend stammte, gab als Grund für den Verlust ihrer Muttersprache an, daß die Türken einst allen Griechenkindern, um ihre Sprache auszurotten, die Zungen abgeschnitten hätten. In Ewerek, einem Dorfe am Südabhange des Argäus, versicherte ein Grieche dem Reisenden, daß in manchen Orten dieses Gebietes stets und ohne Unterbrechung Griechisch gesprochen worden sei, was Tozer indessen ohne weitere Beweise nicht glauben möchte, wenn er bedenkt, wie vollständig diese Sprache sonst überall in Kleinasien mit Ausnahme der Küstenlandschaften verschwunden ist. Was man im Innern Griechen nennt, sagt er (S. 117 f.), sind in Wahrheit Nachkommen der früheren Landesbewohner, denen sich vielleicht ein wenig griechisches Blut zugemischt hat durch griechische Händler, welche sich in den Städten niederließen, oder griechische Kolonien, die unter Alexander dem Großen und seinen Nachkommen angesiedelt wurden. Ihre Vorfahren wurden zu Griechen, weil sie Unterthanen des byzantinischen Reiches und Mitglieder der orientalischen Kirche waren, und letzteres Verhältniß ist noch der wahre Grund ihrer Nationalität. Wir dürfen deshalb bei ihnen jene hellenischen Charakterzüge nicht erwarten, welche bei den Bewohnern des Königreiches Hellas noch so scharf hervortreten. Tozer wurde besonders von diesem Kontrast betroffen, als er sich Trapezunt näherte, wo das Volk alle Charaktereigenschaften echter Hellenen aufweist. Ueberhaupt sind das, was wir heute in Kleinasien „Türken" nennen, nicht durchweg osmanische Türken, sondern, worauf genaue Kenner des Landes, wie Karl Humann oder Strecker-Pascha, schon öfters aufmerksam gemacht haben, turkisirte Nachkommen der alten ursprünglichen Landeseinwohner. Ob aber die Anthropologie dereinst noch im Stande sein wird, bestimmte Typen hier nachzuweisen, erscheint uns keineswegs ganz sicher. Jetzt sind noch selbst für den flüchtigen Beobachter äußerliche Unterschiede wahrnehmbar. Von Interesse ist, was Tozer (a. a. O. S. 48) von den Bewohnern des Dorfes Kojundschak (südwestlich von Amasia) sagt: „Der Gesichtstypus war bestimmt verschieden von demjenigen der Konstantinopolitaner Türken, und doch waren ihre Züge prominenter, als man von gewöhnlichen türkischen Bauern erwarten konnte. Nur unter den Kindern bemerkte ich runde Gesichter und platte Nasen, und die Augen derselben, obwohl meist dunkel, waren zuweilen blau."

Afrika.

— Allseitiges Bedauern hat die Trauerbotschaft vom Tode Dr. Matteucci's erregt, welcher am 8. August dieses Jahres zu London erfolgt ist. Ein Fieber, welches ihn sowohl in Afrika als auf der Heimreise wiederholt befallen hatte, aber stets bald vorüber gegangen war, raffte ihn nach nur eintägigem Krankenlager dahin; die Kunst der wegen des medicinischen Kongresses zahlreich in London versammelten besten italienischen Aerzte vermochte nichts gegen diese heimtückische Geißel der Afrikareisenden. Wie wenig sich Matteucci, der im Anfange der dreißiger Jahre stand, durch die Anstrengungen der weiten Reise durch Afrika entmuthigt oder entkräftet fühlte oder gar sein Lebensende nahe glaubte, geht daraus hervor, daß er noch von Madeira aus dem Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft in Rom über den Plan zu einer neuen Reise schrieb, welche die Befreiung eines in Bornu festgehaltenen Italieners, Valpreda, zum Zwecke haben sollte. Ein Trost bei diesem schweren Verluste ist, daß Matteucci's Begleiter, Schiffslieutenant Massari, noch am Leben ist, um die Resultate der Expedition zu verarbeiten, welche, wie wir jetzt erfahren, von Wadai aus über Bornu, Kano und Nupe an den Niger und diesen stromabwärts zur Küste des Atlantischen Oceans führte.

— In einem seiner Briefe aus Abessinien (abgedruckt in den Mitth. der Afrik. Ges. in Deutschland II, S. 240) spricht sich Rohlfs dahin aus, daß südlich von Adua die Bevölkerung nur spärlich ist, und daß sich die Angabe von 5 Millionen Einwohnern für Abessinien (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, II, S. 55, nehmen übrigens nur 3 Millionen an) kaum aufrecht erhalten läßt. Er selbst glaubt, daß das Land nicht mehr als die Hälfte davon besitzt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Das heutige Syrien.

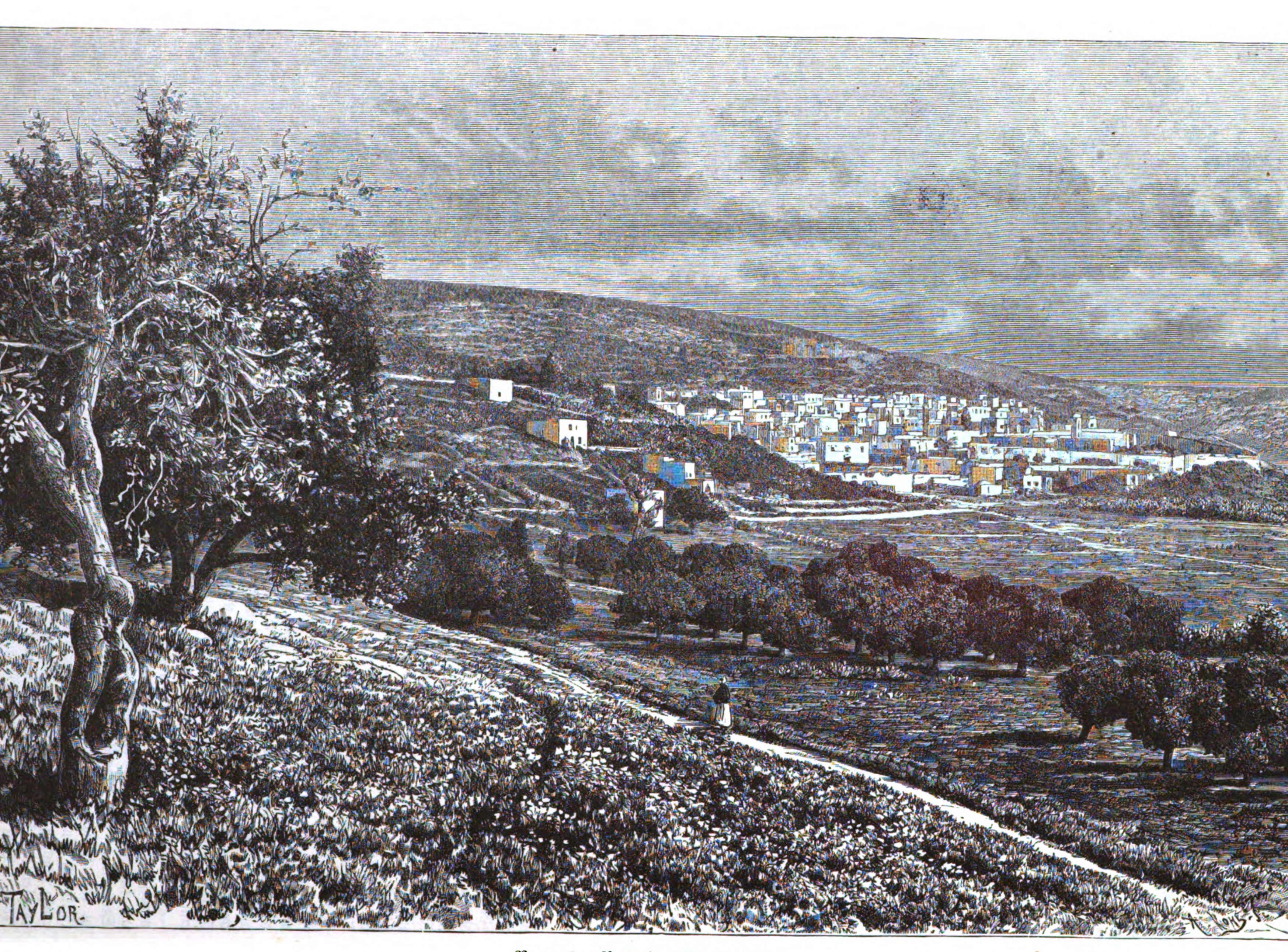
(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

IX.

Westlich vom Karmel, etwa eine Tagereise von Haifa, mündet unweit nördlich von den Ruinen des antiken Cäsarea der kleine Nahr Zerka in das Mittelländische Meer. Zwischen der See und dem Gebirge bildet er weite Sümpfe, die mit Schilf und hoch aufgeschossenen Cyperaceen bedeckt sind und von Krokodilen bewohnt werden (vgl. „Globus" XXXII, S. 191). Es ist das außer dem Kischon ihr einziges Vorkommen in Palästina, von dem schon Plinius spricht. Auch der kleinasiatische Geograph Strabon erwähnt in dieser Gegend eine Stadt Krokodilon. Lortet hat die Thiere nicht selbst beobachtet, sondern nur in Haifa ein getrocknetes Exemplar zu Gesicht bekommen und an demselben festgestellt, daß das syrische Krokodil eine andere Species ist, als das ägyptische. Die Ansicht also, daß durch Aegypter das Krokodil hierher an den Fuß des Karmel verpflanzt worden ist, läßt sich nicht halten. Die Sümpfe, welche das merkwürdige Thier bewohnt, sind indessen nicht größer als 5 bis 6 Hektaren, und deshalb kann ihre Anzahl schwerlich eine sehr beträchtliche sein.

Der Weg von Haifa nach Nazareth führt zwischen den nordöstlichen Abfällen des Karmel und dem vielgewundenen, im sumpfigen Thale dahinströmenden Kischon entlang. Stellenweise sind seine Ufer hoch und mehrere Meter tief in den schwarzen Erdboden eingeschnitten; dann wieder theilt sich sein Bett und bildet große Sümpfe, in denen zahlreiche prächtig gefärbte Wasservögel und Schildkröten (Emys caspica und Emys sigris) hausen, nicht minder auch Krokodile. Dies Faktum hat der Engländer J. Mac Gregor festgestellt, der 1868 und 1869 die Hauptwasserläufe Syriens in einem kleinen Boote befahren und dabei auf dem Kischon (heute Nahr el-Mukatta) ziemlich große Exemplare dieser Saurier gesehen hat; sie kamen so nahe an seinen Seelenverkäufer heran, daß er sie mit seinen Rudern zurückstoßen mußte.

Der Weg nach Nazareth berührt zunächst das zwischen Oelbäumen und Dattelpalmen versteckte Dorf Beled-e'-Schech, wo man einen ganzen Flug der in Syrien häufigen kleinen Eule (Athene Persica) aufjagte, deren interessantes Gesicht und zierliches goldiges Gefieder sie zu einem reizenden Stubenvogel machen könnte. Weiter trifft man auf einem Schutthügel die elenden Hütten von Dschadschur, umgeben von einer riesigen und undurchdringlichen Opuntienhecke und bewohnt von armen, hungrigen Fellachen. Dann gelangten die Reisenden in das niedrige Hügelland, welches die Strandebene von Akka und die Ebene Esdrelon von einander scheidet. Durch Sumpflöcher und Schluchten war der Weg hier fast unpassirbar gemacht, und es kostete einmal die größten Anstrengungen, den in ein solches Loch gerathenen Dragoman nebst seinem Pferde herauszuziehen. Ebenso war es höchst schwierig, über den 4 bis 5 Fuß tiefen, steiluferigen Kischon zu passiren. Prächtig aber war der Blumenflor auf den weithin überschwemmten Feldern; namentlich zeichneten sich die goldgelben Blüthen des in unseren Gärten schon lange heimischen Asphodelus lutea aus. Ferner erschien hier zum ersten Male in den Lichtungen des Eichenwaldes der schöne rothblühende Lein



Nazareth. (Nach einer Photographie.)

(Linum pubescens), dessen prächtige Blumen im südlichen Palästina des Wanderers ständige Begleiter sind. Ringsum waren Fellachenweiber damit beschäftigt, die nützliche Pflanze zu sammeln, um sie zu rösten und dann ihre langen blauen Hemden daraus zu spinnen. In den großen Eichenwaldungen herrscht tiefe, feierliche Einsamkeit, nur von dem Zwitschern bunter Vögel unterbrochen, und so prächtig ist das Spiel der Sonnenstrahlen zwischen dem Laube, daß sich die Reisenden beim Nahen des Abends nur schwer entschließen konnten, die reizende Gegend zu verlassen und der weiten Einsenkung zuzureiten, in deren Grunde die kleine Stadt Nazareth liegt. Der Abstieg zu derselben war sehr steil; sie durchritten aber nur den Ort und lagerten jenseits desselben unter großen Oelbäumen bei einem antiken Brunnen, wo prächtige Frauengestalten ihre zierlichen Wasserkrüge füllten. Nazareth, von den Arabern en-Nâsira genannt, liegt, wie erwähnt, in einem weiten, von S.-S.-W. nach N.-N.-O. gerichteten Thalkessel zwischen Kreidebergen von 400 bis 500 m Höhe über dem Meeresspiegel. Die fast durchweg aus Hausteinen aufgeführten Häuser ziehen sich an dem südlichen Abhang des Dschebel es-Sîch empor, dessen Gipfel die Stadt überragt. Manche der umliegenden Berge sind kahl, andere mit Gestrüpp, aromatischen Kräutern und bunten Blumen bedeckt. Im Frühjahre ist dieser Theil Galiläas ein ununterbrochenes Blumenbeet, in welchem Tausende und aber Tausende von Anemonen, Ranunkeln, Tulpen, Iris und Skabiosen blühen. Auf künstlichen Terrassen gedeihen Feigen- und Oelbäume in mächtigen Exemplaren und selbst einige Dattelpalmen erheben hier und da ihre Federkronen über die niedrigeren Bäume. Der höchste der Berge, jener Dschebel es-Sîch (545 m), liegt nördlich der Stadt und trägt das kleine Heiligthum Nebi Saîn oder Nebi Simân; von ihm aus genießt man eine herrliche Aussicht: östlich die rundliche Kuppe des Tabor, dann im Süden der kleine Hermon (Dschebel Dahi), das Gilboa-Gebirge und die Berge von Samaria mit dem Orte Dschennin und im Westen und Südwesten der schroff zur Bai von Akka abfallende Karmel. Akka selbst wird von Bodenwellen bedeckt, aber weithin erstrahlt dafür das Meer im Glanze der sinkenden Sonne. Nach Norden erblickt man die Ebene el-Battôf, deren Wasser in den Kischon fließen, und das Dorf Sefûrie, das alte Diocaesarea und alles Bergland bis gegen Safed hin. Ganz im Osten überblickt man ein Meer von Hügeln, das in der Ferne mit den dunstigen Höhen des Hauran jenseits des Genezareth-Sees verschwimmt. Im Süden zeigen sich die Dörfer Endûr, Nain, Zerain und ein großer Theil der Ebene Esdrelon, während im Nordosten der majestätische Große Hermon aufragt, dessen Schneefelder bis in den Juli hinein ihren fleckenlosen Glanz bewahren. Man entschließt sich nur schwer, die Augen von diesem herrlichen Schauspiele wegzuwenden, und jeder muß hier tief ergriffen werden, wenn er daran denkt, daß des Erlösers Blicke fast dreißig Jahre lang immer wieder und wieder auf dieser lachenden, zugleich anmuthigen und großartigen Natur geruht haben.



Junge Mohammedanerin aus Nazareth. (Nach einer Photographie.)

Die Geschichte des Städtchens ruht im Dunkelen; das Alte Testament erwähnt dasselbe nicht und im Mittelalter knüpft sich kein bedeutendes Faktum an seinen Namen, nach welchem sich doch noch heutigen Tages die Christen des Orients nennen. Durch die mohammedanische Eroberung sank es zu einem Dorfe herab. Erst die Kreuzfahrer — seit 1109 war Galiläa ein Lehen Tankreds — bauten dort Kirchen und verlegten den Bischofssitz von Skythopolis (im Jordanthale) dorthin; als sie aber das Heilige Land gänzlich räumen mußten, sank auch Nazareth wieder, und 1517, nachdem die Türken Palästina erobert hatten, mußten die Christen den Ort verlassen und durften erst 1620 unter dem Drusenfürsten Fachreddin wieder sich dort ansiedeln. Jetzt hebt er sich und blüht Dank dem Schutze der europäischen Mächte und einem ziemlich lebhaften Handel mit Haifa und Akka, zu welchem die Erbauung einer fahrbaren Straße durch die deutschen Templer vornehmlich beigetragen hat. Im Frühjahr besonders ist der Anblick Nazareths entzückend, wenn seine weißen Häuschen aus dem zarten Grün der Oelbäume und den mächtigen dunklen Opuntienhecken herauslugen und die Wiesen ringsum mit blauen Iris und scharlachenen Ranunkeln (Ranunculus asiaticus) bedeckt sind.

Die christliche Bevölkerung hat sich in letzter Zeit stark vermehrt; man zählt nur circa 2000 Mohammedaner auf 10 000 bis 11 000 Christen verschiedener Bekenntnisse (Socin-Bädeker giebt nur 2500 orthodoxe, 180 unirte Griechen, 800 Lateiner, 80 Maroniten und 100 Protestanten an). Die wenigen Juden unterscheiden sich äußerlich von denen in Jerusalem und ähneln durch ihre dunkelen Augen und Haare und ihren bronzefarbenen Teint sehr den Beduinen der Ebene am Tabor. Die Einwohner treiben meist Ackerbau, bauen Getreide, Wein, Baumwolle, ziehen Oel- und Feigenbäume und produciren einen in Palästina sehr geschätzten Tabak. Unter Männern wie Frauen finden

sich herrliche Gestalten und namentlich unter den letzteren schöne Gesichter. Ihre Tracht ist ihnen eigenthümlich und von großer Zierlichkeit: unten mit bunter Seide gestickte Pumphosen, ein gefälteltes feines Baumwollhemde, das den Busen zum Theil freiläßt, und eine Tunika, welche um den Leib durch einen gestreiften Gürtel zusammengehalten wird. Den Kopf, der stets klein ist und auf einem zierlichen Halse sitzt, bedeckt eine seidene, mit Gold durchwirkte Keffije; ein langer, hinten herabfallender Schleier ist nach Art eines Turbans darum gewunden. Stirn und Brust sind mit zahlreichen Münzen geziert, deren Menge den Schmuck oft ziemlich kostbar macht.

Nazareth zerfällt in drei Quartiere, welche von den Lateinern, Griechen und Mohammedanern bewohnt werden; dieselben leben für gewöhnlich friedlich neben einander und stimmen alle darin überein, daß sie die türkische Herrschaft verwünschen und sich nach der der Aegypter zurücksehnen, da sie unter Ibrahim Pascha sich eines Anscheines von Sicherheit erfreuten.

Zahlreich sind die religiösen Anstalten, welche, wie begreiflich, heutigen Tages Nazareth schmücken. Die Griechen haben dort einen Metropoliten und eine dem Engel Gabriel geweihte Kirche; die Lateiner ein Franziskanerkloster und eines der Zionsschwestern; die protestantische Mission eine Schule und eine Kirche und neuerdings hat die „Female Education Society" in London ein Mädchenwaisenhaus auf dem südöstlichen Bergabhange gebaut, das von drei protestantischen Lehrerinnen geleitet wird. Das Franziskanerkloster umschließt die im Jahre 1730 vollendete Kirche der Verkündigung, einen dreischiffigen Bau, hinter deren Hochaltar eine Krypta mit allerlei durch die Tradition geheiligten Stätten liegt, namentlich die jetzt durch eine Mauer in zwei Theile geschiedene Verkündigungskapelle, wo einst das Haus der Jungfrau gestanden haben soll, das der Ueberlieferung zufolge am 10. Mai 1291 auf Gottes Weisung erst nach Terzato bei Fiume, später nach Loreto in Italien gebracht wurde, um es den Händen der Mohammedaner zu entziehen. Noch heute aber zeigt man in Nazareth die Stellen, wo Maria betete, wo ihr Bett, wo sie selbst bei der Verkündigung gestanden hat u. s. w. Letzterer Punkt wird durch ein Säulenstück bezeichnet, welches von schweren, jedermann sichtbaren Eisenklammern an der Decke festgehalten wird, was freilich die frommen Pilger nicht gehindert hat, zu behaupten, daß es frei in der Luft schwebt und übernatürliche Kräfte besitzt.



Dschennin und das Gilboa-Gebirge. (Nach einer Photographie.)

Einige Minuten nordöstlich der Stadt befindet sich eine halb verfallene Bogenwölbung über einem antiken Behälter, in welches die einzige Quelle Nazareth's ihr Wasser ergießt. Abends und Morgens sieht man dort lange Reihen von Frauen und Mädchen ihre großen, antik geformten Wasserkrüge füllen; sie heben ihre Röcke in die Höhe, streifen ihre Schuhe ab und treten barfuß hinzu, um aus der Mitte des Beckens ja recht klares und frisches Wasser zu schöpfen; eine ihrer Genossinnen hilft ihnen dann, den schweren Krug auf den Kopf zu heben, wo er, leicht nach der einen Seite geneigt, in sicherm Gleichgewichte thront. Oft halten sie den einen Henkel mit der Rechten fest und stützen die Linke in die Seite. Selbst kleine Mädchen von 5 bis 6 Jahren kommen oft von weit her, um ihre kleinen Gefäße mit dem kostbaren Naß zu füllen. Stundenlang kann man sich in der Nähe aufhalten, die herrlichen Gestalten bewundern und sich daran erinnern, daß auch Maria einst in gleicher Weise und wahrscheinlich in einem eben solchen schwarzirdenen Gefäße hier das Wasser für ihren dürftigen Haushalt geholt hat.

An dieser Quelle bringen die jungen Männer der Stadt ihren Verlobten ihre Huldigungen dar: es ist der einzige Ort in ganz Syrien, wo der Verkehr beider Geschlechter in der Oeffentlichkeit geduldet wird. So sehr aber auch strenge Mohammedaner diese gegenseitige Annäherung tadeln mögen, so steht doch gerade hier die Sittlichkeit weit höher, als in den Dörfern ringsum, wo die Frauen in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden. Die Mohammedaner von Nazareth haben, wie fast überall in Syrien, in gewisser Hinsicht den äußerlichen Anschein von Tugend und Ehrbarkeit sich bewahrt. Aber der äußere Anschein darf Niemanden täuschen. Forscht man näher nach, was innerhalb der streng abgeschlossenen Familien vorgeht, so findet man dort häufig genug die gröbste Unsittlichkeit herrschen und zwar bei beiden Geschlechtern. Trotz des Verbotes des Koran betrinken sich viele Männer allabendlich in Raki, und Delirium tremens und Gehirnerweichung kommen keineswegs selten vor. Doch gilt dies, wohlverstanden, nur von den Städtebewohnern; die Fellachen dagegen sind äußerst nüchtern und werden schon durch die Gluth der Sonne, welcher sie sich auf den Feldern aussetzen müssen, von solchen Ausschweifungen zurückgehalten.

Was sonst in Nazareth an Sehenswürdigkeiten und heiligen Stätten gezeigt wird, übergehen wir hier; meist verdankt es seinen Ruf erst ziemlich später Tradition, wie die „Zimmerwerkstätte Joseph's" und der „Tisch Christi" dem

Anfange des 17. Jahrhunderts. Aeltern Datums ist allein die jetzt im Besitze der Maroniten befindliche „Synagoge", in welcher Jesus Unterricht ertheilt haben soll; sie wurde bereits im Jahre 570 den Fremden gezeigt.

Der Weg von Nazareth nach Süden führt zuerst über einen hohen Berg mit ausgedehnter Aussicht, dann durch ein trockenes Thal hinab in die Ebene Esdrelon. Zahlreiche Wanderer zogen desselben Weges, um Ostern in Jerusalem zu feiern, die einen zu Fuß, die anderen auf ganz kleinen Eseln reitend, manche Frauen mit einer Wiege aus Korbgeflecht auf dem Kopfe. So mögen einst auch Jesus und Maria nach der heiligen Stadt gezogen sein; denn in diesem unbeweglichen Orient hat sich seit achtzehn Jahrhunderten wenig oder nichts geändert.

Die fruchtbare Ebene trägt weit ausgedehnte Getreidefelder, auf denen die Halme eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichen. Wo das Land brach liegt, ist es mit hohem Gras und riesigen Disteln (Notobasis syriaca) mit schönen blauen Blüthen bedeckt, aus denen große Wachtelschwärme auffliegen und den grauen Hasen, Schakalen und Gazellen zur Deckung dienen. Adler, Geier und andere Raubvögel in Menge spähen aus der Luft herab auf Beute. Lortet hatte hier gute Jagd und konnte seine Karawane auf mehrere Tage mit frischem Wildpret versehen.

Etwa 12 km südlich von Nazareth kam er an den Dörfern el-Afûle und el-Fûle vorbei, deren elende Lehmhütten auf weithin sichtbaren Schutthügeln erbaut sind, deren Ausgrabung vielleicht interessante Resultate ergäbe.



Sebastije (Samaria). (Nach einer Photographie.)

Fûle heißt „Bohne", und dieselbe Bedeutung hat der Name Faba, welchen das dortige Kreuzfahrerkastell trug, das im gemeinsamen Besitze der Templer und Johanniter war und nach der Schlacht von Hattin durch Saladin erobert wurde. Größern Ruhm noch gewann der Ort durch den Sieg, welchen am 16. April 1799 Kleber und Bonaparte mit wenig über 2000 Franzosen unter den ungünstigsten Verhältnissen über mehr als 25 000 Türken unter Abdallah Pascha erfochten. Von Sonnenaufgang bis Mittag hielten die im Quarré aufgestellten 1500 Mann unter Kleber Stand, bis Bonaparte mit nur 600 Mann auf dem Schlachtfelde erschien und die Türken, welche letztere für den Vortrab eines großen Heeres hielten, in wilder Flucht sich retteten.

Auf dieser Ebene machte Lortet die Wahrnehmung, um wie viel unerträglicher die Hitze ist, welche ein rother oder schwarzer Thonboden ausstrahlt, als die eines weißen Kreidebodens oder die unmittelbaren Sonnenstrahlen. Es muß auf der Erdoberfläche eine Zersetzung des Sonnenlichtes stattfinden, so daß die chemischen und kalorischen Strahlen mit größerer Kraft wirken können. Dadurch erklärt sich das öftere Vorkommen des Sonnenstichs von unten her, während der Kopf vollständig gegen die direkte Wirkung der Hitze geschützt ist. Deshalb bedecken auch die Syrier (und ebenso die Tuareg der Sahara) mit Sorgfalt die untere Gesichtshälfte und die Backen und lassen nur die Augen frei.

Nach einer äußerst anstrengenden Tagereise waren end-

lich die Hügel am Südende der Ebene und das an dieselben sich anlehnende Städtchen Dschennîn erreicht, und es wurden die Zelte unweit der Stadt auf einer schönen Wiese aufgeschlagen. Der Ort liegt am Ausgange eines Thales, das nach der Ebene hin mündet, zwischen Oel- und Feigenbäumen und fruchtbaren Gärten. Die Häuser umgiebt eine Opuntienhecke, deren Aeste so groß und deren Blätter so verschlungen sind, daß ein Durchkommen unmöglich wäre, wenn man nicht wahre Thore in diese lebende Mauer geschnitten hätte. Schon von weitem zeigen sich einige zierliche hohe Palmen, welche um die kleine Moschee herum stehen und zur Belebung der Landschaft viel beitragen. Die Einwohner, 4000 an der Zahl, sind bis auf wenige Christen lauter Mohammedaner. Das Bemerkenswertheste ist eine sehr starke Quelle, die oberhalb des Ortes entspringt und, in tausend kleine Bäche zertheilt, überall Frische und Fruchtbarkeit verbreitet. Ueber Lortet's Lager erhob sich auf dem Gipfel des Hügels ein kleines, weiß angestrichenes Weli, das Grabmal eines mohammedanischen Heiligen, und ringsum Gräber von Gläubigen, die etwas darauf hielten, möglichst nahe bei jenem begraben zu werden. Unkraut und die den Todten geweihte Iris bedeckte auch hier den Leichenacker, und Lumpen und Kleiderfetzen von jeglicher Art und Farbe hingen als Opfergaben an den das Weli umgebenden Dornsträuchern.

Am nächsten Morgen brach man nach Nabulus auf, schlug aber nicht den direkten Weg über Sanur ein, weil die dortige Ebene im Frühjahr oft überschwemmt ist, sondern einen westlichern und ungleich malerischern über Arrâbe, in dessen Nähe Tell Dôthân liegt, das alte Dothain, in dessen Nähe die Geschichte vom Verkaufe Joseph's durch seine Brüder spielt. In der weiten Hochebene ringsum

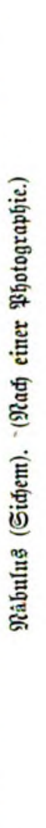


Säulenreihe in Sebastîje. (Nach einer Photographie.)

wird viel Getreide gebaut und die Wachteln sind dort so zahlreich, daß sie zu 10 und 15 Stück zugleich vor den Füßen der Pferde auffliegen, und so wenig scheu, daß Lortet sie mit der Reitpeitsche treffen konnte.

Ueber Dscheba'a und Burka, durch Thäler und über Hügel führte der stellenweise von hundertjährigen Oelbäumen beschattete Weg, welcher von den Höhen vor dem letztgenannten Orte einen prächtigen Ausblick auf das Meer gestattete. Hinter Burka, wo man in ein kleines Thal hinabsteigt, erblickt man zuerst jenseits desselben die Ruinen des antiken Samaria, welche auf einem vereinzelt im Thal stehenden, über 100 m hohen, runden und terrassirten Hügel zwischen den Häusern und Gärten des heutigen Sebastîje zerstreut sind. Ueberall finden sich Reste von Säulen, Kapitelle und Sarkophage zerstreut und auch die modernen Gebäude selbst sind zu einem großen Theile aus antikem Material errichtet. Die Einwohner gelten für fanatisch und haben keinen guten Ruf, störten aber unsern Reisenden beim Besuchen und Photographiren der Ruinen in keiner Weise.

Das interessanteste Baudenkmal ist die aus der Kreuzfahrerzeit (der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) stammende, jetzt in eine Moschee verwandelte, aber halb zerstörte Johanneskirche, angeblich über dem Grabe Johannes des Täufers errichtet. Ihre Länge beträgt 50 m, die Breite 23 m; sie zeigt drei Schiffe, deren mittelstes das höchste war, und erinnert in ihrem Style sehr an die gleichzeitigen Kirchen von Abu Ghosch und St. Anna in Jerusalem. Die hier und da mit Johanniterkreuzen versehenen Mauern sind sonst ohne Schmuck, aber aus sehr sorgfältig behauenen Steinen aufgeführt und umschließen einen offenen Hofraum, in welchem sich die Krypta mit dem Grabe des Heiligen befindet. Eine moderne Kuppel wölbt sich über demselben und 21 Stufen führen hinab zu einer kleinen Felskammer mit dem Heiligthume, das unter der Obhut eines mohammedanischen Wächters steht. Oberhalb des



Nâbulus (Sichem). (Nach einer Photographie.)

Dorfes liegt eine große künstlich geglättete Terrasse, die heute als Dreschtenne dient, und dabei stehen über ein Dutzend Säulen ohne Kapitelle, welche wahrscheinlich zu dem Tempel gehörten, den Herodes der Große zu Ehren des Augustus in Samaria — das er nach seinem kaiserlichen Gönner Sebaste (noch heute Sebastîje) benannte — aufführen ließ. Von dort ist es nicht weit auf die Spitze des Berges, die 488 m über dem Meeresspiegel liegt und eine weite Aussicht auch über das Meer gewährt. Um denselben ziehen sich an mehreren Punkten Terrassen herum; auf derjenigen im Süden erhebt sich in der Höhe des Dorfes eine Kolonnade, welche gleichfalls Herodes errichtete. Ihre Länge betrug an 1700 m, die Breite 15 und die Säulen, die insgesammt ihre Kapitelle eingebüßt haben, und nur mit Unterbrechungen aufrecht stehen geblieben sind, sind 5 m hoch und bestehen zum Theile aus einem einzigen Stücke. Im Nordosten, am Fuße des Hügels, finden sich Reste einer zweiten, 442 m langen Säulenstraße, welche schräg auf die erste zulief. Aus der ältesten Zeit der Stadt, die um 925 v. Chr. durch Omri, den König von Israel, unter dem Namen Schomron (d. i. Wachthügel), gegründet wurde, hat sich nichts erhalten. Sie war lange Zeit Hauptstadt des nördlichen Reiches und Hauptsitz des Götzendienstes, gegen welchen die Propheten so viel und heftig eiferten, bis Sargon sie im Jahre 720 nach dreißigjähriger Belagerung eroberte und dem Reiche Israel ein Ende machte. Zur Zeit der Makkabäer war aber Samaria wieder eine ansehnliche, feste Stadt und erlebte dann unter Herodes eine zweite Blüthe; später mußte sie zwar gegen das nahe Neapolis (Sichem) zurücktreten, ward aber im 3. oder 4. Jahrhundert zum Bischofssitz erhoben, den die Kreuzfahrer erneuerten.

Noch am selben Tage ritten die Reisenden nach dem nur 10 km entfernten Nâbulus hinüber und ließen auf einer mit alten Oelbäumen bestandenen Terrasse über dem westlichen Eingange der Stadt, fern von den bösen Dünsten der Pfützen im Thale unten, ihre Zelte aufschlagen. Es war gerade ein Festtag, und zahlreiches Volk belustigte sich ringsum; Frauen, Mädchen und Kinder hatten Stricke in den Bäumen befestigt und gaben sich in ausgelassener Freude dem in ganz Syrien beliebten Vergnügen des Schaukelns hin, und groß war das Entzücken, als Lortet einem herumziehenden Krämer seinen Vorrath an „geweihtem Zucker" für ein Geringes abkaufte und an die Kleinen vertheilte. Die als fanatisch verrufenen Einwohner bereiteten übrigens auch hier dem französischen Reisenden keinerlei Unannehmlichkeiten, und es war eine bloße Förmlichkeit, daß der Kommandant der Stadt ihm zwei arme Teufel von Soldaten als Wache zuschickte. Räuber und Diebe ließen sein Lager durchaus in Frieden; Schakale und Hunde dagegen streiften heulend um dasselbe herum. Um Ruhe zu finden, that Lortet das, was er seit seiner Abreise von Beirut fast allabendlich gethan hatte: er schoß ein paar von den Störenfrieden todt, worauf dieselben sofort von ihren Genossen verschlungen wurden, und Stille eintrat.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

I.

In der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. Mai dieses Jahres berichtete Edward Whymper über den Verlauf und die Ergebnisse seiner Reise nach Ecuador. Dem interessanten geistvollen Vortrage des berühmten Gebirgsreisenden (Proceed. R. Geogr. Soc. of London, August) entnehmen wir die nachstehenden Einzelheiten.

Es war nicht allein der Wunsch, die bisher noch verhältnißmäßig wenig bekannten Gebirge von Ecuador zu erforschen, den Chimborazo und einige andere der dortigen Bergriesen zu ersteigen, was Mr. Whymper gegen Ende des Jahres 1878 veranlaßte, seine Reise nach Südamerika zu unternehmen: er verfolgte bei derselben in erster Linie den Zweck, gewisse, für Bergreisen insbesondere, aber auch für die geographische Forschung im Allgemeinen wichtige theoretische Fragen auf empirischem Wege zum Austrag zu bringen. Was die erste derselben anbetrifft, die oft ventilirte Frage, **bis zu welcher Höhe über dem Meeresspiegel der Mensch noch zu leben vermöge**, so hat Whymper durch wiederholte längere Aufenthalte in 16 000 und 18 000 Fuß Höhe über dem Meere sowie durch ein 26stündiges Verweilen auf dem Gipfel des Cotopaxi (19 500 Fuß), ohne daß dabei er selber oder einer seiner Begleiter besondere Beschwerden infolge des geringen Luftdruckes empfunden hätte, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie alle „erforderlichenfalls auch wohl im Stande gewesen sein würden, noch einige tausend Fuß höher, etwa bis zu 24 000 oder 25 000 Fuß, über dem Meere emporzusteigen". Diese ihrerzeit schon bekanntgewordene Annahme Whymper's hat nicht verfehlt, unter den englischen Enthusiasten des „Bergsports" große Hoffnungen zu erregen auf eine nun doch ausführbare Ersteigung der höchsten uns bekannten Berge, eine mißverstandene Auffassung seiner Meinung, gegen die Whymper sich auf das Nachdrücklichste verwahrt: „Unsere Erfahrungen beweisen **nicht**, daß man sich **längere Zeit** in einer Höhe von etwa 24 000 Fuß aufhalten kann; und wenn dieses nicht geschehen kann, so ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, in der That gar keine Möglichkeit, vorhanden, daß man jemals zu Fuß die Gipfel der höchsten bekannten Berge erreichen wird. Es handelt sich hierbei nicht nur um ein Ueberwinden physischer Schwierigkeiten, es ist eine Frage des Luftdruckes; und es muß noch bewiesen werden, ob der menschliche Körper sich einem Drucke anbequemen kann, welcher nur ein Drittel von dem beträgt, der am Meeresspiegel auf ihm ruht."

Die zweite Frage, die Whymper zu lösen bemüht war und die er in der That auch in der glücklichsten Weise gelöst hat, betraf die **verschiedenen Arten der Höhenmessung**, und zwar kam es ihm dabei vor allen Dingen auf eine längere Zeit fortzusetzende Vergleichung des Aneroïds mit dem Quecksilberbarometer, in Bezug auf ihre Tauglichkeit als Höhenmesser, an. Ueber dieses letztere im höchsten Grade dankenswerthe Unternehmen und die interessanten Erfahrungen, die er dabei gemacht, spricht sich Whymper folgendermaßen aus.

„Obgleich es eine wohlbekannte Thatsache ist, daß ein einziges Aneroïd zur Erlangung absoluter Höhenbestimmun-

gen vollkommen nutzlos ist, wenden viele Leute dieses Instrument doch noch immer unter der entgegengesetzten Voraussetzung an. Es kann nicht zu nachdrücklich ausgesprochen, nicht zu allgemein verbreitet werden, daß die Aneroïdbarometer neben der Eigenschaft, fast immer nach und nach beträchtliche Fehler anzunehmen, auch die besitzen, daß diese Fehler infolge der verschiedensten Ursachen ganz plötzlichen Zunahmen unterworfen sind. Besitzt ein Reisender mehrere Aneroïde, so kann er dadurch, daß er die verschiedenen Instrumente mit einander vergleicht, solche plötzlichen Zunahmen der Fehler wohl entdecken; besitzt er nur eines, so ist dies nicht möglich, und infolgedessen kann er leicht, nein, wird er sogar höchst wahrscheinlich, vollkommen irrige Resultate erzielen.

„Es schien mir nun, daß, wenn man eine Anzahl von Aneroïden bei sich führte, es wohl möglich sein müßte, der Wahrheit ziemlich nahekommende Angaben dadurch zu erhalten, daß man das Mittel von denjenigen Instrumenten nähme, die in annähernder Uebereinstimmung blieben, während man die gar zu weit abweichenden ganz aussonderte. Um mir Gewißheit über diesen Punkt zu verschaffen, nahm ich nun acht Aneroïde der besten Konstruktion mit auf die Reise. Dieselben waren fast zwölf Monate lang unter genauer Beobachtung gewesen und als die besten aus einer größern Anzahl von besonders für die Reise angefertigten ausgewählt worden. Ich werde jetzt über das Verhalten dieser acht Aneroïde berichten. Als ich England verließ, stimmten sie gut überein, und betrug der größte Unterschied zwischen ihnen ungefähr $^1/_8$, oder, genauer, 0,13 (engl.) Zoll. Dieser Unterschied entspricht am Meeresspiegel einer Höhe von etwa 100 Fuß, und wenn man das Mittel von allen genommen hätte, so würde zwischen demselben und der Angabe eines Normal-Quecksilber-Barometers nur eine unendlich kleine Differenz gewesen sein. Als ich aber in Guayaquil ankam, hatte der Unterschied sich schon bis auf 0,35 vergrößert; bei der Ankunft in Guaranda (8900 Fuß) war er bis auf 0,74 gestiegen; an unserm ersten Lagerplatze auf dem Chimborazo (14 300 Fuß) betrug er 0,88, an unserm dritten Lagerplatze (17 200 Fuß) aber schon 1,2 Zoll. Dies waren die Unterschiede zwischen denen, die noch am nächsten zusammengeblieben waren; die, welche völlig toll geworden waren, wurden gar nicht mehr berücksichtigt. Bei der Abreise waren ihre Angaben im Ganzen um eine Höhe von etwa 100 Fuß unterschieden gewesen, und als wir uns 17 000 Fuß über dem Meere befanden, hatte dieser Unterschied sich bis auf das Aequivalent von zweitausend Fuß vergrößert. Bedenkt man nun, daß dies nicht etwa beliebig gewählte Aneroïde waren, sondern die Auslese aus einer größern Anzahl von speciell für die Reise angefertigten, so wird man, glaube ich, wohl einsehen, daß dieses Experiment in entscheidender Weise dargethan hat, wie durchaus nutzlos das Bestreben ist, mit irgend einer Anzahl von Aneroïden absolute Höhenbestimmungen gewinnen zu wollen. So kostspielig dieser Versuch auch gewesen ist, betrachte ich ihn doch nicht als zu theuer bezahlt, da er die Sache, soweit ich sie zu verfolgen wünsche, ein- für allemal entschieden hat."

Was nun die Höhenmessungen anbetrifft, die man durch Bestimmung des mit dem Luftdruck fallenden Siedepunktes des Wassers vornimmt, so hat Whymper auch in Bezug auf die Zuverlässigkeit dieser Methode vielfache Versuche angestellt. Von einer Vergleichung ihrer Resultate mit denen genauer trigonometrischer Messungen, der unstreitig rationellsten Art der Kontrole, konnte begreiflicherweise hier keine Rede sein; man mußte sich begnügen, auch hierbei Vergleiche mit den Angaben des Quecksilberbarometers vorzunehmen. Dabei ergab sich denn, daß die Siedepunkt-Experimente immer geringere Höhen ergaben, als die Barometerbeobachtungen; so war z. B. der Gipfel des Cotopaxi nach der Angabe des Barometers 19 650 Fuß, nach der Siedepunktmessung nur 19 090 Fuß hoch; der Antisana nach dem Barometer 19 335, nach der Siedepunktmessung 18 714 Fuß, und der Cayambe nach dem Barometer 19 200, nach der Siedepunktmessung 18 600 Fuß hoch.

Da es um dieser Experimente willen sehr wünschenswerth war, gleichzeitige Barometerbeobachtungen von einem auf Meereshöhe belegenen, möglichst nahen Platze zu besitzen, so wurden auf Whymper's Veranlassung vom December 1879 bis Juli 1880 in Guayaquil täglich zweimalige Ablesungen eines dort zurückgelassenen Normal-Quecksilber-Barometers vorgenommen, eine Arbeit, der sich der englische Konsul, Mr. Chambers, bereitwilligst unterzog, und der wir nun, neben der Förderung des erwähnten Zweckes, auch ein an und für sich interessantes Verzeichniß der Barometerstände von Guayaquil verdanken.

Wenden wir uns jetzt von Whymper's hypsometrischen Untersuchungen, durch die er der Erdkunde mittelbar die wichtigsten Dienste geleistet hat, zu seinen eigentlichen geographischen Forschungen, so sehen wir, daß seine Andenreise auch auf diesem Gebiete reich gewesen ist an interessanten Ergebnissen. Seine Route war in Kurzem folgende: In den ersten Tagen des November von London abgereist, begab er sich über Colon und Panama nach Guayaquil, und ging dann, nach kurzem Aufenthalte hier, mit seinen beiden Begleitern, den Italienern Carrell, nach Guaranda, wo er vier Wochen lang in der Umgebung des Chimborazo arbeitete. Durch Erkrankung des einen Gehülfen wurde die Thätigkeit hier unterbrochen, und nun begab sich Whymper nach Machachi, wo er mit einem Begleiter allein arbeiten konnte. Mit ihm erstieg er den Berg Corazon (15 871 Fuß), der sich westlich von der Stadt erhebt, und machte dann noch einen vergeblichen Versuch, den Illiniza von Süden her zu ersteigen. Nach der Genesung seines zweiten Gefährten wurde die Ersteigung des Cotopaxi, auf dessen Gipfel sie 26 Stunden verweilten, dann noch die des etwa 10 engl. Meilen nördlicher gelegenen Sincholagua (16 365 Fuß) ausgeführt. Nun ging es nach Quito und von hier aus bald in südöstlicher Richtung nach dem Antisana (19 260 Fuß), dessen Ersteigung nach einem fehlgeschlagenen Versuche schließlich glückte. Von Quito aus, wohin die Gesellschaft zu mehrtägigem Aufenthalte zurückkehrte, wurde zunächst eine kleinere Excursion nach dem nordwestlich gelegenen Pichincha (15 918 Fuß) und eine Ersteigung zweier seiner Piks unternommen, dann aber eine Tour nach Norden angetreten. An eine Ersteigung des 19 200 Fuß hohen Cayambe sowie des bisher fast unbekannten Saraurcu (15 500 Fuß) schloß sich eine gründliche Erforschung dieses ganzen Gebietes, und schließlich die Besteigung des Cotocachi (16 289 Fuß). Nach einem Besuche der Städte Ibarra und Charanqui in der nördlichen Provinz Imbabura kehrte Whymper nach Quito zurück, wo er durch Krankheit zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen wurde; seine Begleiter benutzten diese Zwischenzeit zu einer Wiederholung des einmal mißglückten Versuches, den Illiniza zu ersteigen, dieses Mal mit vollständigem Erfolge. Als Whymper nach mehrwöchentlicher Krankheit sich wieder so weit erholt hatte, um das anstrengende Leben des Bergsteigers von Neuem aufnehmen zu können, begab er sich über Riobamba nach dem Altar. Leider war während des mehrtägigen Aufenthaltes hier der Gipfel des Berges stets von dichten Wolken umhüllt und mußte man, nachdem man einmal schon bis zu 14 000 Fuß Höhe hinaufgelangt war, sich zur Umkehr entschließen. Am 29. Juni wurde dann noch der Carihuairazo

(16 480 Fuß), am 3. Juli der Chimborazo (20 517 Fuß) zum zweiten Male, und zwar dieses Mal von der nordwestlichen Seite aus, erstiegen. Dieses letzte erfolgreiche Unternehmen bildete zugleich den Abschluß der Andenreise: von Riobamba kehrte Whymper durch Guamote und über den Chimbopaß nach Guayaquil zurück.

Sehr abweichend von den Angaben unserer Karten und den Vorstellungen unserer Geographen ist das Bild, das Whymper uns nach eigener Anschauung von dem Andengebiete von Ecuador entwirft:

„Im Westen vom Ocean begrenzt, soll das Land im Norden von Columbia, im Süden von Peru, im Osten von Brasilien begrenzt werden. In den nördlichen und südlichen Provinzen haben die Einwohner auch eine dunkele Vorstellung von den Grenzen ihres Staates; fragt man aber die großen Grundbesitzer in den östlichen Provinzen, bis wie weit sich ihre Ländereien erstrecken, so antworten sie gewöhnlich: „Wir werden Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr uns unsere Grenze angeben wollt," oder: „So weit man nach Osten gehen kann," oder auch: „Wir haben keine Grenzen."

„Die einzige einigermaßen große Karte von Ecuador, die existirt, ist die von Villavicencio. Die Phantasie ist bei ihrer Herstellung sehr thätig gewesen, und so weist sie Flüsse auf, die in den reizendsten symmetrischen Kurven fließen, und wunderbare Bergketten, wie sie ein menschliches Auge nie erblickt hat. Im Lande selber wird sie ziemlich allgemein verspottet, und ist es wohlbekannt, daß sie kaum etwas anderes ist, als eine schlechte Kopie der alten Karte von Maldonado mit verschiedenen Aenderungen, die in den meisten Fällen keine Verbesserungen sind. In meinen Bemerkungen über Ecuador werde ich weder den Angaben dieser Karte noch denen eines frühern Reisenden folgen, sondern allein nach eigener Beobachtung sprechen.

„Vom geographischen Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint das Land in drei gesonderte Gebiete getheilt: 1. das Land westlich von den Anden bis zum Meere, 2. das hohe, gebirgige Land im Innern, und 3. das weniger hohe Land östlich von der zweiten Abtheilung, in dem sich die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonenstromes befinden.

„Das Land auf der westlichen Seite der Anden ist in der Nähe von Guayaquil und auch noch auf eine bedeutende Strecke nach Süden und Norden hin ungemein flach; zahlreiche Flüsse und natürliche Kanäle, die ein so dichtes Netz bilden, daß es schwer hält, den Lauf eines bestimmten unter ihnen zu verfolgen, geben ihm den Charakter eines Deltalandes. Dabei ist es so niedrig, daß es während der Regenzeit zum großen Theil unter Wasser steht; dann fährt man zu Boot bis nach Savaneta und wohl auch noch weiter über dasselbe Terrain, auf dem während der trockenen Jahreszeit die Straße nach Quito entlang führt.

„Steil und ohne Uebergang steigen die Hänge der Anden aus diesem flachen Küstenlande empor; in der That ist dieses plötzliche unvermittelte Ansteigen aus dem Tieflande der westlichen Region nicht weniger merkwürdig und beachtenswerth, als die außerordentliche Steilheit der dem Ocean zugekehrten Hänge des Gebirges. Es giebt wohl unter den regelmäßig begangenen Straßen in den Alpen keine einzige, auf der man in einer so kurzen seitlichen Distanz zu einer so bedeutenden Höhe emporsteigt, wie man es hier auf dem Wege von dem Dorfe Muñapamba (1300 Fuß) zu dem Gipfel des Passes in der äußern Bergkette thut. Eine dichte und undurchdringliche oder wenigstens noch undurchdrungene Vegetation bedeckt die dem Meere zugekehrten Abhänge bis zum höchsten Grat des Kammes. Riesenbäume von mehreren hundert Fuß Höhe, die, wie gewaltige Masten gerade emporstrebend, durch ein dichtes Netzwerk von Schmarotzer- und Schlingpflanzen mit einander verbunden und am Boden von einer wildverworrenen Masse von Unterholz umgeben sind, verwehren dem Lichte den Zugang, hüllen den Pfad in tiefe Dämmerung und beschränken die Aussicht nach den Seiten hin auf wenige Fuß breit. In der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm hier bei jedem Schritte darbieten, findet der Naturforscher wohl eine Entschädigung für den Mangel an Luft und Licht; aber der andauernd engbegrenzte Umblick, die stagnirende Luft, das Fehlen der Sonne bringen doch zuletzt eine wahre Sehnsucht hervor nach einem weniger beschränkten Horizont; so konnte ich das Gefühl wohl verstehen, das meine Leute, als sie endlich das Plätschern der Gebirgsbäche auf den Steinen hörten, zu dem Ausrufe veranlaßte: O, jetzt fangen wir wieder an, zu athmen!"

Die äußere Bergkette, deren Whymper oben Erwähnung thut, ist ein etwas über 40 Miles langer Gebirgsrücken, der sich zwischen dem ersten und dem zweiten Breitengrade in der Richtung von Norden nach Süden hinzieht. Dem Hauptgebirge, das hier im Chimborazo gipfelt, wallartig vorgelagert und durch das Thal des Chimboflusses von demselben geschieden, erhebt sich diese äußere Kette in ihren höchsten Punkten bis zu 15 000 Fuß über dem Meere. Und trotz dieser bedeutenden Höhe findet sie sich bis heute noch auf keiner unserer Karten angegeben: eine Ungenauigkeit, die an und für sich schon überraschen könnte, die aber eben nur ein Zug ist in dem aus lauter irrigen Voraussetzungen konstruirten Bilde der Gebirge von Ecuador, das sich in unseren geographischen Lehrbüchern und unseren Karten eingebürgert hat. Die französischen Gelehrten, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Vornahme von Gradmessungen nach Südamerika gesandt wurden, haben zuerst die Behauptung aufgestellt, daß die Anden von Ecuador sich in zwei ungefähr in der Richtung von Norden nach Süden laufende, mächtige Parallelketten theilen. Diese Angabe, die begreiflicherweise damals weder Widerspruch fand noch finden konnte, wurde im Anfang unseres Jahrhunderts durch Alexander von Humboldt als durchaus richtig bestätigt, und seitdem gilt die Existenz der östlichen und der westlichen Cordillere von Ecuador mit ihren in fast gerader Linie von Norden nach Süden liegenden hohen Gipfelpunkten für eine unbestreitbare Thatsache, die in allen Schulen gelehrt, auf allen Karten dargestellt wird und die, wie Whymper sagt, allmälig zu einem „geographischen Glaubensartikel" geworden ist.

Diese beiden Parallelketten nun, die sich bekanntlich von dem Knoten von Los Pastos bis zu dem von Loja erstrecken sollen, sind, wie Whymper jetzt an der Hand von unumstößlichen Beweisen darlegt, nicht vorhanden. Es würde nicht möglich sein, nur eine in annähernd nordsüdlicher Richtung laufende, zusammenhängende Kette nachzuweisen, geschweige denn ihrer zwei. Freilich liegen ja auch auf einer Strecke von 35 Miles die vier Gipfel Illiniza, Corazon, Atacazo und Pichincha in einer ziemlich genau von Süden nach Norden gehenden Linie nacheinander, und diese Strecke könnte demnach wohl für einen Theil der westlichen Cordillere gelten. Und etwa 20 Miles weiter nach Osten finden wir zwei Gipfel von mäßiger Höhe, den Ruminahui und den Pasocha, die auf einer mit der ebenerwähnten ziemlich parallelen Linie liegen — aber das ist auch alles, was sich mit gutem Gewissen von den beiden Parallelketten nachweisen läßt. Denn die zahlreichen bei weitem bedeutenderen Gipfel dieser Breiten, der Chimborazo, Carihuairazo, Cotopaxi, Sincholagua, Altar, Antisana, Sara-urcu, Cayambe, Mojanda, Imbabura, Cotocachi und viele andere von minderer Bedeutung, weichen in ihrer Lage zu einander so weit von

der Richtung der imaginären Ketten ab, daß man sie selbst bei dem besten Willen in keine derselben einordnen könnte. Immer wieder steht man vor der Schwierigkeit, nicht zu wissen, ob man diese durch mehr oder minder tiefe seitliche Depressionen von einander geschiedenen Haupterhebungen des Gebirges zu der östlichen, der westlichen oder überhaupt auch nur zu einer der beiden Ketten rechnen müßte?

Es würde hier zu weit führen, wollten wir uns auf eine Wiedergabe von Whymper's eingehender Darstellung der Lage und Anordnung der bedeutendsten Andenhöhen von Ecuador einlassen, die er mit folgenden Worten schließt: „Demnach behaupte ich nun mit aller Bestimmtheit, daß in keinem Theile des ganzen Landes zwei Cordillerenreihen vorhanden sind, die auch nur annähernd mit einander parallel laufen, oder wirklich so bedeutend sind, wie man dies in unserm Jahrhundert angenommen hat." Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr gar fern, wo wir diese Angabe auf einer Karte veranschaulicht sehen, und wo die altgewohnte Vorstellung von den beiden Parallelcordilleren von Quito allgemein zu den überwundenen Standpunkten gezählt wird.

Was nun die dritte Abtheilung des Landes betrifft, das Gebiet im Osten der Großen Anden, so war es Whymper leider nicht mehr möglich, seine Reise bis in dasselbe auszudehnen. Er empfiehlt das ausgedehnte Gebirgsterrain, das die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonas enthält, als ein „lohnendes Feld für die Thätigkeit unternehmungslustiger junger Reisender"; denn bis auf die nächste Umgebung der drei nach Osten führenden Straßen, von denen nur die eine, die nördlich vom Antisana über Papallacta geht, viel benutzt wird, ist das ganze weite Gebiet heute noch den Geographen vollständig unbekannt. Whymper's Hoffnung, von den östlichen Gipfeln der Großen Anden einen Einblick in diese terra incognita zu gewinnen, wurde auf dem Altar, dem Cotopaxi und dem Antisana durch dichte, jede Aussicht hindernde Bewölkung vereitelt; nur von dem weit nach Osten gelegenen, wenig bekannten Sara-urcu erblickte man bei vollkommen klarer Luft im Süden und Südosten Bergketten von über 14000 Fuß Höhe, die in östlicher Richtung liefen und sich wohl nördlich von dem Thale des Napo hinzogen.

Sehr interessant sind die Schilderungen, die Whymper von den Bergen giebt, die er erstiegen und erforscht hat: mit der einzigen Ausnahme des Sara-urcu sind es alles mächtige vulkanische Kegel, die sich auf einer Basis von Sandstein erheben. Die große Mehrzahl dieser Vulkane sind als vollkommen erloschen zu betrachten; zwei von ihnen, der Tunguragua und der Pichincha, gelten im Lande für noch nicht ganz erloschen; jedoch sah Whymper während längern Aufenthalts in ihrer Nähe nie auch nur eine Spur von Rauch oder Dampf über ihren Gipfeln. Zwei andere dagegen, der Sangai und der Cotopaxi, sind noch heute thätig und selten vollständig in Ruhe. Den Sangai, der nicht nur von europäischen Reisenden, sondern auch von den Einwohnern des Landes selber höchst selten gesehen worden ist, erblickte Whymper auch nur am frühen Morgen von seinem über 17000 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze an der Seite des Chimborazo. Gehört freilich hatte er ihn schon oft vorher, während er sich in dem 40 Miles entfernten Guaranda aufgehalten hatte; die scharfen und deutlichen Detonationen, die selbst in dieser Entfernung oft noch laut genug waren, um ein plötzliches Erschrecken zu verursachen, waren fast ausschließlich in den Morgenstunden zu vernehmen. Ohne Zweifel fanden sie während des ganzen Tages statt, aber die dichten Wolken, welche sich regelmäßig schon am Vormittag über dem ganzen zwischenliegenden Lande lagerten und den Berg vollständig verhüllten, hinderten die Fortpflanzung des Schalles. Vom Chimborazo aus gesehen zeigt sich der Sangai als ein stattlicher Kegel, wenn auch nicht von so imposantem Umfange und so regelmäßiger Form wie der Cotopaxi. Große Schneefelder ziehen sich rings um seinen Gipfel, die oberste Spitze desselben ist jedoch schwarz und besteht augenscheinlich aus feiner vulkanischer Asche. Von beständig aufsteigendem Rauche war auch hier nichts zu sehen, aber in Zwischenräumen von je 20 und 30 Minuten schossen gewaltige Dampfstrahlen bis zur Höhe von 5000 Fuß aus dem Krater empor; oben in der Luft breitete sich der Dampf zu einer großen schirmförmigen Wolke aus, die allmälig vom Winde fortgetrieben wurde.

Der Cotopaxi entsendet aus seinem Gipfel eine beständige mit Dampf gemischte Rauchsäule. Ruhig und gleichmäßig steigt sie empor und läßt den Vulkan viel weniger gefährlich erscheinen als den Sangai, und doch gehören seine Eruptionen zu den größten Schrecknissen in Ecuador. Whymper selber war Zeuge einer derselben, die zu den unbedeutenderen gerechnet wurde. Die Asche, die bei dieser Gelegenheit 20000 Fuß hoch emporgeschleudert wurde, fiel noch in 65 Miles Entfernung als ein so dichter Regen zu Boden, daß die ganze Luft verfinstert wurde und tiefe Dämmerung herrschte. Was die Umwohner des Berges aber am meisten fürchten, das sind die Wasserfluthen, die während seiner größten Eruptionen von ihm herabströmen. Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dieses Wasser aus dem Innern des Berges komme, glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß es das Schmelzwasser der großen Gletscher sei, die von dem durch die Eruption erhitzten Gipfel des Kegels abthauen. Die Gletscher sind vollständig mit Asche bedeckt und geschwärzt und deshalb aus der Entfernung nicht wahrzunehmen; diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ihr Vorhandensein so häufig bestritten wird. Die Lavamassen, die Whymper an der Nord- und Westseite des Cotopaxi fand, konnten nach dem dichten Wachsthum von Moosen und Flechten, das sie bedeckte, von keiner neuern Eruption herrühren; in der That ließen auch die verschiedenartigen und sehr zahlreich bis hoch hinauf vorkommenden Käfer auf ein hohes Alter der Lava schließen.

Von den Gletschern Ecuadors ist bis jetzt in den Schilderungen der Reisenden, die diese Gegenden besucht haben, selten, eigentlich nie die Rede gewesen. In einem kürzlich in England erschienenen Artikel über Ecuador findet Whymper die Behauptung aufgestellt, daß der Krater des Altar „als das Bett des einzigen in Ecuador vorhandenen Gletschers bemerkenswerth" sei. Nun enthält dieser Krater, der auf drei Vierteln seines Umkreises von einem Kranze imposanter Gipfel eingefaßt ist, wohl wirklich einen Gletscher; derselbe ist indessen viel kleiner und unbedeutender als die, welche sich außen am Berge befinden. Als vergletscherte Berge aber, die er aus eigner Anschauung kennt, nennt Whymper noch den Carihuairazo, Illiniza, Cotocachi, Sincholagua, Quilindana, Cotopaxi, Cayambe, Sara-urcu, Antisana und Chimborazo. Die vier letztgenannten weisen die ausgedehntesten Gletscher auf.

Im Allgemeinen unterscheidet sich der Charakter der Gletscher von Ecuador nur wenig von dem unserer europäischen. Das vergletscherte Areal auf mehreren der oben genannten Berge hat mindestens die Größe unserer Mont-Blanc-Gletscher; doch erstrecken sich diese äquatorialen Gletscher nicht so tief hinab, wie man es nach den großen Reservoirs, denen sie entfließen, wohl erwarten dürfte. Nirgends hat Whymper hier einen Gletscher gefunden, der bis zu 12000 Fuß hinabgereicht hätte; gewöhnlich endi-

gen sie zwischen 14000 und 15000 Fuß Höhe. Da sich nur wenige Felsen über ihnen erheben, sind Moränen sehr selten und mit diesen fehlen auch die Beweise für eine früher vielleicht größer gewesene Ausdehnung der Gletscher. Auch von roches moutonnées ist hier nichts zu finden, wahrscheinlich wohl, weil das Gestein sich zu leicht zersetzt und verwittert. Nur einmal, und zwar an der Südseite des Chimborazo, in einem Thale, wo sich jetzt gar kein Gletscher befindet, traf Whymper auf deutlich erkennbare roches moutonnées; aber dieses einzige Beispiel genügte, um zu beweisen, daß die Gletscher früher an diesem Berge viel weiter hinabgereicht hatten, als sie es heute thun.

Aus dem Umstande, daß die Spalten in den tieferen Theilen der Gletscher von Ecuador kleiner und weniger zahlreich sind, als in den entsprechenden Lagen der Alpen, schließt Whymper, daß die Bewegung in den tiefer gelegenen Partien der ersteren weniger schnell ist, als in den Alpengletschern. In den höheren Regionen sind die Spalten aber ungemein häufig und von ungeheurer Größe; auf dem Antisana kam Whymper an mehrere Spalten, die $^1/_4$ bis $^1/_3$ Mile lang, 300 Fuß tief und 50 bis 60 Fuß breit waren.

Was die Lage der Gletscher anbetrifft, so glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß dieselben an den westlichen Seiten der genannten Berge am kleinsten und unbedeutendsten sein müssen. Eine bestimmtere Angabe über diesen Punkt zu machen ist ihm nicht möglich, da er eben nur einen Berg von allen Seiten gesehen hat. Es wäre aber diese Erscheinung nur naturgemäß in einem Lande, wo feuchte östliche Winde so vorherrschen wie hier. Fast unaufhörlich bestreichen ja die mit den feuchten Dünsten des Amazonasbeckens beladenen Winde die nach Osten gerichteten Hänge der Anden, an denen sie ihren Wassergehalt in Form von feinem Schnee oder Hagel absetzen; und fast regelmäßig mußte Whymper seine Besteigungen der Andengipfel von Westen aus unternehmen, weil die anderen Seiten des Berges von dichtem, undurchdringlichem Nebel und Wolken eingehüllt waren.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

III [1]).

Am 24. August hatte Pinto Lialui erreicht, die am obern Zambesi gelegene Hauptstadt des Königreiches Barôze, Lui oder Ungenge. Seit der Zeit, wo Livingstone dieses große Reich in seiner vollen Blüthe und Macht unter der Herrschaft der siegreichen Makololo's kennen lernte, hat es viel von seiner Bedeutung verloren. Von den eigentlichen Makololo's, den kriegerischen Schaaren, mit denen der Basutohäuptling Chibitano, der bedeutendste Heerführer Centralafrikas, die Länder des obern Zambesigebietes eroberte und zu einem mächtigen Reiche vereinte, sind heute nur noch schwache Ueberreste erhalten. Fieber, ansteckende Krankheiten, Trunksucht und der unmäßige Gebrauch von „Bangue" (Cannabis indica) haben das kräftige Geschlecht der Eroberer decimirt, Revolutionen und unaufhörliche Kämpfe um die Herrschaft den Verfall der von Chibitano begründeten Ordnung der Dinge herbeigeführt. Die Bevölkerung besteht heute aus einem mehr oder minder in einander übergegangenen Gemisch von Calabaren, Luinas, Ganguellas und Macalacas, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Luinas sich verhältnißmäßig am wenigsten mit den anderen vermischt haben und heute entschieden das stärkste und intelligenteste Element im Volke bilden.

Das Königreich Lui oder Barôze, wie es eigentlich genannt werden muß, d. h. das nördlich von der ersten Region der Katarakte liegende Land, wird von einer ungeheuren Ebene gebildet, welche sich, vom Zambesi durchströmt, bei einer Breite von 30 bis 35 engl. Meilen, 180 bis 200 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, sich etwa 3300 Fuß über den Meeresspiegel erhebt und im Osten noch mehr ansteigt, wo auf dem offenen Terrain zahlreiche Dörfer mit blühenden Anpflanzungen liegen. Der von dem Ninda durchströmte Nhengo-Distrikt gehört zu Barôze; er wird von dem Bett des Zambesi durch einen etwa 60 Fuß sich erhebenden Höhenzug getrennt, der mit dem Flusse parallel läuft und mit einer Menge von Dörfern besetzt ist, die hier außer dem Bereiche selbst der höchsten Ueberschwemmungen liegen. Während der Regenzeit wird die Zambesi-Ebene nämlich überfluthet, und erreicht das Wasser dabei, wie Pinto an den an Bäumen angebrachten Wasserstandsmarken wahrnehmen konnte, manchmal eine Höhe von neun bis zehn Fuß.

Die Luinas flüchten sich während der Ueberschwemmungen auf die Höhen, um mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit wieder in ihre Dörfer im Thale zurückzukehren, wo sie zum Theil als Ackerbauer, der großen Mehrzahl nach aber als Viehzüchter leben. Ihre Herden bilden ihren Hauptreichthum und bestehen aus Rindern prächtigster Race; auch Geflügel und Hunde sind von weit besserer Art, als Pinto sie bisher auf seiner Reise von Benguella gesehen hatte. Da in den höher gelegenen Regionen östlich und südlich von dem Thale die Tsetsefliege überall häufig ist, können die Herden eben nur in der Ebene selber gehalten werden; sie finden hier freilich zu keiner Jahreszeit ein besonders üppiges Futter; denn die Wiesen bestehen größtentheils aus Binsen und Rohr, unter denen Calamagrostis arenaria am meisten vertreten ist. Das Land wird mehr am rechten als am linken Ufer des Zambesi bebaut, immer aber nur in der Nähe des höhern Terrains. Als Rückstände der Ueberschwemmungen finden sich zahlreiche kleine, mit Wasserpflanzen bedeckte Seen in der Ebene vor, denen die Entstehung von Miasmen und Sumpffiebern zugeschrieben werden muß, von denen selbst die Eingeborenen zu gewissen Zeiten des Jahres heimgesucht werden. Die Hauptnahrung der Luina besteht in Kuhmilch in frischem und geronnenem Zustande, sowie in süßen Kartoffeln. Mais und Moorhirse, die ziemlich viel angebaut werden, benutzt der Luina ausschließlich zur Bereitung von Capata, einer Art Bier, zu dem das Wasser der kleinen Seen genommen wird. Auch Tabak wird vielfach gebaut, jedoch nur zum Schnupfen gebraucht, da das Bangurauchen allgemein verbreitet ist.

Die Luinas sind meist geschickte Arbeiter, die sich ihre

---

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, Seite 323 und 343.

Waffen sowie die meisten ihrer Holz- und Thongeräthe selbst anfertigen. Bewundernswerth sind ihre Holzschnitzereien, zu denen sie sich nur zweier, wenig handlicher Instrumente bedienen: des Beiles zu gröberen, des Assegai oder Wurfspeeres zu feineren Arbeiten. Besondern Werth legen sie auf zierlich geschnitzte Holzlöffel, die ja auch bei der großen Rolle, welche die Milch in der Ernährung des Volkes spielt, vorzugsweise zur Geltung kommen. Die einheimischen Waffen sind Keulen, Beile und Assegais, von welchen letzteren jeder Luina fünf oder sechs bei sich führt. Die eisernen Spitzen dieser furchtbaren Wurfgeschosse sind zwar nicht vergiftet, aber mit so verschiedenartigen, grausamen Widerhaken versehen, daß das Ausziehen des Speeres aus der Wunde fast immer den Tod herbeiführt. Große Schilde von Ochsenhaut auf hölzernem Rahmenwerk vervollständigten neben den ebengenannten Waffen die Kriegsausrüstung der alten Luinas; heute gehört in den meisten Fällen schon das Feuergewehr dazu, und zwar sind bei ihnen, wie Pinto glaubt, Perkussionsgewehre besonders beliebt. Als abweichend von den Gewohnheiten der Stämme, die er bis jetzt gesehen, erschien dem Reisenden auch die bei den Luinas durchweg wahrnehmbare Neigung, sich zu bekleiden: selten nur sieht man unter ihnen eine erwachsene männliche oder weibliche Person, die den Oberkörper nicht mit einem kurzen Mantel vollständig bekleidet hätte. Meist werden Felle dazu verwendet, wie denn auch die Männer an einem Gürtel befestigte Felle tragen, die vorn und hinten bis zu den Knien herabreichen; auch die Unterröcke der Frauen sind vorzugsweise aus Fellen, nur im Falle der Noth aus europäischen Stoffen angefertigt. Wahrscheinlich stammt diese Art sich zu kleiden noch von den Makololos; denn die Nachbarvölker der Luinas gehen heute sämmtlich noch fast ganz unbekleidet. Pinto hält, und vielleicht nicht mit Unrecht, diese Neigung der Luinas für wohl beachtenswerth, da sie sowohl in kaufmännischer als auch in civilisatorischer Beziehung ersprießlich ausgenutzt werden könnte.

Die Frauen der oberen Klassen und insbesondere die der Reichen reiben sich den Leib mit Ochsenfett ein, das mit pulverisirtem Lack vermischt wird; die Haut erhält dadurch einen hochrothen Glanz, zugleich aber auch einen äußerst widerwärtigen Geruch. Als Schmuck sind Arm- und Beinspangen, Perlenketten und besonders reich mit Muscheln verzierte Gürtel allgemein.

Obgleich das System der Polygamie unter den Luinas so entwickelt ist wie vielleicht in keinem andern Lande Afrikas (der Besitz von 60 bis 70 Frauen ist keine zu große Seltenheit), so stehen die Frauen doch in verhältnißmäßig hoher Achtung; die vornehmen liegen den ganzen Tag auf der Matte, trinken Capata und schnupfen. Sie haben viele Sklaven, größtentheils Macalacas, zu ihrer Verfügung, die sie bedienen und für ihre Bedürfnisse sorgen müssen.

Dies sind in Kurzem die Notizen, die Pinto über das Land giebt, in dem er wider Willen und unter den widrigsten Verhältnissen einen Monat (24. August bis 24. September) zubringen mußte, der heute noch den schwärzesten Punkt in seinen Reiseerinnerungen bildet. Der Empfang, der ihm bei seiner Ankunft in Lialui wurde, berechtigte freilich zu anderen Erwartungen. Als Gesandter des Mueneputo, d. i. des Königs von Portugal, wurde er von dem jungen, kaum zwanzigjährigen König Lobossi mit allen möglichen Ehrenbezeigungen und mit der Entfaltung des landesüblichen militärischen Pomps begrüßt. Große Mengen süßer und saurer Milch, Mais und Hirse und ganze Herden von Ochsen wurden in das Lager gebracht, das Pinto mit Genehmigung des Königs dicht bei der Stadt aufschlagen ließ. In feierlicher Audienz, von seinen vornehmsten Rathgebern, den drei Ministern des Reiches und etwa tausend Personen aus dem Volke umgeben, die je nach ihrem Range in größerer oder geringerer Entfernung vom König sitzend, einen großen Halbkreis bildeten, nahm Lobossi die geringen Geschenke (einen goldbordirten Livreerock und einen Hut), die der Reisende ihm nur noch zu bieten vermochte, scheinbar befriedigt entgegen, ließ sich genauen Bericht erstatten über das Woher und Wohin der Reise, als deren Hauptzweck Pinto die Herstellung besserer Handelsverbindungen zwischen dem Barôzelande und dem Reiche des Mueneputo angab, und versprach schließlich, das Unternehmen in gewünschter Weise fördern, d. h. eine genügende Anzahl seiner Leute als Träger mitgeben zu wollen. Pinto's Absicht, mit der der König sich vollkommen einverstanden erklärte, war, von Lialui aus nach Osten durch das Chuculumbeland bis nach der Stadt Caiuco am Loengue (Cafucué) zu gehen, dann den Loengue bis zu seiner Mündung in den Zambesi zu verfolgen, und dann wieder den Zambesi bis zur Küste hinabzugehen. Leider sollte dieses Vorhaben, dessen einen Theil, die Erforschung des Loengue oder Cafucué, Pinto mit Recht für eine der wichtigsten Aufgaben im südlichen Centralafrika hält, noch in der zwölften Stunde an der Hinterlist und den Intriguen einiger Neger scheitern. Pinto hatte noch nicht viele Zusammenkünfte mit dem Könige gehabt, als es ihm schon klar war, daß derselbe vollständig unter dem Einflusse seiner jeweiligen Umgebung stand, und daß eine sehr wichtige Persönlichkeit dieser Umgebung, der alte „Minister des Auswärtigen", Gambella, aus irgend einem Grunde den in das Land gekommenen Weißen entschieden feindlich gesinnt war. Lobossi war erst wenige Wochen vor Pinto's Ankunft in Barôze zur Herrschaft gelangt und dies zwar in Folge einer Revolution, durch welche der bisherige König, der einer andern Dynastie angehört hatte, vertrieben worden war. Jetzt kamen beunruhigende Nachrichten aus der Chuculumbeprovinz, wo der vertriebene König, der einen Anhang um sich gesammelt und sich mit einer Gesellschaft weißer Elephantenjäger verbündet hatte, erfolgreich gegen Lobossi's Krieger kämpfte; dazu verbreiteten sich drohende Gerüchte von einem bevorstehenden Einfall der Matebeles unter ihrem gefürchteten Häuptling Lo Bengula. Diese beängstigenden Ereignisse brachten einen vollkommenen Umschlag in der Stimmung des Königs hervor und machten ihn den Rathschlägen der den Europäern feindlichen Partei seiner Rathgeber zugänglich. Zunächst zeigte sich die Sinnesänderung nur in unerwünschter Verminderung der bisher reichlich zugesandten Nahrungsmittel: in der wildarmen Gegend und bei dem fast vollständigen Mangel an Tauschartikeln, in dem Pinto sich befand, Veranlassung zu unaufhörlicher Sorge. Bald gelang es Pinto's Feinden, die, wie er nur zu wohl merkte, auch unter seinen eigenen Leuten Verrath anzettelten, die Habgier des Königs zu reizen, und nun sah er sich täglich von den unverschämtesten Forderungen des Königs bestürmt; Dinge, die er wohl besaß, aber unmöglich entbehren konnte, und von deren Existenz der König eben nur durch Leute aus Pinto's Gefolge erfahren haben konnte, wurden in ebenso ungestümer Weise verlangt, wie andere, die er weder besaß noch auch hier sich verschaffen konnte. So sandte der König beispielsweise mehrere Tage hinter einander Boten in das Lager, um von Pinto, der, wie er sehr wohl wußte, zu Fuß gekommen war, sechs Pferde fordern zu lassen. Was der Reisende an Waffen und Munition irgend entbehren konnte, gab er hin, und doch kam schließlich noch die Forderung, er solle alles, was er davon bei sich führe, ohne Ausnahme abliefern, da er ja

weder jetzt im Lande des Königs noch später auf der Reise unter dem Schutze seiner Leute Waffen nöthig haben werde. Pinto's Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Durch die Nachrichten von den Kämpfen in der östlichen Provinz beunruhigt und durch Gambella aufgehetzt, erklärten die Bihénoträger plötzlich, daß sie unter keiner Bedingung ihn noch weiter begleiten, sondern unverzüglich in ihre Heimath zurückkehren würden. Zureden und Drohungen blieben gleich fruchtlos, und so sah Pinto die Zahl seiner Begleiter auf nur 58 reducirt, ohne ernstliche Aussicht, auch nur einigen Ersatz vom Könige zu erhalten. Es würde zu weit führen, hier alle die Plagen und Chikanen, denen sich der vom ärgsten Fieber heimgesuchte Reisende täglich ausgesetzt sah, schildern zu wollen. Kaum im Stande, sich auf den Füßen zu halten und in Folge dieses elenden Zustandes von einer krankhaften Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit ergriffen, die ihn zeitweise an allem verzweifeln ließ, schleppte sich Pinto wieder und immer wieder zu den Versammlungen des „Großen Rathes", in denen der König den Vorsitz führte, um diesen an sein Versprechen in Betreff der Träger zu erinnern. Von Lobossi mit leeren Worten und Betheuerungen abgespeist, von Gambella und seinem Anhange mit unverhohlener Feindseligkeit behandelt, fand er zum Glück in einem der anderen Rathgeber des Königs einen treuen und ergebenen Freund, der, ein alter Rival Gambella's, stets bemüht war, dessen Absichten zu durchkreuzen und ihn aus dem Vertrauen des Königs zu verdrängen. Aber nicht dieses allein war es, was ihn dem Europäer zugethan machte: in seiner Jugend hatte er Livingstone auf der Reise vom Zambesi nach Loanda begleitet, und die Erinnerung an die gute Behandlung, die ihm der „Munari" hatte zu Theil werden lassen, lebte noch in ihm. Seinem immer wiederholten thätigen Eingreifen sollte Pinto noch die Errettung aus Lebensgefahr zu danken haben. Als alle die kleinen täglichen Quälereien, als selbst das Aushungerungssystem den Reisenden nicht zu dem wohl gewünschten Rückzuge zu bewegen vermochte, griff man zu anderen Mitteln. Unter dem Vorwande, daß die Unruhen im Chuculumbelande dasselbe unpassirbar machten, erklärte der König eines Tages, daß er die Reise nach Osten nicht gestatten könne; Tags darauf dehnte er, ohne einen Grund anzugeben, dieses Verbot auch auf die Richtung nach Norden und nach Süden aus, schließlich sandte er Gambella mit dem Befehl, Pinto möge sobald als möglich auf demselben Wege, den er gekommen sei, also über Bihé, das Land verlassen. Der Reisende erklärte sehr entschieden, daß er dies nicht thun, sondern allein auf der Straße, die ihm gut scheinen würde, das Land verlassen werde; zugleich drohte er mit der Rache des Königs von Portugal. Die Antwort war ein scheinbares Nachgeben und neue Versprechungen des Königs und — ein nächtlicher Mordanfall, der zum Glück fehlschlug, und von dem der König wieder jede Kenntniß ableugnete. In der nächstfolgenden Nacht wurde Pinto's Lager von mehreren hundert Negern überfallen und in Brand gesteckt. Einem günstigen Zufall nur, einer durch ein Versehen in den Haufen der Angreifer abgefeuerten mit Nitroglycerin gefüllten Kugel, war es zu verdanken, daß die so bedeutend in der Minderzahl befindlichen Angegriffenen nicht sämmtlich den mörderischen Assegais erlagen. Die verheerende Wirkung des kleinen Explosivgeschosses erschien den Negern wie Zauberei; von einem panischen Schrecken ergriffen entflohen sie alle unter Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten. Nach einer stürmischen Unterredung mit dem Könige, in welcher dieser wieder seine Unschuld an dem Vorgefallenen zu betheuern versuchte, sich aber, eingeschüchtert durch die Erzählung von dem mörderischen Zaubergeschoß, zu neuen Verhandlungen wegen der Träger bereit erklärte, verlegte Pinto sein Lager aus der gefahrvollen Nähe der Stadt an die Abhänge der Catongoberge, etwa 15 engl. Meilen von Lialui entfernt. Hier, wo die umliegenden fischreichen Seen sowie die Nähe des großen Dorfes Catongo die Verproviantirung leichter machten und ihn so wenigstens einer bedrückenden Sorge enthoben, sollte ihn der härteste Schlag treffen. Noch ehe seine Verhandlungen mit dem Könige zum Abschlusse gelangt waren, desertirten ihm in der Nacht vom 10. zum 11. September seine sämmtlichen Leute, bis auf acht, indem sie zugleich alle noch vorhandenen Vorräthe, Waffen und Munition mitnahmen. Man muß sich die Lage des Reisenden vorstellen, der todtkrank mitten im Herzen von Afrika, unter einem feindlichgesinnten Volke sich plötzlich verlassen und des Nothwendigsten beraubt findet, um den unbeugsamen Muth Pinto's zu bewundern, der, sobald der erste lähmende Schreck glücklich überwunden ist, den Entschluß faßt, seine Reisen auch unter diesen so ganz veränderten Verhältnissen fortzusetzen. Der kleine Rest der Getreuen, die bei ihm geblieben waren, bestand aus drei Männern, zwei Weibern und drei Knaben; für ihren Unterhalt mußte er von jetzt an mit seiner Büchse sorgen. Einen ganzen Tag lang beschäftigte er sich mit dem Gießen von Kugeln, zu denen ihm die Bleigewichte seines großen Fischnetzes das Material liefern mußten, sowie mit dem Anfertigen von Patronen für die Büchse, welche ihm der König von Portugal bei seiner Abreise geschenkt hatte. Diese, sein letzter Schatz, war den Händen der Räuber glücklich entgangen, da sie ebenso wie seine Koffer mit den Instrumenten und Papieren stets dicht neben seinem Lager stand; sie sollte jetzt ihm und den Seinigen den Weg durch die Wildniß bahnen.

Inzwischen waren in Lialui einige Gesandte des Häuptlings von Quisseque, Carimuque, eingetroffen, um von dem Könige die Erlaubniß nachzusuchen, daß ein englischer Missionar, der sich in Patamatenga befand und das Königreich Lui zu besuchen wünschte, das Land betreten dürfte. Eine heiße und langewährende Diskussion im „Großen Rathe" hatte endlich zu der Entscheidung geführt, daß diese Erlaubniß dem Missionar verweigert werden müsse. Da Pinto's Aussichten, von dem Könige Träger zu erhalten, jetzt auch gleich null waren — im „Großen Rathe" war bei einer der letzten Verhandlungen über den Gegenstand schon an die Begleiter Livingstone's erinnert worden, von denen kein einziger von der gefahrvollen Reise nach Osten zurückgekehrt sei —, änderte er jetzt seinen Plan um und beschloß, anstatt nach Osten, lieber nach Süden, den Zambesi hinab zu gehen und den Missionar in Patamatenga aufzusuchen. Nach seiner freilich sehr unvollkommenen Karte betrug die Entfernung bis dorthin 375 engl. Meilen, die er in 60 Tagen zurücklegen konnte. Alles in allem besaß er jetzt 300 Patronen, so daß ihm für jeden Tag fünf Schüsse zur Verfügung standen. Jetzt kam es nur noch darauf an, Lobossi zur Hergabe einiger Kanoes und zum Stellen von Ruderern zu bewegen, aber jetzt machten sich auch die Folgen der Aufregungen der letzten Tage geltend: ein heftiger Fieberanfall, der mehrere Tage anhielt, suchte Pinto heim.

Endlich, nach einem schier endlosen Hin und Her von Berathungen, nach Einblicken in ein verworrenes Gewebe von Lüge und Hinterlist, nach unzähligen lügenhaften Betheuerungen der Unschuld an allem Vorgefallenen, die zu viel für einen Gesunden, fast unerträglich aber für einen Kranken waren, erhielt Pinto, was er wünschte: drei Kanoes und die entsprechende Mannschaft. Die Fahrt sollte nur bis zu gewissen Dörfern am Zambesi gehen, deren Häuptling neue Boote und Sklaven zu besorgen haben würde, wozu er schon

Befehl von Lobossi erhalten hatte. Dieser selbst brachte Pinto zum Abschiede noch ein Stück Elfenbein und einen Ochsen, erklärte nochmals, daß er keine Verantwortung für sein Wohlergehen auf sich nehmen könne und schied in voller Freundschaft von dem Gaste, dem er wochenlang nach dem Leben getrachtet hatte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im vergangenen Frühjahre hat eine österreichische Expedition unter Leitung des Prof. Benndorf zu archäologischen Zwecken Karien und Lycien im südöstlichen Kleinasien bereist. Zu ihren Resultaten gehört eine sorgfältige, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Routenaufnahme und an 150 prachtvolle Photographien, auf deren Bekanntwerden man um so mehr gespannt sein darf, als jene Gebiete zu den landschaftlich schönsten aller Mittelmeerländer gehören.

— Am Freitag 19. August ist in St. Petersburg der neue politische und Handelsvertrag zwischen Rußland und China unterzeichnet, durch welchen ersteres zwar fast ganz Kuldscha wieder an China abtritt, dafür aber 9 Mill. Rubel ausgezahlt bekommt und, was weit wichtiger ist, namhafte kommerzielle Vortheile für seinen chinesischen Handel erhält. Rußland erwirbt durch Art. 10 des Vertrages das Recht, außer wie bisher in Ili, Tarbagatai, Kaschgar und Urga nun auch in Kia-jü-kwan, am westlichsten Thore der großen Mauer, und in Turfan Konsuln zu ernennen. Ein Gleiches soll in Kobdo, Chami u. s. w. stattfinden, wenn sich die Nothwendigkeit dafür herausstellen sollte. Art. 12 bestimmt, daß die Russen zollfrei in der Mongolei Handel treiben dürfen, ebenso bis auf Weiteres in Kuldscha, Tarbagatai, Kaschgar und anderen Städten nördlich und südlich vom Tiënschan. Nach Artikel 13 können in allen Orten, wo russische Konsuln existiren, russische Kaufleute Häuser bauen und Land zu Handelszwecken erwerben. Russische Waaren können laut Art. 14 von jetzt an außer in Kalgan auch in Kia-jü-kwan die Grenze des eigentlichen China passiren, nicht aber auch russische Karawanen. Vielmehr sollen die Waaren an diesen beiden Orten wie in Seehäfen abgeladen werden. Dagegen sollen sich russische Kaufleute unter denselben Bedingungen wie im Vertragshafen Tien-tsin auch in Kia-jü-kwan niederlassen und Handel treiben dürfen. Die übrigen Artikel betreffen unwichtigere Dinge. Unverkennbar hat mit diesem Vertrage Rußland in seinen Handelsbeziehungen zu China einen guten Schritt nach vorwärts gethan, und Reisen eines Lomonosow, Unterberger, Sosnowski, Potanin, Pewtsow und Anderer haben entschieden neben ihren geographischen Ergebnissen auch schon materielle Erfolge gehabt.

— Die spanische Kolonialregierung schickte im Anfange dieses Jahres Truppenkorps in die Berglandschaften, welche von der Grenze der Provinzen Luzons, Isabela und Cagayan, durchschnitten werden, um die dort ansässigen wilden Stämme zur Unterwerfung zu bringen. Die Expedition gelang, gegen 20000 Heiden unterwarfen sich, von denen die Hälfte bereits gezwungen wurde, größere Gemeinden zu bilden; denn die Bergmalaien Luzons lieben es, nur in kleinen Dörfern oder Einzelgehöften zu wohnen, während die spanische Regierung überall große Dörfer anlegen läßt, um ihre farbigen Unterthanen besser überwachen und im Zaume halten zu können.

(Boletines der Soc. Geogr. de Madrid.)

Afrika.

— Die Todesfälle unter den Afrikareisenden folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: noch sind wir über J. M. Hildebrandt's Ableben auf Madagaskar nicht näher unterrichtet, noch ist des unglücklichen Matteucci Leiche kaum in seiner Heimath angelangt, und schon wieder kommt aus Zanzibar eine Trauernachricht: Hauptmann Popelin, der Führer einer der belgischen Expeditionen in Inner-Afrika, ist in einem Alter von 34 Jahren am Fieber gestorben. Er war seit zwei Jahren auf seinem gefahrvollen Posten und gedachte im nächsten Frühjahr heimzukehren.

— Lissaboner Zeitungen melden die Ankunft des Herrn Paiva d'Andrade (vergl. „Globus" XXXVI, S. 78, 143) in Quilimane an der ostafrikanischen Küste. Derselbe ist Vorsitzender eines Ausschusses, welchen die „Société des fondateurs de la Compagnie générale de la Zambézie" mit Studien in jenen Gebieten beauftragt hat, und er wird von einer Anzahl von französischen Bergleuten, Ingenieuren, Chemikern 2c. begleitet, welchen die Untersuchung der etwa dort vorhandenen Erz- und Kohlenlager obliegt. Von ihren Berichten hängen die weiteren Schritte und Unternehmungen jener Gesellschaft ab.

— Vom untern Congo erhielten wir einige direkte Nachrichten, welche weitere Kreise interessiren dürften, da sie einen deutschen Reisenden betreffen, welcher früher schon der deutschen Loango-Expedition vortreffliche Dienste leistete. Otto Lindner wurde nach seiner Rückkehr von der Loangoküste von der Rotterdamer Handelsgesellschaft in Dienst genommen und ging alsbald auf weitere drei Jahre nach dem Congo, wo ihn Stanley kennen lernte und seine Brauchbarkeit erkannte. Als er im Sommer 1880 nach Europa zurückkehrte, besuchte er Brüssel und wurde dort von der internationalen (belgischen) Afrikanischen Gesellschaft unter günstigen Bedingungen engagirt, sich an der Erforschung Inner-Afrikas zu betheiligen. Man dachte zuerst daran, Kulis aus der Südsee bei der geplanten Expedition zu verwenden, entschied sich aber zuletzt dafür, Leute von Zanzibar zu verwenden. Ende 1880 reiste Lindner in Gesellschaft von Alexander Hertwig, der mit ihm zusammen in Loango gelebt hatte und gleichfalls von Brüssel aus gewonnen war, über Suez nach Zanzibar, warb dort Leute an, fuhr mit diesen Anfang Februar 1881 nach der Kapstadt, wo er Anfang März eintraf, und weiter in einem gecharterten Schiffe nach dem Congo. Dort langte er schon gegen Ende März an, fuhr im April mit seinen Leuten stromauf, gesellte sich zu Stanley und brach Anfang Mai zu einem Vorstoße nach dem Innern auf. Unsere besten Wünsche geleiten den wackern Mann, dem hoffentlich beschieden ist, dort noch Tüchtiges zu leisten.

— Wie man in Schoa die Diebe aufsucht. Zu den königlichen Beamten in Schoa gehören auch Lieba Schai, d. h. Diebssucher: es sind dies heute zwei leibliche Brüder, geehrte und gefürchtete Leute, welche ein bedeutendes Einkommen besitzen. Wird jemandem etwas gestohlen, so zeigt er es dem betreffenden Ortsbeamten an und verlangt von ihm, daß er den Lieba Schai kommen lasse; es kann das auch erst nach längerer Zeit geschehen, weil derselbe stets mit dem Könige zu gehen hat und deshalb meistens abwesend ist. Kommt er nun endlich, so läßt er einen kleinen Knaben eine Medicin trinken und eine mit Tabak vermischte an dem Ort, wo der Diebstahl geschah, rauchen. Der Knabe wird um die Lenden gebunden und gehalten; sobald er einige Züge ge-

raucht hat, wird er betäubt, schäumt aus dem Mund und sieht entstellt aus; er steht nun auf und macht alle Bewegungen, welche der Dieb machte, nach, wie er es nahm, wie er horchte, wie er sich bückte und bei etwaigem Geräusch versteckte; er geht nun seinen Weg, wie der Dieb, krumm und gerad, zum Schein die betreffende Last tragend, bis er in ein Haus geht, dort die Last ablegt und sich niederlegt, wo der Dieb sich gelegt hatte. Trifft er den Dieb, so packt er ihn und giebt ihm mit dem Ellenbogen Stöße. Wo der Knabe sich legt, ist es gerichtlich gültig, und der betreffende Hauseigenthümer muß bezahlen, ob er gestohlen hat oder nicht. Der Lieba Schai erhält 5 Thaler, der Bestohlene den Werth, welchen er angiebt, muß jedoch schwören, daß ihm so viel gestohlen worden sei. Kam der Dieb an ein Wasser und trank, so macht es der Knabe nach, trinkt und die Wirkung der Medicin ist aus; trank er nicht, so wird der Knabe hinübergetragen und verfolgt seinen Weg. Trinkt er, so wird die Untersuchung den andern Tag durch einen ebenso behandelten Knaben fortgesetzt, welcher am andern Ufer dieselbe Medicin bekommt. Wo ein solcher Diebssucher geht, geräth alles in Schrecken, denn man kann nie wissen, ob nicht irgend ein Dieb je als Fremder im Haus gewesen sei, wo dann eben der Eigenthümer bezahlen muß und zu seinem Unglück noch die Schande hat. Aus diesem Grunde ist es für fremde Leute sehr schwer, ein Nachtquartier zu finden. Die Knaben, welche diese Medicin nehmen müssen, sind gekaufte Sklaven, versimpeln, kränkeln und sterben bald ab. Die Medicin ist und bleibt ein Geheimniß, welches, nur in dieser Familie bekannt, sich forterbt. Es soll meistens der Thäter aufgefunden werden; allein es trifft auch manchmal Unschuldige, ist mithin kein reelles Gerichtsverfahren, sondern eher ein Abschreckungsmittel; es wird auch wirklich sehr gefürchtet. (Die Warte des Tempels 1881, Nro. 19.)

— Am 29. Mai dieses Jahres ist der treffliche J. M. Hildebrandt in Antananarivo, der Hauptstadt des Howa-Reiches auf Madagaskar, seinen Leiden erlegen, ein herber Verlust, namentlich für die beschreibenden Naturwissenschaften, denen er auf seinen vielen ostafrikanischen Wanderungen reiche Schätze zugeführt hat. Wohl seine letzte Arbeit bringt das eben erschienene dritte Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (S. 194 ff.), eine „Skizze zu einem Bilde central-madagassischen Naturlebens im Frühling“. Wir theilen hier den farbenreichen Anfang derselben mit, gleichsam als Abschied von dem verdienten Forscher, der auch dem „Globus“ ein gelegentlicher Mitarbeiter war.

„Großartige Gewitter künden gegen Mitte November an, daß der Monsun wechselt. Der kalte Südost, welcher während des (südlichen) Winters, vom April bis jetzt, wehte, schlug an den dichtbewaldeten Ost-Gehängen Madagaskars seine Feuchtigkeit nieder. Dürr und frostig fegte er über das an 1300 m erhobene Central-Plateau, kaum daß er auf den graugelben Hügelrücken schließlich noch einen verdorrten Halm zu zerzausen vorfand. Auf der Savanne, welche die Hirten in Brand gesetzt, jagte er die Flammen vor sich hin und spielte hernach mit dem schwarzen Aschengewölk. Sein Reich ist nun zu Ende, der Nordwest-Monsun kommt zur Regierung. Er bringt den Regen und somit die Fruchtbarkeit. Schweres Gewölk schüttet jede Nacht seinen Segen auf das durstige Land. — Der Ackerbauer (Reis ist die vornehmste Nährpflanze Madagaskars) begiebt sich mit Weib und Kind in die Felder. Sie waren in der kalten Zeit sorgsam präparirt. Generation nach Generation hat mit unsäglichen Mühen und erstaunlichem Geschick ein Kanalsystem den Berggehängen entlang gezogen, wo sich das Regenwasser auffängt und zu den aufs Genaueste terrassirten Niederungen und Thalsohlen geleitet wird. Hier sind kleine, von Erdwällen umgebene Felder planirt, die je nach Bedarf bewässert werden können. An den niedrigsten Stellen, wo das Wasser auch während der trockenen Zeit verbleibt, wurde vor Eintritt der Regen im dichtesten Wurf Reis zum spätern Auspflanzen gesäet. Solche Felderchen leuchten in ihrem grellen Gelbgrün weithin aus der sonst so eintönig grauen verdorrten Landschaft. In den zu bepflanzenden Feldern wurde im Winter die harte Erde mit schweren, schmalen Spaten schollenweise aufgebrochen — „gestürzt“. An manchen Stellen gehört die vereinte Kraft zweier Männer dazu, solche Schollen zu wenden. Sie verbleiben der Luft allseitig ausgesetzt bis kurz vor Eintritt der Regenzeit. Dann werden sie an trocken gelegenen Orten mit großen hölzernen Hammern zerklopft, und so wird der Boden geebnet. Da aber, wo Wasser auch dann schon zur Hand ist, wie an Bachrändern, leitet man es in das Feld, damit die Schollen aufweichen. Nachdem dann die Fläche mit dem Spaten planirt ist, treibt man das Vieh in dem Schlammbrei hin und her, rechts und links. Fast nackt, nur mit leichter Gerte in der Hand, springt die Dorfjugend schreiend und pfeifend um und zwischen die geängstigte Herde, hoch auf spritzt der Schlamm und übertüncht die ganze Schar. Stundenlang dauert diese wilde Jagd. Nach nochmaligem Ebenen ist der Boden zur Aufnahme der Reispflanze vorbereitet. Von den erwähnten dicht besäeten Feldchen werden die nun bereits spannenhoch gewachsenen Halme büschelweise ausgerupft, in Bündeln zur Stelle gebracht, und, zu je drei bis sechs beisammen, mit der Hand in den zähen Boden gepflanzt, eine Arbeit, zu der sich die ganze Familie versammelt. In den Landstrecken, die entfernt von permanenten Wasseransammlungen liegen, muß auf Eintreten der Regen gewartet werden. Dann entfaltet sich auch hier das gleiche lebhafte Treiben. Wenige Tage später erblickt man, z. B. von der Höhe der Hauptstadt aus, ein viele Meilen weites und breites hellgrünes Halmenmeer. Ein höchst anmuthiges und erfrischendes Bild.“

Polargebiete.

— Der wohlbekannte englische Nordpolfahrer Leigh Smith hat in der dritten Woche des Juni von Peterhead aus seine fünfte arktische Reise angetreten. Er beabsichtigt, im Eira Harbour auf Franz-Josefs-Land ein Zufluchtshaus, für welches er die Materialien mit sich führt, zu erbauen und will dann versuchen, so weit wie möglich nach Norden vorzudringen. Er hat 25 Matrosen und Gehilfen bei sich und Proviant für 15 Monate an Bord.

— Am 22. Juni hat der Dampfer „Louise“ des Baron v. Knoop von Bremerhaven aus eine Fahrt nach dem Jenisei angetreten. Obwohl der Hauptzweck ein kommercieller ist, so wird die Fahrt doch voraussichtlich auch der Wissenschaft einigen Nutzen bringen, da auf die Einladung des Baron von Knoop der Graf Waldburg-Zeil an ihr Theil nimmt, der zu naturwissenschaftlichen Zwecken 1870 mit v. Heuglin in Spitzbergen, 1876 mit Brehm und Finsch in Westsibirien war.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

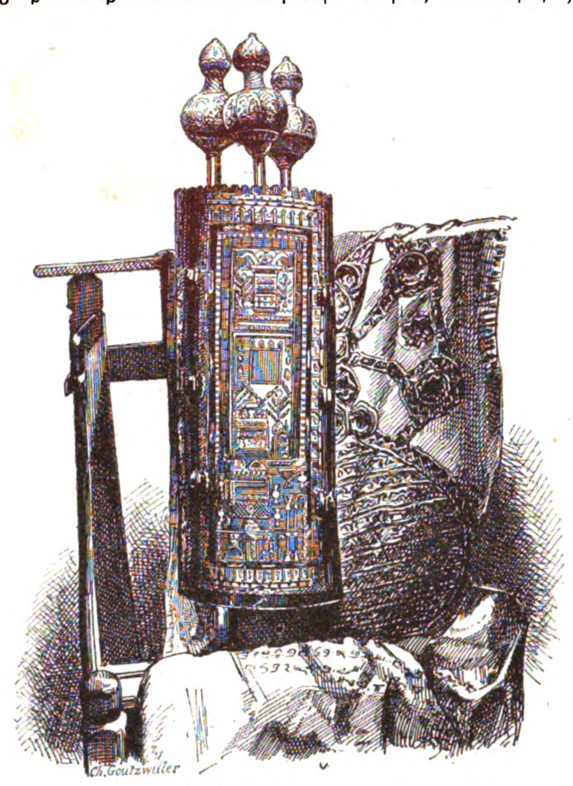
X.

Der Name Nâbulus ist die arabische Verdrehung des antiken Neapolis; so, oder vollständiger Flavia Neapolis, war das alt-semitische Sichem (d. i. Nacken, Bergrücken) zum Andenken daran, daß Titus Flavius Vespasianus es hatte herstellen lassen, von den Römern genannt worden. Selten genug ist dieser Fall in Syrien, daß die alte einheimische Bezeichnung der jüngern lateinischen hat weichen müssen. In westöstlicher Richtung zieht sich die Stadt langgedehnt zwischen den Bergen Ebal im Norden und Garizim im Süden hin und besitzt nur eine Breite von 400 m. Die Häuser sind aus Hausteinen mit großer Sorgfalt erbaut; manche tragen Terrassen, andere sind mit dicken Gewölben überdeckt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und wohl bewässert, und an prächtigen Fruchtbäumen ist kein Mangel. Ueberall sprudeln Quellen hervor und in allen Hauptstraßen finden sich Brunnen und fließendes Wasser. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 15 000, darunter nur noch gegen 200 (nach Socin nur 130) Samaritaner, die sich zusehends zu vermindern und auszusterben schienen, seit einigen Jahren indessen, Dank dem Schutze des englischen und französischen Konsuls, wieder etwas zugenommen haben. Außerdem giebt es einige Juden und etwa 700 Christen, theils Griechen, theils Katholiken und Protestanten. In den Straßen herrscht viel Lärmen und Leben und der Handel ist nicht unbeträchtlich. Karawanen bringen aus dem Jordanthale und vom Hauran Getreide, Baumwolle und Wolle, die nach Haifa oder Jaffa weiter gehen. Ferner finden sich in Nâbulus 22 Fabriken, welche aus Olivenöl Seife bereiten; ihr Produkt, runde Stücke mit Verzierungen in Relief, erfreut sich im Lande großer Beliebtheit. Der Bazar wird von Fellachen und zu gewissen Jahreszeiten von den Beduinen, die, wie zu den Zeiten Jakob's, in der nahen Ebene Machna ihre Heerden weiden, viel besucht. Man sieht dort schöne Sattlerarbeiten aus rothem Maroquin, zierliches Schuhwerk und geschmackvolle Schmucksachen aus Silber. Die sehr zahlreichen Eßwaarenhändler verkaufen fast alle sauere Milch (leben), die sie in großen, mit Inschriften und künstlerischen Verzierungen bedeckten Bronzegefäßen zu Markte bringen.

Zwei große Straßen durchziehen die Stadt ihrer Länge nach, und nach rechts und links zweigt sich von denselben eine große Menge enger Gäßchen und höchst malerischer überwölbter Gänge ab. Hier und da stößt man in denselben auf antike Kapitelle, Säulentrommeln und andere Reste, dann auch auf mehrstöckige schöne Häuser von durchaus mittelalterlichem Aussehen mit gothischen Bogen, Wappenschildern und dergleichen, die noch aus der Kreuzfahrerzeit herrühren. Im Osten liegt die große Moschee (Dschâmi el-Kebîr), einst Eigenthum der Templer und dem heiligen Johannes geweiht, mit interessantem Portale, welches demjenigen der Grabeskirche in Jerusalem gleicht. Es besteht aus drei hintereinander zurücktretenden Spitzbogen, welche von zierlichen kleinen Säulen aus weißlichgelbem Marmor getragen werden. Der äußerste Bogen ist mit romanischen Skulpturen verziert, und im Hofe befindet sich ein Wasserbassin, das von antiken Säulen umgeben ist.

Ebenso liegt im Südwesten der Stadt eine alte Kreuz-

fahrerkirche, die jetzige Moschee el-Chadra, angeblich an der Stelle erbaut, wo Jakob die Nachricht vom Tode Joseph's empfing. Sie ist dermaßen verfallen, daß ihr Einsturz droht. Dabei erhebt sich ein viereckiger Glockenthurm mit romanischen Fenstern, an welchem eine Steinplatte mit samaritanischer Inschrift befestigt ist; angeblich besaßen die Samaritaner dort früher eine Synagoge. Ihre jetzige, Kenîset es-Sâmire genannt, liegt gleichfalls in dieser Gegend der Stadt. Es ist ein einfacher, gewölbter, mit Kalk geweißter Raum, zu welchem eine kleine, verfallene Treppe führt. Der Oberpriester Amran, Enkel des Schalmah ben-Tabiah, mit welchem im Anfange dieses Jahrhunderts Sylvestre de Sacy, der berühmte französische Orientalist, im Briefwechsel stand, empfing den Reisenden mit großer Zuvorkommenheit. Er trug einen großen weißen Turban und ein Gewand aus grünem, mit scharlachrother Seide gefüttertem Tuche; die anderen Samaritaner, deren Physiognomie übrigens einen ehrwürdigen jüdischen Typus sich bewahrt hat, zeichnen sich durch rothe Turbane aus. Eine ziemlich hohe Stufe trennt den Hintergrund des Raumes von dem Vorplatze; jener darf von keinem Ungläubigen betreten werden und ist durch einen aus lauter kleinen bunten Lappen zusammengesetzten Vorhang, ein Werk etwa des 16. Jahrhunderts, abgeschlossen. Hinter demselben ruht in einer Nische die Silberkapsel, welche sich in drei Theile öffnet und die Rollen enthält, auf denen das berühmte und von den Samaritanern hochgeehrte Pentateuch-Manuskript aufgewickelt ist. Es ist ein Pergament von circa 40 cm Höhe und großer Länge, mit sehr schönen, sorgfältig ausgeführten althebräischen (sogenannten samaritanischen) Charakteren beschrieben. Leider sind die Risse, welche Zeit und Menschenhand ihm beigebracht haben, in roher Weise mit Papier zugeklebt worden. „Der Kodex ist sehr alt, aber daß er von dem Enkel oder Urenkel Aaron's geschrieben, ist eine Fabel, da er sicher nicht aus vorchristlicher Zeit stammt."



Die altsamaritanische Handschrift des Pentateuch. (Nach einer Photographie.)

Da die Samaritaner sich nicht mit Fremden vermischen, so begegnen sie bei ihrer jetzt so beschränkten Zahl den größten Schwierigkeiten bei ihren Ehen, welche nur allein mit Zustimmung des Oberpriesters abgeschlossen werden dürfen. Sie führen ein nüchternes, regelmäßiges Leben; Einfachheit und Reinlichkeit gehören zu ihren hervorstechenden Charaktereigenschaften, und man findet deshalb unter ihnen eine Anzahl hochbetagter Personen. Jährlich dreimal begiebt sich die ganze Gemeinde nach dem heiligen Felsen auf dem Gipfel des Berges Garizim, den die Araber heute Dschebel et-Tôr nennen; es ist das der Festtag der ungesäuerten Brote, das Wochen- und Laubhüttenfest. Vor einigen Jahren haben sie ihren männlichen Repräsentanten der Familie Aaron's, ihren Hohen Priester, der allein die feierlichen Opfer verrichten kann, verloren und sind nun auf solche Ceremonien beschränkt, welche Amran, ein einfacher Nachkomme Levi's, gesetzmäßiger Weise verrichten darf. Die Samaritaner feiern übrigens sämmtliche mosaischen Feste, bringen aber nur am Passah Opfer dar. Doppelehen sind ihnen im Falle der Kinderlosigkeit erlaubt; die Leviratsehe kommt bei ihnen in der Form vor, daß nicht der Bruder, sondern der nächste Freund eines Verstorbenen verpflichtet ist, die Wittwe zu heirathen. Was ihren Glauben anlangt, so läßt sich derselbe in folgende Hauptpunkte zusammenfassen: Es giebt nur einen Gott; Moses ist sein Prophet; der Pentateuch ist das Gesetzbuch; Garizim ist die Kiblah und auf ihm wird die Auferstehung stattfinden. Sie sind strenge Monotheisten, hassen alle Bilder und alle Ausdrücke für Gott, welche demselben menschliche Eigenschaften beilegen; sie glauben an gute und böse Geister, an Auferstehung und ein jüngstes Gericht. Den Messias erwarten sie 6000 Jahre nach Erschaffung der Welt, halten ihn aber nicht für größer als Moses.

Gegen Abend, vor Sonnenuntergang, machte sich Lortet an die Besteigung des heiligen Berges, welcher ganz aus mächtigen Schichten von Nummulitenkalk besteht. Der Weg geht von dem westlichen Ende der Stadt Nâbulus südwärts in einem Thale hinauf, bei der starken Quelle Ras el-Ain vorbei, zwischen terrassenförmigen Gärten hin, wendet sich dann nach Südosten und führt in etwa einer Stunde zum Gipfel des Garizim (885 m über dem Meere), der einen schönen Blick über die Stadt, das Thal, die Ebene Machna und die Gebirge Samariens gewährt. Gegen Norden wird die Fernsicht durch den um 39 m höhern Ebal (924 m) verdeckt. (Lortet giebt für beide Berge abweichende Messungen: Garizim 949 m, Ebal 1025 m, Differenz 76 m.) Den Gipfel des Garizim bildet ein von Norden nach Süden sich hinziehendes Plateau, dessen nördliches Ende noch die Reste einer wahrscheinlich von Justinian (533) erbauten Befestigung trägt. Dieselbe war viereckig und an den Ecken mit dicken Thürmen versehen; an ihrer Nordseite liegt ein großes Wasserreservoir. Von der 474 erbauten achteckigen Kirche sind nur die Grundmauern erhalten. Unweit davon zeigt man mehrere große Steine, die Josua aufgerichtet haben soll; vielleicht hat man es aber hier mit einem prähistorischen Menhir zu thun, an deren Fuße Ausgrabungen zu interessanten Entdeckungen führen könnten. Auf der Mitte des Plateaus zeigen die Samaritaner einen flachen Felsen, wo angeblich einst der Altar ihres großen im Jahre 129 v. Chr. zerstörten Tempels gestanden hatte. Auch sonst finden sich dort oben viele aber unbedeutende Reste alter Baulichkeiten, welche beweisen, daß der Gipfel des Berges einst dicht bewohnt gewesen ist.

Schwieriger, als die Besteigung des Garizim, ist diejenige des Ebal, welche Lortet am folgenden Morgen unternahm. Der Berg ist kahl, wasserlos, unfruchtbar und von der

Sonne verbrannt; an seinem Abhange trägt er zahlreiche Höhlen und Grabkammern, künstliche sowohl wie natürliche, die wahrscheinlich zum Theil einst auch von Lebenden bewohnt worden und näherer Durchforschung vielleicht werth sind. Nahe seinem Gipfel, welcher sich circa 350 m über die Stadt erhebt, liegt ein mohammedanisches Weli, welches den Schädel Johannes des Täufers umschließen soll, und dabei die Ruine einer angeblichen christlichen Kirche. Die Aussicht, lohnender als die vom Garizim, umfaßt die ganzen Gebirge Galiläas, vom Karmel bis zum Gilboa, den Kegel des Tabor, Safed und Hermon, gegen Westen die Küstenebene und weit im Osten die vulkanischen Gipfel des Hauran.

Nâbulus liegt genau auf der Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und der tiefen Depression des Jordanthales. Es ist das uralte Sichem, dessen Name schon in der Geschichte Abraham's erwähnt wird, und wo Jakob bei



Der samaritanische Oberpriester Amran. (Nach einer Photographie.)

seiner Rückkehr aus Mesopotamien sein Zelt aufschlug und wo er das Feld kaufte, welches die jetzt nach ihm benannte Quelle und das Grab Joseph's umschloß. Bei der Theilung des Landes unter die zwölf Stämme fiel Sichem Ephraim zu. Zwischen Ebal und Garizim sah Josua das Volk zum letzten Male versammelt. In der Richterzeit bemächtigte sich Abimelech der Stadt, und auf dem Garizim erzählte der Prophet Jotham seine berühmte Fabel, eine der ältesten, die man kennt, „von den Bäumen, die einen König haben wollten“. Unter Rehabeam fand hier die Versammlung des Volkes statt, bei welcher sich die nördlichen Stämme von den südlichen trennten. Sichem wurde dann Residenz des Jerobeam. Später führte Salmanassar einen großen Theil der Bevölkerung nach Osten in die Gefangenschaft und ersetzte denselben durch fremde heidnische Kolonisten, wodurch in dieser Landschaft Palästinas ein Mischvolk entstand, das die während des Exils in ihrem nationalen Bewußtsein gefestigten Juden nicht für ebenbürtig und voll aner-

kennen wollten. Mit Verachtung wiesen sie das Anerbieten der Samaritaner, beim Tempelbau hilfreiche Hand zu leisten, zurück und schlossen sie von ihrem Kultus aus, was den Haß derselben nur verstärkte. Zu Nehemias Zeit bauten sich die Samaritaner ihren eigenen Tempel auf dem Garizim, welcher abtrünnigen Juden als Asyl diente; das am Fuße desselben gelegene Sichem wuchs nun auf Kosten Samarias und wurde Hauptstadt der Samaritaner, die häufig mit den Juden in Streit lagen. Im Jahre 129 zerstörte Johannes Hyrcanus den Tempel. Mehrfach empörten sie sich später



Samaritaner von Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

gegen die römischen Kaiser, so unter Vespasian, wo Cerealis ihrer 11600 auf dem Garizim abschlachten ließ, so 529 unter Justinian, wobei sie sich große Grausamkeiten gegen die Christen zu Schulden kommen ließen. Schließlich aber wurden sie besiegt, in Menge erschlagen und ihrer Synagogen beraubt; ein Theil von ihnen floh zu den Persern, ein

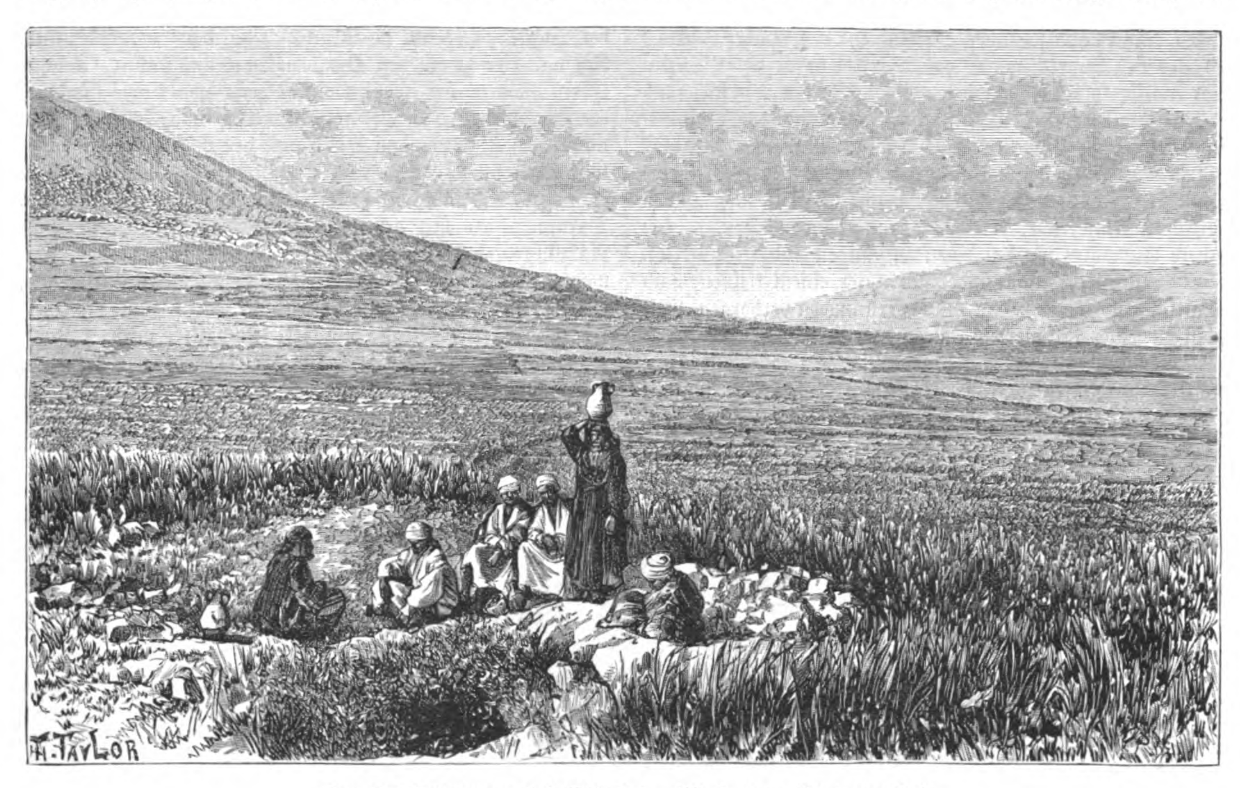


Der heilige Fels auf dem Berge Garizim. (Nach einer Photographie.)

anderer trat zum Christenthum über, und damit war ihre Rolle in der Geschichte ausgespielt. Die Autoren der Kreuzfahrerzeit erwähnen sie nicht mehr; im 12. Jahrhundert giebt Benjamin von Tudela ihre Zahl in Sichem auf 1000 an und kennt Kolonien derselben in Askalon, Caesarea und Damaskus. Heute sind sie auf 40 bis 50 Familien reducirt.

Noch bis in neuere Zeiten war das weitere Gebiet von Nâbulus als unsicher berüchtigt und namentlich die Bewohner der Stadt galten als unruhig und zum Aufstande ge-

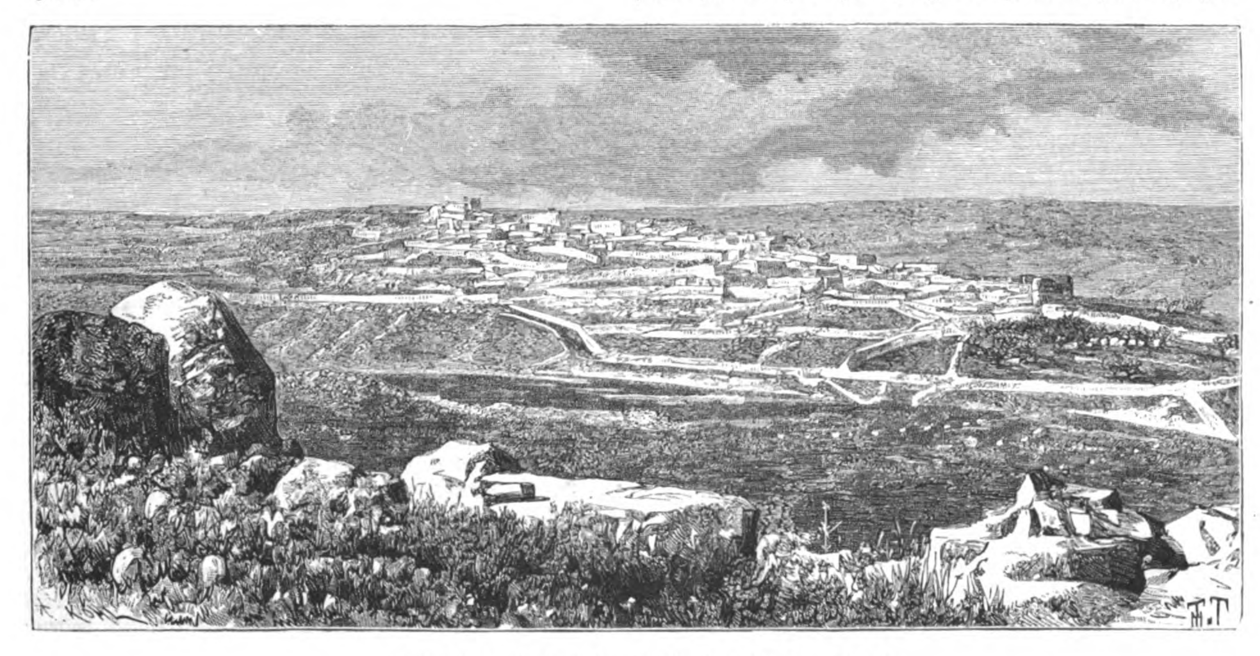
neigt. Dazu kam, daß in den nahen Bergen öfters Räuberbanden ihr Wesen trieben. Jetzt hat der Reisende nichts dergleichen zu fürchten, obwohl sich die Bevölkerung noch immer jenen Ruf zusammen mit dem der Unduldsamkeit erhalten hat. Uebrigens unterhalten die Türken daselbst stets eine starke Garnison und haben noch neuerdings östlich von



Der Jakobsbrunnen bei Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

der Stadt am Fuße des Garizim eine neue große Kaserne gebaut.

Von Nâbulus schlug Lortet den vielbetretenen Weg nach Jerusalem ein, welcher anfangs im Thale dem ostwärts fließen-



Bêtîn, das alte Bethel. (Nach einer Photographie.)

den Bache folgt und bei jener Kaserne und dem Dorfe Belata vorbei nach dem Kabr Jusuf oder Grabe des Joseph führt. Die mohammedanische wie christliche Tradition erblickt in diesem, durchaus modernen, 1868 durch den englischen Konsul Rogers renovirten Gebäude die Begräbnißstätte des Sohnes Jakob's. An den Enden des Grabes stehen zwei kleine

Säulen, in deren Höhlungen die Juden Opferspenden verbrennen. Nur 600 Meter südwestlich von da befindet sich der Jakobsbrunnen, wo Christus (Joh. 4, 5) sein Gespräch mit der Samaritanerin hatte. Der offenbar aus dem hohen Alterthume stammende Brunnen liegt während eines Theiles des Jahres, wo er von den Abhängen des Garizim kein Wasser empfängt, trocken. Als Lortet ihn besuchte, fand er eine Wasserhöhe von circa 3 m, während der Brunnen selbst 26 m (nach Socin 23 m) tief ist. Wahrscheinlich war er früher tiefer und ist allmälig durch große Mengen hineingefallenen Schuttes und Steine, welche die Reisenden unaufhörlich hineinwerfen, bedeutend aufgehöht worden. Die innere Ausmauerung hat einen entschieden antiken Anstrich. Die Brunnenöffnung befindet sich unter einem kleinen, halb eingestürzten Gewölbe, das, unter Trümmern verborgen, vielleicht zu einer im vierten Jahrhundert erbauten Kirche gehörte. Ringsum liegen Mauertrümmer und Säulenreste, die Ueberbleibsel eines großen Gebäudes, dessen ursprüngliche Gestalt sich freilich nicht mehr erkennen läßt. Im Orient sind Brunnen und Wege sehr sichere Ausgangspunkte für historische und geographische Untersuchungen; Quellen ändern ihre Stelle nicht, und nach ihnen bestimmt sich in heißen, trockenen Ländern, wo Wasser stets selten ist, die Richtung der Wege. Deshalb ist es an sich durchaus wahrscheinlich, daß wir hier genau den Brunnen vor uns haben, welchen Christi Worte auf ewig zu einem geweihten Platze machten.

Von nun an wendet sich der Weg nach Süden, zieht unter dem Garizim am Westrande der Ebene Machna hin, tritt dann in die Berge und erreicht den großen verfallenen Chan el-Lubban, bei welchem eine schöne Quelle sprudelt. Darum rasten hier gewöhlich die Karawanen, welche von Nâbulus nach Jerusalem reisen, einige Stunden lang. Ein wohl angebauter Thalkessel breitet sich an dieser Stelle aus, welcher durch den Wadi Lubban westwärts zum Nahr el-Audscheh, der bei Jaffa mündet, entwässert wird. Zahlreiche Fellachen waren auf den Getreidefeldern beschäftigt, mit einer langgestielten Hacke das Unkraut auszujäten. Vom Chane aus ritt man etwa eine Stunde lang einen trockenen



Frau aus Bêtin. (Nach einer Photographie.)

Wadi nach Osten aufwärts zur Ruinenstätte Seilûn, welche dem biblischen Silo entspricht. Dort stellte einst Josua die Bundeslade auf und versammelte das Volk, um den sieben Stämmen, die noch kein Land erhalten hatten, ihr Loos zuzutheilen. Während der Richterzeit blieb die Lade dort; alljährlich feierte man dem Jehovah ein Fest, wobei die Mädchen des Ortes tanzten. Eli, der Hohepriester, lebte hier, und der junge Samuel. Als dann aber die Philister die Lade erobert hatten, wurde sie nicht wieder nach Silo zurückgebracht und der Ort verlor seine Bedeutung. Zu Hieronymus' Zeit lag er schon ganz in Trümmern.

Nach diesem Abstecher lenkte Lortet wieder in die große Straße nach Jerusalem ein, welche von zahlreichen Osterpilgern belebt war. Die Gegend aber wird nun sehr einförmig, eine Hochebene, aus Kreide bestehend, von wasserlosen Thälern durchschnitten und von kleinen felsigen Hügeln überragt, die ganz ausgedörrt, aber dennoch mit großer Sorgfalt angebaut sind. Weiter zog sich der Pfad — denn nur ein solcher ist diese Hauptstraße — im Wadi e'-Dschib aufwärts, das sehr steinig und so eng ist, daß es oft sehr schwer ist, einem begegnenden Lastthiere auszuweichen. Zur Rechten und Linken aber ziehen sich bebaute Felder die Thalwände hinauf, und der Boden muß hier Elemente enthalten, welche dem Wachsthum sehr förderlich sind, da Oel-, Feigen- und Granatenbäume trotz der allgemeinen Trockenheit prächtig gedeihen. In der Mitte des einsamen Thales trifft man auf die „Räuberquelle" (Ain el-Haramije), die am Fuße einer grottenartig ausgehöhlten Felswand hervorsickert, aber trotz ihres unheimlichen Namens jetzt von Karawanen öfters zum Rastplatze ausersehen wird. Einige dort in den Felsen ausgehöhlte Grabkammern sind von Farnkräutern und Frauenhaar fast zur Hälfte verdeckt. Dann gelangt man auf ein höchst einförmiges Hochland, auf welchem zwischen dem überall zu Tage tretenden Kalkstein ein röthlicher eisenhaltiger Erdboden mit Getreide, Baumwolle und Wein bebaut ist. Sorgfältig aufgeschichtete Steinterrassen halten die Erde fest, daß sie nicht von den sintfluthartigen Winterregen fortgespült wird. Bäume fehlen fast ganz; nur hier und da haben die Hirten eine alte Eiche (Quercus ilex oder Quercus aegylops) oder mächtige Karube mit ihrem Feuer verschont. In solcher traurigen Umgebung liegt heutigen Tages Bêtin, das Bethel (d. i. Haus Gottes) der

Bibel, in dessen Hütten etwa 400 Einwohner leben. Abraham hatte dort seine Zelte aufgeschlagen — was jetzt am besten noch am Boden einer alten Cisterne, die zu Füßen des Dorfes liegt, geschieht — und errichtete auf dem höchsten der Hügel, die er von seinen Herden abweiden ließ, dem Jehovah einen Altar. Hier sah Jakob im Traume die Himmelsleiter, hier richtete Samuel im Jahre einmal und betete Jerobeam das goldene Kalb an. Später wird der Ort nur gelegentlich erwähnt. Die Umgebung des heiligen Platzes, der eine Zeit lang die Stiftshütte beherbergte, ist überaus steinig und traurig, wenn ihr auch eine gewisse Großartigkeit nicht fehlt; von den nahen Hügeln aus sieht man die Berge jenseit des Jordan und bei klarem Wetter sowohl das Todte Meer und die Jordanspalte im Osten, als auch das Mittelländische Meer im Westen.

In el-Bîre (d. i. Cisterne), dem alten Beeroth, einem Dorfe drei Stunden vor Jerusalem, hielt Lortet seine letzte Nachtruhe; zeitig am nächsten Morgen erblickte er von der Höhe des Mons Scopus, wo einst des Titus Legionen lagerten, die Zinnenmauern und zahllosen großen und kleinen Kuppeldächer der heiligen Stadt.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

II.

Nur zweimal bei seinen Besteigungen der Andengipfel hatte Whymper Gelegenheit, die Gewalt der berüchtigten Bergstürme jener Region zu erproben: das eine Mal auf dem Gipfel des Cotopaxi, das andere an seinem zweiten Lagerplatze auf dem Chimborazo in 16 500 Fuß Höhe. An beiden Orten brachte der heftige Wind das aufgeschlagene Zelt in Gefahr, zerrissen oder fortgeweht zu werden, und Whymper und seine Begleiter hatten nicht geringe Mühe, es davor zu bewahren; von dem plötzlichen Umspringen des Windes aber und den tollen Wirbeln, die nach den Schilderungen früherer phantasievoller Reisender den auf den Gebirgspfaden vom Sturm überraschten Reiter im Fluge aus dem Sattel heben sollen, war nichts zu merken. Nicht furchtbar und großartig genug aber kann man sich, wie auch Whymper zugiebt, die Heftigkeit der Gewitter in den Anden vorstellen. Kein einziges Mal hat er sich in irgend einer beträchtlichen Höhe befunden, ohne von einem mehr oder minder starken Gewitter überfallen zu werden, „bei dem die ganze Luft mit Elektricität gesättigt zu sein schien, und die Entladungen entweder fast ohne Unterbrechung auf einander folgten, so daß der ganze Himmel wie mit feurigen Strahlen besäet war und der Donner unaufhörlich rollte und krachte; oder, was meist noch erschreckender wirkte und noch mehr zu ernsthaften Gedanken stimmte, in seltenen vereinzelten Blitzen dicht vor den Augen der Bergsteiger an einer Felskante entlangzuckten, von einem kurzen, dröhnenden Donner begleitet.“ Das stärkste von allen Gewittern überraschte Whymper und seine Gefährten, als sie dicht unterhalb der Spitze des Sincholagua auf einem steilen, mit hartgefrorenem Schnee bedeckten Grat emporstiegen. Die Kante, in die sie sich mit dem Beile Stufen einhauen mußten, war so schmal, daß die kleinste Unaufmerksamkeit, das leiseste Ausgleiten des Fußes ein Hinabstürzen in die zu beiden Seiten gähnende Tiefe zur Folge haben mußte. Ohne jeden Vorboten von Wind oder Sturm brach hier das Gewitter plötzlich mit rasender Gewalt los, wüthete in wenigen Sekunden zu Füßen, zu Häupten, auf allen Seiten der Emporsteigenden. Ein greller Strahl nach dem andern zuckte über den Grat hin, auf dem sie standen, fuhr an den schroffen Felszinken hinab, die aus der Tiefe unter ihnen emporragten; dazu rollte der Donner ohne Unterbrechung. Einige Augenblicke standen die Kletternden betäubt und zitternd; die Beile, aus deren Eisen zischende Funken fuhren, rathlos in den Händen haltend; nicht wissend, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollten: bis sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihren Weg weiter aufwärts nahmen, einige Felsstückchen von der obern Gipfelspitze losbrachen, um dann mit diesen glücklich eroberten Siegeszeichen halb besinnungslos und ohne sich nach rechs oder links umzusehen den Rückweg nach ihrem Lager unten am Berge anzutreten, das sie endlich wohlbehalten, wenn auch, wie Whymper hinzufügt, „ganz erstaunt, sich noch am Leben zu finden“, erreichten.

Sehr interessant sind die Ergebnisse von Whymper's Temperaturbeobachtungen. Den niedrigsten Thermometerstand während der Dauer der ganzen Reise beobachtete er in der Nacht vom 18. zum 19. Februar auf dem Gipfel des Cotopaxi, wo er 19° F. unter dem Gefrierpunkt konstatirte; den höchsten, 75,5° F., aber am 27. März um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags am Grunde der großen Quebrada von Guallabamba, jener ungeheuern, durch vulkanische Gewalt entstandenen Schlucht oder Erdspalte, die sich 3000 Fuß tief und mehrere Miles lang mitten durch die weite Ebene im Osten von Quito hinzieht. Der Unterschied zwischen dem während der Reise im Innern des Landes beobachteten Maximum und Minimum betrug somit nur 62° F., eine in Anbetracht der verschiedenen Beobachtungspunkte verhältnißmäßig geringe Differenz. Sehr merkwürdig aber, weil allen unseren bisherigen Vorstellungen von den Temperaturverhältnissen auf dem Gipel eines über 19 000 Fuß hohen Schneeberges durchaus widersprechend, sind die innerhalb kurzer Zeit stattfindenden beträchtlichen Veränderungen des Thermometerstandes, die Whymper zu verschiedenen Malen während seines Verweilens auf den höchsten Punkten der Anden konstatirt hat. Auf dem Gipfel des Chimborazo z. B. stieg das Thermometer innerhalb dreier Stunden von 15 auf 20° F.; die bemerkenswertheste Veränderung aber konnte Whymper am 10. März auf dem Gipfel des Antisana (19260 Fuß über dem Meere) beobachten, wo das Thermometer im Schatten und bei vollkommen ruhiger Luft im Laufe von zwei Stunden von 44 auf 60° F. stieg, und hiermit eine Temperatur anzeigte, die um 11° wärmer war, als man sie während des dreitägigen Aufenthaltes in der um 6000 Fuß tiefer gelegenen Hacienda von Antisana gehabt hatte.

Diese außerordentlichen Temperaturwechsel durften natürlich bei der Berechnung der gleichzeitig gemachten Barometerbeobachtungen nicht unberücksichtigt bleiben; so übergab Whymper bei seiner Rückkehr nach England sein ganzes während der Reise gesammeltes Material von Barometer-

und Thermometerbeobachtungen einem Fachgelehrten, Mr. Ellis von der Sternwarte zu Greenwich, zu nochmaliger Berechnung. Die Höhenbestimmungen, die derselbe daraus gewonnen hat, differiren verhältnißmäßig nur wenig von den Ergebnissen der entsprechenden Messungen der Herren Dr. Reiß und Stübel, die nach einer andern Methode vorgenommen worden sind[1]). Die Höhe des Chimborazo z. B., die nach Whymper und Ellis 20 517 Fuß beträgt, wird von Dr. Reiß und Stübel auf 20 703 Fuß angegeben. Zwanzig Jahre vor ihnen (im Jahre 1858) gab Villavicencio 21 067 Fuß dafür an, und wieder vierzig Jahre vor ihm sollte sie nach Alexander von Humboldt 21 424 Fuß betragen. Die Spanier endlich, die gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts hier im Verein mit der französischen Gradmessungsexpedition gearbeitet hatten, erklärten in ihrem im Jahre 1748 zu Madrid veröffentlichten Berichte, daß der Chimborazo eine Höhe von 21 611 Fuß habe. Unbefangene Gemüther könnten nach dieser Reihenfolge von Angaben leicht zu dem Schlusse kommen, daß der Berg in kontinuirlichem Sinken begriffen sein müsse; denn je weiter wir zurückgehen, desto höher soll er gewesen sein. Wir besitzen aber auch noch eine frühe Angabe, derzufolge seine Höhe nur 20 581 Fuß betragen soll (also 64 Fuß weniger, als Whymper angiebt): es ist dies das Resultat der Messungen der französischen Akademiker selber, an deren Arbeiten sich die oben erwähnten Spanier betheiligt hatten. Die beträchtliche Differenz (1030 Fuß) zwischen den Ergebnissen ihrer gleichzeitigen Messungen muß uns natürlich gegen beide gleich mißtrauisch machen, doch ist die nahe Uebereinstimmung der Angabe der Franzosen mit dem jetzt von Whymper gewonnenen Resultate immerhin bemerkenswerth.

In Bezug auf die in der Umgegend von Quito ausgeführten Vermessungsarbeiten jener französischen Gelehrten theilt Whymper verschiedene Einzelheiten von allgemeinem Interesse mit. Bekanntlich veranlaßten die im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach vorkommenden Erörterungen über die Gestalt der Erde die französische Akademie der Wissenschaften, zwei Expeditionen zur Vornahme von Gradmessungen nach weit von einander entlegenen Punkten der Erde auszusenden. Die eine dieser Expeditionen ging nach dem Bottnischen Meerbusen, die andere aber, die aus den Akademikern Bouguer, Gadin und dem berühmten La Condamine zusammengesetzt war, nach dem heutigen Ecuador. Sie begannen ihr Werk auf einer Ebene im Nordosten von Quito, wo sie zunächst eine Basis von ungefähr 40 000 Fuß Länge maßen. Von den beiden Endpunkten derselben wurden dann verschiedene Winkelmessungen vorgenommen und schließlich eine Dreieckskette über eine Strecke von mehr als drei Breitengraden gelegt, so daß sich die Triangulation nach Norden bis Ibarra, nach Süden bis Cuenca erstreckte. Als man vor dem Abschluß des großen Werkes die Probe auf seine Richtigkeit machte und zu diesem Zwecke in der Nähe von Cuenca eine Verifikationsbasis von ebenfalls 40 000 Fuß maß, ergab die direkte Messung, daß die Länge derselben um noch nicht voll zwei Fuß von der berechneten abwich.

Die Toise, deren die französischen Gelehrten sich als Maßeinheit bedienten, war ein Eisenstab, der seitdem unter dem Namen der „toise du Pérou" bekannt geblieben ist. In einer Abhandlung über die verschiedenen am meisten angewendeten Längenmaße erwähnt Guyot dieses Eisenstabes als des fast einzigen allgemeinen Normalmaßes, nach dem alle anderen verglichen und bestimmt würden, und sagt unter anderm, daß das gesetzliche Meter nur ein legalisirter Theil der Toise von Peru sei und daß diese selber das ursprüngliche Normalmaß bleibe.

Da die Messung der ersten Basis, von der ja das ganze übrige Werk abhing, mit größter Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt werden mußte und auch ausgeführt wurde, so war es nur natürlich, daß die Akademiker den Wunsch hegten, diese Grundlage des Ganzen erhalten, d. h. die beiden Endpunkte der Linie durch dauernde Monumente fixirt zu sehen. Schon vor dem Abgange der Expedition war diese Angelegenheit auf das Eingehendste in der Akademie erörtert worden und hatte La Condamine es übernommen, für die Errichtung von zwei Pyramiden an den beiden Endpunkten der zu messenden Basis Sorge zu tragen.

In einer heute sehr selten gewordenen Broschüre, die, wenn sie auch nicht seinen Namen trägt, doch augenscheinlich von ihm verfaßt ist, schildert La Condamine die unzähligen Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung dieses Auftrages stieß, welche Mühe es kostete, die Centren der Pyramiden genau über den äußersten Punkten der Grundlinie anzubringen; wie er sich gezwungen sah, seine eigenen Backsteine für das Mauerwerk anfertigen zu lassen, damit die Leute aus der Umgegend sie nicht etwa als ein passendes Material zu ihren Bauten betrachten und nicht um ihretwillen die Pyramiden zerstören möchten; wie er einen Kanal von drei französischen Meilen Länge graben lassen mußte, um nur das nothwendige Wasser zur Bereitung des Mörtels zur Stelle zu schaffen, und wie die großen Steine zur Bekleidung der Pyramiden erst mühsam gesucht und dann auf dem Rücken von Maulthieren meilenweit herangebracht werden mußten, was, da ein einziger Stein oft eine ganze Maulthierlast ausmachte, eine Zeit von mehreren Monaten in Anspruch nahm. An der Stelle, wo die nördliche Pyramide errichtet werden mußte, fand man keinen festen Baugrund vor, und es blieb nichts übrig, als hier Pfähle einzurammen, zu denen man erst wieder lange nach dem geeigneten Holze zu suchen hatte. Dann fehlte es an Leuten, die mit dem Zurichten und Einrammen der Stämme Bescheid wußten, und als es La Condamine nach vieler Mühe endlich gelungen war, sich eine Anzahl brauchbarer Arbeiter aus Quito zu verschaffen, entliefen ihm dieselben schon nach wenigen Tagen wieder, ehe das Werk auch nur halb vollendet war.

Die größten Schwierigkeiten aber bereitete den französischen Gelehrten das Auffinden, die Bearbeitung und endlich der Transport der großen Steinplatten, auf denen sie der staunenden Nachwelt durch entsprechende Inschriften ihr glücklich vollbrachtes Vermessungswerk verkünden und erklären wollten. Die Steine mußten in einer mehrere hundert Fuß tiefen Schlucht losgebrochen und an Stricken emporgezogen werden, die La Condamine eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen mußte. Im letzten Augenblick rissen dieselben, die eine der Platten fiel in die Tiefe, zerbrach in tausend Stücke, und die ganze Arbeit mußte von Neuem begonnen werden. Und hiermit nicht genug: als die Platten endlich fertig und glücklich zur Stelle geschafft waren, erhoben die spanischen Marineoffiziere, die sich im Auftrage ihrer Regierung an dem auf spanischem Grund und Boden ausgeführten Werke betheiligt hatten, Einspruch gegen die von La Condamine entworfene Fassung der Inschriften. Sie behaupteten, daß die Gnade ihres Herrschers und ihre eigene Mitwirkung darin nicht genugsam

[1]) In Bezug auf Quito, wo sowohl Whymper als auch die Herren Dr. Reiß und Stübel fortlaufende Beobachtungen vorgenommen haben, stimmen ihre Resultate sogar fast vollständig überein: nach dem erstern liegt die Stadt 9353, nach den letzteren 9350 Fuß über dem Meere.

anerkannt und verherrlicht sei, und es entspann sich nun ein für beide Theile charakteristischer, ernsthafter und lange dauernder Streit über diese „wichtige" Aeußerlichkeit. Endlich war aber auch er zu beiderseitiger Befriedigung beigelegt, die Inschriftstafeln wurden aufgestellt, und La Condamine kehrte nach zehnjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück, ohne Zweifel von dem Bewußtsein gehoben, sein großes Werk durch dauernde Monumente verewigt zu haben.

Schon nach zwei Jahren jedoch (im Jahre 1747) ging ihm durch Zufall die Kunde zu, daß die spanische Regierung Befehl gegeben habe, seine kostbaren Pyramiden zu zerstören; noch ehe er dagegen Protest einlegen konnte, war die Sache schon geschehen. In der erwähnten Broschüre beklagt er nun das Schicksal der Monumente und rekapitulirt alle Einzelheiten ihrer Erbauung mit einer ernsthaften Ausführlichkeit, die uns ein Lächeln ablockt. So wenig aber haben sich die Dinge und die Menschen seitdem geändert, daß seine Schilderung sich noch jetzt wie ein französischer Rechenschaftsbericht über heute vorgenommene wissenschaftliche Operationen liest, bei denen ja selbst mit den anerkennenswerthesten Leistungen meist das charakteristische kindliche Streben nach irgend einer Art von Schaustellung Hand in Hand geht. Sein lebhaftestes Bedauern gilt den beiden Steinen mit den „inscriptions" — am Schlusse seiner Klagen aber rafft er sich doch zu der resignirten Erklärung auf, daß alle diese Verluste im Grunde genommen nur nebensächlich seien im Vergleiche zu dem einen großen Verluste des Maßes der Basis: „die Länge, für deren Erhaltung ich mich so sehr bemüht habe, ist nun auf ewig verloren."

Später erfuhr La Condamine noch, daß die widerspruchsvolle spanische Regierung die Wiederaufrichtung der Pyramiden angeordnet habe; nähere Details darüber scheinen ihm jedoch nicht mehr zu Ohren gekommen zu sein. Whymper, der, als ihm der Zufall die erwähnte kleine Schrift La Condamine's in die Hände geführt, den Bericht des bedeutenden Gelehrten über seine „verlorene Liebesmüh" mit Interesse gelesen hatte, benutzte nun seinen Aufenthalt in Quito dazu, Näheres über die Wegräumung jener ersten und die Aufstellung der zweiten Pyramiden in Erfahrung zu bringen. Längere Zeit blieben seine Nachforschungen und Erkundigungen fruchtlos, endlich aber erfuhr er durch einen der größeren Grundbesitzer jener Gegend, daß sich auf einer bei der Stadt Piso im N. O. von Quito belegenen Farm ein Stein befinde, der, wie er glaube, wohl von der französischen Pyramide von Oyamburu herrühren könne. Gleich folgenden Tages begab sich Whymper dorthin und fand wirklich auf der einen Seite des weiten Hofes der Farm eine etwa 6 Zoll starke und 4 Fuß lange Steinplatte, die augenscheinlich seit vielen Jahren schon hier als Trittstein für die ihre Pferde oder Maulthiere besteigenden Reiter lag. An den Seiten waren deutliche Spuren einer eingehauenen Inschrift erhalten, in der Mitte hatte der Gebrauch, dem der Stein diente, dieselbe ganz verwischt. Eine gründliche Reinigung des Steines und ein Vergleich der noch vorhandenen Buchstaben mit der in La Condamine's Schrift Zeile für Zeile wiedergegebenen „inscription" ließen schließlich die Platte zweifellos als die mit so unendlicher Mühe hergestellte Gedenktafel erkennen, deren Verlust ihr Autor so pathetisch beklagt hat.

Etwa 1000 Fuß von dieser Farm entfernt erhebt sich inmitten eines großen Maisfeldes die Pyramide, die heute den südlichen Endpunkt der Basis bezeichnen soll. Sie ist weder die ursprüngliche, noch auch die später von den Spaniern ersetzte, sondern soll erst vor einigen dreißig Jahren von einem Präsidenten von Ecuador, Don Vicente Rocafuerte, errichtet worden sein. Die Stelle, wo der Tradition zufolge die erste Pyramide gestanden haben soll, wo aber auch keine Spur von derselben zu finden ist, wurde Whymper ebenfalls gezeigt, und ihm dabei erzählt, daß der Präsident so wenig gewußt habe, um was es sich handelte, daß er das neue Bauwerk absichtlich einige hundert Fuß von dem alten Platze habe errichten lassen, damit es von der Stadt aus „besser zu sehen sein möge". Dieser Erzählung widerspricht nun freilich die von anderer Seite angeführte Thatsache, daß Don Vicente Rocafuerte ein wissenschaftlich gebildeter Mann gewesen sei, der sich sogar mit Geodäsie beschäftigt habe und der, was auch die Ausführung seiner Befehle gewesen sein möge, jedenfalls in Betreff der Aufstellung des Monumentes nur das Richtige angeordnet haben könne. Die nördliche Pyramide, die von hier aus als ein heller Flecken in der Landschaft deutlich sichtbar ist, steht, wie La Condamine es auch von der seinigen angiebt, dicht am Rande der Quebrada von Guallabamba — ob aber an der ursprünglichen Stelle, darüber vermochte Whymper keine Auskunft zu erhalten.

In keinem Falle aber hätten die französischen Gelehrten ein günstigeres Terrain für ihre Arbeiten finden können, als es diese ausgedehnte Ebene im Osten von Quito ist, in der sich meilenweit kaum eine Bodenerhebung zeigt. Die große Quebrada von Guallabamba durchschneidet sie in der Mitte, weiter nach Norden hin aber, wo Whymper sie bei seiner Reise nach dem Sara-urcu zu passiren hatte, ist der ganze Boden von einem wahren Netz unzähliger kleinerer Spalten und Schluchten vulkanischen Ursprunges zerrissen, die das Vorwärtskommen nicht wenig erschweren.

Der Sara-urcu, dessen Ersteigung Whymper in der ersten Hälfte des April unternahm, ist, außer von Villavicencio, wohl kaum von einem andern Reisenden erwähnt, geschweige denn gesehen worden. Auch Villavicencio's Angaben über seine Lage und Höhe scheinen lediglich auf Hörensagen zu beruhen — und wie unzuverlässig dieses gerade in Bezug auf den Sara-urcu gewesen sein muß, das erfuhr Whymper bei seinen Nachfragen. Weder in einer der nördlicheren Städte, noch auch in Quito konnte er eine andere Auskunft erhalten, als daß der Berg irgendwo im östlichen Theile des Landes, dicht am Aequator liegen müsse. Erst bei seiner Ersteigung des Cayambe theilte ihm der Besitzer desselben, Señor Espinosa, mit, daß der Sara-urcu nicht gar weit vom Cayambe entfernt sei und „ebenso wie hier das ganze Land nach Osten hin" ihm gehöre. Er erbot sich auch, dem Reisenden die Lage des Berges anzugeben, und begleitete ihn zu diesem Zwecke bei seiner Ersteigung des Cayambe bis in etwa 14 000 Fuß Höhe, von wo aus er ihm in der Richtung nach S. O. hin ein neblig-undeutliches Etwas in den Wolken zeigte, das der Sara-urcu sein sollte. Eine richtige Ansicht des Berges aber gewann Whymper erst einige Tage später, freilich auch nur für wenige Sekunden; doch aber genügte dieser kurze Blick schon, um ihn die Lage erkennen zu lassen und ihm zu zeigen, daß eine Ersteigung wohl ausführbar sein müsse, wenn man erst glücklich bis an den Fuß gelangt sein werde. So sandte nun Whymper von seinem Lager am Cayambe zwei seiner Leute in der Richtung nach Südosten voran, um das Terrain zu rekognosciren. Sie kamen mit der überraschenden Kunde zurück, daß sie den vorzüglichsten Lagerplatz gefunden hätten, „einen richtigen Palast, der rings mit Gebüsch umpflanzt sei". Unverzüglich ließ nun Whymper sein Lager abbrechen und machte sich mit seiner ganzen Gesellschaft, sowie mit sämmtlichen Pferden

und Maulthieren auf den Weg nach dem gerühmten Orte, der leider, aus der Nähe und ohne die Phantasie der beiden Pfadsucher betrachtet, nichts war, als eine mitten im Urwalde belegene alte Indianerhütte. Ein heftiger Fieberanfall zwang Whymper, drei Tage in dieser elenden Behausung auf dem Krankenlager zuzubringen; während dieser Zeit sandte er täglich mehrere seiner Leute zum Recognosciren aus. Mit sehr wenig ermuthigenden Nachrichten kamen sie alle zurück; von einem Vormarsch mit den Thieren könne keine Rede sein, da nirgends ein Pfad oder Weg durch das dichte Gestrüpp führe; irgend etwas Eßbares sei auch nicht aufzufinden und man werde deshalb neben den anderen zu tragenden Lasten auch sämmtliche Lebensmittel mit sich nehmen müssen; einen zum Lager geeigneten Platz hätten sie nicht gefunden, denn das ganze Land sei ein großer Sumpf; der unaufhörlich herabströmende Regen verhindere jede Aussicht, und so könnten sie auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie schon am Fuße des Sara-urcu gewesen seien. Trotz dieser wenig tröstlichen Aussichten brach Whymper doch am vierten Tage aus der Waldhütte auf, bei der er die Thiere unter der Aufsicht von zwei Leuten zurückließ. Die Schilderungen der Gegend waren nicht übertrieben gewesen; je weiter man nach Südosten vorschritt, desto sumpfiger wurde der Boden des Waldes. Die Nacht brach ein, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, sie an einer Stelle zuzubringen, wo man bei längerm Stehen bis zu den Knien in den mit Rohr und Binsen bewachsenen Boden einsank. Aus mehreren übereinandergelegten Schichten von gekreuzten Rohrbündeln machten Whymper's Leute ihm ein Lager zurecht, auf dem er sich ausstrecken konnte; für sich selber stellten sie kleinere derartige schwimmende Sitze her, auf denen sie die Nacht in kauernder Stellung verbrachten, in dem vergeblichen Bemühen, ein Feuer zu unterhalten. Man befand sich hier schon 13 000 Fuß über dem Meere; während der ganzen, elf Stunden dauernden Nacht regnete und hagelte es fast ohne Unterbrechung. Am folgenden Tage ging es vorwärts durch ein etwas hügeliges, allmälig ansteigendes, aber unverändert sumpfiges Terrain; selbst an den Abhängen sank man tief in den weichen Boden ein. Von dem Bahnen eines Weges mit den Machetas konnte hier die Rede nicht sein; man mußte sich damit begnügen, das über mannshohe, dichte Rohr mit den Händen aus einander zu biegen, um durch das Dickicht zu schreiten; wie eine feste Wand schlug es hinter dem Vorschreitenden wieder zusammen und schied ihn von dem dicht hinter ihm folgenden Gefährten. Dabei waren die Blätter scharf wie Messer, und so währte es denn auch nicht lange, bis die Hände der mühsam Vorwärtsdringenden aus unzähligen Schnitten bluteten; denn immer wieder mußten sie, um sich vor dem Einsinken in den tiefen Schlamm zu bewahren, sich an den Rohrpflanzen festhalten. In dieser Gegend überschritten sie die Wasserscheide zwischen den westlichen und östlichen Flüssen; alle kleineren und größeren Bäche, an die sie hier noch kamen, gehörten schon zu dem Gebiete des Atlantischen Meeres. Mit dem Einbruch der Nacht wurde an einem Bergabhange unter einem überhangenden Felsstück das Lager aufgeschlagen; wie Whymper später erfuhr, ist diese Stelle als der einzig sichere Lagerort in dem ganzen weiten, von Pumas, Bären und anderen wilden Thieren belebten Sumpfgebiete bekannt und führt bei dem Volke den Namen Corredor Machai, d. i. des Jägers Zuflucht. Augenscheinlich ist die Gegend auch bei den Eingeborenen verrufen und deshalb so wenig bekannt. Whymper's Indianer erzählten ihm Schreckensgeschichten von weißen Leuten, welche sich hierher gewagt hätten, um nach Chinarinde zu suchen, und von denen nur wenige zurückgekehrt seien: so unlängst nur vier von einer Gesellschaft, die zwanzig Mann stark ausgezogen sei. Wohl um das warnende Beispiel noch eindringlicher zu machen, brachte einer der Indianer auch einen Schädel an, den er neben dem Lager gefunden hatte, und den er Whymper mit dem Bemerken zeigte, daß er ihn deutlich als den eines jener zuletzt hier umgekommenen Weißen erkenne.

Die Wanderung des folgenden Tages führte durch ein tiefes Thal, das man an der einen Seite hinab-, an der andern wieder hinaufsteigen mußte; hier begegnete man zum ersten Male einem großen schwarzen Bären, der unbekümmert um das Rufen und Schreien von Whymper's Leuten in geringer Entfernung von ihnen seinen Weg durch das Gebüsch ruhig fortsetzte. Die zahlreichen niedergetretenen Bahnen wilder Thiere, die hier das Dickicht durchkreuzten, erleichterten das Vorwärtskommen bedeutend; leider aber stellte sich jetzt der Regen wieder ein, um mehrere Tage lang anzuhalten. In einer Höhe von 13 700 Fuß ließ Whymper an einem Felsen das Lager aufschlagen, ohne recht zu wissen, wo er sich eigentlich befand; denn wenn er auch glauben durfte, am Sara-urcu angelangt zu sein, so hinderte doch der dichte feine Regen jeden Umblick. Mehrere kleine Rekognoscirungstouren, die man in den folgenden Tagen von diesem Lagerplatze aus unternahm, blieben erfolglos: nur so viel konnte man feststellen, daß sich nördlich vom Lagerplatze ein großer Gletscher befand, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Sara-urcu hinabkam. Mit dem andauernden Regen und scharfen Ostwind wurde die Stimmung von Whymper's Leuten immer schlechter und schlechter; bis auf die beiden Carrels verlangten sie alle mehr oder weniger stürmisch, daß der Rückweg angetreten würde. Es war auch in der That ein trostloser Aufenthalt; und außer einer Begegnung, die der ältere Carrell am Rande des Gletschers mit zwei Büffeln gehabt haben wollte, die „wie Gemsen an den Felsen umhergeklettert und gesprungen seien", trug sich nichts zu, um das Einerlei des unaufhörlichen Regens in der unwirthlichen Wildniß zu unterbrechen. Endlich brachte der zehnte Tag eine kleine Aufheiterung des Wetters; der Gipfel des Sara-urcu wurde sichtbar, Whymper konnte seine Lage mit dem Theodolit bestimmen und eine Skizze entwerfen, und nun stand der Ersteigung nichts mehr im Wege. Am folgenden Morgen um 5 Uhr brach er mit den beiden Carrels und zwei Indianern auf; nach angestrengtem Marsche, bei dem sie sich nur nach dem Compaß richteten, weil Nebel und Regen ihnen die Spitze des Berges verhüllte, bis sie dicht an ihr waren, erreichten sie den Gipfel um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags. Hier zeigte es sich denn, daß der Berg nicht, wie man im Lande allgemein annimmt, ein Vulkan ist; seine höchsten Partien bestehen aus Gneiß, tiefer unten am Berge hatte man Glimmerschiefer vorgefunden, und so befindet man sich hier augenscheinlich schon außerhalb der rein vulkanischen Region. Die Höhe des Sara-urcu, die Villavicencio auf 17 400 Fuß angegeben hat, beträgt nach Whymper's Messung nur 15 500; trotz dieser verhältnißmäßig geringen Höhe aber trägt der Berg einige der größten Gletscher, die auch, wie Whymper glaubt, ungeachtet ihrer Lage dicht am Aequator, bis zu einer bedeutend tiefern Region hinabreichen, als die Gletscher irgend eines andern Andengipfels von Ecuador.

Glücklich nach dem Lagerplatze von Corredor Machai zurückgekehrt, wo seine Leute ihn erwarteten, verbrachte Whymper noch eine Nacht hier, die folgende dann in der Waldhütte. Am 14. Tage nach ihrem Aufbruch traf die ganze Karawane wieder in dem Dorfe Cayambe ein, wo

sie von den Einwohnern um so freundlicher empfangen wurde, als ihr langes Verweilen in dem unbekannten und verrufenen Gebiete schon Anlaß zu ernsthaften Befürchtungen gegeben hatte.

Mounds und Moundbuilders in Nordamerika.

Seit im Jahre 1820 der erste Band der Archaeologia Americana, herausgegeben von der Amerikanischen Antiquarischen Gesellschaft zu Worcester in Massachusetts, erschien, ist in ungemein rühriger Weise auf dem Gebiete der amerikanischen Urgeschichte weiter gearbeitet worden. Freilich hat diese Disciplin auch nirgends so böse Blasen, wie drüben getrieben; gefälscht, gelogen und betrogen wurde in einer oft geradezu schamlosen Weise, so daß ein allgemeines Mißtrauen wach wurde und die Kritik einen harten Standpunkt hatte. Das Material schwoll dabei in einer ganz wunderbaren Weise an und war zerstreut in einer großen Anzahl von Einzelwerken und Gesellschaftspublikationen.

Nachdem die Methode unter dem Einflusse der prähistorischen Forschung in Europa gereift war, konnten jedoch auch amerikanische Forscher daran denken, zusammenfassende und abgeklärte Arbeiten zu publiciren, und eine solche, aus der wir nach und nach unseren Lesern einige Auszüge geben wollen, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Sie führt den Titel The North Americans of Antiquity by John T. Short. (New York, Harper and Brothers, 1880.) Es ist ein reichhaltiges, vortreffliches, durchaus kritisches Werk, das von dem Ursprunge, den Wanderungen und der Kultur der alten Nordamerikaner handelt.

Für heute sprechen wir, dasselbe als Leitfaden wählend, über die Gegenstücke unserer europäischen Tumuli, die Mounds. Die Traditionen, welche die Indianer über ihre Vorfahren auf amerikanischem Boden haben, sind in Bezug auf die Mounds werthlos, und so sind wir denn, um eine Erklärung zu erhalten, auf diese selbst angewiesen. Squier, Davis, Lapham und Andere waren es, die zuerst auf diese großartigen Erdwerke hinwiesen. An der Küste des Atlantischen Oceans fehlen sie. Im Mississippi- und Ohiothale finden wir dagegen den Mittelpunkt ihrer Verbreitung; nördlich reichen sie bis Wisconsin und an die westlichen Gestade des Michigan-Sees, und hier ist es, wo sie in den phantastischen Formen von Thieren, Vögeln, Menschen errichtet sind, gegenüber dem gewöhnlichen Typus, der die Pyramiden-, Hügel- oder Kreisform zeigt. Die Grabbeigaben, welche viele Mounds enthalten, sind von sehr verschiedener Art und oft kunstvoll gestaltet. Steinpfeifen von ausgezeichneter Arbeit, Töpferwaaren, kupferne Perlen, bearbeitete Seemuscheln, Glimmerplatten mit Gravirungen, Feuersteingeräthe, Pfeilspitzen u. s. w. sind darin gefunden worden. Wie außergewöhnlich groß die Zahl dieser Tumuli ist und welche Bedeutung sie für die Uramerikaner gehabt haben müssen, erkennt man daraus, daß in Ohio allein 10 000 gezählt wurden, abgesehen von 1000 oder mehr Wällen. Einzelne dieser Werke sind mathematisch genau konstruirt, so eine Umwallung von Liberty in Ohio, die einen absolut genauen Kreis mit einem völlig richtigen Viereck darin vorstellt.

Neben den Erdwerken treten auch solche von Stein auf, den Steinkreisen Europas analog. Ein besonders gutes Beispiel hierfür ist das „Steinfort“ von Manchester in Tennessee mit 4 bis 10 Fuß hohem Steinwall ohne Mörtel und einem Graben davor. Dieses „Steinfort“ deutet den einfachen Erdwerken gegenüber offenbar einen Fortschritt an, worauf auch die Art und Weise der Begräbnisse innerhalb derselben hinweist. Die alten Tennesseer begruben nämlich ihre Todten in rohen Steinkisten, die aus flachen Sandstein- oder Kalksteinplatten konstruirt waren. Ein Mound bei Brentwood in der Nähe von Nashville, nur 12 Fuß hoch und von 45 Fuß Durchmesser, enthielt gegen 100 Gerippe in solchen Steinkisten. In einem andern benachbarten, am östlichen Ufer des Cumberland River lagen die Sarkophage um einen „Altar“ radiusartig arrangirt; die Skelete waren mit Ornamenten aus Meermuscheln versehen.

Bereits ist eine Klassificirung der verschiedenen Mounds versucht worden, und die nachstehende, ursprünglich von Squier und Davis herrührende, ist die jetzt allgemein übliche. 1. Einfriedigungen zu Vertheidigungs-, heiligen- und verschiedenartigen Zwecken. 2. Tumuli (Mounds) für Opferzwecke, zu Tempelanlagen, zu Begräbnissen, zu Beobachtungsstationen.

Nach den verschiedenen in den Mounds aufgefundenen Gegenständen waren die alten Erbauer derselben in den Künsten des täglichen Lebens bereits leidlich vorgeschritten. Töpfergeschirr in guter Ausführung und mit schönen Mustern versehen ist sehr häufig. Rohe Zeugstoffe aus vegetabilischen Fasern, auch solche aus Haaren sind an verschiedenen Orten gefunden worden. Perlen aus Kupfer und Muscheln kommen überall vor. Kupferne Aexte von sehr guter Arbeit lassen auf Entwickelung des Schmiedehandwerks schließen; auch kupferne (und knöcherne) Nadeln mit eingebohrtem Oehr kommen vor. Die aus Stein geschnitzten oder aus Thon geformten Pfeifen zeigen oft phantastische Formen, aber auch sehr gut modellirte Thiergestalten und Menschengesichter, letztere mit echt amerikanischem Typus. Die Pfeifen in Frosch-, Biber-, Reiherform können jetzt nicht besser von unseren Meerschaumschnitzern dargestellt werden.

Ihr Kupfer bezogen die Moundbuilder von den alten Kupferbergwerken am Obern See, die 1848 von einem deutschen Bergingenieur, O. Knapp, entdeckt wurden. Er fand zunächst einen 30 Fuß tiefen Schacht, der fast ganz mit verrotteter vegetabilischer Materie angefüllt war; 18 Fuß unter der Oberfläche traf er auf ein 18 Fuß langes, 3 Fuß breites und 2 Fuß dickes Stück gediegenes Kupfer, welches nicht weniger als 120 Centner wog. Es lag auf einem Pfahlgerüst, das zum Heben der Masse gedient hatte; Steinkeulen und Aexte, die Instrumente der alten Bergleute, fanden sich massenhaft. Seitdem sind die alten Kupferbergwerke fachmännisch untersucht worden und es hat sich gezeigt, daß sie in großer Ausdehnung und mit Verständniß bearbeitet worden waren.

Die alten Moundbuilder hatten sich einst über einen großen Theil des Innern von Nordamerika ausgebreitet und sie müssen auch, wie die zahlreichen Ueberreste beweisen, ein großes Volk gewesen sein. Daß sie Sinn für Architektur besaßen, geht aus der Großartigkeit mancher Mounds hervor, die an Umfang den ägyptischen Pyramiden sich nähern. Ohne eine gesellschaftliche Organisation, ohne gemeinsame Arbeit konnten solche Werke nicht gebaut werden. Daß die Moundbuilder auch Ackerbauer waren, geht aus

den noch vorhandenen „Gartenbeeten“ hervor, die wohl eingetheilt (unseren Hochäckern ähnlich) in Wiskonsin und Missouri gefunden wurden. Auf ihren Kunstsinn wurde bereits hingewiesen. Für die Entwickelung der häuslichen Industrie zeugen die erhaltenen Webstoffe, die Töpferwaaren, die Mörser und Stößel. In einem Mound am Little Miami River hat man Glimmerplatten von mehreren Fuß Durchmesser gefunden, die vielleicht als Spiegel dienten. Auch die Salzwerke wurden von ihnen bearbeitet und der Feuerstein zu Geräthen geformt. Die genaue Orientirung mancher Mounds nach den Himmelsgegenden deutet auf astronomische Kenntnisse. Karl Rau hat in einer besondern Abhandlung gezeigt, daß der Handel der Moundbuilder sich vom Obern See bis Mexiko erstreckte. Ihre Vertheidigungswerke waren nach strategischen Gesichtspunkten angelegt.

Wer waren nun diese Moundbuilder? Die Vorfahren der heutigen Rothhäute innerhalb der Union oder ein etwa nach Süden ausgewandertes Volk? Letzteres nimmt Short an, wiewohl er schreibt: their history is a sealed book. Indessen einige Andeutungen über sie können wir doch finden, wenn wir uns mit der Frage nach dem Alter des amerikanischen Menschen beschäftigen. Traditionen von irgend welchem Werthe, welche auf die Moundbuilder sich beziehen, sind unter den gegenwärtig lebenden Indianern nicht vorhanden; in dieser Beziehung haben die Rothhäute überhaupt ein kurzes Gedächtniß gezeigt, wie denn z. B. die Besuche der ersten Jesuitenväter in der Seenregion schon bei der zweiten und dritten Generation vergessen waren. Fernando de Soto, welcher zuerst in das Mississippithal mit Pferden und Schießgewehr kam und der gewiß von den dortigen Indianern damals wie ein Gott angestaunt wurde, war auch schon nach ein paar Generationen völlig vergessen.

Das Alter der Mounds hat man auch nach den Bäumen, die auf ihnen wachsen, annähernd bestimmen wollen. Das trügt jedoch in vieler Beziehung, wie die Berechnung des Alters eines vergrabenen Gegenstandes nach den darüber lagernden Alluvialschichten, etwa im Delta eines Flusses. Auf einzelnen nördlichen Mounds stehen Bäume, denen man ein Alter von 500 bis 600 Jahren giebt. Die Schädel und Skelete, die man in den Mounds fand, deuten wohl auf ein sehr hohes Alter, aber es läßt sich danach nicht einmal eine relative Zahl anführen. Wenn bei Short angeführt ist, daß die Moundbuilders 2000 Jahre im Lande nördlich vom Golfe von Mexiko saßen und daß ihr „Abzug“ vor 1000 Jahren schon aus den Ohiothale erfolgte, so sind dies ganz willkürliche Zahlen. Und wie will man ihre Wanderung nach Süden überhaupt beweisen? Uns will es scheinen, daß die Moundbuilder noch ruhig in ihren alten Sitzen waren, als die mexikanische Kultur bereits auf ihrer Höhe stand. Denn die „Cincinnati Tafel“, ein ornamentirter Stein in einem Mound Cincinnatis gefunden, zeigt echt mexikanischen Styl und gelangte wohl auf dem Handelswege nach ihrem Fundorte, auf dem heute Moundstreet jener Stadt sich erhebt.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

IV.

Während der ersten fünf Tagereisen ging die Fahrt den Zambesi abwärts in vorzugsweise südsüdöstlicher, wenn auch häufig durch große Biegungen unterbrochener Richtung. Der stellenweise sehr tiefe und bis 220 Yards breite Strom bot der Schifffahrt auf dieser ganzen Strecke aber keine anderen Hindernisse, als etwa die ungemein zahlreich vertretenen Nilpferde, die, zum Luftschnappen aus dem Wasser emportauchend, die kleinen, ranken Canoes mehr als einmal in die Gefahr des Kenterns brachten und die Ruderer zu unausgesetzter Vorsicht zwangen. Hinter den flachen, mit weißem Sande bedeckten Ufern des Flusses breitete sich zu beiden Seiten eine einförmige, öde Ebene aus. Mehrere große Dörfer, die man passirte, und in denen es Pinto nach vieler Mühe gelang, gegen die Felle und auch wohl gegen das Fleisch der von ihm erlegten Antilopen etwas Mais und Massalamba (Mohrhirse) einzutauschen, boten nichts Bemerkenswerthes dar; daß aber die Fahrt nicht zu eintönig wurde, dafür sorgten leider wieder die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Die Bootsleute, die Lobossi ihm mitgegeben hatte, waren eine faule, widerspänstige Bande und nur mit Hülfe des Stockes zu regieren; die Canoes befanden sich im elendesten Zustande: immer wieder mußte man Halt machen, um sie auszuschöpfen oder die lecken Nähte mit Thon und Gras zu kalfatern. Das Fieber, das den Reisenden noch kaum verlassen hatte, packte ihn jetzt mit erneuter Gewalt, und auch sein brauchbarster Diener wurde davon ergriffen. Die Nachtlager unter freiem Himmel am Flußufer, wo die Schläfer trotz der Bedeckung mit Fellen stets vom Nachtthau völlig durchnäßt wurden, verstärkten die Krankheit noch; und doch konnte Pinto nach mehrmaligen Versuchen sich nicht dazu entschließen, in den Häusern der Eingeborenen zu übernachten. Ekelhaftes Ungeziefer aller Art, besonders aber große schwarze Spinnen, Wanzen und Zecken, der vielen Skorpione noch gar nicht einmal zu gedenken, machten den Aufenthalt in diesen Hütten zu einer Tortur für den Europäer. Am 29. in Itufa angelangt, einem großen Dorfe am linken Ufer des hier eine englische Meile breiten Stromes, mußte Pinto zwei Tage an diesem Orte verweilen. Die von Lialui mitgenommenen Ruderer sollten von hier aus mit ihren Canoes die Heimfahrt antreten, und trotz der hierher gesandten Befehle des Königs schien es ganz unmöglich, einen ausreichenden Ersatz für sie zu erlangen. Der Häuptling stellte wohl ein Boot zur Verfügung, leugnete aber jede Kenntniß von dem Vorhandensein eines zweiten in seinem Dorfe oder in der Umgegend; nach vielen vergeblichen Verhandlungen glückte es indessen Pinto's Leuten, eines der nach Landessitte geschickt versteckten Fahrzeuge zu entdecken, und nun fanden sich auch ohne weitere Schwierigkeiten Ruderer für dasselbe. Dieses neue Canoe, das aus dem Stamme eines ungeheuren Mucussebaumes ausgehöhlt war, hatte eine Länge von 33 Fuß, mittschiffs eine Breite von 17 Zoll und eine Tiefe von 16 Zoll, und wie alle Boote auf dem obern Zambesi die Gestalt eines großen Schlittschuhs, auf dem die aufrechtstehenden, paddelnden und nicht rudernden Bootsleute die Balancirkunst des Schlittschuhläufers auf dem Eise anwenden müssen, um eine feste Stellung zu behalten.

Am Morgen des 1. Oktober setzte Pinto seine Reise fort; eine steife Ostbrise erregte die Wellen des Stromes, die jeden Augenblick die gebrechlichen Fahrzeuge zu füllen drohten. So wurde schon nach kurzer Fahrt am linken Ufer des Stromes neben der Mündung eines kleines Baches ein neuer Halt gemacht, wo Pinto in dem Uferdickicht zwar kein Wild, wohl aber auf einem nahen See eine große Schar wilder Enten vorfand, die eine erwünschte Vermehrung des knappen Proviants abgaben. Dieser Halteplatz lag am äußersten Südende der ungeheueren Ebene von Lui, wo die beiden Bergketten, die auf dem 15. Breitengrade etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, zusammentreffen und nur eben genügenden Raum für das fünf Viertelmeilen breite Bett des Zambesi lassen. Auf die einförmige, öde Ebene folgt hier hügeliges, mit der reichsten Vegetation bedecktes Land. Ein noch größerer Kontrast zeigt sich in Bezug auf den Boden; denn auf den sehr feinen weißen Sand der Ufer folgt in ganz plötzlichem Uebergange vulkanischer Boden, dessen gewaltige Basaltblöcke die Ufer des Stromes bilden. Es waren die ersten Felsen, die sich seit Bihé dem Auge des Reisenden zeigten, und mit Freuden begrüßte er deshalb die größere Mannigfaltigkeit der Landschaft. Am nächsten Tage ging es in fortdauernd südsüdöstlicher Richtung weiter, bis man nach vierstündiger Fahrt an eine gewaltige Basaltschicht kam, die von Ost nach West quer über den Strom hinüber verläuft. Der Felsdamm, der mehr wie ein künstliches Mauerwerk als wie abgekühlte Lava aussah, reichte an einigen Stellen so dicht bis an die Oberfläche des Wassers, daß die Führung der Canoes bedeutend erschwert wurde und die größte Vorsicht vonnöthen war, um eine Kollision zu vermeiden. Man befand sich jetzt in der ersten Region der Katarakte und Stromschnellen, die bis abwärts an den großen Katarakt von Gonha ein ernstliches Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Zambesi bilden. Zahlreiche, mit üppiger Vegetation bedeckte kleine Inseln zeigen sich hier allenthalben im Strome; die hügelige Landschaft zu beiden Seiten des Flusses weist dichtes Gebüsch und stellenweise prachtvollen Wald auf, das ergiebigste Jagdgebiet, auf dem Pinto nicht nur durch Erlegung von Antilopen (Hippotragus equinus und Strepsiceros kudu) und Zebras für die Verproviantirung seiner Leute sorgen konnte, sondern auch erfolgreiche Jagd auf Löwen, Büffel und Elephanten machte; überraschend groß und zahlreicher, als er sie bisher in Afrika angetroffen hatte, waren auch die Scharen von Birkhühnern, Wachteln und Rebhühnern, die er hier bei dem Durchwandern der Uferwaldungen aufscheuchte. Leider wird diese ganze gebirgige Gegend von der Tsetsefliege heimgesucht, deren für den Menschen ungefährlicher, wenn auch äußerst schmerzhafter Stich dem Rindvieh unbedingt verderblich ist; so ist an eine Ausnutzung der hier vorhandenen ausgedehnten Weidegründe nicht zu denken.

Allmälig wurden jetzt die Basaltschichten immer häufiger, die, natürliche Wälle bildend, sich in west-östlicher Richtung hinzogen; war die Strömung weiter oberhalb nur unbedeutend gewesen, so wurde sie hier plötzlich reißend, und die Canoefahrt deshalb äußerst gefährlich. Am Abend des 4. Oktober schlug Pinto sein Lager in der Nähe der Weiler von Sioma unter einer riesenhaften Sycomore auf; der Donner des noch mehrere Meilen entfernten Wasserfalles von Gonha, den man schon während der Fahrt des ganzen Tages gehört hatte, war hier so laut vernehmbar, daß er den Reisenden im Schlafe störte. Der Fluß, der hier einen großen Bogen nach Westen macht, theilt sich in mehrere Arme, die drei große, üppig bewachsene Inseln umschließen. An der Stelle, wo der Fluß sich nach Westen dreht, hat das Bett ein Gefälle von 3 zu 120, wodurch die Situmba-Stromschnellen gebildet werden. Die **Wasserfälle von Gonha** selber sind nach Pinto's Beschreibung ein wahres Wunder von großartigster Schönheit. Ueber eine Querschicht von Basalt, die den Strom in nordnordwest-südsüdöstlicher Richtung durchzieht, stürzt sich die ungeheure Wassermasse in drei breiten Fällen 43 Fuß tief hinab; zwischen den hochemporragenden Felsblöcken, welche diese drei Fälle von einander trennen, sprudeln unzählige Kaskaden und glitzernde Wasserstrahlen. In fünf prächtigen Katarakten ergießt sich ein Arm des Flusses, der sich etwas oberhalb der großen Fälle von dem Hauptstrome abgezweigt hat, unterhalb derselben wieder in diesen zurück. Die Vegetation des umgebenden Waldes, die Felsen und die Gewässer wirken so passend, so harmonisch zusammen, daß das Ganze ein Landschaftsbild von unvergleichlicher Schönheit, und trotz aller Großartigkeit von bezaubernder Anmuth bildet. Es wurde Pinto fast schwer, sich nach eintägigem Aufenthalte von dem herrlichen Orte loszureißen, und die mühevolle und gefährliche Fahrt fortzusetzen. Der Strom, der unterhalb der Fälle zwischen hohen felsigen Ufern zu einer Breite von nur 40 bis 50 Yards eingeengt dahinfließt, hatte hier eine Strömung von 165 Yards in der Minute mit rollenden Wellen, in denen kein Canoe flott geblieben wäre. Diese lange enge Strecke heißt Nanguari; sie endigt mit einem gleichnamigen Wasserfall. Der Punkt, wo der Strom wieder schiffbar wird, führt den Namen Mamungo; das Flußbett verbreitert sich hier bis auf 220 Yards, bleibt aber immer noch von felsigen Wänden eingeschlossen, an denen die verschiedenen Hochwassermarken durch schmutzfarbene Linien bezeichnet werden, die der vom Strome mitgeführte Schlamm hinterlassen hat. Die höchste erkennbare Linie befand sich etwa 33 Fuß über dem augenblicklichen Niveau. Der unvermeidliche Landtransport der Canoes bis Mamungo war ebenso mühevoll wie beschwerlich. Drei Meilen weit mußten die langen Canoes, deren jedes von 16 bis 24 Mann an Stangen getragen wurde, durch einen mit Unterholz dicht verwachsenen Wald geschleppt werden. Die Einwohner der Weiler von Sioma, die vom Könige deshalb Befehl erhalten hatten, leisteten diesesmal thätigen Beistand; so oft aber in den nächsten Tagen Stromschnellen oder Fälle zu umgehen waren, und dies geschah sehr oft, mußte der Transport von den wenigen Ruderern und Pinto's paar Dienern allein bewerkstelligt werden, und kostete deshalb die kleinste Strecke jedesmal mehrere Stunden der schwersten Arbeit.

Nach kurzer Fahrt langte man an der Mündung des dem Zambesi von Norden her zufließenden **Lumbe** an, der kurz oberhalb seiner Einmündung eine Breite von 63, eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß hat, und sein Wasser über mehrere nicht unbedeutende Fälle in den Hauptstrom entleert. Am folgenden Tage, dem 7. Oktober, mußte der große Katarakt von Cálle, bei dem der Strom eine Breite von fast 1000 Yards hat, umgangen werden; mehrere nicht unbedeutende Stromschnellen aber, über die eigentlich nur Boote von geringstem Tiefgange gleiten konnten, wurden durch die Geschicklichkeit der Ruderer glücklich passirt. Auch wo keine eigentlichen Stromschnellen waren, bot die Fahrt fast unaufhörlich Gefahren; denn der Fluß ist in dieser ganzen Region mit zerrissenen Felsklippen, an denen sich die heftige Strömung in unzähligen Wirbeln bricht, wie besäet. Bei einem heftigen Gewitter, das in der Nacht vom 8. zum 9. losbrach, fiel der erste Regen der neuen Saison; Pinto's Zustand, der sich infolge der beständigen Aufregung, der feuchten Nachtlager und des fortdauernden Mangels an pflanzlicher Kost bedenklich verschlimmert hatte, wurde durch das nächtliche Regenbad noch schlechter. Die Körperschwäche und die heftigen Schmerzen nahmen von Stunde zu Stunde

zu; trotzdem verlor er den Muth nicht, versorgte seine Leute mit Wild für mehrere Tage und setzte die Fahrt fort. An den großen Bambue-Fällen vorbei, dann wider Willen, aber glücklicherweise ohne zu kentern, über eine Stromschnelle geführt, gelangte man gegen Abend an die Mündung des Flusses Joco, nachdem die Reise den ganzen Tag über zwischen Inseln von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit hindurchgegangen war. Hier wurde ein Rasttag gemacht; denn eine heftige Entzündung der Leber, die sich bei Pinto einstellte, und gegen die er Zugpflaster von pulverisirtem Chinin in Anwendung brachte, erheischte gebieterisch ein wenn auch nur kurzes Ausruhen. In dem den Fällen benachbarten Walde finden sich der Cuchibe, Mapole, Opumbule und Lorcha, sämmtlich Fruchtbäume, die in größerer oder geringerer Anzahl auch auf dem Tafellande vorkommen; außerdem aber noch zwei andere, dieser Gegend augenscheinlich eigenthümliche: der Mocha-mocha und der Muchenche; letzterer trägt eine stark zuckerhaltige Frucht, aus der sich Pinto einen äußerst erfrischenden Trank zur Linderung seiner Fieberhitze bereitete.

Am Morgen des 11. Oktober fühlte sich der Reisende nothdürftig soweit hergestellt, wenn auch noch ungemein schwach und von Schmerzen geplagt, daß er Befehl zum Aufbruch geben konnte. Unter den fast zahllosen größeren und kleineren Stromschnellen und Katarakten, die im Laufe der nächsten vier Tage oft mit äußerster Lebensgefahr passirt werden mußten, waren die bedeutendsten die großen Stromschnellen von Lusso, von Manicungu und von Lucanda und die Fälle von Manbue und von Catima-Moriro; dieser der letzte Katarakt in der obern Region des Zambesi. Das Bild des auf dieser ganzen Strecke sehr breiten Stromes mit den vielen, reichbewachsenen malerischen Inseln unterschied sich in keiner Weise von dem in den vorhergehenden Tagen wahrgenommenen. Erst unterhalb von Catima-Moriro nahm der Fluß und die umgebende Landschaft wieder ein ähnliches Aussehen wie in Barôze an. Ungeheure Ebenen mit sandigem, fels- und steinfreiem Boden breiteten sich zu beiden Seiten aus. Die Ufer wurden von Erdschichten gebildet, auf denen eine starke Schicht grünlichen Thones lag. Etwas unterhalb des großen Dorfes Catango, wo der Zambesi seine östliche Richtung annimmt, zeigen sich wieder zahllose kleine Inseln; dieselben unterscheiden sich jedoch durch ihr einförmiges Aussehen von denen der obern Region: sie sind ausnahmslos mit niedrigem Rohrdickicht bewachsen. Hier sah Pinto zum ersten Male die großen Fischadler des Zambesi, die von den Eingeborenen Uanhi genannt werden. Diese Vögel, die in Gestalt und Färbung die größte Aehnlichkeit mit der amerikanischen weißköpfigen Weihe haben, und nur etwas kleiner sind als diese, werden, sobald sie mit einem gefangenen Fisch sich in die Luft erheben, von den Eingeborenen mit lautem Geschrei verfolgt, wobei sie dann häufig die mit Mühe erlangte Beute zu Boden fallen lassen. Auch Pinto's Leute verschafften sich auf diese Weise eine reichliche Mahlzeit von Fischen.

In dem großen Dorfe Quisseque oder Chicheque, bei dessen Häuptling der Reisende gute Aufnahme und einige Unterstützung durch Lebensmittel fand, versuchten die Bootsleute, die sich seit einigen Tagen schon besonders unzufrieden gezeigt hatten, einen förmlichen Strike in Scene zu setzen. Nur mit unendlicher Mühe und durch die Vermittelung des Häuptlings gelang es Pinto, sie zu überzeugen, daß von der geforderten augenblicklichen Bezahlung aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein könne, weil er außer dem ihm von dem Könige von Barôze geschenkten Stück Elfenbein keine Hülfsmittel besitze; daß es deshalb in ihrem eigenen Interesse liege, ihn in möglichst kurzer Zeit nach Luchuma zu begleiten, wo er von dem dort anwesenden Europäer die nothwendigen Waaren erhalten werde. Scheinbar beruhigt entschlossen sie sich zur Weiterfahrt. An der Mündung des von Norden kommenden Machila vorbei, der durch eine weite, von Tausenden von Büffeln, Zebras und Antilopen bevölkerte Ebene dem Zambesi zufließt, ging es bis zu einer großen Stromschnelle, der ersten in der Reihe der mittleren Fälle, die mit dem gewaltigen Katarakt von Mosi-oa-tunia (den „Victoriafällen" Eduard Mohr's) abschließt. Mit den Basaltfelsen zugleich erschienen hier auch die prächtigen Waldungen wieder, in denen Pinto zum ersten Male seit dem Verlassen von Quillengues wieder riesige Affenbrotbäume antraf. Von hier aus mußte der Landmarsch nach Luchuma angetreten werden. Nach beschwerlicher Wanderung erreichte man um Mitternacht das Dorf Embarira am linken Ufer des Cuando oder Linianti, dessen Quellen Pinto schon vor drei Monaten entdeckt und geographisch festgestellt hatte. Vom heftigsten Fieber gepeinigt und vollständig erschöpft, fand er eine Unterkunft aber keine Nachtruhe in einem dem Häuptling des Dorfes gehörigen Hause. Die zahllosen Wanzen und Muskitos, denen er sich bald durch die Flucht ins Freie zu entziehen suchte, hinderten ihn ebenso am Schlafen wie die Befürchtungen, die das erneute drohende Auftreten seiner Bootsmannschaften in ihm hervorrief. Sie hatten sich mit ihren Beschwerden an den Häuptling gewandt, und dieser, der wohl Nutzen daraus zu ziehen hoffte, erklärte dem Reisenden in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihn so lange als seinen Gefangenen betrachten werde, bis die Forderungen der Leute befriedigt sein würden. Das erfreulichste Zusammentreffen mit zwei englischen Zoologen, Dr. B. F. Bradshaw und Dr. A. Walsh, die, auf einer Jagdtour begriffen, ihr Lager auf dem andern Ufer des Cuando aufgeschlagen hatten, vermochte im Augenblicke nicht, Pinto aus der kritischen Lage zu befreien. Im Gegentheil; selber aller Hülfsmittel entblößt und nicht mehr im Besitze von Waaren, wurden die beiden Engländer eben so sehr zum Gegenstande der feindseligen Absichten des Häuptlings, wie Pinto selber. Als die nach Luchuma vorausgesandten Leute mit der lügenhaften Angabe zurückkehrten, sie hätten auch dort keine Möglichkeit vorgefunden, ihre Forderung befriedigt zu erhalten, ließ der Häuptling zwei von den Hütten der Engländer, in denen Pinto seine Instrumentenkoffer untergebracht hatte, plündern; die dritte, in der sich die drei Weißen und ein Diener Pinto's befanden, aber belagern. Ein Angriff wurde vorbereitet; da brachte das eben rechtzeitige Eintreffen des Missionärs von Luchuma Erlösung aus der einigermaßen verzweifelten Lage. Durch 20jährigen Aufenthalt in Südafrika mit der richtigen Art und Weise des Verkehrs mit den Eingeborenen vertraut, gelang es ihm, durch wenige Worte den Häuptling zu beschwichtigen und ihn zur Herausgabe des fremden Eigenthums zu veranlassen. Etwas weniger leicht, aber schließlich doch erfolgreich, war sein Bemühen den unverschämten Forderungen von Pinto's Leuten gegenüber, die er alle befriedigt entließ. Nicht mit Unrecht nennt Pinto diesen edelmüthigen Franzosen, den protestantischen Missionär François Coillard, seinen Lebensretter. Glücklich in Coillard's Lager bei Luchuma angelangt, und von dessen Gattin in der wohlwollendsten Weise aufgenommen, wurde der Reisende von der solange nur durch Aufbietung der größten Energie unterdrückten Krankheit auf das Heftigste ergriffen — zehn Tage lang lag er in vollkommen bewußtlosem Zustande da, von seinen Wirthen mit höchster Aufopferung gepflegt.

Als endlich mit der wiederkehrenden Gesundheit auch die Pläne zur Fortsetzung seiner Zambesi-Reise wieder in ihm erwachten, da zeigte es sich leider, daß Coillard's Vorräthe

nicht genügen würden, um Pinto die Mittel zur Weiterreise nach Zumbo zu schaffen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, zusammen nach Bamangwato zu reisen, wo Pinto ohne Frage die Mittel zum Weitermarsche erhalten konnte. Der Bescheid des Königs von Barôze, der dem Missionär das Betreten seines Landes nördlich von Quisseque untersagt hatte, sowie das ungesunde Klima der Gegend um Luchuma, wo er schon zwei seiner treuesten Diener durch das Fieber verloren hatte, ließen Coillard ein baldiges Aufbrechen erwünscht sein.

So wurde denn am 12. November die Reise gemeinsam angetreten. Ein südafrikanischer Reisewagen, wie ihn die Familie des Missionärs besaß, ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das, 19 bis 22 Fuß lang und $3^1/_2$ bis 6 Fuß breit, auf vier starken Rädern ruht und von 24 bis 30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittelst eines langen, starken Taues an die Wagendeichsel geschirrt sind. Die Fahrt ging in südlicher Richtung zuerst durch den Wald, dann über eine sandige, feuchte Ebene, in welcher die Räder des Wagens tief einsanken. Am Abend des zweiten Tages erreichte man Guejuma's Kraal, einen von englischen Händlern als Rastpunkt und Lagerplatz für die Herden angelegten Ort. Von hier aus unternahm Pinto in Begleitung seiner Diener einen Abstecher nach Norden, zum Zambesi zurück, um das imposanteste Wunder Südafrikas, den Katarakt Mosi-oa-tunia, kennen zu lernen. Die Familie Coillard ging unterdessen nach Daca voraus, wo Pinto wieder mit ihr zusammentreffen sollte. Das vulkanische Gebiet der großen Wasserfälle sowie diese selber und die umgebende großartigste Fels- und Waldlandschaft sind von früheren Reisenden (unter anderen von Ed. Mohr in seinem: „Nach den Victoriafällen des Zambesi") schon eingehend beschrieben worden. Wir übergehen hier deshalb Pinto's Schilderung dieses gewaltigen Wunders. Auf dem Hinmarsche durch die wildeste Gebirgsgegend von heftigen Gewitterstürmen überfallen, auf dem Rückwege über das nach Süden hin sich ausdehnende steinige, unebene Terrain vom Wassermangel heimgesucht, dabei wieder ausschließlich auf seine Jagdbeute als Nahrung angewiesen, erreichte er in den letzten Tagen des November Daca, wo er von seinen Reisegefährten schon erwartet wurde. Trotzdem es hier während der ganzen vierzehn Tage nicht geregnet hatte und eine Reise durch die dann meist ganz wasserlose Wüste sehr riskant ist, beschloß man doch, möglichst bald aufzubrechen. Die Karawane bestand aus funfzehn Personen, die Proviantvorräthe waren sehr knapp, in Daca selbst aber von Lebensmitteln nichts mehr zu erhalten. Man mußte also so schnell wie möglich Schoschong, die Stadt des Königs Khama, zu erreichen suchen. Der 30. November und der 1. December brachten etwas Regen: am 2. wurde demnach die dreißigtägige Fahrt durch die große südafrikanische Wüste angetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Süd-Australien belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 279 615 (148 701 männlich und 130 914 weiblich), gegen 185 626 (95 408 männlich und 90 218 weiblich) im Jahre 1871. Es ergiebt dies einen Zuwachs von 93 989 oder reichlich 50 Procent in den letzten zehn Jahren. Die Bevölkerung der City of Adelaide ist von 27 208 im Jahre 1871 auf 37 892 gestiegen. Die nächst größten Städte der Kolonie sind Norwood und Kensington mit 10 105, Hindmarsh mit 6692, Unley mit 5490, Port Adelaide mit 3013, Glenelg mit 2742, Mount Gambier mit 2403. Das zur Kolonie Süd-Australien gehörige, sogenannte Northern Territory zählte 4554 Seelen (4453 männlich und 101 weiblich.) Davon waren 670 Europäer, 31 Malaien und 3853 Chinesen.

Nach vorläufiger Zusammenstellung ergiebt der Census vom 3. April dieses Jahres für Neu-Süd-Wales 750 800 Seelen, gegen 503 981 im Jahre 1871, also einen Zuwachs von 48,81 Procent. Die City of Sydney mit Vorstädten zählt jetzt 222 133. Die Bevölkerung der Kolonie Tasmanien ist von 99 300 im Jahre 1871 auf 115 600 (um 16 Procent) gestiegen, die City of Hobart zählt 21 118. Der größte Zuwachs fällt auf Neu-Seeland, dessen Seelenzahl sich von 266 986 im Jahre 1871 auf 489 561 (um 90 Procent) gesteigert hat. Die Zahlen für Victoria, welche wir oben auf S. 95 mittheilten, haben durch Mr. Hayter, den Regierungsstatistiker, nachträglich eine Berichtigung erfahren: Victoria zählt 858 582 Einwohner (450 286 männliche und 408 296 weibliche) und Melbourne hat deren 280 836.

— Unter den australischen Kolonien war Süd-Australien von jeher vorzugsweise eine ackerbautreibende, wenngleich der dortige Boden an Fruchtbarkeit dem der angrenzenden Kolonie Victoria bei weitem nachsteht. In letzterer waren es die einst so reichen Goldfelder, welche den Ackerbau nicht aufkommen ließen. Nachdem diese aber in ihrer frühern Ergiebigkeit erheblich nachgelassen und namentlich die sogenannten poor man's diggings, auf denen der arme Mann durch flaches Graben eine gute Ausbeute machen konnte, aufgehört haben, ist der Ackerbau auch in Victoria ein umfänglicher Erwerbszweig geworden. Der Ackerbau beschränkt sich in den australischen Kolonien meistens auf Weizen. Hafer und Gerste werden nur in beschränkter Weise angebaut, aber in dem nördlichen Queensland, wo das Klima die Weizenkultur nicht mehr recht zuläßt, wird außer Zuckerrohr viel Weizen producirt. Es befanden sich am 31. März 1881 in der Kolonie Victoria 928 089 Acres (375 504 Hektar), gegen 707 188 (286 128 Hektar) im Vorjahre und 284 167 (114 974 Hektar) im Jahre 1871, unter Weizen, und es wurde darauf eine Ernte von 9 133 930 Bushels (ein Bushel = 60 Pfund) oder 9,84 vom Acre erzielt, gegen resp. 9 398 838 (13,29) und 2 870 409 (10,1 vom Acre). Süd-Australien, Victoria, Tasmanien und Neu-Seeland produciren über ihren Bedarf hinaus. Von ihrem Ueberschuß wird, nachdem die übrigen australischen Kolonien versorgt sind, ein nicht unbeträchtlicher Theil nach Mauritius, Neu-Kaledonien und England verschifft. Die Arbeitslöhne, an sich niedrig genug (6 Sh. pro Tag, ohne Kost und Logis), sind doch im Verhältniß zu dem niedrigen Preise, welcher für Weizen gewonnen wird (zur Zeit kaum 4 Sh. pro Bushel), noch immer zu hoch, so daß sich die Farmer Australiens im Allgemeinen in keineswegs glücklicher Lage befinden. Und das um so mehr, als Dürren, der rothe Rost und Heuschrecken oft genug ihre Ernten schmälern oder vernichten.

— Wir haben schon berichtet, daß eine Sendung von Fleisch und Butter in gefrorenem Zustande von Melbourne nach London mit dem Dampfer Protos vollständig geglückt ist. Die Frozen Meat Company erzielte an jedem Schafe

einen Reingewinn von ziemlich 5 Mark oder an jedem Pfund Fleisch 8 1/3 Pfennig, während an jedem Pfund Butter 6 1/4 Pfennig profitirt wurden. Die ganze Sendung ergab einen Nettoüberschuß von 19 300 Mark. Die Kompagnie ist mit diesem Resultate sehr zufrieden und beabsichtigt, diesen Fleischtransport nach England hinfort in großem Umfange zu betreiben. Sie hat Maschinen in England bestellt, welche es ermöglichen werden, alljährlich das Fleisch von 500 000 Schafen und 50 000 Ochsen nach England zu versenden.

Südamerika.

— In der Argentinischen Republik geht man damit um, das reiche Territorium der Misiones (im äußersten Nordosten der Republik zwischen den Flüssen Parana und Uruguay gelegen) zu einer neuen Provinz zu machen. Dasselbe umfaßt an 2500 Q.-Leguas, ist sehr fruchtbar und besonders für Pflanzungen von Zuckerrohr geeignet, wie deren mehrere dort von englischen Firmen bereits angelegt worden sind.

— Aus Buenos Aires kommt die Nachricht, daß durch Vermittelung der Repräsentanten der Vereinigten Staaten in Chile und der Argentinischen Republik die zwischen diesen seit langer Zeit schwebenden Grenzstreitigkeiten in befriedigender Weise erledigt worden sind. Die Anden sollen in Zukunft die Grenze bilden, welche, die Magelhaens-Straße schneidend, in den Bergen Sarmiento und Darwin ihre Fortsetzung findet. Die argentinische Grenze am Atlantischen Ocean soll Virgin Cape am Eingange jener Straße sein, und die Südgrenze der Republik bildet eine Linie, welche von dort nach einem Punkte in den Anden unter 52° südl. Br. und 72° westl. Länge v. Gr. geht, so daß die Gebiete des Rio Gallegos, Santa Cruz u. s. w. endgiltig bei Argentinien bleiben. Die Küste der Magelhaens-Straße fällt an Chile, während Feuerland und die benachbarten Inseln durch den Andenkamm zwischen beiden Republiken getheilt werden. Die Straße selbst soll frei für die Schiffe aller Nationen erklärt werden, und beide Kontrahenten verpflichten sich, weder an ihren Eingängen noch an ihren Gestaden irgend welche Befestigungen zu errichten.

— Ein Händler mit Yerba (südamerikan. Thee) in Paraguay verschiffte im letzten Sommer, wie „The South American Journal" (1. Sept. 1881) meldet, zwei Partien Yerba nach Italien, wo dieselbe so gefiel, daß er weitere und größere Sendungen hat folgen lassen.

Polargebiete.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance", dessen bereits auf S. 108 dieses Bandes Erwähnung geschah, kam auf seiner (uns etwas verfehlt erscheinenden) Suche nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" am 9. Juni d. J. nach Reykjavik auf Island. Das dort tagende isländische Parlament, welches den amerikanischen Offizieren einen öffentlichen Empfang bereitete, hat eine Beschreibung der „Jeannette" nach allen Theilen der Insel gesandt, und Kommandeur Wadleigh hat für glaubwürdige Nachrichten über das Schiff eine Belohnung ausgesetzt. Von Reykjavik ging die „Alliance" nach Hammerfest, wo sie am 25. Juli eintraf. Uebrigens ist sie nicht das einzige amerikanische Schiff, welches im Nördlichen Atlantischen Ocean nach der „Jeannette" sucht: der Walfischfahrer „Lizzie P. Simmonds" wird zu gleichem Zwecke an der grönländischen Ostküste und bis Spitzbergen und die Schiffe „Roswell King" und „Era" von New Bedford in der Hudson-Straße und deren Umgebung kreuzen. Daß sie Erfolg haben werden, d. h. daß die „Jeannette" wirklich eine nordöstliche Durchfahrt zu Stande gebracht haben sollte, scheint uns, wenn auch nicht unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich.

Vermischtes.

— Unseres verdienten Mitarbeiters Richard Andree „Zur Volkskunde der Juden" (Bielefeld und Leipzig 1881) ist ein Buch, das alle Vorzüge desselben, die erstaunliche Belesenheit, die klare lichtvolle Darstellung, die Zuspitzung auf die Hauptsachen hin recht hervortreten und überall den geschulten Ethnologen erkennen läßt. Dabei liegt ihm nichts ferner, als Tendenz, weder für noch gegen; Licht und Schatten ist mit Gerechtigkeit vertheilt, und in ruhiger wissenschaftlicher Weise wird erörtert, welchen vortrefflichen nachahmungswürdigen Eigenschaften es dieser semitische Stamm zu danken hat, daß er nicht Jahrhunderte, nein Jahrtausende schlimmster Verfolgung siegreich überdauert hat, aber auch welche schlimmen Eigenthümlichkeiten ihm Haß und Verfolgung anderer Völker bis auf den heutigen Tag zugezogen haben. Wenn etwas besonderen Rühmens werth ist, so ist es das Geschick des Verfassers, aus der fast unübersehbaren und doch wiederum für manche Partien überaus dürftigen Literatur das Wesentliche herauszufinden und zu einer Gesammtübersicht zusammenzuarbeiten. Für manche Länder und Zeiten standen die ausführlichsten Werke zu Gebote, für andere waren verstreute Notizen, gelegentliche Erwähnungen aus umfangreichen Reisebeschreibungen herauszulesen. Es mag sich deshalb ein oder der andere Kritiker bewogen fühlen, kraft seiner bessern Kenntniß dieses oder jenes Punktes einen Tadel auszusprechen; faßt man aber das Buch als Ganzes ins Auge, so wird man ihm Lob und Zustimmung nicht versagen können. Eine kurze Inhaltsangabe wird seine Vielseitigkeit am besten darthun: Die Semiten; Physischer Habitus; Mischung der Juden mit anderen Völkern; Biotische Verhältnisse der Juden (ein besonders interessanter Abschnitt!); Pseudo-Juden (Falascha, die schwarzen Juden der Malabarküste, Karaiten); Die Juden und die Sprache; Jüdische Namen; Sitten und Gebräuche; Verbreitung der Juden; Statistische Uebersicht. Was die beigegebene Karte anbelangt, welche die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa darstellt, so möchten wir dahingestellt lassen, ob nicht hier und da zu große Länderkomplexe als Einheit behandelt wurden, ob nicht stellenweise ein anderes Bild entstände, wenn z. B. Wien und Amsterdam aus Unter-Oesterreich und den Niederlanden ebenso ausgeschieden würden, wie Berlin und Hamburg aus den betreffenden Gebieten, ob es nicht möglich wäre, in Ungarn-Siebenbürgen kleinere Gebiete nach ihrem Procentsatze abzugrenzen und so ein genaueres Bild zu erzielen. Auch erscheint uns die Farbenwahl als keine glückliche; Weiß, Braun, Blau, Roth und Violett bilden keine von hell zu dunkel fortschreitende Skala, welche die größten Juden-Anhäufungen sofort erkennen ließe, und Triest (dunkelblau, d. h. 3 bis 4 Proc. Juden) tritt schärfer hervor, als Berlin und Hamburg (hellroth, d. h. 4 bis 9 Proc. Juden). Doch sind das nur geringe Ausstellungen, welche mit dem Werke selbst wenig zu thun haben. Seinen Lesern versprechen wir mannigfache Belehrung, und ihrem Verständnisse wird Vieles, was heute unser Vaterland bewegt, dadurch näher gerückt werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

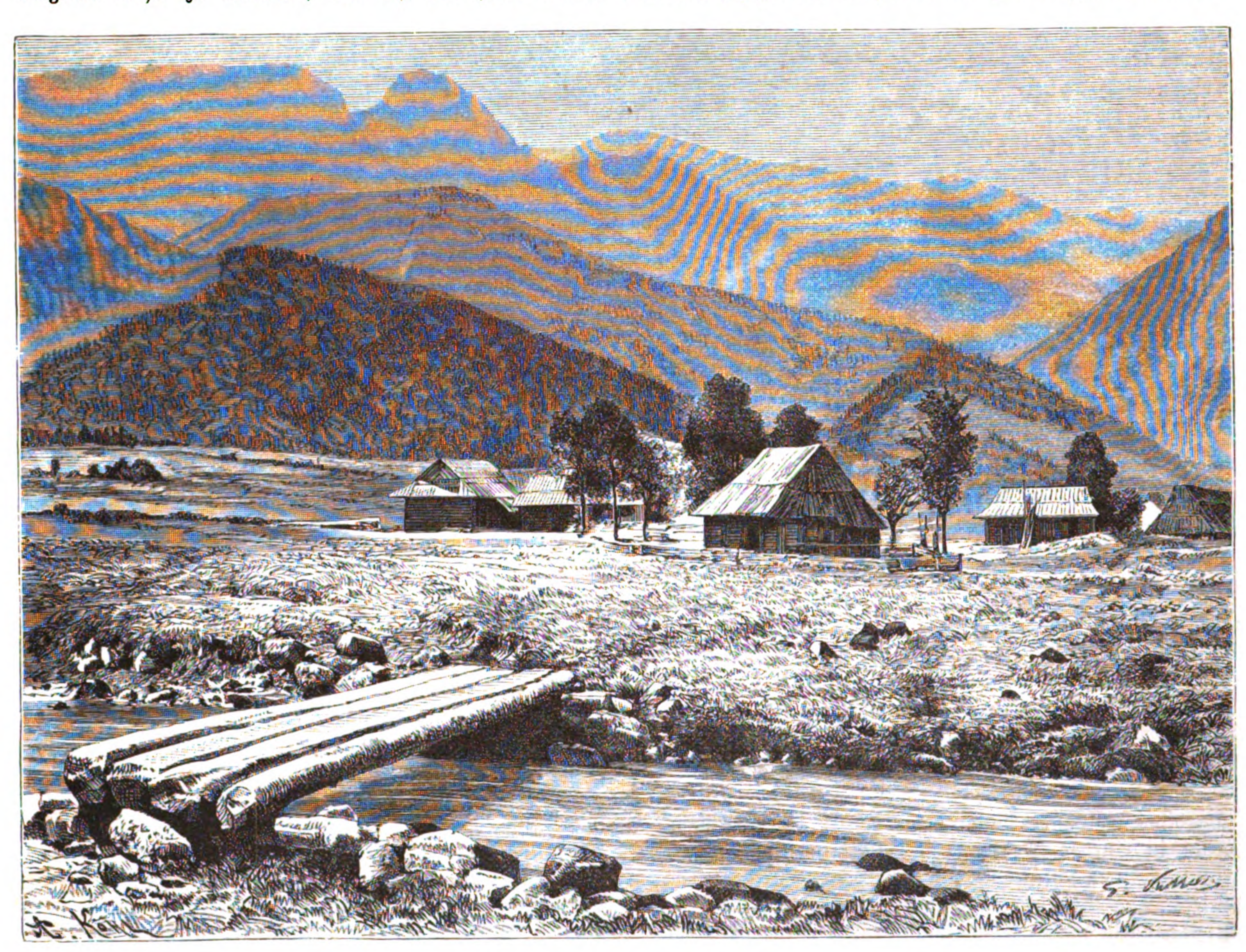
Wenige Gegenden Europas, selbst die Schweiz eingeschlossen, besitzen Landschaften von so wilder Größe, wie die Tatra auf der Grenze von Galizien und Ungarn. Einer der ersten Reisenden, welche dieselbe besuchten, der schwedische Botaniker Wahlenberg, schrieb 1813, daß nirgends in Europa, Lappland vielleicht ausgenommen, die Natur einen so schrecklichen und so großartigen Anblick darbietet. Die malerischsten Partien der Schweiz weisen in der That kein solches Chaos aufgehäufter Felsen, Giesbäche und Wasserfälle auf, wie man es hier bei jedem Schritte antrifft, solche Seen mit stets verlassenen Ufern hoch oben in der Region der Wolken, solche dunkeln Thäler mit dichten Wäldern, deren Ruhe selten ein Mensch stört. Noch vor wenigen Jahren gehörte dieses Gebirge zu den wenigst bekannten Theilen Europas; Kořistka, welcher es im 12. Ergänzungshefte von Petermann's Mittheilungen behandelt, vermochte kaum für ein volles Jahrhundert ein halbes Dutzend Schriftsteller, welche zu seiner Kenntniß in wissenschaftlicher Hinsicht beigetragen hatten, aufzuführen, und erst ganz neuerdings ist Seitens des österreichischen Generalstabes die genaue Karte des Gebirges veröffentlicht worden. Seitdem ist Mancherlei über die Tatra in Specialschriften und Journalen, wie dem Jahrbuche des Ungarischen Karpathen-Vereins, publicirt worden (vergl. das Quellenverzeichniß in dem Karpathenführer von A. F. Hefsch), was sich indessen meist auf Specialitäten, wie Höhen- und Tiefenmessungen, die Heilquellen und andere physikalische Dinge, bezog. Für Anthropologie bietet nach Le Bon die vorhandene Literatur nur sehr wenig, und was wir im Folgenden mittheilen, hat er zumeist selbst an Ort und Stelle gesammelt.

Der Hauptort am Nordfuße der Tatra, Zakopane, ist seit einigen Jahren die Sommerfrische einiger Polen von Distinction, die sich dort nicht von Russen oder Deutschen beengt fühlen, sich eines oder das andere Landhäuschen erbaut haben und alle höheren Lebensbedürfnisse in die noch wenig civilisirte Gegend mit sich führen. Le Bon, der 1879 dort war, klagt sehr über den vollständigen Mangel an Unterkunft: für 1881 aber führt Hefsch doch schon einen Gasthof und zwei Restaurationen in Zakopane an, ein Fortschritt, den die zahlreicher herzukommenden Fremden veranlaßt haben, den aber Le Bon schon im Voraus bedauerte. Es ist in der That, meint er, kein gewöhnliches Schauspiel, welches diese Bevölkerung darbietet: nie ißt sie Fleisch oder Brod, sondern stets nur Milch und Hafer, kennt die Errungenschaften unserer Civilisation nicht oder verachtet sie und besitzt dabei doch eine sehr entwickelte Intelligenz, ist ganz gut unterrichtet und hat ästhetisches Gefühl.

Le Bon's Zweck beim Besuche der Tatra war, wie gesagt, ein anthropologischer; er wollte gewissen anthropologischen Gesetzen nachspüren, die er früher schon formulirt hatte, und unter günstigen Bedingungen die Wirkung gewisser „milieux" kennen lernen. Prof. Kopernicki in Krakau versah ihn mit Empfehlungsschreiben und guten Rathschlägen, tröstete ihn mit der Versicherung, daß der angeblich

halbwilde Zustand des Landes und seiner Wege übertrieben würde, aber bereitete ihn auf unüberwindliche Hindernisse vor, sobald er versuchen würde, sich den Landleuten mit irgend welchem anthropologischen Instrumente zu nähern.

Von Krakau nach Zakopane sind es etwa 18 Stunden Fahrens; 90 km von ersterm liegt Neumarkt (Nowy Targ), wo damals jede regelmäßige Fahrgelegenheit aufhörte und von wo an der Reisende die letzten 4 bis 5 Wegstunden zu Fuß oder in einem Privatwagen zurücklegen mußte (jetzt verbindet eine Karriolpost beide Orte). Beim Herannahen des Abends erreichte Le Bon einen Pfahl, welcher in großen Buchstaben die Aufschrift „Zakopane“ trug; allein von Häusern war ringsum nichts zu entdecken, und erst eine halbe Stunde später erblickte er solche, die hier und da gruppenweise zerstreut erbaut waren. In der That besteht der Ort aus lauter einzelnen Gehöften und kleineren Ansammlungen von Häusern und Hütten, die über einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum zerstreut sind, obwohl Le Bon übertreibt, wenn er sagt, das Dorf nehme nahezu denselben Raum ein, wie Paris ohne Weichbild. Von Straßen natürlich keine Spur, abgesehen von dem Fahrwege, dem der Wagen von Neumarkt her gefolgt war. Etwas dichter stehen die Häuser, darunter Kaufläden und Wirthshäuser, bei der Kirche, einem scheunenartigen Gebäude mit einem Kreuz auf dem Dache. Dort hielt der Wagen vor einem etwas besser aussehenden Gebäude, setzte den Reisenden und sein Gepäck ab und verschwand.



Hütten des Dorfes Zakopane.

Ein etwas finster dreinschauender, aber ziemlich gut gekleideter Mensch nahm ihn in Empfang, wies ihm ohne viel Worte eines der beiden vorhandenen Zimmer an und verschwand gleichfalls. Beim Scheine des Mondes sah sich Le Bon in dem Gemache um, das ziemlich einfach ausgestattet war; das ganze Mobiliar bestand in einem Strohsacke nebst Decke, Stuhl, Tisch und Wasserkrug. Um so herrlicher aber war der Blick aus den Fenstern: eine weite grüne, mit Bäumen bedeckte Ebene, hinter welcher hell vom Monde beleuchtet die mächtigen Gipfel der Tatra aufragten.

Noch am selben Abend suchte ihn einer der in Zakopane verweilenden Polen, an die er empfohlen war, auf: es war der Dr. Wrzesniowski, Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Warschau. Sein Aeußeres zwar war etwas sonderbar, wenn nicht für den Geschmack des Franzosen abstoßend: Filzkappe, eine mit Pelz besetzte, elegante Weste von rothem Leder und in der Hand eine kleine Axt; aber sonst lernte Le Bon in seinem polnischen Kollegen einen höchst liebenswürdigen und zuvorkommenden, unterrichteten und in wissenschaftlichen Kreisen wegen seiner mikrographischen Arbeiten angesehenen Mann kennen. Ihm hatte es Le Bon vornehmlich zu danken, daß er die Materialien zu seiner Arbeit hat sammeln können.

Am nächsten Morgen erhielt er eine Einladung zu dem Besitzer des Ortes, dem Baron Eichborn, wo er eine gewählte Gesellschaft polnischer Herren und viel herzliches Entgegenkommen fand. Ein Ausflug in die nahen Berge, den man nach Tische unternahm, führte zu einer Begegnung mit Schäfern, über welche und deren sonderbare Sitten wir



Das Dorf Zakopane und ein Theil der Tatra-Kette, von Kubalowka aus gesehen.

später noch zu sprechen haben werden; Le Bon benutzte die Gelegenheit, die Leute zu photographiren.

Bei der Rückkehr nach Zakopane besuchte er die zwei Jahre zuvor errichtete Zeichnen- und Schnitzschule, wo die Knaben, wie in der Schweiz und Tirol, in Zeichnen und Holzschnitzerei unterrichtet werden. Sie sollen sehr schnell auffassen und rasche Fortschritte machen, raschere vielleicht, als die Zöglinge so mancher Kunstschulen in großen Städten.

Zakopane, das noch vor etwa dreißig Jahren von halbwilden Gebirgsleuten bewohnt war, hat sich namentlich durch die Bemühungen zweier Männer, des Kuraten Stolarczyk und des Dr. Chalubinski, entwickelt. Letzterer besonders übt einen großen Einfluß aus, dem es Le Bon auch zu danken hat, daß er anthropologische Messungen, vor welchen ihn Kopernicki so sehr gewarnt hatte, hat ausführen können. Chalubinski verlebt nur die Ferien in Zakopane; da er aber erst in einigen Tagen ankommen sollte, unternahm Le Bon zunächst mit Dr. Wrzesniowski einige Ausflüge, zuerst nach dem berühmten Thale von Koscielisko, wobei er eine der gefährlichen, mächtig großen Vipern, die dort vorkommen, fing. Eine eingehende Beschreibung der einzelnen Touren liefert Le Bon nicht, weil er der, gewiß sehr richtigen, Ansicht ist, daß man nur durch Photographien oder danach ausgeführte Zeichnungen einem andern eine richtige Idee von dem Aussehen einer Landschaft vermitteln kann, nicht aber durch lange Beschreibungen. Was Landschaften, Bauwerke,



Bergschäfer.

Anthropologie oder Naturgeschichte anlangt, so ersetzt eine Photographie ganze Seiten voll beschreibender Worte, und es ist gewiß lebhaft zu bedauern, daß die Kunst des Photographirens unter den Reisenden so wenig Anhänger zählt. Bei einiger allerdings nicht billig zu erwerbenden Uebung kann man manches Unnütze daheim lassen und einen ziemlich vollständigen Apparat in kleinem Raum mit sich führen. Le Bon's photographische Ausrüstung hatte in einem kleinen Handkoffer von 20 . 32 . 55 cm Platz, begleitete ihn auf einer Reise von 2000 Stunden durch Böhmen, Rußland und die Tatra, und zum Schlusse waren von hundert Glasplatten nur zwei zerbrochen. Bei dem Mangel specieller Werke über Photographie auf Reisen muß sich der Reisende selbst durch vorbereitende Ausflüge von seinem Wohnorte aus die nöthige Erfahrung erwerben. Unterricht in einem Atelier für Portraits ist dagegen mehr schädlich als nützlich. Nichts von den dort gebräuchlichen Apparaten und Methoden läßt sich unterwegs mit Nutzen verwenden, und was die im Handel käuflichen „portativen" Apparate angeht, so rühren dieselben meist von Industriellen her, welche sie nie anderswo als höchstens in ihren Fabrikräumen praktisch erprobt haben.

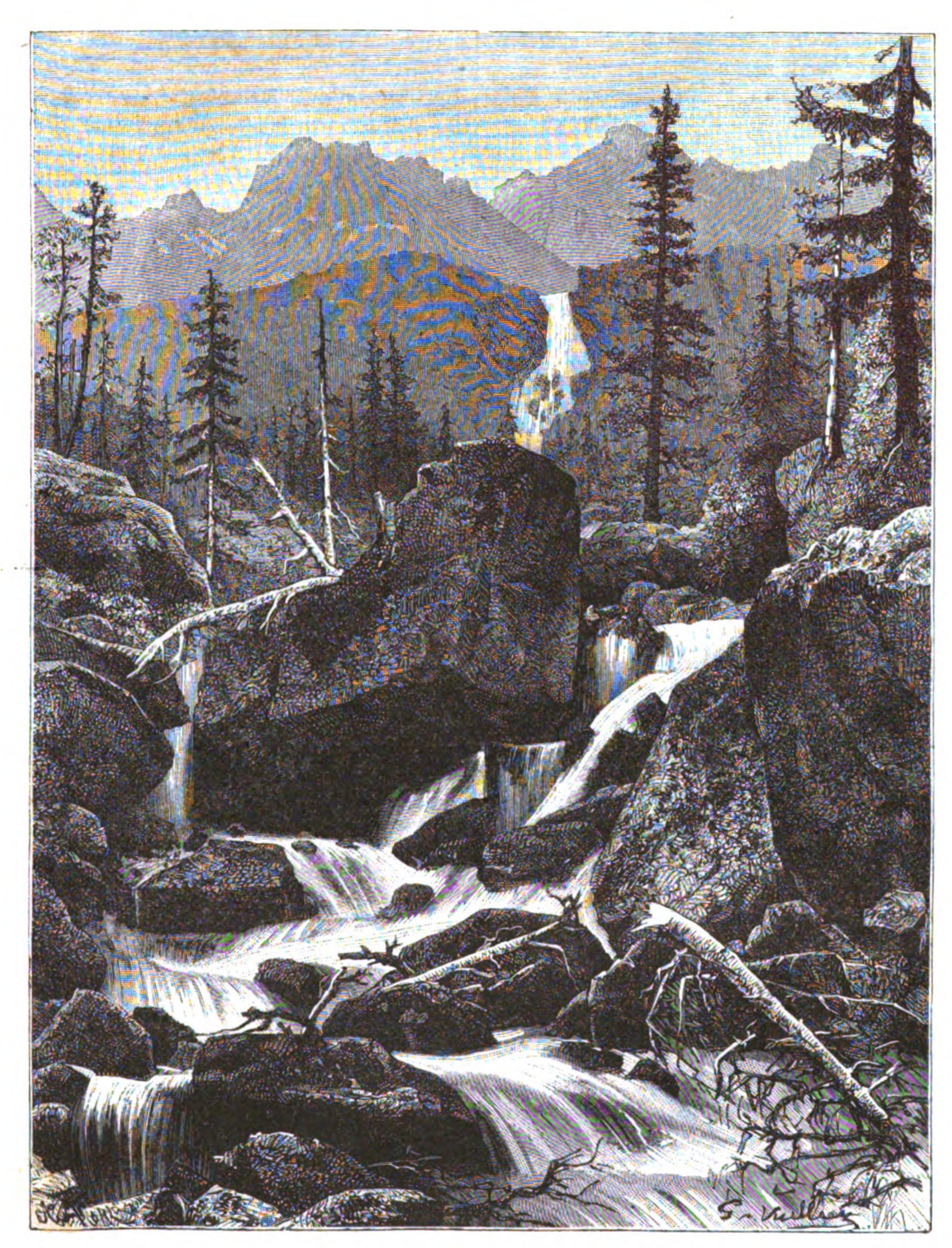
Da Le Bon während seines Aufenthaltes in der Tatra nicht immer vom Wetter begünstigt war, konnte er nicht alle interessanten Punkte, die er besuchte, auch photographiren. Doch vermochte er diese Lücken durch Photographien zu ergänzen, welche der „Galizische Tatra-Verein" [1]) durch

[1]) Derselbe unterhält auch während des Sommers eine Filialkanzlei und ein Auskunftsbureau in Zakopane, ebenso wie

den Photographen Schubert aus Krakau hat aufnehmen lassen. Letztere umfassen meist nur einen sehr kleinen Gesichtskreis und geben deshalb keine ganz genügende Vorstellung von dem landschaftlichen Charakter, während Dr. Le Bon gerade auf Gesammtansichten Werth legte, so daß sich beide vortrefflich ergänzen.

Einige kurze Erläuterungen zu den landschaftlichen Bildern mögen hier genügen; Ausführlicheres dagegen soll über den Typus der Bewohner, die Behausungen u. s. w. beigebracht werden.

Die Berge des Hochmassivs der Tatra zeigen in verschiedenen Gegenden auch sehr verschiedenen Charakter.



Das Eiserne Thor und der Wasserfall aus dem Grünen See.

Manche Gruppen bestehen aus abgerundeten Massen mit sehr sanften Abhängen und sind bis zu einer ansehnlichen Höhe mit Wiesen und dichten Wäldern bedeckt, z. B. manche Berge, die das Thal der Bialka (östlich von Zakopane) einschließen. Andere dagegen sind Massive, die fast senkrecht aufsteigen und vom Fuße bis zum Gipfel nackt und kahl dastehen, wie die Mieguszowska am Großen Fischsee, deren Abbildung eine der folgenden Nummern bringen wird. Manche Landschaften erinnern wieder an die schönsten Thäler der Schweiz und Savoyens, wie der Abschluß des Bialka-Thales im Mittelpunkte des ganzen Gebirgszuges, das recht wohl einen Vergleich mit dem zugleich großartigen und lieblichen Thale von Chamounix aushält. Eine der malerischesten Gegenden der Tatra ist das Weißwasser- oder Poduplaski-Thal, ein rechtes Seitenthal der obern Bialka, aus welchem die beiden letzten Abbildungen dieser Nummer herrühren. Die dargestellten Felsen gehören dem Mlynarz oder Müller (gemeint

der „Ungarische Karpathen-Verein“ in Schmecks, dem kleinen Badeorte am südwestlichen Fuße der Tatra.

ist der Skorušnik der österreichischen Generalstabskarte) an, der seinen Namen von dem weißen Kaolin-Staube hat, mit welchem er bedeckt ist. Das eine Bild stellt den Abschluß dieses Thales dar mit dem Wasserfalle, welcher aus dem Grünen See (Zeleny staw oder Zielony staw) herabkommt und dann das Weißwasser oder Bila voda bildet. Im Hintergrunde ragen die Felszacken des Eisernen Thores (ungar. Vaskapu, poln. Żelazne Wrota) empor, deren Rauheit zu dem lieblichen Anblicke, welchen der nördliche Eingang desselben Thales gewährt, im schärfsten Gegensatze steht.

Le Bon hat sodann von den beiden Endpunkten einer etwa 10 km langen Basislinie nördlich des Gebirges drei an einander stoßende Panoramen aufgenommen, welche die sämmtlichen wichtigsten Höhen der Kette enthalten, deren Aufzählung wir hier übergehen. Das westliche Drittel dieser Gesammtansicht giebt das Bild auf Seite 211 wieder. Abbildungen einzelner besonders interessanter Bergspitzen, wie des Mlynarz, der schon erwähnten Mieguszowska mit dem Großen Fischsee und anderen, folgen in den nächsten Nummern. Der Fischsee, welcher 33 Hektaren groß ist, ist nächst dem Wielki Staw (34,84 ha) der größte unter den Seen der Tatra, von hellgrüner Farbe, soweit man die Felsen an seinem Grunde wahrnehmen kann, und bei größerer Tiefe schwärzlich. Er liegt 1384 m über dem Meeresspiegel und besitzt eine Tiefe von 50 m. Bei der Klarheit seines Wassers kann man an den seichteren Stellen desselben die Forellen, deren manche bis 3 Fuß Länge erreichen sollen, hin und her schwimmen sehen. Nur der Wielki Staw übertrifft ihn, wie an Größe, so auch an Tiefe; derselbe erreicht eine solche von 78 m. Der Fischsee, auf dessen schöner Wasserfläche sich bei völliger Windstille die umgebenden Berge prachtvoll abspiegeln, wird an der Nordseite durch



Eingang des Weißwasserthales.

einen niedrigen, mit Gras und etwas Krummholz überwachsenen Trümmerdamm von circa 8 bis 10 Klafter Höhe begrenzt, an dessen östlicher Seite sich der See einen starken Abfluß gebahnt hat. Von Osten, Süden und Westen ist derselbe von gewaltigen Gebirgsmassen dicht umgeben, auf welchen sich von dem Ufer überall steile Trümmerhalden, zum Theil bis auf ein Drittel der Höhe derselben hinaufziehen. An der Ost- und Westseite sind oder waren sie bewaldet und stellenweise mit Krummholz überzogen; an der Südseite sind sie größtentheils kahl. Hier erheben sich die Granitmassen, besonders der „Mönch" genannte Felsen, steil und in verschiedenartigen grotesken Formen über den See.

Die Anzahl der Tatra-Seen beläuft sich wohl auf hundert; manche davon sind aber so klein, daß die Bezeichnung Pfuhl besser auf sie paßte, wenn sie nicht eine so bedeutende Tiefe besäßen, so daß selbst die kleinsten unter ihnen noch eine ansehnliche Wassermasse besitzen. Unter den Fischen, die sie bevölkern, sind namentlich Saibling und Forelle zu nennen. Die Tiefe der Tatra-Seen ist meist erst in neuerer Zeit ermittelt worden, namentlich durch die Bemühungen des Professor Dziewalski. Früher behaupteten die Bergbewohner, daß sie alle bis zum Meere hinabreichten, und erzählten eine Sage von einem Kaufmanne, welcher im Adriatischen Meere Schiffbruch gelitten hatte und später im Großen Fischsee einen dabei verlorenen Koffer wiederfand. Vom Fischsee, dem Czarny Staw oder Schwarzen See (1626 m) am Fuße des Berges Koscielec und dem Česky Staw oder dem böhmischen See (1620 m), welche sämmtlich auf der Nordseite des Gebirges liegen, werden in den beiden nächsten Nummern Abbildungen erscheinen.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

V.

Während der ersten acht Tage nach dem Aufbruch von Daca ging die Reise über die ausgedehnte, zum größten Theil bewaldete Ebene, die sich vom Zambesi südwärts bis zur eigentlichen Kalahari hinzieht. Pinto legt dieser Ebene auf seiner Karte den Namen „Baines-Wüste" bei, zum Andenken an den unglücklichen Reisenden, der zuerst bis in diese ungastlichen Regionen gedrungen ist. Die 4 bis 20 Zoll starke Sandschicht, die den Boden der ungeheuern Fläche bildet, ruht auf einem Untergrunde eines merkwürdig plastischen Thones von dunkelbrauner Farbe. Der Baumwuchs des im nördlichen Theil mehr buschartigen, weiter nach Süden aber imposanten Waldes besteht vorwiegend aus Hülsenpflanzen, unter denen nach Pinto die Akazien in außerordentlicher Menge vertreten sind; sehr viel kommt im nördlichern Theile auch der Weißdorn vor. „Blüthen in den verschiedensten prächtigen und den reizendsten zarten Farben erfreuten hier das Auge und erfüllten die Luft mit ihren köstlichen Düften. Der Anblick war meist bezaubernd, der Marsch dagegen so beschwerlich wie möglich." Zu Zeiten mußte Fuß für Fuß mit dem Beile ein Pfad durch das Dickicht gebahnt werden; dann bestand der Boden wieder auf einer Strecke von zehn und mehr englischen Meilen aus tiefstem, todtem Sande, in den die Wagenräder buchstäblich bis zu den Achsen einsanken. In den ersten Tagen kam man, die Richtung nach S.-O. ziemlich genau einhaltend, an mehreren kleinen Seen vorbei, von denen die meisten jetzt nur durch den kürzlich gefallenen Regen etwas gefüllt waren, von denen zwei aber beständig Wasser enthalten. Diese beiden werden von den Eingeborenen Tamazetze und Tamasupa genannt. Das etwas hügelige Terrain, das den letztern See umgiebt, ist mit üppigem weichen Graswuchse bedeckt und würde den schönsten Rastort abgeben, wenn sich zwischen dem köstlichen Grase nicht leider eine krautartige Pflanze vorfände, die von den Ochsen außerordentlich gern gefressen wird, dabei aber ein tödtliches Gift für sie sein soll. Weiter nach Süden hin fand man auf viele Meilen weit auch keine Spur von Wasser; bis auf eine Reihe kleiner, jetzt auch vollkommen ausgetrockneter Seen, die im Massaruadialekte „Moltamagjanhane", d. i. „viele Dinge, die auf einander folgen," genannt werden, läuft hier selbst in der Regenzeit nur wenig Wasser in den Vertiefungen des Bodens zusammen. Und oft genug findet man anstatt der seltenen eifrig gesuchten Quelle eine lauwarme, dicke Schlammmasse vor. Solch ein großer, warmer Schlammteich befand sich auch an der Stelle, wo Pinto und seine Begleiter am Rande der Baines-Wüste aus dem Dickicht des herrlichsten Waldes traten. Vor ihnen breitete sich unabsehbar die öde, trockene und traurige Kalahari aus, die zum ersten Male, aber zwei Grad westlich von Pinto's Route, von Livingstone, noch einen Grad westlicher von Baines, einen Grad östlicher von Baldwin, Chapman, Eduard Mohr und Anderen durchzogen worden ist.

Mehrere Tage ging es nun weiter in südsüdöstlicher Richtung durch gleichmäßig tiefen Sand, aus dem nur hin und wieder ganz verkrüppeltes Dornengebüsch emporragte. Oede und Todtenstille herrscht hier während des Tages; mit dem Eintritt der Nacht aber begann das höllische Konzert der Hyänen und Schakale, die sich bis ganz dicht an die Lagerfeuer heranwagten. Trotzdem ein leichter Gewitterregen erst am Morgen des 10. gefallen war, machte sich am folgenden Tage schon ein bedenklicher Wassermangel fühlbar; denn wenn man auch mehrfach kleine, vom Regen gefüllte Tümpel antraf, so war das Wasser derselben doch so brackig, daß es nicht als Trinkwasser zu nehmen war. Die durstigen Ochsen waren jedoch weniger eigen und tranken die kleinen Lachen sämmtlich leer. Am 13. gelangte man nach beschwerlichem Marsche durch die sandige Einöde an das ausgetrocknete Bett eines Flusses, an dem man mehrere Stunden entlang ging, um ihn dann an einer Stelle, wo er sich nach Südwesten wendete, trotz seiner zehn Fuß hohen, steilen sandigen Ufer mit dem Wagen zu überschreiten. Zahlreiche Vertiefungen in dem sandigen Bette enthielten ein krystallhelles, leider aber vollkommen salziges Wasser; doch fand man zum Glück in einiger Entfernung von diesen trügerischen Lachen mehrere große Löcher von bedeutender Tiefe, die, augenscheinlich von den Massaruas gegraben, ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Eine 48stündige Rast am Ufer dieses Flusses, des Chua oder Nata, gab Pinto Gelegenheit, die nomadisirenden Bewohner der Wüste, die von den Engländern im Allgemeinen als Buschmänner bezeichneten Massaruas, kennen zu lernen. Einige derselben wagten sich in die Nähe der Karawane, bettelten um Tabak und Pulver und brachten Fische, die sie in den benachbarten Seen gefangen hatten. Pinto faßt die Bemerkungen, die er bei dem Besuche eines Massarua-Lagers in der Nähe des Chua machte, kurz zusammen, wie folgt: „Die Massaruas sind Wilde, jedoch nicht in so hohem Grade wie die Mucassequeres, welche ich an der Mündung des Cuando auf 15° südl. und 19° östl. (v. Gr.) angetroffen hatte; sie sind tief schwarz, haben stark vorstehende Backenknochen, kleine glänzende Augen und nur wenig Haar. Bei dem Besuche ihres Lagers bemerkte ich, daß sie Näpfe zum Kochen ihrer Nahrung und einige andere Gegenstände besaßen, welche auf einen Beginn der Civilisirung schließen ließen. Ganz überrascht war ich von der großen Menge Landschildkröten, die sie sehr gern zu essen scheinen. Die Frauen bekleiden sich mit dürftigen Fellen und schmücken sich und die Kinder mit Glasperlen. Ihre Waffen bestehen aus Assegais und kleinen ovalen Schilden; auf der Brust tragen sie zahlreiche Amulette, an den Arm- und Beingelenken lederne Zierrathen. Der Kopf wird von den Ohren an rasirt, so daß ein mit Haar bedeckter runder Fleck nachbleibt, der wie eine Mütze aussieht. Sie sprechen eine abscheulich klingende Sprache, indem sie die einzelnen Worte mit einer gewissen Bewegung der Zunge von einander trennen. Von dem Augenblicke an, wo wir das Ufer des Nata erreicht hatten, wurden wir jedesmal, wenn wir Rast hielten, von den Massaruas angebettelt, doch entflohen dieselben schnell, wenn wir ärgerlich wurden. Es fehlt diesen Eingeborenen keineswegs an Muth; denn sie jagen Elephanten und Löwen; nur dem Menschen und besonders dem Europäer gegenüber sind sie äußerst furchtsam."

Was den Nata oder Chua anbetrifft — denn beide Namen bezeichnen nach Pinto nur verschiedene Stellen eines

und desselben Flusses —, so fließt derselbe nach Südwest, Südost, Südsüdost und Süd und mündet in den Großen Macaricari. An den Ufern des Nata wurde der Boden viel fester: der lose, wirbelnde Sand hörte auf und der Grund bestand nun aus einer starken, äußerst weichen Thonschicht, die bei anhaltendem Regen einen unpassirbaren Morast bilden mußte. Jetzt war sie zum großen Theil mit kurzem, borstigem Grase bedeckt; nur in weiten Zwischenräumen zeigte sich hin und wieder ein vereinzelter Baum, die Ufer des Flusses wiesen jedoch eine spärliche Vegetation von Strauchwerk auf. Mehrmals freilich kam man auch hier an große Strecken, wo gar nichts wuchs und der Boden mit einer starken, durch Verdunstung des Wassers entstandenen Salzschicht bedeckt war.

Am 17. führte der Marsch etwa neun Meilen weit durch einen ansehnlichen Wald, den Ausläufer, wie es schien, eines sehr dichten Holzes, das einen wenige Meilen östlich von Pinto's Route von Norden nach Süden laufenden Höhenzug bedeckte. Dann langte man wieder am Ufer eines Flusses an, d. h. einer Reihe kleiner, kaum 3 Yards breiter Lachen. Es war der Simoane, der zur Regenzeit nach Westen fließt und sich in den Großen Macaricari entleert. In dieser ganzen Gegend und namentlich in dem vom Simoane durchströmten Walde waren Anzeichen vorhanden, daß es in letzter Zeit stark geregnet haben mußte; dadurch erklärte es sich auch, daß die unzähligen Tümpel in dem Flußbette ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Die wenigen tieferen Löcher, die in der Sommerzeit nicht ganz austrocknen, enthielten aber ein für Menschen und Thiere ungenießbares, weil stark mit Salz gesättigtes Wasser.

Am 19. December langte die Karawane, nachdem sie mehrere Stunden am Fuße eines in südsüdöstlicher Richtung laufenden Höhenzuges entlanggegangen war, wieder an dem trockenen Bette eines zur Regenzeit nach Westen strömenden Flusses an, dessen Ufer eine üppige Vegetation aufwiesen. Die Massaruas, die sich hier wie gewöhnlich am Rastorte der Reisenden einfanden, nannten den Fluß Lilutela und erklärten, es sei derselbe, der bei anderen Stämmen den Namen „Chuani", d. i. „kleiner Chua", führe. Im Allgemeinen waren die Massaruas immer schwer zu bewegen, den Weißen den nächstgelegenen Trinkwasserort anzugeben, hier aber fand sich einer unter ihnen, der die Reisenden nach einem etwa drei Viertelmeilen entfernten Teiche führte, wo sie ihre Thiere genügend tränken und ihre Vorräthe für den folgenden Tag ergänzen konnten. Der Lilutela oder Chuani hat sich selbst sein Bett durch den Wald gewählt, der hier wohl aus gewaltigen Stämmen besteht, aber kein Unterholz besitzt. Die Ufer des Flusses waren hoch mit Guano bedeckt: ein Zeichen, daß der kleine Wasserlauf zur Regenzeit von ungeheuern Vogelscharen aufgesucht werden muß. Durch prächtige Waldpartien ging es am nächsten Morgen weiter bis zu dem ausgetrockneten Bette des Cualila, der ebenfalls zur Regenzeit nach Westen in den Großen Macaricari fließt. Ueberall im Walde traf man hier auf tiefe steinige Löcher, die augenscheinlich von der Gewalt des Wassers gerissen waren und jetzt zahllosen großen Schnecken der verschiedensten Arten zum Aufenthalte dienten.

Noch an dem nämlichen Tage langte die Karawane an dem Großen Macaricari an, dem größten jener merkwürdigen, in diesem Theil der Kalahari häufigen Wüstenseen, denen die Massaruas den bezeichnenden Namen der „Salzpfannen" oder Macaricaris gegeben haben. Es sind flache Becken von fast elliptischer Form, bei denen allen die Längsachse gerade Ost und West liegt. Der Boden der Macaricaris, die auch nur in der Regenzeit Wasser enthalten, besteht aus grobem Sande und ist von einer Schicht krystallisirten Salzes von einem halben bis zu einem ganzen Zoll Dicke bedeckt. Dieser nach der Verdampfung des Regenwassers übrigbleibende Rückstand der auflösbaren Bodenbestandtheile wird, nach Pinto's Ansicht, durchaus nicht allein aus reinem Chlornatrium gebildet, sondern enthält eine starke Kalkbeimischung. Leider ist Pinto's Sammlung von Stücken der innern Ausfütterung der Macaricaris auf der Heimreise nebst noch verschiedenen anderen werthvollen Sammelstücken durch einen Unfall verloren gegangen. Die Macaricaris sind von sehr verschiedener Größe; während bei einigen die Längsachse des Beckens kaum 2 bis 3 englische Meilen beträgt, hat der Große Macaricari, die Salzpfanne par excellence, bei einer Tiefe von zwischen 9 und 16 Fuß eine Längenausdehnung von 120 bis 150 Meilen, eine Breite von 60 bis 80 Meilen. Dieses große Bassin nimmt in der Regenzeit ein ungeheures Volumen Wasser aus seinen Zuflüssen Nata, Simoane, Cualiba und anderen auf, d. h. die ganze Regenmasse, die hier westlich von 28° 30' östl. L. (Greenw.) fällt; das Land im Osten des Sees steigt nämlich bis zu dieser Linie, der ungefähren Wasserscheide, allmälig an. Alle diese Gewässer fließen dann mit reißender Schnelligkeit und füllen den See in unglaublich kurzer Zeit. Der Große Macaricari steht durch den auf seiner Westseite einmündenden Botletle oder Zouga mit dem Ngamisee in Zusammenhang, mit dem er auch die gleiche absolute Höhe hat. Gewöhnlich entleert der Ngami, der ja von einem beständig wasserführenden großen Strome gespeist wird, seine Gewässer durch den Botletle in den Macaricari; nicht selten aber auch lassen die im Osten fallenden heftigen Regengüsse den Macaricari schon überfließen, wenn die dem Ngami zuströmenden Flüsse noch nicht gewachsen sind, und die Folge hiervon ist dann, daß der Botletle von Osten nach Westen, vom Macaricari zum Ngami fließt. Die große der Lösung wartende Frage ist nun: „Was wird aus allem Wasser, welches sich in das große Salzbecken ergießt? Verschwindet es nur in Folge von Verdunstung oder entweicht es wirklich durch geheimnißvolle, unterirdische Oeffnungen, aus denen vielleicht jene auf der untern Ebene entspringenden und in entgegengesetzten Richtungen dem Meere zuströmenden Flüßchen entstehen? Und was wird aus den Gewässern des Cubango, eines großen und beständig fließenden Stromes, der sich in der undurchdringlichen Wüste verliert?" Nach Pinto's Ansicht erreicht auch das Wasser dieses letztern den Großen Macaricari, um in ihm zu verschwinden; denn er glaubt bestimmt annehmen zu dürfen, daß der Botletle derselbe Fluß sei wie der Cubango, der sich in seinem Laufe zu dem unter dem Namen Ngami bekannten See erweitert. Die schon einmal aufgestellte Hypothese, daß der Große Macaricari durch den Schua und den Nata Abfluß nach der Ostküste habe, vermag Pinto durchaus nicht als richtig oder auch nur als möglich anzuerkennen: „Schon nach wenigen Meilen weisen die Flüsse Schua und Nata einen Unterschied von 99 Fuß im Gefälle auf; würde das Wasser im Macaricari nur bis zur Hälfte dieser Höhe steigen, so würde das genügen, um die ganze Wüste zu überschwemmen. Ferner stellte ich fest, daß das Land sich östlich vom Macaricari beträchtlich hebt, und daß alle in den See einmündenden Flüsse ein großes Gefälle haben."

Am 21. December verließen Pinto und seine Begleiter den Großen Macaricari; am Abende vorher war starker Regen gefallen, so fanden sie auf der ersten Strecke des Weges ausreichendes Trinkwasser. Das Land war hier noch mit Wald bedeckt, dessen dorniges Unterholz das Vorwärtskommen schon sehr erschwerte; bald aber wurde es durch einen furchtbaren Sturm, der einen heftigen Gewitterregen

mit sich brachte, zur Unmöglichkeit. Der ganze Erdboden wurde in einen Sumpf verwandelt, in dem die Räder des Wagens nicht von der Stelle kamen. Man mußte wohl oder übel das Lager aufschlagen, und hatte in dieser Nacht mehr noch als sonst schon, seit dem man den Nata überschritten, von der unangenehmen Bettgenossenschaft großer Kröten, Skorpione, Tausendfüße u. s. w. zu leiden. Auch eine äußerst giftige Schlange fand ihren Weg in das Lager, wurde aber, ehe sie Schaden gethan hatte, getödtet. Langsam, unter andauerndem, aber schwächerm Regen zogen die Reisenden am folgenden Tage weiter, fanden den von den Massaruas gegrabenen, sehnsüchtig erwarteten Brunnen Tlalamabeli in ein schmutziges Schlammloch verwandelt, und schlugen schließlich nach weiterm anstrengendsten Marsche ihr Lager an dem Ufer eines kleinen Sees auf, in der wenig erfreulichen Voraussicht, daß dies für die drei nächsten Tage das letzte trinkbare Wasser sein werde. Der angestrengte Marsch des 26. December führte dann über eine nach Süden leicht ansteigende Ebene, die mit Gras bedeckt war und hin und wieder eine Baumgruppe aufwies. Man befand sich seit einigen Tagen schon auf dem Gebiete der Bamangwatos, und bald sollten die Reisenden auch die Vortheile der Reise in einem wenn auch noch so jungcivilisirten Lande erfahren: König Khama sandte dem ihm befreundeten Missionär einen neuen Zug Ochsen entgegen, und mit den frischen Thieren konnte man, trotz des auch hier herrschenden Wassermangels, Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwatolandes, in rascheren Tagemärschen erreichen. Nach einem Nachtlager am Eingange eines malerischen, engen Thales, das sich zwischen zerklüfteten Hügeln hinzog und von den Eingeborenen Sedequane genannt wurde, mußte noch das theilweise ausgetrocknete Bett des Luale passirt werden, ehe man in das schmale, gewundene Thal des gleichfalls trockenen Letloze kam, des Flusses, an dem Schoschong liegt. Das steinige, von hohen Ufern eingefaßte Bett desselben wurde nicht weniger als sieben Mal mit den Wagen gekreuzt. Endlich, gegen Mittag des 31. December, hielten Pinto und seine Begleiter ihren Einzug in Schoschong, wo sie vom König sowohl als auch von den in ziemlich bedeutender Zahl hier ansässigen Europäern auf das Freundlichste empfangen wurden. Zwölf Monate waren gerade verflossen, seitdem Pinto in Quillengues von den letzten Vorposten der Civilisation Abschied genommen hatte — hier traten ihm die ersten wieder entgegen.

Mangwato, das Reich König Khama's, gehört heute unstreitig zu denjenigen Gegenden Afrikas, wo Europäer am sichersten wohnen können. Die Zeit wird lehren, ob man sich in Bezug auf dies Land allzu sanguinischen Hoffnungen hingiebt, wenn man, wie in England fast allgemein, an die Dauer und immer weitere Entwickelung der heute herrschenden civilisirten Zustände glaubt, oder ob Pinto und neben ihm noch mancher Andere Recht behalten wird mit seiner Meinung, daß die heutige Civilisation der Bamangwatos der Hauptsache nach nur mit der Person des jetzt regierenden Königs verknüpft sei, daß dieses ganze Kulturgebäude unfehlbar zusammenstürzen müsse, sobald der Zufall einen vielleicht wieder der Polygamie zugethanen Herrscher auf den Thron bringen werde. So viel ist sicher, daß der von den Engländern erzogene und freiwillig zum Christenthum übergetretene König Khama nicht nur die Manieren des vollendeten Gentleman, sondern auch verschiedene Interessen des gebildeten Menschen sich angeeignet und, was mehr sagen will, sich dabei ein lebhaftes Interesse für das Wohl und Wehe seiner schwarzen Unterthanen bewahrt hat, zu deren Nutzen er den größten Theil seiner nicht unbedeutenden Reichthümer verwendet. Die Bamangwatos beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht; das Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, ist europäisch und wird aus England importirt. Daneben sind sie alle leidenschaftliche und kühne Jäger. Ein großer Theil des Volkes bekennt sich zum Christenthum; europäische Kleidung ist in Schoschong und seiner nähern Umgebung allgemein angenommen. Die Hauptstadt Schoschong, die Pinto, wie oben erwähnt, um 60 engl. Meilen weiter gegen Osten verlegt, als bisher angenommen wurde, hat heute nur noch 15 000 Einwohner; unter dem Vater des jetzigen Königs aber hatte sie 30 000. In dem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale des Letloze gelegen, sich gleichsam an das Gebirge im Norden anlehnend, besteht die Stadt der Eingeborenen aus Rohrhäusern von cylindrischer Form mit konischen, strohgedeckten Dächern. Ein Labyrinth schmaler, krummer Gassen bildet die einzelnen Straßenviertel. Das Missionsviertel mit der Kirche liegt in dem engsten, schluchtartigen Theile des Thals an feuchter, ungesunder Stelle. Die Nähe einiger im Sommer ausdauernder Brunnen hat wahrscheinlich diese seltsame Wahl der Niederlassung bestimmt. Jenseits der Stadt in der Ebene liegt das massivgebaute europäische, d. h. fast ausschließlich englische Viertel, das seinen eigenen Brunnen besitzt.

Am 14. Januar brach Pinto, der gleich nach seiner Ankunft von einem neuen schweren Fieberanfall heimgesucht worden war, von Schoschong auf, um sich nach Pretoria zu begeben. Von einem hier ansässigen englischen Kaufmann in zuvorkommendster Weise mit dem Nöthigsten zur Weiterreise versehen, hatte er sich, da die Familie Coillard hier zurückblieb, ein eigenes Ochsenfuhrwerk gemiethet, das dessen Besitzer selbst führen sollte. Er selber verdankte der Güte des erwähnten Engländers ein vortreffliches Reitpferd; seine acht „Getreuen" begleiteten ihn auch jetzt wieder. Nach mancherlei Fährlichkeiten, die theils durch die schwierigen Terrainverhältnisse, theils durch die Ungunst der Witterung — es regnete fast ununterbrochen und der schwere thonige Boden wurde stellenweise zu einem ausgedehnten Sumpfe —, zum großen Theil aber auch durch die Ungeschicklichkeit und Trägheit des gemietheten Wagenführers veranlaßt wurden, langte Pinto am 18. Januar am Ufer des Limpopo an, der hier Krokodilfluß heißt. Einige wolkenbruchartige Regengüsse hatten gleich in den ersten Tagen die Mehrzahl der aus Schoschong mitgenommenen Lebensmittel aufgeweicht und verdorben; so sah sich Pinto hier wie bei seiner Zambesireise wieder genöthigt, seine Karawane mit den Erträgnissen der Jagd zu erhalten: in dieser ungemein wildreichen Gegend, und da er nicht mehr zu ängstlichstem Sparen der Munition gezwungen war, eine ebenso leichte wie dankbare Aufgabe für den leidenschaftlichen Jäger. So machte er hier nicht nur erfolgreiche Jagd auf Antilopen der verschiedensten Arten, auch Löwen und Leoparden erlegte er zu mehreren Malen. Dank der Schnelligkeit seines Pferdes gelang es ihm auch, seiner Jagdbeute zwei Strauße hinzuzufügen; die Verfolgung der häufig und in großen Herden angetroffenen Giraffen blieb jedoch stets erfolglos. Am Ufer des Marico angelangt, der ebenso wie der früher schon passirte Ntuani infolge der Regengüsse stark angeschwollen war, traf Pinto hier mit einer Gesellschaft nomadisirender Boern zusammen. Sie gehörten zu den Ueberresten einer Schar von 600 Familien, die unmittelbar nach der Annektirung des Transvaallandes ihre Heimath verlassen und in vollständiger Unkenntniß der Gefahren, die in der Kalahari ihrer warteten, vor dem fremden Joche nach Norden geflohen waren. Die Vorhut hatte den Ngami glücklich erreicht, allein ihre Rinder hatten sämmtliche am Wege liegende Wassertümpel ausgetrunken; so waren nicht nur die Herden

der Nachfolgenden, sondern auch diese zum großen Theil selber dem Wassermangel erlegen. Die Familien, welche Pinto hier antraf, hatten zu denen gehört, die noch eben rechtzeitig umgekehrt waren; der Wildreichthum an den Ufern des Limpopo hatte sie dann zum Hierbleiben bestimmt, und sie führten nun ein halbes Nomadenleben, dessen Hauptbeschäftigung die Jagd bildete. Ihre Niederlassung bestand aus einer größern Anzahl Wagen, die parallel zu einander aufgestellt oder „gelagert“ waren, sowie aus eigenen Rohrhütten mit Strohdächern; zwischen den Wagen lagen Haufen von auf der Jagd erbeuteten Thieren und stand eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechselbank aufgestellt war. Ein eingehegtes Stück Grasland, auf welchem Ochsen und Pferde weideten, vervollständigte das Lager dieser civilisirten Nomaden. Pinto's Erscheinen rief unter den Insassen, einer Anzahl Frauen in der charakteristischen und unschönen Tracht der großgeblümten weiten Baumwollröcke und großen weißen Mützen und einer Schar schmutziger und zerlumpter Kinder, große Aufregung hervor. Eine Verständigung mit ihnen war nicht möglich; als aber die auf der Jagd abwesenden Männer zurückkehrten und begriffen hatten, daß der Fremde kein Engländer war, hießen sie ihn herzlich bei sich willkommen und erboten sich, ihm aus der kritischen Lage zu helfen, in die ihn die plötzliche Aufkündigung der Dienste seines widerwilligen Wagenführers versetzt hatte. Ein von zwei jungen Boern geführter Ochsenwagen stand bald zu seiner Verfügung; zwar wußte keiner der beiden etwas über einen Weg nach Pretoria und hatten sie überhaupt nur eine dunkele Vorstellung von der Existenz dieser Stadt. Dennoch erreichte Pinto trotz des Fiebers, das unterwegs nicht nur ihn, sondern auch alle seine Leute wieder ergriff und sogar noch ein letztes Opfer unter ihnen forderte, trotz mancher durch das schwierige Terrain veranlaßten Aufenthalte und Umwege, am 12. Februar schon Pretoria, die Hauptstadt von Transvaal.

Wir stehen jetzt vor dem letzten Abschnitte des Pinto'schen Werkes: auf einen kurzen Abriß der Geschichte des Transvaallandes folgt die Schilderung von Pinto's Aufenthalt in Pretoria und Pietermaritzburg, seinem Besuche des englischen Kriegsschauplatzes, endlich seiner Heimreise. In schriftstellerischer Beziehung darf dieser letzte Abschnitt unstreitig für den weitaus am besten gelungenen Theil des ganzen Buches gelten. Denn, während Pinto's eigentlichem Reiseberichte bei aller Treue und Naturwahrheit eine gewisse Schwere der Darstellung anhaftet, etwas wie ein Nachklang der unsäglichen Mühen und Beschwerden, gegen welche der einsame Europäer monatelang mit Aufbietung seiner letzten Kräfte ankämpfen mußte: klingt es uns aus der humoristischen Beschreibung seines wie träumenden Wiedereintrittes in alle Verfeinerungen des civilisirten Lebens und Menschenverkehrs in Pretoria, aus seinen frischen, anschaulichen Schilderungen des englisch-afrikanischen Lager- und Garnisonlebens wie ein Wiederhall jener gehobenen Stimmung entgegen, mit der er damals auf das glücklich vollbrachte Werk zurückblickte. Es ist hier nicht der Ort für eine Wiedergabe der liebenswürdigen Skizzen, doch würden wir auch, selbst wenn sie hier am Platze wären, wahrscheinlich darauf verzichten, sie unserm kurzen Auszuge noch hinzuzufügen: wohl wissend, daß sie, bruchstückweise und außer dem Zusammenhange wiedergegeben, ihren Hauptreiz verlieren würden. Wir können unseren Lesern eben nur rathen, das vortreffliche Buch, dessen wichtigsten Theil wir ihnen hier im Umrisse mitgetheilt haben, selber zur Hand zu nehmen.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

I.

Ehe ich zu unserm eigentlichen Gegenstande herantrete, mögen einige einleitende Bemerkungen Platz finden. Die Wotjäken bilden einen Zweig der großen finnisch-ugrischen Völkerfamilie. Sie wohnen gegenwärtig im Nordosten des europäischen Rußland in der Anzahl von nahezu 300 000 Köpfen, zum größten Theil im Osten des Gouvernements Wjätka, wo sie in einigen Kreisen bis 25 Proc. der Bevölkerung ausmachen. Hier nun, in der Gewehrfabrik Ischewsk im Kreise Sarapul an der Kama, wohnte ich drei Jahre als Arzt und habe Gelegenheit genommen, die Wotjäken zu studiren. Ein Kapitel aus diesen Studien nun möchte ich im Folgenden mittheilen[1]).

In Bezug auf die Schreibweise der wotjäkischen Wörter ist zu bemerken, daß ich im Wesentlichen der Schreibweise Wiedemann's gefolgt bin:

s wird immer hart gesprochen,
z entspricht dem französischen z,
š entspricht dem deutschen sch,
ž „ dem französischen j,
y ist ein dumpfes gutturales ü,
l wird, wie im Russischen, guttural gesprochen.

Das Zeichen ′ nach einem Konsonanten bedeutet die Moullirung desselben.

Die wotjäkischen Wörter haben den Hauptton immer auf der letzten Silbe; nur in den wenigen Worten, wo das nicht der Fall ist, habe ich einen Gravis (`) auf die betonte Silbe gesetzt.

1. Opferplätze.

Die wichtigste Stelle in dieser Beziehung nimmt die Kochhütte (Kuala) ein, die auf jedem Wotjäkenhofe sich findet. Sie entspricht dem finnischen Kota oder ehstnischen Koda. Das Kuala ist eine ziemlich hohe, solid von Balken aufgebaute Hütte mit durchlöchertem Bretterdach. Sie wird direkt auf die Erde gesetzt ohne Ecksteine und Diele und enthält etwa 15 bis 20 qm Bodenfläche. In der Mitte derselben befindet sich auf der bloßen Erde die Feuerstelle, welche einen fürchterlichen Rauch verbreitet, der sich durch die Thür und die Löcher und Spalten des Daches den Ausweg sucht. In der linken hintern Ecke, gegen-

[1]) Eine eingehende Schilderung der Wotjäken nach allen Richtungen hin wird zu Anfang nächsten Jahres erscheinen, wahrscheinlich in den „Acta societatis litterarum fennicae“. Sie wird zu sämmtlichen Gebeten die wotjäkischen Texte enthalten sowie auch viele Lieder, Räthsel, Märchen rc. mit wotjäkischem Text.

über der Thür, ist ein kurzes Brett etwa 2 m über dem Boden in Art eines Regales angebracht. Es führt den Namen džadžy. Früher war dies nach Rytschkow's Bericht ein heiliger Ort, den Niemand berühren durfte. Darauf steht jetzt häufig ein altes kaum erkennbares Heiligenbild, das ich mehrmals ohne Scheu herabgenommen und besehen habe. Auf dem džadžy steht statt des Heiligenbildes in manchen Gegenden ein Holzschränkchen (mudor oder voršud) mit nach vorn sich öffnender Doppelthür, das zur Aufnahme des Opfers (vyle muds'on oder vyle myts'kon) dient. In anderen Gegenden ist das mudor ein kubisches Kästchen aus Birkenrinde, worin gewöhnlich eine kleine Kupfermünze, ein Stückchen Kuchen, ein Stückchen Eichhornfell und ein Bündel Birken- oder Fichtenzweige liegen soll (Gawrilow). Wieder in anderen Gegenden steht auf dem džadžy bloß ein Glas (vyle muts'on s'umok), zur Aufnahme des flüssigen Theiles vom Opfer, und ein Teller oder eine Schale (vyle muts'on tus'ty) für die festen Bestandtheile desselben. Außerdem aber giebt es noch in jedem Dorfe ein gurt kuala (gurt = Dorf), das sich übrigens in nichts von einem gewöhnlichen kuala unterscheidet. Diese Dorfhütte dient nur gottesdienstlichen Zwecken und vertritt also einen Tempel. Mehreren Dörfern gemeinsam ist das badzym kuala (badzym, badzim oder budzin = groß), in welchem aber nicht jedes Jahr oder höchstens nur einmal jährlich von den Angehörigen der betreffenden Dörfer Opfer verrichtet werden. Aminoff meint, daß das badzym kuala immer im Mutterdorfe steht, und die Tochterdörfer es erhalten helfen.

Weiter ist von großer Bedeutung der heilige Hain (lud). Derselbe wird von russischen Schriftstellern keremet genannt, und die Wotjäken selbst nennen ihn im Gespräch mit Russen so; auf meine bezüglichen Fragen aber erklärten sie mir, keremet sei kein wotjäkisches Wort, sondern ein russisches. Nach Bechterew würde es vielleicht aus dem tatarischen güremet stammen, was „eine heilige oder unantastbare Stelle" bedeuten soll.

Wenn ein lud gegründet werden soll, erzählte mir ein wotjäkischer Greis, dann besteigt der usto tuno, der Zauberer, ein noch nie gerittenes junges Pferd ohne Zügel und Zaum und läßt sich in den Wald tragen. Wo das Thier stehen bleibt, da wird das lud angelegt; größtentheils ist das aber in ziemlicher Nähe des Dorfes. Meist jedoch wissen die Bauern nicht, weshalb der tuno gerade den einen oder andern Platz auswählt. Früher mag das lud wohl immer in dichtem Walde gelegen haben, jetzt aber, wo in der Nähe der Dörfer die Wälder in Aecker und Wiesen verwandelt sind, findet sich bei jedem Dorfe meist nur ein kleiner Hain.

Ein solches lud im Dorfe Gondyr gurt, nahe der oben erwähnten Fabrik, habe ich besucht. Die Bewohner dieses Dorfes hatten die Hainopfer überhaupt schon verlassen, und die Russen der nahen Fabrik hatten viele Stämme abgehauen, so daß der Hain voller Aeste lag und man kaum durchkam. Wehmüthig besah der Greis, welcher mich begleitete, die wüste Unordnung. „In meiner Jugend," sagte er, „war der Hain wie ein Garten, kein Zweiglein lag auf der Erde!" Der Hain bestand aus lauter Weiß- oder Rothtannen verschiedener Größe. In der Mitte desselben aber fanden wir den eigentlichen heiligen Baum, eine riesige, kerzengerade aufsteigende Rothtanne. Ihre unteren vertrockneten Aeste waren an den Enden etwas gekappt, so daß man ziemlich bequem an sie herankommen konnte. Ringsherum war ein freier Platz. Auf der südlichen Seite, dem Dorfe zu, sah ich eine alte Feuerstelle; doch meinte der Alte, diese könnte eben so gut auch auf einer andern Seite angelegt worden sein. Beim Beten aber müßte das Gesicht immer nach Osten gewandt sein.

„Einmal", erzählte der Alte, „hieb ein Russe solch einen heiligen Baum nieder und machte sechs Pfosten daraus. Noch am selbigen Tage erkrankte er, am nächsten Tage starb er, und bald nach ihm sein ganzes Haus." Genau solch eine Geschichte erzählte mir ein Russe aus dem malmyshschen Kreise. Es sei überhaupt, sagte er, für einen Russen sehr gefährlich, ein lud zu betreten, nicht etwa, weil man von den Wotjäken etwas zu erleiden hätte, sondern weil man leicht tödtlich erkranken könne und sich anderes Unglück zuziehe.

Der Hain ist stets mit dichtem Flechtwerk eingezäunt und mit drei Pforten versehen. Auch ich fand rings um das lud, das ich besuchte, Reste des Zaunes. Diesen Platz darf nie ein Weib betreten. Bechterew erzählt, daß nicht nur der große Hauptbaum heilig sei, sondern jeder Bauer wähle sich außerdem seinen Privatbaum aus, an welchem er vor dem allgemeinen Opfer für sich betet. Dieses scheint auf Mißverständniß zu beruhen. Außer diesen Dorfhainen kommen noch solche vor, welche mehreren Dörfern gemeinsam sind, badzym lud. Solch ein weithin berühmtes Heiligthum findet sich beim Dorfe Ny'rja im mamadyschschen Kreise des kazanschen Gouvernements. Hierher strömen alle drei Jahre Hunderte von Wotjäken aus allen Gegenden zum Gottesdienst zusammen. In der Mitte dieses Heiligthums, berichtet Aminoff, steht eine uralte Eiche, umgeben von einem kreisförmigen Platz, welcher wieder von Eichen umgeben ist. Der ganze Hain ist von einem wohlerhaltenen Zaun eingefaßt mit einer Pforte, welche nur zum großen Feste geöffnet wird. Ostrowski erzählt, daß er in dem einen umzäunten Haine nichts fand, was seine Neugierde erregt hätte; in geringer Entfernung von diesem aber traf er einen zweiten mit mächtigen Jahrhunderte alten Eichen und Linden. Bei zweien derselben fand er denn auch Feuerstellen mit verbrannten Knochen, und man berichtete ihm, daß im erstern die Opferthiere geschlachtet würden, im zweiten aber geopfert; dieser sei daher besonders heilig, so daß sogar etwas angetrunkene Leute nicht hereingelassen würden.

Im gurt lud wird in der Regel nur einmal jährlich, am Eliastage (vil'nunal) am 20. Juli, nach Aminoff und Pallas im Herbst, eine allgemeine Opferung abgehalten. Bei allgemeinem Unglück, wie Mißwachs, Seuchen ꝛc., sollen wohl auch außerordentliche Opferungen vorgenommen werden. Hier wird das Opfer in einigen Gegenden, wie es scheint, nur ins Feuer geworfen, in anderen dagegen fand sich auch hier die doppelte Form des Opfers. Auf einem großen Holztisch, der beständig im lud, im gurt lud sowohl wie im badzym lud, verbleibt, werden vor dem Beginn der Opferung Birkenzweige (kyts'-pu-kuar) hingelegt, und auf diese Zweige wird ein Theil des Opfers gethan, welches gleichfalls den Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon führt. Im lud sollen nach Bechterew übrigens auch bisweilen nach vorheriger Berathung mit dem tuno private Opferungen von einzelnen Personen dargebracht werden, namentlich bei häuslichem Unglück, Krankheit ꝛc.

Außer an diesen beiden hauptsächlichsten Opferplätzen werden gelegentlich aber auch auf offenem Felde allgemeine oder private Opferungen vorgenommen. In einigen Gegenden ist inmitten der Ackerfelder eine Stelle reservirt, auf welcher alljährlich die großen Feldopfer dargebracht werden. Bei gewissen Gelegenheiten dient der Hof des Hauses als privater und die Hauptstraße des Dorfes als gemeinsamer Opferplatz.

An einem Bächlein im Walde opfert der Jäger dem

Waldgotte ꝛc. Die Todtenopfer werden sowohl auf der Hauptstraße des Dorfes vom ganzen Dorfe dargebracht, wie von jeder Familie in der Wohnstube oder auf dem Grabe. Jede durch irgend etwas sich auszeichnende Stelle, ein uralter Baum, ein Hügel, ein Bach, kann gelegentlich Opferstätte werden, meist nach Bestimmung des tuno (Aminoff). Besonderer Erwähnung verdient die heilige Familienbirke. Sobald jemand geheirathet hat und sich also einen eigenen Hausstand gründet, so geht er auf sein Feld und wählt sich eine dort stehende Birke aus, was kytsˊpu-kutko, Birkenwählen, heißt. Er pflückt sich einige Blätter des Baumes ab, hält sie in der Hand und betet zu Gott Inmar: „Die Birke wähle ich, Inmar, gewähre glückliches Leben und Dasein und leichtes Fortkommen."

Wie es der Opferstätten viele geben kann, so ist auch die

2. Geistliche Hierarchie

eine ziemlich komplicirte. Den ersten Rang nimmt der tuno ein, der Zauberer, auch usto tuno, der weise oder wissende Zauberer genannt. Er ist zwar in der Regel ein verschlagener Trunkenbold und stets ein heruntergekommener Bauer und wird deshalb verachtet; wenn man ihn aber braucht, so macht man ihn durch Geschenke gewogen; man bedarf seiner leider aber recht häufig. Er führt zwar selbst keine Opferungen aus, leitet keine Gebete; da er aber in direktem Verkehr mit den Göttern steht, so übt er einen großen Einfluß auf alle gottesdienstlichen Handlungen. Er ernennt den Bewahrer des gurt kuala, den gurt-kuala-utˊis, auf unbestimmte, in anderen Gegenden auf Lebenszeit, ebenso auch den Hainpriester, den lud-utˊis wie den badzim-lud-utˊis; er bestimmt nach Bechterew bei den Hainopferungen die Farbe und Qualität des Thieres, das dem Gotte dargebracht werden soll, namentlich, wenn das Opfer wegen Seuchen oder andern allgemeinen Unglücks dargebracht wird, und meistens soll es sich dann treffen, daß der Gott gerade die Farbe und Zeichnung wünscht, von welcher der tuno ein Thier im Stalle hat, wo ihm das Dorf dann einen beliebigen hohen Preis zahlt. Er bestimmt auch bei häuslichem Unglück die Qualität des Opfers, wie den Gott, der es erhält, und den Platz, an welchem es dargebracht wird.

Wenn ein Pferd oder eine Kuh verloren gegangen ist, so legt er das Silberstück, das man ihm schenkt, in einen Löffel mit Wasser oder Kumyschka, sieht darauf und nennt dann den Aufenthaltsort des Thieres. Krankheiten heilt er durch Besprechen, oder er läßt gewisse Opfer verrichten.

Der tuno erbt gelegentlich seine Würde von seinem Vater, doch kommt es auch vor, daß ein heruntergekommener Bauer sich selbst als tuno aufthut, behauptet Verkehr mit den Göttern zu haben ꝛc. Wenn der alte tuno abgängig ist, kann er dann auch die Würde desselben sich aneignen.

Von geringerer Bedeutung ist der pelˊlˊäsˊkis. Dies kann sowohl ein Mann als auch gelegentlich eine Frau, junge oder alte, sein. Der pelˊlˊäsˊkis heilt ebenfalls durch Besprechen, entdeckt verlorene Thiere ꝛc., doch steht er nicht mit den Göttern in Verkehr. Alles das, was der pelˊlˊäsˊkis macht, vermag auch der tuno, nicht aber umgekehrt. Aminoff hat einige der Zauberformeln (kyl = Wort oder pelˊlˊäsˊkon = das Blasen) des tuno und pelˊlˊäsˊkis erhalten können. Der Beschwörende rechnet eine Menge unmöglicher Dinge auf und fügt dann hinzu: erst wenn alle diese Dinge eintreffen, könne der böse Geist dem Kranken irgend einen Schaden zufügen. Das Aussprechen der Zauberformel begleitet der pelˊlˊäsˊkis mit Blasen, daher sein Name.

Der schlimmste Geselle ist der vedin must oder ubir oder vednˊäsˊ, ein mächtiger und ausschließlich böswilliger Zauberer. Er hat die Macht allerlei Krankheiten dem Menschen zuzuschicken, ja er kann auch Menschen in Thiere verwandeln. Er kann aber auch sich selbst verwandeln, fliegt in der Luft umher und greift gelegentlich sogar die Sonne an, es gelingt ihm dann sie theilweise zu verdunkeln (Sonnenfinsterniß), doch geht sie bekanntlich immer als Siegerin hervor. Diese Sage war schon Georgi in ähnlicher Form bekannt; sie hat aber besondere Bedeutung insofern, als nach Rytschkow die Mutter Sonne Göttin der Gesundheit und Feindin der Krankengeister war.

Es ist aber in der Gegenwart nicht all zu schwer, sich vor den Verfolgungen des vedin murt zu schützen; man braucht nur einen Tropfen Blut von dessen Körper sich auf die Zunge zu legen und ist dann sicher vor ihm. Man kann sich also vorstellen, daß des vedin murt Leben nicht gar zu angenehm sein mag. Er trachtet daher auch immer darnach, seine bösen Eigenschaften zu verheimlichen. Wenn er aber einmal erkannt wird, dann ist er gemieden und geächtet; er findet für seine Tochter keinen Mann, für seinen Sohn kein Weib aus einer ehrlichen Familie, und die Familien dieser Unglücklichen können sich nur unter einander verbinden. Das Unglück des vedin murt ist somit auch erblich, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn er die Verachtung der Leute mit Haß und Tücke vergilt.

Die Opferungen im lud werden vom lud-utˊis, Hainhüter, geleitet. Dieser wird vom tuno ernannt, ebenso wie die 4 bis 6 badzim-lud-utˊis, der gurt-kuala-utˊis und die 3 bis 4 badzim-kuala-utˊis. Jeder dieser Würdenträger hat die Obliegenheit das ihm anvertraute Heiligthum in Stand zu halten und die Opferungen in demselben zu leiten. Außerdem giebt es aber die erbliche Würde des voršud utˊis, Hüter des voršud, auch kurisˊkisˊ oder vösˊäsˊkis, Beter oder Opferer genannt, welcher in großem Ansehen steht. Nach Aminoff soll er im Kazanschen mudortsˊi oder mudor utˊis, mudor-Hüter, heißen. Seine Obliegenheit ist in der Gegenwart einerseits die allgemeinen Opferungen zu leiten, die nicht im kuala oder lud abgehalten werden, außerdem aber bricht er vor dem kvar-sur-Feste (29. Juni) für jedes kuala des Dorfes von dem heiligen Baume jeder Familie Zweige ab und legt sie auf das dźadźy. Früher aber scheint er noch manche andere Funktionen ausgeübt zu haben, so z. B. das Namengeben.

Ueber das Alter des Menschen in Amerika.

α. Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen auf der westlichen Erdhälfte hat seit den Tagen des Columbus die gelehrte und ungelehrte Welt vielfach beschäftigt. Erstaunt über das Vorhandensein von Wesen in dem neu entdeckten Erdtheil, der außerhalb des geographischen Bereichs der biblischen Anschauung lag, hat man anfangs sogar daran zweifeln wollen, daß die Entdecker wirkliche Menschen gesehen hätten. Gewohnt im engen Rahmen der bis

zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gültigen Weltanschauung zu denken, mußte das Vorhandensein von Menschen in dem geographisch völlig von der alten Welt getrennten Amerika zu den sonderbarsten Muthmaßungen führen und der Hypothesen war kein Ende. Ragt doch der Streit über den Ursprung des amerikanischen Menschen herein bis in unsere Tage, wo er in der mehr wissenschaftlichen Form der Polygenisten und Monogenisten noch heftig genug geführt wurde.

Das erste Wort in der Entscheidung über die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika haben die **Geologen** zu sprechen. Sind dort echte fossile Ueberreste des Homo sapiens gefunden worden? Wer die Anstrengungen und Enttäuschungen kennen lernen will, welche auf diesem Gebiete gemacht wurden, dem empfehlen wir sich darüber in **Short's** „**The Americans of Antiquity**" (New York 1880), p. 112 — 130 Rath zu erholen. Da sind pompöse Funde von menschlichen Gerippen bis in die Tertiärzeit zurück angekündigt, aber nicht einmal die Funde aus der Glacialzeit halten Stich vor der wissenschaftlichen Prüfung und das Resultat lautet: We have seen, that as yet no truly scientific proof of man's great antiquity in America exists. Sir John Lubbock giebt dem Dasein des Menschen in Amerika nicht mehr als 3000 Jahre. Er wäre danach also erst dort aufgetreten, als in Aegypten die berühmte 18. Dynastie blühte und im Nilthale sich schon eine hoch entwickelte Kultur ausgebreitet hatte.

Mustern wir die verschiedenen Theorien und Hypothesen, welche über den Ursprung der alten Amerikaner aufgestellt wurden, so treffen wir gleichfalls auf viel wild und üppig wucherndes Unkraut, zumal da, wo strenge Bibelgläubigkeit Unfug anrichtet. Da sind es zunächst die bekannten verlorenen zehn Stämme der Israeliten, die nicht zur Ruhe kommen können und in der neuen Welt ihre Wiederauferstehung feiern, freilich zu Rothhäuten transformirt. Mr. George Jones schrieb ein dickleibiges Buch über die Identity of the Aborigines of America with the people of Tyrus and Israel, und der berühmte, durch sein neunbändiges Werk über die mexikanischen Alterthümer hochverdiente Lord Kingsborough fehlte auch in seinen Endschlüssen, indem er die jüdische Kolonisation Amerikas beweisen wollte. Nichts ist gefährlicher auf dem Gebiete der Ethnologie als **mißverstandene Analogien** und daraus abgeleitete Schlüsse. Mit deren Hilfe will ich die Abkunft jedes Volkes von jedem beliebigen andern nachweisen. Franz von Löher's Vandalen auf den Canarischen Inseln gehören in diese Kategorie. Garcia (Origin de los Indios. Valencia 1607, p. 323) weist nach, daß Peru Ophir war, und in Yucatan findet er den biblischen Joktan (1 Mos. 10, 25). Auch der berüchtigte — wiewohl nicht unverdiente — Abbé Domenech findet Ophir in Peru wieder. Hanno ist nicht an der Küste Afrikas hingeschifft, sondern hinüber nach Amerika. Phönizische Besiedlung ist so ziemlich alle dreißig bis vierzig Jahre von einem neuen Autor aufs Tapet gebracht worden und gefälschte phönizische Inschriften wurden wiederholt in Amerika entdeckt. Wer die ganze derartige Literatur zusammengestellt haben will, der findet sie reichlich excerpirt in Bancroft's Native Races of the Pacific States V, 9 seq. Genug damit!

Mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat eine Erreichung Amerikas durch chinesische Menschen, wiewohl damit noch nicht eine Abstammung der Amerikaner von den Chinesen, wie mancher Enthusiast will, bewiesen wäre. Wir zielen hier auf die bekannte und ad nauseam wiederholte Fusang-Geschichte, die zuletzt mit viel Gelehrsamkeit von Charles Leland: Fusang, or the Chinese Discovery of America (New York 1875), behandelt wurde. Wer aber die ganze Grundlosigkeit einsehen will, daß unter Fusang der Chinesen Amerika zu verstehen sei, der möge Bretschneider's Aufsatz darüber in den Mittheilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft nachlesen. Nahe verwandt mit dieser chinesischen Theorie ist die von Ranking (Historical researches p. 171 seq.) vertretene Ansicht, daß der Mongolenkaiser Kublai Chan eine große Flotte im 13. Jahrhundert gegen Japan aussandte, die verschlagen wurde und an die Gestade Perus gelangte. Von deren Besatzung stammen die Incas, was sehr plausibel auf dem Wege der Analogie bewiesen wird. Schade um die viele gelehrte Arbeit. Der historische Beweis der Besiedlung Alt-Amerikas von der alten Welt aus soll noch erbracht werden. Ueber die Fahrten der Nordmänner nach dem Nordosten reicht er bisher nicht zurück.

Wenn auch die konkreten Fälle, die sich auf „Fusang" und Kublai Chan beziehen, von der Kritik zurückgewiesen werden müssen, so ist doch damit nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß Ostasiaten auf dem Wege der Schifffahrt in vorcolumbischer Zeit nach den westlichen Gestaden Amerikas gelangten. Im Gegentheil, es ist dieses sehr wahrscheinlich und der Beweis hierfür liegt im Verschlagen japanischer Dschonken nach Californien. Im Overland Monthly (San Francisco 1873) finden wir die Angabe, daß allein in den letzten neunzig Jahren fünfzehn beglaubigte Fälle dieser Art vorliegen. Der Kuro Siwo, der Schwarze Strom, ist es, welcher jene Fahrzeuge nach Osten treibt. Bei der Aleuten-Insel Attu scheiterte im September 1862 eine japanische Dschonke mit zwölf Mann Besatzung, welche drei Monate vorher Japan verlassen hatte. Im Juli 1871 wurden auf derselben Insel von einem amerikanischen Zolldampfer vier schiffbrüchige Japanesen aufgenommen. Am 16. December 1871 brachte der Schuner „Hutchinson" drei Japaner nach San Francisco, die er auf der Insel Atka aufgenommen hatte; sie waren die einzigen Ueberlebenden von der Bemannung der Dschonke „Jinko Maru" aus Matsakka. Kapitän Cop aus Neu-London rettete 1815 etwa 15 bis 20 japanische Seeleute von einer entmasteten Dschonke in 40° nördl. und 170° westl. und setzte sie auf Lahaina (Sandwich-Inseln) ans Land. Im Jahre 1855 fand Kapitän Brooks vom Schiffe „Leverett" eine verlassene Dschonke in 42° nördl. und 170° westl. Im Jahre 1805 scheiterte eine Dschonke in der Nähe von Sitka. Kapitän Jennings von der englischen Brigg „Forrester" traf im Jahre 1813 bei den Königin-Charlotte-Inseln eine große japanische Dschonke, welche lange umhergetrieben war und auf welcher nur noch drei Mann von der Besatzung lebten. Am Kap Flattery (Washington) strandeten 1833 Japaner, die von den Indianern theils ermordet, theils zu Sklaven gemacht wurden. Bald darauf strandete eine mit Wachs beladene Dschonke an der Mündung des Columbia. Aber auch weiter südlich sind gestrandete asiatische Schiffe nachweisbar. Im Jahre 1853 wurde das Wrack einer Dschonke bei den San-Benito-Inseln an der Küste von Untercalifornien gefunden. Alle diese Fälle beweisen, wie der Mensch auch wider seinen Willen von Ostasien nach Amerika gelangt.

Selbst von jenen, die auf der Originalität des amerikanischen Menschen bestehen, kann nicht geleugnet werden, daß an der engen Passage der **Beringstraße** ein Verkehr zu allen Zeiten zwischen den hüben und drüben wohnenden Völkern stattgefunden hat. Bei klarem Wetter vermag man von der Mitte derselben gleichzeitig beide Kontinente zu erblicken. Die Beringstraße ist keine Völkerscheide, sie ist eher eine Brücke.

Die Volksstämme hüben und drüben gehören zu **einer**

Race, was der alte Steller (Kamtschatka 251) bereits bemerkte: „Die Amerikaner, welche wir bei Schumachin's Insel auf Amerika gesehen, sind den hiesigen Völkern (Kamtschadalen) so gleich als ein Ei dem andern.“ v. Kittlitz, Erman (Zeitschrift f. Ethnologie Bd. II), Bastian (in Zeitschrift f. Erdkunde), alle stimmen in dieser Beziehung überein. Nicht zufällige Analogien finden sich hüben und drüben, wie z. B. die wichtige Bildung der Verwandtennamen bei Kamtschadalen und Korjäken einer- und manchen Amerikanern andererseits übereinstimmt (Radloff, Ueber die Sprache der Tschuktschen, St. Petersburg 1861, 8.). Steinkocher sind die Völker hüben und drüben, sie haben dieselben Schwitzbäder, die gleiche Bauweise, die Bärenverehrung, dieselbe Art der Zweikämpfe, ihr Knochenschnitzwerk zeigt den gleichen Stil u. s. w. Daß das rauhe Klima ein Hinderniß gewesen sein solle, daß auf tiefer Stufe stehende Völker via Beringstraße nach Amerika gekommen seien, vermögen wir nicht anzuerkennen. Wer bei Holmberg (Völker des Russ. Amerika, Helsingfors 1855, I, 19, 38) liest, wie die Thlinkithen im Winter barfuß gehen und ihre Kinder selbst im Winter täglich im Meere baden, der wird auf solchen Einwand nicht achten.

Anzunehmen und nicht auszuschließen ist also eine Besiedlung Amerikas via Beringstraße in uralter Zeit. Die heute auf der amerikanischen Seite derselben sitzenden Völker sind allerdings die letzten späten Ankömmlinge, was unter anderm daraus hervorzugehen scheint, daß die Konjagen den Tabak erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Russen kennen lernten (Holmberg a. a. O. 132). Alle übrigen Amerikaner rauchten schon lange.

Bleiben noch die Ansichten zu erörtern, welche den amerikanischen Menschen als autochthon hinstellen. Sie kamen auf, als das viele ungereimte Zeug über Abkunft von den Phöniziern, Juden u. s. w. sich breit machte, und wurden vertreten von einer vorzüglich geschulten Anzahl amerikanischer Gelehrter. Mit ihnen vereinigten sich solche, welche den Schöpfer ein rothhäutiges Paar Adam und Eva speciell für Amerika in ein amerikanisches Paradies setzen ließen. Wissenschaftlich vertrat der berühmte Anthropologe Dr. Samuel Morton die Unabhängigkeit des amerikanischen Menschen von der alten Welt. In seinem großen Werke Crania Americana schildert er und zeichnet er die Schädel der Moundbuilder, Mexikaner, Peruaner und vieler Jägervölker. Er fand für alle einen einheitlichen Typus vom Polarkreis bis Patagonien und vertrat die Ansicht, daß die Amerikaner eine ganz selbständige, autochthone Race bildeten. Nur den Unterschied zwischen barbarischen und toltekischen (civilisirten) Völkern machte er. „Es ist merkwürdig zu beobachten,“ sagt Morton, „daß die barbarischen Völker ein um $5^1/_2$ Kubikzoll größeres Gehirn als die Tolteken haben; letztere besitzen dafür eine größere Entwickelung des Vorderschädels wie jene im Verhältniß von 42,3 zu 41,8. Der Gesichtswinkel beider ist gleich und beträgt 75 Grad.“ Selbst mit den Mongolen will Morton den Amerikanern keine Aehnlichkeit zugestehen. Was in Künsten, Institutionen, Religion, Sitten und Gebräuchen übereinstimme, sei „auf gelegentliche oder koloniale Mittheilung mit asiatischen Völkern“ zurückzuführen oder selbständig unter gleichem Bedürfniß und ähnlichen klimatischen und Lebensbedürfnissen entstanden.

Agassiz schloß sich Morton an. „Wir glauben,“ sagt der berühmte Naturforscher, „daß, wie alle organischen Wesen, die Menschheit nicht in einzelnen Individuen entstanden sein kann, sondern in jener numerischen Harmonie geschaffen worden sein muß, welche das Charakteristikum jeder Art ist. Der Mensch muß in Nationen entstanden sein, wie die Bienen in Schwärmen entstanden, und wie die verschiedenen gesellschaftlichen Pflanzen die weiten Strecken bedeckten, über die sie sich naturgemäß verbreiteten.“ Nott und Gliddon führten solche Ansichten weiter aus in ihrem großen Werke Types of Mankind, in dem alles gesagt ist, was sich für ein Autochthonenthum der Amerikaner vorbringen läßt.

Die neuere ethnologische und anthropologische Forschung steht nicht mehr auf diesem Standpunkt. Sie nimmt den Zusammenhang der Amerikaner mit den Menschen der alten Welt, speciell mit den Mongolen an und läßt vor undenklichen Zeiten einen Zweig derselben nach Amerika einwandern, dort aber sich selbständig und unabhängig von der östlichen Kultur entwickeln.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mittheilungen der k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien“ 1881 (Heft 6 bis 9, S. 378 ff. nebst Karte) handelt Dr. V. Goehlert über Anthropometrie und speciell über die Körperlänge nach der ethnographischen Verschiedenheit der Völker Oesterreich-Ungarns. Das Interessanteste ist die Karte, welche die ungefähren ethnographischen Grenzen und daneben die durchschnittliche Körperlänge der in den 80 Militär-Ergänzungsbezirken des Reiches in den Jahren 1870 bis 1873 gemessenen 1 520 000 Rekruten zeigt. Die Körpergröße fällt zwar keineswegs immer mit der Nationalität zusammen; doch läßt sich im Großen und Ganzen folgende Reihenfolge aufstellen: zu oberst in der Körperlänge stehen die Dalmatiner, ihnen zunächst die Serben (Serbokroaten) und Slovenen; etwas kleiner als diese sind die Deutschen. Mit diesen gleich groß zeigen sich die Czechen, denen sich die Ruthenen und Rumänen anreihen. Zu dem kleinsten Menschenschlage gehören die Magyaren und die Polen, insbesondere die Mazuren. Nach Goehlert's Ansicht läßt sich ein Rückgang in der Körperlänge gegen frühere Zeiten nicht leugnen, wenigstens nicht für jene Gegenden, in welchen während einer längern Reihe von Jahren durch unausgesetzte Entziehung aller größeren, kräftigen und zur Fortpflanzung geeigneten Personen, d. i. durch Rekrutirungen, gewaltsam in die Bevölkerungsverhältnisse eingegriffen wurde. So läßt sich für Böhmen, welches in diesem Jahrhundert über 600 000 Mann zum österreichischen Heere geliefert hat, auf Grund amtlicher Daten eine Abnahme der Körpergröße um 39,5 mm seit 100 Jahren nachweisen. Frankreich fand sich seit einem Jahrhundert bereits dreimal gezwungen, in dem für Rekruten bestimmten Minimalmaße herabzugehen; auch Oesterreich hat seit Anfang dieses Jahrhunderts das Minimalmaß für Rekruten von 63 auf 59 Wiener Zoll heruntergesetzt, und trotzdem beträgt die Zahl der Untermäßigen gegenwärtig noch immer 13 bis 14 Procent oder den siebenten Theil der untersuchten Wehrpflichtigen. Zum Schlusse macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß bei der nachgewiesenen Verschiedenheit der

Körperlänge der verschiedenen Völker Oesterreich-Ungarns das für alle Länder der Monarchie gleichmäßig festgesetzte Minimalmaß für Rekruten eine Ungerechtigkeit in sich schließt, indem dasselbe Gegenden mit kleinerm Menschenschlage ungleich mehr belastet, als solche mit größerm, und daß es von der Gesetzgebung gerechter wäre, das Minimal-Körpermaß nicht gleichmäßig für alle Länder der Monarchie festzustellen.

— Die Hundred-of-Hoo-Eisenbahn, welche von Higham, unweit Gravesend, nach der Insel Grain (an der Themse-Mündung) in Verbindung mit der Südostbahn gebaut wird, nähert sich rasch ihrer Vollendung. Ihre Eröffnung wird weit mehr als lokale Bedeutung besitzen, da dieselbe dazu bestimmt ist, die Insel Grain zum Mittelpunkte eines großen festländischen Verkehrs mit Belgien, Holland und Deutschland zu machen. Grain ist am linken Ufer des Medway gegenüber der Arsenalstadt Sheerneß gelegen, deren Rhede ausnahmsweise große Bequemlichkeiten als Ankerplatz für Schiffe bietet. Ein 400 Fuß langer Pier wird in Grain in Verbindung mit der Eisenbahn hergestellt, und da selbst bei Ebbe eine Wassertiefe von 20 Fuß vorhanden ist, werden die größten Schiffe im Stande sein, zu irgend einer Zeit beizulegen und ihre Ladungen zu löschen. (Allg. Zeit.)

— Daß Frankreich, dessen Weinberge bereits zu einem Viertheile von der Reblaus vernichtet worden sind, bedeutende Mengen italienischen, besonders sicilianischen Rothweins bezieht, erwähnten wir früher (s. Globus" XXXVI, S. 120). Aber auch Spanien muß vor den Riß treten: einer amtlichen Angabe des spanischen Regierungsanzeigers zufolge wurden in den ersten sechs Monaten 1881 allein nach Frankreich 3 140 547 Hektoliter spanischen Weines im Werthe von 131 902 947 Francs importirt. Die größten Quantitäten bezogen hiervon Paris, Bordeaux, Cette und Port Vendres.

— Leuchtthürme Spaniens. 175 Leuchtthürme stehen auf den Küsten Spaniens; von diesen entfallen 71 auf die Mittelmeerküste, 25 auf die Balearen, 3 auf Gibraltar, 1 auf die Insel Alboran, 1 auf Ceuta und 75 auf die atlantischen Küstenstrecken Spaniens.

(Boletines der Soc. geogr. de Madrid.)

— Das durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnete Gebiet der kleinen Pyrenäenrepublik Andorra umfaßt drei Gebirgsthäler; der einzige Fluß des Landes heißt Rio Balira. Die Bevölkerung zählt etwas über 15 000 Seelen, welche in zwanzig Gemeinden vertheilt sind. Die Hauptstadt Andorra la Vieja zählt 2000 Einwohner, größer und bedeutender ist San Julian mit über 3000 Einwohnern; beachtenswerth sind noch die Pfarrdörfer Eucamp, Canillo, La Masana und Ordino. Außer der katholischen wird keine andere Konfession geduldet. An der Spitze der Exekutivgewalt stehen ein Spanier und ein Franzose, um die Interessen des Bischofs von Urgel und Frankreichs, welche zusammen ein Protektorat über das Land ausüben, zu vertreten. Ihr Amtstitel ist der der Vigueres. Als legislative, berathende und überwachende Behörde fungirt das Consejo, eine aus 24 vom Lande gewählten Deputirten bestehende Körperschaft. In der Gegenwart hat man die Vigueres abgesetzt und das Consejo hat die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen. Die Kriegsmacht besteht aus zwanzig Gendarmen, welche Truppe im Nothfall bis auf hundert Mann ergänzt werden kann. Die Ausrüstung, Uniformirung und Bewaffnung ist dieselbe, wie jene der carlistischen Infanterie, indem die Republik den Banden des Dorregaray bei ihrem Rückzuge nach Frankreich die gesammte Ausrüstung abkaufte. Der gegenwärtige Kommandant dieses Gendarmencorps ist ein ehemaliger Maulthierhändler, Namens Canillo, welcher in dem letzten spanischen Bürgerkriege in den Reihen der Carlisten mitgefochten hatte.

(Nach Manuel Diaz y Rodriguez in der Correspondencia Militar von Madrid.)

— Dr. M. Busch's Reisehandbuch „Die Türkei" ist kürzlich in 3. Ausgabe (Wien, M. Perles) erschienen. Für Konstantinopel und Umgebung ist es ziemlich ausführlich und zuverlässig; die Touren in den Provinzen sind dagegen etwas kurz behandelt. Ein Index, ein Stadtplan von Stambul und eine bessere Uebersichtskarte würden den Werth des Buches nicht unbedeutend erhöhen.

— Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth — wird der „Allg. Zeit." aus Athen, 14. August, geschrieben — haben begonnen und schreiten, an zwei Stellen zu gleicher Zeit in Angriff genommen, rüstig vorwärts, da die Sprengung der Felsmassen keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Zugleich sind zwei Kartographen beschäftigt, eine genaue Karte des Isthmus aufzunehmen, welche dem geographischen Kongresse in Venedig vorgelegt werden soll. Weiter meldet dieselbe Zeitung vom 16. September, daß die Versuchsstollen schon bis 50 m tief eingetrieben wurden. Als beste Linie ist die antike aus Nero's Zeit erkannt worden, und soll deshalb beibehalten werden. Die eigentlichen Arbeiten sollen im December beginnen. Bei den Grabungen wurde eine gewaltige künstliche Höhle entdeckt, ein wahres Wunderwerk und unversehrt erhalten, welche offenbar zur Zeit Nero's vollendet wurde und den Arbeitern als Aufenthalt diente.

— Aus Vostitza im Peloponnes, dem alten Aegion, kommt die Nachricht, daß beim Dorfe Mamussia im Demos Aegion auf hohem Bergrücken, von welchem die ganze Strandebene am korinthischen Golfe und die Gebirge bis nach Korinth hin zu überschauen sind, ein altes Theater entdeckt wurde, welches mit verhältnißmäßig geringen Kosten bloßgelegt und wiederhergestellt werden kann. Dasselbe gehört unzweifelhaft der alten Stadt Keryneia an, welche, ursprünglich nur eine Bergveste der Helikeer, schon früh solche Bedeutung gewann, daß sie an Stelle des von seinen Bewohnern verlassenen Aegae als selbständiges Mitglied in den achäischen Bund aufgenommen wurde.

(Nach der Allg. Zeit.)

Asien.

— Aus Beiram, dem antiken Assos an der Südküste der troischen Landschaft, kommt uns die Nachricht, daß Mr. Joseph J. Clarke, welcher dort im Auftrage der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft Untersuchungen vornimmt, zugleich mit einer Aufnahme der Troas im Maßstabe von 1:100 000 beschäftigt ist. Dieselbe soll alles Land ostwärts bis zu einer Linie, welche Tschanak Kalessi mit Edremid (Adramyttion) verbindet, sowie die Nordspitze der Insel Mytilene umfassen und namentlich die geologischen Verhältnisse berücksichtigen. Der südliche Theil dieser Karte, die Küste zwischen Edremid und Baba Kalessi und den Lauf des Flusses Satnioeis umfassend, wird noch im Spätherbst dieses Jahres vollendet werden.

— Trotz aller Finanznoth wagt es die türkische Regierung in Palästina an Straßenbau und sogar an Reparaturen zu denken. Wie der „Warte des Tempels" aus Jerusalem (9. August 1881) geschrieben wird, ist kürzlich von Konstantinopel dorthin der Befehl gekommen, daß eine Fahrstraße nach Hebron hergestellt werde. In Folge dessen wurde ein griechischer Ingenieur damit beauftragt, der seine Arbeit leider damit begann, eine möglichst ungeeignete Linie abzustecken, nämlich anstatt sie oben auf der Höhe längs des gewöhnlichen Weges nach Bethlehem hinzuführen, steigt er gleich beim Jaffathore hinunter ins Gihonthal bis an den untern Gihonteich, am untern Ende desselben vorbei und sodann hinauf über einen felsigen Bergrücken, um jenseits der Anhöhe den Weg nach Bethlehem zu erreichen. Da der geradeste und ebenste Weg bei der Kolonie der Templer vorbeiführen mußte, haben letztere beim Pascha gegen jenes Projekt Einsprache erhoben — mit welchem Erfolge, wird sich zeigen, wenn überhaupt aus der ganzen Sache etwas wird. — Kein besseres Prognostikon kann man dem zweiten Projekte stellen, welches vom Scheich-ül-Islam ausgeht. In seinem Auftrage

erschien ein türkischer Architekt in Jerusalem, um die Gebäulichkeiten und archäologischen Ueberreste des Tempelplatzes (Haram esch-Scherif) zu renoviren; derselbe fand, daß dazu eine Summe von 18 000 türkischen Pfunden erforderlich sei, und steht nun mit den Bauverständigen der heiligen Stadt wegen Uebernahme der Arbeiten in Verbindung. Fraglich ist dabei nur, woher die Pforte jene Summe nehmen wird. Eine wirkliche Verbesserung hat dagegen die Straße zwischen Jerusalem und Jaffa erfahren, welche Eigenthum der Jerusalemer Stadtbehörde ist. Dieselbe hat seit drei Vierteljahren durch den Weingärtner Gohl von Haifa mit Hilfe von 20 bis 50 Arabern den Weg erst im Gebirge, dann in der Ebene ausbessern lassen, so daß man jetzt mit Wagen ordentlich darauf fortkommen kann. In Folge dessen hat sich die Frequenz so gehoben, daß jetzt 30 bis 40 Wagen darauf hin und her gehen und die Pacht des Straßenzolles von 550 türkischen Liren auf 1200 gestiegen ist. Dieser Wagenverkehr ist durch die Templer ins Leben gerufen worden, hat aber bald auch Juden und Araber zur Nacheiferung veranlaßt, so daß man jetzt in Folge der Konkurrenz nur 5 bis 6 Francs Fuhrlohn von Jerusalem bis Jaffa zahlt, während noch vor etwa zehn Jahren ein Wagen ebenso viele Napoleonsd'or kostete. Dies zeigt, wie die deutschen Kolonisten ohne Worte und bloß durch ihr Beispiel einen wenn auch kleinen Beitrag zur Hebung des Landes liefern.

Polar-Gebiete.

— Am 3. September ist Marinelieutenant Bove von Genua nach Buenos Ayres abgefahren, um dort den Befehl über die von der argentinischen Regierung beabsichtigte antarktische Expedition zu übernehmen (vergl. oben S. 48 und 112). Eine wissenschaftliche Kommission soll daran theilnehmen und sich am 5. Oktober gleichfalls in Genua einschiffen: die zoologischen Arbeiten werden von Dr. Vicinguerra, die botanischen wahrscheinlich von Dr. Lorenz in Buenos Ayres, die mineralogischen und geologischen von dem Professor der Universität zu Sassari, Lovisati, und die photographischen Aufnahmen von Lieutenant Roncagli ausgeführt werden.

— Wie wir auf S. 16 (vergl. auch S. 109) dieses Bandes berichteten, verließ der reichlich verproviantirte Zolldampfkutter „Corwin" unter Kapitän Hooper am 3. Mai d. J. San Francisco, theils um im Beringsmeere den Schnapshandel, welchen einige Schiffe aus San Francisco und Honolulu dort widerrechtlich mit den Eingeborenen betreiben, zu unterdrücken, theils um nach der „Jeannette" und zwei verschollenen Schiffen von Walfischfängern zu suchen. Durch den Walfänger „Thomas Pope", welcher schon Ende Juli mit reichlichem Fange nach San Francisco zurückkehrte, kam die erste Nachricht (vom 14. Juni) von jenem Zollkutter, mit welchem der „Thomas Pope" in der Plover-Bai (am Südufer der Tschuktschen-Halbinsel) zusammengetroffen war. Danach hatte der „Corwin" die Bering-Straße passirt und war an der sibirischen Nordküste westlich bis zum Kap Wankarem (176° 52' westl. L. Gr. und 67° 54' nördl. Br.) vorgedrungen, wo sein Steuerruder stark beschädigt wurde. An der Koliutschin-Bai landete er zu Anfang Juni eine Erforschungspartie, bestehend aus den Lieutenants Herring und Reynolds, einem Matrosen und zwei Eingeborenen nebst 25 Hunden, vier Schlitten, einem Boote 2c., damit dieselbe bei den Küsten-Tschuktschen wegen der beiden vermißten Walfischfänger und der „Jeannette" Erkundigungen einzöge; denn Kapitän Hooper glaubte, daß, wenn letzterm Schiffe ein Unglück zugestoßen wäre, ihre Mannschaft versucht hätte, das asiatische Festland zu gewinnen. Der „Corwin" lief nun die Plover-Bai und später St. Michaels an, von welch' letzterm Punkte sein zweiter Bericht (vom 9. Juli) datirt ist, und nahm dazwischen am 29. Juni jene Land-Expedition wieder auf. Die Forschungen derselben hatten ergeben, daß zwei verlassen im Eise treibende Schiffe, welche im November 1880 von Küsten-Tschuktschen besucht wurden, und von denen man verschiedentlich schon gehört hatte, in der That die vermißten Walfänger „Mount Wollaston" und „Vigilant" waren. An Bord des letztern wurden vier Leichen gefunden, die dem Anscheine nach schon lange gelegen hatten, so daß man annehmen muß, daß beide Schiffe schon im Spätherbste oder Winter 1879 verlassen wurden. Die Tschuktschen haben bei ihrem Besuch am Bord beider später fortgetriebenen Schiffe verschiedene Gegenstände mitgenommen, die nach San Francisco geschickt und als theils zu dem einen, theils zu dem andern Schiffe gehörig erkannt worden sind. Man hofft nun, daß ihre Bemannung sich nach Wrangels-Land geflüchtet und dort vielleicht von der „Jeannette" aufgenommen worden sein möge; von letzterm Schiffe hatte Niemand an jenen Küsten etwas gesehen. Kapitän Hooper wollte von St. Michaels aus noch den Kotzebue-Sund besuchen, dann an der arktischen Küste Amerikas bis Point Barrow fahren und von da um den 10. August direkt nach der Herald-Insel und Wrangels-Land gehen; er hofft beides zu erreichen, da, wie er wiederholt betont, die Eisverhältnisse sich als sehr günstig erweisen, und der diesjährige Sommer dort eine „offene Saison" ist.

— Während in diesem Jahre die Eisverhältniße im Bering-Meere sowohl als auch nördlich vom Smith-Sunde sich als sehr günstig für die Schifffahrt herausgestellt haben, ist die vierte niederländische Nordpolar-Expedition (vergl. oben S. 64) auf dem „Willem Barents" im Spitzbergischen Meere nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Wegen einer ununterbrochenen Eisbarriere, die sich fast bis nach Norwegen erstreckte, konnte sie weder Spitzbergen, noch selbst die Bäreninsel erreichen; nach einem nochmaligen Versuche, ihren Weg nach Norden zu erzwingen, wird sie, wie aus Kopenhagen an die „Times" berichtet wird, heimkehren, da der Kapitän überzeugt ist, daß Nowaja Zemlja in diesem Jahre vollständig von einem Eiswalle umschlossen wird.

Vermischtes.

— Riesig ist der Papierverbrauch auf der Erde. Die Vereinigten Staaten produciren von diesem Artikel jährlich 207 000 Tonnen, England 180 000, Deutschland 203 000, Frankreich 132 000, Oesterreich 97 200, Italien 50 600, Rußland 32 400 und Spanien 30 600. In den Vereinigten Staaten werden jährlich pro Kopf der Gesammtbevölkerung etwa 11 Pfund Papier verbraucht und in England etwa eben so viel, in Deutschland etwa 10 Pfund und in Frankreich $7\frac{1}{3}$ Pfund. Dabei nimmt, wie fast allgemein anerkannt wird, die Produktion von Büchern überall ab, und der zunehmende Papierverbrauch rührt lediglich von der Entwickelung der Zeitungen und Zeitschriften her.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Nach Korzistka dehnt sich die Tatra von Kralovan am Zusammenflusse der Arva und Waag im Westen bis Muszyna am Poprad, von Nowy-Targ (Neumarkt) im Norden bis zum Hochwaldplateau zwischen Vazsec und Czorba im Süden aus. Doch das ist eine hydrographische Begrenzung, welche die Ebene am Fuße des Gebirges in sich begreift, während die geologische Grenze des Gebirgsstockes, der eigentlichen Tatra, viel enger gezogen ist: sie beginnt im Westen mit dem Berge Osobita und reicht östlich bis zur Käsmarker Spitze, geht von etwas über Zakopane im Norden bis zum Bade Schmecks im Süden. Nur der Nordabhang der Tatra gehört zu Galizien. Das Gebiet, welches sich an ihrem Fuße bis nach Nowy-Targ hin ausdehnt, Podhale genannt, wird ausschließlich von den Gebirgsleuten bewohnt; in geographischer wie ethnographischer Hinsicht unterscheidet es sich scharf von den benachbarten Landschaften. In geographischer Beziehung sind die Grenzen der Podhale im Süden die Tatra, im Norden der Donajec, im Westen der Czarny-Donajec und im Osten die Bialka. Da diese Flüsse fast ringsum von steilen, unbewohnten Bergen umgeben sind, so darf man sagen, daß die Bewohner des Podhale-Gebietes von ihren Nachbaren ebenso getrennt leben, als säßen sie auf einer Insel. Auf jeder Karte fällt das längliche Viereck, welches, rings von Bergen umschlossen, von Galizien aus auf ungerisches Gebiet weit übergreift, sofort in die Augen; dasselbe entspricht genau der Podhale.

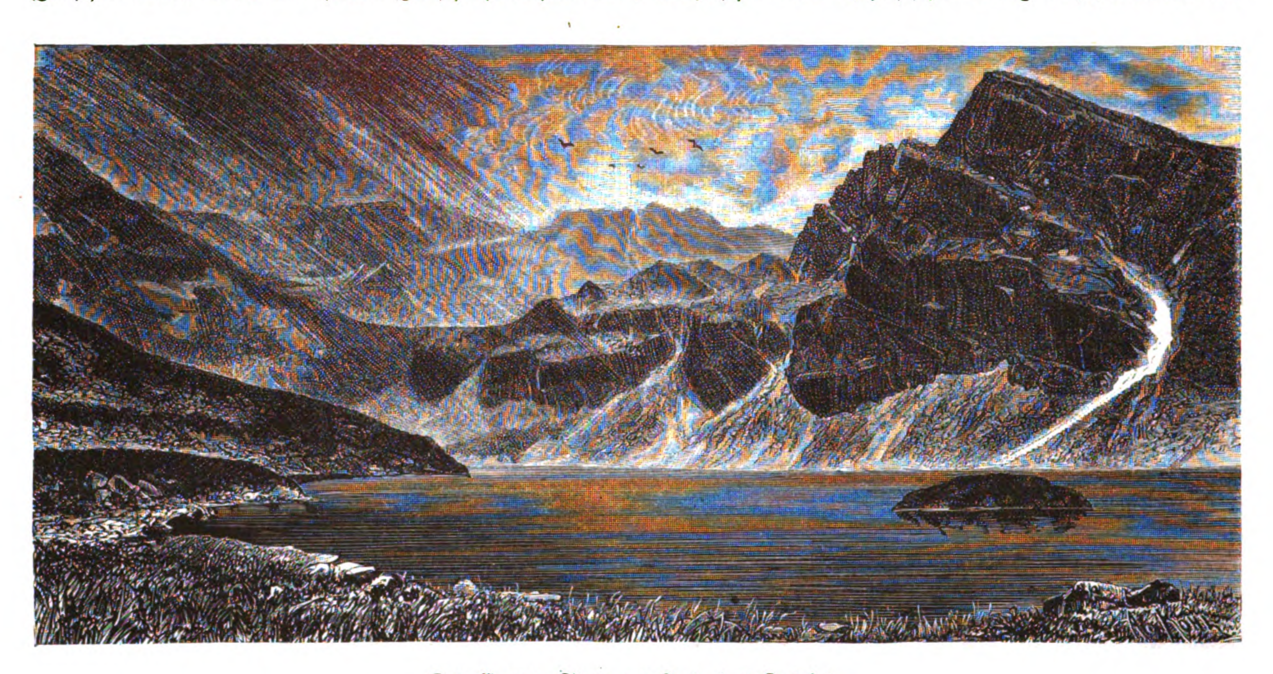
Die ethnographischen Grenzen fallen so ziemlich mit den geographischen zusammen: rings um die Podhaler wohnen mancherlei von ihnen ganz verschiedene Völker. Im Norden, von Nowy-Targ an und selbst noch in einigen Dörfern auf dem rechten Ufer des Donajec, sitzen Galizier vom Beskidengebirge. Obwohl sie ebenso wie die Podhaler polnischen Ursprungs sind, erkennt man doch letztere auf den ersten Blick heraus. Auch sind ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Beschäftigungen andere, ihr Benehmen ein viel plumperes. Westlich und südlich wohnen Slovaken, welche die Bevölkerung der ungerischen Komitate Arva und Liptau ausmachen; die eigentlichen Magyaren sind dort nur durch Großgrundbesitzer und Beamte vertreten. Im Osten finden sich Slovaken und um Käsmark, Poprad und Leutschau im Zipser Komitate, welches östlich an das Liptauer grenzt, Deutsche in kompakter Masse. Im Nordosten, von Szlachtowa bei Szczawnica (an der Ruska, einem kleinen rechtsseitigen Zuflusse des Donajec) an beginnen die Ruthenen, welche nach Osten längs der Karpathen bis über das linke Dnjepr-Ufer hinaus sich ausbreiten. Dazu kommen dann noch die in Galizien so zahlreichen Juden, so daß man hier auf engbegrenztem Raume sechs verschiedene Völker mit mindestens fünf Sprachen findet, eine in Europa vielleicht einzig dastehende Thatsache.

Nach Obigem sind es vorzüglich die Slovaken, von denen die Podhaler umgeben sind; obwohl erstere an Zahl die letzteren unendlich überwiegen, da ihre Anzahl im nördlichen

Ungern auf mehr als 2 Millionen Seelen geschätzt wird, so zeigen sie doch kein Bestreben, über ihre Grenzen hinauszugehen; vielmehr sind es die Podhaler, welche Uebergriffe gemacht haben, indem sie mehrere Dörfer auf dem ungerischen Abfalle der Tatra besitzen (entgegen der Czoernig'schen ethnographischen Karte von 1856), während kein Dorf der galizischen Seite von Slovaken bewohnt wird, überhaupt kein Slovake in der Podhale sich niedergelassen hat.

Slovaken und Podhaler unterscheiden sich, wie gesagt, bedeutend von einander. Die Slovaken haben hohen Wuchs, sind kräftig, dabei aber schwerfällig und indolent. Die Podhaler dagegen sind gewöhnlich von mittlerer Größe, etwas mager, aber sehr lebhaft und beweglich. Ebenso unterscheiden sie sich in der Ernährung: der Slovake nährt sich meist von Fleisch, trinkt viel Alkohol, aber keine Milch; der Podhaler aber lebt fast nur von Hafer, Milch und Wasser. Zwischen beiden Stämmen finden Zwischenheirathen nur äußerst selten statt; Prof. Kopernicki hat mit Rücksicht darauf die Civilstandsregister mehrerer Grenzpfarren durchgesehen, hat aber keine Ehe zwischen einem polnischen Gebirgsbewohner und einer Slovakin gefunden. Zudem leben beide Völker keineswegs in Eintracht, und zwar schon seit langer Zeit, wie eine merkwürdige Sage darthut.

Die Slovaken in der Umgebung der Tatra und im nordwestlichen Ungern sind, wie es Le Bon scheint, die Repräsentanten der Urrace, welche vor den großen aus Osten kommenden Invasionen das Land bewohnte. Meist haben sie zehn bis zwölf Kinder, während der Familienvater im übrigen Ungern sich sonst mit zweien bis dreien begnügt; in Folge dessen vermehren sich erstere viel rascher als letztere. Die Sprache der Slovaken unterscheidet sich vom Polnischen nicht sehr; Bewohner der beiden Tatra-Abhänge verstehen sich einander sehr bald. Das Slovakische ist vom Mährischen und Tschechischen wenig verschieden und den



Der Czarny Staw am Fuße des Koscielec.

meisten Dialekten Rußlands verwandt; wenn, wie man behauptet und nach Le Bon's Ansicht sehr mit Unrecht behauptet, eine Race alle Menschen mit derselben Sprache umfaßt, so hätte die slavische Race in Europa eine erschreckend große Verbreitung.

Das einzige fremde Volk, welches einigermaßen zahlreich in der Podhale sich findet, sind die Juden; allein sie üben in anthropologischer Hinsicht keinen Einfluß aus, denn jeder Galizier hielte sich für entehrt durch eine Heirath mit einem Nachkommen Israels. Die Landleute sehen die Juden für Wesen einer untergeordneten, bösen Race an, die auszurotten ein verdienstliches Werk wäre, wenn nicht die Gesetze eine bedauerliche Toleranz vorschrieben und verlangten.

Alle erwähnten Völker, Polen, Slovaken, Ruthenen 2c., mit Ausnahme der Magyaren und der Juden[1]), gehören zu den Slaven; dabei ist aber nicht zu vergessen, daß unter dem Gesammtnamen Slaven ganz verschiedene Racen begriffen werden. Ein Ruthene oder Slovake unterscheidet sich von einem Russen jenseits des Dnjepr ebenso, wie von einem Böhmen, Serben, Polen u. s. w. Ebenso wenig, wie mit Juden und Slovaken, vermischen sich übrigens die Bewohner der Podhale mit den übrigen Völkern, von denen sie umgeben sind. Die schon etwas entfernter wohnenden Ruthenen unterscheiden sich von ihnen schon durch Sprache und Religion und haben auch wenig Beziehungen zu ihnen. Das Gleiche gilt von den Deutschen des Zipser Komitates, und von den wenigen Magyaren trennt sie die gesellschaftliche Stellung. Einzig und allein mit den Polen an der Nordgrenze der Podhale finden Vermischungen statt,

[1]) Le Bon sagt „mit Ausnahme der Magyaren und vielleicht der Juden", weil die Arbeiten der modernen Anthropologie dargethan zu haben scheinen, daß die Juden, welche so lange für eine reine Race gegolten haben, in Europa aus zwei sehr getrennten Racen bestehen: 1) Juden slavischen Ursprungs, denen sich die meisten der „deutschen" Juden anschließen, und 2) spanischen und portugiesischen Juden, Abkömmlingen der echten paläſtinensischen Israeliten. Die sogenannten deutschen Juden wären Abkömmlinge von Slaven und Tataren, namentlich Tataren vom Schwarzen Meere, die im 8. und 9. Jahrhunderte den Mosaismus angenommen hätten. Alle galizischen Juden stammten anscheinend aus Deutschland; ihr erstes Auftreten fiele in das 12. Jahrhundert. Einen Beweis dafür giebt übrigens Le Bon nicht; derselbe scheint uns auch schwer zu erbringen.



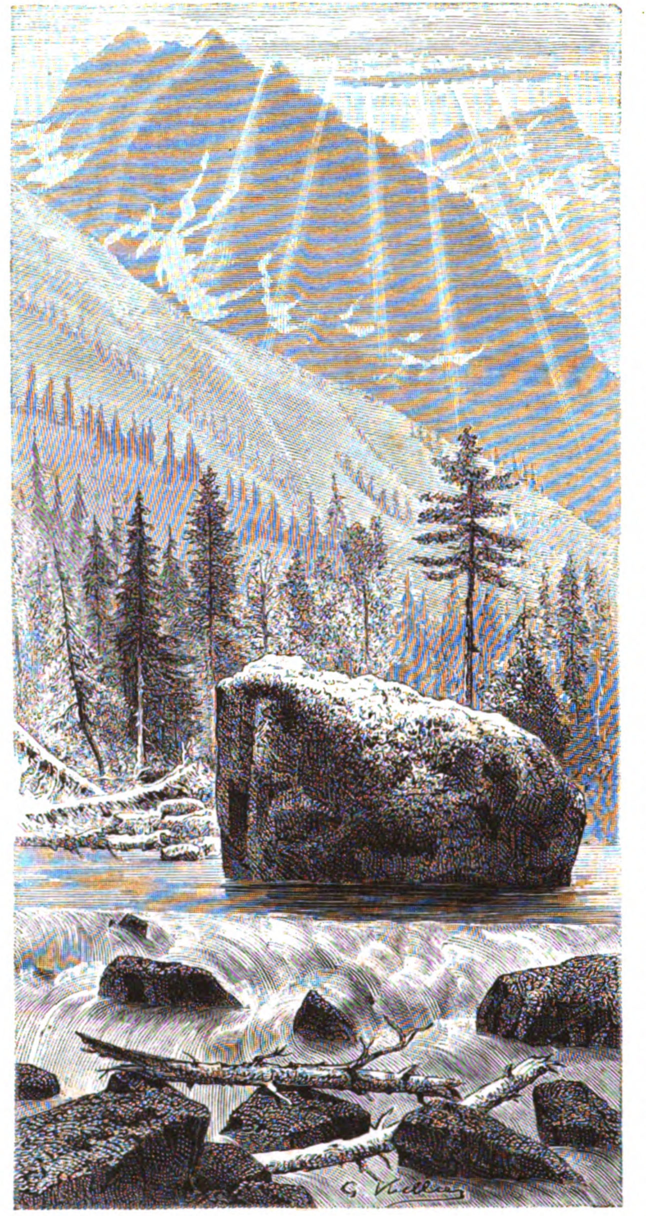
Typen der verschiedenen Stämme in der Umgebung der Podhale (Galizier aus den Beskiden, Slovaken, Bewohner des Pieniny-Gebirges, Juden).

so daß in den Dörfern am Donajec die Bevölkerung einen gemischten Charakter zeigt. Aber die echten Podhaler, die Bewohner der Dörfer am Fuße der Tatra, welche sich für höher stehend erachten, als die übrigen polnischen Gebirgsbewohner, schließen keine Heirathen mit den nördlicher sitzenden Polen. Diese Isolirung im Verein mit gewissen Existenzbedingungen und Einflüssen des „milieu“ haben die Bildung einer neuen Race zur Folge gehabt, deren gemeinsamer Charakter sie von den benachbarten Völkern scharf unterscheidet.

Die Sprache der Podhaler ist ausschließlich die polnische, vielleicht mit etwas veralteten Formen; deutsch kennen nur wenige. Weil um die Tatra herum mehrere Sprachen gesprochen werden, ist das geographische Studium des Gebirges für den Fremden außerordentlich erschwert. Viele Dörfer haben zwei Namen, und die meisten Berge sogar drei bis vier, einen deutschen, einen slovakischen, einen polnischen und mitunter noch einen magyarischen. Den an Ort und Stelle selbst gebrauchten zu ermitteln ist oft sehr schwer.

Die Bevölkerung der Podhale zählt heute etwa 40400 Seelen in 42 Dörfern, darunter etwa 800 Juden, ein gegen das übrige Galizien sehr geringer Procentsatz. Diese Juden wohnen fast alle in Nowy-Targ und Czarny-Donajec. Das Areal der Landschaft beträgt 530 qkm, so daß auf den Quadratkilometer 66 Einwohner entfallen, was eine dichte Bevölkerung genannt werden darf, da die entsprechende Ziffer in Frankreich nur 69 ist.

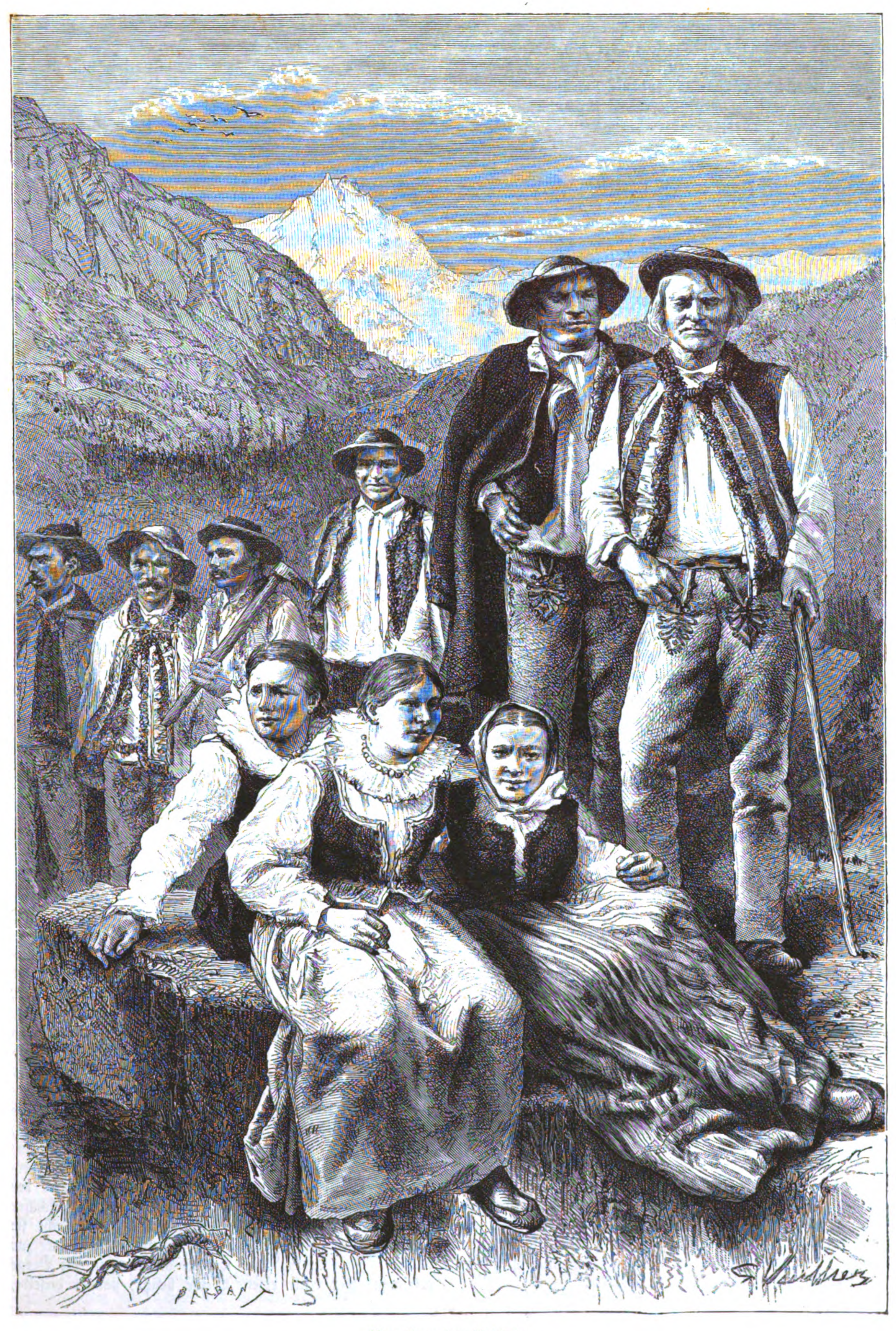
Das Tatra-Massiv besteht hauptsächlich aus Granit und Gneis, der an mehreren Stellen mit Sandstein und halbkrystallinischem Kalke bedeckt ist. Mineralien (Eisen, Kupfer, Granaten, Quarz u. s. w.) sind wenig vertreten und werden nicht ausgebeutet. Fauna und Flora unterscheiden sich nicht auffallend von denen anderer mitteleuropäischer Gebirge. Ein Drittel der Podhale und ein Theil des Gebirges bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf ist mit dichten Wäldern bedeckt, die aus Ulmen, Ahorn, Eichen, Eschen, Weiden und besonders aus Fichten und Tannen bestehen. Farnkräuter, Flechten und Moose sind in Masse vorhanden, und die Wälder sind oft so dicht und dunkel, daß man sie den Urwäldern der Neuen Welt vergleichen kann. Unter den Thieren nennen wir hier nur den Bären, das Murmelthier, das Reh, die Gemse, den Adler und die Viper. Die Bären sind die gefürchteten Feinde der Herden; auch die Adler stellen denselben nach, richten aber nicht so große Verwüstungen an, wie jene. Vipern, oft von riesiger Größe, sind sehr zahlreich. Rehe sind schon nahezu verschwunden, und ein gleiches Schicksal wird, trotz des Verbotes sie zu jagen, wohl bald auch Gemsen und Murmelthiere erreichen. Letzteren stellt man nur wegen ihres Fettes nach, welches bei den Galiziern für ein treffliches Mittel gegen den Rheumatismus gilt. Trotz den Jagdgesetzen sind die Gebirgsbewohner große Jäger vor dem Herrn und stellen namentlich den Gemsen nach; da diese nun besonders auf dem Südabhange der Tatra auf slovakischem Gebiete vorkommen, und die Slovaken ihr Wild für sich behalten wollen, so vertragen sich beide Stämme nur schlecht. Der Spitzname Zli ptacy (böse Vögel), welchen die Liptauer Slovaken bei den Podhalern führen, datirt der Sage nach schon aus Attila's Zeiten.



Der Mlynarz und der Bach des Weißwasser-Thales.

Die Podhale besitzt ihrer Höhe über dem Meere wegen, welche zwischen 600 m und 1100 m liegt, ein ziemlich rauhes Klima und ist meist von Ende September an mit Schnee bedeckt. Deshalb ist der Boden wenig fruchtbar und seine Produkte genügen zum Unterhalte der Bewohner nicht. Kein anderer Theil Galiziens ist in dieser Hinsicht so schlecht bestellt. In Folge der Rauheit des Klimas ist die Kindersterblichkeit eine sehr hohe. Die Podhaler haben zwar meist acht bis zehn Kinder, bringen davon aber nur wenige durch. Da natürlich nur die kräftigsten am Leben bleiben, so dient diese natürliche Zuchtwahl dazu, die Kraft des Stammes zu bewahren.

Die Spärlichkeit der Bodenerzeugnisse hat den Podhaler frühzeitig an große Mäßigkeit gewöhnt. Er lebt fast ausschließlich von Milch und Hafer, oft auch nur von Milch oder Hafer; aus letzterm macht er gewöhnlich Brei, zuweilen auch Fladen. Dazu kommt zuweilen noch Käse, Sauerkraut und Kartoffeln. Fleisch ist fast unbekannt. Diese dürftige Ernährung übt keinen ungünstigen Einfluß aus, denn die Podhaler sind lebhaft, thätig, gesund und an Intelligenz und Begabung den anderen Galiziern bedeutend



Bewohner der Podhale.

überlegen. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser. Bier und starke Spirituosen, welche leider von den Juden in immer zunehmender Menge eingeführt werden, werden von den Podhalern nicht verschmäht, können aber nur als Luxusgegenstände angesehen werden. Es ist für die Zukunft des Landes bedauerlich, daß man ihren Verbrauch nicht schlechthin verbieten kann. Es wäre dies vielleicht nur durch Austreibung oder Vernichtung aller Juden zu erreichen, eine Maßregel, welche die Eingeborenen freilich mit Enthusiasmus begrüßen würden, die aber doch etwas zu radikal wäre.

Die Thäler der Podhale sind durchschnittlich sehr breit und gewähren Luft und Licht reichlichen Zutritt. Das Wasser, welches nur über Granit läuft, ist von ausgezeichneter Güte. Beide Umstände wirken nach Dr. Chalubinski zusammen, um keine Kröpfe aufkommen zu lassen, welche in den benachbarten Gebirgen, namentlich den Beskiden, ganz intensiv auftreten.

Das Eigenthum hat in der Podhale, wie in ganz Galizien, längst die Formen der primitiven Kommune, wie sie noch vielfach in Rußland besteht, hinter sich und ist jetzt ganz individuell. Das Land gehörte im Mittelalter dem Könige von Polen und dem Cistercienserkloster, welches der Woiwode von Krakau Theodor Gryf 1234 in Ludzimierz bei Nowy-Targ gegründet hatte, und das 11 Jahre später nach Szczyrzyc verlegt wurde. Auf den königlichen Domänen, welche den größten Theil der Podhale und besonders des Gebiets von Zakopane umfassen, war das Land den Bauern gegen geringen Zins überlassen. Als Oesterreich Galizien erwarb, wurden diese Domänen verkauft. Nach dem Kataster von 1850 war ein Drittel der Podhale mit Wald bedeckt und ein Drittel gehörte damals Großgrundbesitzern. Seitdem hat der kleine Landbesitz bedeutend zugenommen, wie auch in Frankreich während des letzten Jahrhunderts.

Die Wohnungen der Podhaler sind sehr einfache, aber



Schäferhütte im Tatra-Gebirge.

solid und regelmäßig gebaute Hütten aus Weißtannenstämmen. Fußboden und Dach bestehen aus Brettern; der Herd liegt in der Vorrathskammer und der Rauch entweicht durch die Ritzen. Meist enthält ein Haus zwei Räume, je einen rechts und links vom Eingange. Eine an der Wand hinlaufende Bank und ein Tisch bilden die Ausstattung. Alles aber ist sehr sauber gehalten, und Diele, Decke und Wände werden ein Mal wöchentlich gescheuert. Neben dem Hause liegen gewöhnlich die Ställe, die Scheune und die Mistgrube, und einige Eschen überschatten das Ganze.

Trotz der Mäßigkeit der Bewohner genügen die Bodenprodukte, welche obendrein zumeist zum Unterhalte des Viehs dienen, nicht für ihre Ernährung, so daß sie auf andere Auskunft sinnen müssen. Und solche haben sie bei ihrer Intelligenz, Ausdauer, Thätigkeit und Geschicklichkeit mehrfach gefunden. Der Podhaler ist zu gleicher Zeit Tischler, Schmied, Schlosser, Zimmermann, Stellmacher, Weber, Schneider, Landbauer, Musiker und Dichter. Sein wichtigster Exportartikel ist Leinewand, die er sehr gut herstellt und auf den Märkten von Nowy-Targ und Czarny-Donajec verkauft. Die Gebirgsbewohner bringen wöchentlich oft bis zu 600 Stück, jedes 34 m lang, zu Markte.

Die Feldarbeiten werden mit Pferden verrichtet, die oft wegen Futtermangels zum Herbste verkauft und erst im Frühjahre wieder angeschafft werden. Dieselben sehen nicht sonderlich gut aus, sind aber sicher auf den Füßen und werden von ihren Herren mit einer gewissen Zärtlichkeit behandelt. Auch das Rindvieh, dessen Zahl etwa 30 000 Stück beträgt, wird zum Theil nur über den Sommer gehalten, weil seine Durchwinterung zu theuer wäre; es gehört zur Race Bos brachyceros Rütimeyer's (Bos longifrons Owen) und wird aus verschiedenen Gegenden Ungerns und der Beskiden nach Nowy-Targ auf den Markt getrieben. Der Hauptverdienst der Podhaler während des Sommers erwächst aus dem Fettmachen von Rindvieh auf den Bergweiden und der Bereitung von Schafkäse. Die Hirten, welche dieses Geschäft betreiben, haben eine besondere Organisation. Jede Herde steht unter der Leitung eines Oberschäfers (baca), welchen die bäuerlichen Eigenthümer der Schafe (gazdas) wählen; dieser sucht sich seine Unterschäfer (juhas) aus und ist für sie verantwortlich, überwacht sie und die Käsebereitung, führt aber nie selbst die Thiere zur Weide. Zu Anfang Mai werden dieselben in die Berge getrieben; wer keine eigene Weide besitzt, pachtet dieselbe,

wobei er circa 40 Pf. für ein Schaf während des Sommers bezahlt. Auf dem erwählten Platze beginnen die Schäfer damit, eine Hütte aus Weißtannenholz zu errichten, die im höchsten Grade primitiv ist und weder Fußboden noch Schornstein besitzt. Der Rauch entweicht durch die Ritzen.

Die Schafe, von riesigen bissigen weißen Hunden bewacht, bringen Tag und Nacht im Freien zu. Ihrer 200 bis 600 bilden eine Herde und über je 50 ist ein Hirte gesetzt, dessen Lohn in einem Antheil an dem gewonnenen Käse besteht. Durchschnittlich erhält er täglich ein halbes Kilogramm im Werthe von 50 bis 60 Pfennigen. Andererseits muß er aber dem Eigenthümer für jedes von den Bären zerrissene Schaf etwa 10 Mark zahlen, eine Summe, die auf die Hälfte ermäßigt wird, wenn er den Kopf des Thieres zur Stelle bringen kann. Die Schafe werden täglich mehrere Mal gemolken, die Milch in einen großen Bottich gegossen und daraus durch Zusatz von Lab Käse bereitet. Die zurückbleibende Molke (zentica), welche noch viel Kaseïn und Fettstoffe enthält — Schafmilch enthält doppelt so viel Butter und 25 Proc. mehr Kaseïn, als Kuhmilch —, bildet die ausschließliche Nahrung der Hirten und ihrer Hunde während ihres Aufenthaltes in den Bergen. Der Mann trinkt davon täglich etwa 4 Liter, wird dabei fett und stark und erfreut sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Es ist das eine Beobachtung, aus welcher die Medicin vielleicht Nutzen ziehen könnte. Dies Beispiel einer ausschließlichen Ernährung durch Molke, Schafmolke wohlverstanden, steht in Europa vielleicht einzig da; denn die von Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt" so gut geschilderten Alpenschäfer trinken zwar auch viel Milch, verzehren daneben aber auch mehlhaltige Speisen, wie Hirse, was die ganze Diät völlig verändert.

Die Kuhhirten der Tatra führen ein ganz anderes Leben; jeder von ihnen wirthschaftet auf seine eigene Faust; statt von Molken leben sie von Hafer, Kartoffeln und Milch. Den größten Theil der erzielten Milch verarbeiten sie zu Butter und Käse.

Im Winter leben die Hirten, wie die übrigen Bergbewohner, meist von Hafer, wozu etwas Käse und Sauerkraut kommt. Die tägliche Ernährung eines Menschen kommt dort auf etwa 50 Pf. zu stehen, während er als Arbeiter höchstens das Doppelte davon verdienen kann. Ein Dienstmädchen erhält jährlich 24 Mark Lohn, 2 Mark an Geschenken, 18 m Leinewand und Leder zu zwei Paar Schuhen, ein Knecht 40 Mark und einige Kleidungsstücke. Ein Bauer giebt das ganze Jahr hindurch selten mehr als 400 Mark aus, die Löhne für die Dienstboten inbegriffen.

In der Kleidung macht der Podhaler keine größeren Ansprüche, als bei der Nahrung. Die vollständigste Tracht besteht aus einer enganliegenden Hose von weißer Leinewand, einem sehr kurzen, vorn mit einer Messingspange geschmückten Hemde, aus einer ledernen, ärmellosen, innen mit Schaffell gefütterten Weste (serdak), einem kurzen Mantel von weißer Leinewand (cuha), Sandalen und einem mit Muscheln verzierten Filzhute. Beim Gehen haben sie stets einen oben mit einer Axt versehenen Stock (ciupaga) in der Hand. Die Frauen tragen häufig die ärmellose Männerweste; aber die schlechten von den Juden importirten Baumwollstoffe, die sie gern wählen, nehmen ihrer Tracht alles Malerische. Abweichend von anderen Gegenden Polens sind sie selten hübsch und haben oft runde platte Gesichter mit vorspringenden Backenknochen, wie man sie bei den Slaven häufig findet. Die Männer rasiren sich stets, und nur gediente Soldaten tragen einen Schnurrbart. Einem Vollbart begegnet man nie; derselbe gilt für das Abzeichen eines Bettlers.

Trotz des sehr bescheidenen Einkommens, welches die Podhaler aus ihren Feldern, Herden, Wäldern und verschiedenen Industrien beziehen, besitzen sie meist ein kleines Vermögen, haben eine Hütte, ein Feld, Pferd und Wagen. Ihr Loos scheint ihnen keineswegs beklagenswerth; sie wissen sehr wohl, daß sie ihre Erfolge nur ihrer Thätigkeit zu verdanken haben, und halten sich deshalb für etwas Besseres, als die anderen Galizier, deren Existenz trotz ihrer fruchtbareren Felder eine viel elendere ist.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

II.

3. Die Götterlehre.

Der wichtigste Theil der wotjäkischen Mythologie, die eigentliche Götterlehre, ist leider bislang noch am wenigsten erforscht. Was wir darüber wissen, ist recht dürftig, und namentlich über das Verhältniß der einzelnen Götter zu einander ist wenig bekannt. Der vornehmste Gott der Wotjäken ist inmar (ilmer, Rytschkow), der Gott des Himmels. Das dürfte überhaupt immer die Regel sein, daß der Gott des Himmels als der vornehmste verehrt wird, denn der Himmel umfaßt die ganze Welt, er scheint unendlich. Er mit seinen unendlich verschiedenen schönen und schrecklichen Erscheinungen hat gewiß stets den Menschengeist am mächtigsten zur Ehrfurcht gezwungen. Unter dem Einflusse der monotheistischen Religionsbekenntnisse der umgebenden christlichen und mohammedanischen Völker hat inmar noch an Macht gewonnen, er ist in manchen Gegenden schon der Gott par excellence, und er ist prädestinirt alle seine Kollegen zu überleben und den christlichen Gott zu repräsentiren. Es ist daher bei Jahrhunderte langem Einfluß des Christenthums sehr schwer, ja vielleicht unmöglich, den ursprünglichen Kern aus dem christlichen Beiwerk heraus zu schälen.

Castrèn kommt in seinen Vorlesungen über finnische Mythologie immer darauf zurück, daß die finnisch-ugrischen Völker anfangs immer unmittelbar die sinnliche Natur angebetet haben und dann erst zur Vorstellung eines lebenden geistigen Wesens gelangt sind, welches sich in der Natur verbirgt, und so zu unterscheiden lernten zwischen dem Himmel und dem Gott des Himmels, dem Wasser und dem Gott des Wassers. Auf solchen Ursprung weisen vielleicht auch unsere deutschen Redensarten: der Himmel weiß, der Himmel behüte, 2c. hin. Diese Ansicht Castrèns nun wird

nach Aminoff durchaus bestätigt durch die Betrachtung der wotjäkischen Gebete. Die gegenwärtige Bezeichnung für Gott (den Gott des Himmels) ist inmar, aber er werde nur in den Opfern angerufen, welche mit dem Ackerbau in Zusammenhang stehen und also neuern Ursprungs sind. In den häuslichen Familien- und kuala-Gebeten, welche ohne Zweifel die ältesten seien, trete die alte ursprüngliche Naturverehrung offen zu Tage. Da würde nicht inmar angerufen, sondern invu oder vu. Das Wort in entspricht dem finnischen ilm und heißt Himmel, vu heißt Wasser.

Die Wotjäken hätten also ursprünglich den Himmel, in, als Gott verehrt und dann erst unter der Bezeichnung invu das befruchtende, himmlische Regenwasser vergöttert. Die gegenwärtige neuere Bezeichnung inmar scheint zusammengesetzt aus in, Himmel, und mar, welcher, und würde des Wortes eigentliche Bedeutung sein: der im Himmel, der Himmlische. Diese Bezeichnung sei gewiß zu einer Zeit entstanden, wo man sich die Götter schon als persönliche Wesen vorstellte. Ich selbst darf mich nun in philologischen Dingen in eine Polemik nicht einlassen, doch scheint mir diese Deutung etwas künstlich. Da in mit dem finnischen ilm identisch ist, so scheint es mir naheliegend, daß der wotjäkische inmar und der finnische ilmarinen gleichfalls identisch sind.

Nach Bechterew wird dem inmar bisweilen das Beiwort vylys' (hoch, in der Höhe, der höchste) beigelegt und „kolysin, der wahrhafte" (?). In einigen meiner Gebete wird ihm das Attribut kylts'in beigelegt, von kyldis', Schöpfer, und in, Himmel, was also „schaffender Himmel" heißen würde oder überhaupt Schöpfer, da in in dieser und ähnlichen Zusammensetzungen als die schon erwähnte älteste Gottesbezeichnung anzusehen ist. Dies würde mit der von Bechterew berichteten Sage stimmen, daß inmar die Menschen, Thiere und Pflanzen geschaffen habe und auch noch beständig weiter schaffe. Ich habe aber starken Grund anzunehmen, daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Personen sind. In einem meiner Hochzeitsgebete lautet die Anrede: Gott inmar, Gott kylts'in, was kaum anders aufgefaßt werden kann, als daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Götter sind, und ich hörte denn auch von malmyshschen Wotjäken die Erklärung, inmar sei Gott Vater, inmar kylts'in dagegen Jesus Christus, woraus geschlossen werden muß, daß im Bewußtsein des Volkes beide Bezeichnungen als zwei verschiedenen Personen angehörig gelten. Nach Gawrilow folgt kylts'in oder kyltšin dem Menschen überall hin zu seinem Schutze, zur Rechten gehend, während šaitan, der Satan, Böses sinnend ihn zur Linken überall begleite. Die Legende ist zwar, wenigstens den šaitan betreffend, christlich-hebräischen Ursprungs, beweist aber gleichfalls die Selbständigkeit kylts'ins. Das Zeitwort kyldyny nun, wovon kyldis' abgeleitet ist, heißt nicht nur schaffen, gründen, sondern auch, und dies ist die verbreitetere Bedeutung, schwanger werden. Es liegt also nahe, kylts'in mit der Fruchtbarkeit des Weibes in Zusammenhang zu bringen. In der That wurde nun die Hochzeit, der ich beiwohnte, mit einem Liede eingeleitet, in welchem inmar und kylts'in um Glück angefleht werden, und Gawrilow führt an, daß das Opfergebet bei der Verlobung mit den Worten schließt: „Auch du, kyldis'in, verlasse sie nicht." Ich dürfte demnach kaum fehlgreifen, wenn ich annehme, daß ebenso wie Gott mukylts'in (mu = Erde), den wir noch kennen lernen werden, die Fruchtbarkeit der Felder bestimmt, ebenso kylts'in wegen der Fruchtbarkeit der Weiber angerufen wird. Die von Rytschkow genannte kaldyni mumas (mumi = Mutter) dürfte mit kylts'in zusammenfallen, und von dieser berichtet er direkt, sie sei ilmer's (inmar's) Mutter und werde von den wotjäkischen Weibern ihrer Fruchtbarkeit und glücklichen Entbindung wegen angerufen und von den Mädchen um glückliche Heirath. Ihr werden bei einem öffentlichen Feste von den Weibern weiße Schafe geopfert, doch auch von einzelnen Weibern.

In der Gegenwart scheint allerdings das Wort kylts'in meist bloß als Attribut für inmar gebraucht zu werden.

Als weitere Gottheit des Himmels nennt Aminoff die guduri mumy, die finnische jurinä mummo, die Göttin des Gewitters. Ihr opfern die Wotjäken bei den Feldopferfesten (busy vos') ein Schaf und bitten sie dabei, daß sie die Saat vor Sturzregen, Gewitter und Orkanen bewahre. Rytschkow nennt als Göttin des Himmels noch šundu mumy, Mutter der Sonne (Mutter Sonne?), und berichtet, daß sie bei Krankheiten angerufen werde. Ihr werden am Ostertage Brod und Grütze geopfert. Alle, sowohl Männer wie Weiber, erzählt er, gehen bei Anbruch des Tages auf einen freien Platz im Walde oder aufs Feld und schreien alle zugleich, auf den Knieen liegend, gegen die aufgehende Sonne gewandt: „Mutter der Sonne, errette unsere Kinder von der Krankheit." Darauf fallen sie mit dem Angesicht zur Erde, stehen auf und essen alle zusammen die Opferspeise.

In den Gebeten zu den Gottheiten der Erde kommen die Bezeichnungen mukylts'in und mumai vor. Das erstere heißt wörtlich: Erd-Schöpfer-Himmel, das würde bedeuten: der die Erde befruchtende Himmel, welchen man sich als männliche Gottheit im Gegensatz zur Mutter Erde vorgestellt zu haben scheint (Aminoff). Die ursprüngliche Bedeutung habe sich aber im Bewußtsein des Volkes vollkommen verloren, und man verstehe gegenwärtig darunter eine männliche, in der Erde wohnende Gottheit.

Castrèn vertritt die Ansicht, daß auch die alten Finnen die Erde als eine weibliche Gottheit aufgefaßt haben. In den Gebeten der ufaschen Wotjäken nun und in einem der wjätkaschen werde mukylts'in mumi genannt, d. h. Mutter, aber in den übrigen finde man statt dessen mumai, welches die wotjäkischen Priester, welche Aminoff über seine Bedeutung befragte, gleichfalls als Mutter Erde deuteten.

Georgi erwähnt noch den saltan djes, den „guten saltan", als Schutzgeist des lud. Saltan ist insofern interessant, als er auch in der mordwinischen Götterlehre als Gott der Erde vorkommt (Melnikow); gleichwohl erscheint mir der wotjäkische saltan problematisch. Einmal ist der Gott, welcher im lud verehrt wird, in der Regel ein schlimmer Geist, wie man aus den Gebeten urtheilen kann. Es wird dort zum invu oder kozma oder lud peri, dem bösen Geist des Hains, gebetet. Das Gebet beginnt aber in der Regel mit den Worten: salton dz'ets' kyts'pue, d. h. tritt wohlwollend auf die Birkenzweige; es wird eben, wie schon erwähnt, das Opfer auf Birkenzweige gelegt. Ob nicht diese Worte salton dz'ets' Anlaß zu einem Irrthum gegeben haben? Djes ist jedenfalls identisch mit dz'ets', wie die Bedeutung beweist. Die Wotjäken, welche ich befragte, wissen weder vom saltan djes etwas, noch vom sompan dis, den Bechterew als „Geist Erhalter, Bewahrer" nennt.

Ein Attribut, das den Göttern sehr häufig beigelegt wird, ist osto oder oste, dessen eigentliche Bedeutung den Wotjäken selbst verloren zu sein scheint; sie übersetzen es stets mit dem russischen pomilui, d. h. erbarme dich, ja selbst einen Niesenden hörte ich nach jedem Prusten oste oder oste inmar ausrufen. Nach Aminoff wird dieses Attribut nur den männlichen Gottheiten wie in, invu, inmar, mukylts'in beigelegt, und er ist der Meinung, daß

das Wort möglicher Weise mit dem ungarischen iste, Gott, dem finnischen isä, Vater, zusammenhänge.

Auch die Bezeichnung ebyr wird manchmal den Götternamen beigelegt, deren eigentliche Bedeutung ebenfalls unklar ist. Das Wort mit Engel zu übersetzen, wie Wiedemann es that, hat nur Werth für einen Bibelübersetzer.

Als eigene Schutzgottheit des Hauses wird der voršud angebetet, und andererseits wird diese Bezeichnung jetzt häufig dem inmar als Attribut beigelegt. Die Ableitung des Wortes dürfte wohl sein: vordyny, erzeugen, erhalten, und šud, Glück; die Bedeutung des Wortes wäre also etwa Glückerhalter.

Der voršud spielt eine ziemlich bedeutende Rolle. Er wurde früher, wie ich weiter noch ausführlich nachweisen werde, in Form eines kleinen Götzenbildes verehrt, das im kuala auf dem džadžy seinen Platz hatte, gewöhnlich auf einem Bündel von Birken- oder Tannenzweigen, die mudor hießen. Bisweilen wurde er auch in dem schon beschriebenen auf dem džadžy stehenden Kästchen verwahrt. Vielleicht wäre es richtiger sich so auszudrücken, daß das Götzenbild, das im kuala verehrt wurde, als Glückserzeuger oder Glückserhalter angesehen wurde und daher den Namen voršud erhielt. Die aus Kupfer gegossenen Figuren aus der Eisenzeit, die man im wjätkaschen und permschen Gouvernement vielfach gefunden hat, weist Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als dort entstanden nach. Mit Vorliebe sind Thierfiguren mit Menschengesichtern abgebildet, besonders häufig Vögel mit einem Menschengesicht auf der Brust, ferner häufig Bärenfiguren. Prof. Aspelin, welcher in seinem Werke mehrere derselben abbildet, deutet sie mit dem allergrößten Recht als Idole, und sehr wahrscheinlich ist, daß sie die alte Form des voršud darstellen, um so mehr, als aus den von neueren Schriftstellern (Bechterew, Ostrowsky) gemachten Andeutungen hervorgeht, daß der voršud noch jetzt ein roh aus Holz geschnitztes Thier, meist einen Vogel, darstelle.

Nach Gawrilow sind Synonyma des voršud: sud vordyś, Glückserhalter, und vož šud, junges Glück; er führt an, daß derselbe einerseits Glück (hauptsächlich materielles) geben, andererseits aber auch desselben berauben könne, und zwar soll es in einzelnen Gegenden verschiedene Namen für die voršud'e geben. Als solche führt er an: bigra, dz'um'ja, kak'sä, džikja, kušja, menja, purga, selta, tuklä, ulä, pebja, tšola, tšäb'jä, tšuija, ebga, tšipja. Er ist der Meinung, daß diese voršud'e nach den Namen glücklicher Weiber so genannt wurden, und meint, diese Weiber könnten vielleicht auch früher angebetet worden sein. Eine Begründung dieser Ansicht giebt er nicht; an einer andern Stelle macht er die Mittheilung, einem neugeborenen Mädchen gebe die Großmutter gleich nach der Geburt den Namen des voršud, zu welchem des Kindes Vater gehörte; doch werde sie als Mädchen nie bei diesem Namen genannt, nach der Verheirathung aber führe sie fast nur denselben bis zum Tode. Gerade diese Mittheilung aber möchte ich mit Vorsicht aufnehmen, denn einerseits ist gar nicht gesagt, welchen Namen das Mädchen bis zur Verheirathung führt, und andererseits war es in der Nähe der erwähnten Fabrik üblich, daß die Frau nach der Verheirathung den Namen des Dorfes annahm, aus welchem sie stammte. Einige der von Gawrilow angeführten voršud-Namen, wie purga und tukl'ä, sind mir bekannte Dorfnamen. Mir scheint die Sache sich so zu verhalten, daß jede Familie ihren voršud hat, den sie im häuslichen kuala verehrt, jedes Dorf den seinen, dem im gurt kuala geopfert wird, und von dem das Dorf vielleicht seinen Namen hat, und daß eine Gemeinschaft von mehreren Dörfern hinwiederum ihrem gemeinsamen Glückserhalter im badzym kuala dient. Bei der Verlobung bittet der Aelteste der Familie des Mädchens oder ihr Vater den inmar und die voršud'e um Glück für die sich Verlobenden und nennt den Namen des voršud, welchen sie sich zueignen wollen. Auffallend ist noch, daß die von Gawrilow angeführten voršud-Namen alle auf a oder ä endigen.

Ehe ich zu den weiteren niederen Gottheiten übergehe, möchte ich zunächst noch die anderen Völkern entlehnten Gottheiten betrachten. Da ist zunächst das mächtige böse Princip zu erwähnen: peri, böser Geist, šaitan, Satan, keremet. Alle drei Bezeichnungen sind entlehnt und werden alle demselben bösen Wesen beigelegt. Die Bezeichnung keremet scheint im Norden vollständig unbekannt und im Süden von den Tscheremissen entlehnt zu sein, die sie ihrerseits wahrscheinlich von den Tataren haben. Bechterew und Ostrowsky erzählen einige Sagen über ihn, die zum Theil der jüdischen Satanassage nachgebildet sind. Von der Erschaffung der Welt wissen die Wotjäken nichts, aber die Menschen, Thiere und Pflanzen haben ihre Existenz inmar zu verdanken. Den ersten Menschen machte dieser aus rothem Thon und setzte ihn ins Paradies, von dessen Früchten jener sich nährte. Mit dem Schöpfungswerke fertig geworden, schickte er seinen jüngern Bruder keremet auf die Erde. Dieser fand alles gut, nur der Mensch war bekümmert. Er meldete dies inmar, und dieser lehrte den Menschen kumyška [1]) brauen. Bei einer zweiten Besichtigung nun fand keremet den Menschen gleichwohl bekümmert, obgleich er im Uebermaß von dem Geschenke des inmar Gebrauch machte. Er berichtete dies inmar, dieser aber erzürnte heftig und nannte seinen Bruder einen Lügner. Der ärgerte sich seinerseits, spie ihm ins Gesicht und verbarg sich. Seitdem stammt die Feindschaft beider, und alle wohlwollenden Pläne des inmar versucht keremet zu durchkreuzen. Der erstere überzeugte sich nun durch eigenen Augenschein, daß der Mensch in der That niedergeschlagen war und befragte ihn um die Ursache. Ich brauche ein Weib! beeilte sich dieser zu antworten. Sein Wunsch wurde erfüllt, jedoch mit der Bedingung, ein ganzes Jahr lang kein kumyška zu trinken, da dasselbe von keremet verunreinigt war. Da aber dieser fast ebenso mächtig war wie inmar, so that er das Seine bei Erschaffung des Weibes und gab ihr die Eigenschaften der Neugier und des Ahnens der Zukunft, woher es denn auch stammen mag, daß der Rath der Frau bei den Wotjäken einen großen Einfluß hat und sie überhaupt eine sehr angesehene Stellung einnimmt. Für diese That verfluchte inmar den keremet, wodurch die Möglichkeit der Versöhnung ausgeschlossen wurde. Einmal nun sah das Weib eine verdeckte Schale mit kumyška stehen, und da sie ja neugierig war, trank sie etwas davon und gab auch ihrem Manne zu trinken. In dieses kumyška hatte aber keremet den Tod und die Sünde gesetzt. Die Menschen wurden sterblich und sündig. Nachdem übrigens die erste Menschschöpfung mißlungen war, schuf inmar noch einige Paare an anderen Stellen und gab ihnen zum Schutze vor keremet einen großen schwarzen Hund.

Die Sünden der Menschen soll aber inmar nicht diesen selbst, sondern nur dem keremet zur Last legen, so daß der Mensch selbst also eigentlich nicht sündigt. Wir sehen, die ganze Sage ist offenbar der jüdisch-christlich-mohammedanischen entlehnt, erscheint jedoch etwas logischer als diese.

Der Hund soll aber seitdem eine sehr geehrte Stellung bei den Wotjäken einnehmen. Er soll vor allen Thieren dem inmar am nächsten stehen und die Gabe haben, die bösen Geister zu sehen. Wenn ein Hund daher ohne sichtbare Ursache

[1]) Dies ist ein leichter hausgebrannter Kornbranntwein.

bellt, so versucht er einen von ihm gesehenen šaitan zu verscheuchen. Auf jedem Wotjäkenhofe finden sich mehrere Hunde.

Den rothen Lehm aber, aus welchem inmar den Menschen schuf, versteckte er tief unter die Erde, damit keremet damit keinen Mißbrauch treiben sollte. Hiermit soll es zusammenhängen, daß die Wotjäken ihre Leichen stets nur in rothem Lehm begraben.

Obgleich übrigens der keremet ein mächtiger Geist ist, so scheint er doch auch bei den Wotjäken der dumme Teufel zu sein; wenigstens berichten Ostrowsky und Bechterew, daß die Tscheremissen wie auch die Wotjäken ihn leicht betrügen zu können meinen. Charakteristisch ist noch folgender von Ostrowsky erzählter Vorfall aus den vierziger Jahren: Die Wotjäken im Malmyshschen Kreise waren wiederholt von Mißernten heimgesucht worden. Die Bauern wußten nicht, wie der Noth abzuhelfen, und kamen endlich auf den Gedanken, der keremet ärgere sich, weil er unverheirathet sei. Es fuhren daher mehrere Greise nach Tšura und verständigten sich mit den dortigen Wotjäken. Darauf kehrten sie nach Hause zurück, versorgten sich reichlich mit Branntwein und fuhren nun mit geschmückten Wagen und Pferden unter Glockengeklingel im Aufzuge, wie er beim Abholen der Braut üblich ist, nach Tšura direkt auf den Opferhain, tranken und aßen dort fröhlich die ganze Nacht, und am Morgen schnitten sie etwa eine Quadratarschin Rasen aus dem Boden des Haines und kehrten damit nach Hause zurück. Diese sonderbare Hochzeit hatte aber für die Tšuraschen Bauern, welche an derselben Theil genommen, üble Folgen. Zum Unglück gerieth das Brot im Malmyshschen Kreise zwar gut, in Tšura aber schlecht, und jene Bauern wurden daher von den Mitgliedern ihres Dorfes übel behandelt. Was sie sich bei dieser Hochzeit dachten, ist nicht leicht sich vorzustellen. Vielleicht wollten sie, wie Bechterew meint, keremet mit der wohlwollenden und fruchtbaren mukylts'in, der Frau Erde, vermählen, damit sie ihn günstig beeinflusse.

Mit der Bezeichnung šaitan wird übrigens bei den Wotjäken nicht nur der jüdische Satanas belegt, von dem sie sehr wenig wissen, sondern sie benennen so hauptsächlich ihre eigenen bösen Geister, namentlich im Gespräch mit Russen, gleichsam als Uebersetzung. Wenn ich z. B. fragte: wer ist kozma? (ein Waldgeist), so war die Antwort: das ist ein šaitan; ebenso wurde mir ein böser Feldgeist (urbetš), ein Krankheitsgeist (kyl'dei) und der Wassermann (vu murt) mit dem Worte šaitan übersetzt. Offenbar wollen sie damit dem Frager mit einem ihm verständlichen Ausdrucke solche unübersetzbaren Begriffe in seine Sprache übertragen, zugleich hoffend, damit weiteren Erörterungen zu entgehen. Ein eigenes wesenhaftes Gebilde, ein Gott mit Namen šaitan, existirt bei ihnen nicht. In manchen mehr russificirten Gegenden aber wird jetzt in der That in den Gebeten oder Beschwörungsformeln, in welchen sonst kyl' dei oder urbetš genannt wird, šaitan erwähnt. Dasselbe dürfte in Bezug auf keremet und peri gelten. Außer den bösen Geistern haben die Wotjäken den Christen aber auch gute Götter entlehnt, vor allen den russischen Heiligen Nikolaus den Wunderthäter, der übrigens auch bei den Russen des größten Ansehens genießt. Namentlich sehen nach Bechterew die Wotjäken im jelabugaschen Kreise seine drei jüngeren Brüder, welche sie bul'd nennen sollen, als ihre eigenen Schutzgötter an und bringen ihnen alle drei Jahre große gemeinsame Opfer dar, wobei viel Volk zusammenströmt. Dem heiligen Nikolaus wird nach dem Zeugniß der Schriftsteller auch von heidnischen Wotjäken geopfert. Namentlich gern soll er sich wie seine Brüder auf einigen Hügeln aufhalten, wo ihm auch geopfert wird. Uebrigens sollen ihm auch in der Kirche nicht selten Wachslichte dargebracht werden. Der ungetaufte Wotjäke kniet dann andachtsvoll vor dem Bilde und verbeugt sich beständig bis zur Erde, ohne aber sich zu bekreuzigen, wie die getauften es thun, bis das Licht ausgebrannt ist.

Ob der Gott kozma, der in einigen meiner Gebete und Beschwörungsformeln vorkommt, dem griechischen Heiligen gleichen Namens entspricht oder aber eine einheimische Gottheit ist, weiß ich nicht zu entscheiden, doch scheint mir das letztere wahrscheinlicher. Er scheint als Feld- oder Waldgott üblen Schlages zu gelten, doch von nicht unbedeutender Macht, denn er kehrt nicht selten in den Gebeten und Beschwörungsformeln wieder und ihm wird auch das Attribut osto gegeben wie den großen Gottheiten inmar, invu &c. Er wird in einem Gebet mit dem Attribut ebyr, Gott oder Herr, angeredet, das sonst auch inmar zukommen soll (Wiedemann), und gebeten, das Vieh nicht in Schluchten zu stürzen, das Korn nicht von Ungeziefer vernichten zu lassen. In einem andern Gebet wird er tel' kuz'o, Herr des Waldes, genannt und um gute Jagdbeute angefleht[1]).

Als schlimmer Waldgeist niedern Schlages, der den Menschen gern schadet, wird auch urbets oder urves' angesehen. Aminoff nennt den Waldgeist einfach n'ules kuzo', was identisch ist mit tel' kuzo'. Bechterew nennt ihn n'ules n'un'ä oder tšatšes n'un'ä, was beides die gleiche Bedeutung, Waldoheim, hat. Mit diesem Namen wird aber gewöhnlich der Bär angeredet, weshalb ich glaube, daß seine Angabe auf Mißverständniß beruht. Der Bär genießt ja allerdings bei verschiedenen finnischen Völkern eine halb göttliche Verehrung, wie bei den Lappen und alten Finnen. Die letzteren überredeten (Kalewala) den getödteten Bären, daß er nicht erschlagen worden sei, sondern selbst vom Baume gefallen &c. Die Lappen wie Finnen reden ihn nicht mit seinem eigenen Namen an, sondern mit allerhand Schmeichelnamen; in derselben Weise wird er auch von den Wotjäken in halb scherzhafter, halb ehrfürchtiger Weise tel' n'unä', Waldoheim, genannt (tel' wie n'ules wie tšatša haben die Bedeutung Wald). Auch mit dem Worte moko redet man ihn scherzhafter Weise an. Man traut einem verwundeten Bären zu, daß er einen Feind fortan kenne und verfolge; eine Anschauung, die schon vor 100 Jahren bekannt war (Georgi) und noch jetzt fortbesteht.

Als Waldgeister werden von Gawrilow noch der lud murt, Hainmensch, und von Bechterew alida genannt. Dieser habe ein einziges großes Auge, und eines seiner Beine sei nach hinten verkehrt. Er erwürge verirrte Wanderer im Walde.

Im Wasser herrscht der vu kuz'o, Wasserherr, oder vu murt, Wassermensch. Die kazanschen Wotjäken opfern, erzählt Aminoff, im Herbst dem Wasser eine Ente und beten dabei, daß der Besitz an Enten und Gänsen immer reich sein möge. Im Wjätkaschen opfere man bei der Geburt eines Kindes dem Wasserherrn eine Ente. Dieses ist aber nicht Regel. Nach Georgi wurde das „vu v'äs'ä", „das erzürnte Wasser", auch als Ursache von Krankheiten angesehen und ihm geopfert. Ehe man ein Boot besteigt,

[1]) Herr Aminoff theilt mir brieflich mit, daß kozma kein Gott sei, sondern der Imperativ des Verbums kozmale, segnen. Hierauf kann ich nur sagen, daß die Wotjäken, welche ich befragte, mir antworteten: „das ist ein gewisser šaitan (russisch: kakoi-to šaitan). Im malm. Kreise wird in der Regel osto kozma gesagt; osto oder oste kommt aber, soviel mir bekannt, nie allein vor, sondern nur als Attribut eines Gottes. Gawrilow, ein guter Kenner der Wotjäken und ihrer Sprache, sagt: „Die wirkliche Bedeutung dieses Wortes kennt kein Wotjäke." Mit der Uebersetzung „segne" sind die Wotjäken immer rasch zur Hand. Mir wurde das Wort oste auch immer mit „segne" übersetzt.

wirft man ein Bündel Gras ins Wasser mit den Worten: en kuty mone, halte mich nicht! Bisweilen zieht der vu kuz'o Badende hinab in die Tiefe und zerschlägt das Eis unter dem darauf Wandelnden, so daß er hinabsinken muß in die Fluthen, ein Opfer dem Herrn des Wassers. Dieser hat die Gestalt eines gewöhnlichen Fisches. Die Fischer sehen ihn bisweilen des Nachts beim Fischestechen mit Fackeln und erkennen ihn daran, daß er mit dem Kopf stromabwärts gerichtet schläft, während die wirklichen Fische in der Nacht den Kopf stets stromaufwärts gerichtet haben.

Während diese Geister bösartiger Natur sind, vor denen man beständig auf der Hut sein muß, die man beständig durch Opfer besänftigen oder durch die Macht der großen Götter, namentlich inmar's, sich fern zu halten suchen muß, so giebt es aber auch einen freundlichen Geist, der im Verein mit seiner Familie dem Menschen nützlich ist, dies ist der korka kuz'o, Zimmerherr oder Zimmerwirth, nach Aminoff auch vyž-ul-kuz'o genannt, d. h. der Herr unter der Diele. Wie schon diese letztere Bezeichnung andeutet, stellt man sich vor, daß er unter der Diele des Zimmers wohnt. Er ist ein freundlicher Beschützer des Hauses und entspricht etwa dem deutschen Heinzelmännchen. Wenn ein Haus fertig gebaut ist, wird ihm ein schwarzer Widder auf dem Hofe des Hauses geopfert mit den Worten: „Zimmerherr, wohl erhalte und bewahre uns, laß es warm und weich sein in der Hütte.“

Wenn ein Sohn sich einen eigenen Haushalt anlegt, erzählt Aminoff, so geht er unter die Diele des Vaterhauses, nimmt dort Erde und darauf Feuer vom Herde der Vaterhütte und bittet des Hausgeistes jüngsten Sohn ihm in sein neues Heim zu folgen.

Wenn der korka kuz'o mit irgend etwas nicht zufrieden ist, so pfeift er und saust und schüttelt das Haus, daß es bebt, oder aber er piepst in kläglichem Ton unter der Diele, worauf man sich dann beeilt ihm ein Opfer darzubringen, ja nach Aminoff soll ihm jeden Herbst ein Huhn geopfert werden; doch ist das nicht überall die Regel.

Wie der korka kuz'o im Hause waltet, so der kuz'irsy in Hof und Stall. Er führt den Beinamen gid ut'is, des Hofes Bewahrer, und wohnt in der Badstube oder sonst in unbewohnten Räumen. In der Badstube hat man ihn bisweilen gesehen. Er sieht aus wie ein gewöhnlicher Mensch, nur hat er ein einziges großes Auge in der Mitte der Stirn. Er ist zwar im Allgemeinen auch ein freundlicher Geselle, doch hat er auch seine Tücken. Unter dem Vieh und den Pferden hat er seine Lieblinge, die er des Nachts reichlich füttert. Solche Thiere sind immer fett und wohlgenährt, ob man ihnen Futter giebt oder nicht; leider thut er das aber auf Kosten der anderen, welche deshalb ohne ersichtlichen Grund immer mager bleiben, man mag sie füttern so viel man wolle. Solchen armen Kühen melkt er des Nachts auch die Milch ab. Die Pferde benutzt er in nächtlicher Weile zum Reiten; man findet sie dann am Morgen abgemattet mit Schaum bedeckt. Solch ein Pferd muß dann verkauft werden. Seine Lieblingspferde dagegen mißbraucht er nie in dieser Weise.

Nach Bechterew schlägt bisweilen ein schlimmer, übrigens aber untergeordneter Geist, Namens albast, seinen Wohnsitz in unbewohnten Räumen auf. Man könne ihn nicht anders los werden, als indem man das betreffende Gebäude verbrennt. Allerdings ein radikales Mittel.

In unmittelbar sinnlicher Weise wird nach Aminoff zum Feuer (tyl) und zum Winde (töl) gebetet. Letzterem opfert man während der Feldopfer eine Ente, gießt ihr Blut auf die Erde und betet, daß der Wind nicht zu heftig über die Ackerfelder fahre, sondern warme Winde und warme Regen kommen.

Die erwähnten Geister sind nur ein kleiner Theil von denen, welche die ganze Natur bevölkern. Jeder Baum, jeder Hügel hat seinen Schutzgeist und den hervorragendsten unter diesen werden gelegentlich auch Opfer dargebracht. Namentlich sehr alte Bäume betrachtet man mit Ehrfurcht. Auch die Krankheiten werden als persönliche böse Geister angesehen, welche in den menschlichen Körper fahren oder einen Theil desselben schlagen oder berühren (Aminoff). Die in einem meiner Gebete genannten kyl' dei scheinen solche Krankheitsgeister zu sein. So sind wohl die Angaben Bechterew's zu erklären, daß man bei Krankheiten Speisen außerhalb der Hütte ans Fenster stellt, offenbar damit die Geister sich daran satt essen und den Menschen in Frieden lassen sollen. Man lege auch unter das Kopfende des Bettes oder an die Thürschwelle ein Messer, oder Beil, oder Sichel. Bei Epidemieen werden rings um das Dorf Stangen gestellt, deren obere Enden in drei Theile gespalten sind. Darauf befestige man Lappen mit allerhand Eßwaaren. Ob aber die Krankheiten immer als contagium animatum angesehen werden, oder nur gelegentlich, oder nur gewisse Krankheiten, ist mir nicht klar geworden; jedenfalls können verschiedene andere Götter Krankheiten veranlassen, z. B. invu, vor allen Dingen aber die Manen der Verstorbenen. Diese werden in einigen meiner Gebete angefleht, keine Krankheiten oder Epidemieen auf die Menschen zu werfen. Hieraus läßt sich schließen, daß die Krankheiten zwar als Geißel in der Hand der feindlichen Wesen dienen, nicht aber in diesen Fällen etwas Selbständiges repräsentiren, denn sonst würden die Manen gebeten werden, nicht die Krankheitsgeister zu senden.

Bei den kazanschen Wotjäken scheint bei Krankheiten keremet eine große Rolle zu spielen. Wenn ein Familienglied erkrankt, erzählt Bechterew, so macht man zunächst dem Gotte Gelübde. Man legt in ein Läppchen einige Kupferstücke und sagt: „Für dieses Geld, keremet, kaufe ich dir ein Pferd, du aber schenke meinem Kranken das Leben.“ Darauf legt man Silbermünzen mit den Worten: „Mit dem Silber schmücke ich deines Pferdes Mähne.“ Dann schüttet man Mehl darauf und sagt: „Brot wollen wir dir backen; nur gieb meinem Kranken Gesundheit.“ Das Läppchen wird zusammengewickelt und an der Decke oder unter dem Dache aufgehängt. Bisweilen sollen sich eine große Zahl solcher Pfänder (posul) in einem Hause ansammeln. Wenn sich die Leiden des Kranken nicht vermindern, so wird der usto tuno gerufen und gefragt, welches Opfer man dem keremet darbringen muß. Jetzt nimmt man die Pfänder des keremet fort. Die Frau backt ungesäuertes Brot, verschiedene Sprüche murmelnd, der Mann nimmt dasselbe nebst Salz und Eiern und bringt zusammen mit dem tuno das bestimmte Opferthier mit den anderen Vorräthen im lud dem keremet zum Opfer. Es soll bemerkt worden sein, daß die armen Leute viel häufiger vom Gotte heimgesucht werden, als die reicheren, denn sie opfern weniger und betrügen ihn häufig, was er, obgleich er dumm ist, doch bisweilen merkt.

In der Nähe der Fabrik stellt der tuno für eine Krankheit auf folgende Weise seine Prognose. Er legt eine Kohle, einen Stein und ein Stück Brot derart auf den Tisch, daß sie ein Dreieck bilden, spießt ein Stück Brotrinde auf eine Nadel, fädelt diese ein, und sie am Faden haltend läßt er sie über der Mitte des Dreiecks hängen. Den Kopf stützt er dabei in dieselbe Hand, welche den Faden hält. Bald nun geräth die Nadel in Schwingungen. Wenn sie zum Brot hinpendelt, dann wird der Kranke auf jeden Fall

genesen, wenn zur Kohle, so muß er sterben, wenn zum Stein, so hängt das Schicksal des Kranken davon ab, welchen Erfolg das anzustellende Opfer haben wird. Der tuno bestimmt, von welcher Qualität und welchem Geiste und an welchem Orte ein Opfer dargebracht werden soll. Dies wird dann immer mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Zunächst versucht übrigens stets der tuno durch Besprechen zu heilen, in leichteren Fällen kann dies auch der, beziehungsweise die pel'l'äs'kis besorgen.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. Ths. Achelis.

I.

Unfraglich hat von allen Disciplinen der Naturwissenschaft die Ethnologie den größten Einfluß auf die Umgestaltung unserer Weltanschauung ausgeübt; nicht nur in dem Sinne, daß das zur Kritik herangezogene Material durch sie bis ins Unabsehbare fast gewachsen ist, sondern vor Allem in der Verwendung des Stoffes nach der rein theoretischen, völkerpsychologischen und philosophischen Seite hin. Es wäre unnütz hier der Verdienste zu gedenken, die Männer wie Tylor, Peschel, Bastian, Fr. Müller u. A. sich um die Fundamentirung und Ausbildung dieser Wissenschaft erworben haben; allein es will uns scheinen, als ob einmal auch unsere sogenannten „Gebildeten" diesem Zweige menschlichen Wissens so wie so nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken, und andererseits manche Perspektive, die sich bei derartigen Studien eröffnet, nicht beachtet oder genügend gewürdigt ist.

Freilich ist eine solche vorsichtig abwartende Haltung wohl begreiflich, wenn man den fundamentalen Unterschied in der Methode bedenkt, der die Ethnologie beispielsweise von den historischen Disciplinen trennt. Während in diesen auf den chronologischen Zusammenhang, auf die Sicherheit monumentaler oder schriftlicher Ueberlieferung Alles ankommt, bedeutet diese Beziehung für jene Wissenschaft wenig oder nichts; gewohnt also in der Aufeinanderfolge der Ereignisse selbst den leitenden Faden, ja den eigentlichen kausalen Motor zu erblicken, muß es uns überraschen, hier die Thatsachen nicht in ihrer zeitlichen Anordnung, sondern nach ihrer sachlichen Bedeutsamkeit gruppirt zu sehen, einerlei welchem Zeitalter, ja welcher Race sie entlehnt sind. Ist eine bestimmte Institution oder eine Sitte das nothwendige Produkt einer gewissen Entwickelungsstufe, und findet sie sich thatsächlich auf allen diesen Abschnitten des Völkerlebens bei allen Racen in derselben Weise wieder, so ist damit ersichtlich das Princip der historischen Forschung, das sich an einzelne, scharf geschiedene Gruppen hält, durchbrochen und durch ein höheres, allgemeineres, ersetzt. Wir werden dadurch genöthigt, den bisherigen Leitfaden unserer Untersuchung, d. h. den ethnographischen und chronologischen, mit einem andern zu vertauschen, dem diese Momente fremd sind; das ist der Fall bei allen denjenigen Erscheinungen, welche vom rein historischen Standpunkte aus nicht gelöst werden können, sondern als unverständliche Rudimente früherer Kulturperioden belächelt werden, wie z. B. bei der Couvade. Die Sicherheit einer Nachricht, d. h. ihre wissenschaftliche Glaubwürdigkeit, hängt in erster Linie von ihr selbst ab, nicht von der Person des Erzählenden; durch die riesige Menge des Stoffes lassen sich bestimmte Umrisse des Völkerlebens in seinen ersten Anfängen feststellen, die ein für alle Mal jedem Zweifel entrückt sind. Mit diesem objektiven Maßstabe werden also alle Mittheilungen gemessen, passen sie in diesen Rahmen, so werden sie acceptirt, wo nicht verworfen (natürlich wird bei dieser kritischen Sichtung die Thätigkeit des Subjekts in gewisser Weise immer sich bemerkbar machen). Daß für Einzelheiten, die einen kleinern Umfang des Völkerlebens betreffen, immerhin Schwankungen vorkommen können, versteht sich von selbst, und ist noch in dem jüngsten Werk von Hellwald (Naturgeschichte des Menschen, Stuttgart 1881) in Betreff der verschiedenen Beurtheilung zu ersehen, welche die Intelligenz der Australier erfahren hat. Aber die großen Grundzüge für die Entwickelung der menschlischen Race stehen fest und mit der fortschreitenden Ausarbeitung dieses Gemäldes werden alle Fehler der Beobachtung thunlichst ausgeschieden.

Ist diese Methode der Ethnologie, auf möglichst breiter Basis durch Vergleichung die verschiedenen Thatsachen nach ihrer innern Bedeutsamkeit in den richtigen Zusammenhang zu bringen, nothgedrungen anerkannt, so beginnt der Zweifel bei einem andern Punkt sich festzusetzen, nämlich bei der fraglichen Wichtigkeit des ganzen Beginnens. Kaum kann es stärkere Gegensätze geben zwischen der Betrachtung der Natur am Ende vorigen Jahrhunderts, und der üblichen Geringschätzung, mit welcher unsere Bildung auf das Leben der Naturvölker herab zu sehen pflegt. Treffend schildert Hellwald die Stimmungen, welche der idealistischen Entstellung des 18. Säculum zu Grunde lagen: „Eine Art von Civilisationsekel, ein inneres Mißbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigenthümliche Gemüthskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseau's, sie kam theilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schiller's Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine Leiden des jungen Werther's diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Niemand aber war mehr von dieser Gemüthsstörung angesteckt als unser edler Georg Forster, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook selbst und alle seine Begleiter. Sie alle schworen darauf, daß die Wilden besser seien als die Europäer. Die Verfeinerungen der alten Welt erschienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten sie Versündigungen gegen die Natur, ein Gemisch von Lügen und Laster, daher denn auch die Kinder dieser alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Ansichten einiger Querköpfe, sondern der Männer, welche die Ansichten ihrer Zeit beherrschten und dieser nämlichen Zeit zugleich als die höch-

sten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civilisation angesteckten Bewohnern der Südsee die Typen eines idealen, goldenen Menschenalters zu erkennen. Sie hielten sie für offen, genügsam, unverderbt, für Kinder ohne Unterscheidung des Guten und Bösen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswerth." (Hellwald S. 72.) Diese Sucht — pathologisch vielleicht interessant, aber wissenschaftlich unbrauchbar — der eigenen Zerfahrenheit durch ein neues Stimulans aufzuhelfen, dieser Wahn, der Kultur durch ein leeres und täuschendes Spiegelbild einer angeblich jungfräulichen Natur wieder Inhalt und Werth zu verleihen, ist verflogen und hat einer ernsthaften Forschung Platz gemacht; aber gerade jetzt werden häufig die ungläubigen Fragen laut, wozu all' jener Aufwand an Fleiß und Energie, wenn es nur der Kenntniß roher und längst überwundener Perioden in der Völkergeschichte gilt? Freilich mag es ein wohlthuendes Gefühl sein, sich in dem Bewußtsein einer hohen Civilisation glücklich zu schätzen, zu empfinden, „wie herrlich weit wir es gebracht haben," aber nicht geringer darf doch eigentlich das Interesse sein an den früheren Entwickelungsstufen, die erst in allmäliger Succession schließlich jenen Endzustand begründeten. Die Geschichte der Menschheit nach allen Richtungen, sei es in Religion, Recht, Kunst, Sprache u. s. f., ist nicht verständlich, wenn wir uns auf die mehr oder weniger kurze Blüthezeit beschränken, welche den Kulminationspunkt in dieser Entwickelung ausmacht. Diese Wunderschöpfung, die wie früher die griechische Kultur als autochthones Erzeugniß ausgegeben und entsprechend gepriesen wurde, ist ihres mythischen, transcendentalen Ursprungs entkleidet und in ihren einzelnen Bedingungen bloßgelegt. Die Sitten und Institutionen der sogenannten Naturvölker liefern uns den Kommentar, ohne welchen wir unser eigenes sociales Leben nicht verstehen würden; die Existenz jener zu verachten, wäre gerade so weise, als wenn die Kindheit, da sie an intellektueller Reife den späteren Perioden nicht gleichkommt, gänzlich aus dem Dasein gestrichen werden sollte. Es sei nämlich nebenbei bemerkt, daß es ein Naturvolk im scharfen Sinne überhaupt nicht giebt; überall, selbst in den rohesten und dürftigsten Zuständen, haben wir Ansätze zu einer socialen Organisation gefunden, und damit Versuche, die über die rein thierische Existenz hinausführen. Von einem Naturmenschen in eigentlicher Bedeutung zu sprechen, wäre uns erlaubt, wenn man ihn in völlig isolirtem Zustande, dem jegliche Association fehlte, beobachtet hätte; da aber in diesem Falle überhaupt gar keine Entwickelung stattgefunden hätte, nicht einmal eine sprachliche oder gar eine weitere sociale, so brauchen wir diesen Verlust des ethnologischen Materials nicht all zu sehr zu bedauern. (Von den künstlichen Isolirungen, wie die von Kaspar Hauser, ist hier natürlich nicht die Rede.) Hingegen verdient die Thatsache volle Beachtung, auf die Bastian in seiner neuesten Schrift „Die heilige Sage der Polynesier" aufmerksam macht: „Ich fürchte, es wird sich einst eine schwere und bittere Anklage gegen uns erheben, weil wir in der heutigen Epoche des Kontaktes mit den Naturvölkern noch vieles hätten sammeln und retten können, was durch Unbedacht und Sorglosigkeit vor unseren Augen zu Grunde gegangen ist, was noch jetzt in jedem Jahre, an jedem Tage, möchte ich sagen, und jeder Stunde, während wir unthätig zuschauen, dahinschwindet. Jede solcher Lücken aber wird auf das Schmerzlichste empfunden werden, wenn es gilt, in kommenden Tagen für die Induktionsformeln einen statistischen Ueberblick zu gewinnen von der ganzen Mannigfaltigkeit der Variationen, unter denen das Menschengeschlecht auf der Erde in die Erscheinung getreten ist." (Vorrede S. VII.) Zum Beweise für diese Thatsache führt der berühmte Forscher seine Erlebnisse in Oregon an, wo er an einen alten Pionier als besten Kenner der Indianer verwiesen wurde. „Derselbe hatte in seiner Jugend ein halbes Menschenalter mit den Indianern verlebt, indem er als Händler mit ihnen umhergezogen war oder in ihren Ansiedlungen bei ihnen gewohnt hatte. Auch konnte er mir in der That (so weit das Gedächtniß treu blieb) mancherlei interessante Einzelheiten über das tägliche Leben und Treiben geben, sobald ich aber mit meinen Fragen das religiöse Gebiet berührte, war sein Wissen zu Ende." (S. 9.) Hier kann nur verdoppelte Energie trotz des rastlos sich vollziehenden Dahinschwindens der Wilden die werthvollen Kenntnisse retten, die uns zu dem ins Detail gehenden Verständniß irgend eines Volksstammes fehlen. Daß aber diese Wirkung bei einem jeden Zusammentreffen der Europäer oder überhaupt höher kultivirter Racen mit niederen unausbleiblich ist, zeigt eine Vergleichung von Nordasien, Südafrika, Nordamerika und den Südseeinseln. Traditionell wird dieser Umstand lediglich der Härte und Vertilgungswuth des erobernden Stammes zugeschrieben, und ebenso stereotyp werden die Spanier als wahre Teufel verschrien. „Die Grausamkeiten der Spanier in der neuen Welt sind von jeher ein beliebter Stoff für moralhistorische Stilübungen gewesen. Bonwich (The last of the Tasmanians, London 1870) ist ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlassung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäischen Kulturvölkern, so wie sie mit anders gefärbten Menschen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germanischen Völkerschaften zu den blutgierigen Geschöpfen ihres Geschlechts zählen. Nur von den Franzosen, obgleich auch sie nicht gänzlich rein sind, kann man rühmen, daß sie durchschnittlich menschlicher und christlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen seien." (Peschel, Ausland 1870, S. 148.) Diese Worte Peschel's sind ohne Zweifel völlig zutreffend, obwohl sie noch nicht den Grund für die Vernichtung der Naturvölker erschöpfen; auch nicht der Branntwein, die Lustseuche und Pocken allein scheinen uns für eine Erklärung hinzureichen. Einmal ist es klar, daß in diesem erbarmungslosen Kampf ums Dasein, in dem außerdem zwei gänzlich unverträgliche Entwickelungsstufen sich begegnen, nur die intelligentere Race den Sieg davontragen kann (von den kümmerlichen Versuchen der christlichen Missionäre, eine Assimilation beider heterogenen Elemente herbeizuführen, darf hier füglich Abstand genommen werden); sodann aber scheint auch der Körper des höher veranlagten Gegners widerstandsfähiger zu sein gegen die Angriffe der Krankheiten, denen der Organismus der Wilden schneller unterliegt. Die Laster der Kultur mit ihren physischen Begleitern haben jenen schon so weit inficirt, daß er leidlich gefestigt ist, während der Ansteckungsstoff für ein gänzlich unberührtes Gewebe die verhängnißvollsten Folgen hat. Daher siechen überall die Naturvölker dahin und ebenso konsequent akkommodirt sich das modulationsfähige Naturell des Europäers unter allen Himmelsstrichen, natürlich unter mehr oder weniger schweren Opfern. Generalisiren wir nun diese Thatsache, so ergiebt sich ein höchst merkwürdiges Bild für die Zukunft; der ganze Erdball wird rastlos von einem Ende zum andern der Civilisation unterthan gemacht, die inferioren Racen mögen sich in die entlegensten Striche zurückziehen und Wüsten und undurchdringliche Urwälder zum Schutz ihrer Existenz wählen: schließlich — mit mathematischer Sicherheit läßt sich aus dem bisherigen Laufe der Geschichte dieser Schluß ziehen — werden sie absorbirt resp. vernichtet werden. Und dasselbe,

was sich innerhalb dieser Extreme ereignet, zwischen den Höhen der Kultur und der Barbarei der Natur, wird sich für unendlich viele Mittelstufen dieser Entwickelung wiederholen; daher ist es äußerst interessant, dem Zusammenstoß zweier gänzlich heterogener und bislang ohne jeden Kontakt gebliebener Kulturen zu folgen, wie z. B. der chinesischen und europäischen in St. Franzisko. Ohne uns gerade als Anwalt der Mongolen aufzuwerfen, können wir nicht sagen, daß unsere Mitbrüder sich eben sehr glänzend bei dieser Konkurrenz benommen hätten. Die indische Civilisationssphäre, obwohl in einzelnen Zweigen üppig treibend, scheint doch im Ganzen zu lethargisch zu sein, zu sehr einer kräftigen Aktivität zu entbehren, um bislang wenigstens der europäischen gewachsen zu sein.

General Türr über den Isthmus von Korinth.

Wir haben unlängst (S. 223 dieses Bandes) Nachrichten über den Beginn der Vorarbeiten zu dem Kanale, welcher die Landenge von Korinth durchschneiden soll, gegeben. Da dieses großartige Unternehmen schneller, als man gedacht hat, sich zu verwirklichen scheint — die eigentlichen Arbeiten sollen schon im kommenden December ihren Anfang nehmen —, so ist dasjenige von besonderm Interesse, was General Türr, der Konzessionsinhaber des Durchstiches, am 17. September dieses Jahres auf dem dritten internationalen geographischen Kongresse zu Venedig über den Isthmus und den zu erbauenden Kanal mittheilte (reproducirt in „The Mail“ vom 21. September).

Der Isthmus ist eine tiefe Depression von nur geringem Relief zwischen den Geranischen Bergen (bis 1057 m ansteigend) im Norden und dem Oneiongebirge (582 m) im Süden. Die Wasserscheide läuft quer über dieselbe hinweg von Nordosten, vom Golfe von Aegina an, nach Nordwesten auf Akrokorinth zu. Der Isthmus bildet ein Plateau von geringer Breite, das an seiner höchsten Stelle bis 78 m ansteigt; die feste Gesteinsmasse, welche der zukünftige Kanal zu durchschneiden hat, ist nur $3^1/_2$ km lang; im Uebrigen geht er durch Alluvium, Sand und Kies. Südwestlich von dem heutigen Hafen Kalamaki zieht sich ein circa 30 m breites Thal in schräger Richtung von Nordosten nach Südwesten durch die centrale Gesteinsmasse; an der andern Seite derselben liegt ein zweites Thal, welches zuerst eine kurze Strecke der Wasserscheide folgt, dann eine Biegung am Fuße der alten den Isthmus sperrenden Mauer macht und in den korinthischen Meerbusen mündet. In dem erstern Thale befindet sich eine perennirende Quelle, welche schon im Alterthum benutzt wurde; in dem zweiten liefern verschiedene Quellen reichliches Wasser. Das Plateau in der Mitte ist mit Dickichten von Pinus maritima bedeckt, und wird stets von den bald von dieser, bald von jener Seite her wehenden Brisen gekühlt.

Auf dieser engsten Stelle des Isthmus finden sich auf einer vollkommen geraden Linie an beiden Abhängen des Plateau Spuren der Arbeiten, welche Nero in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts aufführen ließ. Nach dem Aeginetischen Meerbusen hin sieht man eine am Grunde etwa 40 m breite Vertiefung, welche sich etwa 1500 m weit von der Küste landeinwärts zieht. Die ausgehobene Erde ist an beiden Seiten aufgehäuft worden und bildet deutlich sichtbare Wälle; der Graben oder die Vertiefung weist mehrere Stellen auf, wo der bis 59 m hoch ansteigende Fels in Angriff genommen wurde, aber überall ist man nur wenige Meter tief eingedrungen. Auf dem gegenüberliegenden Abhange sind Spuren des Grabens bis 2 km vom Meeresstrande hin sichtbar; aber auch hier waren die Arbeiten nur von geringer Bedeutung. Zwischen den letzten Spuren auf beiden Abhängen zieht sich eine geradlinige Reihe viereckiger Schachte hin, die zwischen 3 und 16 m tief sind, und deren senkrechte Wände sich volle 18 Jahrhunderte hindurch fast intakt erhalten haben. In der Nähe der Schachte liegen oben auf dem Plateau zwei große vollständig erhaltene Cisternen, welche bei den bevorstehenden Arbeiten wieder benutzt werden können.

Nachdem General Türr die Konzession für den Durchstich erhalten hatte, schickte er den Oberingenieur des Canal Français, Gerster, der schon auf dem Isthmus von Darien die Aufnahmen für den Panama-Kanal geleitet hatte, an Ort und Stelle, um das Terrain im Einzelnen aufzunehmen und die beste Linie für den Durchstich zu ermitteln. Derselbe hat mit Hilfe seiner Assistenten und Untergebenen den ganzen Isthmus zwischen den anfangs erwähnten beiden Bergketten aufgenommen und Bohrungen ausgeführt. Es wurden im Speciellen drei Tracen studirt und nivellirt. Die erste fällt mit der „Neronischen Linie“ zusammen, ist 6342 m lang und steigt bis 78 m über den Meeresspiegel an; die zweite folgt den oben beschriebenen zwei Thälern, ist 6740 m lang und bis 73 m hoch; die dritte, weiter südlich gelegene, beginnt bei Kechriäs am Aeginetischen Golfe, benutzt ein Thal, das demjenigen der zweiten Trace fast parallel läuft, schneidet mehrfach Schluchten, steigt jenseits im Thale des Leoka-Flusses ein Stück hinab und erreicht die See südlich von Neu-Korinth. Dieselbe ist etwa 11 km lang. Die Aufnahmen haben ergeben, daß bei Nro. 1 9 430 000 cbm Boden, bei Nro. 2 9 186 000, bei Nro. 3 12 424 000 zu bewegen sind. Die beiden letzten haben zahlreiche Kurven von mindestens 2000 Meter Radius, während die sogenannte „Neronische Trace“ den unschätzbaren Vortheil einer geraden Linie darbietet. Sodann hat letztere noch zwei weitere Vorzüge: erstens die Beschaffenheit der zu durchschneidenden Felsmasse, welche hier aus zerreiblichem Sandstein und Kalkfelsen besteht, die verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten sind und dabei starke dauerhafte Seitenwände bilden, während die Tracen Nro. 2 und 3 viel härtern Sandstein durchschneiden, der im Alterthume, wie zahlreiche Steinbrüche beweisen, zu Bauzwecken diente. Zweitens ist die „Neronische“ Linie gegen die Wasserfluthen der Schluchten geschützt, während Nro. 2 und 3 dieselben aufnehmen müßten; sie bildet ferner eine gerade, schnelle Verbindung und trifft an beiden Endpunkten in kurzer Entfernung vom Strande auf tiefes, ruhiges Wasser. Aus allen diesen Gründen ist diese Trace zur Ausführung bestimmt worden. In seinen Dimensionen soll der neue Durchstich dem Suez-Kanal ähnlich werden, nämlich circa 8 m tief und 22 m breit.

Die Schifffahrt ist gegenwärtig sowohl im Korinthischen wie im Aeginetischen Meerbusen sehr lebhaft, trotz der Unzuträglichkeiten, welche gerade der Isthmus verursacht, indem er Waaren und Passagiere zum Ueberland-

wege zwingt. Nach den statistischen Daten der letzten Jahre laufen jährlich im Durchschnitte 446 Dampfer und zahllose Segelschiffe in den beiden Häfen des Isthmus ein. Da nun nach Aussage der kompetentesten Personen die Küstenverhältnisse und die herrschenden Winde im Meerbusen von Korinth besonders günstige sind, so glaubt Türr annehmen zu dürfen, daß die meisten Schiffe, welche jetzt gezwungen sind, Kap Matapan zu umsegeln, gern den neuen Weg durch den Kanal von Korinth nehmen werden. Denn sie müssen diese Route als die kürzeste und schnellste benutzen, da sie die Entfernung vom Adriatischen Meere nach dem Piräus um volle 185 Seemeilen und diejenige vom Mittelländischen Meere nach dem Piräus um 95 Seemeilen verkürzt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Messina und der Piräus unter demselben Breitengrade, dem 38., liegen, während Kap Matapan und die Insel Cerigo sich unter dem 36. befinden. Dampfer, welche die Straße von Messina passiren, sind deshalb jetzt genöthigt, vom 38. zum 36. Breitengrade hinunter- und dann nach Dublirung des Kap Matapan wieder zum 38. Grade nordwärts hinaufzufahren; können sie aber erst den neuen Korinth-Kanal benutzen, so bleiben sie stets in derselben Breite und vermeiden den Umweg um das Kap, welches sich schon so vielen Schiffern verhängnißvoll erwiesen hat.

Jetzt passiren jährlich 4 645 700 Tonnen Waaren den Isthmus von Korinth. Die erstaunliche Entwickelung, welche Industrie und Handel in jüngster Zeit in Griechenland erfahren haben, zeigt sich besonders in dem Anwachsen der Schifffahrt. Das Land, welches 1830 nur 1050 Fahrzeuge zusammen von circa 30 000 Tonnen besaß, hatte 1871 schon 6135 mit einer Tragfähigkeit von 415 355 Tonnen, und seitdem hat seine Flotte noch in gleichen Verhältnissen zugenommen. Die Verkürzung des Seeweges sichert nun den Schifffahrtsgesellschaften einen namhaften Vortheil, an welchem Waaren wie Passagiere in gleicher Weise theilnehmen. Die Abgabe per Tonne und per Person für Schiffe aus dem Adriatischen Meere wird 1 Franc betragen und für solche aus dem Mittelländischen 1/2 Franc. Die großen Schifffahrtsgesellschaften des Adriatischen Meeres haben sich auf Befragen bereit erklärt, diesen Tarif, den sie für sehr entsprechend halten, anzunehmen; andererseits haben die kompetentesten Finanzmänner nach Prüfung der statistischen Tabellen und nach Berechnung des wahrscheinlichen Nutzens gefunden, daß selbst bei einer geringen Abgabe der Ertrag eine gute Verzinsung des hineingesteckten Kapitals gestatten wird. Griechenland, welches die Wichtigkeit des neuen Kanals sowohl für den Handel der anderen Völker, als für seinen eigenen Wohlstand begriffen hat, hat dem General Türr versprochen, mit der äußersten Anstrengung den Erfolg des bald endgiltig in Angriff zu nehmenden großen Werkes zu fördern.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Telegramm vom 13. September aus Krasnowodsk an den „Russischen Invaliden" meldet, daß die Legung der Schienen auf der Transkaspischen Militär-Eisenbahn (s. „Globus" XXXIX, S. 286) jetzt bis zu dem Endpunkte derselben, Kyzyl-Arvat, durchgeführt ist.

— Der Generalgouverneur des Libanon, Rustem Pascha, hat jetzt strenge Vorschriften erlassen, um den ehrwürdigen Rest der Libanoncedern, deren Zahl auf 350 bis 400 Stämme zusammengeschmolzen ist, gegen weitere Beschädigungen durch Thiere und Menschen, Einheimische wie Reisende, zu schützen. Es wird eine Einfriedigung hergestellt und ein Wächter eingesetzt werden; kein weidendes Thier soll ferner die jungen Schößlinge abfressen, kein Reisender unter den Bäumen lagern, Feuer anmachen, Zweige abbrechen u. s. f. Der lange ersehnten Maßregel ist der beste Erfolg zu wünschen.

— Die „Mail" vom 5. September d. J. enthält ein Telegramm aus Calcutta vom vorhergehenden Tage, nach welchem die Resultate der im Februar ausgeführten Volkszählung von Indien folgende sind: Bengalen 68 829 920; Assam 4 815 157; Madras 30 839 181; Bombay 20 920 119; Scinde 2 404 934: Nordwest-Provinzen 33 445 111; Oude 11 407 625; Pendschab 22 647 542; Centr.-Provinzen 11 505 149; Berar 2 670 982; Birma 3 707 646; Mysore 4 186 399; Coorg 178 283; Adschmir 453 075; Baroda 2 154 469; Travancor 2 401 158 und Kotschin 600 278. Insgesammt hat Indien 252 541 210 Bewohner, wovon ungefähr 123 211 317 männliche und 118 166 371 weibliche; letztere beiden Zahlen sind indessen nicht absolut zuverlässig, da für Radschputana, einen Theil von Haiderabad und das unabhängige Sikkim die Ziffern der Geschlechter fehlen. Der Zuwachs seit dem letzten Census von 1871 beträgt 12 788 565; den größten zeigen Birma (35 Proc.), die Central-Provinzen (25 Proc.), Berar (20 Proc.) und Assam (19 Proc.). Eine Abnahme zeigen nur Maisur (Mysore; um 17 Proc.) und Madras (um 2 Proc.). Mr. Plowden, der Census Kommissioner, beansprucht für diese Zählung den Ruhm des größten derartigen, je auf Erden unternommenen Werkes. Zu diesem Telegramme bemerkt „The Mail", daß Bombay, trotzdem daß es durch die Hungersnoth stark gelitten hat, unter den Provinzen mit der größten Zunahme fehlt, da es von 16 349 206 Einwohnern in dem letzten Decennium auf 20 920 119 gewachsen ist. Jene Gesammtzunahme bezieht sich auf die britischen wie einheimischen Länder, von denen erstere mehr als 4/5 der ganzen Bevölkerung umschließen. Dieses Verhältniß verschiebt sich aber zu Gunsten der direkt britischen Besitzungen, weil in diesen der Zuwachs am bedeutendsten war, was entschieden für die englische Verwaltung ein gutes Zeugniß ablegt. Dazu kommt, daß die Vermehrung der Bevölkerung von einer solchen des Wohlstandes und des Handels begleitet ist. Neue Industrien sind eingeführt, wichtige öffentliche Werke in Angriff genommen, die Hilfsquellen des Landes entwickelt worden, was alles ohne Zuthun der Engländer schwerlich geschehen wäre, vom moralischen Fortschritte ganz zu schweigen.

Afrika.

— In der Sitzung der Marseiller Geographischen Gesellschaft vom 12. August d. J. gab der eben aus dem Somal-Lande zurückgekehrte Georges Révoil einen vorläufigen Bericht über seinen dritten zehnmonatlichen Aufenthalt daselbst. Es ist ihm dieses Mal gelungen bis zu den Karkar-Bergen vorzudringen, an deren Nordfuße der Darror sich entlang windet, gleichwie am Südfuße der Fluß Nogal. Dort aber fand er solchen Widerstand, daß er umkehrte und nach dem Besuche einiger Küstenpunkte nach Aden ging. Bei Hais durch schlechtes Wetter aufgehalten, landete er, fand am Ufer zahlreiche Tumuli, wie sie überall im Lande vor-

kommen, und öffnete einen derselben, wobei er ein Grab und Reste einer sehr entwickelten Kultur fand, darunter einige prächtige Emaillen, Scherben von Gefäßen aus Samos und eine Maske, was auf eine griechische Kolonie deutete. Révoil schließt aus diesem und den Nachrichten, welche er über die Existenz eines weißen Galla-Stammes an den Ufern des Webi erhielt, daß sich unter den heutigen Somali Spuren der ehemaligen Existenz einer weißen Kolonie, wahrscheinlich von Makedoniern, erhalten haben, für deren Nachkommen er jenen Galla-Stamm hält. Er sucht seine (uns wenig anmuthende) Ansicht durch weitere Argumente hinsichtlich der Sprache, Bewaffnung und Kleidung und durch eine wichtige Reihe von Profil-Photographien zu unterstützen. Seine Reiseergebnisse scheinen danach sehr interessante zu sein; seine ethnographischen Schlüsse dürften einstweilen aber vielfachen Zweifeln begegnen.

— Zu Ende des Jahres 1877 setzte die portugiesische Regierung die Zölle auf Waaren, welche nach Mozambique eingeführt wurden, um 30 Proc., in manchen Fällen sogar um 60 Proc. herunter, eine Maßregel, welche einen entschieden günstigen Einfluß auf den Handel ausgeübt hat, wie der Bericht des englischen Konsuls O'Neil hervorhebt. Jetzt hat sich dieselbe Regierung leider entschlossen, die Zölle für Importe um 3 Proc. ad valorem und für Exporte um 1 Proc. zu erhöhen, angeblich um dadurch Gelder für die öffentlichen Bauten der Kolonie aufzubringen.

— Der erste zehnjährige Census des Orange-Freistaates in Südafrika hat eine Bevölkerung von 133 518 Personen, davon 61 022 Weiße, ergeben. Das in Besitz genommene Land umfaßt 11 799 205 Morgen, wovon aber nur 57 458 angebaut sind. An Pferden sind 131 594 vorhanden, an Schafen und Angoraziegen 5 482 836, welche 48 665 Ballen Wolle produciren. Es giebt ferner 2253 Strauße, welche 1057 Pf. St. an Federn abwerfen. An Kohlen werden nur 81 Sack producirt, woraus hervorgeht, daß dieser Industriezweig, welcher in Zukunft von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, jetzt noch in den allerersten Anfängen sich befindet.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland das Gebiet des Niger bereist, sein Augenmerk aber hauptsächlich auf Adamaua gerichtet hat (s. „Globus" XXXIX, S. 64), hat den Erfolg gehabt, Sokoto, die Hauptstadt des gleichnamigen Fellata-Reiches, erreicht und von dem dortigen Herrscher die Erlaubniß zur Bereisung von Adamaua erhalten zu haben. Er fuhr im Winter 1880/81 den Niger von Rabba (9° 15' nördl. Br.) aufwärts bis Gomba (circa 11½° nördl. Br.), konnte aber dort seine Bootsmannschaft um keinen Preis bewegen ihn noch weiter bis Say (13° nördl. Br.), wo Heinrich Barth 1853 den Niger überschritten hatte, zu schaffen, weil die ganze Gegend von den räuberischen Keffris unsicher gemacht wird. Statt dessen brachten sie ihn auf dem Gulbi-n-Gindi, einem bedeutenden linksseitigen Nebenflusse des Niger, bis Kalgo (12° 21' nördl. Br.), von wo er zu Lande nach Sokoto (5° 5' östl. L. Gr., 13° 7' nördl. Br.) ging. Auch den Rückweg nach Rabba machte er zu Lande, wobei er namentlich zuletzt ziemlich weit östlich des Niger entlang zog und die Landschaften Jauri und Nupe kennen lernte. Während dieser ganzen Reise, welche die Zeit vom 18. Oktober 1880 bis 16. April 1881 in Anspruch nahm, hat Flegel ein sehr genaues Itinerar aufgenommen, dessen vier Blätter (1 : 300 000) dem Herausgeber dieser Zeitschrift zur baldigen Veröffentlichung übergeben wurden, und das wegen der augenscheinlich darauf verwendeten Sorgfalt ein sehr werthvoller Beitrag zur Karte Afrikas genannt werden darf. Ueber seine ferneren Aussichten schrieb der wackere Reisende von Rabba am 14. April an Dr. Behm: „Sokoto habe ich erreicht und ebenso den Hauptzweck dieser Reise: gute Empfehlungsschreiben des Sultans und des Gandu-Königs für deren ausgedehnte Territorien. Somit darf ich hoffen, daß auch meine Reise nach Adamaua, die ich nach Eintreffen der nöthigen Mittel sofort in Angriff nehmen werde, von Erfolg begleitet sein wird. Ohne Empfehlungsschreiben des Sultans wäre es für mich nicht rathsam gewesen, nach Adamaua zu gehen, da wir (die Missions-Expedition auf dem „Henry Venn" s. Globus" XXXVII, S. 111) 1879 in kein freundschaftliches Verhältniß zum Gouverneur jenes Gebietes getreten sind und man mich sicherlich dort sofort als Begleiter der Dampfschiff-Expedition wiedererkannt hätte. Auch werden die Elfenbeinhändler gewiß meinen Forschungen hindernd in den Weg zu treten suchen, da sie irrthümlicherweise befürchten, ich könnte ihre Kreise stören. Ausgerüstet mit des Sultans Brief, dessen Bedeutung jedes Kind an dem Stempel kennt, werden die eventuellen Intriguen hoffentlich wirkungslos abprallen."

— Herr Karl Berghoff, Inspektor der ägyptischen Regierung in Faschoda, schrieb uns am 11. August dieses Jahres: „Nach einer Nachricht aus Ladó sind bei dem die Militärstation an der Grenze zwischen Monbuttu und Makraka befehligenden Jüsbaschi Hauaschi Effendi mehrere Neger erschienen, welche angaben, sie seien von Dr. Junker gesandt, um den Mudir der Aequatorialprovinzen, Dr. Emin-Bey, zu benachrichtigen, daß ihn, Junker, Sultan Durma seines ganzen Gepäckes beraubt habe und gegen seinen Willen im Lande zurückhalte. Er habe darüber — doch nach der Abreise Gessi Paschas — an die Mudirie Bacher-el-Ghasal, welcher das Gebiet des Sultans Durma tributpflichtig ist, berichtet, aber von dort keine Antwort erhalten, und bitte nun Dr. Emin-Bey um Hilfe. Kapitän Casati ist nach Monbuttu abgegangen." Doch schon am 15. August konnte Herr Berghoff seine Meldung berichtigen, indem er schreibt: „Gestern kam hier der Dampfer Bordên vom Bacher-el-Ghasal an, der uns folgende erfreulichere Kunde bringt. Der Afrikareisende Dr. Junker und sein Begleiter Bohndorf sollen sich, laut einer Nachricht von Meschra-el-Rek vom 1. Juli, in bester Gesundheit und auf dem Rückwege befinden. Allerdings soll er von dem Sultan Durma oder N'durma eines Theils seines Gepäckes beraubt sein, doch sind von Seiten der Mudirie Bacher-el-Ghasal die nöthigen Schritte bereits gethan, genannten Häuptling zur Rückerstattung dieser Gepäckstücke (Sammlungen 2c.) zu zwingen. Man erwartete die Ankunft des Dr. Junker in Meschra-el-Rek nach ein bis zwei Monaten."

Polargebiet.

— Der Dampfer „Proteus" ist am 11. September 1881 in St. Johns auf Neufundland angelangt, nachdem er die eine amerikanische arktische Expedition (oder Beobachtungkorps, vergl. oben S. 112) am 11. August glücklich in Lady Franklin Bay gelandet hat. Er bringt die englische arktische Post mit, welche im Jahre 1876 auf der Littleton-Insel niedergelegt worden war. Der letzte Winter war, wie auch von der Berings-Straße gemeldet wurde, sehr mild, und das Schiff hätte viel weiter nach Norden vordringen können, da, so weit das Auge reichte, offenes Wasser vorhanden war.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Das, was oben über die schwierigen Existenzbedingungen und die verschiedenen Industrien, welche die Podhaler betreiben müssen, gesagt wurde, beweist die Vielseitigkeit ihrer Hilfsmittel und damit zugleich ihre Intelligenz, welche noch durch die weit verbreitete Lust zum Lernen entwickelt worden ist. Die meisten der Bergbewohner können lesen und schreiben, was sonst in Galizien selten der Fall ist, und lieben die Lektüre. Ihre geistige Ueberlegenheit wird übrigens auch im Lande anerkannt.

Ihr Charakter bietet einige Eigenthümlichkeiten dar, deren hervorstechendste eine fast weibliche Reizbarkeit ist, welche allein schon genügt, sie von den meist sehr schwerfälligen galizischen Bauern zu unterscheiden. Ihre sehr große Empfindlichkeit und ihr ziemlich rachsüchtiges Naturell nöthigen jeden, der mit ihnen zu thun hat, zu großer Vorsicht. Mit Geld setzt man bei ihnen nichts durch, umsomehr aber mit freundlich dargebotenen Cigarren — ein Verfahren, nebenbei bemerkt, das auch den Italienern niedrigen Standes gegenüber mit Erfolg anzuwenden ist, wenn Anerbietungen von Geld nicht mehr verfangen. Für solche kleine Geschenke ergreifen und küssen sie die Hand des Gebers, und davon schließen sich auch Frauen nicht aus. Ihr Unabhängigkeitsgefühl geht sehr weit; vor dem Militärdienst haben sie Abscheu, und als derselbe noch von sehr langer Dauer war, wurden sie lieber Räuber, als daß sie sich zu demselben bequemten. Von Jugend auf an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, besitzen sie Entschlossenheit und Tapferkeit. Sie sind thätig und arbeitsam, gegen Freunde und Fremde wohlwollend, aber bei der geringsten Beleidigung sehr empfindlich. Das Familienleben ist sehr entwickelt, die Achtung für die Eltern sehr groß; die Frauen nehmen an allen Arbeiten der Männer Theil und sind sehr gute und, wie erwähnt, auch fruchtbare Mütter. Wie häufig unter den Slaven wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern durch keine sehr strenge Moral geregelt. Mädchen, die schon Kinder haben, finden leicht einen Mann, und werden keineswegs verachtet. Hoch entwickelt ist ihr religiöses Gefühl, wie das auch bei den Slaven Rußlands der Fall ist, von denen sie sich sonst in vielfacher Hinsicht unterscheiden. Nie geht ein Bewohner der Tatra bei einem der zahlreichen steinernen Krucifixe vorbei, ohne es zu grüßen, und jeder des Weges kommende wird mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ angesprochen und muß antworten „In Ewigkeit. Amen!“ Jeden Sonntag gehen sämmtliche Einwohner zum Gottesdienst, bei welchem die Männer die linke Seite der Kirche einnehmen, die Frauen die rechte; wer nicht mehr Platz findet, kniet draußen nieder. Die Weiber liegen, mit einem weißen Schleier bedeckt, während der ganzen Messe mit dem Gesichte auf der Erde. Natürlich stehen auch die Priester bei ihnen in großem Ansehen, und es ist noch nicht lange her, daß der Pfaffe und der Räuber in der Podhale die gewichtigsten Persönlichkeiten waren.

Trotz vielen Anstrengungen vermochte Le Bon keine genauen Nachrichten über den Aberglauben dieser Leute, nament-

lich was Feen und Nixen betrifft, einzuziehen. Derselbe muß demjenigen im übrigen Galizien analog sein, wo wie in der Ukraine der volksthümliche Katholicismus stark mit Resten des Heidenthums und selbst noch tiefer stehenden Elementen gemischt ist. Der Glauben an Werwölfe, Feen, Zauberer ist allgemein verbreitet, wie Dr. Kopernicki's Forschungen beweisen. Krankheiten werden durch Zauber veranlaßt und Heilmittel dienen lediglich dazu, solchen Zauber zu zerstören oder die bösen Wesen, Pest-, Fieber- u. s. w. Geister, welche in den Körper eingedrungen sind, zu vertreiben. Gewisse Pflanzen gelten für mit magischer Kraft begabt; z. B. glaubt man in der Umgebung Krakaus, daß Glockenblumen die Eigenschaft haben, Wöchnerinnen und Neugeborene gegen die Nachstellungen der Nixen zu beschützen. Die Blüthe des Farnkrauts, welche am Johannistage um Mitternacht sich entfaltet, verleiht ihrem Besitzer die Kraft, in der Erde verborgene Schätze zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu ergründen. Reißt man die Alraunwurzel, die auf den Gräbern Hingerichteter wächst, aus der Erde, so läßt sie einen so schrecklichen Klagelaut hören, daß der Thäter vor Grauen verrückt wird. In manchen Dörfern gilt es für sehr gefährlich, Weidenzweige abzuschneiden, weil der Teufel oft in den Wurzeln des Baumes sitzt. Le Bon hat, wie gesagt, nicht feststellen können, ob solcher in Galizien und der Ukraine weit verbreiteter Aberglauben sich auch in der Tatra findet, weil die Einwohner sich nicht gern darüber aussprechen. Da dieselben viel unterrichteter sind, als die übrigen Galizier, so möchte man annehmen, daß sie auch weniger abergläubisch sind; doch ist ihre Liebe zum Wunderbaren zu groß, als daß sie auf jeglichen Aberglauben verzichtet haben sollten.

Sehr entwickelt ist das ästhetische Gefühl der Tatrabewohner: die meisten dichten und musiciren und besitzen ein bemerkenswerthes Talent zum Improvisiren. Nach



Der Czeski Staw oder Böhmische See.

einem langen Tagemarsche durch die Berge sah Le Bon, daß sie sich lieber dem Vergnügen des Tanzens und Singens hingaben, als daß sie schliefen. Dazu spielt einer von ihnen die Violine, ohne daß er zuvor Unterricht darin genossen hätte. Ihre Musik ist ganz eigenthümlich, wird aber von hervorragenden Kennern sehr geschätzt. Ihr Tanz besteht aus einer Art raschen Trippelns mit den Füßen, während die Arme unbeweglich bleiben. Jeder tanzt der Reihe nach, indem er sich in dem engen Kreise, welchen seine Kameraden bilden, unaufhörlich dreht; ist er müde, so tritt er in den Kreis zurück, und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Derjenige, welcher gerade vortanzt, begleitet sich mit Gesang, den er meist improvisirt. Gewöhnlich beschränkt er sich auf ein oder zwei Verse, kleine einfache Gedichtchen, zum Theil nicht ohne Anmuth und zuweilen etwas ironisch. Le Bon giebt einige Proben in französischer Prosa, welche natürlich durch die zweimalige Uebertragung verlieren; eine Uebersetzung in Versen wäre jedoch noch ungenauer. Ein unglücklicher Liebhaber z. B. klagt folgendermaßen:

Mädchen, hast du mit dem Teufel einen Pakt geschlossen?
Um den Janik dermaßen zu bezaubern?
Wäre es Satan, der dein Antlitz gemalt
Mit Karmin und Rosa, das er der Blume genommen?
Liebe, o meine Liebe! Hundert Mal verfluchte Liebe!
In deinen eisernen Ketten seufzt mein armes Herz.

Ein anderer fragt, was es Elenderes giebt auf Gottes weiter Welt, als einen Podhalen, der zu arm ist, seinem Pferde Futter geben zu können. Hier die Antwort:

Der arme Janik ist wohl zu beklagen:
Nichts zu fressen für sein Pferd.
Aber mehr noch zu beklagen ist das alte Mädchen,
Die sich nicht verheirathen kann.

Häufig hört man folgende Strophe, die sich an die Herren des Landes richtet:

Herren, mächtige Herren, ihr werdet uns beherrschen;
Aber wißt es, über uns werdet ihr keine Macht haben.

Wie alle primitiven Völker lieben die Podhaler kriegerische Thaten, gewaltige Abenteuer und tönende Beiwörter. Ihr bilderreicher Styl zeigt sich auch in den Namen, welche sie ihren Bergen, Thälern und Seen gegeben haben; dieselben bezeichnen meist Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes oder Analogien.

Das Räuberthum der Tatra gehört einer vergangenen Zeit an. Unabhängigkeitssinn, Abscheu vor dem Militär-



Die Mieguszowska und der Große Fischsee.

dienst, Furcht vor Strafe für Wilddieberei, Sucht, von sich reden zu machen, trieben die Leute früher in die Wälder. In der Einbildung des Volkes wenigstens galten diese Räuber für brave, wohlthätige, tugendhafte, gottesfürchtige Männer, ohne Scheu vor Menschen, gewaltthätig gegen Reiche, freigebig den Armen gegenüber. Der Titel „zboshnik“ war deshalb ein sehr gesuchter und charakterisirte seinen Träger als unabhängigen, tapfern, gewandten Mann, Eigenschaften, welche bei den Gebirgsbewohnern in so hoher Achtung stehen. Deshalb machten auch die Hauptleute es neuen Kandidaten schwer genug, und unterzogen sie vor der Aufnahme harten Prüfungen. Mit dem Himmel und seinen Heiligen standen die Räuber stets auf gutem Fuße; eine in verschiedenen Varianten vorkommende Sage berichtet denn auch, daß die alte Annenkirche in Nowy-Targ von Räubern zum Danke für den Schutz, welchen ihnen die Heilige gewährt hatte, erbaut worden sei.

Die letzten berühmten Räuber der Tatra waren ein gewisser Mateya von Zakopane, welcher vor fünf Jahren im Gefängnisse zu Wisnicz starb, und ein gewisser Tatar aus demselben Orte, welcher eine Höhle am Berge Osobita bewohnte, ein höchst merkwürdiges Leben führte, aber zuletzt ruhig in seinem Heimathsdorfe starb, wo ihn noch mehrere heute lebende Einwohner gekannt haben. Jetzt ist das Räuberwesen in der Tatra wohl ganz verschwunden, und der Reisende hat dort nicht mehr zu besorgen, als in anderen Theilen Europas. Doch ist bei der Achtung, welche die Eingeborenen für die Räuber hegen, anzunehmen, daß sie unter günstigen Verhältnissen wieder dazu zurückkehren würden. So führt Goszczynski die Thatsache an, daß Gebirgsbewohner, nur um den Titel „Räuber“ zu erwerben, sich, bis an die Zähne bewaffnet, an einsame Stellen, die Niemand betritt, begaben, dort einige Tage verweilten und dann ruhig in ihre Dörfer zurückkehrten.



Der höchste Theil der Tatra am Ursprunge des Weißwasser-Thales.

Die verschiedenen Eigenschaften der Podhaler, ihre Thätigkeit, Energie, Reizbarkeit, Intelligenz und lebhafte Einbildungskraft, unterscheiden sie scharf von den sie umgebenden Völkerschaften. Die Polen in den Beskiden und die Ruthenen besitzen jene Merkmale nur in sehr geringem Grade und zeichnen sich meist nur durch Schwerfälligkeit und Unwissenheit aus. Die Slovaken sind zwar größer und kräftiger als die Podhaler, dafür aber nicht so lebhaft, arbeitsam und industriell. Von der Intelligenz der Podhaler aber sind alle Reisende, welche ihr Land besucht haben, überrascht gewesen. Wie Le Bon's anthropologische Messungen ergeben haben, unterscheiden sich indessen die Podhaler auch körperlich von den zunächst wohnenden Völkern; ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, nennt er unter ihren physischen Besonderheiten besonders einen eigenthümlichen physiognomischen Typus und eine größere Entwickelung des Schädels, als bei den Nachbarstämmen. Es existiren in der Podhale zwei sehr bestimmte Gesichtstypen: der eine, welcher der Landschaft nicht speciell eigenthümlich ist, zeigt ein flaches rundes Gesicht mit oft vorspringenden Backenknochen, blaue oder graue, sehr selten dunkele Augen, blonde oder kastanienbraune, fast niemals schwarze Haare

und eine oft stumpfe Nase. Der zweite Typus, von dem Le Bon glaubt, daß er der Podhale eigenthümlich sei, weil er sich unter den benachbarten Völkern nur sehr selten findet, wird charakterisirt durch ein meist längliches Gesicht, eine gerade oder oftmals eine Adlernase, welche letztere bei Polen und Ruthenen sehr selten ist, meist helle Augen, Haare, die von hellblond bis tiefschwarz wechseln. Letztere Farbe ist bei Repräsentanten des ersten Typus unendlich selten, während sie sich etwa bei einem Drittel der Vertreter des zweiten findet.

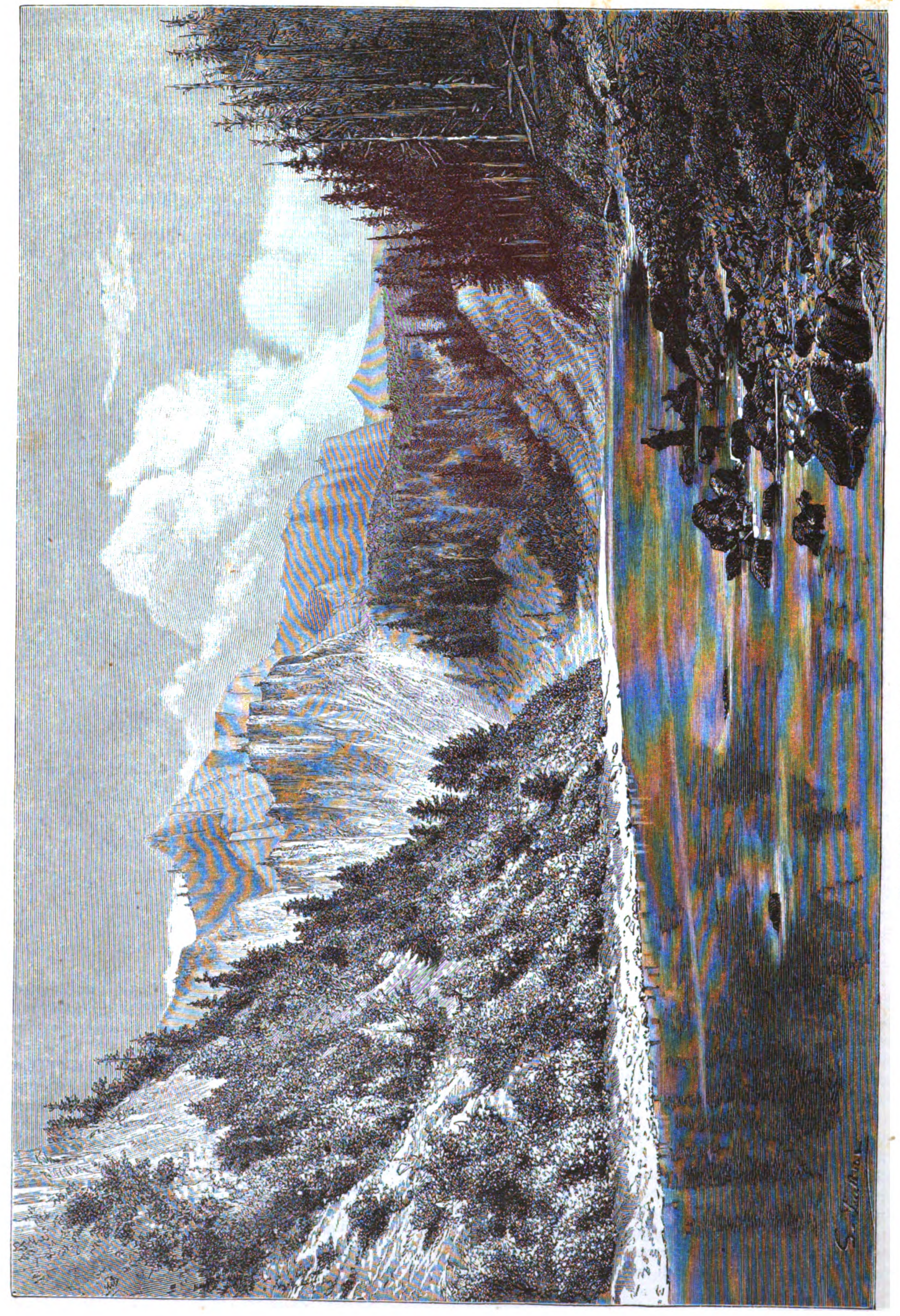
Zwischen beiden Typen finden unmerkliche Uebergänge statt, welche indessen noch nicht in der Mehrheit sind. Erst wenn die beiden beschriebenen Typen verschwunden sein und einem Zwischentypus, der sich wahrscheinlich viel mehr dem zweiten als dem ersten nähern wird, Platz gemacht haben werden, wird die Race eine Homogeneität erreichen, welche sie heute noch nicht besitzt. So verschieden aber auch jene Typen sind, so haben doch ihre Vertreter mehrere gemeinsame Eigenschaften, welche erlauben, daß man sie als eine einheitliche Race betrachtet und sie zugleich scharf von den Nachbarstämmen scheidet. Darunter sei hier nur eine allgemeine sehr starke Brachykephalie und eine ansehnliche Entwickelung des Schädels erwähnt. In seiner vom Institut und der Société d'anthropologie preisgekrönten Schrift „Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois des variations du volume du crâne“ hat Le Bon die engen Beziehungen nachgewiesen, welche zwischen dem Schädelvolumen und der Intelligenz bestehen, wenn man,



Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner.

individuelle Ausnahmen bei Seite lassend, nur mit großen Serien operirt. So hat er zum Beispiel nur mit Ziffern bewiesen, daß man hinsichtlich der Schädelgröße in Frankreich folgende Klassifikation durchführen könnte: Gelehrte und Studirte, Pariser Bürger, Adlige aus alten Familien, Bediente, Bauern. Seine Schädelmessungen an den Podhalern im Vergleiche mit denen Kopernicki's an den Nachbarstämmen stellen erstere in Hinsicht auf Schädelvolumen nicht nur über Ruthenen und Juden, sondern noch über die polnischen Gebirgsbewohner an den Grenzen der Podhale.

Außer den erwähnten fundamentalen Verschiedenheiten zwischen den Podhalern und allen Nachbarstämmen giebt es noch andere in der Physiognomie, welche beim Messen nicht wahrnehmbar sind, deren Ganzes aber einem geübten Beobachter, wie Kopernicki behauptet, nie entgeht und ihn sofort den Ruthenen, den Beskiden-Polen, den Slovaken, Juden oder Podhaler erkennen läßt. Dies zugegeben, entsteht die Frage, welchen Einflüssen von Zuwanderung oder Kreuzung diese Differenzen zuzuschreiben sind. In mittelbarer oder unmittelbarer Weise hat das „milieu“ sicher einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Worin sich dasjenige, in welchem die Podhaler leben, von dem ihrer Nachbaren unterscheidet, haben wir oben gesehen. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwingt sie, alle ihre Hilfsmittel an Arbeitsamkeit und Intelligenz aufzuwenden, um ihren Unterhalt zu erwerben, während doch das rauhe Klima und die schwierigen Lebensbedingungen die meisten Kinder dem Tode weihen und nur die kräftigsten darunter aufwachsen. Eine solche Auswahl, die mehrere Menschenalter hindurch unter Kindern und Erwachsenen getroffen wird, mußte schließlich durch lang-



Das Thal des Dunajec bei Szczawnica am östlichen Ende der Tatra.

same erbliche Anhäufung der von jeder Generation erworbenen Eigenschaften eine dergestalt kräftige und intelligente Race hervorbringen. Durch derartige Folgerungen hauptsächlich, meint Le Bon, kann man sich die Entstehung des heutigen Angloamerikaners erklären. In dem Kampfe gegen die Natur, welchen die ersten amerikanischen Pioniere unternahmen, mußte man siegen oder untergehen, und nur die fähigsten konnten triumphiren und ihren Nachkommen ihre tüchtigen Eigenschaften vererben.

Aber die erwähnten Einflüsse des „milieu" können nur unter gewissen speciellen, aber nur allzu häufig verkannten Bedingungen wirken. Ist das „milieu" ein wichtiger Faktor, so ist es in noch viel höherm Grade die Vererbung, d. h. die während eines unermeßlich langen Zeitraumes aufgesammelten Fähigkeiten. Zahlreiche historische Beispiele zeigen, daß, wenn die Vererbung seit langer Zeit gewisse Eigenschaften in einer Race herausgebildet hat — und das geschieht rasch, wenn eine Race isolirt ist —, das „milieu" nicht mehr umformend wirken kann. So bewahren die Juden unter allen Breiten ihren unveränderlichen Typus; so ist der heiße ägyptische Himmel ohne Einfluß gewesen auf die gealterten Völker, welche in das Land kamen, aber alle zu Grunde gingen, anstatt sich umzuformen. Die Vererbung ist ein so mächtiger Faktor, daß nur wieder Vererbung gegen sie ankämpfen kann. Nur wenn verschiedene Racen, welche entgegengesetzte erbliche Fähigkeiten, die deshalb einander aufzuheben im Stande sind, sich vereinigen, vermag das „milieu", welches nun nicht mehr gegen eine Vergangenheit von erdrückender Wucht zu kämpfen hat, seine mächtige Wirkung auszuüben. Will man deshalb annehmen, daß das „milieu" auf die Podhaler den vermutheten Einfluß gehabt hat, so muß man auch ebenso annehmen, daß dieser Einfluß auf eine Volksmenge gewirkt hat, welche durch Vermischung sehr verschiedener Individuen entstanden ist und welche folglich erbliche Fähigkeiten besaß, die einander aufzuheben im Stande waren. Nun ist die Tatra von sehr verschiedenen Völkern, Magyaren, Ruthenen, Slovaken, Deutschen u. s. w. umgeben. Versetzen wir uns nun in die Zeiten, wo so wenig zugängliche Dörfer, wie Zakopane, bevölkert wurden, und wo während des größten Theiles des Jahres so schwierige Existenzbedingungen herrschen, so können wir einerseits annehmen, daß diese Orte von Leuten sehr verschiedener Abstammung, die aus irgend welcher Ursache ihre Heimath verlassen mußten, gegründet wurden, und andererseits, daß diese Individuen, anfangs gering an Zahl, sich lange Zeit unter einander gekreuzt haben. Aus der Mischung dieser verschiedenen Elemente, durch den Einfluß des „milieu", der Zuchtwahl und der Existenzbedingungen sind die heutigen Bewohner der Tatra entstanden. Ihr Aussehen und die anthropologischen Messungen zeigen, daß sie auf dem Wege sind, eine homogene Race zu bilden, heute aber noch keine solche darstellen. Der eine der beiden Typen, derjenige mit dem langen Gesichte und der Adlernase, kann nicht durch Kreuzung mit einer der heutigen Bevölkerungen in der Umgebung der Tatra entstanden sein; denn keine derselben besitzt jene unterscheidenden Eigenschaften. Seinen Ursprung aufzudecken wäre heute unmöglich, da dieser Theil Europas seit der Ankunft der ersten Arier und seit Attila's Zügen von zu verschiedenen Racen überschwemmt worden ist. Was den andern Typus mit rundem Gesicht, oft vorstehenden Backenknochen, häufiger Stumpfnase und fast immer hellen Haaren anlangt, so wäre Le Bon geneigt, ihn einer in sehr früher Zeit geschehenen Kreuzung mit Slovaken zuzuschreiben. Findet eine solche auch heutigen Tages nicht mehr statt, so kann sie doch in einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit sehr wohl stattgehabt haben. Den Beweis dafür findet er in dem Vorkommen von einzelnen hochgewachsenen Individuen der Podhale, welche einen scharfen Gegensatz zu ihren kleinen Landsleuten bilden; dasselbe läßt sich nur durch den atavistischen Einfluß einstiger Vorfahren erklären (Prof. Kopernicki bestätigt diese Annahme durch linguistische Gründe). Um noch einmal die Ergebnisse unserer Ausführungen zusammenzufassen, so war die Einwohnerschaft der Podhale in einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeit eine einfache Anhäufung sehr verschiedener Individuen. Indem sich dieselbe nach und nach isolirte, nur in sich selbst vermischte und stets der Wirkung derselben „milieux" und derselben Zuchtwahl ausgesetzt war, wurde sie mehr und mehr homogen und entwickelte sich zu einer Race mit gemeinsamen Eigenschaften, welche sie scharf von allen Nachbarvölkern unterscheiden. Diese selten beobachteten Thatsachen haben in Hinsicht auf die Lehren, welche in den letzten Jahren die Naturwissenschaften so sehr umgestaltet haben, eine hohe Bedeutung, und Le Bon wird an anderer Stelle ausführlich auf sie zurückkommen.

Nachdem er seine Körpermessungen und photographischen Aufnahmen bei Zakopane beendet und von seinen dortigen polnischen Freunden bewegten Abschied genommen hatte, fuhr er in einem primitiven Karren nach Szczawnica, welches 14 Stunden von Zakopane entfernt, schon jenseit des Ostendes der Tatra gelegen ist. Oestlich von Neumark durchbricht der Dunajec in einer engen und tiefen Schlucht das bis 982 m ansteigende Kalkgebirge der Pieniny; zwischen dem Rothen Kloster (1319 von Karthäusern gegründet, 1433 schon durch die Hussiten zerstört) und dem Badeorte Szczawnica, wo der Dunajec die Grenze zwischen Galizien und Ungern bildet, bestehen seine Ufer aus hohen, meist senkrecht abfallenden, malerischen Felsen. Eine Fahrt auf den Kähnen, welche die eingeborenen „Goralen" mit großer Geschicklichkeit zu lenken verstehen, bietet hohen Genuß, wenn auch die Berge nicht mehr die wilde Größe der Tatra bieten. Die Bevölkerung von Szczawnica machte auf den Reisenden lange nicht den günstigen Eindruck, wie die Podhaler: sie gilt für schwerfällig, unwissend und dumm; der weit verbreitete Kropf zeigt, daß sie auch körperlich tiefer steht.

In Stary-Sacz erreichte Le Bon die Eisenbahn, welche über die Karpathen hinweg Ungern mit Galizien verbindet.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. Max Buch in Helsingfors.

III.

4. Die Schatten der Verstorbenen.

Wir haben eine ganze Reihe schlimmer Wesen kennen gelernt, vor denen sich der Wotjäke beständig hüten und in Acht nehmen muß; doch gelingt es immerhin zur Noth, sie in Schach zu halten, selbst die Krankheitsgeister sind nur Werkzeuge in der Hand Mächtigerer, denen man nur selten zu opfern braucht um sie zu besänftigen; nicht so mit einer andern Art von Geistern, deren Masse überwältigend groß ist, so daß ihnen fast täglich Opfer dargebracht werden, deren man beständig gedenken muß; das sind die Schatten oder Manen (ts'yke) der Verstorbenen. Hierin zeigt sich so recht das Schauderhafte des Schamanismus. Während nach dem Glauben der Christen eine hingeschiedene Mutter als segnender Engel ihres Kindes Schicksal glücklich zu gestalten bestrebt ist und ihm auf allen seinen Wegen mit liebevollem Blicke folgt, so ist sie nach der Wotjäken düsterm Glauben von der Todesstunde an die Feindin ihres Kindes. Jeder Verstorbene ist der Feind seiner Anverwandten und deren Nachkommen und sucht sie mit Elend, Krankheit und Seuchen von Mensch und Vieh heim, wenn man ihn nicht beständig immer und immer wieder durch Opfer milde stimmt. Nach Castrèn hatten die alten Finnen eine zweifache Anschauung vom Schattenleben; nach der einen sollten die Schatten nur in den Gräbern ihre Wohnung haben, nach der andern sollten sie sich in einem gemeinsamen Todtenheim versammeln. Die erstere ist offenbar die ältere. Nach meinen Erfahrungen nun findet sich bei den Wotjäken nur diese ältere, rohere Anschauung vertreten, von der zweiten höhern nur kaum leise Andeutungen. Die von Georgi erwähnten Todtenwohnungen: dunja jugit, helle Welt, und kuratsin inty, Ort der Drangsal, in welchem letztern die Sünder in Theerkesseln schmoren, sind natürlich christlichen Ursprungs.

In den Evangelien, sagt Aminoff, wird der Begriff Hölle mit šaipydes übersetzt, was aber nur Boden des Grabes heißt, das Wort entspricht also gleichfalls der Anschauung, nach welcher die Todten im Grabe ihr Schattendasein fortleben. Dies geht auch aus verschiedenen Gebräuchen hervor. Man giebt einem Verstorbenen alle seine Instrumente, die er im Leben brauchte, in den Sarg mit; seinen Hakenpfriemen zum Flechten der Bastschuhe, Messer, Löffel, ferner Speise, Tabak und ein Beutelchen mit Geld, den Kindern ihre Spielsachen. Gewiß aus demselben Grunde wurden auch bei den Deutschen noch im Mittelalter den Kindern Spielsachen mit ins Grab gegeben, was jetzt von den Zeitungspoeten als „sinniger Brauch“ bezeichnet wird. Ueber dem Grabe, erzählt Aminoff, wird eine Nachbildung des wotjäkischen Wohnhauses aufgeschlagen, bestehend aus vier niederen Pfählen, die mit Querstangen verbunden und mit Lindenborke bedeckt werden, damit der Regen nicht aufs Grab fällt. Die Leichen wurden früher ohne Sarg oder mit offenem Sarge beerdigt, denn sie verbleiben nicht im Grabe, sondern streifen umher und haben auch Beziehungen zu einander. Wenn ein Kind stirbt, werden verstorbene Verwandte desselben gebeten, für sein Fortkommen zu sorgen. Wenn ein Erwachsener unvermählt stirbt, wird er aufgefordert sich zu verheirathen und nicht allein zu leben, offenbar, weil die Einsamkeit den Menschen übel stimmt.

Bisweilen kommen die Schatten auch in ihre alte Behausung und erscheinen ihren Angehörigen im Traume. Dann giebt es großes Entsetzen im Hause, und es wird sogleich ein Opfer für sie angestellt, sonst tritt als Strafe Krankheit und Elend ein. Diese Opfer werden kis'ton genannt (von kis'tyny, gießen, streuen, schütten). Ehe ich zur Beschreibung dieser übergehe, möchte ich die interessante und eingehende Beschreibung, welche Gawrilow über die Behandlung der Leiche bis zur Beerdigung giebt, hier wiederholen. Sofort nach Erlöschen des Lebens wendet man die Leiche mit dem Kopfe zum Heiligenbilde und bedeckt sie vollständig von Kopf bis zu den Füßen. Dabei werden auch die Augen zugedrückt und die Glieder ausgestreckt. Sobald warmes Wasser bereit ist, wäscht man den Todten unter dem Tragbalken (s'ury kor, momy kor) der Stube mit Seife und Wasser sorgfältig ab und bekleidet ihn dann mit seinen besten Gewändern. Darauf ladet man die nächsten Verwandten und Nachbarn ein, beim Verfertigen des Sarges (koros) behilflich zu sein, einer aber von ihnen wird zu Pferde zum Küster geschickt um sofort ein Grab zu bestellen. Sobald der Sarg fertig ist, hebt man die Thür des Zimmers aus und stellt sie bei der andern Thürschlänge an die Wand und Alle verlassen den Raum und lassen den Todten allein. Hinter dem Sarge gehen dann alle wieder hinein. Auf dem Boden des Sarges werden in zwei Theile zerhackte noch unbenutzte Badequäste[1]) ausgebreitet und mit Flachs bedeckt. Als Kopfkissen dient ein mit Flachs gefülltes Säckchen von weißem Lein. Nachdem die Leiche hineingelegt ist, wird der Sarg in der Mitte des Zimmers auf Stühle gestellt, mit dem Kopfende zu den Heiligenbildern gewandt und an diesem Ende klebt man an den Rand des Sarges hausbereitete brennende Wachslichter, ebenso am andern Ende des Zimmers auf eine zum Aufhängen von Kleidern dienende Stange in der Nähe des Ofens und bittet die früher verstorbenen Verwandten, auch diesen Todten als Gefährten aufzunehmen. Dabei wird von einem aus gedörrtem Hafermehl und Wasser gekochten dicken Brei ein Löffel voll mit etwas Butter in eine am Kopfende des Sarges stehende unbrauchbare Schale gethan. Dies heißt tyrem. Diese Schale wird dann mit ihrem Inhalte den Hunden vorgeworfen. Jetzt werden dem Todten noch die in jenem Leben nothwendigsten Gegenstände, wie Geld, Messer rc. mitgegeben und der Sarg geschlossen und hinausgetragen, worauf die Thür wieder eingehängt wird. Auf dem Hofe stellt man den Sarg auf einen Balkenklotz und wendet ihn mit dem Kopfe drei Mal gegen die Sonne, damit er unaufgefordert den Weg ins Haus

[1]) Besenartig zusammengebundene und getrocknete Bündel von Birkenzweigen mit Blättern.

nicht finden möge. Aus demselben Grunde werden alle Ueberbleibsel des Sarges, Spähne, Bretterenden und dergleichen, sorgfältig gesammelt und entweder sofort verbrannt oder in einen Korb gelegt, welcher mit dem Todten zugleich fortgeführt und in den Wald oder in eine Schlucht geworfen wird. Sobald das Pferd angespannt ist, beeilt man sich den Todten hinauszuführen, denn wenn das Pferd vor der Leiche auf dem Hofe mistet, so geht noch im selben Jahre ein weiterer Leichnam aus diesem Hause. Beim Einsegnen der Leiche in der Kirche reicht eine Mutter ihrem verstorbenen Kinde zum letzten Male die Brust, d. h., sie drückt ihm aus der Brust drei Mal Milch in den Mund. Nach der Beerdigung waschen sich Alle sorgfältig in der Badstube und ziehen sich neue Wäsche an. So weit Gawrilow.

Regelmäßige Todtenopfer werden bei folgenden Gelegenheiten gebracht: zunächst am dritten Tage nach dem Tode eines Menschen, kuin ui, von kuin, drei, und ui, Nacht, denn diese Libationen werden in der Regel gegen Mitternacht vorgenommen — wie es scheint, streichen auch die wotjäkischen Gespenster am liebsten um Mitternacht umher —, ferner am siebenten Tage, siz'ym ui, am vierzigsten Tage, nyl'don ui, und am Jahrestage des Todes, ares' kis'ton. Jährlich werden allen Manen, den ts'yke põresjos, d. h. den längst verstorbenen ts'yke, Opfer vollbracht. Im Frühling in der Woche vor Palmsonntag opfert jede Familie zu Hause gegen Mitternacht auf folgende Weise: Der Tisch wird mit Eßvorräthen, Fleisch, Brot oder Kuchen, kumyška und Bier besetzt. Neben dem Tisch auf der Diele steht ein Trog (ts'umon) aus Birken- oder Lindenrinde, auf dessen Rand eine brennende Wachskerze geklebt ist. Der Hausherr bedeckt sich das Haupt mit dem Hute, nimmt ein Stück Fleisch in die Hand und spricht: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, wohl hütet und erhaltet; macht keine Krüppel (aus uns), werft keine Seuchen (auf uns); das Korn, den Wein, die Speise laßt wohl gelingen!"

Aminoff führt statt dessen folgendes ähnliche Gebet an: Ihr Längstverschiedenen, möge das Opfer vor euch niederfallen, ob ihr nun anwesend seid oder nicht. Zürnet nicht und saget nicht, wir hätten euch keine Opfer gebracht. Erhaltet eure überlebenden (Verwandten) bei Gesundheit, sucht sie nicht mit Kriebelkrankheit heim, erzeugt keine Krähen und Elstern, macht das Vieh und die Pferde fett, gebt den Kindern Gesundheit!

Nachdem er solche Worte gesprochen, wirft der Betende, unter ehrfürchtigem Lüften des Hutes sich verbeugend, einen Theil des Fleisches in den Trog und ißt schweigend den Rest selbst. Dasselbe wiederholt er dann der Reihe nach mit den übrigen Vorräthen. Ihm machen es die übrigen Familienglieder nach. Nach Beendigung des Opfers wird in einigen Gegenden der Inhalt des Troges den Hunden vorgeworfen. Beißen sie sich darum, so gilt das als gutes Zeichen. Dies mag vielleicht mit dem Glauben der Tscheremissen zusammenhängen, daß die Wohnungen der Geister von Hunden bewacht werden.

Wenn man zu den Geistern derjenigen Verstorbenen betet, welche der Opfernde gekannt hat, werden in dem Gebete statt der Anrede ts'yke põresjos die Namen der Verstorbenen, welche dieselben während des Lebens führten, genannt.

Bei den heidnischen Wotjäken soll es nach der entschieden unrichtigen Schilderung Bechterew's bei den Opfern folgendermaßen zugehen: Alle Anwesenden schenken sich ein Glas kumyška ein und wenden sich gegen Norden. Darauf betet der Aelteste der Familie zum inmar, er möge die Qualen des Verstorbenen erleichtern und ihm eine lichte Wohnung geben. Nach Beendigung des Gebetes nimmt er den obersten Kuchen, taucht ihn in kumyška und wirft ihn dem Hunde hin. Frißt dieser ihn auf, so ist das ein Zeichen, daß es dem Verstorbenen gut geht, und alle fangen fröhlich an zu schmausen; läßt er ihn aber liegen, so gehen alle bekümmert auseinander, denn dann geht es dem Hingeschiedenen übel. Wenn schon die christlichen Wotjäken sich wenig darum kümmern, wie es den Geistern geht, so werden es, wie ich meine, die heidnischen noch weniger thun, oder höchstens nur darum, weil die Geister, wenn es ihnen gut geht, wahrscheinlich die Ueberlebenden in Frieden lassen. Wie an dieser Stelle so läßt Bechterew auch an anderen seiner Phantasie gern die Zügel schießen. Der äußerliche Hergang mag übrigens richtig sein.

Im September, nach Beendigung aller Feldarbeiten, wird an einem durch die Volksversammlung bestimmten Tage das gemeinsame Todtenopfer des ganzen Dorfes gefeiert (gurto kalyken kis'ton). In allen Hütten wird an diesem Tage der Tisch festlich gedeckt und mit Eßvorräthen reichlich versehen. Am Nachmittage versammeln sich alle Bewohner des Dorfes mit Ausschluß der verheiratheten Weiber und gehen aus einem Hause ins andere, kein einziges auslassend, und in jedem Hause wirft jeder Besucher etwas von den Eßvorräthen in den beschriebenen Trog, dabei die Worte sprechend: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, möge die Libation, die wir spenden, vor euch niederfallen."

Nach Aminoff wird die Frühlingslibation tylys kis'ton, das Herbstopfer siz'yl kis'ton genannt (von tylys, Frühling, und syz'il, Herbst). Das Opfer besteht aus Brot, Pfannkuchen, Fleisch, Suppe, kumyška, was in ein kleines Loch auf dem Grabe gegossen, beziehungsweise gelegt werde. Diese Sitte scheint in einigen Gegenden bereits verlassen. In der Fabrik wallfahrteten allerdings Männer und Weiber, namentlich aber die letzteren, im festlichen Schmucke zu vielen Tausenden auf den Kichhof. Leider bin ich ihnen dorthin nicht gefolgt, doch hörte ich später, daß sie dort allerhand Eßvorräthe, namentlich Eier, auf die Gräber legen, und dabei sagen: Iß, Peter (oder Ivan, oder wie derjenige gerade heißt, auf dessen Grab man die Spende niederlegt). Mit diesem Gebrauch hängt vielleicht die Sitte der Esthen zusammen, zu Pfingsten zu Tausenden auf die Kirchhöfe zu wallfahrten. Doch wird auch dieser Brauch nicht in allen wotjäkischen Gegenden geübt.

Außer den genannten feierlichen Libationen wird bei jedem Thier, das man schlachtet, der Verstorbenen gedacht mit den Worten: „Ihr Geister, verunstaltet uns nicht, (dafür) gebe ich euch das Blut. Die Speise, den Wein laßt beim Kochen nicht versiegen." Die Knochen werden nach den Mahlzeiten sorgfältig gesammelt und auf eine Wiese oder in eine Schlucht hinausgeworfen mit den Worten: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, mögen die Knochen, die wir euch hinwerfen, vor euch niederfallen."

Dieser Ort, an welchem die Speisereste des ganzen Dorfes hingeworfen werden, heißt ly kujan, Knochenwurf, oder ly kujan inty, Knochenwurfstelle. Hierher werden auch alle Kleider, alle Dinge, mit welchen ein Mensch während des Sterbens in Berührung war, hinausgetragen, die Wiege, auf welcher das Kind geruht, das Stroh, auf welchem der Kranke entschlafen. Wohl aus diesem Grunde sollen häufig einem Sterbenden alle Kleidungsstücke von Werth abgenommen werden, so daß er auf bloßem Stroh liegt (Bechterew).

Wo die Jagd ein wichtiges Erwerbsmittel ist, wie im

wjätkaschen Gouvernement, wird nach Aminoff vor dem Beginn der Herbstjagd den Hingeschiedenen zugleich mit den Waldgöttern geopfert. Derselbe Autor berichtet, daß im wjätkaschen wie im kazanschen Gouvernement einem hingeschiedenen Hausherrn oder Hausfrau ein eigenthümliches Opfer gebracht wird. Dieses Fest werde gewöhnlich einige Jahre nach dem Tode der Personen gefeiert und habe einen freudigen Charakter; es soll genau mit denselben Ceremonieen begangen werden, wie eine Hochzeit und heiße auch kulem murt s'uan, d. h. Todtenhochzeit, oder jyr pyd s'oton = Haupt-Fuß-Opfer. Im Kazanschen werde sowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn eine schwarze Kuh geopfert, im Wjätkaschen dem Manne ein schwarzes Pferd, der Frau eine schwarze Kuh; „damit Vater und Mutter in der andern Welt nicht Pferd und Kuh vermissen sollen," wie ein Wotjäke Aminoff sagte. Nach dem Schluß des Festes werden die Knochen des Opferthieres mit großer Festlichkeit auf das ly kujan inty, die Knochenwurfstelle, gebracht.

Aus dem großen Raum, den der Kultus der Manen im religiösen Leben der Wotjäken einnimmt, kann man schließen, wie sehr sie jene fürchten. Mit dieser Angst hängt sicherlich auch eine sonderbare Rache zusammen, deren Vorkommen mir vielfach, namentlich auch von den Kriminaluntersuchungsrichtern der Gegend, verbürgt wurde, und die ich dann auch bei Bechterew erwähnt finde. Wenn Jemand sich möglichst grausam an seinem Feinde rächen will, dann hängt er sich in dessen Hofe auf oder schneidet sich den Leib auf. Diese anspruchslose Art sich zu rächen heißt nach Bechterew: „das dürre Elend bringen." In der That, wenn die Geister der Verstorbenen schon ihren früheren liebsten Freunden und Anverwandten übel genug mitspielen, da kann man sich denken, daß sie mit ihrem bittersten Feinde nicht gerade schonend verfahren werden. Hiermit finden wir sicher auch eine Erklärung für die große Friedensliebe der Wotjäken, und es scheint sich also die Moral der Furcht bisweilen vollkommener zu erweisen, als die der Liebe.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. **Ths. Achelis.**

II.

Haben wir bisher nur den Begriff der Ethnologie uns klar zu machen gesucht, ihre Methode und ihren Umfang, so handelt es sich jetzt für uns, im Einzelnen die Wirksamkeit der Vorstellungen kennen zu lernen, welche sich aus ihrem Studium für unsere gesammte Weltanschauung ergeben. Es versteht sich von selbst, daß hier nur eine Skizze dieses weitreichenden Einflusses gegeben werden kann, in welcher der eine Faktor mehr, der andere weniger hervortritt. Um aber andererseits nicht ein völlig zusammenhangsloses Durcheinander zu schaffen, so werden wir am besten jene Impulse auf demjenigen Gebiete verfolgen können, welches die Principien der verschiedenen Wissenschaften selbst wiederum zum Gegenstand seiner Untersuchung macht und im letzten Grunde erst eine einheitliche Welterklärung ermöglicht, die Philosophie. Natürlich können auch hier nur die scharf hervorgehobenen Gegensätze uns den Fortschritt veranschaulichen, den wir vermittelst jener Disciplin in vielen Fächern gemacht haben; in das Detail einzugehen, verbietet die Menge des Stoffes von selbst: erst die abschließende Perspektive gestattet die fundamentale Umwälzung ganz zu würdigen, welche unsere heutige Denkart erfahren hat.

War es früher üblich (und man findet noch immer in einigen Handbüchern der Religionsphilosophie diese Tendenz) von einem angeborenen Gottesbewußtsein zu sprechen, das, verschleiert in der Brust eines jeden Menschen liegend, sich allmälig unter günstigen Bedingungen (meist war damit die christliche Konvertirung gemeint) zu voller Blüthe entfalte, so ist diese Vorstellung jetzt für jeden leidlich ethnologisch Gebildeten vernichtet. Die empirische Beobachtung hat erwiesen, daß es ein derartiges Minimum einer Gottesidee, als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur, absolut nicht giebt, sondern daß höchstens eine gewisse Disposition angenommen werden kann, vermöge deren die lebhafte Phantasie des Wilden die ganze sinnliche Welt mit Göttern, d. h. potenzirten Wesenheiten seiner selbst erfüllt. Erst im Laufe der Jahrhunderte, mit gesteigerter Intelligenz wird dieser bunte Himmel evakuirt und an die Stelle unzähliger, mit beschränkter Macht ausgerüsteter, ja häufig der Laune der Menschen unterworfener Gottheiten ein absolutes Wesen gesetzt. Freilich ist es gerade so einseitig, wenn man in religiöser Hinsicht wie in jeder andern annehmen wollte, die menschliche Seele sei eine tabula rasa gewesen, in die hinein die Erfahrung ihre Eindrücke gemacht habe, um ihr so erst einen Inhalt zu verleihen. Falls hier nicht, wie bei allen derartigen Vorgängen, die Außenwelt nur als Reizmittel aufgefaßt wird, um den schon vorhandenen Keim zur Entwickelung zu bringen, bleibt es ganz unverständlich, wie es denn zugeht, daß bei völliger Passivität, d. h. Gleichgültigkeit, ein völlig neuer Inhalt in einem Element geschaffen wird. Diese philosophische Ueberlegung wird durch die Empirie bestätigt; mit Recht sagt Roskoff (Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880), daß wir Wilde ohne jegliche Religion überhaupt nicht finden; freilich muß man keinen idealen Maßstab anlegen wollen, sondern die dürftigste und erbärmlichste Form des Fetischismus als Religion anzuerkennen sich entschließen. Finden wir doch schon hier einen Versuch Geistiges und Körperliches zu trennen; nicht der Klotz als solcher, den der Wilde verehrt, ist der Fetisch, sondern die in ihm wohnende göttliche Kraft, die allerdings der Naturmensch sich unterthan glaubt, sobald er die sinnliche Hülle in seinen Besitz gebracht hat. Wir können es nicht für ein Zeichen besonders tief stehender Religiosität halten, daß hier „die Abstraktion noch nicht so weit gediehen ist, daß sie den Geist auch nur frei von der sinnlichen Erscheinung sich denken kann" (Wundt, Vorlesungen über Menschen- und Thierseele 2, 276); denn bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung der landläufigen religiösen Vorstellungen werden wir bald finden, wie wenig diese Trennung thatsächlich bei uns vollzogen ist und wie sehr immerfort selbst inmitten rein metaphysischer Ueberlegungen durch die Hilfe der Phantasie dem Gedachten die Hülle eines plastischen Scheins umgeworfen wird, ja wie geradezu unausrott-

bar dieser Dualismus mit der menschlichen Natur verwoben ist. Alle jene religiösen Momente des primitiven Glaubens an die Geister und Gespenster, die Institution der Schamanen und Priester überhaupt, die ekstatischen Hallucinationen, die Mantik u. s. f. noch als reinen, baaren Betrug anzusehen, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, oder als Krankheitssymptome widerlicher Art gestattet die ethnologische Forschung nicht mehr, vielmehr nöthigt sie dazu, in ihnen die nothwendigen Resultate einer Entwickelung zu erblicken, die lediglich den unmittelbaren Eindrücken der durch keinen Verstand kontrolirten Gemüthswelt gehorchte. Daß vielfach absichtlicher Betrug namentlich in späterer Zeit mit unterlief, ist ersichtlich, nur erklärt man mit einem derartigen Machtwort nicht ein großes Kapitel in der Weltgeschichte.

Ebensowenig wie von einem angeborenen Gottesbewußtsein gesprochen werden kann, ebensowenig kann sich eine apriorische Moral behaupten; gäbe es eine derartige wirklich, so wäre gänzlich unverständlich, daß der Inhalt dieser Moral, also die gebotene Pflicht, in dem einen Sittenkodex dies, in dem andern das gerade Entgegengesetzte fordert. Es ist daher eine ethnologisch längst feststehende Thatsache, daß ein kategorischer Imperativ, ein angeborenes Sittengesetz und so fort gar nicht existirt, d. h. in rerum natura, sondern nur in der spekulativen Philosophie, welche dieses Moment zur bequemern Erklärung des Weltverlaufs erfunden hat. Vielmehr ist jede Sitte und sociale Institution der adäquate Ausdruck der betreffenden Organisationsform, auf welcher sich irgend ein Volk befindet; hier findet ein genaues Wechselverhältniß statt, so daß allemal (d. h. bei normalen Erscheinungen) das gesetzlich fixirt wird, was dem gemeinsamen Wohle am zuträglichsten ist, mit anderen Worten deckt sich hier das Utilitätsprincip mit dem Moralprincip. Nicht also ein angeborener Rechts- und Sittlichkeitsfaktor entwickelt das sociale Leben des Menschen, das sich nach diesem Ideal zu richten hätte, sondern umgekehrt die jeweilige Associationsstufe liefert als konkreten Niederschlag für das individuelle Handeln eine bestimmte Norm, nach welcher Gut und Böse, Sittlich und Unsittlich erst gemessen wird. Die Blutrache in geschlechtsgenossenschaftlicher Zeit eine unentbehrliche Grundlage des ganzen geselligen Organismus, und damit ein sittliches Gebot für jeden Angehörigen, wird ein Vergehen in der staatlichen Periode, in welcher der Staat die Aufgabe übernimmt, die Existenz seiner Bürger vor Angriffen zu beschützen. Es wandelt sich also das moralische Bewußtsein nach der Aenderung der Organisation, und diese wieder vollzieht sich als Produkt einer Entwickelung, die einerseits bestimmt wird durch die Art der jenem socialen Verbande angehörigen Individuen und andererseits durch die natürlichen Existenzbedingungen, wie Klima, Boden, Nahrung u. s. f. Der Mensch in dem frühern Sinne eines völlig freien Wesens, der aus der unerschöpflichen Laune seines Innern bald diesen, bald jenen Entschluß fassen könnte, motivlos also sich so, oder gerade anders geriren dürfte, diese Vorstellung eines liberum arbitrium ist auch für den Menschen endgültig beseitigt und er ist mit aufgenommen in die Reihe der Erscheinungen, welche dem Kausalgesetz unterliegen. Mag er vielleicht in einem andern Dasein oder an und für sich betrachtet völlig frei sein, diese theologisch-mystischen Schwärmereien, wie sie selbst Schopenhauer bekanntlich pflegt, existiren für die nüchterne Wissenschaft nicht, die es versucht mit Hilfe des ausnahmslos gültigen Kausalgesetzes einen Kosmos zu konstruiren. Aber gerade so einseitig wie jene idealistische Ueberspannung nimmt sich eine andere, mehr auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsene Vorstellung aus, daß das Individuum lediglich der Abdruck seiner Umgebung sein soll ohne jegliche Eigenart, die ihm vielmehr nachher im weitern Verlauf von selbst zufalle. Wiederum dieselbe unklare Ansicht, der wir schon früher begegneten; als ob Etwas irgend eine Zeit lang lediglich als Reservoir für allerlei geistige Qualitäten existiren könnte, ohne sie schon zugleich zu besitzen, und als ob überhaupt jemals eine Eigenschaft gedacht zu werden vermöchte, abgesehen von Jemanden, dessen Eigenschaft sie eben ist! Eine Eigenschaft aber, rein für sich genommen, für mehr als ein zulässiges Spiel des abstrahirenden Verstandes zu halten, diesem Salto mortale der Logik zu folgen hindert uns unsere Schwerfälligkeit. Mithin kommen wir am letzten Ende auf die irgendwie qualificirte, im Laufe der Jahrhunderte vielleicht aus den mannigfachsten Metamorphosen entstandene Eigenart des Individuums einerseits und die ihm gegenüber stehende Außenwelt andererseits zurück; dies sind die letzten Faktoren, in welche wir jegliches Geschehen in der Welt auflösen können, die aber nicht ihrerseits auf einander reducirbar sind. Wie verderblich die gewaltsamen Versuche ausfielen, beide gänzlich heterogenen Elemente zu verschmelzen oder vielmehr eines auf Kosten des andern zu heben, bedarf nur kurzer Erinnerung; war doch die idealistische Geschichtsschreibung nichts weiter als der ohnmächtige Anlauf, den gesammten Inhalt des Wirklichen lediglich auf der Basis psychologischer Momente zu konstruiren, ohne die Beihilfe der empirischen Bedingungen. Und in derselben Weise wie diese gegenüber späteren exakten Bestrebungen das Feld räumen mußte, sehen wir die sogenannte induktive Methode über ihr Ziel hinwegschießen, indem sie aus einer unvollständigen Summe von Prämissen voreilige Schlüsse sich zu ziehen gestattet. Das leuchtendste, weil auf großartige Forschungen angelegte, Beispiel dieser Art bleibt immer Buckle's bekanntes Werk „Geschichte der Civilisation in England“; obgleich sich dieser eminente Schriftsteller bemüht, den geschichtlichen Verlauf wesentlich auf die Faktoren äußerer Art, also Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit u. s. f., zurückzuführen, kann er doch nicht umhin, für den unverständlichen Rest ein ganz entgegengesetztes Motiv zu Hilfe zu nehmen, die psychische Veranlagung der Völker. So schreibt er den Bewohnern der Tropen mehr eine ungezügelte Macht der Phantasie, den Europäern das besonnene Walten einer prüfenden Verstandesthätigkeit zu; doch dies Zugeständniß kommt zu spät, um noch eine einheitliche Erklärung zu ermöglichen. Wie sehr aber diese psychische Perspektive von Nöthen ist, zeigt eine einfache Vergleichung zwischen dem sittlich feinfühlenden Grönländer und dem sexuell grob ausschweifenden Aleuten, zwei Völkern, von denen die Gunst der Existenzbedingungen doch den letztern hätte auszeichnen müssen. Oder wie helfen wir uns bei dem diametralen Gegensatz, in dem die Buschmänner und Papuas zu den Ureinwohnern von Mexiko und Peru stehen, während beide so ziemlich auf denselben Breitengraden wohnen? Metaphysisch und empirisch läßt sich mithin über diese unaustilgbare Eigenart nicht hinwegkommen, die jedem Individuum sowohl als jedem Stamm ganz unabhängig von seinen sonstigen physischen Verhältnissen einwohnt. Betrachteten wir vorher die Sitte als das Produkt der Entwickelungsstufe, welche irgend ein Organismus gerade durchläuft, so ließe sich offenbar diese Begründung rückwärts verlängern, und wir müßten für die specielle Form der socialen Organisation wiederum eine ausreichende Erklärung aufsuchen. Hier setzt nun das Princip ein, das wir nach beiden Seiten, d. h. nach einer rein mechanischen und rein psychischen, andeuteten. Was unter jener erstern zu verstehen ist, die physischen Verhältnisse, welche für alle Funktionen des animalischen Lebens die unentbehrlichste Grundlage liefern, das begreift sich von selbst; es fragt sich mithin für uns nur um

eine scharfe Erörterung des Begriffs Individuum. Zunächst ist dieses als Komplex einer bestimmten Menge von Eigenschaften zu fassen, in deren Besitz es anderen gleichartig organisirten mehr oder minder ähnlich ist. In dieser Weise behandelt die Statistik den Menschen als gegebene Größe und specifische Qualität, die unter dem Drucke gleicher Bedingungen voraussichtlich stets dieselben Erscheinungen aufweist. Diese rein mechanische Anschauung — der im Uebrigen für kleinere Sphären manche werthvolle Resultate entsprungen sind — erschöpft aber bei weitem den Begriff des Individuums nicht, da sie lediglich die äußere Bethätigung derselben in einzelnen Handlungen betrachtet, hingegen die psychische Kehrseite dieses Vorganges, d. h. die Empfindung, gänzlich unberücksichtigt läßt. Es ist bekannt, wie die letzte und schärfste Zerlegung des menschlichen Daseins uns an die beiden ewig aneinander gebundenen und doch nicht in einander aufzulösenden Endpunkte führt, Bewegung und Empfindung; jene, die auf Veranlassung dieser die ganze mechanische Welt in Sprache, Sitte, Organisation u. s. f. erzeugt, diese, welche zu allen diesen Produkten das psychische Korrelat liefert in Bedeutung, Moral 2c. Jene baut die Sinnenwelt in und vor uns auf, diese unser Seelenleben in allen seinen verschiedenen Abstufungen: Beides sind Strahlenbrechungen des umfassenden kosmischen Lebens, in das unser Ich hineintaucht und das wir im letzten Grunde in uns als eine unbewußte Schlußthätigkeit verspüren, welche dieses Doppelbild in uns zur Erscheinung bringt. Daß dies der Fall ist, empfindet Jeder, der konsequent diesen Proceß zu Ende denkt, weshalb aber diese Differenzirung erfolgt, gehört zu den Welträthseln und wahrhaften Wundern, die wir schwerlich begreifen werden. Diese ganze Beziehung ist sehr einleuchtend auseinandergesetzt von Post in seinem Werk: „Bausteine für eine allgemeine Rechtsgeschichte auf vergleichend-ethnologischer Basis." Oldenburg 1880 (vergl. besonders S. 22 ff.), weshalb wir nicht umhin können, einige einschlägige Sätze an dieser Stelle zu citiren. „Beide (das Psychische und Mechanische) sind zwei Strahlen, in welchen das Kosmische durch die in uns wirkende Intelligenz gebrochen wird. Erst in ihrer Ergänzung durcheinander machen sie die Wirklichkeit aus, und keines kann ohne das andere bestehen. Die mechanische Welt regelt unser Empfindungsleben zu einem Ich, unser Ich regelt das kosmische Bewegungsleben zu einer Welt. Ohne unsere Sinnenwelt würde unsere Seele ein psychisches Chaos, ohne unser Ich unsere Sinnenwelt ein mechanisches Chaos sein. Der einzelne Mensch, wenn er zum bewußten Wesen heranwächst, baut sich daher auch in stetiger Korrespondenz und in gleichmäßigem Fortschreiten ein Ich und eine sinnliche Welt. Aus der gegebenen Scheidung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeiten erwachsen hier Vorstellungen, dort Eigenschaften, hier Begriffe, dort Dinge. Nur für ein menschliches Bewußtsein existiren Farbe, Schall, Wärme, Druck, nur für ein menschliches Bewußtsein Gestirne, Pflanzen, Thiere, Menschen. Das kosmische Bewegungsleben ist ohne das menschliche Bewußtsein etwas durchaus Anderes. Andererseits werden nur durch das kosmische Bewegungsleben Vorstellungen und Begriffe in der menschlichen Seele erzeugt: ohne den Einfluß der Welt, der Bewegungen würde sie unreine schlummernde Potenz der Empfindung sein. So trägt alles Psychische den Gegensatz des Mechanischen, alles Mechanische den Gegensatz des Psychischen schon in sich; keins kann ohne das andere sein, und beide sind durch einander bedingt." (S. 24.) Wie nun das Individuum in dreifacher Gestalt auftritt, zunächst als kosmisches, das als solches die Natur aller vom Stoffatom bis zum Gestirn theilt, dann als kosmisch-organisches, welches in bestimmten Beziehungsverrichtungen gleich anderen Wesen derselben Art sich manifestirt, und endlich als menschliches mit relativ hoher Ausbildung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit, dies im Einzelnen auszuführen, würde hier unstatthaft sein; wir verzeichnen nur den Gewinn für unsere Argumentation, daß wir an dem menschlichen Individuum die letzte Quelle für die Erklärung des Weltverlaufes gewonnen haben. Je nach der Höhe der intellektuellen Bildung schuf sich dieses selbst eine entsprechende Welt, und im Lauf der Jahrhunderte, vermittelst der psychischen Vererbung, rang sich aus den trüben, chaotischen Massen eine Sinnenwelt los, der umgekehrt eine seelische Welt entsprach. Wie empirisch an der Entstehung des Farbensinnes die stufenweise Vervollkommnung dieser Funktion bei den verschiedenen Völkern erwiesen ist, so läßt sich diese beschränkte (übrigens auch sonst vielfach unterstützte) Erfahrung verallgemeinern zu einem Universalbilde; auch die Schallwellen mußten erst zu Tönen umgewandelt werden, wie die Oscillationen des Aethers zu Farben wurden, Druck und Stoß die gesammte Welt der Gefühle hervorzauberten. Dieser letzte inkommensurable Rest in der menschlichen Natur, bald persönlicher Faktor, bald Charakter, bald Wille genannt, ist der Widerschein des ursprünglichen Schöpferaktes, mit welchem das Unbewußte sich in jene früher erwähnte Strahlenbrechung seines Wesens in die beiden entgegengesetzten Pole ausließ. Daher wird man auch erst von diesem erhabenen Punkte aus nach beiden Seiten hin die Beschränktheit des enragirt mechanischen und psychischen Verfahrens begreifen; noch thörichter ist freilich die in letzter Zeit so gefeierte, vorzeitige Vermählung dieser divergenten Principien, die der sogenannte Monismus so beredt zu verherrlichen weiß. Anstatt diese Differenzirung als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur aufzufassen, die eben weil sie aus Physis und Psyche besteht, unweigerlich alles Geschehen nach jenen beiden verschiedenen Gesichtspunkten betrachten muß, wird vielmehr durch irgend eine weder empirisch noch philosophisch erwiesene Manipulation die Bewegung und Empfindung in eins konfundirt und direkt aus einander abgeleitet, während die gemeinsame Wurzel beider, wie wir sahen, weit über das Gebiet des Individuellen hinaus, in der Sphäre des Kosmischen liegt. Ebenso hinfällig wäre der Einwand, daß hierüber, als der Erfahrung entzogen, wissenschaftlich nichts zu bestimmen sei; gewiß nicht, und nichts liegt uns ferner als dies. Aber es handelt sich hier auch nur um einen Grenzbegriff, bis zu dem das menschliche Erkennen vordringen kann, ohne im Uebrigen in dieser *terra incognita* große Entdeckungen machen zu wollen.

Welcherlei Art nun im Einzelnen diese Eigenart des Individuums sei, läßt sich natürlich nur im Allgemeinen andeuten; einmal wird sie aus den in ihm wirksamen Trieben bestehen, welche ihm das Doppelbild einer mechanischen und psychischen Welt erzeugen und ihn so erst zu einem Gliede einer gleichartigen Umgebung schaffen; andererseits richtet sie sich nach den Existenzbedingungen, die im Kampfe ums Dasein fördernd und hemmend auf seine Entwickelung einwirken. Dies ist der Endpunkt für die ethnologische Forschung, wenn sie dem Entstehen des organisch menschlichen Lebens auf unserm Planeten nachgeht; vorwärts aber ergiebt sich hier mit einem Blick die ganze Entwickelungsgeschichte der menschlichen Race. Denn jene Eigenart des Individuums, durch Vererbung einem andern übermittelt, und für dieses damit ein Kristallisationspunkt für neue Eigenschaften, differenzirt sich im Laufe der Zeit zu immer anderen Variationen und bringt somit die ganze Fülle des Geschehens hervor. Bleiben wir bei der gewöhnlichen Ansicht von dem Verlauf dieses Processes stehen, so würden wir die Stammmütter

der primitiven Geschlechtsgenossenschaften als die Centren fassen, in welchen sich jene Verschiedenheiten annulliren und die wiederum ihrer socialen Association das charakteristische Gepräge verleihen; aus diesem Urtypus dann würden alle Besonderheiten des Völkerlebens vermöge unendlicher Durchkreuzungen sich ergeben.

Am Schluß sei uns gestattet, noch einmal die Aufmerksamkeit auf das schon früher erwähnte Buch von Post zu lenken, in dem alle jene hier nur flüchtig angedeuteten Beziehungen erschöpfend dargestellt sind. Wer irgend sich über den fundamentalen Unterschied orientiren will, der die frühere Weltanschauung von der auf ethnologisch vergleichender Basis erwachsenen trennt, dem kann jenes Werk nicht dringend genug empfohlen werden. Auch uns war es in diesen Zeilen darum zu thun, jenen weitreichenden Einfluß der Ethnologie im Allgemeinen zu skizziren und eine Anregung zu bieten, um den gewöhnlichen Schlendrian des historisch beschränkten Denkens zu verlassen.

Zur Ethnographie Oesterreich=Ungarns.

F. H. Gerade so recht mitten in die Zeit des Nationalitätenkampfes in Oesterreich fällt das Erscheinen eines Werkes[1]), dessen Aufgabe es ist, die historische und geistige Entwickelung der verschiedenen Völker dieses polyglotten Staates in objektiver, wissenschaftlicher Weise zu beleuchten, und das von Jedem, der sich für die Entwickelung des österreichischen Volksthums interessirt, mit Freuden begrüßt werden wird. Seit dem Erscheinen des großen Czoernig'schen Werkes über die Ethnographie der österreichischen Monarchie zu Ende der funfziger Jahre, der freilich seinen Stoff in einer ganz andern, mehr statistischen Weise bearbeitete, bietet uns die Literatur über die Völker der österreichisch=ungarischen Monarchie zumeist nur kleinere Schriften und Aufsätze, welche bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden und mehr oder weniger von lokalem Interesse sind. Ein großes, alle Völker Oesterreich=Ungarns umfassendes ethnographisches Werk, welches besonders die Herkunft, Entwickelung und Ausbreitung der einzelnen Völker, deren Sitten und Gebräuche berücksichtigt, existirte bisher nicht. Bei dem Aufschwung, den die Ethnologie in den beiden letzten Jahrzehnten genommen hat, und welcher enge mit dem Aufschwunge des Studiums der Naturwissenschaften zusammenhängt, haben sich die Forscher mit Vorliebe den Naturvölkern zugewendet; die europäischen Völker wurden mehr oder weniger bei Seite gelassen. Und doch giebt es auch in Europa auf ethnologischem Gebiete (vom anthropologischen gar nicht zu reden) noch manches interessante Problem zu lösen: ebenso schnell wie die Naturvölker aussterben oder der Civilisation zugeführt werden, ebenso rasch verschwinden alte Sitten und Gebräuche unter jenen europäischen Völkern, welche dieselben noch bis zum heutigen Tage zu bewahren gewußt haben. Hier wäre es Aufgabe der einzelnen Staaten, durch Kreirung von Lehrstühlen an den Universitäten gleichsam geistige Centren für das Studium der Ethnographie der die betreffenden Länder bewohnenden Völker zu schaffen.

Das angeführte Werk soll im Ganzen 12 Bände umfassen, von denen bis jetzt der fünfte (die Magyaren) und der sechste Band (die Rumänen) erschienen sind[2]). Der Inhalt dieser 12 Bände gliedert sich folgendermaßen:

Band 1 bis 4. Die Deutschen und zwar:
- Bd. 1. Die Deutschen im Erzherzogthume Nieder= und Oberösterreich mit Salzburg, dann in den Alpenländern: Steiermark, Kärnthen und Krain.
- Bd. 2. Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.
- Bd. 3. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.
- Bd. 4. Die Tiroler.

Band 5. Die Magyaren.
Band 6. Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.
Band 7. Die Semiten.
Band 8 bis 11. Die Slaven und zwar:
- Bd. 8. Die Czecho=Slaven.
- Bd. 9. Die Polen und Ruthenen.
- Bd. 10. Die Slovenen. Die Croaten.
- Bd. 11. Die Südslaven in Dalmatien und dem südlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegowina.

Band 12. Die Zigeuner in Ungarn.

Jeder Band hat seinen eigenen Verfasser und wir sehen hier Namen vertreten, die zu den besten Kennern der Völker gehören, über welche sie schreiben.

Die innere Eintheilung des Stoffes ist die folgende: 1. Geographisches Gepräge des Wohngebietes, insoweit das Land auf den Charakter seiner Bewohner, auf ihre leibliche und geistige Entwickelung Einfluß übt. — 2. Einwanderung und Ansiedelung, Kulturzustand zur Zeit derselben. Ausbildung des staatlichen Gemeinwesens. — 3. Religion und geistiges Leben. — 4. Sociale Entwickelung. — 5. Volkswirthschaftliche Entwickelung. — 6. Die neue Zeit und die Stellung des Volksstammes im Staate. Die neue Erhebung des nationalen Geistes. — 7. Gegenwärtiger Stand: Statistisches. Territoriale Vertheilung. Sitten und Gebräuche. Sage und Volkslied. Geistige Entwickelung. — 8. Stellung inmitten der anderen Völker und Verhältniß zu denselben.

Das ganze Werk ist bestimmt, zu Mitte des nächsten Jahres zum Abschlusse gebracht zu werden. Wir haben dann ein Werk vor uns, das nach Umfang wie Inhalt kaum seines Gleichen in der neuern ethnographischen Literatur der europäischen Staaten haben dürfte. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß die „von dem Geiste der Versöhnung getragene" Tendenz desselben ihren Zweck erfüllte und dazu beiträgt, wenigstens einen Theil der Gegensätze ausgleichen zu helfen, welche heute mehr denn je zwischen den Nationalitäten Oesterreich=Ungarns herrschen.

---

[1]) Die Völker Oesterreich=Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen. Wien und Teschen. Karl Prochaska. 1881.

[2]) Auch der erste ist soeben ausgegeben worden. Red.

Die Ungern oder Magyaren.

Von Paul Hunfalvy.

(Die Völker Oesterreich-Ungarns. V. Band.)

Paul Hunfalvy, einer der besten Kenner seines Volkes, hat die Aufgabe übernommen, die historische Entwickelung des ungarischen Volksthums in dem oben genannten Werke zu schildern; dieselbe hätte gewiß nicht in bessere Hände gelegt werden können. Vernehmen wir zuerst, was er selbst in der kurzen Einleitung zu demselben, über die Art und Weise, wie diese Aufgabe aufzufassen ist, sagt: „Die Stellung der Ungern oder Magyaren zu dem Königreiche, das seinen Namen von ihnen erhalten hat, ist eine ganz andere, als die Stellung aller anderen österreichischen Völker zu den betreffenden Ländern. Während die Deutschen, die Slaven, die Romanen u. s. w. in diesen Ländern nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiserstaates liegt: sind die Ungern als Nation so sehr mit ihrem Lande verwachsen, daß nicht einmal die Blicke politischer Träumer über die Grenzen desselben hinausschweifen. Die ethnographische Behandlung des ungerischen Volkes muß demnach auch eine andere sein, als die der anderen Völker innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Entstehung und Bildung des Deutschthumes, des Slaventhumes, des Romanenthumes &c. ist nicht ausschließliche Aufgabe unserer Ethnographie; sie kann eben so gut in anderen speciellen Ethnographien behandelt werden, und dürfte wohl am besten einer allgemeinen Ethnographie Europas überlassen bleiben. Ganz anders steht es mit derselben Aufgabe des ungerischen Volkes. Die Entstehung und Bildung des Ungerthumes muß hier vorgetragen werden, und eine allgemeine Ethnographie Europas wird ihren Stoff hier entnehmen müssen, weil sie ihn gar nirgend anderswo finden könnte."

In einer Reihe von Kapiteln, deren wichtigste wir im Folgenden hervorheben wollen, behandelt Hunfalvy seinen Stoff hauptsächlich auf historisch-linguistischer Basis. Die Frage über die anthropologische Stellung der Magyaren finden wir im letzten Kapitel erörtert, auf das wir auch noch ausführlicher zurückkommen werden.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die vorungrische Zeit in Pannonien und Dacien. Während die Einwanderung der meisten die übrigen Theile von Europa gegenwärtig bewohnenden Völker in das Dunkel der vorhistorischen Zeit fällt, zogen die Magyaren in ihre jetzigen Wohnsitze erst ein, nachdem sich dort schon früher historisch beglaubigte Thatsachen abgespielt haben. Wir wollen dieselben hier kurz skizziren. Auf die Römerherrschaft in Dacien und Pannonien, welche in dem letztgenannten Lande mehr als vier Jahrhunderte währte, folgte in Ungarn und Siebenbürgen zuerst das germanisch-hunnische und hierauf das avarische Zeitalter. Die Avaren herrschten hier bis zum Ende des achten Jahrhunderts; nach ihrer Besiegung folgte dann in Pannonien und in den nördlich davon gelegenen Gegenden die fränkisch-deutsche Herrschaft. In ziemliches Dunkel ist das Erscheinen zahlreicher slavischer Scharen gehüllt, welche neben den Avaren auftreten und letztere nach und nach ganz in sich aufnehmen. Pannonien ist also im neunten Jahrhundert bewohnt von wenigen, immer mehr verschwindenden Avaren und zahlreichen Slaven; dazu sind noch die einwandernden Deutschen zu rechnen. Hierauf dringen die Magyaren ins Land, zerstören das große mährische Reich, vernichten das vereinigte bayerische Heer und okkupiren das alte Avarenland bis zum Ennsfluß.

Hier ist noch der Bulgaren Erwähnung zu thun, welche zur Zeit ihres Eintrittes in die Geschichte in zwei von einander ziemlich entfernten Gegenden wohnten. Ihre ursprünglichen Sitze waren im Donlande; außerdem waren sie noch in Pannonien zahlreich. Sie werden hier später durch die Avaren theils vertrieben, theils gehen sie in denselben auf. Ziemlich dunkel ist auch das Auftreten der Rumänen in Dacien und jenseits der Theis; wir werden auf diese Frage noch ausführlich bei der Besprechung des nächsten Bandes zurückkommen.

Um auf die ältesten Nachrichten über die ehemaligen Wohnsitze der Magyaren zu gelangen, müssen wir die ethnographischen Verhältnisse des heutigen Rußland im 9. und 10. Jahrhundert näher ins Auge fassen. Wir erfahren durch arabische Schriftsteller, daß damals längs der Wolga die Chazaren und Bulgaren wohnten. Letztere wurden aus ihrer Urheimath am Don durch erstere in die Gegend des heutigen Kasan gedrängt. Arabische und byzantinische Schriftsteller geben uns Kunde von einem großen wolgaischen Bulgarenreiche, dessen Bewohner meistens Mohammedaner waren und Ackerbau trieben. Die Slaven reichten in Rußland nur östlich bis zur Oka; der größte Theil des Landes war von finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Völkern bewohnt. Zu Ende des 9. Jahrhunderts beginnen die Raubzüge der skandinavischen Rossen, welche um das Jahr 900 in der Gegend von Kiew einen Staat bilden.

Nach dem arabischen Schriftsteller Ibn Dastah (Anfang des 10. Jahrhunderts) wohnten die Magyaren am Dniepr und Dniestr bis an das Schwarze Meer; er zählt dieselben zum Türkenstamme und bezeichnet sie als Nomaden und Viehzüchter. Sie hatten dort zu ihren östlichen Nachbarn die Bulgaren und Chazaren, zu ihren nördlichen die Petschenegen. Konstantinos läßt sie, gedrängt von den Petschenegen (welche sich den Magyaren immer feindlich gezeigt haben), in das Gebiet des Seret und Prut ziehen; Leo der Weise (886 bis 911) soll sie dann gegen die Bulgaren in ihr heutiges Land gerufen haben.

Ueber die Herkunft der Ungern und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern erhalten wir durch die vergleichende Sprachforschung ziemlich genauen Aufschluß. Die magyarische Sprache gehört zu dem großen turanischen oder ural-altaischen Sprachstamm, dessen besondere Eigenthümlichkeit die Agglutination oder Anleimung ist. Sie steht am nächsten der vogulischen und dann der finnischen Sprache; mit der türkischen stimmt sie nur im Bau überein. Speciell gehört sie also zu dem finnisch-ugrischen Völker- und Sprachstamm. Die Völker desselben hatten früher das Siebener-Zahlensystem; erst nach ihrer Trennung haben sie das Zehnersystem angenommen. Aus der Uebereinstimmung der Worte sehen wir, daß es Jagd- und Fischervölker gewesen sein müssen. Vom Rind findet sich bei ihnen keine Spur; sie lernten die Zähmung desselben erst von den skandinavischen Rossen; dagegen sind ihre Hausthiere das Pferd und der Hund. Hunfalvy schließt aus dunkeln Erinnerungen, welche sich in alten magyarischen Chroniken vorfinden, daß die Urheimath der Magyaren, zwischen Wolga und Ob, entfernt vom Meere gelegen war.

Nach der Trennung der finnischen von den ugrischen Völkern kamen erstere mit den Germanen (Gothen) und Letten, letztere mit den Türken in Berührung, wovon sich auch viele Merkmale in der Sprache erhalten haben. Die Ungern haben die türkischen Worte von den Kabaren (einem Chazaren-Geschlechte) angenommen, mit denen sie längere Zeit in näherm, freundschaftlichem Verkehre standen. Von

den Türken lernten sie auch den Ackerbau. Die heutigen Tschuwaschen sind wahrscheinlich die Ueberreste der einst mächtigen Chazaren.

Auf die Magyaren haben auch die Slaven einen ziemlichen Einfluß ausgeübt. Schon in ihren alten Wohnsitzen verkehrten erstere mit Slaven; in ihrem neuen Lande, wo die Slaven bei deren Einwanderung in der Mehrzahl waren, unterjochten sie die letzteren, lebten aber immer mit denselben in gutem Einverständniß.

Einen bedeutenden Aufschwung nahmen die Verhältnisse der Magyaren in ihrer neuen Heimath unter ihrem Herzoge Voik, der unter dem Namen: „Stephan der Heilige" als ihr erster König bekannt ist. Das Christenthum fand unter ihm und seinen Nachfolgern ziemlich ungestörten Eingang im Lande.

Von den Einwanderern, die im Magyarenthume aufgegangen sind, erwähnt Hunfalvy zuerst die Ismaeliten, welche Mohammedaner waren und später als selbständiger Volksstamm ganz verschwinden. Von größerer Bedeutung waren die Petschenegen (Bissenen), um 950 das mächtigste Volk Skythiens, welche zu beiden Seiten des Dniestr wohnten. Sie wurden 1065 von den Kumanen unterjocht, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, die wieder der türkischen verwandt war, und verschmelzen dann mit denselben. Seit Stephan dem Heiligen begann eine starke Einwanderung der Petschenegen in Ungern, welche sich auch noch ziemlich lange, namentlich im Westen, erhalten haben. Weiter sind zu erwähnen die Kumanen (Uzen, Polovcen). Dieselben saßen ursprünglich an der Wolga und kamen in zwei Abtheilungen nach Ungern, die Bergkumanen vom Norden über Polen und jene der Ebene im Süden, welche direkt vom Osten einwanderten. Dies war die letzte, aber auch zahlreichste Einwanderung; sie gewöhnten sich erst nach und nach an feste Wohnsitze.

Von geringerer Bedeutung, aber doch erwähnenswerth, sind auch die Tataren, welche von dem großen Mongoleneinfalle (1241) zurückgeblieben sind, und die Türken, welche, freilich erst in viel späterer Zeit, anderthalb Jahrhundert hindurch Herren im Lande waren.

Von großem Einflusse waren schon in der ältesten Zeit die Deutschen. Das anfängliche Ritterthum bestand fast aus lauter Deutschen; dieselben hatten bedeutenden Einfluß am Hofe Stephan des Heiligen. Die Mehrzahl des heutigen ungerischen Adels ist fremden, zumeist deutschen Ursprungs.

Was die heute noch sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuenden Szekler anbelangt, so werden dieselben in den älteren ungerischen Chroniken fälschlich als Nachkommen der Hunnen bezeichnet. Thatsächlich sind aber die Szekler den Ungern sehr nahe verwandt; ihre Sprache hat sich von der ungerischen erst abgetrennt, nachdem dieselbe schon vollständig ausgebildet war.

Die Kapitel über die politische, sociale und geistige Entwickelung der Magyaren können wir hier füglich übergehen; sie gehören mehr in das geschichtliche und kulturgeschichtliche Gebiet. Dagegen ist das schon erwähnte letzte Kapitel über die anthropologische Stellung der Magyaren für uns von besonderm Interesse.

Nachdem Hunfalvy im ersten Theile desselben die schon hinlänglich bekannte Finnenfrage erörtert hat, kommt er zu der Frage: „Welches ist nun die anthropologische Stellung der Magyaren?" Er läßt darauf unsern gelehrten Linguisten und Ethnologen Friedrich Müller antworten, welcher in seiner Ethnographie sagt: „Einer Vermischung des zur mongolischen Race gehörenden Stammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren seinen Ursprung," und bemerkt dazu weiter: „Wir müssen zu dieser Mischung auch noch ein starkes türkisches Element hinzufügen, wenngleich dies selbst zur mongolischen Race zu zählen wäre. Aber schon durch die Slaven und Germanen wird der anthropologische Begriff der Race für das Magyarenvolk sehr abgeschwächt. Ja wenn wir uns vor Augen halten, daß auch der Adel Ungarns zum größten Theil nicht echt ugrischer Abstammung ist: so wird es wohl kaum leicht zu entscheiden sein, ob die mittelländische Race oder die mongolische einen größern Antheil an dem Ursprung der Magyaren habe."

Nach der Besprechung einiger kraniologischer Fragen kommt Hunfalvy zu dem Ausspruche, daß die physische Beschaffenheit des Menschen mit der Nationalität desselben in keinem Zusammenhange stehe, der in diesem Falle wohl eine gewisse Berechtigung hat. Wir setzen hier die sich ihm daran knüpfende Betrachtung her, ohne dieselbe jedoch unterschreiben zu wollen: „Da die Anthropologie und speciell die Kraniologie es vorzüglich mit der physischen Beschaffenheit des Menschen zu thun haben, so kann auch zwischen ihnen als zoologischen Wissenschaften und der Ethnologie und Ethnographie kein solcher Zusammenhang stattfinden, daß jene diese und umgekehrt diese jene bedingen würde. Nach unserer Auffassung wäre die Aufgabe der Ethnologie die Entstehung der Völker zu erklären, was unvermeidlich auch die Erklärung, wie die einzelnen Sprachstämme entstanden seien, in sich fassen müßte. Die Ethnographie hingegen hat es nur mit der Beschreibung und der Geschichte der gegebenen Völker zu thun, die mit einer fertigen Sprache in der Geschichte auftreten, und sich weiter entwickeln, d. h. bilden oder auch verbilden. Jedes Volk entsteht mit seiner Sprache und seiner ursprünglichen Religion, und besteht, so lange seine Sprache fortlebt, wenn auch die ursprüngliche Religion durch andere Religionen vertauscht wird. Und jedes Volk als solches verschwindet, wenn seine ursprüngliche Sprache ausstirbt; es verschwindet aber nicht physisch, sondern ethnisch, d. h. es geht in ein anderes Volksthum über. Wir haben versucht eine Ethnographie der Magyaren, d. h. eine Beschreibung zu geben, wie das magyarische Volksthum in der Geschichte aufgetreten ist, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, und was es in der Gegenwart bedeutet. In dieser Beschreibung konnten wir keine Antwort auf die Frage finden: welche anthropologische Stelle die Magyaren einnehmen."

Bis heute besitzen wir noch keine auf direkten Beobachtungen beruhende, eingehende Arbeit über die anthropologischen Verhältnisse des magyarischen Volkes. Der Aufschwung, den die anthropologischen Studien in Europa in den letzten Jahrzehnten genommen haben, läßt jedoch hoffen, daß eine solche nicht all zu lange mehr auf sich warten lassen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Gegen Ende 1880 langte eine Boeren-Karawane nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Wüste Kalahari, auf welcher sie die Hälfte ihrer Mitglieder verlor, im Süden der westafrikanischen portugiesischen Kolonie an und bat die dortige Regierung um die Erlaubniß zur Niederlassung. Das ist ihnen von den Behörden in Mossamedes gestattet worden, und zwar erhält jede Familie 200 ha Landes bei Huilla, einem Fort 160 km östlich von Mossamedes; die Boeren unterwerfen sich den portugiesischen Gesetzen, erhalten freie Religionsübung und Steuerfreiheit auf zehn Jahre, dürfen die Eingeborenen nicht von ihren Aeckern verjagen, können sich im Falle des Angriffs gegen sie vertheidigen, müssen aber die Regierung möglichst rasch davon benachrichtigen. Die neue Kolonie hat nach dem damaligen Kolonialminister den Namen San Januario erhalten. Die Behörden haben versprochen, das Fort Huilla besser zu armiren und über das Chella-Gebirge, welches sich zwischen der Kolonie und der Meeresküste hinzieht, eine Straße zu bauen; sie wollen ferner einen Arzt und einen Apotheker senden und das portugiesische Gesetzbuch zum Besten der unter portugiesischer Oberaufsicht sich selbst verwaltenden Boeren ins Holländische übersetzen lassen. Die letzteren haben schon, um ihre Ländereien genügend bewässern zu können, in 25tägiger angestrengter Arbeit einen 5 bis 6 km langen, $1\frac{1}{2}$ m breiten und 1 m tiefen Kanal gegraben, der ihnen aus den Flüssen Neve und Canhanda hinreichendes Wasser zuführt. Es ist dieses Abkommen ein wahres Glück für das Land, dessen Hülfsquellen zu entwickeln die dort wohnenden Portugiesen, worunter viel Deportirte, und die einheimische Negerbevölkerung absolut nicht im Stande zu sein scheinen.

— Der Handelsartikel, welcher den Canarischen Inseln bisher Haupteinnahmequelle gewesen ist, die Cochenille, hat durch die steigende Konkurrenz der Mineralfarben in den letzten Jahren eine derartige Entwerthung erfahren, daß mit Rücksicht auf die Gefahr einer bevorstehenden Krisis die Haupt-Plantagenbesitzer der Inseln im September 1880 sich vereinigt haben, um Mittel zu finden, derselben vorzubeugen. Die „Sociedad Economica" hat sich dahin ausgesprochen, daß jene Konkurrenz nicht zu vermeiden sei, daß man daher die Kultur der Cochenille nur auf die Küsten beschränken, im Uebrigen aber durch rationelle Tabakskultur den materiellen Ausfall nicht nur decken, sondern auf die Höhe der Einnahmen zur Blüthezeit der Cochenille-Kultur gelangen könne.

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

Nordamerika.

— Die Höhe des etwa 60 Miles östlich vom Puget-Sund in der Cascade Range liegenden Schneeberges und ehemaligen Vulkans Mount Rainier (auch Mount Tacoma genannt), welche früher auf 12000 und einige hundert Fuß geschätzt wurde, beträgt nach den neuesten von Kapitän Lawton, Mitglied des „United States Coast Survey", ausgeführten Messungen 14444 Fuß über dem Meeresspiegel; also vier Fuß mehr als die des Mount Shasta im nördlichen Kalifornien. Es wurden von Kapitän Lawton drei trigonometrische Messungen gemacht und darauf noch eine barometrische auf dem Gipfel, und obige Höhenangabe ist das Resultat. Lawton bestätigt die Angabe eines alten Kraters auf dem Gipfel des Berges.

Am Abend des 5. August dieses Jahres bemerkte ich während einer Dampferfahrt von Tacoma nach Seattle, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, bald hellere, bald dunklere Wolken, die vom Gipfel des Mount Rainier in den sonst ganz klaren Himmel emporstiegen und dort allmälig verschwanden. Eine ähnliche Erscheinung ist öfters bemerkt worden, die genau so aussieht, als ob Rauch einem Krater entstiege. Seltsamer Weise gewahrt man diese Erscheinung stets nur vor Sonnenuntergang, so daß dieselbe vielleicht eine andere Ursache als die einer vulkanischen Thätigkeit haben kann. Th. Kirchhoff.

— E. von Hesse-Wartegg's neues Buch „Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879 bis 1880) (Leipzig, C. Reißner, 1881) ist angenehm zu lesen und hinterläßt hauptsächlich deswegen einen befriedigenden Eindruck, weil es der Verfasser versteht, seinen belletristischen Schilderungen des Lebens am und auf dem Strome die Behandlung wichtiger socialer, handelspolitischer und ähnlicher Fragen einzuflechten. Er hat innerhalb vier Jahren zwei Reisen durch die Mississippiländer unternommen, um solche Erscheinungen, wie die Einwanderung von Deutschen nach Arkansas, Louisiana und Alabama, den Neger-Exodus von dort nach den Prärieſtaaten, die socialen Errungenschaften der früheren Sklaven, die Stellung der Baumwollenkönige und des Kreolenthums, die Gelbfieber-Epidemien 2c. näher zu studiren. Von hohem Interesse z. B. ist die Schilderung des Kampfes, den New-Orleans mit den Millionären von New-York und Boston führt, um den Handel und Verkehr, namentlich in Getreide, von den nördlichen Eisenbahnen abzulenken und dem billigern Wasserwege des Mississippi zuzuführen. Damit zusammen hängt dann die geographisch interessante Frage über die Regulirung jenes Stromes und die Offenhaltung seiner Mündungen, welche Kapitän James B. Eads durch die künstliche Verlängerung des Stromufers ins Meer hinaus vermittels „Jetties" (Dämme) glücklich gelöst zu haben scheint. Die „Mississippi-Fahrten" sind ein interessantes Buch, dessen Inhalt der Wahrheit entspricht, so weit wir wenigstens nach der Lektüre amerikanischer Zeitungen darüber zu urtheilen vermögen; als das „erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt", seien sie unseren Lesern empfohlen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VIII [1]).

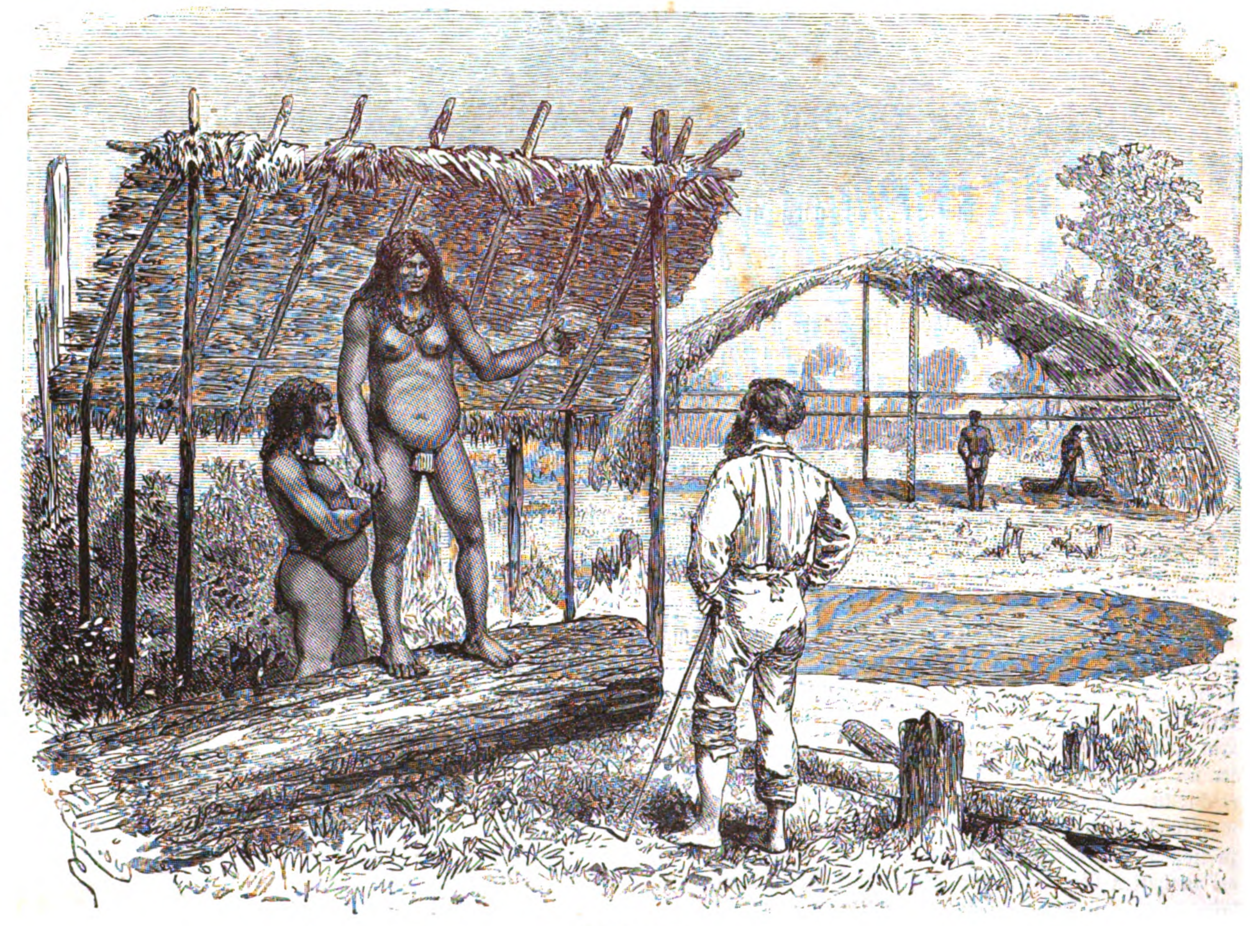
Gegen die Mittagsstunde des 8. November langte man an einer Stelle an, wo der von zahlreichen Inseln und emporragenden Felsen durchsetzte Fluß mit seinen Schnellen und kleinen Katarakten an den obern Oyapok erinnerte. Ein leichter Rauchgeruch, den Crevaux' indianische Begleiter wahrnahmen, und bald auch Laute menschlicher Stimmen erschreckten einen Theil der Reisegesellschaft nicht wenig; man fürchtete, hier schon auf die berüchtigten Trios-Indianer zu stoßen — und wer weiß, ob es Crevaux gelungen wäre, die zaghaften Gefährten zur Weiterfahrt stromaufwärts zu bewegen, wenn nicht einer unter ihnen noch gerade rechtzeitig an mehreren der vernommenen Worte erkannt hätte, daß die Gruppe von etwa zwölf Männern und Weibern, die man jetzt auf einer der kleinen Inseln um ein Feuer geschart sah, zu den Uayanas und nicht zu den Trios gehörte. So ließ Crevaux ohne Bedenken die Pirogen an der Insel anlegen, wo er von den Leuten, die ihrer Angabe nach soeben von einem Zuge in das Gebiet der Trios zurückkehrten, manchen werthvollen Aufschluß über die Eingeborenen der oberen Paru-Gegenden erhielt. Danach sollten unter anderen die Trios-Indianer, die an Zahl von den Roucouyennes bedeutend übertroffen würden, nur an dem obern Drittel des Tapanahoni-Laufes und an den Quellen des Paru wohnen. Von den Trios-Dörfern, die sie vor wenigen Tagen besucht, erzählten sie, daß dieselben jetzt vollständig verödet seien; eine schreckliche Krankheit habe die Mehrzahl der Bewohner hinweggerafft, die wenigen Ueberlebenden seien in die Wälder gegangen. Auf das Eindringlichste riethen sie Crevaux davon ab, seine Reise bis in jene Gegenden fortzusetzen, wo Hungersnoth und vielleicht auch Krieg bevorstände. Nicht minder, wenn auch in anderer Weise, schrecklich waren die Schilderungen, die sie den Reisenden auf seine Fragen in Betreff des weiter nach Westen folgenden Nebenflusses des Amazonas entwarfen: wenn man vier Tagereisen in der Richtung nach Sonnenuntergang vorschritt, sollte man zu sehr grausamen und feindlichgesinnten Indianern kommen, die man nie überraschen könne, weil sie die Nächte stets in einem ebenfalls Paru genannten Flusse zubrächten. Diese phantastische Erzählung, die augenscheinlich nur von der Absicht eingegeben wurde, den Europäer von weiterem Vordringen in das Gebiet der Indianer abzuschrecken, war übrigens Crevaux nicht unbekannt; ein ziemlich ähnlicher Bericht von einem Indianerstamme, der Nachts in großen umzäunten Teichen schlafen sollte, war dem englischen Reisenden Brown am obern Essequibo von den Taruma-Indianern mitgetheilt worden.

Trotz aller Warnungen setzte Crevaux nach mehrstündigem Aufenthalt auf der kleinen Insel, wo er und seine Begleiter noch an dem Mahle der Indianer, einem großen, stark mit Piment gewürzten Stücke von dem Fleische eines Kaiman, theilnehmen mußten, die Fahrt stromaufwärts fort. Oberhalb des letzten Falles wurde die Strömung ungemein schwach, die Ufer so niedrig, daß man erst nach langem vergeblichen Suchen eine zum Lagerplatze für die Nacht einiger-

[1]) Vergl. oben S. 97.

maßen geeignete Stelle fand. Die Fahrt des folgenden Tages führte aber schon wieder zwischen hohen Ufern entlang; gewaltige graue Granitblöcke von rundlicher Form ragten an vielen Stellen aus dem Wasser empor und zwar oft in so geringer Entfernung von einander, daß die Pirogen nur mit größter Mühe durch das schmale Fahrwasser hindurchzubringen waren. Gegen Abend erreichte man ein Dorf, das an der Mündung der Arakupina, eines rechten Zuflusses des Paru, belegen war. Alle Häuser waren hier in der That leer; eine große, kürzlich erst zugeschüttete Grube inmitten des Dorfes war die Begräbnißstätte der der Krankheit erlegenen Einwohner. Von Crevaux ausgesandt, um in der Umgegend womöglich noch einige von den entflohenen Bewohnern aufzufinden, kehrte Apatu bald mit einem Indianerpaare zurück, das er noch ganz in der Nähe angetroffen hatte. Beide, der Mann sowohl als auch die Frau, verhielten sich vollkommen stumm und gleichgültig, als aber Crevaux der Frau einige Nahrungsmittel und andere Geschenke anbot, wies sie dieselben heftig zurück und erklärte in kurzen, zornig hervorgestoßenen Worten, daß sie die weißen Männer hier nicht brauchten; daß ihre Kinder gestorben seien, dort im Loche in der Erde lägen; daß sie keine Kassava essen, keine Geschenke annehmen wolle, daß sie nichts wünsche, als daß der weiße Mann sich bald von hier entfernen möge. Unter heftigen Verwünschungen, ohne die dargebotenen Gaben auch nur eines Blickes zu würdigen, ging sie, von dem Manne gefolgt, in den Wald zurück.

Die Nacht brachte Crevaux an diesem traurigen Orte



Arakupina.

zu; am folgenden Tage (dem 10. November) war man erst wenige Stunden flußaufwärts gefahren, als plötzlich ein Vorwärtskommen ganz unmöglich wurde: die Felsblöcke versperrten den Fluß fast gänzlich und man mußte sich wohl oder übel zur Umkehr entschließen. Der eigentliche Zweck von Crevaux' Fahrt den Paru aufwärts war ja auch erreicht; es blieb für die Rückfahrt nur noch übrig, den Lauf des Flusses mit dem Kompaß zu bestimmen und an den wichtigsten Punkten Sonnenhöhen zu nehmen.

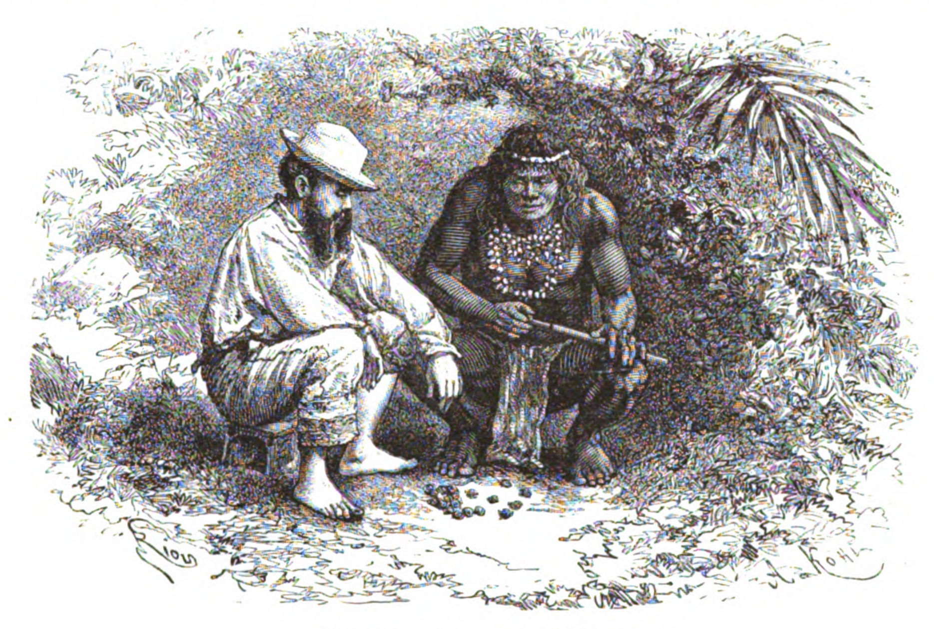
Aufmerksam sah man jetzt bei dem Hinabfahren sich noch nach etwa vorhandenen menschlichen Wohnungen um und entdeckte auch wirklich etwas unterhalb der Arakupina-Mündung zwei ebenfalls verlassene Dörfer; auch hier fanden sich inmitten der zum größten Theil niedergebrannten Hütten die großen Gräber vor, die von dem Wüthen der verheerenden Krankheit, der Pocken, wie Crevaux glaubt, erzählten. In einer dieser verödeten Niederlassungen traf man noch ein halbverhungertes krankes Weib an, das von seinen Angehörigen ohne alle Lebensmittel zurückgelassen worden war. Die erste Regung des armen, dem Tode nahen Geschöpfes war auch hier ein Zornesausbruch bei dem Anblick der Weißen, bald aber siegte der Hunger und der Trieb der Selbsterhaltung; sie nahm Crevaux' Anerbieten, sie in einer seiner Pirogen bis zu einem Roucouyenne-Dorfe am untern Flusse mitnehmen zu wollen, dankbar an. Während der Fahrt erzählte sie, daß der Häuptling ihres Dorfes, Pacani, und der Piay Tutey, die beide unter den Trios in höchstem Ansehen gestanden hätten, die ersten Opfer der Krankheit gewesen seien.

Die Häuser in diesen Trios-Dörfern waren viel roher

und primitiver, als die der Oyampys und der Uayanas; nicht nur, daß keines von ihnen zwei Stockwerke aufzuweisen hatte; einige besaßen sogar auch nur auf einer Seite eine Wand und waren somit kaum etwas anderes als einfache Ajupas, wie die Indianer sie sich auf Reisen im Walde zu errichten pflegen.

In der Nacht zum 11. November fiel ein heftiger Platzregen; auch am Morgen war der Himmel noch bewölkt und die Temperatur so gefallen (auf 22° C.), daß Crevaux ebenso wie alle seine Begleiter vor Frost zitterte, und sich mit Behagen an dem Feuer wärmte, auf dem seine Leute die Morgenmahlzeit, einen im Flusse gefangenen kleinen Kaiman, kochten. Das Fleisch des großen Kaiman, der im Amazonas und in den Mündungen der Flüsse von Guyana viel vorkommt, ist wegen seines starken Moschusgeruches nicht eßbar; die kleine Art dagegen gilt bei den Roucouyennes für den höchsten Leckerbissen und ist, wenn mit viel Piment gewürzt, sogar auch für einen europäischen Gaumen erträglich. Leider war Crevaux' Vorrath an dieser vorzüglichen Würze jetzt erschöpft; ein Mangel, der ihm und seinen Leuten viel empfindlicher war, als der Mangel des Salzes, das man schon seit länger als einen Monat entbehrte. Einem seltsamen Aberglauben, den er übrigens schon von den Guyana-Negern her kannte, begegnete Crevaux an diesem Tage unter seinen Indianern: er hörte, wie der eine derselben den Befehl gab, den Kochtopf ja nicht auszuwaschen, weil sonst der Regen unfehlbar wieder anfangen würde.

Ueberall, wo Crevaux am Flußufer mit Beobachtungen beschäftigt war, gingen seine Leute der Jagd nach, zu der sie sich die verschiedensten Arten von großen und kleinen, mit Federn, oft auch mit Widerhaken versehenen Pfeilen herstellten. Nur Apatu, der von seinem Herrn gewissermaßen zum Sammeln ausgebildet worden war, ging auf Entdeckungen aus und brachte mehr als einmal höchst interessante botanische Objekte zurück; so an diesem Tage eine Liane, deren Stengel einen Durchmesser von fast einem Fuß hatte, das sogenannte Salisali der Roucouyennes (Robinia nicou Aublet.). Der schwarze Stengel der Pflanze, die mit ihrer ungeheuren



Anfertigung der taïru-Halsketten.

Wucht die größten Bäume allmälig erdrückt, liefert beim ersten Anschnitt einen wasserhellen kühlen Saft, den die Indianer bei ihren Wanderungen durch den Wald erfrischender finden, als das kühlste Quellwasser. Die milchige Flüssigkeit aber, die hiernach dem Stengel entfließt, ist sehr giftig; deshalb werden die Stengel eifrig von den Indianern gesammelt und in großen Vorräthen für den Fischfang aufbewahrt; denn selbst noch im getrockneten Zustande auf das Wasser geworfen, haben die Salisalistengel, wie Crevaux in der Folge selber sah, die Eigenschaft, die Fische so zu betäuben, daß sie leicht mit den Händen gegriffen werden können.

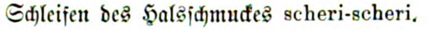
Am 14. November kam man in Talimapo (Dorf des Taliman) an, dessen Häuptling in hohem Ansehen unter den Indianern der ganzen Gegend zu stehen schien; einer von Crevaux' Leuten gab dem kleinen Herrscher das höchste Lob nach dortigen Begriffen, indem er sagte: „Siehst Du denn nicht, Herr, wie wohlbeleibt alle seine Krieger sind?" Da in allen diesen Indianerdörfern die Anordnungen des Tamuschi für den Betrieb der Jagd, des Fischfanges und der Maniokkultur allein maßgebend sind, so ist die größere oder geringere Intelligenz des Häuptlings in der That eine wichtigere Lebensfrage für das Gedeihen einer Indianergemeinde, als seine kriegerischen Tugenden. Nicht selten kommt es deshalb auch vor, daß die Häuptlinge vor ihrem Tode irgend einen andern Nachfolger ernennen, wenn sie den eigenen Söhnen nicht die für die Tamuschiwürde nothwendigen geistigen Fähigkeiten zutrauen. So war auch Taliman nicht der Sohn eines Tamuschi, hatte von seinem Vorgänger aber, der ihm seine Tochter zum Weibe gegeben, schon das Zeichen der Häuptlingsschaft, das Diadem aus Kaimanschuppen, erhalten. Der älteste Sohn eines Tamuschi, gleichviel ob er zur Herrschaft gelangt oder nicht, genießt stets gewisse Vorrechte vor den anderen Kindern; bei den Mahlzeiten darf er, wie der Häuptling selber, auf einem Kololo sitzen, während alle übrigen auf den Hacken kauern müssen. In jedem fremden Dorfe, durch das er kommt, werden ihm besondere Ehren erwiesen. Unter Crevaux' Gefolge befand sich ein solcher Tamuschi-Erbe, der in jedem Dorfe von der Frau des Häuptlings vom Kopf bis zu den Füßen festlich mit Uruku, dem orangegelben Farbstoff aus den Früchten von Bixa orellana, bemalt wurde. Da man weiter unten am

Flusse fast täglich ein Dorf passirte, so wurde ihm diese Schmückung oft genug zu Theil.

Was die Tatuirung anbetrifft, so besteht dieselbe bei den Trios meistens in einigen schwarzen Zeichen, die an der innern Seite des Oberarmes angebracht werden; die Roucouyennes tatuiren sich im Allgemeinen gar nicht, unterlassen aber nie, bevor sie eine Ruderfahrt antreten, sich einige Einschnitte in die Haut des Oberarmes zu machen, vor einer Fußwanderung aber die Waden in einer bestimmten Weise aufzuritzen, um ihre Glieder dadurch ausdauernder und kräftiger zu machen. Allgemein herrscht auch die Sitte unter ihnen, bevor sie auf die Jagd gehen, eine Blutentziehung am Arme vorzunehmen, um die Hand gegen ein etwaiges Zittern beim Abschießen des Bogens zu sichern. In Bezug auf die Haartracht unterscheiden sich die Trios ebenfalls wesentlich von den anderen Stämmen; bei ihnen tragen die Weiber das Haar lang und frei herabhängend, die Männer dagegen drehen es zu einer großen Locke zusammen, die in eine aus Lianen geflochtene spitze Düte gesteckt wird und in dieser lang auf den Rücken hinabhängt.

Die Schilderungen der amerikanischen Reisenden über die gedrückte Stellung der Frauen unter den Indianern von Guyana sind nach allem, was Crevaux davon gesehen hat, im höchsten Maße übertrieben. Weit entfernt, sich nur mit der Jagd und dem Fischfange und den Vorbereitungen für dieselben zu beschäftigen, den Frauen aber die ganze





Schleifen des Halsschmuckes scheri-scheri.



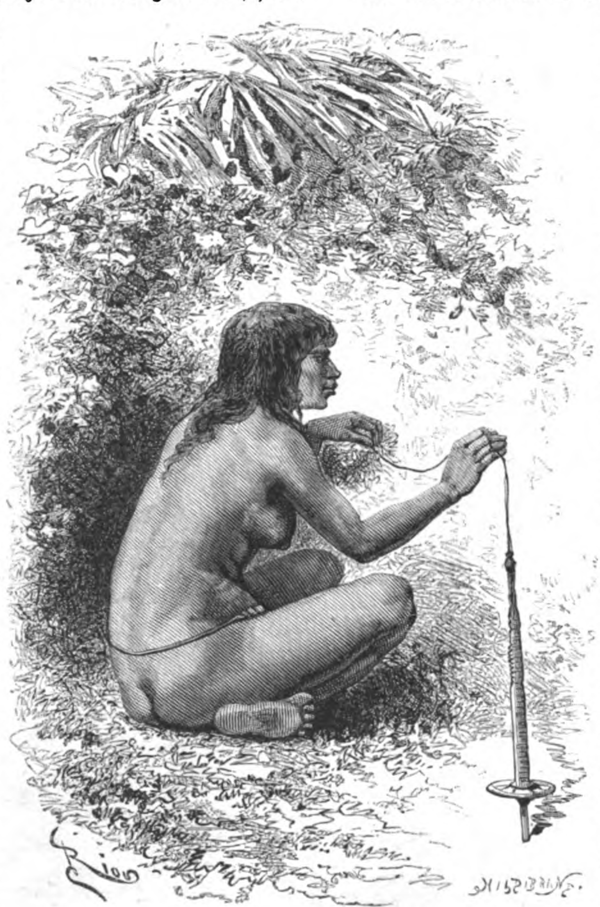
Schnurdrehen.

Last aller andern Arbeit aufzubürden, sind die Männer gerade bei der Maniok- und Bananenkultur ungemein thätig; die Pflege der Bäume, das Ernten ihrer Früchte ist ausschließlich ihre Sache. Die Frauen tragen die eingesammelten Baum- und Bodenfrüchte nach dem Dorfe, müssen auch, wenn die Männer von der Jagd kommen, ihnen bis zum Saume des Waldes entgegengehen und das erlegte Wild von dort aus bis in das Dorf bringen. Die Bereitung des Kassave, des Kaschiri, die ganze Besorgung des inneren Haushalts, das Weben der Hängematten ist Sache der Frauen. Bei weiten Wanderungen tragen sie ebenso wie die Männer den Katuri oder Tragkorb auf dem Rücken; doch wird er für sie gewöhnlich nur leicht beladen und enthält nichts als den Kochtopf und die Hängematte. Höchst selten nur, und wenn gerade männliche Kräfte fehlen, sieht man die Weiber beim Rudern der Boote helfen, nie aber bei dem Bau der Hütten. Die Theilung der Arbeit ist eine sehr strenge und ganz genau festgesetzt; dem Reisenden, der in Unkenntniß davon eine Frauenarbeit von einem Manne oder die Arbeit eines Mannes von einer Frau verlangt, wird es nur zu oft widerfahren, daß seine Wünsche nicht erfüllt werden, ohne daß ihm der Grund dieser Verweigerung mitgetheilt würde.

Die Fahrt des 12. und 13. November bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Fluß war gleichmäßig und glatt, der Wald zu beiden Seiten zeigte den stets gleichen Anblick reichster Ueppigkeit. Ueberall waren hier die Wipfel der Bäume von ganzen Schwärmen rother Aras belebt; Crevaux' Leute erlegten täglich fünf oder sechs dieser prächtigen Vögel, was gerade für die Ernährung der ganzen Ge-

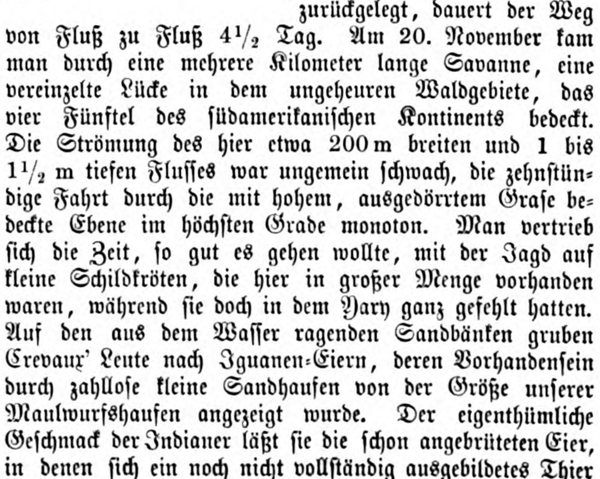
sellschaft ausreichte; ängstlich aber schnitten sie ihnen die Schnäbel ab und warfen sie in den Fluß, weil dieselben, wie sie behaupteten, giftig seien und von den Hunden nicht gefressen werden dürften. Am Morgen des 14. passirte man die Mündung eines kleinen linken Nebenflusses des Paru, den die Uayanas nie hinaufzufahren wagen, weil an seiner Quelle ein unheimliches und furchtbares Volk wohnen soll: Indianer mit langen, hellgelben Haaren, die während des Tages immer schlafen und nur bei Nacht umhergehen.

Nach einem Nachtlager auf einer entzückenden kleinen Insel langte man am 16. November an dem Wohnsitze des Takale an, wo Crevaux die ganze Sammlung indianischer Kunsterzeugnisse vorfand, über deren Lieferung er schon früher mit dem Häuptling verhandelt hatte: eine kleine Hängematte, Thiere aus Wachs, ein aus Thon geformter Tapir, ein Halsband aus kleinen auf eine Schnur gereihten Kürbissen, in welche die Frauen allerhand Figuren von Menschen und Thieren gezeichnet hatten. Zum ersten Male sah Crevaux hier auch die Verfertigung der von den Roucouyennes taïru, von den Kreolen von Guyana aber uabe genannten Halsketten, die hier allgemein getragen werden. Dieselben werden aus der harten Schale des Steines einer Lianenfrucht (Omphalea diandra) hergestellt. Der Kern selber, der sehr schmackhaft ist, liefert ein aromatisches Oel, das die Bonis zur Bereitung ihrer Speisen und zum Salben ihrer Haare gern verwenden. Nachdem der Indianer den Stein mit den Zähnen aufgebrochen hat, nimmt er die eine Hälfte der Schale in die linke Hand und durchbohrt sie vermittels eines am obern Ende eines Stäbchens befestigten Fischzahnes, indem er das Stäbchen zu diesem Zwecke mit der Rechten auf dem Oberschenkel schnell hin- und herdreht. Die durchbohrten Schalenstücke werden dann sorgfältig mit einem aus pulverisirten Topfscherben und Wasser gemischten Brei polirt und auf Schnüre gereiht. Die bei den Roucouyennes ebenfalls sehr beliebte nayari- oder scherischeri-Halskette besteht aus kleinen konischen Gliedern, die mit ihrer Basis gegen einander aufgereiht sind. Es sind dies auch Stücke eines harten, eiförmigen Kernes, die auf einen zugespitzten Stab gesteckt und durch Reiben auf einer Steinplatte durchlocht werden; der untere Rand wird in derselben Weise abgeschliffen. Während die Baumwollfäden, aus denen die Frauen die Hängematten weben, von ihnen mit einer einfachen, aus einem harten Holzstabe und einem runden Knochenstück hergestellten Spindel gesponnen werden, liegt die Verfertigung der Schnüre für die Halsketten, sowie aller sonst nöthigen Fäden und Schnüre den Männern ob. Die Fäden werden in der einfachsten Weise aus langen, starkadrigen Blättern herausgerieben, die Herstellung der Schnur aus denselben erfordert aber eine bewundernswerthe Gewandtheit und Geschicklichkeit. Der Arbeiter nimmt hierzu drei Fäden von gleicher Länge, legt sie auf das linke Knie und rollt sie mit der fest aufgedrückten flachen Hand einmal den Schenkel hinauf, dann wieder zum Knie hinab; mit einer einzigen dieser Bewegungen bringt er ein 12 cm langes Stück fester Schnur zu Stande, durch Fortsetzung dieser Manipulation aber verschaffen sie sich Schnüre von über 30 m Länge, die, zu großen Knäueln aufgerollt, ein werthvoller Besitz in dem Indianerhaushalte sind.


Spinnende Frau.

Am 17. November in Caneapo, dem Dorfe des Tamuschi Canea, angelangt, stieß Crevaux, der hier sein Gefolge von Indianern neu rekrutiren wollte, auf viele Schwierigkeiten. Es fand sich Niemand, der ihn den Fluß hinab begleiten wollte; dafür bemühten sich alle, ihn durch Erzählungen von unpassirbaren Wasserfällen, von schrecklichen Ungeheuern, die er dort antreffen würde, von der Weiterreise abzuhalten.

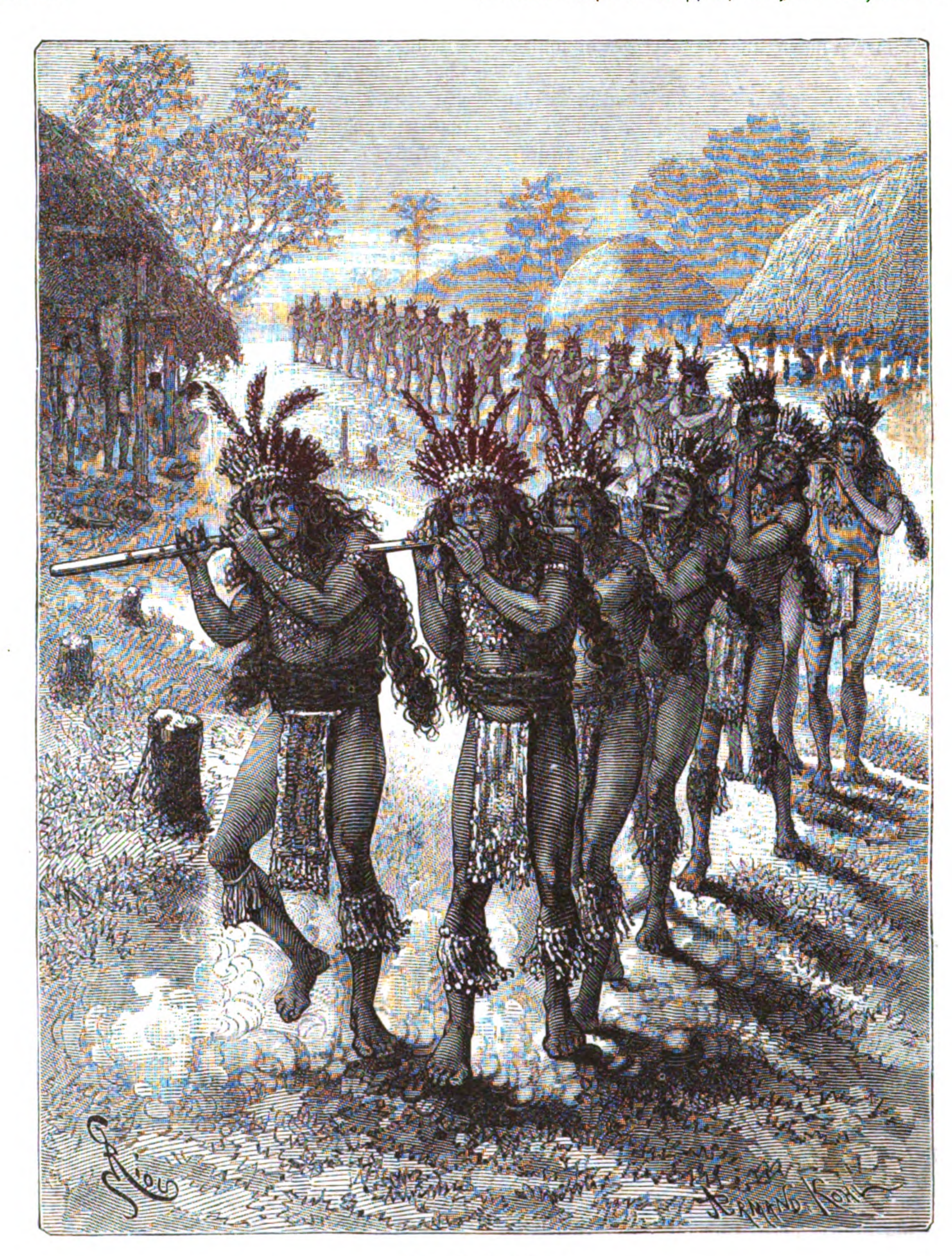
Ungeachtet dessen aber setzte der Reisende mit seiner bedeutend verminderten Mannschaft am folgenden Tage die Fahrt fort; am 19. kam man an einen großen Wasserfall, wo die Kanoes und das Gepäck an das Ufer gezogen und zu Lande vorbeigebracht werden mußten. Bald danach passirte man einen vom Flusse in östlicher Richtung abgehenden breiten Fußpfad, der nach dem Yari führte. In $2^1/_2$ Tagen soll man auf ihm zu dem Dorfe Akiepi gelangen, von dem aus man zu Boot auf einem kleinen, in den Yary mündenden Wasserlauf, dem Araqua, das am Yary gelegene Dorf Makuipi erreichen kann. Ganz zu Fuß zurückgelegt, dauert der Weg von Fluß zu Fluß $4^1/_2$ Tag. Am 20. November kam man durch eine mehrere Kilometer lange Savanne, eine vereinzelte Lücke in dem ungeheuren Waldgebiete, das vier Fünftel des südamerikanischen Kontinents bedeckt.



Die Strömung des hier etwa 200 m breiten und 1 bis $1^1/_2$ m tiefen Flusses war ungemein schwach, die zehnstündige Fahrt durch die mit hohem, ausgedörrtem Grase bedeckte Ebene im höchsten Grade monoton. Man vertrieb sich die Zeit, so gut es gehen wollte, mit der Jagd auf kleine Schildkröten, die hier in großer Menge vorhanden waren, während sie doch in dem Yary ganz gefehlt hatten. Auf den aus dem Wasser ragenden Sandbänken gruben Crevaux' Leute nach Iguanen-Eiern, deren Vorhandensein durch zahllose kleine Sandhaufen von der Größe unserer Maulwurfshaufen angezeigt wurde. Der eigenthümliche Geschmack der Indianer läßt sie die schon angebrüteten Eier, in denen sich ein noch nicht vollständig ausgebildetes Thier

befindet, als den größten Leckerbissen betrachten. Kaum mehr verführerisch als dieser Hochgenuß erschienen Crevaux die schwarzen, im Rauche getrockneten Thonkugeln, von denen er seine Roucouyennes mehrmals am Tage essen sah; mit einem Knochenstückchen oder einem Messer schabten sie den Thon als ein feines Pulver ab, das sie mit Wohlbehagen verschluckten.

Am 22. wurde ein Ruhetag in dem Dorfe Yaripo gehalten, wobei Crevaux Gelegenheit hatte, einem großen Feste beizuwohnen, das die Indianer tule nannten. Ein von dem Häuptling und zwanzig, meist nicht dem Dorfe angehörigen Männern ausgeführter, viele Stunden währender Tanz bildete den Mittelpunkt des Festes. Kleine Federkronen auf den Köpfen, an jeder Schulter mit lang herab-



Der Tule-Tanz.

wallenden rothen Schwanzfedern des Aras geschmückt, bewegten sich die Tänzer langsam zum Tone ihrer Flöten zuerst in langer Reihe vorwärts, dann in einem großen Kreise, dessen Mittelpunkt natürlich ein gewaltiges Gefäß voll Kaschiri bildete, an dem die Tänzer ihren Durst löschten und sich immer von Neuem anfeuerten. Das ewige Einerlei der weniger hohen, schrillen Töne, mit denen sie auf des Häuptlings tieferes Blasen antworteten, hatte für europäische Nerven etwas ungemein Aufregendes; Crevaux konnte während der ganzen Nacht, in die das Fest sich hineinzog, kein Auge zuthun. Den Schluß bildete eine Austheilung von Geschenken an einige der Frauen, die den Tänzern den Kaschiri kredenzt hatten. Unter allgemeinem Jubel wurden einige besonders verzierte Wirthschaftsgeräthe, ein Korb, ein Sieb und ein künstlich geschnitzter Löffel, in die Mitte gelegt und von einem der Tänzer, der einen Stab hinter dem Rücken verbarg, bewacht. Eine nach der andern kamen die Frauen herbei, um sich einen der Gegenstände zu holen, ohne doch dabei von dem Stabe des Wächters auf die Finger getroffen zu werden. Stundenlang währte das

Lachen über ihre vergeblichen Versuche, bis es endlich den Geschicktesten gelang, sich in den Besitz der gewünschten Herrlichkeiten zu setzen. Ein längeres Kaschirigelage bildete den Abschluß der ganzen geräuschvollen Festlichkeit.

Der Hohneck.

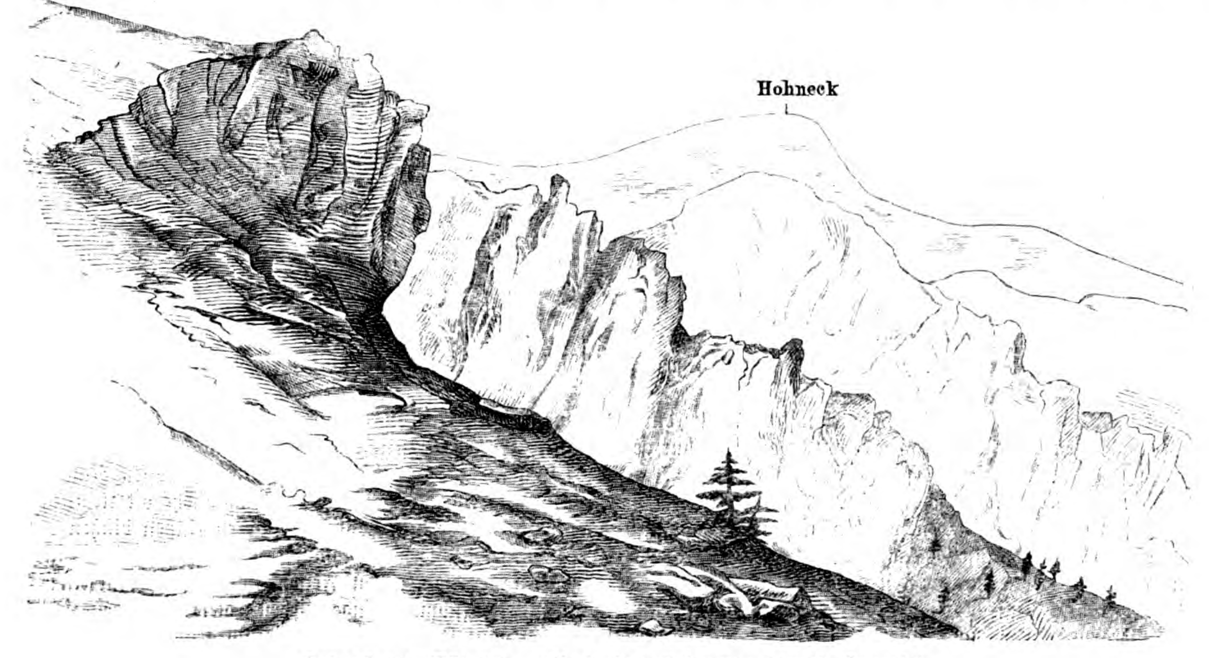
Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Ansicht und Aufstieg.

Wenn man die Vogesen südlich vom Weilerthal, die Granitvogesen, übersichtlich auf einer Karte oder dem schönen Relief von Bürgi betrachtet, so erhält man den Eindruck, als ob sie aus vier Hauptzügen beständen, welche von einem westlich gelegenen Hauptmassiv ausstrahlen. Nach Norden zu sind es die beiden Parallelzüge, welche zunächst die obere Meurthe, dann die Vechine, endlich die Leber umschließen, nach Süden die Gebirgsketten, deren eine mit dem Ballon d'Alsace endet, deren andere den Sulzer Belchen trägt. Diese vier Hauptlinien des Gebirges scheinen verknüpft in einem der merkwürdigsten Berge der Vogesen, dem gewaltigen Massiv des Hohneck (1366 m), dessen orographische Wichtigkeit schon aus dieser seiner eigenthümlichen Stellung hervorgeht und den genauer kennen zu lernen in jeder Weise von Interesse ist.

Zunächst freilich ist schwer von dem Berge, obwohl er

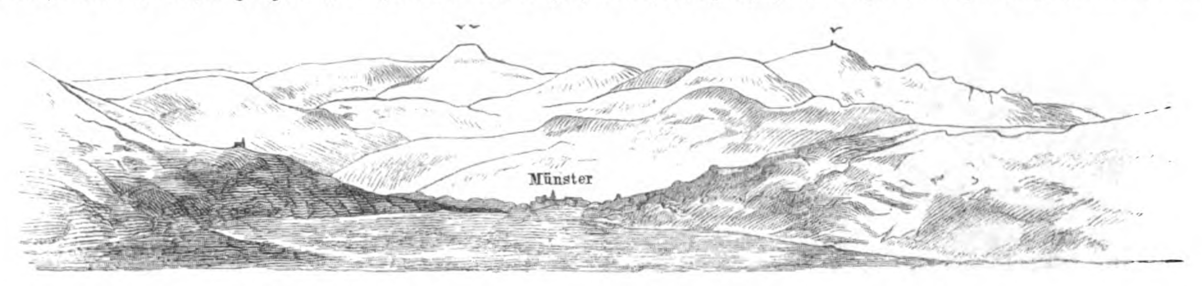


Hohneck von Südosten. (Nach einer Zeichnung von H. Hogard.)

der zweithöchste Gipfel des Gebirges ist, eine Gesammtansicht zu gewinnen; er tritt nirgend recht sichtbar hervor, eben weil er, in der Hauptkette selber gelegen, den Kamm derselben nicht allzuhoch überragt und rings von den anderen Gebirgstheilen umlagert ist. Nur nach Westen zu hebt er sich deutlicher ab; man sieht ihn als eine gewaltige Kuppel den Hochrücken überragen und, nach einer kurzen Einsenkung, nordwärts scheinbar fortgesetzt werden in dem mächtigen ungetheilten Zuge der Hautes Chaumes. Von der rheinischen Ebene sieht man ihn nirgend in bedeutenden Formen, auch vom gegenüberliegenden Schwarzwald gesehen tritt er nicht markirt hervor; am besten sieht man ihn von einzelnen Punkten der Vogesenkette selber.

Man kann zum Hohneck nur auf sehr interessanten Wegen gelangen, von Norden und Süden her über Gebirgspfade, von Westen und Osten auf bequemer Straße. Von Norden her über den kahlen, langen, breitgewölbten Rücken der Hautes Chaumes, der, orographisch und geognostisch die Fortsetzung des Hohneckmassives, dennoch von demselben mannigfach abweicht, wie er auch räumlich von demselben durch eine mehrfach gegliederte, bewaldete Einsenkung getrennt ist. Ganz ähnlich ist der Weg von Süden her, etwa von Wildenstein aus über den Rheinkopf und den Kamm des Gebirges, nur daß hier die Aussicht freier, Wald fast gar nicht vorhanden ist und man die Kuppel des Hohneck länger und gewaltiger vor sich sieht. Von Westen her führt die Straße von den lothringischen Seen zur Schlucht, jener Senke zwischen dem Hohneck und der Hautes Chaumes, herauf und über dieselbe hin bis nach Münster. Besser gesagt, an demselben vorbei, denn „die Schlucht“ ist eigentlich der jähe Einschnitt zwischen dem Massiv des Hohneck und dem der Hautes Chaumes, doch nennt man auch den Paß nach

Gerardmer hin, sowie das Gasthaus, welches dicht unter der Paßhöhe liegt, ebenso. Diese Straße bildet auch den Ostanstieg. Sie ist landschaftlich ebenso schön, als orographisch interessant, und die allzugroßen Umwege, welche sie macht, sind durch bequeme Fußwege leicht abzuschneiden. Steigen wir nun von Osten her auf ihr zum Hohneck empor, so durchwandern wir zunächst das wohlbebaute, hübsche Thal von Stoßweier, an dessen Eingang rechts Hohrod, an und auf einem ziemlich hohen (850 m) Berge gelegen, einen auffallenden Anblick gewährt. Dieser Berg gehört zu den Ausläufern der Hautes Chaumes, und auf ihnen, wie sie sich zum Hauptmassiv hin erheben, steigt auch die Straße in mächtigen Serpentinen zum Kamm des Hochgebirges auf. Sehr schön wird sie in ihrem obern Theil. Hier führt sie heran zu einer der merkwürdigsten und beachtenswerthesten Bildungen des Vogesenkammes, zu den jähen Abstürzen nämlich, welche derselbe nach Osten hin — nie aber nach Westen, nach welcher Richtung er vielmehr breit, wie gewölbt, erscheint — an verschiedenen Stellen zeigt, und die als schroffe Felswände sich z. B. am Weißen See, als sehr jähe, aber doch grasbewachsene Gehänge sich am Darensee zeigen. Unser Weg führt uns zu dem größten dieser Felsabstürze, zu dem sogenannten Kruppen- oder Krappen- (d. h. Raben-) Fels, welcher 1255 m Höhe hat, während die Straße 338 m tiefer gelegen ist. Hundert Meter hoch ragt etwa die Felsenmauer senkrecht aus den sie umgebenden Wäldern auf, die über einer sanft aufsteigenden Böschung (Trümmerabfall, Verwitterungsbildung) sich bis zu dem Felsen hinziehen. Von ihm aus wendet sich die Straße um den Ost- und Südabhang des Theiles der Hautes Chaumes, welcher den Krappenfels trägt, und der hier den Namen Altenberg führt, herum und steigt nun in gerader Linie rein westlich zum Schluchthôtel empor. Gewaltige Felsbildungen, mächtige Granitpfeiler, schroffe scharfe Granitgrate treten dicht an sie heran, ja über sie hin, denn durch einen dieser Felsgrate, der jenseits tief in den Abgrund der Schlucht hinabspringt, ist die Straße in einen Tunnel hindurch gelegt. Dieser letzte Theil des Aufstieges am Altenberg führt nun direkt an oder über der Schlucht selber hin und bietet eine der großartigsten Aussichten, welche ein subalpines Gebirge überhaupt zeigen kann. Wir sehen in einen jähen Abgrund unmittelbar vom Rand der Straße hinab, mit so steilen Böschungen, daß ein direktes Hinabsteigen zwar möglich, aber keineswegs bequem oder ungefährlich wäre, über graues verwittertes, meist kahles, doch hier und da durch emporklimmende Fichtengruppen unterbrochenes Felsengeröll hin, zwischen dem einzelne jener Granitgrate in grotesker Bildung hinabragen bis zu dem aus den Fichten des Grundes hervorschimmernden Fechtbette. Diese Fecht — sie ist nicht die Hauptquelle des gleichnamigen Flusses, vielmehr entspringt diese am Südfuße des Hohneckmassives, nur durch den Abfallrücken des Rothenbacher Kopfes von der Thur getrennt —, das Bett dieser Fecht hat eine Höhe von 647 m; die Höhe des Altenbergs dicht über der Straße beträgt 1086 m, der Absturz, in den wir hinabsehen, beträgt also 350 m, mehr als tausend Fuß! Die gegenüberliegende Seite derselben, welche minder steil aufsteigt, ist reich bewaldet, meist ebenfalls mit herrlichen, dunkeln Weißtannen; und im Hintergrunde vor uns bildet die schroff aufsteigende Kammhöhe mit ihren hellgrünen Laubholzbäumen den Abschluß, während dessen etwas links über diese Buchenwälder der gelblich kahle Hohneckgipfel mächtig aufragt. Der Anblick ist von unbeschreiblicher Großheit. Vom Balkon des Gasthauses, welches wir im fortwährenden Genuß dieser Aussicht bald erreichen, überblickt man die Schlucht in ihrer Längenausdehnung; die kahlen steinigen Stellen, die dunkelen Tannen der Tiefe, die vorspringenden und in einander eingreifenden Ausläufer der beiden Gebirgsmassen, zwischen denen die Fecht sich hindurchwindet, sind meist, wenigstens in ihren tieferen Partien, in einen leichten blauen Duft gehüllt, während über diesen ernsten Vordergrund sich die hellerbeleuchteten Waldrücken des Münsterthales, die sonnige Ebene, der blaue Zug des Schwarzwaldes auf das Herrlichste darstellen. Die Aussicht ist eine der schönsten, welche man in den Vogesen haben kann — wenn nicht die großartigste von allen.



Rothenbacher Kopf. Hohneck.

Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg (Ostende des Münsterthales) gesehen. (Nach einer Zeichnung v. Hogard.)

Gleich vom Hofe des Hôtels aus kann man in den Wald emporsteigen, durch welchen der Pfad zum Gipfel des Hohneck führt. Einzelne köstliche Aussichtspunkte hat man auch hier, wenn man aus den Bäumen an den schroffen Rand vortritt, mit welchem auch hier die Kammhöhe oft ziemlich tief abstürzt. Ueber dem Wald zu unseren Füßen blühen mächtige Blüthenstauden gleichsam frei in der Luft, die in den Spalten der senkrechten Felsen unten nur wurzeln; die großen Bergschmetterlinge lieben diese sonnigen schönen Stellen ganz besonders. Der Wald selber ist durch breite Sumpfstrecken unterbrochen, nirgends sehr hochstämmig oder fest geschlossen und nimmt nach oben zu immer mehr und mehr an Höhe ab, bis die letzten schon ganz niedrig-strauchigen Buchen ziemlich weit unter dem Gipfel völlig aufhören. Das Hohneckmassiv zeigt in seiner ganzen Ausdehnung, bis zum Rheinkopf hin, die jähen Ostabfälle, die zwar nicht als breite Felswände sich absenken, aus deren steilen Rasengehängen aber wiederum eine Reihe hochaufragender Granitgrate, die mit ihren einzelnen Zinken treppenartig abgestuft sind, ins Thal abfallen. Ein solcher jäher Absturz ist z. B. gleich das Frankenthal, dessen fast kreisrunden Ausschnitt wir umwandern müssen, um den Hohneckgipfel selbst zu erreichen.

Dieser Gipfel gehört der Ballonbildung an, welche wir hier zuerst kennen lernen und die sich von allen den Bergen, die wir früher betrachteten, sehr auffallend unterscheidet. Wir haben eine gewaltige runde ganz gleichmäßig ansteigende Kuppe vor uns — nur nach Osten zu ist die Gleichmäßigkeit durch steilern Abfall unterbrochen —, die etwa 100 m

sich über die nächst liegenden Gipfel erhebt. Steigen wir bis zum höchsten Punkt, bis zur Triangulationspyramide hinan, so sehen wir, wie allseitig rund das mächtige Gewölbe abfällt, ohne eine Spur von tieferm Einschnitt oder gar von Felsen- und Blockbildung; alles ringsher ist gleichmäßig gewölbt und mit kurzem trockenen Gras, hier und da mit einigen kleinen Sumpfstellen überdeckt. Ganz ähnlich, nur nicht kuppel-, sondern rückenartig, ist die Bildung der Hautes Chaumes, und ebenso die des breiten Verbindungszuges, der vom Hohneck sich bis zu dem gleich gestalteten Rothenbach der französischen, dem Rheinkopf der deutschen Generalstabskarte erstreckt [1]). Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Ballons ist es ferner, daß ihre Gipfelhöhe im Verhältniß zur Kammhöhe des Gebirges eine nur geringe ist; der Hohneck z. B. ragt über den Rücken der Hautes Chaumes nur etwa 60 m hoch empor.

Die Aussicht, welcher dieser höchste Gipfel des Kammes bietet, ist nun sehr instruktiv. Nach Westen sieht man in die lebhaft bewegte, scheinbar unregelmäßige lothringische Gebirgswelt hinein, welche durch das dunkelblaue Longemer herrlich geschmückt ist; die Aussicht auf Gerardmer ist durch einen Höhenzug verdeckt, welcher vom Hohneck selbst ausstrahlt und eine Höhe von 1053 m erreicht. Nach Nordwesten ist der Blick freier; er kann bis nach Deutsch-Lothringen schweifen. Im Südwesten schließen die Berge jenseits Saulxures (über 900 m) und die Hochgipfel der Vogesen selbst die Aussicht; es ist lehrreich, wie sich die Hauptkette des Gebirges durch die einzelnen Gipfel, Rheinkopf, Ventron, Felleringerkopf, Drumont [2]) u. a., bis zum Ballon d'Alsace hin deutlich markirt. Durch diese Höhen ist zugleich die Aussicht nach Süden zu geschlossen; sie blicken theilweise über den mächtigen Bergzug herüber, den man von dem tief hineingelegten Thal der südlichen Fechtquelle nach Osten ziehen sieht, und welcher den höchsten Gipfel der Vogesen, den Sulzer Belchen, trägt. Dieser letztere ragt neben dem kahlen Wasen (dem kleinen Belchen) nach Südosten zu mächtig auf; an ihm vorbei schließen der Jurazug, oft auch die Alpen die Fernsicht ab.

Ganz besonders interessant ist der Blick nach Norden. Hier sehen wir zunächst über den Rücken der Hautes Chaumes hin (der in der Verkürzung selber wie ein mächtiger Ballon aussieht), also völlig in der Achse des Gebirges, die Dononhörner in blauer Ferne, wie sie Elie de Beaumont von hier aus zeichnete; hinter ihnen, in Blau verschwimmend, die Nordvogesen. Nach Nordosten zu ragt der Brezouard auf, liegen die übrigen Vogesenberge; den Gebirgstheil nordwärts vom Münsterthal sieht man natürlich besonders klar. Hier ist nun von größtem Interesse die Deutlichkeit, mit welcher sich die Sandsteinmassen einiger Berge schon durch ihre Form als etwas dem übrigen Gestein Fremdartiges, zugleich aber als etwas deckenartig Aufgelagertes abscheiden und kenntlich machen. So der lange Rücken des Kühberges; der kürzere, aber ebenfalls flache Hohnack; so in größerer Ferne der scheinbar abgeplattete Thännichel. Auch einzelne jener spitzigen Sandstein-Mamelons läßt die Aussicht entdecken, sie sind aber zu unbedeutend, um besonders charakteristisch hervorzutreten. Dagegen zeigen sich im Süden die Ballons in sehr origineller Gestalt mit ihren runden kahlen Köpfen, ihrer geringen Schartung, ihrer gewaltigen Höhe. So kann man wohl sagen, daß der Blick vom Hohneck die orographischen Eigenhümlichkeiten der Vogesen alle auf einmal zeigt.

Nach Osten zu schließt, über die röthliche Ebene hin, der Schwarzwald die Aussicht; die grünbewaldeten Vogesenberge, welche wir in dieser Richtung gerade vor uns erblicken, sind die einzigen Ausläufer, welche der Hohneck nach Osten zu, aber nicht sehr weit, erstreckt; sie tragen zunächst das kahle Haupt eines gewaltigen Berges von 1263 m auf, welcher aus dem Schäferthal unmittelbar vor dem Hohneck ansteigt und von den Sennen der Nachbarthäler der „nächste Bühl" genannt wird, dann den 995 m hohen Rücken, welcher den Hof Gaschnei trägt und ziemlich rasch zum Sattelberg (782 m) abfällt, dessen Abhänge schon vor Münster enden. Außerordentlich schön aber ist nach dieser Himmelsgegend der Blick auf den Hohneck selber. Hier sehen wir in die schroffen Thäler der Ostseite hinab, deren keines einen herrlichern Anblick als das Wormspel- oder Wormsathal gewährt. Denn dasselbe ist abgeschlossen durch einen jener kühnen Granitgrate, welcher hier eine Menge einzelner schroffer Felsengipfel bildet, die, anfangs kahl und dicht aufeinander folgend, in größerer Tiefe aus herrlichem Laubwald vereinzelt über einander aufragen, die sogenannten Spitzköpfe, die durch ihren Pflanzenreichthum besonders berühmt sind. Jenseits derselben folgen noch mehrere solcher engen Thäler, die sich ebenfalls zwischen schroffen Felsengraten hinabsenken und den unmittelbaren Ausblick nach Südosten ganz besonders schön und interessant machen.

---

[1]) In der Description géol. et minéralog. du départ. du Haut-Rhin par J. Delbos et J. Koechlin-Schlumberger, Mulh. 1866, heißt es 1, 170: La cîme qui, dans la pays, est connue sur le nom de Rheinkopf, est sur le faîte même de la grande chaîne et sur la limite du départment; elle porte sur la carte le nom de Rothenbach . . . Le Rothaback comprend deux cîmes, sur l'une desquelles a été établi un signal (1319 m); celle-ci porte à tort le nom de Rheinkopf; c'est le Vordere Rothaback. La 2me est plus rapprochée de Herrenberg (1260 m), c'est le Hintere Rothaback. Der Fehler scheint auf die französische Generalstabskarte (von ihr wieder auf verschiedene andere) übergegangen zu sein von der nie genug zu bewundernden Cassini'schen Karte, auf deren 144. Blatt der Name Rothabak für den Berg zuerst von allen mir bekannten Karten des Elsaß erscheint, aber fälschlich an der Stelle des Rheinkopfs. Die deutsche Generalstabskarte hat zwar diesen Fehler vermieden, ganz genügend ist sie aber für diese so wichtige Gegend auch nicht. G. de l'Isle's Karte 1745 hat nur den Hof Rothenbach, den Berg bezeichnet er gar nicht.

[2]) Auch hier sei beiläufig auf einen Fehler fast aller Karten, deutscher wie französischer, aufmerksam gemacht. Sie geben im Hauptkamm der Vogesen den Kratzen, le Gresson an. Allein derselbe gehört nicht dem Hauptrücken an, er ist vielmehr die Erhebung der kleinen östlich verlaufenden Seitenkette zwischen dem Thal des Neuweihersees und dem des Sonnensees. Die französische Generalstabskarte (Blatt 100, Lure) setzt den Namen le Gresson irrig nördlich vom Sternensee, an den Anfang des Seitenzuges, der den Reinbacher Kopf und weiter östlich den Roßberg trägt; doch hat sie ihn auch als Gresson le moyen an der richtigen Stelle. Delbos und Köchlin-Schlumberger (a. a. O. 1, 65) nennen den Seitenzug nördlich vom Neuweihersee Gresson, während der Name dem Zuge südlich von diesem See zukommt. H. Kiepert giebt den Namen Gresson, irregeführt durch die französische Generalstabskarte, als Synonym des Rothen Wasen, der im Hauptkamm etwas nördlich von der Abzweigungsstelle des Roßbergzuges liegt. Die deutsche Generalstabskarte hat allein das Richtige, diejenige Vertheilung der Namen, welche bei sämmtlichen Bewohnern der Ostseite des Gebirges, die alle Deutsche sind, die allein bekannte ist, wonach der Name Kratzen jenem erwähnten Seitenzuge zukommt. Der 1294 m hohe Gipfel südlich vom Rothen Wasen, über dem Sternensee, den manche deutsche Karten (Kiepert, Algermissen, auch die französische Generalstabskarte) als Gresson bezeichnen, heißt das obere Bars. Auch diese Verwirrung geht aus von einem genialen Irrthum der Cassini'schen Karte. Sie faßt die Erhebung vom Ballon d'Alsace bis zum Roßberg als selbständiges Gebirgsglied, den Zug bis zum Drumontstock, also bis zum Col de Bussang, als Auslaufskette dieses Gebirgsgliedes und giebt der ganzen Erhebung desselben von da an, wo sich der wirkliche Kratzen oder Gresson abzweigt, den Namen le Gresson.

Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien.

Der Rev. Henry Fanshawe Tozer, ein in der klassischen und orientalischen Geographie wohl bewanderter und viel gereister Mann, unternahm im Sommer 1879 eine Reise durch das östliche Kleinasien und Türkisch-Armenien, deren Hauptstationen Samsun, Amasia, Juzgat, Kaisarieh, Siwas, Charput, Palu, Bitlis, Wan, Erzerum, Baiburt und Trapezunt waren. Die Besteigung des Argäus, welche er dabei ausführte, haben wir früher bereits (s. „Globus" 36, S. 222) erwähnt. Sein unlängst erschienenes Reisewerk „Turkish Armenia and Eastern Asia Minor" (London 1881) läßt erkennen, daß der Autor in Geschichte und Archäologie wohl bewandert ist und die einschlagende Literatur kennt, wenn er auch nicht gerade viel Neues vorzubringen hat. Von großem Interesse jedoch sind seine gelegentlichen Schilderungen der Zustände des Landes, das unter Krieg und Hungersnoth letzthin so schwer gelitten hat, und der Verhältnisse, wie sie zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften und Nationalitäten bestehen und sich mehr und mehr verschärfen. Da es nun jetzt selbst solchen, die der Sache ferner stehen, immer klarer wird, daß jene Länder bald wieder eine vielleicht nur passive, vielleicht aber auch theilweise eine aktive Rolle in der Geschichte spielen werden, so wird es nicht unersprießlich sein, das Hauptsächlichste von Tozer's betreffenden Mittheilungen auszugsweise hier wiederzugeben, zumal der Engländer ein verständiger, guter Beobachter ist, an Beobachtern überhaupt aber in der Asiatischen Türkei in letzter Zeit nicht gerade Ueberfluß war — wenigstens an solchen, die von ihren Beobachtungen auch etwas veröffentlichten.

In Amasia hatte Tozer Gelegenheit, vom dortigen deutschen Konsul Krug und dessen Bruder Erkundigungen über die zwischen Samsun und Amasia wohnende Bevölkerung einzuziehen, in welcher er Christen und Mohammedaner nicht hatte unterscheiden können. Er erfuhr nun, daß beide sich völlig gleich kleideten und den Turban trugen, nur daß gewisse bedeutungsvolle Farben wie Grün und Weiß den Christen verboten sind. Die Türken haben außerdem im Allgemeinen vollere, rundere Gesichter, die Christen magerere. Letztere sind Griechen, d. h. Mitglieder der griechischen Kirche, obwohl sie Türkisch sprechen. Armenier giebt es in diesem Gebiete nur wenig. Die Griechen tragen ebenso wie die Türken Waffen und sind wenn möglich die stolzeren. Auf Tozer's Bemerkung, daß er in den Dörfern keine Kirchen gesehen habe, antwortete Konsul Krug, daß solche wohl vorhanden, aber sehr unansehnliche Gebäude wären, da noch vor fünf Jahren der Bau einer stattlichen Kirche sofort Verfolgungen hervorgerufen hätte; jetzt freilich lägen die Dinge ganz anders. Daß der Boden fruchtbar und die Ernten gut sind, bestätigte der Konsul; zur Zeit der großen Hungersnoth (1874) hatte das Volk, namentlich in der Gegend von Jüzgat, schwer zu leiden, aber die Folgen derselben sind nun vorüber. Gerechtigkeitspflege ist hier natürlich auch käuflich, aber da der, welcher am meisten bietet, gewinnt und die Christen auch die reicheren sind, so stehen ihre Chancen in dieser Hinsicht besser; denn die Türken gehen überall zurück und dadurch wird hier die Gleichstellung der Racen mehr und mehr zur Wahrheit. Von der Regierung sprach Tozer's Gewährsmann in Ausdrücken strenger Verurtheilung. Die Steuern sind drückend, die Paschas gewöhnlich bestechlich; obendrein wechseln sie beständig, zuweilen dreimal in einem Jahre, da sie ihre Stellen vom Großvezier erkaufen. Einmal kam ein Mensch als Pascha nach Amasia, einem der wichtigsten Sandschaks im Reiche, der weder schreiben noch lesen konnte und seine Stelle nur höfischer Gunst verdankte. Die gesammte Bevölkerung war damals der Regierung so überdrüssig, daß alle, die Türken nicht ausgenommen, jede europäische Macht, welche einschreiten wollte, mit Freuden begrüßen würden. Besonders für Rußland hegte man Neigung, hauptsächlich wegen der guten Behandlung, welche die türkischen Gefangenen während des letzten Krieges dort erfahren haben. „Einen Theil dieser Mittheilungen — sagt Tozer — hatten wir später in gewissem Grade zu berichtigen, und die Lage des Volks war bestimmt in zu günstigen Farben gemalt; andererseits aber hatten wir selbst Gelegenheit, manche der überraschendsten Behauptungen bestätigt zu finden."

In einem Dorfe unweit Juzgat sah Tozer (S. 89 ff.) die ersten Spuren der großen Hungersnoth: von 110 bewohnten Häusern waren 30 ausgestorben und verfallen. Das Elend begann mit einer schlechten Ernte im Jahre 1873 in Folge von Trockenheit. Im November und December folgte sintfluthartiger Regen und im Januar und Februar ein ganz gewaltiger Schneefall, von welchem Tozer nachmals öfters zu hören bekam. Die Städte litten damals schwer, am schwersten aber die Dörfer, deren Einwohner durch den Schnee von einander und von den Städten abgeschnitten waren und nach Verbrauch des Saatkorns einfach verhungern mußten. Selbst als Thauwetter eintrat, änderte sich dieser Zustand nicht, da die angeschwollenen Ströme und der Mangel an Brücken jeden Verkehr im Innern des Landes und mit der Küste unterbrachen. Erst im Monat April fing man in Konstantinopel an, die Lage der Dinge in Kleinasien zu ahnen, und sann auf Hilfe, zuerst in privaten Kreisen, dann auch Seitens der Regierung. Man schätzt den Verlust an Menschenleben während des Winters auf 150 000; dazu kamen an 100 000 Stück Großvieh um und die Zahl der Schafe und Ziegen verringerte sich um 60 Procent. Die folgende Ernte war zwar gut; aber da es an Saatgetreide und Vieh mangelte und die Menschen entkräftet waren, so dauerten Noth und Krankheit auch noch den nächsten Winter hindurch: im Ganzen mag eine Viertel Million Menschen in dieser Zeit zu Grunde gegangen sein.

Unter den Gründen dieser Erscheinung, daß ein früher so leistungsfähiges Land durch eine einzige schlechte Ernte und einen bösen Winter in solche Noth versetzt wurde, steht obenan die Art der Verwaltung, durch welche seit den letzten sechszig Jahren das Land mehr und mehr verarmt ist. Die lokalen, halb unabhängigen Dere-beis der frühern Zeit waren zwar oft unbotmäßige Vasallen und räuberische Herren, hatten aber doch ein Interesse am Gedeihen ihrer Unterthanen, und mancher Industriezweig blühte unter ihrer Herrschaft. Als dann Sultan Mahmud seine Reformen durchführte, die Staatsgewalt centralisirte und jene Häuptlinge beseitigte, kehrte man sich nicht mehr an jene lokalen Interessen und schädigte sie schwer durch unregelmäßige Besteuerung. In Folge der Handelsverträge mit fremden Ländern wurden dann von dort schlechtere, aber billigere Waaren

eingeführt und die heimischen Industrien fast vernichtet. Ebenso wurde der Ackerbau geschädigt, indem die ohnehin hohen Steuern durch die Art ihrer Eintreibung doppelt schwer sich fühlbar machten, und die Lasten, welche früher die Industrie getragen hatte, nun gleichfalls auf die Landwirthschaft gelegt wurden. Die Bauern waren zuletzt gezwungen, von Wucherern zu borgen, und begnügen sich jetzt damit, nur das für ihren eigenen Bedarf Nothwendige zu erzeugen. Ein zweiter Grund war der, daß die türkische Regierung anfänglich für alle Nothschreie und Warnungen nur taube Ohren hatte, und daß sie es ihren Beamten gegenüber nicht hat durchsetzen können, daß die von der Noth betroffenen Gegenden von der Steuerleistung ganz oder auch nur theilweise befreit blieben. Ein Beispiel davon für viele: im mohammedanischen Dorfe Hamma (zwischen Kaisarieh und Siwas) klagten dem Reisenden (S. 171) zwei ältere Frauen mit Thränen in den Augen, daß 60 Männer aus dem Orte in den russischen Krieg gezogen, aber kein einziger zurückgekehrt sei, und trotzdem würden die Steuern von denselben verlangt! Im Dorfe Nurschin nördlich von Bitlis genoß Tozer (S. 290 f.) die Gastfreundschaft eines alten, braven Türken, Hamed Aga, der voller Loyalität gegen den Sultan war, aber die Bestechlichkeit und Nichtswürdigkeit der Lokalbeamten schwer empfand. Zwei seiner Söhne waren im Kriege gefallen und zwei andere noch nicht zurückgekehrt; aber weder darüber noch über die schweren Steuern beklagte er sich, wohl aber darüber, daß dieselben in den Taschen der Kaimakams und anderer Beamten hängen blieben. Ebenso empörte ihn die schlechte Handhabung der Justiz; unlängst hatte er die Gefangensetzung mehrerer Räuber erwirkt, allein gegen Zahlung von 1 Medschidie (= 3,50 M.) pro Kopf hatte der Mudir dieselben wieder laufen lassen, und Hamed Aga's Beschwerde darüber beim Pascha von Musch war gar nicht berücksichtigt worden. Eine andere Beschwerde richtete sich gegen die Handhabung des Tabakmonopols. In der Umgegend von Nurschin und Musch hat der Anbau des Krautes in der letzten Zeit bedeutend abgenommen, in Folge höherer Besteuerung und auch weil die altgewohnte Pfeife mehr und mehr durch die Cigarette verdrängt wird. Dadurch nahm der Verbrauch ab, und weil es verboten ist, den Tabak an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verkaufen, fand man es nicht mehr der Mühe für werth, ihn fern von den großen Centren zu bauen. In Wahrheit hat dabei der Konsument mehr zu leiden gehabt, als der Producent; denn da der fertige Tabak nur in bestimmten Städten verkauft werden darf und nur in kleinen Packeten in den Verkehr gelangt, so ist er gewöhnlich trocken und pulverig und weit verschieden von dem, was man früher zu rauchen gewohnt war. Die Unzufriedenheit darüber macht sich in allen asiatischen Provinzen durchweg fühlbar.

Nun zu einem andern Thema, den Armeniern, zunächst in ihrem Verhältnisse zu den Türken. Tozer glaubt (S. 97), daß ihm nie ein so neugieriges Volk begegnet ist, wie dieses, und er ist fast geneigt, Neugier für ihre hervorstechendste Charaktereigenschaft zu halten. Das hat seine zwei Seiten. Dem Reisenden ist das neugierige Fragen natürlich lästig, und die Sache wird dadurch nicht ganz erklärt, wenn sie selbst sagen, es zeuge von Mißachtung gegen einen von weit her gereisten Fremden, wenn man für ihn und seine Angelegenheiten kein Interesse zur Schau trüge. Indessen enthält, als eine Seite des Nationalcharakters betrachtet, die Neugier ein hoffnungsvolles Element; denn das Interesse an Dingen und der Wunsch nach Erkenntniß sind Eigenschaften, welche einem fortschreitenden Volke zukommen. Besonders tritt das hervor gegenüber der höflichen Gleichgiltigkeit der Türken, die ebenfalls ihre zwei Seiten hat. An sich ist dieselbe angenehm und bildet ein bedeutendes Element der orientalischen Höflichkeit, zugleich aber hängt sie enge mit dem Gefühle des Stolzes und der Ueberlegenheit zusammen, welches man allgemein unter mohammedanischen Völkern findet. Auch ist sie eine Folge der geistigen Apathie, die es ablehnt, irgend etwas Neues sich zu assimiliren. Diesen Gegensatz kann man vielleicht als symptomatisch für die gegenwärtige Lage beider Völker betrachten: das eine ist unentwickelt, schreitet aber fort, während das andere Spuren einer überlieferten Kultur besitzt, in Ideen aber auf demselben Flecke stehen bleibt und an Wohlstand abnimmt. Natürlich gilt das nur im Allgemeinen und erleidet im Besondern Ausnahmen.

In Siwas nahm Tozer Gelegenheit, im Gespräche mit den dort ansässigen amerikanischen Missionären Perry und Hubbard, die Land und Leute vortrefflich kennen, weitere Nachrichten über die Beziehungen zwischen Christen und Mohammedanern einzuziehen. Tozer glaubte nämlich dort, im obern Thale des Kyzyl Irmak, bemerkt zu haben, daß die Anhänger der beiden Religionen in den Dörfern ziemlich gleichgestellt waren und in freundlicher Weise mit einander verkehrten, was Mr. Perry jedoch verneinte. Im gegenseitigen Verkehr zeigen beide Theile viel äußerliche Höflichkeit; trotzdem aber besteht zwischen ihnen eine tief wurzelnde Entfremdung. Die Mohammedaner betrachten sich als herrschende Klasse und lassen das die Christen fühlen; und das gilt gleichermaßen für das Land wie für die Städte. Ueberall gilt es als ausgemacht, daß eine Bitte Seitens eines Mitgliedes der herrschenden Race einem Befehle gleichkommt. Auf Tozer's Frage, ob nicht die Christen in denjenigen Gebieten, wo sie Waffen tragen, genügend Sicherheit hätten, erfolgte eine verneinende Antwort; denn sie wagen von ihren Waffen gegen Mohammedaner keinen Gebrauch zu machen, weil, wenn ein solcher getödtet wird, die Gerichte sicherlich gegen den Christen entscheiden, und im entgegengesetzten Falle die Mohammedaner stets freigesprochen werden. Dies wurde dem Reisenden später in Erzerum bestätigt; man hatte dort in einem christlichen Dorfe einen Mohammedaner todt gefunden und deswegen auf bloßen Verdacht die vierzehn angesehensten Männer festgenommen, was nie geschehen wäre, wenn es sich um einen todten Christen gehandelt hätte. Die Zeit des Krieges war für die Christen eine Periode großer Drangsal, weil die ausgehobenen Soldaten Streifzüge gegen ihre Dörfer zu unternehmen pflegten, Geld erpreßten und die Mädchen für sich verlangten. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ein armenischer Protestant, ein Mitglied von Mr. Perry's Kongregation, in der Verzweiflung über die Insulten, welche ein weibliches Mitglied seiner Familie auszustehen hatte, sein Messer gezogen und einen Soldaten erstochen. Dafür war er zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt worden und starb nun im Kerker dahin, indem die türkischen Beamten allen Versuchen der Missionäre, ihn zu erlösen, Ausflüchte und Verzögerungen, in denen sie ja Meister sind, entgegensetzten.

Kleinasien ist zweifellos ein Land, das einer großen Entwickelung fähig ist. Noch heutigen Tages producirt es viel Getreide, und dabei ließe sich das Ackerland an Ausdehnung leicht vervierfachen. Da nun die gegenwärtige Bevölkerung gering ist im Verhältniß zum Areal, so lassen sich ihre Bedürfnisse an Nahrung verhältnißmäßig leicht befriedigen. Ebenso sind die Schafherden und die Angoraziegen sehr werthvoll und könnten eine Quelle des Wohlstandes werden. Der Mineralreichthum des Landes ist gewiß nicht klein, wird aber jetzt fast nirgends gehörig ausgebeutet. Auch die Bevölkerung ist kein Hinderniß für den Fortschritt;

denn Christen sowohl wie Mohammedaner sind von kräftiger Race, und den Armeniern fehlt es an Geschicklichkeit gewiß nicht. Trotzdem ist die jetzige Lage des Landes eine bedauernswerthe. Zunächst ist daran die Hungersnoth schuld; doch hätte sich in den seither verstrichenen fünf Jahren das Land davon erholen können, wenn es nicht unter den ungünstigsten Bedingungen zu laboriren hätte. Vorräthe waren, wie gesagt, nicht vorhanden und die Steuern drückten doppelt schwer, besonders der in natura erhobene Zehnte vom Getreide und die Steuer auf Ziegen und Schafe ($2^1/_2$ Piaster pro Stück). Bei Christen kommt zwar noch die Kopfsteuer dazu; aber trotzdem befinden sich dieselben noch in besserer Lage, als die Mohammedaner, weil die männliche Bevölkerung der letzteren durch den Krieg decimirt wurde. In Folge dessen herrscht allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung in Stambul; denn das Volk fühlt, daß die Regierenden ihm nur Geld und Rekruten fortnehmen, ohne sich um lokale Verbesserungen zu kümmern. Marodeure ziehen plündernd im Lande herum und der Staatsbankerott lähmt den Handel.

Solche Maßregel wie die Abschaffung der Kupfermünze, welche, trotzdem die Stücke wunderbar gut waren, an einem Tage und ohne vorherige Ankündigung in den Provinzen aufhörte, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein, war ein derartiger Betrug der gesammten Bevölkerung, daß man daraus sich jedwede Höhe des Mißtrauens und Unwillens erklären kann. Nichts aber wird schwerer empfunden, als die Käuflichkeit der Justiz. Diese Klage war auf Aller Lippen; das Gefühl, daß kein Fall, und wäre er auch noch so geringfügig, ohne Bestechung entschieden werden kann, und daß die Regierungsbeamten dabei sich mästen, brannte auf Aller Herzen. In der einen Ansicht, daß das gegenwärtige Regime unerträglich ist, waren sie alle, Mohammedaner und Christen, Eingeborene und fremde Residenten, einig. Jeder suchte nach einer Macht, welche die Pforte ersetzen könnte. Aber schon die bloße Frage, welche das sein soll, zeigt, wie nahezu hoffnungslos die Lage ist. Fremde Konsuln können bei aller Energie und Geschicklichkeit das Uebel nur wenig bessern, wenn sie nur das Recht haben zu protestiren und bei der Centralstelle Vorstellungen zu machen. Eine einheimische Regierung ist unmöglich, da der Gegensatz der Religionen zu stark ist, als daß das Volk von selbst einmüthig zusammen wirkt; die Eifersucht der anderen Nationen hält jeden europäischen Staat vom Eingreifen zurück, und selbst der Gedanke, durch Einverständniß aller Großmächte einen unabhängigen Staat unter einem kräftigen Herrscher ins Leben zu rufen, scheint außerhalb der Sphäre praktischer Politik zu liegen. Zudem macht es das große numerische Uebergewicht der Mohammedaner wahrscheinlich, daß, so lange ein osmanisches Reich besteht, Kleinasien demselben direkt unterthan sein wird. Doch ist es wahrscheinlich, wenn nicht die Verkleinerung des Staatsgebietes die Pforte zu einer vollständigen Umwälzung in ihrer Regierungsweise zwingt, daß die Lage des Landes sich immer mehr verschlechtert. Im Leben eines Volkes giebt es keine jämmerlichere Periode — wie die letzten Jahrhunderte der byzantinischen Geschichte zur Genüge beweisen — als die eines sich hinschleppenden Todeskampfes eines sinkenden Reiches. Das Beste, was noch zu hoffen ist, besteht in einer theilweisen Entwickelung lokaler Selbstverwaltung, welche dafür sorgt, daß ein Theil der Steuererträge für das Land selbst verwendet wird. Auf eine Reform in ausgedehnterm Maßstabe ist jedoch schwerlich noch irgend welche Aussicht vorhanden.

Wir kommen schließlich zu dem Verhältnisse zwischen Armeniern und Kurden, dem schlechtesten von allen. In Charput z. B., wie vielfach in jenen Grenzgebieten zwischen Armenien und Kurdistan, bebauen die Christen die Ebenen und tieferliegenden Strecken, während die Kurden in den Bergen hausen. Letztere haben lange Zeit eine Art Oberherrschaft über die benachbarten Armenier ausgeübt, indem die kurdischen Häuptlinge von ihnen Tribut erhoben, jeder von einer bestimmten Anzahl Dörfer; natürlich bezahlten die Armenier außerdem an die türkische Regierung den Charadsch und die sonstigen Steuern. Neuerdings aber hat sich dies Verhältniß noch verschlechtert; denn während früher nur die Häuptlinge solche Forderungen erhoben, thun ihre Söhne und Verwandten ein Gleiches, seitdem in Folge des Krieges solche Verwirrung im Lande eingerissen ist. Und dieses Fordern nimmt zuweilen die Form einer Plünderung an, wie z. B. die Kurden in dem einen Dorfe alle männlichen Bewohner fesselten und ihre Teppiche und sonstiges Eigenthum wegschleppten. Die Frauen jedoch werden meist nicht mißhandelt; in dieser Hinsicht benehmen sich die Kurden besser als die Türken. Wiederholt wurde übrigens Tozer von Armeniern gebeten, seinen Landsleuten mitzutheilen, daß ihre ganze Hoffnung jetzt auf England beruhe.

Ihren Höhepunkt erreicht in Armenien die Mißwirthschaft und Unterdrückung im Bezirke von Musch, wo zur Zeit von Tozer's Reise (1879) und kurz vorher die Kurden von den Bergen herabzukommen, die Ernten zu verbrennen und die Einwohner der Ebene auszurauben und zu morden pflegten. Alles, was die Regierung dagegen thut, ist, daß sie ab und zu einen Mann gefangen nehmen und auf ein Jahr in Erzerum einsperren läßt. Zudem fürchten die Armenier sich vor den türkischen Soldaten fast mehr als vor den Kurden, da erstere sich an den Weibern vergreifen. Was aber schlimmer ist, als das, ist, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterszeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich und ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das Geringste zu bezahlen. Tozer wußte, daß diese Unsitte früher bestanden hatte, war aber überrascht, dieselbe noch in Uebung zu finden. Dadurch erklärte sich auch, was ihm bei seinem Ritt durch die Ebene als eine Anomalie aufgefallen war: daß die Dörfer reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Mist zum Brennen) versehen waren und trotzdem ihre Insassen ärmlich und die Kinder halbnackt erschienen. Denn weder der Reichthum des Bodens noch der Fleiß des Volkes kann die Noth fernhalten, wenn ihm solche Parasiten während der einen ganzen Hälfte des Jahres zu Halse liegen.

Im Sommer 1879 wurde ein englisches Blaubuch (Turkey Nro. 10) veröffentlicht unter dem Titel „Korrespondenz betreffend die Lage der Bevölkerung in Kleinasien und Syrien“, welches hauptsächlich Konsularberichte über diese Länder enthielt. Dort schreibt Major Trotter an Lord Salisbury (S. 15): „Es ist nutzlos, in Einzelheiten der 1001 Arten einzugehen, auf welche die Beis die Christen ihrer Dörfer bedrücken können und es auch wirklich thun: Frohnarbeiten und schwere, ungesetzliche Erpressungen mancherlei Art, in Geld und Produkten, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und all zu oft unter Schändung der Frauenehre (letzteres ist wohl übertrieben; siehe oben). Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo es keine Gesetze giebt, wo die Feudalherren fast absolute Gewalt über ein Volk haben, das sie gleichzeitig hassen und verachten, der Zustand der untergebenen Race ein wahrhaft elender ist.“ Ueber denselben Punkt richtete Sir A. H. Layard eine „Note Verbale“ an die Pforte, worin er sagt (S. 106 f.): „Der Botschafter I. Maj. wünscht der Hohen Pforte einen Bericht über die Unterdrückungen und Schandthaten zu unterbreiten, denen die Armenier des Dorfes Ognoa im

Distrikte Gönig in Kurdistan Seitens der kurdischen Häuptlinge ausgesetzt sind . . . Der Zustand der Dinge, wie er in diesem Dorfe herrscht, scheint leider in einem großen Theil des östlichen Anatolien, welcher unter dem Namen Kurdistan begriffen wird, verbreitet zu sein.“ Mit Bezug auf die Zaptiehs (Gendarmen) schreibt Major Trotter (S. 28 f.): „Ew. Excellenz ist wohl bekannt, daß der monatliche Sold eines Zaptieh neben seiner Brodration in 70 Piaster besteht, welche, wenn überhaupt, in Kaïme bezahlt werden, d. h. nach dem jetzigen Kourse circa 3 Mark monatlich. Gesetzt selbst, daß dieselben regelmäßig bezahlt werden, was nicht der Fall ist, wie kann ein Mann mit solcher elenden Kleinigkeit leben und seine Familie erhalten? . . . Allgemein wird geglaubt, daß sie, um nur leben zu können, fast von jedem Raube, der vorkommt, ihren Theil erhalten, wenn sie nicht vielfach selbst die eigentlichen Verbrecher sind.“

Ueber die Tscherkessen in Kleinasien schreibt Oberst Wilson (S. 126): „Als die Tscherkessen in das Land kamen, besaßen sie nichts als ihre Waffen; heute hat jeder von ihnen ein Pferd, manche auch zwei oder drei. Sie bekommen einen Unterhalt, welcher durch eine Steuer von der Gemeinde, in welcher sie leben, aufgebracht wird; aber damit nicht zufrieden, nehmen sie dem Volke weg, was ihnen gefällt. Sie betreiben kein Gewerbe als Straßenraub und Stehlen, und da sie gut mit Flinten, Revolvern und Schwertern bewaffnet sind, während die Zaptiehs oft nur ein Steinschloßgewehr haben, so bieten sie den Lokalbehörden Trotz; dem leidenden Volke wird nicht geholfen.“ Ueber die Gerichtshöfe schreibt derselbe (S. 127): „Der Zustand der Gerichte läßt viel zu wünschen übrig; die Gerichtshöfe werden nur in der Theorie vom Volke erwählt, in der Wirklichkeit aber von der Lokalregierung ernannt oder die Stellen werden verkauft. Bestechung und Käuflichkeit sind die Regel, nicht die Ausnahme. Ob Jemand im Gefängniß sitzen muß oder daraus entfliehen darf, hängt oft von der Bestechung ab. Allgemein wird geklagt, daß selten nur für einen Christen oder gegen einen Mohammedaner Gerechtigkeit geübt wird, und obwohl christliches Zeugniß angeblich entgegengenommen wird, so legen die Gerichte demselben doch wenig oder gar kein Gewicht bei. Die Gerichtskosten sind so hoch, daß die geplünderten Bauern oft davon abstehen, die Sache bei den Behörden anzuzeigen; die Ungewißheit, ein Urtheil zu erlangen, der Zeitverlust bei der gezwungenen Anwesenheit in der Hauptstadt des Kaimakamlik und die Kosten des Verfahrens sind genügende Gründe dafür.“

Es mag vielleicht nicht unpassend sein, kurz zu betrachten, welche Remedur in Bezug auf Armenien für diesen Zustand ausfindig gemacht werden kann. Kaum nöthig ist es zu überlegen, ob dies Land zu einem selbständigen Staate gemacht werden kann. Dagegen spricht zwar der Umstand, daß die Armenier nicht die absolute Majorität der Bevölkerung bilden; doch wäre dem kein großes Gewicht beizumessen, weil sie die ursprünglichen Bewohner sind und fast die gesammte Intelligenz und die Fähigkeit zum Fortschreiten im Lande darstellen; es ist eine schlechte Regierung, die sie zur Auswanderung veranlaßt und ihre Zahl so vermindert hat. Außerdem kann man bei Lösung dieser Frage das Element der nomadischen Kurden wohl schwerlich in Betracht ziehen. Die im Lande ansässigen Fremden sind zwar einer armenischen Regierung nicht gerade günstig; doch ließe sich in Ermangelung anderer Auswege die Sache immerhin versuchen, und manche Leute, die zu einem Urtheil berechtigt sind, glauben auch an ein Gelingen. Aber drei Reformen könnte man wenigstens verlangen, durch deren Bewilligung die Lage des Volkes sich bald bessern würde, nämlich die Ernennung eines christlichen Gouverneurs mit großen Vollmachten, die Erlaubniß zur Bildung einer einheimischen Miliz und das Recht, den größern Theil der Steuern zu lokalen Zwecken zu verwenden. Die erste Reform sicherte das Land gegen die Aussaugung und Mißwirthschaft der türkischen Beamten; die zweite würde bald Ordnung schaffen, denn daß die Kurden keine schrecklichen Gegner sind, wenn ihnen ernstlicher Widerstand geleistet wird, hat der letzte Krieg zur Genüge gezeigt; und die dritte könnte die Hilfsquellen des Landes und die Industrie des Volkes rasch entwickeln. Tozer meint, daß die Einführung dieser Reformen und die Unterstützung der armenischen Sache überhaupt sehr in Englands Interesse liege, dem es viel darauf ankommen müsse, ein Volk, welches ein so lebhaftes Gefühl für nationales Leben besitzt und nicht geneigt sei, sich durch ein anderes Reich verschlingen zu lassen, zwischen die russischen Besitzungen in Kleinasien einzuschieben. Aber eines sei gewiß: daß die Pforte nämlich jene Zugeständnisse nur auf hartes Drängen und vielleicht allein nach einem heftigen Kampfe machen werde.

Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns.

II.

Die Rumänen
in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Von Joan Slavici.

(Die Völker Oesterreich-Ungarns. Band VI.)

Während wir in den Magyaren ein Volk gesehen haben, das eine fast tausendjährige, ruhmvolle Geschichte aufzuweisen hat, welche sich ziemlich innig an die Geschichte der mitteleuropäischen Kulturvölker anschließt, haben die Rumänen, wenigstens im Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, nie eine auch nur halbwegs hervorragende politische Stellung eingenommen. Langsam aber stetig haben sie sich aus ziemlich dunklen Anfängen entwickelt, und sind nach und nach zu einem Faktor angewachsen, mit dem früher oder später gerechnet werden muß. Heute bilden sie südöstlich von unserer Monarchie einen selbständigen Staat; ein großer Theil bewohnt die östlichen Länder Oesterreich-Ungarns, während eine dritte Partie in den östlich von den letzteren gelegenen Gebieten Rußlands ansässig ist. Sie bilden also nicht schon wie die Magyaren eine kompakte nationale und politische Einheit, und haben auch nie eine

solche gebildet; sie sind Bürger dreier verschiedener Staaten. Im Folgenden soll nur von den Rumänen die Rede sein, welche im südöstlichen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen.

Man hat bisher die Frage, wann sich die Rumänen in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen haben, noch nicht befriedigend beantworten können. So viel steht fest, daß die Thäler der siebenbürgischen Karpathen schon im Anfange des 13. Jahrhunderts eine ansässige rumänische Bevölkerung besessen haben. Seit etwa vier Jahrhunderten bildet die östliche Gruppe der Karpathen und das flache Land um diese herum die Heimath der Rumänen. Dort haben sie sich auch zu dem entwickelt, was sie heute sind, und darum ist es vor allem wichtig, die Bodenverhältnisse dieser Theile von Oesterreich-Ungarn in Betracht zu ziehen, da diese die dort lebenden Völker in mehr als einer Richtung beeinflußt haben.

Die Rumänen waren immer als Gebirgsvolk bekannt; sie erscheinen in der Geschichte zuerst als unruhige Hirten, die ihre Herden thalabwärts treiben, oder sich in die Thäler wagen, um Beute zu machen. Im 13. Jahrhundert treten jedoch zwei abgesonderte Gruppen auf, die schon feste Wohnsitze haben und wahrscheinlich auch Ackerbau treiben; die eine auf den südlichsten, die andere auf den nördlichsten Abhängen der siebenbürgischen Karpathen. Robert Rösler sagt in seinen „Rumänischen Studien" über diesen Punkt, daß „wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß es schon vor dem zwölften Jahrhundert walachische Hirten in den Hochthälern der transsylvanischen Alpen wie auf dem Terrassen- und Tiefland der Walachei gegeben haben mag, doch die Hauptmasse der Nation sich hier noch nicht kann befunden haben, daß die Rumänen also ihr politisches Dasein erst seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts datiren dürfen, denn erst damals sind größere zusammenhängende Räume dichter von ihnen erfüllt worden". Das Flachland westlich von diesen Bergen war vor sechs Jahrhunderten noch ziemlich unbewohnt; man berief auswärtige Kolonisten dahin, und die erste Kunde über die Rumänen stammt eben aus der Zeit, in welcher diese Kolonisten mit denselben in Berührung kamen. Die Rumänen waren damals wahrscheinlich noch nicht sehr zahlreich; sie bieten erst zwei Jahrhunderte später Grund zu Schwierigkeiten, indem sie, sich rasch vermehrend, fortwährend thalabwärts drängen.

Slavici sagt über die ursprüngliche Heimath der Rumänen (so weit sie Oesterreich-Ungarn bewohnen): „Wenn wir nun Alles, sowohl das geschichtlich Bekannte als auch das gegenwärtig Bestehende, zusammenhalten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die ursprüngliche Heimath der heutigen rumänischen Bevölkerung des Reichs auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen ist, und daß sie nur von da aus koncentrisch gegen die östliche Linie und excentrisch gegen das Gebiet um die Karpathen sich ausbreiten konnte." Ihre Ausbreitung erfolgte also von Siebenbürgen aus gegen Süden, namentlich aber gegen Westen, was durch die Richtung der größeren Flußläufe leicht erklärlich ist, während die Begrenzung gegen Osten durch den unwegsamen östlichen Zweig der Karpathen gegeben war. Zu weit nach Westen, in das Flachland der Theiß und der Temes, durften sie sich jedoch nicht wagen, da sie sonst die Fühlung mit ihren in den Bergen zurückbleibenden Brüdern verloren hätten. Trotzdem finden wir eine kleine Gruppe von einigen tausend Rumänen ganz isolirt in Istrien, welche durch irgend einen Zufall dorthin verschlagen wurden.

Wie schon erwähnt, waren die Rumänen früher — und sind es auch heute noch — vorzüglich ein Hirtenvolk. Die Rücken der Karpathenketten bieten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; dieselben sind so flach und steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen auch „poianä" (heißt im Slavischen Flachland) genannt werden. Den Hauptreichthum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Nur die in den Thälern ansässigen Rumänen sowie diejenigen, welche seiner Zeit aus den Bergen in die Ebene herabstiegen, sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais.

Heute leben gegen drei Millionen Rumänen in Oesterreich-Ungarn, davon die meisten in Siebenbürgen und den westlich daranstoßenden Gebieten von Ungarn. Was ihre Abstammung betrifft, so glaubte man früher allgemein, daß dieselben aus der Zeit der römischen Herrschaft in Dacien zurückgeblieben sind. Manche hielten sie sogar für Slaven und verlegten ihre Heimath aus den Karpathen in die Balkanländer. Heute ist man einig darüber, daß die Rumänen zur Gruppe der romanischen Völker zu zählen sind. Rösler nimmt an, daß nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Ländern das römische Element aus den Karpathen nach Mösien übersiedelte und erst später, gegen Ende des Mittelalters, wieder dorthin zurückkehrte. Nun ist es wohl wahr, daß die Rumänen zusammen mit den Bulgaren ein Reich im Balkan bildeten; von einer Rückwanderung erzählt uns aber die Geschichte nichts. Ebensowenig hat man historische Nachrichten darüber, ob nicht schon während dieser Zeit die Rumänen in den Karpathen wohnten. Daß dies wahrscheinlich ist, beweist uns die Meinung der Schriftsteller aus dem dreizehnten Jahrhundert, daß die Rumänen die Urbevölkerung der Karpathenländer seien, da man nicht wußte, wann sie sich dort niedergelassen haben. Rösler will die Rumänen als verkommene Römer hinstellen; dem widerspricht aber Slavici entschieden, indem er sagt: „Die Rumänen sind jedoch ein neues und von den Römern ganz verschieden angelegtes Volk, welches sich nur unter gewissen Bedingungen zu dem ausbilden konnte, was es heute ist."

Die Rumänen sind das in der ökonomischen Entwickelung am meisten zurückgebliebene Volk des Reiches. Daran sind nicht nur die rechtlichen und persönlichen Verhältnisse, sondern auch der Umstand schuld, daß die natürlichen Bedingungen ihrer ökonomischen Entwickelung ungünstig waren. Nach den Ernährungsverhältnissen sondern sich die Rumänen in vier verschiedene Abtheilungen. Die erste sind die Munteni, das sind die Bewohner der Höhen, welche vorzüglich Viehzucht treiben und ihren Lebensverhältnissen nach am meisten ihren ehemaligen Vorfahren gleichen. Die zweiten heißen Pädureni (Waldmänner), die Bewohner der äußeren, dicht bewaldeten Abhänge der Karpathen; sie sind die ärmsten von allen, vermehren sich aber am stärksten, und besitzen einen großen Hang zum Müssiggang. Die dritten sind die Campieni in Ungern und dem fruchtbaren Theile des mittleren Marosgebietes; dieselben sind Ackerbauer. Endlich die Podgoreni, die Bewohner der Weingegenden, welche in ökonomischer Beziehung der vorgeschrittenste Theil der Rumänen sind. Im Allgemeinen vermehren sich die Rumänen stärker als ihre Nachbaren; aber es fehlt ihnen an Arbeitsamkeit und Rührigkeit, durch welche sie allein mit den benachbarten Völkern in erfolgreiche Konkurrenz treten könnten.

Werfen wir einen Blick auf die älteste Geschichte jener Länder. Das römische Element wurde schon vor der Eroberung durch die Römer nach Dacien verpflanzt. Nach der Eroberung (106 n. Chr.) zogen zahlreiche römische Kolonisten in das Land. Dieselben blieben auch noch nach dem Verfalle der römischen Herrschaft im Lande zurück, und bil-

deten wahrscheinlich den ursprünglichen Grundstock des rumänischen Volkes. Sie kamen dann in intensive Berührung mit den Slaven, denn solche waren es wahrscheinlich, welche hier nach der römischen Herrschaft die erste Grundlage zu dauernden Ansiedelungen gelegt haben. Denn sie fanden das Land bei ihrer Ankunft leer und verwüstet; die frühere Bevölkerung der Ebene hatte sich wahrscheinlich in die Berge zurückgezogen. Diese Slaven waren Ackerbauer. In der Zeit, in welcher zum ersten Male die Rumänen in der Geschichte genannt werden (dreizehntes Jahrhundert), finden wir keine Erwähnung mehr von diesen Slaven. Es ist nun wahrscheinlich, daß dieselben allmälig durch das rumänische Element ersetzt wurden. Die Rumänen sind also in anthropologischer Beziehung gewiß kein rein romanisches Volk, sondern durch Kreuzung romanischer mit slavischen Elementen entstanden.

Slavici äußert sich folgendermaßen über die Entstehung und Stellung der Rumänen: „Dasjenige Volk, dessen entwickelte Fortsetzung die heutigen Rumänen sind, bestand vor dieser Verschmelzung nicht: es hat darin seinen Ursprung. Die ethnographische Bedeutung der Rumänen liegt nicht darin, daß sie Nachkömmlinge der Römer seien, auch nicht darin, daß sie das längst verschwundene Volk der Dacier romanisirt haben, sondern einzig und allein darin, daß sie die Verbindung zwischen scharf getrennten Theilen der europäischen Völkerfamilie herstellen und so ein vermittelndes Glied in der Völkerkette ausmachen."

„Und wäre das flache Land auch in den Karpathen, so wie es in dem Balkan und in Istrien war, anhaltend von Slaven bewohnt gewesen, so hätte dieses Glied nicht entstehen können: diejenigen Slaven, die sich mit den romanischen Elementen verschmolzen hatten, mußten Jahrhunderte lang isolirt leben, in anhaltender Berührung mit den Resten der ehemaligen römischen Welt. Dieses geschah in den Karpathen, wo das Land ringsherum Jahrhunderte lang öde war und öde bleiben mußte, nicht aber auf der Balkanhalbinsel, wo während der Zeit slavische Reiche gegründet wurden. Nach dieser Verschmelzung romanischer Elemente mit slavischen fängt die Geschichte des rumänischen Volkes an."

Sehr eingehend behandelt Slavici die religiösen Verhältnisse der Rumänen, namentlich die Entwickelung der unirten und nichtunirten Kirche. Er wirft ferner einen Blick auf die Bukowiner und behandelt dann in dem Kapitel über nationale Eigenthümlichkeiten die so interessanten ethnischen Momente des rumänischen Volkes. Es ist leicht begreiflich, daß sich bei einem Volke, das, wie die Rumänen, in beständiger Abgeschlossenheit lebte, sehr viele Sitten und Gebräuche aus ältester Zeit erhalten haben. Wir schließen mit den Worten Slavici's, welche er über die gegenwärtigen Zustände zu Ende des letzten Kapitels setzt: „Hört man das Lied des Rumänen, sieht man seine kleidsame Tracht und die feine Verzierung aller Gegenstände, die durch seine Hand gleiten, beobachtet man seine Geschicklichkeit bei der Arbeit und die Standhaftigkeit, mit welcher er seine Zwecke verfolgt, so muß man sich unwillkürlich sagen: dies ist ein Volk von begabten Menschen, welches die Keime einer hohen industriellen und geistigen Entwickelung in sich trägt. Wo aber die Fähigkeiten noch schlummern, dort muß mit der Zeit auch das unwiderstehliche Streben nach Entfaltung kommen. Dieses Streben ist bei den Rumänen schon entstanden, und die Zukunft wird zeigen, ob es der Mühe werth war, über tausend Jahre lang auszuhalten."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit großer Raschheit haben Orell Füßli u. Comp. in Zürich eine zusammenfassende Beschreibung und Abbildung der fürchterlichen Katastrophe vom 11. September dieses Jahres veröffentlicht: J. Hardmeyer-Jenny schrieb die Broschüre „Der Bergsturz von Elm" (1 Mark); J. Weber zeichnete dazu vier große, höchst interessante Bilder: Elm vor dem Bergsturz; Der Bergsturz nach der Schilderung von Augenzeugen; Elm nach dem Bergsturz; Detailbild aus dem Sturz. Eine Situationsskizze in 1 : 50 000, auf welcher der ganze Umfang des in Mitleidenschaft gezogenen Gebietes angegeben ist, vervollständigt das Bild, welches sich der Leser nun von der Katastrophe mit großer Klarheit verschaffen kann. Ueber den Bergsturz selbst schreibt der Verfasser S. 19: „Die Kirche von Elm liegt 980 m über dem Meeresspiegel. Der obere Rand des Abbruchs der Bergwand zieht ungefähr 620 m über dem Thalgrunde resp. dem Kirchhofsplatz durch Wald und Weidegrund, vorzugsweise durch Wald. Etwas mehr als die Hälfte der Schuttmasse ist oben in einer Höhe von ungefähr 350 bis 400 m in der Breite von 350 m ausgebrochen und über eine 200 bis 250 m hohe, ebenfalls ausgewichene Schutthalde hinuntergestürzt; sie ist am gegenüberliegenden Düneberg abgeprallt und theils thalauswärts gefahren, theils am Berge hinaufgestiegen. Die Entfernung von Bergfuß zu Bergfuß beträgt circa 300 m, von der Mitte des Abbruchs bis zur jenseitigen Bergwand 750 m. Die Höhe, bis zu welcher das Material am Düneberg emporstieg, beläuft sich auf 112 m. Die Messung eines der größten Schieferblöcke des Schuttes ergab 12 . 15 . 7,7 m = 1386, rund 1400 Kubikmeter. Das Gewicht eines solchen Blockes beträgt an die 60 000 Centner. Blöcke von ähnlicher Größe liegen viele im Thal und an der Berghalde." Im Thale sind circa 50 bis 60, am Bergabhang 40 ha Landes verwüstet; die Masse des Schuttes beläuft sich auf 10 Millionen Kubikmeter. Dazu droht noch eine große Felsmasse hoch oben, Risikopf, auch Großhorn genannt, den Einsturz und läßt die Ueberlebenden in peinlicher Ungewißheit schweben, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele derselben sich nach Nordamerika wendeten, wo ihrer schon in Neu-Elm im Staate Wisconsin eine freundliche Aufnahme wartet. Der Schieferbruch, welcher oben an der eingestürzten Wand betrieben wurde und im Jahre 1880 einen Baarverdienst von 70 000 Fr. ergab, ist übrigens nicht die direkte Ursache des Bergsturzes gewesen; allein er mag dazu mitgeholfen haben.

— Die „Great Northern Telegraph Company" trifft Anstalten, um Island durch ein Kabel mit Europa in Verbindung zu setzen, und zwar soll dasselbe von Island über die Färöer nach Thurso in Schottland gehen. Seine Kosten werden auf 250 000 Pf. St. geschätzt.

— Im Frühjahre 1881 waren im Auftrage der italienischen Regierung die Professoren Holm und Cavallari, Vater und Sohn, in Syrakus beschäftigt, um einen sehr genauen Plan der Ruinen dieser größten Stadt des hellenischen Alterthums aufzunehmen, welcher dem Curtius-Kaupert'schen Plane von Athen nacheifern soll.

Asien.

— In China hat die Regierung ein großes Unternehmen begonnen, welches das Wohlbefinden einer bedeutenden Bevölkerungsmasse nahe berührt: die Vertiefung und Reinigung der Wasserstraßen in der Provinz Tschili. Dieselbe ist bekanntlich zum großen Theil eine riesige Alluvialebene, welche sich 100 bis 200 engl. Meilen von der Küste landeinwärts erstreckt und von einem wahren Netze von Flüssen durchschnitten wird, welche zu gleicher Zeit drei Zwecke erfüllen: den Ueberfluß an Wasser zum Meere abzuführen, in trockenen Zeiten das nöthige Naß zu Bewässerungszwecken herzugeben und schließlich für Handel und Verkehr als Straßen zu dienen. Die Strömung in allen diesen Gewässern ist aber so schwach, daß dieselben stets zur Verschlammung neigen. Viele Jahre lang sind sie nun wegen der vielfachen Verlegenheiten der chinesischen Regierung vollständig vernachlässigt worden, in Folge wovon es an periodisch wiederkehrenden, weit ausgedehnten und verheerenden Ueberschwemmungen nicht gefehlt hat. Da faßte der bekannte General Tso-tsung-tang den Gedanken, seine alten Soldaten, welche schon ähnliche Arbeiten in Kansu ausgeführt hatten, zu diesem Meliorationswerke zu verwenden. Er mag zwar bei diesem Vorschlage vielleicht auch selbstsüchtige oder politische Motive gehabt und nach Popularität gestrebt haben; genug, die Sache war dringend und wurde von der Regierung genehmigt. Freilich erfordert das Unternehmen auch bedeutende Geldsummen; man sprach sogar von 10 Millionen Tael, wovon die stets in Verlegenheit befindliche Regierung natürlich nur einen Bruchtheil wird aufbringen können. Sehr bedauerlich wäre es auch, wenn man die Sache in Angriff nähme, ohne sich von europäischen Ingenieuren einen Gesammtplan ausarbeiten zu lassen, der auf genaue Aufnahmen basirt werden müßte. Was das Wasser aber nur im letzten Jahrzehnte an Eigenthum, von Menschenleben ganz zu schweigen, vernichtet hat, ist mehr als die ganzen Kosten betragen könnten.

— Der Times-Korrespondent in Schanghai berichtet (Mail, 23. September 1881) Folgendes über die Stellung der Aerzte in China. Als die westliche Kaiserin Tse-hi kürzlich schwer erkrankt war, erhielten einige der obersten Provinzial-Statthalter den Befehl, aus ihren Gebieten die geschicktesten Aerzte nach Peking zu senden, damit sie dort mit dem Medicinalkollegium über die beste Behandlungsweise berathschlagten. Etwa ein halbes Dutzend wurden hingeschickt, und da ihre Kurmethode, wie ein Dekret in der Pekinger Zeitung meldet, von Erfolg begleitet gewesen ist, so erhalten sie jetzt alle einträgliche Beamtenposten. Der eine soll bei der ersten Vakanz Taotai (Bezirks-Intendant) werden, ein zweiter Präfekt, ein dritter Distriktsbeamter u. s. w. Man stelle sich vor, daß nach der kürzlichen Genesung der deutschen Kaiserin die Bonner Professoren zu Amtsrichtern, Landräthen oder dergleichen ernannt worden wären, und man hat eine Analogie zu dem chinesischen Verfahren.

Afrika.

— Die zunächst militärischen Zwecken dienende Bahn, welche von Arzeu in Algerien südwärts über Saida in den Mittelpunkt des an Halfa-Gras reichsten Plateau-Gebietes führt, ist jetzt bis el-Kheider am Nordrande des großen Sumpfes Schatt esch-Schergi fahrbar. Es ist das bei weitem der südlichste Punkt Algeriens, welcher mit der Eisenbahn erreichbar ist.

— Jetzt, wo die Augen Europas auf den Nordwesten Afrikas und den Kampf zwischen Franzosen und Mohammedanern gerichtet sind, wird das Buch von Pfarrer Dr. B. Schwarz „Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft" (Leipzig, P. Frohberg 1881; mit Illustrationen und einer Karte) um so aufmerksamere Leser finden. Die erste größere Hälfte enthält die frisch und anziehend geschriebene Schilderung einer Reise, welche freilich unbetretene Gebiete nicht berührte; die zweite kleinere eine wissenschaftliche, gehaltreiche Geographie des Landes. Horizontale und vertikale Gliederung, Klima, Flora und Fauna, Bevölkerung, Verwaltung, Handel u. s. w. werden in eingehender Weise auf Grund umfassender Studien abgehandelt, so daß das Werk in der That eine Lücke in der deutschen geographischen Literatur ausfüllt. Wenn Dr. Schwarz auf S. 8 (Anmerk.) schreibt: „Die deutsche Literatur besitzt eine wirklich gediegene und umfassende kartographische Darstellung von Algerien gar nicht," so ist diesem Mangel inzwischen schon abgeholfen durch Prof. Heinrich Kiepert's Karte „Algerien und Tunesien" (Maßstab 1:2 000 000; Berlin D. Reimer), welche nach allem vorhandenen, namentlich auch officiellem Materiale gearbeitet wurde, besonders nach der vierblätterigen, einstweilen freilich noch des Terrains entbehrenden Carte de l'Algérie dresseé au dépôt de la guerre d'après les travaux de MM. Titre, Derrien, Parisot (1:800 000). Ihr reiches Detail gestattet das leichte Verfolgen der kriegerischen Ereignisse; durch Farben und Signaturen sind unterschieden: Tell oder angebautes Land unter Civil- und unter Militärverwaltung, Sahara oder Steppenland, Salzsümpfe und Depressionen unter dem Meeresspiegel.

Eine unterhaltende Gelegenheitsschrift ist E. von Hesse-Wartegg's „Tunis, Land und Leute" (Wien, A. Hartleben), welche hauptsächlich die Hauptstadt des Landes behandelt. Der Verfasser hat den Norden von Tunesien im Jahre 1880 kennen gelernt und soll dort auch größere kartographische Aufnahmen gemacht haben, von denen er indessen diesmal noch nichts veröffentlicht. Maltzan's bekanntes dreibändiges Werk wird natürlich durch Hesse-Wartegg's „Tunis" nicht überflüssig gemacht, aber in manchen Stücken ergänzt und berichtigt.

— In der Gegend von Kaneh, am untern Weißen Nil, hat ein gewisser Mohammed Achmed, ein im Rufe der Heiligkeit stehender Schech einer religiösen Genossenschaft, die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Er predigt, ihm habe Gott und der Prophet Mohammed geoffenbaret, er sei der Mahdi, d. i. der Messias, der nach der mohammedanischen Tradition (el Hadith) vor dem jüngsten Tag erscheint und die Herrschaft der Welt antritt. Tausende von Menschen haben sich ihm angeschlossen, zumeist Fuqara (Plural von Faqi, d. i. Leute, die von Betteln, Amulettschreiben und religiösen Gaukeleien leben), Dongolaner und Baqqara-Araber. Briefe, die der angebliche Messias an alle religiöse Häupter des Sudans schrieb und in denen er zur bewaffneten Heeresfolge auffordert, geriethen in die Hände des Generalgouverneurs und veranlaßten denselben, einen Beamten zu dem Schech zu senden, um ihn auf gütlichem Wege nach Chartum zu bekommen. Der Schech Mohammed Achmed weigerte sich nicht nur, dem Gesandten zu folgen, sondern drohte demselben sogar mit einem Schwerte, das er direkt vom Propheten Mohammed empfangen habe, um sich die Welt zu unterwerfen.

Zweihundert Soldaten, die man darauf von Chartum zu seiner Einbringung ausschickte, wurden am 11. August mit einem Verluste von 130 Mann und sämmtlichen Offizieren zurückgeschlagen. Jetzt rücken von Chartum, Sennar, Kordofan und Faschoda zugleich circa 3300 Mann gegen die Fanatiker aus. (B.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XL. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IX.

Nachdem Crevaux am Morgen des 23. November die Mündung des Citare passirt hatte, eines bedeutenden linken Nebenflusses des Paru, bot während mehrerer Tage die eigentliche Fahrt nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Ruhig und gleichmäßig floß der breite Strom zwischen den bewaldeten, meist flachen Ufern dahin, keinerlei Hinderniß stellte sich dem Vorwärtskommen der Canoes oder Crevaux' Aufnahme des Flußlaufes entgegen. Und doch war dieser Theil der Fahrt durchaus nicht eintönig; denn gewährte einerseits die Jagd eine stets willkommene Unterbrechung, so fand sich andererseits in den verhältnißmäßig zahlreichen Niederlassungen dieser Gegend mannigfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen über Leben und Sitten der Eingeborenen. Als man am Nachmittage des 23. an einem von den Einwohnern verlassenen Dorfe vorbeikam, in dem, wie der Führer des Canoes dem Reisenden zuflüsterte, ein mächtiger Piay oder Zauberer begraben lag, geriethen Crevaux' indianische Begleiter sämmtlich in die größte Angst. Keiner von ihnen wagte ein Wort zu sprechen, langsam und geräuschlos wurden die Ruder durch das Wasser bewegt, und erst als man den gefürchteten Ort seit Stunden im Rücken hatte, konnte Crevaux von den geängsteten Leuten eine laute und verständliche Auskunft über die schreckliche Gefahr erhalten, in der sie sich gewähnt hatten. Hätte man unvorsichtigerweise die Ruhe des todten Zauberers gestört oder gar bei dem Dorfe landen wollen, so würde man es mit dem furchtbaren Caïcui- oder Tiger-Piay (denn es giebt unter den Thieren ebenso wie unter den Menschen mächtige Zauberer) zu thun bekommen haben, der seinen verstorbenen Bruder hier bewachte. Nach dem Glauben dieser Indianer steigen die Seelen der gewöhnlichen Menschen auf dem Rauche des Feuers, das ihre Leichen verbrennt, zum Himmel, dem sogenannten katun, empor; die der Guten gelangen hoch hinauf, bis über die Wolken, wo sie schöne Weiber, reiche Jagdgründe und fortwährende Kaschiri-Gelage vorfinden, nicht zu arbeiten brauchen und die ganzen Nächte in fröhlichen Tänzen verbringen. Die Seelen der Bösen bleiben unter den Wolken, wo sie unaufhörlich suchend umherirren müssen, ohne doch jemals in die glückselige Höhe gelangen zu können. Bei den Piays aber, deren Körper nicht verbrannt, sondern stets begraben werden, bleibt die Seele mit dem Leichnam verbunden; Körper und Geist ruhen zusammen im Grabe und werden hier von den lebenden Zauberern, sowie von den Menschen und Thieren besucht, die Rath und Hülfe von ihnen wünschen.

Die Nacht zum 24. wurde in dem Dorfe des Häuptlings Puimro, der letzten Niederlassung der Roucouyennes, zugebracht; weiter abwärts am Flusse folgten jetzt die Dörfer des Stammes der Apalaï. Von einem augenblicklich in dem Dorfe anwesenden Piay, der in dem Rufe stand, sehr weit gereist zu sein, versuchte Crevaux nähere Auskunft über Richtung und Dauer der ihm noch bevorstehenden Fahrt zu erhalten. Die Antwort, die ihm auf seine Fragen wurde, war mehr charakteristisch als gerade genau. Indem er mit der erhobenen rechten Hand einen Halbkreis von Osten nach Westen beschrieb und dabei mit der linken

gegen die Brust schlug, fing der Indianer an: „Mu-mu; ituta tinickse“ (im Walde schlafen); dann folgte eine Pause, darauf dieselbe Geberde und die Worte: „Moëneu (morgen) mu-mu; Apalaï patipo tinickse“ (in der Wohnung des Apalaï schlafen); wieder eine Pause, die nämliche Geberde und die Angabe eines andern Nachtquartiers, und so ging es ernst und feierlich ohne Unterbrechung eine Stunde lang, und Crevaux konnte, wenn er wollte, aus dem während der langen Aufzählung erfolgten vierzigmaligen Schlagen gegen die Brust annehmen, daß seine Fahrt bis zur Mündung des Paru noch sehr lange dauern würde. Die Roucouyennes haben in ihrer Sprache nur drei Zahlenbezeichnungen: auini, eins; sakene, zwei, und hele uau, drei; jede größere Zahl bis zu zwanzig zeigen sie mit den Fingern und Zehen; für eine die zwanzig übersteigende Zahl aber sagen sie entweder: colepsi, d. i. eine Diminutivform von viel, oder: cole, cole, viel viel.

In seiner Eigenschaft als Medicinmann nahm der Piay hier noch bei Sonnenuntergang zwei feierliche Krankenzauber vor, denen beizuwohnen er seinem europäischen Kollegen gestattete. Der erste Kranke nahm, von einem Kreise theilnehmender Zuschauer umgeben, auf einem Cololo vor der Hütte Platz, der Zauberer kletterte in einen kleinen käfigartigen Verschlag aus Palmenblättern, der in einer Ecke für ihn angebracht war, und nun entstand für einige Augenblicke eine lautlose erwartungsvolle Stille, bis der



Krankenzauber.

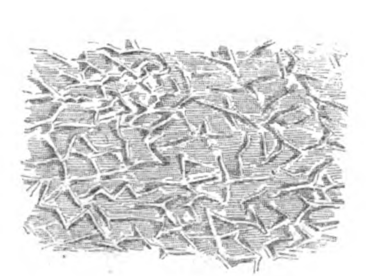
Insasse des Käfigs seine Zauberrufe ertönen ließ. Auf ein schrilles Geräusch, das er durch heftiges Aneinanderreiben harter Blätter hervorbrachte, folgten Nachahmungen der verschiedensten Thierstimmen des Waldes; das Geheul des Tigers, das Pfeifen der Affen, Zischen der Schlangen, das Schreien der Eulen und anderer Vögel erschallte gellend und unermüdlich aus dem Käfig. Der Zauberer berief seine Genossen unter den Thieren, um mit ihnen über die Heilung des Kranken zu berathen; damit sie seinem Rufe ohne Furcht folgen könnten, hatte man vor dem Beginn der Ceremonie sämmtliche Feuer im Dorfe ausgelöscht. Wieder folgte eine minutenlange feierliche Pause des tiefsten Stillschweigens; keiner der Anwesenden wagte sich zu regen, denn der Piay berathschlagte jetzt mit den Thierzauberern; auf ein gegebenes Zeichen ertönte dann eine kurze Musik; der Piay sang die feierlichen Worte „Carvilanajo, Carvilanaje“ und begleitete den eintönigen Gesang, indem er mit den Füßen auf ein Brett stampfte. Hierauf wurde der vor Angst zitternde Kranke in die Hütte geführt, der Zauberer kam aus seinem Versteck hervor, nahm eine brennende Cigarre, die ihm überreicht wurde, zog den Rauch derselben mit einigen tiefen Zügen ein und blies ihn dann heftig auf den leidenden Theil des Kranken. Dann wieder brachte er den Mund an die schmerzende Stelle, zog die Luft ein paar Mal stark ein und blies und pustete nachher mit vieler Ostentation, um das Uebel, das er so eingesogen hatte, zu vertreiben. Dieses ganze Hokuspokus dauerte etwa zwei Stunden; darnach ertheilte der Piay noch verschiedene Verhaltungsmaßregeln, die sich alle in dem einen Worte Diät zusammenfassen lassen. Der Kranke darf

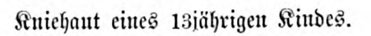
kein Pakiri-, kein Hoccofleisch, keine großen Fische essen, kein Kaschiri trinken u. s. w. Für alle diese Bemühungen erhält der Piay nur im Genesungsfalle des Patienten eine Bezahlung, die gewöhnlich in einer Hängematte besteht.

Der zweite Kranke, der dem Zauberer vorgeführt wurde, befand sich schon in vollkommen hoffnungslosem Zustande. Dieselben Beschwörungen und Anrufungen wie bei dem ersten wurden vorgenommen; der Schluß des Schauspiels war aber in diesem Falle ein anderer. Mit einem kleinen Bogen und Pfeil bewaffnet zog sich der Piay in seine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorschein kam, mit triumphirender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Zauberer, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, bestraft und zum Tode getroffen habe.

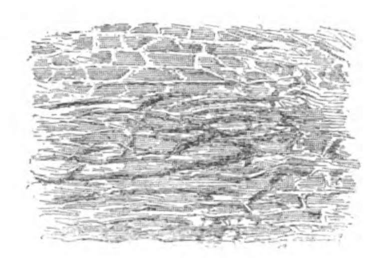
Am 26. November kam man bei dem ersten Dorfe der Apalaï an, die sich weder im Aeußern noch in der Sprache wesentlich von den Roucouyennes unterscheiden; dafür fand man bei ihnen manch seltsamen Brauch herrschend, den man bisher noch nirgends angetroffen hatte. Besonders merkwürdig war die Art, in welcher die Einwohner des ersten Dorfes die Ankunft des weißen Mannes in ihrer Mitte verherrlichten. Ein aus Palmenblättern geflochtenes, netzartiges Gitter, auf dem vermittels kleiner Schlingen eine Menge der großen, empfindlich stechenden schwarzen Ameisen befestigt war, wurde dem Reisenden überreicht, um den sich alsbald die ganze Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechts schaarte. Crevaux mochte wollen oder nicht, er mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen die Ameisen ansetzen; wollte er bei dem einen oder andern glimpflich verfahren, so kamen sie immer wieder, um die nackten Gliedmaßen zu neuen Stichen hinzuhalten. Die meisten ruhten nicht eher, als bis ihr ganzer Körper mit kleinen schmerzhaften Beulen wie besäet erschien. Ob dieser seltsamen Sitte irgend eine symbolische Bedeutung zu







Kniehaut eines 13jährigen Kindes.



Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne.

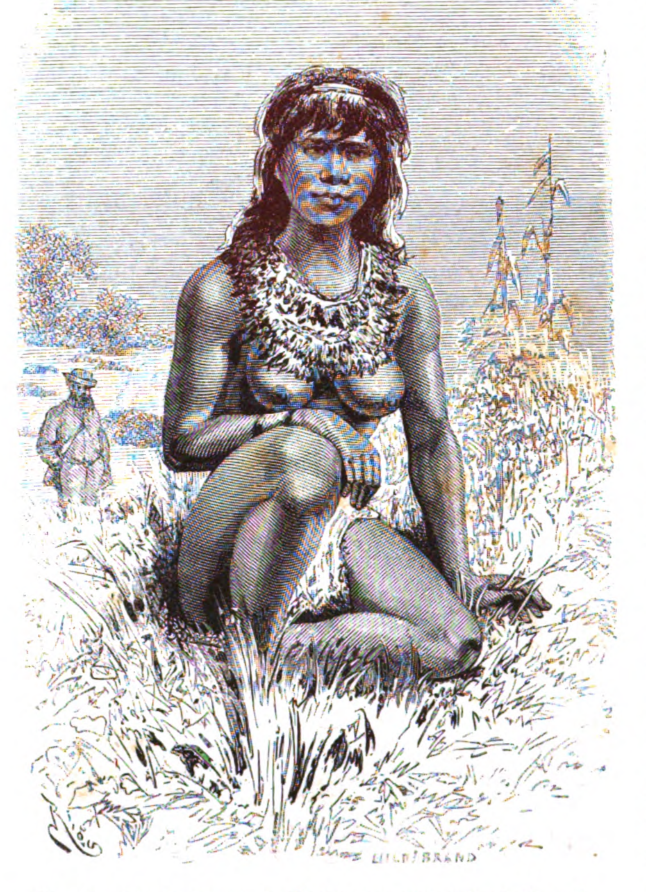
Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen.

Grunde liegt, konnte Crevaux nicht erfahren. Der hieran erinnernde, auch bei den Roucouyennes herrschende Brauch des Marake, demzufolge die jungen Männer nicht heirathen dürfen, ehe sie nicht gewisse Proben ihrer Kraft im Ertragen von Ameisen- und Wespenstichen abgelegt haben, besteht auch bei den Apalaï, und zwar in verschärftem Maße. Wer das Marake glücklich bestanden hat, muß hier noch seine Geschicklichkeit im Werfen beweisen; gelingt es ihm nicht, eine hinter seinem Rücken aufgestellte Scheibe drei Mal hinter einander mit kleinen, über die Schulter geschleuderten Kassavekugeln zu treffen, so muß er sich der Qual des Marake von Neuem unterziehen. Wenig angenehm für den Reisenden war die Bewillkommnung, die ihm in allen anderen Apalaï-Dörfern zu Theil wurde, wo die größte Ehre, die man dem Gaste erweisen kann, darin besteht, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Cigarre, einem in ein Tauariblatt eingewickelten Tabaksblatte, thun läßt: in einer großen Versammlung nicht übermäßig reinlicher Indianer ein immerhin zweifelhaftes Vergnügen. In den Dörfern, die man jetzt fast täglich passirte, fand Crevaux auch Gelegenheit, seine ethnographische Sammlung durch Erwerbung von allerhand indianischen Gegenständen zu bereichern; neben Malereien auf Holz, wie er sie schon auf seiner ersten Reise bei einigen Stämmen vorgefunden hatte, waren es hier besonders die eigenthümlichen Löffel, deren sich die Eingeborenen bedienten, die er sich zu verschaffen suchte. Dieselben bestanden einfach aus einem an einen hölzernen Stiel gebundenen Hinterhauptsknochen eines kleinen Affen, waren im Gebrauch aber ebenso bequem wie zweckentsprechend.

Nach den Angaben der Eingeborenen befand man sich jetzt nur noch wenige Tagereisen von den großen Fällen des Paru entfernt; am 29. November zeigte die Uferlandschaft plötzlich einen andern Charakter: rundliche, mit reichster Vegetation bedeckte Hügel zogen sich auf beiden Seiten des Flusses hin, der an einer Stelle auch schon einen kleinen, über Schieferfelsen herabstürzenden Fall bildete. Nachdem man am 1. December die breite buchtartige Einmündung eines Baches passirt hatte, die, auf beiden Seiten von kleinen Bergen flankirt, bei den Eingeborenen Tapu-Kuru, d. i. Felsenfluß, heißt, sah sich Crevaux zu einem zweitägigen Aufenthalte in Malaripo gezwungen, einem etwas abseits vom Flusse im Walde gelegenen großen Dorfe, wo er seinen stark verminderten Vorrath an Kassava ergänzen mußte. Er benutzte diese Tage der Muße dazu, sich von den Leuten allerhand Zeichnungen und Malereien anfertigen zu lassen; während er den einfachen Künstlern dabei zuschaute, fiel ihm auf, oder kam es ihm wenigstens zum Bewußtsein, daß die Haut dieser Indianer sich nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch ihre Struktur von der der Kaukasier und Neger unterscheidet. Die Falten und Fältchen, die sie bildet, sind bedeutend tiefer, als bei einer der genannten Racen. Die Haut der Erwachsenen sowohl als auch die der ganz jungen Kinder gleicht an

einigen Stellen des Körpers, besonders auf den Knien, der tiefnarbigen Schale einer Orange. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, dieses charakteristische Detail der Körperbildung naturgetreu darzustellen, kam Crevaux auf den praktischen Gedanken, mehrere von den Leuten vom Kopf bis zur Sohle dick mit Uruku zu bestreichen und dann mit einem dünnen weichen Papier einen Abklatsch ihrer Hautstruktur zu nehmen. Das einfache Druckverfahren gelang über alles Erwarten gut, und so konnte er eine ganze Sammlung von durchaus naturwahren Hautbildern von hier mitnehmen, welche wie die durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtete Haut eines Europäers aussehen.

Am 5. December kam man wieder zwischen hügeliges Terrain auf beiden Seiten des Flusses; die Roucouyennes, von denen sich noch ein verlassenes Dorf in dieser Gegend befindet, sollen früher einen ziemlich lebhaften Handel mit den offizinellen Wurzeln der auf diesen Hügeln massenhaft wachsenden Smilax oder Sassaparilla getrieben haben. Die Apalaï, welche damals die von den Weißen vielbegehrte Waare flußabwärts bis zu den Kalayuas brachten, führen heute besonders ein anderes Produkt dieses Waldes dem Handel zu, das sogenannte Arua nämlich, das wohlriechende Harz der Icica guianensis, das neben dem der Boswelliaarten heute vielfach als Weihrauch verwendet wird. Crevaux' Leute fanden unter einem unweit des Flusses stehenden Baume einen Klumpen dieser kostbaren Substanz von solcher Größe, daß zwei Männer ihn nur mit äußerster Anstrengung in das Boot zu tragen vermochten.



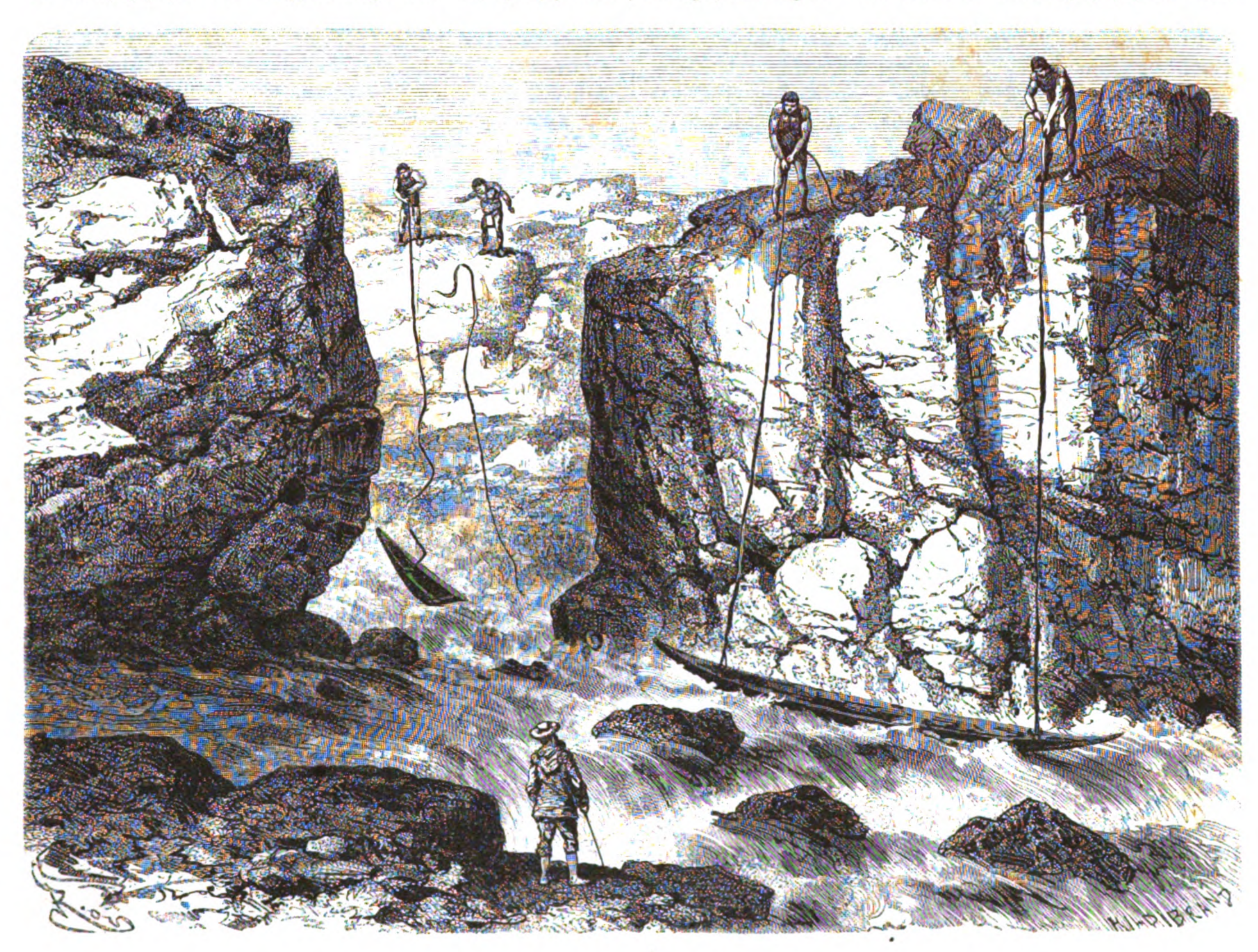
Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri.

Bei glühender Hitze gelangte man am Nachmittage desselben Tages in das Dorf des Häuptlings Azauri, eines alten Indianers von fast riesenhafter Größe und Korpulenz. Derselbe empfing Crevaux auf das Freundlichste und ließ es sich sogar nicht nehmen, ihn am folgenden Tage mit der jüngsten und hübschesten seiner vier Frauen eine gute Strecke weit flußabwärts zu begleiten. Die schöne Popula (d. i. Sonne) wurde von ihrem Gatten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit überwacht: ein Umstand, der sich durch die Thatsache erklärte, daß sie nicht nur seine Gattin, sondern auch seine Tochter war. Derartige Ehen zwischen Verwandten ersten Grades gehören unter den Indianern von Guayana nicht zu den Seltenheiten.

Zahlreiche kleine Inseln, zwischen denen man am 6. und 7. oft nur mit Mühe eine Durchfahrt für die Boote fand, sowie hoch emporragende Felsen in dem hier 3 km breiten Flusse kündigten jetzt die Nähe der großen Fälle an; so mußte Crevaux nun vor Allem darauf bedacht sein, sich einige der in dieser Gegend wohnhaften Indianer als Begleiter und Führer für die gefährliche Passage zu engagiren. Es war dies keine leichte Sache; denn einmal fürchteten sich die Apalaï selber vor dem gewagten Unternehmen, dann aber besaß der Reisende fast nichts mehr von den Artikeln, die hier von den Indianern am liebsten als Bezahlung genommen werden. Gehörte doch sogar der Ueberrock, den er jetzt noch trug, eigentlich nicht mehr ihm, sondern einem jungen indianischen Burschen, den er vor einigen Tagen angenommen, und der nur gegen das Versprechen dieser Bezahlung eingewilligt hatte, ihn bis zum Amazonas zu begleiten; die Knöpfe des gewünschten Kleidungsstückes hatte er als Handgeld und Anzahlung sich jetzt schon geben lassen.

Endlich, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, gelang es Crevaux, den Häuptling eines unweit der Fälle belegenen Dorfes zum Mitkommen zu bewegen; eine Flinte und mehrere kleine Goldstücke, an deren Stelle er freilich lieber eine Halskette von Glasperlen gesehen hätte, vermochten denselben, seine Begleitung mit mehreren Leuten und zwei Canoes zuzusagen. So wurde denn am Morgen des 8. der beschwerlichste Theil der ganzen Fahrt angetreten, die bis zum Ende des Monats fast ununterbrochen von Gefahr zu Gefahr führen sollte. Nachdem man während des ersten Tages sich mühsam einen Weg zwischen den Inseln gesucht, die Canoes stellenweise an Stricken über die schäumenden Schnellen und kleinen Kaskaden geführt und nur so vor dem Zerschellen an den Felsen bewahrt hatte, gelangte man am 9. schon an einen 10 m hohen, in mehreren Stufen absetzenden Fall, den die Eingeborenen Tule nannten. Die Boote mußten entladen und zu Lande vorbeigebracht werden, was mehrere Stunden in Anspruch nahm und nicht ohne verschiedene Unfälle, Zerbrechen eines Chronometers und vieler der gesammelten Thongeräthe, Verwundungen einiger Leute durch Hinstürzen auf den schroffen, zackigen Uferfelsen u. s. w. vor sich ging. Am Fuße des Falles wurden die Canoes wieder bestiegen und nun ging es stundenlang auf dem zwischen glänzend schwarzen Hämatitfelsen dahinbrausenden Wasser vorwärts. Am 10. gab es keinen Augenblick der Ruhe; wie die Pfeile schossen die Canoes in den engen Kanälen zwischen hochragenden Schiefer- und Granitfelsen dahin; immer wieder kamen kleine Fälle von $1/2$ und 1 m Höhe, die besonders das von Apatu geführte Boot, in dem Crevaux sich befand, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit „nahm“, wie ein gutes Rennpferd seine Hindernisse.

Kompaß und Journal auf den Knien haltend, mit Beobachten und Notiren beschäftigt, vergaß der Reisende im Vertrauen auf die erprobte Geschicklichkeit seines tollkühnen Fährmannes die stete Gefahr, in der sie schwebten. Nur von Zeit zu Zeit wurde er daran erinnert, wenn Apatu an einer besonders schwierigen Stelle nach kurzem Zuruf an die beiden anderen Ruderer das leichte Fahrzeug durch einen kräftigen Ruderstoß gegen einen Felsen umwandte, so daß es mit dem Hintertheil nach vorn, mit rasender Schnelligkeit hart an den gefahrdrohenden Felszacken vorbeiflog. Die Fahrt des 11. begann mit einem Mißgeschick; das mit Kassava beladene Boot ging in einem Strudel verloren, und die Aussicht, für die nächsten Tage nur auf Fleisch oder Fische — ohne Salz wie seit so lange schon — angewiesen zu sein, wirkte verstimmend auf die Leute. Am 12. wurden die beiden großen Fälle Tapiokaua und Taoka passirt; den ganzen übrigen Tag folgte dann ein kleiner Fall dem andern; der Morgen des 13. aber brachte die unangenehme Ueberraschung, daß der Fluß sich plötzlich in mehreren, kaum zwei Meter breiten und von hohen Felswänden eingeschlossenen Kanälen hinabstürzte. Das zerklüftete felsige Terrain machte das Hinüberschleppen der Canoes zu einer ungemein beschwerlichen Sache, war aber mit einigen schon glücklich ausgeführt, als Apatu erklärte, er scheue den Sturz weniger, als den mühsamen Transport, und werde sich in die Strömung hinabwagen. So vertraute Crevaux sich selber und



Verlust eines Canoes.

den werthvollsten Theil des Gepäckes wieder dem Boote an, das nun mit einer Schnelligkeit von 4 km in je 15 Minuten mehrere Stunden lang dahinschoß. Endlich, gegen Mittag, verbreiterte sich der Fluß wieder, war aber nun so seicht, daß man aussteigen und die Canoes im Wasser vor sich her schieben mußte. Zahlreiche Stechrochen, die sich hier in den sandigen Boden des Flußbettes eingewühlt hatten, machten diesen Gang durch das Wasser zu einer gefährlichen Sache; es währte auch nicht lange, so stieß einer der Indianer, durch den Stachel eines dieser Fische am Fuße verwundet, einen lauten Schrei aus; das ganze Bein schwoll an und war bald so schmerzhaft, daß er nicht weiter gehen konnte, sondern in ein Canoe gelegt werden mußte, wo er viele Stunden unter stets wiederkehrenden heftigen, krampfartigen Schmerzen zubrachte. Die beste Art, sich gegen diese gefährlichen Feinde zu schützen, war, dicht hinter dem Canoe herzugehen, von wo das Einschneiden des Kiels und die Bewegung des Wassers die Fische vertrieb.

Mit Freuden wurde am Nachmittag des 13. ein kleines, dicht am Flusse gelegenes Dorf begrüßt, hinter dem sich ein ansehnlicher Berg, der Kuyapoko, erhob. Jetzt konnte ein neuer Vorrath von Kassava beschafft werden, und der durch die Bereitung derselben veranlaßte Aufenthalt von zwei Tagen war den von den Strapazen der Fahrt ermüdeten Leuten willkommen. Kurz ehe man am Morgen des 16. das Dorf wieder verließ, traf auch das große, von Stuart geführte Canoe ein, das schon seit mehreren Tagen hinter den anderen zurückgeblieben und von Crevaux ängstlich erwartet worden war; der Grund der Verzögerung war wenig erfreulich: das Boot war gegen einen Felsen geschleudert worden,

sein ganzer Inhalt, der Haupttheil von Crevaux' Gepäck, war untergegangen; die nothdürftige Ausbesserung des stark beschädigten Fahrzeuges hatte den Aufenthalt verursacht. Die Fahrt des 17. ging auf einer vollkommen ruhigen Strecke des Flusses dahin, der nächste Tag aber brachte schon wieder zahllose kleine Fälle und deshalb ein langsames Vorwärtskommen. Am Morgen des 20. passirte man einen mächtigen, steil ansteigenden Berg, den Marakanaï; derselbe erinnerte in seiner eigenthümlichen Gestalt an die Berge, die Crevaux in ungefähr der gleichen Höhe am Yary gesehen hatte; wie diese bestand er auch aus weißem Sandstein. Von der wüthenden Strömung schnell an ihm vorbeigeführt, kamen die Boote schon nach kürzester Zeit zu einem vollständigen Stillstand; eine gewaltige Barre von seltsam gestalteten und zerklüfteten Schieferfelsen zog sich über den Fluß, dessen Wasser vollständig unter ihr verschwand. Eine sofort vorgenommene Rekognoscirung ergab, daß die Barre eine Breite von 1500 Metern hatte, daß also nichts übrig blieb, als durch den hier bis dicht an das Ufer reichenden Wald einen Weg für den Transport der Canoes zu bahnen. Am Mittag des 21. war diese Arbeit glücklich beendet, man brachte die Boote in das Wasser, schiffte sich ein, um — schon nach einer halben Stunde an einem hohen Fall anzulangen, wo ein neuer Transport über Land nothwendig war und unter einem sintfluthartigen Regen ausgeführt wurde. Zwischen hohen, auf der linken Seite zu bizarren Formen ausgewaschenen Sandsteinufern ging es dann weiter mit einer Strömung von 8 km in der Stunde. Am 23. passirte man wieder zwei hohe Berge, den Moraïka und den Takaïpu. Der Fluß, der hier Quarzitfelsen von derselben Art durchbricht, wie sie die Pancada des Yary bilden, schäumt und braust wüthend zwischen den steilen Wänden dahin. Es war keine Möglichkeit, die Boote auf das Ufer zu bringen, man mußte sich begnügen, sie an starken Lianentauen von oben über das Wasser zu leiten; leider riß dabei ein Tau und man büßte eines der Boote ein; und da ein Unglück



Einfahrt in den Yary.

selten allein kommt, so wurde noch während einer der nächsten Nächte ein zweites Fahrzeug, das nicht hinreichend befestigt war, losgerissen und auf Nimmerwiederfinden von den Wellen entführt. Da auch der alte Häuptling, der tollen Fahrt müde, die seinem Canoe manchen Schaden zugefügt, sich vor einigen Tagen auf den Heimweg begeben hatte, so verfügte Crevaux jetzt nur noch über zwei Fahrzeuge, von denen das eine, größte, stark havarirt war; ein Aufenthalt von einem Tage genügte indessen seinen Indianern, aus der Rinde eines Baumes, den sie Kurbaril nannten, zwei brauchbare Piroguen herzustellen, mit denen die Fahrt am 24. fortgesetzt wurde. Eine gute Strecke weit war der hier 700 bis 800 m breite Fluß mit größeren und kleineren Steinblöcken wie besäet, dabei so seicht, daß man die Boote vor sich her schieben und stellenweise die im Wege liegenden Blöcke bei Seite räumen mußte. Gegen Abend kam man an einem 20 m hohen in einer einzigen Stufe hinabstürzenden Fall an, der als der letzte des Paru freudig begrüßt wurde. Der Name Panama, mit dem ihn die Eingeborenen bezeichneten, bedeutet in der Sprache der Roucouyenne und Apalaï einen Schmetterling. Noch eine Nacht wurde im Walde und zwar unter heftigem Wind und Regenschauern zugebracht; am Morgen des Weihnachtstages erreichte man die erste Niederlassung am untern Flusse, die, freilich nur von einigen Negern und halbcivilisirten Indianern bewohnt, dem Reisenden nach den 140 Tagen der Waldfahrt wie ein Ruhehafen erschien. Die Leute sprachen etwas Portugiesisch, wußten ihm aber auf seine Fragen nach den Ereignissen der letzten Monate keinerlei Bescheid zu geben. Endlich kam einer von ihnen auf den klugen Gedanken, dem wißbegierigen Fremden ein altes Zeitungsblatt zu geben, in dem sie vor wenigen Tagen ihren kleinen Vorrath an Salz erhalten hatten. Mit einer Art von Rührung ergriff Crevaux das zerknitterte Papier und durchlas es wieder und immer wieder: war es doch der erste Gruß, den die civilisirte Welt ihm entgegensandte.

Nach kurzem Aufenthalte bei den gastfreundlichen Leuten wurde die Fahrt fortgesetzt, die, ein Jagdunglück abgerechnet, das einen der Indianer betraf, auch glücklich zu Ende geführt ward. Die Ufer des untern Paru sind ungemein niedrig und sumpfige Inseln durch den ganzen Fluß zerstreut. Am 28. December, um 2 Uhr Nachmittags, langte man an der Mündung des Flusses an: in unabsehbarer Breite lag die glänzende Fläche des Amazonas zum zwei-

ten Male vor den Blicken des Reisenden. Einundvierzig Tage hatte die Fahrt auf dem Paru in Anspruch genommen, dafür war das Resultat dieser langen Arbeit auch ein vollkommenes Gelingen. Keine Lücke fand sich in Crevaux' Aufnahme dieses den Geographen bislang so gut wie unbekannten Flusses. Aber gerade das glückliche Resultat dieses letzten Unternehmens ließ Crevaux mit Bedauern an seine unvollendetgebliebene Aufnahme des Yary denken. An heftigem Fieber erkrankt, hatte er seine erste Reise im Jahre 1877 übereilt beenden müssen; die untere, von Dampfern befahrene Strecke des Yary fehlte auf seiner Karte. Ein schneller Entschluß, das damals Versäumte jetzt nachzuholen, fand schnelle Ausführung. Die Mündung des Yary zu Lande zu erreichen, war unmöglich, da die Ufer des untern Amazonas sumpfig und von unzähligen Wasserläufen durchschnitten sind, das einzige Boot freilich, das dem Reisenden zu der unvermeidlichen Fahrt auf dem großen Strome übrig blieb, nachdem er die Indianer ausgelohnt und entlassen hatte, war durch die Parufahrt stark beschädigt und leck. Apatu, der seltsamerweise vor der Reise auf dem breiten glatten Strome eine Furcht empfand, die ihm bei der Ueberschiffung der Wasserstürze und Schnellen fremd gewesen war, versuchte Einwendungen zu machen, indem er auf den schlechten Zustand des Schiffes hinwies. Er wurde energisch zum Schweigen verwiesen und ihm nur aufgegeben, das Schiff, so gut es anginge, bis zum Abend für die Abfahrt fertig zu stellen, da man zum 1. Januar, dem Abgangstage der kleinen Dampfer, an der Yary-Mündung sein müsse. Und was gehen sollte, ging auch: am Abend desselben Tages schiffte sich Crevaux von Neuem ein, am Mittag des 31. erreichte er die Mündung des Yary, in die er einfuhr, um in einer der am Ufer gelegenen Niederlassungen, in der er bei seiner ersten Reise schon freundlichste Aufnahme gefunden hatte, die Ankunft des Dampfers abzuwarten. Nachdem er am 2. Januar sich auf diesem eingeschifft und während der kurzen Fahrt stromaufwärts, bei der an unzähligen Niederlassungen Halt gemacht wurde, seine Arbeit glücklich zu Ende geführt hatte, begab sich Crevaux nach Para, wo er am 9. Januar eintraf.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Ausdehnung und geologische Beschaffenheit.

Daß der Hohneck nun für den ganzen Aufbau der Vogesen große Bedeutung hat, das sahen wir schon. Henri Hogard, dem wir die erste wissenschaftliche und für ihre Zeit vortreffliche Gesammtbeschreibung der Vogesen verdanken, sagt, indem er darauf aufmerksam macht, daß der Gipfel des Hohneck etwas nach Osten vorgeschoben sei: „cette montagne, la plus ample du toute la chaîne, devient le centre des Hautes-Vosges," und Elie de Beaumont stimmt diesen Worten, indem er sie wiederholt, völlig bei. Dennoch scheint diese Behauptung auf den ersten Blick recht befremdlich. Denn von den Erhebungen des Kammes können wir unmöglich mehr zum Hohneckmassiv hinzurechnen, als die Gipfel, welche zwischen der Paßhöhe der Schlucht und dem Rheinkopf gelegen sind, also zunächst den bewaldeten Kopf von 1257 m Höhe, an welchem das Schlucht-Hôtel gelegen ist, Lundenbühl genannt, der nach Osten steil abgebrochen, nach Westen durch den Collet mit den Höhen, welche Retournemer umgeben, verbunden ist und hier die Quellen der Meurthe und der Vologne trägt. An ihn schließt sich in breiter, aber weit nach Westen zurückweichender Verbindung — denn die steilen Ostabfälle treten hier weit in die Kammlinie selbst hinein, indem sie das mächtige Frankenthal bilden — der baumlose, aber pflanzenreiche Falimont (Haut de Falimont) an, welcher das Frankenthal überragt und nun direkt zum Hohneckgipfel selber hinleitet. Durch das tiefe Eindringen des Frankenthales, dessen äußerst steile Abhänge ebenfalls mit dem herrlichsten Pflanzen- und Blüthenschmuck überkleidet sind, gewinnt es den Anschein, als ob der Hohneck, wie dies ja Hogard aussprach, aus der eigentlichen Kammlinie etwas nach Osten vorgerückt sei. Allein dies ist nicht der Fall. Der Lundenbühl ist ebenso weit nach Osten vorgewölbt, und nicht anders die südlich dem Hohneck unmittelbar folgenden Gipfel, auch der Rheinkopf selber; nur daß gerade hier bis zum Rheinkopf und auch nördlich in den zunächst anliegenden Partien der Hautes-Chaumes die jähen Abstürze oder Einstürze tief in den Kamm vorgedrungen sind. Nur den Lundenbühl, den Hohneck und die ihm folgenden Höhen sowie den Rheinkopf haben sie nicht zurückdrängen können, wenn sie freilich sich auch an allen diesen Bergen bemerklich genug machen. Dieser Gegensatz der eindringenden steilen Hochthäler, die bis zum Kamm breit hinaufführen, und der mächtig vortretenden Gipfel ist eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Hohneckmassives. Zu letzterm gehört natürlich auch noch der Rheinkopf selber, er wird abgegrenzt durch beide Fechtarme. Auch seine östlichen Vorberge sind hier nochmals zu nennen, welche, wie wir schon sahen, sich nur bis Münster erstrecken, in der Form eines breiten Dreiecks, dessen Grundlinie der Kamm der Vogesen, dessen Höhe der Gebirgszug, der vom Hohneck über den „nächsten Bühl" und Sattelberg hinzieht, dessen äußerste Spitze Münster bildet. Dies Dreieck umfaßt etwa 50 qkm; es ist höchst unbedeutend, wenn man es mit den übrigen östlichen Auslaufketten der Vogesen vergleicht.

Aber das System der Vogesen erstreckt sich überhaupt viel weiter nach Westen als nach Osten. Elie de Beaumont zieht als Grenze desselben eine Linie zwischen Plombières und Remiremont, Epinal und Bruyères, Baccarat und Raon l'Etape u. s. w. und gerade die Westgegend ist es, nach welcher sich, wie Hogard zuerst aussprach, auch das Hohneckmassiv erst in seiner ganzen und wahren Mächtigkeit ausdehnt. So zeigt uns dasselbe gleich eine merkwürdige Erscheinung: von ihm und von seiner westlichen unmittelbaren Fortsetzung, welche bis nach Gerardmer sich erstreckt, fließen strahlenartig eine auffallend große Menge von verhältnißmäßig bedeutenden Flüssen aus. So nach


Die
Südlichen Vogesen.
Berggipfel.
Eisenbahnen.
Masstab
1 : 333,333
Höhen in Metern.
Kilometer
S. DIE
Markirch
Rappoltsweiler
COLMAR
Münster
Hohneck
Rheinkopf
Remiremont
Bruyeres
Docelles
Gerardmer
Kestenholz
Dambach
Rufach
Gebweiler
Sulz
St. Amarin
Thann
Sennheim
Grand Ventron
Kahlenwasen
Kl. Belchen
Sulzer Belchen
Ballon d'Alsace
Saulxures
25° östl. v. Ferro.
C. Barich autogr.

Osten die Fecht in mehreren Armen; die Thurquelle (vom Rothenbach) nach Süden, im Westen die Moselotte, die Vologne, die zur Moselotte geht, der Fluß des Val du Chajoux, dann der Bouchot nebst parallelem Nebenfluß, endlich der Cleury nach Nordwesten und Norden, die Vologne mit ihren verschiedenen Quellen, der Neuné und die Meurthe, letztere ebenfalls mit mehreren Quellarmen, alles Flüsse, die zur Mosel gehören. Jede gute Karte lenkt das Auge durch diese sternartig angeordneten Wasserläufe schon ganz unwillkürlich zum Hohneck hin. Etwas Aehnliches haben wir am Donon, den wir schon kennen, sowie an der merkwürdigen Bodenschwelle, welche den Climont trägt und welcher nach Norden die Breusch, die Fave nach Westen und nach Osten der Altbach (Gießen) entströmt. Aber um wie viel bedeutender ist diese Erscheinung am Hohneck!

Und wie die Flüsse, so zeigen auch die lothringischen Berge, welche uns vorhin bei raschem, landschaftlichem Ueberblick als ein fast regelloses Gewirr erschienen, eine sehr regelmäßige Anordnung: sie liegen alle ebenfalls strahlenförmig angeordnet um die beiden lothringischen Seen, um Longemer und Gerardmer, oder besser, sie strahlen alle hin zu jener westlichen Verlängerung des Hohneckmassives, welche wir schon bis zum Gerardmer verfolgten, und zwar bilden sie, im Ganzen betrachtet, eine schildförmige Fläche, welche sich von allen Seiten zum Hohneck emporhebt, zu dem sie unmittelbar gehört, der nur ihr höchster Gipfel ist. Zunächst zeigt sich dies Emporgehobensein an der Höhe der verschiedenen Thalsohlen. Da haben wir (französische Generalstabskarte) das Ostende des Longemers 746 m hoch, die Mündungen der Thäler nördlich von ihm haben 810, ja 826 m, das Ostufer des Gerardmers 666 m, das Westufer 698 m, das Städtchen Le Tholy, westlich von Gerardmer, hat 586 m, Le Valtin im Meurthethal 751 m Höhe. Dagegen Saulxures an der Moselotte nur 416 m, St. Amé (am Ausgange des Thales des Cleury) 405 m, Remiremont an der Mosel 390 m, Granges am Nordabfall der Erhebung 483 m, Gerbépal am Neuné 622 m, dagegen Fraize nur 490 m, obwohl es so nahe an den Vogesen selber liegt. Südlich von der Moselotte und Mosel hat das Flachland noch geringere Höhe (Lure 294 m, St. Loup 245 m), ebenso im Norden unseres Gebietes. Aber auch die Berge ragen hoch auf, und zwar haben sie ihre größten Höhen im Centrum ihrer Convergenz; sie sind zugleich desto höher, je näher sie dem Hohneck liegen. Um Gerardmer haben sie 982, 929, 984 m, östlich von demselben zum Gebirge hin 1090, 1059, 1013, 1093 m, noch näher zur Vogesenkette hin 1127, 1186, 1203 m, Höhen, wie wir sie sonst nicht in Lothringen haben; die Montes Faucilles erreichen nur etwa 770 m! Man kann dieses Terrain abschließen durch die Moselotte im Süden, die Mosel und Vologne im Westen, oder noch enger durch eine Linie von St. Amé nach Granges und von Granges über Anould nach Fraize. Im Osten lehnt es sich unmittelbar an den Hohneck, wölbt es sich, kann man sagen, zum Hohneck auf. Eine solche Bildung findet sich am Westabhang der Vogesen nicht wieder, weder die Gegend um den Donon, noch die um den Elsässer Belchen läßt sich mit ihr vergleichen.

Auch die geologischen Verhältnisse[1]) sind merkwürdig genug; auch sie heben das eben geschilderte Gebiet einheitlich hervor, bei welchem die geologischen mit den eben gezogenen orographischen Grenzen nordwärts ganz, westwärts fast vollständig zusammenfallen. Das ganze Gebiet besteht nämlich aus demselben Granit, aus welchem der Kamm der granitischen Vogesen besteht, aus Biotitgranit oder Granitit. Das Gestein zeigt verschiedene Modifikationen, welche durch allmälige Uebergänge so mit einander verbunden sind, daß eine wirkliche Scheidung, bis jetzt wenigstens, nicht möglich ist: es ist überall dasselbe, nur variirt, bald hell-, bald dunkelfarbig, bald von porphyrartigem Ansehen, bald feinkörnig, oft ohne, doch oft auch mit Hornblende-Beimischungen u. s. w. Ohne Zweifel setzt sich dieser Granitit auch nach Nord und West ziemlich oberflächlich fort, wie dies z. B. nach West hin zahlreiche Entblößungen in den Flußthälern darthun: meist aber ist er (und im Norden fast ganz ausnahmslos) überdeckt von anderen Gesteinen, zunächst von dem Hauptbuntsandstein (Grès des Vosges) und dem obern Buntsandstein (Grès bigarré) der Vogesen, nach Norden zu auch in breiter Ausdehnung vom Rothliegenden, welches sonst nur noch in einer kleinen Scholle südlich von Remiremont auftritt. Dagegen ist das von uns ausgeschiedene Granitgebiet ganz frei von solchen Ueberlagerungen mit Ausnahme einiger kleinen Hauptbuntsandsteinreste, welche merkwürdig genug gelegen sind: nach dem Hohneck zu fehlen sie ganz, auf den westlicheren Strahlen unseres Gebietes finden wir sie an einigen nach dem Centrum zu gelegenen Punkten. So bildet der Hauptbuntsandstein nordwärts von Gerardmer auf dem Massiv zwischen Neuné und Vologne den Nayemont, 960 m; dann in dem Abschnitt zwischen Vologne und Cleury die Spitze la Moulure, 892 m, in dem zwischen Cleury und Bouchot die tête de la neuve roche, 970 m; noch einige andere, aber ganz unbedeutende Punkte nenne ich nicht. Beachtenswerth ist, daß alle diese Sandsteinhöhen um das Ende jenes Westausläufers des Hohneck, der sich bis Gerardmer erstreckt, in einem fast regelmäßigen Kreis herliegen, daß sie alle über ihre nächste Umgebung hoch aufragen, ja daß einige von ihnen die höchsten Spitzen ihrer jedesmaligen Abschnitte sind; daß endlich der Hohnack (980 m) und der Kühberg (966 m), die dem Hohneck östlich nächsten Sandsteinberge, eine fast gleiche Höhe haben. Und ferner ist zu beachten, daß, wie das Massiv des Hohnack, so auch diese westlichen Sandsteinreste unmittelbar auf dem Granit auflagern, ohne die sonst so gewöhnliche Unterlage des Rothliegenden, obwohl dies letztere nordwärts, bei Anould und Bruyères, sofort massenhaft eintritt. Nur die Neuve Roche macht hier eine merkwürdige Ausnahme: sie trägt, aber nur nach Südosten zu, eine kleine Unterlage von Rothliegendem (Billy); genau in südöstlicher Richtung folgt sogleich die Buntsandsteinscholle von Dommartin, welche nach Südosten zu ebenfalls auf einer Unterlage von Rothliegendem ruht; und hierauf das ausgedehnte Stück Rothliegendes zwischen Plombières und der Mosel, welches wir schon erwähnten. Auch ostwärts vom Hohneck finden wir das Rothliegende weder unter dem Hohnack noch unter dem Thännichel, während es wieder an einigen Punkten des ferneren Ostens auftritt. Dieser ganze Theil der heutigen Vogesen, von jenen Westgegenden, die sich bis zur Mosel erstrecken, bis zum Ostrande des Gebirges muß also zur Zeit des Meeres, aus welchem sich das Rothliegende bildete, eine gehobene Insel gewesen sein, welche auch südwärts von diesem Meere umgeben war (einen Rest seiner Niederschläge haben wir bei Plombières bis zur Neuve Roche); zur Zeit des Sandsteinmeeres war sie untergesunken und erhob sich erst später wieder und auch dann wieder höher als das umliegende Terrain. Ob aber auch ihre Centralgegend, das Hohneckmassiv, mit untergesunken, ist keineswegs sicher. Die höchste

[1]) E. de Billy, Esquisse de la Géologie du Départ. des Vosges. Annales de la Société d'émulation des Vosges, t. VII, cahier II, 1850. Carte géolog. du Dép. des Vosges par E. de Billy, 1848, 4 Bl.

Schicht des Buntsandsteins am Hohnack erreicht 980 m, bleibt also immer noch 386 m unter der heutigen Hohneckspitze. Es ist also möglich, daß die höchste Höhe des Granitmassives der Vogesen seit den ältesten Zeiten gehoben war und trotz verschiedener Schwankungen in den Höhenverhältnissen bis heute nicht wieder untergetaucht ist. Hierfür scheint unter anderen auch das kreisförmige Auftreten der Buntsandsteinreste auf dem Granitmassiv westlich vom Hohneck zu sprechen, sowie der Umstand, daß sie alle (einschließlich der östlichen Reste, z. B. des Hohnack) in fast ganz gleicher Höhe nach oben abschließen. Auch die Höhe der Granitunterlage, auf welcher sie ruhen, ist nahezu die gleiche. War aber der ganze Hohneck untergetaucht, so würden sich doch wohl auch in größerer Höhe solche Sandsteinreste auf seinem wieder emporgestiegenen Massiv gehalten haben, da sie durch die feste Konglomeratdecke, welche den Hauptbuntsandstein nach oben abschließt, geschützt waren und sich das gleiche Material z. B. auf dem Donon, einem ebenfalls hohen und sehr exponirten Punkt, sehr mächtig gehalten hat. Jedenfalls hat der Granit dieser Gegenden nur da, wo er mit dem ältesten Gestein, mit den Schiefern und Grauwacken, in Berührung stand, durch den Kontakt Umwandlungen hervorgerufen, nicht da, wo er mit dem Sandstein unmittelbar zusammentrifft. Jene Umwandlungen scheinen die Folgen der ersten Hebung jener Granitinsel zu sein; sie sind durch Granitmassen hervorgerufen, welche in stark erhitztem Zustande den Schiefer durchbrochen haben, gewaltsam in ihn eingedrungen sind. Das Rothliegende dagegen und der Sandstein der Trias haben sich ganz allmälig auf dem Granit abgelagert, als derselbe den Boden der Meere bildete, welches jene Gesteine niederschlug. Senkungen und spätere Hebungen erfolgten nach Art der säkularen Bodenschwankungen sehr langsam und ohne Einfluß auf die Gesteine, welche den Granit berührten.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

IV.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Erste Hälfte.)

Während, wie wir schon gelegentlich sahen, die christlichen Sonntage größtentheils nur geringer Beachtung sich erfreuen, werden die eigenen heidnischen Feiertage um so mehr geheiligt. Kein Mensch rührt irgend eine Arbeit an, möge es auch die allerdringendste Arbeitszeit sein. Um gleich in medias res zu kommen, füge ich hier, ehe ich zur Schilderung der einzelnen Feste übergehe, zunächst die Beschreibung zweier Opferungen ein, denen ich beiwohnte, und zwar in der Form, wie ich sie in meinem Tagebuche notirte, um zugleich eine Vorstellung davon zu geben, wie die Leute sich geben und benehmen.

Der letzte September 1879 war ein prachtvoller Herbsttag, und wir benutzten ihn, um dem Schulmeister Filimonow in Jusski, einem wotjäkischen Kirchdorfe, 22 Werst von der Fabrik, einen Besuch zu machen. Er empfing uns äußerst liebenswürdig, und berichtete, daß am folgenden Tage Pokrow [1]) sei, ein großer Feiertag der Wotjäken, und daß daher, wie am Vorabende jedes größern wotjäkischen Feiertages, heute Nacht Opferungen vorgenommen würden. Ich entschloß mich daher sogleich, die Nacht dort zu verbringen.

Wir gingen darauf zusammen zu dem wohlhabendsten Bauern des Dorfes, einem prächtigen Greise von etwa 60 Jahren, dem Haupte einer großen Familie, und fragten ihn, ob wir wohl heute Abend der Opferung in seinem Hause beiwohnen könnten. „Gewiß," sagte er, „nur weiß ich nicht, wann sie stattfinden kann, wahrscheinlich erst spät in der Nacht, denn meine ganze Familie ist beim Waldbrande beschäftigt und wird wohl erst spät nach Hause kommen." (In der Entfernung einiger Werst vom Dorfe brannte ein großer Kronswald.) „Wenn wir anfangen zu beten, werden wir es Euch schon melden." Wir waren damit zufrieden, fragten aber zur Sicherheit noch an einigen Stellen an, ob wir den Gebeten beiwohnen könnten. Alle versprachen sehr bereitwillig uns rufen zu lassen. Wir gingen nach Hause und warteten. Als immer noch keine Einladung kam, ließen wir anfragen, ob es bald so weit sei; wir bekamen immer verneinende Antworten und um 9 Uhr gingen wir selbst zum Alten. Dort war alles bereits dunkel. Wir klopften ihn heraus und fragten, weshalb er uns betrogen. „Die Kinder kamen so spät nach Hause," entschuldigte er sich; „auch habe ich unsern Priester nicht bekommen können; wir unterließen es daher ganz." Da war natürlich nichts zu machen; zudem log der Alte sehr treuherzig, denn der Hausherr opfert gewöhnlich selbst, und keiner läßt das Opfer so leicht aus. „Wo wird heute noch geopfert werden?" fragte Filimonow. „Im allgemeinen kuala bei Wassili Fedorow werdet Ihr es noch gewiß sehen können," sagte er, und schloß sein Fensterlein. Wir tappten uns also in stockfinsterer Nacht weiter bis zum bezeichneten Hofe und ins Zimmer hinein. Dort sahen wir von einem rauchenden Holzspahn düster beleuchtet in einem gewöhnlichen Wohnzimmer etwa 6 bis 7 Männer um einen gedeckten mit Brei, Fleisch, Brot und kumyška besetzten Tisch sitzen; in der andern Ecke des Zimmers saßen und standen mehrere Weiber, einige darunter im höchsten Sonntagsstaate. Wir fragten, ob sie schon gebetet hätten, und ob wir dem Gebete anwohnen könnten. „Warum nicht?" meinte ein schwarzhaariger Wotjäke, der zunächst saß, der Herr des Hofes, „doch wird es noch sehr lange dauern, wohl noch vier bis fünf Stunden, vielleicht auch mehr." Filimonow wollte nach Hause gehen und zur Opferung wiederkommen; ich traute aber dem Frieden nicht, zog den Ueberzieher aus und setzte mich auf die Bank. Ein Weib brachte uns gleich ein Glas recht schlechten kumyškas. „Weshalb wollt Ihr überhaupt dem Gebete beiwohnen?" meinte ein anderer Wotjäke; „wir beten ja alle zu demselben Gott, nur die Form

[1]) Name eines russischen kirchlichen Feiertages.

des Gebetes ist etwas anders als bei den Russen, doch ist der Unterschied auch nicht groß, denn die Russen opfern dem Gotte Lichte, wir opfern Fleisch, Brot und kumyška." — „Weshalb opfert Ihr denn überhaupt?" fragte ich. „Nun, damit der Rauch zu Gott emporsteigt und er merkt, daß wir beten," war die Antwort. Ich erzählte ihnen nun, daß meine Heimath über 2000 Werst nach Westen gelegen ist, und daß dort ein den Wotjäken verwandter Volksstamm wohne, den ich sehr gut kenne, und ich wolle vergleichen, ob sie viel anders beteten als jene. Das schien ihnen einzuleuchten und sie waren jetzt viel geneigter, mich ihrem Gebete beiwohnen zu lassen. Wir redeten jetzt von verschiedenen Dingen und ich freute mich über das gute Urtheil der Leute, über ihr freies selbstbewußtes, dabei aber doch höfliches Benehmen. Ab und zu trat ein neuer Gast in die Hütte, gab dem Wirthe eine Flasche kumyška und setzte sich auf die Bank. Der Rauch vom Holzspahn stach mir unangenehm in die Augen, und wieder wurde mir verständlich, warum die Leute so viel an Lidkrankheiten leiden. „Warum brennt Ihr keine Lampen?" fragte ich. „Man zerbricht die Gläser so leicht," meinte der eine; „doch würde man es mit einiger Uebung wohl auch vermeiden können," fügte er hinzu. „Heller würde es gewiß sein," sagte ein anderer, „und dabei viel vortheilhafter, denn ehe man geeignetes Holz findet, es spaltet und die Spähne abspaltet, vergeht viel Zeit, die man anderweit viel vortheilhafter anwenden könnte."

Plötzlich wurde ich abgerufen, der Pope hatte einen Blutsturz bekommen. Als wir aufbrachen, es war bald 11 Uhr, sagte mir der Hauswirth: „Beeile Dich nur, denn viele werden wohl nicht mehr kommen, und wir werden bald anfangen." Ich mußte einige Zeit verweilen, und als wir nach etwa einer halben Stunde wiederkehrten, waren alle schon im kuala versammelt und die Ceremonie hatte bereits begonnen. „Etwas könnt Ihr immer noch sehen," sagte einer, „setzt Euch nur hin." Ich setzte mich also und besah mir das Lokal. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer auf der Erde an der der Thür gegenüber gelegenen Wand; in der linken Ecke war ein Brett ziemlich hoch in der Art eines Regales befestigt, drunter schwälte ein Holzspahn. An der Wand links von der Thür lief eine Bank, auf welcher wir saßen, davor in der Nähe der Ecke ein Tisch, besetzt mit kumyška und Bierflaschen, Fleisch, Brot und Grützbrei. Uns gegenüber am Tisch saß der Hausherr und kaute stillschweigend an einem Stück Fleisch. In der Ecke rechts von der Thür kauerte oder stand eine Anzahl Weiber. Die Männer saßen alle mit bedecktem Haupte und unterhielten sich ohne besondere Scheu oder Ehrfurcht. Ein einziger Bauer war etwas betrunken. Er besah anfangs begehrlich meine glimmende Cigarre und bat sich dann einen Zug aus derselben aus. Ich schenkte sie ihm, und nun kam einer nach dem andern und nahm einen kräftigen Zug aus derselben, worauf er sie mir wieder zurückerstatten wollte. Jetzt goß der Hausherr aus mehreren Flaschen kumyška in eine Schale, stellte sich mit derselben vor das Regal, hob irgend etwas, was ich nicht sah, wohl ein Glas mit kumyška, auf dasselbe und begann dann, immer zum Regal hinaufschauend, mit kläglicher Stimme zu murmeln. Am Ende des Satzes verstand ich immer die mit etwas lauterer Stimme gesprochenen Silben „oste", und auf das oste folgte immer ein Räuspern, ehem. Das wiederholte sich mehrere Male und jedesmal, wenn er „oste, ehem" gesagt, verneigte er sich, das Haupt entblößend und gleich wieder bedeckend, was auch alle Uebrigen, ich mit eingeschlossen, ehrfurchtsvoll mitthaten. Darauf trat er, immer murmelnd, ans Feuer, und nach dem „oste, ehem" goß er einige Tropfen ins Feuer. Jetzt machte er dasselbe noch einmal, wieder mit kumyška, genau in derselben Weise, mit demselben Räuspern nach dem Worte „oste" und ließ dann die Schale herumgehen; jeder, auch ich, nahm einen Schluck. Dasselbe wiederholte sich dann mit dem Bier, Brei, schwarzen und weißen Brot; mit jedem betete er in genau derselben Weise vor dem Regale und schüttete dann etwas ins Feuer. Als alles zu Ende war und einzelne Leute aufbrachen, gingen auch wir fort.

Filimonow hatte einmal bei einem andern Bauern einem Opfer von Anfang an beigewohnt und berichtete mir folgendermaßen. Zunächst schnitt der Opfernde unter Murmeln dem Opferthiere, einem Lamme, einige Haare ab und warf sie ins Feuer, schlachtete dann das Thier, fing das Blut auf, mischte etwas davon mit Salz und opferte dann dieses Gemisch; dann folgte das Uebrige in derselben Reihenfolge, wie ich es gesehen. Auch ihm war das Räuspern nach jedem „oste" aufgefallen.

Am Abend vor dem russischen Eliastage, dem 20. Juli, fuhr ich nach Gondyr gurt, einem Wotjäkendorf, 5 Werst von der Fabrik entfernt, um mir dort das Opfer anzusehen. Der mir von früher her bekannte Wotjäke, bei dem ich abzusteigen pflegte, sagte mir, wie ich schon früher wußte, daß er die heidnischen Gebräuche verlassen habe und nicht mehr opfere. Wir gingen daher zum Nachbarn und fragten ihn, ob er heute opfern werde. „Ja," sagte er etwas zögernd. „Wann wirst Du denn beten?" — „In der Nacht." — „Nun, wir wollen warten." — „Ich glaube," meinte er darauf nach einiger Zeit, „ich werde heute nicht beten." Ich redete ihm zu sich weiter nicht zu fürchten; sein Bruder legte, wie es schien, ein Wort für mich ein, und die Branntweinflasche in meiner Hand sprach auch kräftig zu meinen Gunsten, so daß er endlich sagte: „Wartet nur, bald könnt Ihr es sehen, wenn es Euch gefällt." Ich fragte ihn, ob er ein Schaf schlachten würde. „Nein," sagte er, „das ist schon geschlachtet;" und in der That bestätigten die Blutstropfen an seinen Stiefeln seine Behauptung.

Nachdem die beiden Brüder innerhalb etwa einer Stunde die Flasche geleert hatten, breitete die Frau ein weißes Tischtuch auf den Rasen des Hofes, setzte Teller mit Honig, Brot, Butter und kumyška darauf, einen zerbrochenen Topf mit glühenden Kohlen daneben, der Wirth aber, der bisher am lauen Sommerabend baarhäuptig gewesen, setzte seinen Hut auf und stellte sich mit dem Gesicht gen Osten vor das Tuch. Er schnitt ein Stückchen Brot ab, murmelte: „oste inmare!", verbeugte sich, das Haupt entblößend, bedeckte sich wieder und legte das Stück dann ins Kohlenbecken. Ebenso machte er es mit der Butter, dem Honig, dem kumyška. Dann wurde alles wieder abgeräumt. Ein Bursche von 16 bis 17 Jahren nahm das Kohlenbecken, drehte sich einmal um sich selbst und trug es fort. Die ganze Feierlichkeit dauerte kaum fünf Minuten. Während der Zeit schwatzte der Bruder des Hausherrn beständig. „Wir wissen selbst nicht, wozu wir in dieser Art beten und zu wem," meinte er unter anderm. „Wir haben es von unseren Eltern überkommen und vererben es unseren Kindern."

Wir heben, um Wiederholungen zu vermeiden, noch einige allgemeine Gesichtspunkte hervor. Bei allen Opferungen werden gewisse Regeln und Feierlichkeiten eingehalten, welche sich immer wiederholen. Der Opfernde bedeckt sich stets das Haupt vor der Ceremonie und verhält sich im Uebrigen, wie oben geschildert. Das Opfer ist bei den verschiedenen Gelegenheiten nicht immer das gleiche; so wird bei gewissen Gelegenheiten Geld oder Honig oder Eier geopfert, was bei den betreffenden Feiern besonders wird hervor-

gehoben werden. Immer wird Brot, Grützbrei und kumyska geopfert, Fleisch fast immer, doch giebt es Ausnahmen.

Aehnlich wie bei den Tschuwaschen dem Irich, so wird bei den Wotjäken dem voršud ein Theil des Opfers in natura dargebracht und unter dem Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon, das hochgehobene Opfer, auf das džadžy gehoben. Wenn sich der schon beschriebene mudor genannte Kasten darauf findet, so wird das Opfer in denselben hineingethan. Ein anderer Theil des Opfers wird ins Feuer geworfen unter dem Namen tylas'kon, Feueropfer. Diese Reihenfolge wird immer eingehalten; nur an wenigen Tagen des Jahres wird, wie wir sehen werden, das tylas'kon fortgelassen, und das vyle muts'on allein dargebracht. Nach den Feiertagen wird dieses wieder herabgenommen und theils ins Feuer geworfen, theils verzehrt, theils bleibt es wohl auch auf dem džadžy liegen bis zum nächsten Feiertage. Der Opfertisch oder derjenige Tisch, auf welchem die zu opfernden Speisen stehen, ist stets mit einem weißen reinen Tischtuch bedeckt. Von jedem Opfergegenstande wird, nachdem zunächst die Götter das Ihrige bekommen, der Rest von den Betenden verzehrt, und zwar bildet das Opferessen einen unumgänglichen Theil der Ceremonie.

Die kuala-Opfer finden immer in der Nacht, am späten Abend statt, am Vorabende eines Feiertages, und zwar opfert zunächst etwa um 9 Uhr jeder Hausherr in seinem eigenen kuala und dann versammelt sich die Gemeinde, gewöhnlich aber nur eine kleine Anzahl, im gurt kuala, und jeder Theilnehmer händigt dem kuala ut'is eine Flasche kumyška, als seinen Antheil am Opfer, ein. Die Opferung findet dann gegen Mitternacht statt; nur in seltenen Fällen, die später hervorgehoben werden sollen, wird das kuala-Opfer am Tage, Vormittags oder Nachmittags, abgehalten. Am Vormittage des Feiertages, der meist mit einem christlichen russischen Feste zusammenfällt, wird die griechische Kirche besucht, und darauf giebt man sich den Freuden des Daseins hin.

Die Hainopferungen sind von den im kuala geübten kaum verschieden; nur werden sie stets am Vormittage ausgeführt, und statt des džadžy dient der Opfertisch (vyle mut'son dzök).

Wir beginnen nun mit der Beschreibung des tol juon, des Winterfestes. Am Vorabende des Weihnachtstages bringt jeder Hausvater in seinem kuala mit seiner Familie dem inmar oder anderwärts dem inmar und kylts'in ein Opfer, bestehend aus Brot, Brei, Bier und kumyška und betet dabei:

„O, Gott inmar, kylts'in, wohl hütet und erhaltet, gewährt wohl zu leben und gedeihen, und glücklichen Fortgang. Dafür bringen wir euch Opfer dar und gedenken euer. Das gute Vieh erhaltet und vermehrt, gebt es nicht den wilden Thieren preis."

Gegen 11 Uhr Abends versammelt sich die Gemeinde beim kuala ut'is und gegen Mitternacht findet unter seiner Leitung die Opferung im gurt kuala statt. Am Weihnachtstage gehen alle, namentlich aber die Weiber, in die Kirche, und dann beginnt das Geschmause, das eine ganze Woche lang fortdauert. Dabei werden unglaubliche Quantitäten kumyška vertilgt. Am siebenten Tage wird die Austreibung des šaitan vorgenommen, eine Feierlichkeit, welche mit geringen Modifikationen sich überall in gleicher Weise wiederholt. In Gondyr gurt wurde das auf folgende Weise gemacht: Alle jungen Mädchen des Dorfes versammeln sich, bewaffnet mit Stöcken, die am vordern Ende neunfach gespalten sind, und schlagen in alle Ecken des Hauses und Hofes mit dem Rufe: „Den šaitan treiben wir aus dem Dorfe!" Nach der Austreibung werden die Knüttel unterhalb des Dorfes in den Fluß geworfen, da mag der šaitan zum nächsten Dorfe hinschwimmen und dort ebenso ausgetrieben werden [1]).

An anderen Stellen geschieht diese Austreibung auf folgende Art. Die unverheiratheten Männer erhalten von allen Häusern des Dorfes Grütze, Fleisch und kumyška, gehen damit aufs Feld, nicht aufs lud, und machen dort unter einer Tanne ein Feuer an, kochen die Grütze, und essen dann von den mitgebrachten Vorräthen nach Aussprechen der Worte: „Geh fort in die Wüste jagen, komme nicht ins Haus." Darauf begeben sie sich ins Dorf zurück, gehen in alle Häuser, wo sich junge Weiber (vil' kenak) finden und werfen diese in den Schnee mit den Worten: „Mögen die Krankheitsgeister dich verlassen." Der Rest der Grütze und übrigen Vorräthe wird dann in alle Häuser vertheilt, nach Maßgabe dessen, wie viel jedes beigesteuert hat, und alle Familien verzehren dann ihre Antheile. Ein Wotjäke des malmyžschen Kreises schilderte mir den Vorgang ganz ähnlich. Die Bursche sammeln von allen Häusern kumyška und Grütze und kochen letztere auf dem Felde. Während dieses noch geschieht, geht ein Theil der Burschen ins Dorf, dringt in die Häuser ein und wirft, wen sie finden, in den Schnee, was dann „šaitan austreiben" heißt. Wenn die Grütze fertig ist, wird von dem Brei und kumyška etwas ins Feuer geschüttet mit den Worten: „Gott Inmar, wirf keine Krankheiten und Seuchen (auf uns), gieb uns nicht den urbets' (Waldgeistern) preis."

Am wildesten scheint es nach Bechterew's Schilderung bei den kasanschen Wotjäken herzugehen: Zunächst wird dem Keremet (?) um Mittagszeit im lud geopfert; dann versammeln sich alle Männer beritten in der Mitte des Dorfes und berathen, mit welchem Hause man beginnen soll, wobei manchmal heftig gestritten wird. Darauf binden sie ihre Pferde an den Zaun, bewaffnen sich mit Peitschen, Lindenknütteln, Bündeln angezündeter Pergel, welche šaitan am meisten fürchten soll, und fangen nun an mit fürchterlichem Geschrei in alle Winkel des Hauses und Hofes zu schlagen, schließen darauf die Thür und speien aus auf den vertriebenen šaitan. So geht es aus einem Hause ins andere, bis der arme Teufel aus allen Hütten vertrieben ist. Darauf setzen sie sich auf die Pferde und reiten unter fürchterlichem Gebrüll, die Knüttel nach allen Seiten schwingend, zum Dorfe hinaus und werfen ihre Waffen außerhalb des Dorfes hin, dem šaitan noch einmal nachspeiend.

Das nächste Fest ist die russische Butterwoche, die achte Woche vor Ostern (vöi dyr, Butterzeit). Dieselbe wird eingeleitet durch die übliche Opferung im kuala. Der Hausherr opfert nur Grütze, Brot, kumyška und Bier, kein Fleisch, und betet dabei zum voršud: „Gott inmar, voršud. Für die Butterwoche beten wir, reichlich Fleisch und Brot, gutes Glück, zu leben und gedeihen gewähret; gutes Getreide, gutes Vieh gewähret."

Die ganze Woche hindurch wird gejubelt und gezecht, denn wohl in jedem Dorfe findet sich ein Brautpaar, das den ersten Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten (borys vetlys) begeht.

Bald folgt jetzt das Osterfest (badsim nunal juon, eigentlich: Fest des großen Tages).

In der Woche vor Palmsonntag werden in stiller Weise in jeder Familie die bei anderer Gelegenheit beschriebenen Todtenopfer dargebracht, werden Vorbereitungen zum großen

[1]) Was von der Bezeichnung šaitan zu halten ist, haben wir oben bereits erörtert.

Feste getroffen, und dies wird dann mit dem Waschen des kuala eingeleitet. Alle kuala, sowohl die privaten wie die allgemeinen, werden am Sonnabend vor Palmsonntag einer sorgfältigen Reinigung unterzogen (kuala myntsʹo). In manchen Gegenden wird die ganze Nacht im gurt kuala wie im badzim kuala ein Feuer unterhalten und gewacht. Am Vormittage des Palmsonntag findet dann zunächst im privaten und dann im Dorf-kuala eine Opferung für den invu statt. Im letztern wird folgendes Gebet gesprochen: „O Gott invu, des großen Tages wegen beugen wir alle Dorfesbewohner uns. Reichlich Fleisch und Brot, glückliches Leben und Sein gewähre. Wohl hüte und erhalte des Dorfes Bewohner. Das Korn gieb nicht Würmern und Ungeziefer preis. Das Vieh hüte und vermehre wohl, gieb es nicht wilden Thieren preis!"

In einigen Gegenden wird am Montage der Osterwoche das gyž-dor gefeiert, das mir ein malmyžscher Wotjäke folgendermaßen schilderte.

Schon früh am Morgen versammeln sich die Bursche zu Pferde, sprengen im Dorfe herum, veranstalten Wettrennen und ziehen dann aufs Feld, machen dort ein Feuer an, kochen Fleisch und Eier und opfern dasselbe nebst Brot und kumyška dem mukyltsʹin.

Nach Aminoff findet das guždor šyd pösʹton, Gebet für reichlichen Graswuchs, überhaupt nach dem Schmelzen des Schnees statt; es werde dabei Brot, Grütze, Suppe ꝛc. dem Inmar dargebracht. Etwas später, wenn schon der Schnee fortgethaut ist und das Säen des Sommerkorns beginnt, wird mukyltsʹin, ebenfalls auf dem Felde, geopfert. Bechterew nennt das Fest okojaški oder gerẏny kutškon und beschreibt es wie folgt: Der Tag, an welchem es stattfinden soll, wird zunächst von den Aeltesten des Dorfes eine Woche vorher bestimmt. Am Vorabend gehen alle in die Badstube und erscheinen dann am Morgen des Feiertages in ihren besten Kleidern. Die Männer reiten um Mittagszeit auf die Felder, ein jeder pflügt ein Stückchen auf und besäet es. Darauf werden Eier, Brei und mit Salz bestreute Brotstücke in die Erde gegraben, wobei man betet: „Nun, Mutter Erde, du hast uns bis jetzt ernährt, ernähre uns auch dieses Mal." Die Bursche sprengen darauf zu Pferde herum, die Kinder kollern Eier, die Alten machen sich ans Saufen. Die Weiber aber gehen mit Eimern aufs Feld, begießen die frische Saat, kehren darauf zurück und gießen den Rest des Wassers den Männern über den Kopf.

Aminoff beschreibt unter demselben Namen „gyrny poton" eine ähnliche Feier, die gleichfalls beim Beginn des Pflügens veranstaltet wird, doch nur von jeder Familie einzeln auf ihrem Acker. Der Hausherr gräbt eine Grube und legt dort Eier, Pfannkuchen, Butter nieder als Opfer für mukyltsʹin; zugleich betet er, daß das Korn so groß werden möge wie Hühnereier; daß mukyltsʹin seine warmen Erdblutadern den Pflanzen zukommen lasse, die Felder vor Hagel und Frost bewahre, daß er warmen Regen und warme Winde für des Dorfes Marken sende und die Bauern in den Stand setze, auch den Göttern Opfer mitzutheilen.

Bei Rittich finde ich folgendes Gebet für diese Gelegenheit: „Gott segne und kräftige die Wurzel, so daß aus einem Korn 77 Aehren wachsen und diese sich in sieben Glieder theilen; daß das Stroh dick werde wie Schilfrohr. Gieb, Gott, daß die Körner groß würden wie Hühnereier."

Im Malmyžschen findet dieses Opfergebet in der Regel am ersten Mai statt und alle opfern zu gleicher Zeit, doch jeder auf seinem Streifen. Die Feier führt dort den Namen gerẏšyd, während sie in der Umgegend der Fabrik kurek-puz ulʹlʹän, wörtlich Hühnerei-Treiben, genannt wurde, stets beim Beginn des Hafersäens begangen wird und nicht von Allen zu gleicher Zeit, sondern wie jeder Wirth gerade Zeit und Lust hat. Das geschieht so: Der Hausherr mischt im Säeschaff mehrere gekochte Eier mit dem Hafer und begiebt sich mit der ganzen Familie aufs Feld. Hier wird ein Loch von etwa einem Kubikfuß gegraben, davor ein weißes Tischtuch ausgebreitet und darauf Brot, Grütze, kumyška gestellt. Jetzt hängt sich der Hausherr das Schaff um den Hals und säet aus, was ihm gerade in die Hände fällt, bald reinen Hafer, bald solchen mit einem Ei. Das erste Ei, das auf die Erde fällt, wird aufgehoben und auf das Tischtuch gelegt, die übrigen werden gleichfalls von den Kindern gesammelt und bei Seite gelegt. Wenn das Schaff geleert ist, tritt der Vater zur Grube, legt das Ei vom Tischtuch in dieselbe hinein, legt Grütze dazu, schneidet ein Stück Brot ab und thut es dazu, gießt kumyška darauf, und betet: „O, Gott inmar, gutes Korn gieb, guten Regen gewähre und, um mit Segen und in reicher Fülle die Ernte einzubringen, gutes Wetter." Hierauf werden von den übrigen Eiern drei zerschnitten, unter die Anwesenden vertheilt und verzehrt, ebenso geschieht es mit dem Brot, worauf die Grube zugeschüttet wird. Die übrigen Eier werden dann gewöhnlich den Kindern geschenkt. Mein Kutscher, ein Russe, der in einem Wotjäkendorfe, übrigens eines andern Kreises, aufgewachsen war, bestätigte diese Schilderung und erzählte, daß er als Knabe zusammen mit anderen Kindern häufig in den dem Opfer folgenden Tagen nach dem Ei in der Grube gesucht, aber nie eins gefunden habe. Ob sie nun schlecht gesucht oder aber Jemand, vielleicht der tuno, es weggenommen habe, wage ich nicht zu entscheiden; doch ist das letztere wohl wahrscheinlicher. Mein Kutscher wie die Wotjäken aber waren der festen Ueberzeugung, daß inmar es sich geholt.

Uebrigens scheinen die Eier mit der Absicht gesäet zu werden, daß aus denselben wirklich Korn von der Größe eines Eies hervorwachsen möge, oder daß vielleicht das Korn am Ei ein Beispiel nehme. Aehnliche Folgerungen kann man machen, wenn man die Art und Weise, wie die Eier zugleich mit dem Hafer gesäet werden, und die von Aminoff wie von Rittich angeführten Gebete vergleicht. Ein malmyžscher Wotjäke erzählte mir, daß dieses Fest an einem von der Volksversammlung festgesetzten Tage um den 1. Mai herum begangen wird, derart, daß alle Familien zu gleicher Zeit opfern, jedoch jede auf ihrem Acker. Das Fest heißt dort gerẏšyd und wird auch dort Hafer zum Säen benutzt, und zwar soll dies das erste zur Saat gelangende Sommerkorn sein. Am Tage darauf findet ein gemeinsames Opfer auf dem Felde statt, wo ein Stier, ein Kalb und eine weiße Gans dargebracht wird. Die beiden ersteren Thiere können sich zwar in der Farbe von einander unterscheiden, dürfen aber nicht bunt sein, sondern einfarbig, weiß, roth oder schwarz. Nach Aminoff wird dieses letztere Opfer im Kazanschen duʹ kurbon, Saatopfer, im Wjätkaschen busy vös, Feldopfer, genannt, doch giebt er nicht genau die Zeit für dasselbe an. Dabei würden im Wjätkaschen verschiedenen Göttern Opfer gebracht. Mukyltsʹin das eine Jahr ein schwarzes Schaf, das andere ein schwarzer Ochse; inmar das eine Jahr ein Ochse (kein schwarzer), das andere Jahr ein weißes Schaf; der Göttin des Donners, guduri mumy, ein Schaf, dem Winde eine Ente und für die Geister der Abgeschiedenen gleichfalls eine Ente. Durch das Loos, pus kujan, werden dabei sechs Opferpriester (vösʹ jasʹkisʹ) ausgewählt, zwei für jeden der drei Götter, ebenso viele Schlachter (partʹsʹasʹ) und zwei Geldeinsammler.

Im Nylginschen [1]) heißt das Fest „Gebet für das Korn". Dabei versammelt sich das ganze Dorf, Alt und Jung, Männer und Weiber auf einem eigens zu diesem Zwecke stets unbesäet gelassenen Platze auf dem Felde bereits am Nachmittage und verbleibt dort 24 Stunden. Die Opferungen geschehen unter Oberleitung des kuris'kis' oder vorsud ut'is. Am ersten Nachmittage wird zuerst zu gleicher Zeit dem inmar und mukylts'in an zwei neben einander angemachten Feuern geopfert und darauf der guduri mumy. Dasselbe wiederholt sich am nächsten Mittage, wobei ein besonderes Gebet für Regen abgehalten wird, worauf alle Erwachsenen nach Hause gehen und dem vorsud im kuala opfern, während die Kinder auf dem Felde bleiben und dem Winde (tyl oder töl) eine Ente opfern.

[1]) Ein Kirchspiel 30 Werst von der Fabrik.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein aus Jeniseisk in Bremen eingetroffenes Telegramm meldet: Die beiden Schiffe des Herrn Alexander Sibiriakow, der Dampfer „Oskar Dickson" und der Schoner „Norrland", welche bekanntlich (s. „Globus" XXXIX, S. 176) in der Gyda-Bai vom Eise eingeschlossen wurden, sind als verloren zu betrachten; der Kapitän Nielsen mit vier Mann erreichte die Mündung des Jenisei, der Rest der Mannschaft reiste zu Lande nach Obdorsk. Der Verlust des „Dickson" ist um so mehr zu beklagen, als an Bord desselben sich zwei kleine Dampfer befanden, welche im Anschluß an die Dampferverbindung mit dem Jenisei und auf diesem Strome selbst den Verkehr mit und auf dem wichtigen Nebenflusse des Jenisei, der Angara, vermitteln sollten.

— Nach einem Telegramm aus Wladiwostok traf das russische Kriegsschiff „Strelok", welches aus der Bering-See zurückkehrte, wo es bis zum 67. Grade nördlicher Breite gekreuzt hatte, die Bremer Expedition der Gebrüder Dr. Krause (auf der Tschuktschen-Halbinsel, s. „Globus" XXXX, S. 255) in bestem Wohlsein und war derselben behülflich.

— Die Aufnahme des Ostjordanlandes durch die englischen Lieutenants Conder und Mantell ist mit Glück begonnen worden. Nach Ankunft der Instrumente, welche sich etwas verzögerte, schloß Conder mit dem bekannten Scheich der Adnan-Beduinen, Goblan, einen Vertrag ab und überschritt den Jordan. Bei großer Hitze wurde eine Basis von 3,8 engl. Meilen Länge gemessen, und jetzt sind bereits einige Hundert englischer Quadratmeilen um Hesbon herum aufgenommen worden. Die merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, welche Conder bis jetzt gefunden hat, sind die Cromlechs, deren einige schon von früheren Reisenden erwähnt worden sind. Innerhalb dreier Tage konnte er deren 50 skizziren oder photographiren.

— Wo Oberlieutenant G. Kreitner, Graf Szechenyi's geographischer Begleiter auf dessen großen chinesischen Reise, von der Wüste Gobi (Kopi) oder Schamo spricht („Im fernen Osten" S. 567 — wir kommen auf dieses eben vollendete und durch schöne, hoch interessante Abbildungen hervorragende Werk noch zurück), bemerkt er, daß dieses „oder" im vorliegenden Falle ganz falsch angewendet wird, wenngleich selbst v. Richthofen „Gobi" und „Schamo" für gleichbedeutend hält. „Nach vielfachen Erkundigungen während unserer Reisen in der Wüste scheidet der Chinese die zwei Benennungen vollkommen von einander, so zwar, daß Kopi die Steinwüste und Schamo die Sandwüste bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüste bedeutet, ist Kopi nur als eine lokale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umschlossene Steininseln aufzufassen. Ich glaube diese Auslegung als richtig verbürgen zu können."

— Die in Hongkong erscheinende „China Mail" hat kürzlich einen Brief von einem ihrer Korrespondenten erhalten, welchem es gelungen ist, Chami am östlichen Ende des Tiënschan zu erreichen, wohin in letzter Zeit nur die beiden russischen Reisenden Sosnowski und Prschewalski vorgedrungen sind. Das Merkwürdigste an jenem Korrespondenten, der sich nur als „Pioneer" unterzeichnet, ist, daß er seine Reise ohne besondere Geldmittel oder Ausrüstung unternommen und keine große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat. Wohin er seine Schritte weiter lenken will, giebt er nicht an; vielleicht ist Kuldscha sein Ziel.

Afrika.

— Ueber die mit Unterstützung der Frankfurter Rüppel-Stiftung unternommene Reise des Dr. W. Kobelt in Nordafrika und Spanien theilt die „A. Z." (8. Oktober 1881) einige interessante Daten mit. Der Zweck dieser vom 7. März bis zum 10. August d. J. dauernden Reise war die Untersuchung der Molluskenfauna zu beiden Seiten des westlichsten Mittelmeeres, um Gewißheit zu gewinnen über die Ausdehnung der ehemaligen Landverbindung zwischen Spanien und Afrika. Dr. Kobelt sammelte und beobachtete nach einander bei Oran, Maskara, Saida und Tlemsen im Westen Algeriens, dann bei Gibraltar und Algeciras, endlich bei Tanger und Tetuan. Das nördliche Marokko fand er so sicher, daß er überall ohne Bedeckung herumreiste. Die Berge um Tetuan mit ihrer interessanten Fauna fesselten ihn 18 Tage lang; er fand dort eine Anzahl von Mollusken-Arten, welche ausnahmsweise sicilischen Formen ungemein nahe stehen. Durch Spanien, wo er noch einige Zeit auf die Erforschung des Baskenlandes verwenden konnte, kehrte er nach Deutschland zurück. Als allgemein interessantes Resultat seiner Forschungen kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der ehemalige Landzusammenhang zwischen Spanien und Marokko sich nicht auf die Säulen des Herkules beschränkt, sondern östlich mindestens bis zum Meridian von Oran und Cartagena gereicht hat.

— Der Vorstand der British Association hat bei seiner letzten Sitzung in York auf Antrieb mehrerer Sektionen sich für eine wissenschaftliche Erforschung der ostafrikanischen Schneeberge Kenia und Kilimandscharo ausgesprochen, 100 Pf. St. für diesen Zweck ausgesetzt und beschlossen, deswegen sich mit dem Vorstande der Kgl. Geographischen Gesellschaft in Verbindung zu setzen.

— Briefe von Rev. T. J. Comber und anderen Baptisten-Missionären am Congo melden, daß dieselben bereits Stationen in Isangila und Mbu unweit der Ngombi-Fälle errichtet haben und nur Verstärkung abwarten, um auch Ibiu am Stanley Pool zu besetzen.

— Auf Betreiben der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat sich die portugiesische Regierung entschlossen, eine Anzahl „civilisatorischer Stationen" in ihren afrikanischen Besitzungen zu errichten. Die Besatzung einer jeden soll aus einem Befehlshaber, einem Arzte, einem Priester und 12 Handwerkern bestehen. Kolonisten sollen durch Landschenkung

und Unterstützung während einer bestimmten Zeit zur Ansiedlung veranlaßt werden.

Australien.

— Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die Eingeborenen der australischen Kolonie Südaustralien im engern Sinne (d. i. von der südlichen Meeresküste bis 26° südl. Br.) 5628, von denen 3198 dem männlichen und 2430 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es standen 244 Männer bei Europäern in Diensten. Die Kinder beliefen sich auf 883, d. i. 478 männlich und 405 weiblich. Wenn der im Jahre 1876 stattgefundene Census die Eingeborenen von Südaustralien nur mit 3953 registrirt, so weist das keineswegs auf einen natürlichen Zuwachs hin, denn die Todesfälle in diesem Zeitraum stellten sich um 110 höher als die Geburten. Die Zunahme resultirt vielmehr allein aus einer beträchtlichen Einwanderung von Eingeborenen aus dem Innern des Kontinents nach dem Süden. Die Eingeborenen in dem zur Kolonie Süd-Australien gehörigen, sogenannten Northern Territory zählten auf dem Gebiete von Port Darwin an der Nordküste bis zum südlichen Breitengrade von Barrow's Creek, 166 deutsche Meilen südlich von Port Darwin, 718, und zwar 280 männlich und 438 weiblich, darunter 136 Kinder (59 männlichen und 77 weiblichen Geschlechts). Nur 29 Männer standen bei Europäern in Arbeit. Auffällig ist, daß, während bei den Eingeborenen in Süd-Australien das männliche Geschlecht das bei weitem zahlreichere ist, im Northern Territory dagegen das weibliche vorherrscht. Die Zahl der Eingeborenen in Central-Süd-Australien ist unbekannt. Einige Reisende wollen dort viel Eingeborene angetroffen, andere wieder gar keine gesehen haben.

— Auf den wasser- und baumlosen, aber ziemlich begrasten weiten Ebenen, welche sich von Port Eucla an der Großen Australischen Bucht nordwärts erstrecken, hat man endlich in der Tiefe von 291 Fuß gutes Wasser in reichlicher Menge angebohrt.

— Eine wohlausgerüstete Expedition unter Generalmajor Feilding, der von Mr. John Robinson begleitet wird, ist am 4. August dieses Jahres von Brisbane nach dem Golfe von Carpentaria aufgebrochen, um eine gute Route für die geplante transkontinentale Eisenbahn ausfindig zu machen.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat beschlossen, daß hinfort alljährlich nicht 2000 Personen, wie bisher, sondern 4000 aus Europa auf Kosten der Kolonie frei nach Queensland befördert werden sollen. In Australien ist zur Zeit durchaus kein Mangel an Arbeitern, und Queensland ist gerade die Kolonie, welche sich ihres tropischen Klimas wegen Auswanderern am wenigsten empfiehlt. Aber man braucht dort recht billige Arbeitskräfte für die Plantagen im Norden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Man erinnert sich der Jahre langen blutigen Kriege, welche auf der Nordinsel von Neu-Seeland die Kolonisten mit den Maoris zu führen hatten. Ein eigentlicher Friede war bisher nicht geschlossen. Die Maoris behaupteten sich als absolute Herren des sogenannten Waikato-Gebietes, im Innern der Nordinsel, nachdem ihnen die Kolonisten einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes entrissen und annektirt hatten. Aber die Besiedelung desselben führte immer wieder zu neuen Streitigkeiten und Fehden, und die ausgeschickten Feldmesser wurden oft genug davon gejagt, ja getödtet. Im Waikato-Gebiete herrschte Tawhiao, der König der Maoris, der schmollend sich gegen alle Europäer streng abschloß und alle Versuche, einen freundlichen Verkehr mit ihm einzuleiten, abwies. Endlich nun scheint der König andern Sinnes geworden zu sein. Die letzte australische Post meldet, daß er am 11. Juli dieses Jahres mit den vornehmsten Häuptlingen in der nördlichen Grenzstadt Alexandra (am Waipa-Flusse und 22½ Meilen südlich von Auckland) eingetroffen sei, um dem Major Mair, dem Repräsentanten der Kolonialregierung von Neu-Seeland, siebenzig Schießgewehre zu Füßen zu legen, zum Zeichen, daß er hinfort Frieden und friedlichen Verkehr wolle. Für die Kolonisten ist dieser endliche Ausgang von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Es wird ihnen nunmehr sicher das schöne und fruchtbare Waikato-Gebiet für Verkehr und Handel erschlossen werden, und auch die Schwierigkeiten, welche der Vollendung des Baues der großen Centraleisenbahn, welche von Auckland im Norden mitten durch die Insel nach Wellington im Süden an der Cookstraße laufen soll, bisher im Wege standen, werden wegfallen.

— Auch auf Neu-Seeland sind, ähnlich wie auf dem Kontinent Australien, die Sperlinge zur Landplage geworden, und man bereut jetzt die Thorheit, sie vor einem Decennium aus Europa importirt zu haben. Um vor ihrer Gefräßigkeit die Saaten zu retten, sahen sich in diesem Jahre die Farmer der Provinz Canterbury gezwungen, auf den Feldern Weizen, der mit Strychnin vergiftet war, auszustreuen, und es wurde dadurch eine solche Menge Sperlinge getödtet, daß man sie scheffelweise zusammenlesen konnte.

— In diesen Tagen — so wird der „Allg. Ztg." von der Ostseeküste, 20. August, geschrieben — kehrt das Kanonenboot 1. Klasse „Nautilus" nach Kiel zurück, nachdem es seit dem Frühling 1874 unablässig die australischen Gewässer durchkreuzt hat. Die neue kürzlich vom Stapel gelaufene Glattdeckskorvette „Carola" segelt in den nächsten Tagen von Kiel nach Australien, und die Volldeckskorvette „Elisabeth" Anfangs Oktober nach Japan. In den australischen und ostasiatischen Gewässern kreuzen stets 4 bis 5 Korvetten und große Kanonenboote. „Diese große Zahl der deutschen Kriegsschiffe in den fernen Meeren hängt mit dem jetzt in Berlin verfolgten Plan zusammen, in der Südsee deutsche Strafkolonien (?) und vielleicht auch ausgedehnte Handelsniederlassungen zu errichten und zu diesem Zweck passende Küstenstriche oder Inselgruppen zu erwerben. Die Offiziere aller dort befindlichen Kriegsschiffe müssen die ausgedehntesten Beobachtungen in klimatischer, geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht über alle Länder, die sich hierfür eignen dürften, anstellen und darüber genaue Berichte nach Berlin einsenden."

— König Kalakaua von Hawaii hoffte bei seiner Anwesenheit in Lissabon eine Uebereinkunft mit der portugiesischen Regierung betreffs Auswanderung einer großen Anzahl — wenn möglich, mehrerer Tausender — von Eingeborenen von Madeira und den Azoren nach den Sandwich-Inseln abzuschließen. Mehrere hundert Einwohner von Madeira sind bereits dorthin ausgewandert und sollen sich als Arbeiter in den Zuckerrohrfeldern bewährt haben, da sie an ein ähnliches Klima gewöhnt und an Kraft und Ausdauer den Sandwich-Insulanern sowohl, wie den chinesischen Kulis weit überlegen sind.

Nordamerika.

— Am 2. Juli d. J. hat der Kaiser von Oesterreich in einer Streitsache zwischen England und der Republik Nicaragua dahin entschieden, daß die Souveränität Nicaraguas über das Mosquito-Gebiet (welche dieser Republik von England durch den am 28. Januar 1860 zu Managua geschlossenen Vertrag abgetreten wurde) nicht eine volle und unbeschränkte, sondern eine durch die den Mosquito-Indianern zugestandene Autonomie eingeschränkte sei. Auch soll die Republik nicht berechtigt sein, von Waaren, welche in das Gebiet des Freihafens Greytown eingeführt oder aus demselben ausgeführt werden, Ein- oder Ausfuhrzölle zu erheben.

Polar-Gebiete.

— Wie den „Times" aus S. Francisco, 27. September, telegraphirt wird, berichtete der Kapitän eines dort eingetroffe-

nen Walfischfängers, daß er den Zollkutter „Corwin" (s. o. S. 224) gesprochen habe, welcher im Namen der Vereinigten Staaten von Wrangelland förmlich Besitz ergriffen habe. Von dem Polarfahrer „Jeannette" sei keine Spur entdeckt worden.

— Einem in London aus Hammerfest eingetroffenen Telegramme zufolge langte der Dampfer „Louise" (s. oben S. 192) dort am 19. September an, nachdem er die Reise nach dem Jenisei glücklich vollendet hatte. Am 22. Juni war er von Bremerhafen abgegangen.

— Aus St. Johns auf Neufundland wird gemeldet, daß Mr. Clay, welcher im vergangenen Jahre an Kapitän Howgate's mißglückter Polarexpedition theilnahm und den Winter mit Dr. Pavy zusammen in Disko zugebracht hat, im „Proteus" (s. oben S. 240) heimgekehrt ist. Pavy dagegen hat sich dem Greeley'schen Beobachtungskorps angeschlossen. Durch Mr. Clay hat er einige Abhandlungen über Naturgeschichte und über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in der Umgebung von Disko heimgeschickt.

— Dem New York Herald ist von Prof. Nordenskjöld aus Stockholm, 13. Oktober, folgendes Telegramm zugegangen: „Kapitän Johannesen, Kommandant der „Lena" bei Prof. Nordenskjöld's Expedition, ist eben von Jakutsk zurückgekehrt. Er meldet, daß ein Jakute von einem Bulund-Dorfe berichtet, er habe am 13. September (n. St.) 1879 an der Lena-Mündung einen Dampfer gesehen. Vermuthlich ist derselbe die „Jeannette" gewesen. Der Dampfer Louise, welcher am 19. September vom Jenisei nach Tromsö zurückkehrte, berichtet, daß einige Samojeden von der Mündung des Jenisei im letzten Winter zwei Leichname von Europäern und eine Flasche Whisky gefunden haben. Dies ist bemerkenswerth, da man von keiner europäischen Schiffsbemannung weiß, welche dort im letzten Jahre verloren gegangen wäre."

Vermischtes.

— Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten schreibt Dr. Otto Kuntze (Um die Erde S. 23 f.): „Palmenbäume haben wir auf Portorico sieben Arten gefunden. Von Palmen sind zum größten Theil die Negerhütten gebaut; diese sind pfahlbauartig, also nicht direkt dem Boden aufsitzend, was auch für Holzbauten sehr unzweckmäßig wäre, weil es am Boden faulen würde, weil sich die Bewohner des Ungeziefers und laufender Thiere kaum erwehren könnten und weil es viel mehr fiebererzeugend wäre; bei Pfahlbauten werden die dem Boden entsteigenden Miasmen durch den Wind leichter verweht. Es ist daher ein Irrthum der meisten Anthropologen, daß sie bei Pfahlbauten immer Sümpfe und Gewässer vermuthen. Die Pfahlbauten findet man fast überall in den Tropen bei Naturvölkern und relativ wenige davon sind vom Wasserleben bedingt. Wenn wir alte Pfahlbauten meist nur aus Gewässern und Sümpfen ausgraben, so ist dies ja leicht dadurch erklärlich, daß sie nur dort von Schlamm eingebettet und dadurch uns fossil erhalten wurden, während die Pfahlbauten in den Wäldern unserer ältesten Vorfahren spurlos verschwinden mußten.

— Lexikon der Handelsgeographie von Emil Jung. (564 S. und eine Karte. Leipzig 1882. Bibliographisches Institut.) Eines von 38 Nachschlagebüchern, deren jedes ein besonderes Fach umfaßt und von einem Fachmanne mit richtigem Verständnisse der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist. Vorliegendes Lexikon beschränkt sich nur auf das, was Handel und Verkehr, Produktion und Industrie, Bank- und Vereinswesen, Usancen, Zölle, Münzen, Maße und Gewichte 2c., ferner auf Konsum und alle den Ex- und Import bestimmenden Verhältnisse Bezug hat, und unterstützt diese Angaben durch sorgfältig geordnetes, aus den neuesten und zuverlässigsten Quellen geschöpftes, statistisches Material, fast ausnahmslos den Resultaten eigner Berechnungen des Verfassers. Für die Aufnahme der einzelnen Orte ist lediglich die industrielle oder kommerzielle Bedeutung, namentlich soweit sie uns Deutsche angeht, maßgebend gewesen, so daß hier Plätze gefunden werden, welchen ihre Bevölkerungsziffer kaum eine Stelle unter den Städten anweist, während größere, für den Handel aber bedeutungslose Orte keine Erwähnung fanden. So sind alle wichtigen Seeplätze zugelassen, ohne Rücksicht auf ihre Größe, namentlich sind die Sitze aller deutschen Konsulatsbehörden aufgenommen.

— Dr. A. H. Post in Bremen hat seine verdienstvollen, von uns früher gewürdigten juristischen Forschungen auf völkerkundiger Grundlage fortgesetzt und bei Schulze in Oldenburg jetzt den zweiten Band seiner „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft" veröffentlicht. Die am ersten Bande hervorgehobenen Vorzüge lassen sich auch diesem zweiten nachrühmen; derselbe behandelt die Friedensgenossenschaft, die Bildung von Ständen und Kasten, die Entstehung von Standesunterschieden, des Häuptlings- und Königthums, Versammlungen und Räthe, den Feudalisationsproceß, das Vermögensrecht und die Steuern. Ein gutes Register fehlt nicht und am Schlusse findet sich eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedenen juristisch-ethnologischen Schriften des Verfassers behandelten Materien. Völkerkundige haben den Werth der Post'schen Arbeiten lange eingesehen — mögen sie mehr, als bisher geschehen, Beachtung bei den Rechtskundigen finden!

— α Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek in zweiter Auflage gänzlich umgearbeitet von Dr. R. Grundemann, deren Erscheinen im Jahre 1876 (bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) begann, liegt nun in vier stattlichen Bänden, deren jeder drei Abtheilungen umfaßt, vollendet vor. Ein ausführliches Register ist beigegeben. Daß Dr. Grundemann die geeignete Person ist, ein derartiges Werk abzufassen, hat derselbe bereits durch seinen „Missionsatlas" bewiesen, und die jetzt vollendete „Bibliothek" zeigt gleichfalls wieder, in wie hohem Maße er den Stoff bemeistert. Auf geographischer und ethnographischer Grundlage entwickelt er an der Hand der Quellen die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Missionen in Amerika, Asien, Afrika und der Südsee. Bei der Wichtigkeit, welche das Missionswesen auch für den Geographen und Ethnographen hat, empfehlen wir das vorliegende Werk denselben als ein durchaus zuverlässiges; es braucht nicht hervorgehoben zu werden, welche Verdienste Missionäre sich um Geographie, Völkerkunde und Linguistik erworben haben. Nach allen diesen Richtungen werden unsere Fachgenossen manche neue Thatsache und Anregung in dem vorliegenden, zu einem großen Theil auf Missionsschriften basirten Werke finden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 18. — 2. Literarischer Anzeiger aus dem Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1881.**

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

X.

Seine Begleiter sandte Crevaux von Para aus bis auf Apatu nach Surinam zurück und entschloß sich, da er nicht im vollen Winter nach Europa zurückkehren wollte, zu einer Reise nach dem obern Amazonenstrome. Unterwegs erst (!) brachte er in Erfahrung, daß mehrere der größten Nebenflüsse desselben noch völlig unbekannt sind, und da man damals gerade viel vom Iça oder Putumayo sprach, welcher fast bis zu den Anden schiffbar ist und eben flüchtig von dem colombianischen Kaufmanne Rafael Reyes befahren worden war, entschloß er sich rasch diesen Strom kennen zu lernen. In Manaos kaufte er Lebensmittel und Tauschgegenstände und nahm Passage nach Tonantins unweit der Mündung des Iça. Als er aber gerade im Begriffe stand, die Fahrt anzutreten, wurde Apatu krank und die Eingeborenen weigerten sich, den Reisenden zu begleiten, weil der Iça sehr ungesund und reich an Insekten sei, welche die Menschen Tag und Nacht quälten; zudem sei die Jahreszeit nicht günstig, die Ufer überschwemmt, die Strömung reißend und man brauche fünf Monate, um die Quelle des Flusses zu erreichen. So fuhr denn Crevaux weiter stromaufwärts bis zur Grenze von Brasilien und Peru, nach Tabatinga, wo er der Abfahrt von Kautschuksammlern beiwohnte. Dann machte er Ausflüge nach dem Javary, wo er die Pflanze in Blüthe fand, welche am obern Amazonenstrome zur Bereitung des Curare dient. In Peru ist das Pfeilgift nicht dasselbe wie in Guayana; die Grundlage bildet dort Strychnos Castelneana, so benannt nach dem französischen Reisenden, welcher die Pflanze zuerst auffand.

Nach Para zurückgekehrt, traf Crevaux Verabredungen mit dem Eigenthümer eines Dampfers, der den Iça so weit als möglich hinauffahren sollte, um eine Ladung Chinin aufzunehmen. Am 29. März 1879 schiffte er sich auf dem „Canuman" ein.

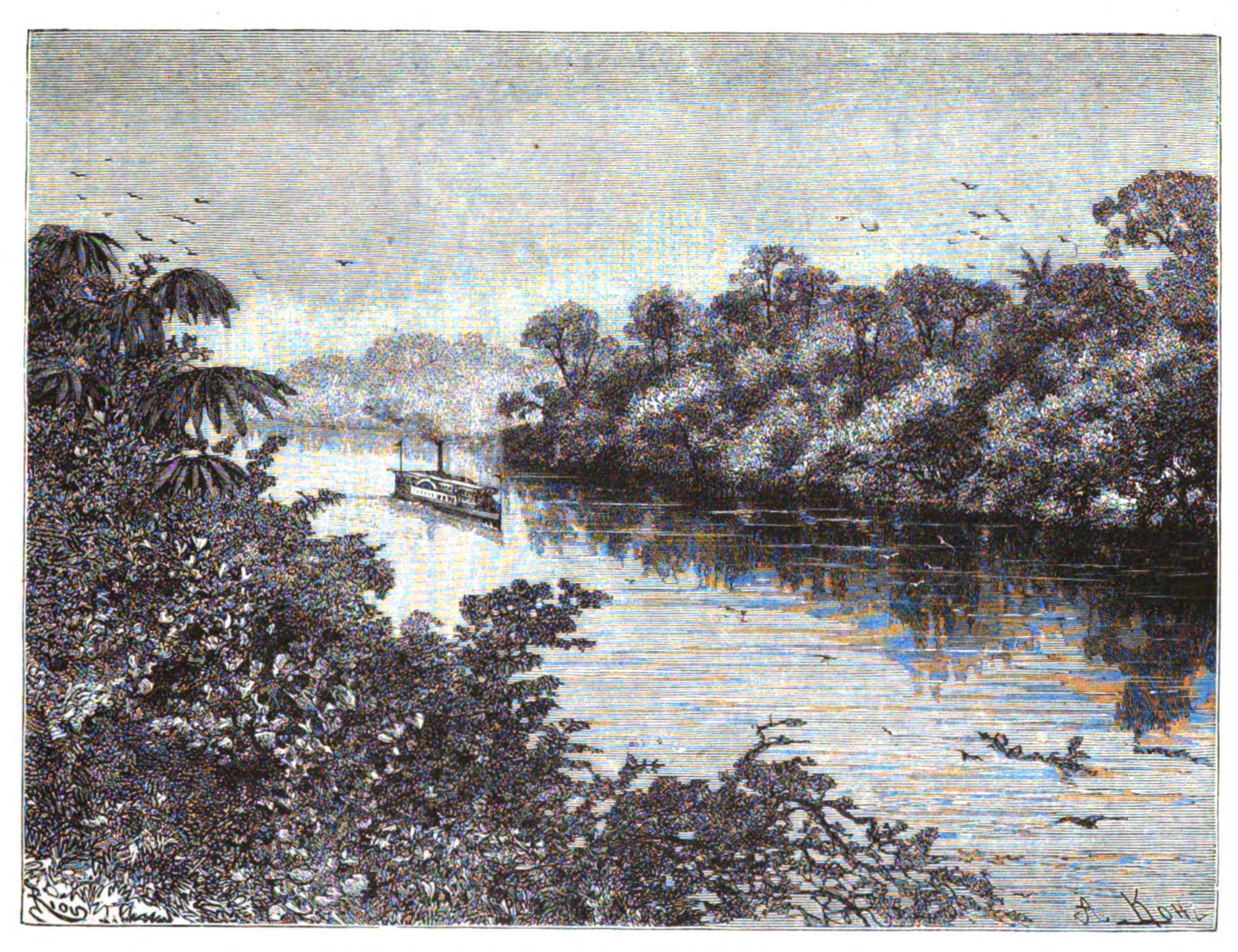
Der Iça oder Putumayo, einer der Hauptzuflüsse des Amazonenstromes, hat nicht weniger als 1600 km Länge und entspringt unweit Pasto auf dem Ostabhange der Anden, ist aber keineswegs ganz unbekannt. Schon die spanischen Eroberer kannten seine Hauptquellen; an seinem Nebenflusse San Miguel findet man Stellen, wo einst nach Gold gesucht wurde, und von Pasto aus haben Jesuiten bei den spärlich vorhandenen Indianern Bekehrungsversuche angestellt. Wie die Einheimischen erzählen, ist ferner vor etwa 30 Jahren ein aufständischer General, Orando mit Namen, vor den Truppen der neugrenadischen Regierung zum Iça geflohen und ist denselben auf einem Floße bis zum Amazonenstrome hinabgefahren. Sodann suchten gegen Ende des Jahres 1871 drei Franzosen, welche an dem Kommuneaufstande sich betheiligt hatten, ihr Glück in den Anden zu machen, gingen aber in Folge eines Streites nach drei verschiedenen Richtungen aus einander. Der erste, Jacques, im Lande unter dem Namen Santiago bekannt, starb am Rio Yapura in Folge eines Schlangenbisses; der zweite, Christophe, wurde am Putumayo von den Orejones-Indianern gefressen, und der dritte ist am Rio Napo verschollen. Von ihnen erhielt man natürlich ebenso wenig, wie von den brasilianischen Sklaven, welche sich gelegentlich nach den Quellen des Putumayo flüchteten, irgend



Der Amazonenstrom bei Tabatinga. Abfahrt von Kautschuksammlern. (Nach einer Photographie.)

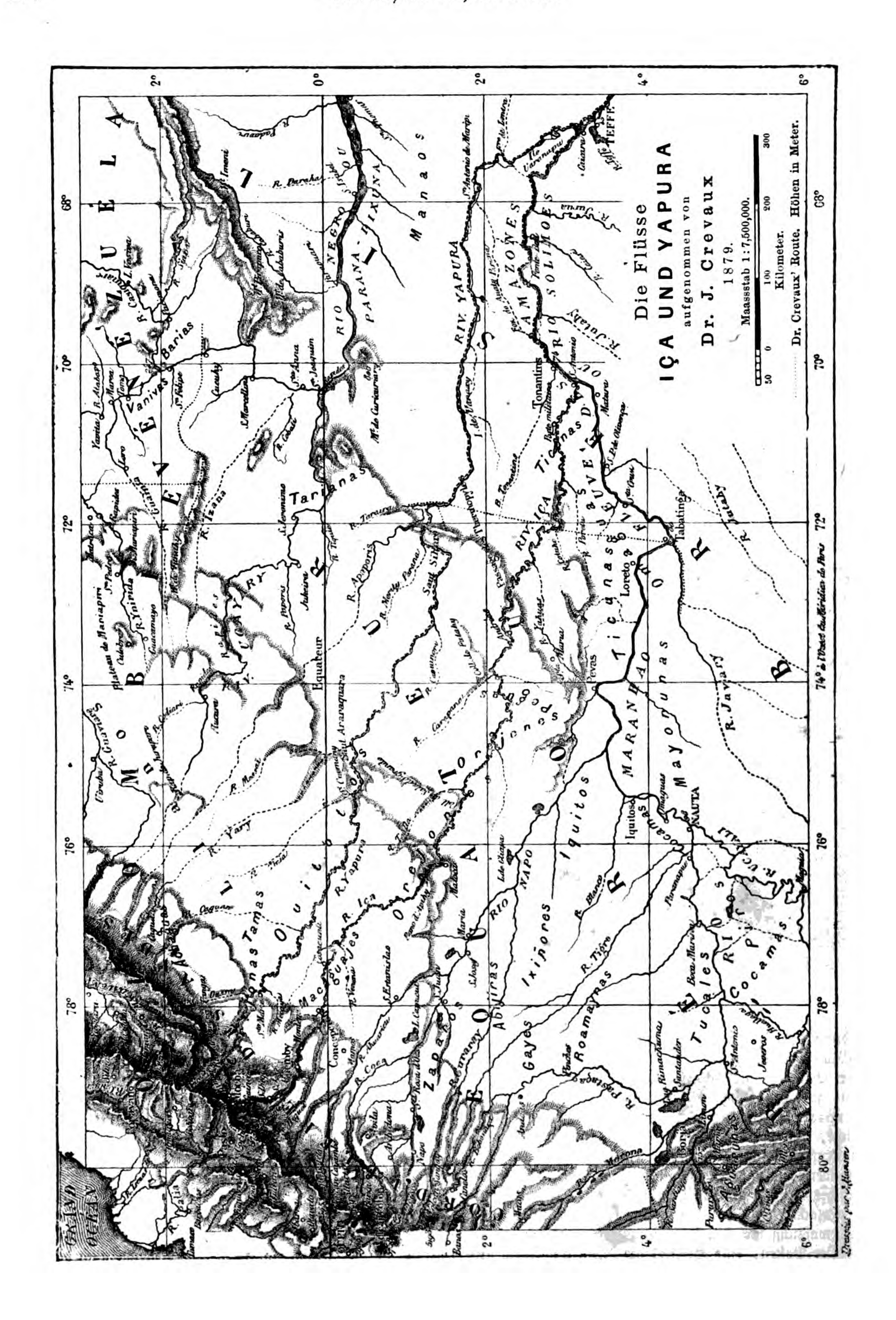
welche geographische Nachrichten über den wichtigen Strom. Erst im Jahre 1864 suchte ein junger Columbier, der oben erwähnte Rafael Reyes, einen Weg für die Chinarinde, welche er am östlichen Abhange der Anden entdeckt hatte, schiffte sich auf einem Boote auf dem Guineo, einem Quellflusse des Putumayo, ein und erreichte, Tag und Nacht fahrend, in weniger als einem Monate den Amazonenstrom. Dann begab er sich sofort nach Rio de Janeiro und erhielt für seine Chinarinde freie Durchfuhr durch das brasilische Reich. Einige Monate später fuhr er den Iça wieder hinauf, diesmal nicht mehr in einem Boote, sondern mit zwei kleinen Dampfern, von denen er den einen, die brasilianische Regierung den andern befrachtet hatte. Bei dieser Gelegenheit hat Reyes mit Hilfe des Portugiesen Bissau eine Kompaßaufnahme des Flusses von seiner Mündung bis Cantinelo, wo die Dampfschifffahrt ein Ende nimmt, gemacht, die freilich nur eine sehr rohe Skizze genannt werden kann. Endlich hat eine brasilianische Kommission unter Costa Azevedo den Fluß bis zur Einmündung des Mrari, d. h. anderthalb Stunden Fahrens weit von der Mündung aus, aufgenommen. Es gab also noch keine Karte des Iça-Laufes oberhalb Cantinelo, eine Lücke, welche Crevaux mit möglichster Sorgfalt auszufüllen bemüht war. Da der Dampfer bei dem niedrigen Wasserstande öfters auflief, so ließ der Kapitän zahlreiche Lothungen ausführen, um einen Kanal zu finden, und diese hat der Reisende gleichfalls in seine Karte eingetragen.

Am 15. April, gegen 7 Uhr Abends, langte er an der



Ein Dampfer auf dem Iça. (Nach einer Photographie.)

Mündung des Iça an; es stehen dort auf hochgelegenem, mit Gras bewachsenem Terrain fünf Hütten, welche den Weiler San Antonio bilden, und wo einige brasilianische Beamte zur Erhebung der Eingangszölle von colombianischen Waaren stationirt sind. Die Schifffahrt ist zunächst so leicht, daß der 2 m tiefgehende „Canuman“ mit voller Dampfkraft, wie auf dem Amazonenstrome, laufen konnte; doch hinderte die starke Strömung (2 Seemeilen per Stunde) ein rasches Vorwärtskommen. Um 5 Uhr Morgens wurde Halt gemacht, um Holz einzunehmen, und einige mit der Grenzbewachung beauftragte brasilianische Soldaten zu landen. Der Posten, eine Bretterhütte, liegt auf einem Hügel von 4 bis 5 m Höhe. Während Crevaux die Breite und Tiefe (12 m) des hier eingeengten und schnell fließenden Flusses maß, stöberte Apatu in dem Garten des Wachthauses herum und kam mit den Samen einer Malvacee zurück, welche die Roucouyennes in ihren Lichtungen anbauen. Mit einem Aufgusse derselben waschen sie ihre Hunde, wenn sie auf die Jaguarjagd gehen, weil der sehr scharfe Moschusgeruch der Samen dem Tiger höchst zuwider ist. Diese Pflanze (ambrette, Bisamstrauch, Hibiscus abelmoschus genannt) wird auch bei der Parfümerie verwendet, wie Crevaux nachträglich erfuhr. Verhält es sich in der That so, wie die Roucouyennes angeben, so, meint er, könnten sich die Pariser galanten Damen ungestraft in die südamerikanischen und vielleicht auch die bengalischen Urwälder wagen. Und warum hat der Jaguar solchen Abscheu vor dem Moschusgeruche? Weil alle seine


Die Flüsse
IÇA UND YAPURA
aufgenommen von
Dr. J. Crevaux
1879.
Maasstab 1:7,500,000.
Kilometer.
Dr. Crevaux' Route. Höhen in Meter.
V E N E Z U É L A
RIO NEGRO
RIV. YAPURA
RIV. IÇA
MARAÑAO
NAPO
Iquitos
Tabatinga
Loreto
NAUTA
Tarianas
Equateur

Feinde danach riechen, das Pekarischwein, dessen Herden er nicht gewachsen ist, die Schlangen, der Kaiman.

Weiter um 5 Uhr 50 Minuten. Der Strom wird breiter und umschließt große Inseln. Am rechten Ufer mündet der kleine See Carananca mit schwarzem Wasser, an welchem einige Ticunas-Indianer vom Fange der Schildkröten und Piraracu-Fische leben. Um Mittag fährt der Dampfer zwischen den beiden großen Piranas-Inseln hindurch und passirt bald darauf die Spitze Tauari, so genannt nach einer Leguminose, deren Bast von den Anwohnern des Iça wie von den Roucouyennes wie Cigarrettenpapier verwendet wird. Um fünf Uhr bemerkte man am rechten Ufer, etwas unterhalb des Krik Kereju, mitten in der weit überschwemmten Niederung einen circa 1 m hohen Uferrand, einen der wenigen Punkte, welcher unglücklichen Bootreisenden zum Lagerplatze dienen kann. Bei Anbruch der Nacht fuhr man in den nur 30 m breiten Arm Ke'ue ein, der so tief war, daß der Lootse die Fahrt selbst in der Dunkelheit unbekümmert fortsetzte. Um 6 Uhr des folgenden Tages bemerkte man am rechten Ufer eine kleine Maniokpflanzung, die ein Brasilianer mit Hilfe einiger halb civilisirter Ticunas-Indianer bebaut, und $3\frac{1}{2}$ Stunden später den Krik Mrari, welcher die Grenze zwischen dem brasilianischen Kaiserreiche und den früheren spanischen Besitzungen bildet. Dort stand sonst der brasilianische Grenzposten, der wegen der Ungesundheit des Ortes verlassen werden mußte; es wird aber schwer halten, für denselben eine bessere Lage am Unterlaufe des Flusses ausfindig zu machen, denn abgesehen vom Fieber, welches in diesen kaum über den Wasserspiegel hervorragenden Gebieten überaus heftig auftritt, hat man Tag und Nacht von Tausenden von Insekten zu leiden, bei Tage von der kleinen schwarzen Pion-Fliege, welche besonders am Rücken der Hände und Füße Blut saugt, bei Nacht von Moskitos.

Um 2 Uhr 50 Minuten wurde gehalten, um für die jungen Stiere, welche sich als Proviant an Bord befanden, Gras zu schneiden. Dabei wurden einige Lothungen vorgenommen, um einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen.



Hütte der Orejones-Indianer am Iça. (Nach einer Photographie.)

In der Mitte des Flusses maß man 7 m und am Ufer, welches aus frisch angespültem Lande besteht, 4 m. Gewöhnlich ist er am konvexen Ufer weniger tief und reißend, und dort fahren auch die Boote stromauf, während die Dampfer, um nicht aufzufahren, den großen Krümmungen, also dem konkaven Ufer folgen müssen. Letzteres fällt steil ab und wird unmerklich vom Flusse weggespült, welches die großen Bäume unterwäscht, so daß sie bei Hochwasser umstürzen. Der Erdboden aber wird an das gegenüberliegende Ufer geführt, wo er sich hinter einer vorspringenden Spitze festsetzt und sich bald mit zartem Grase (capin) bedeckt. Rasch wird dasselbe von großem Schilfrohre verdrängt, aus welchem sich die Indianer ihre Pfeile schneiden; einige Monate später schießen Bäume mit hohen Zweigen (Clibadium) auf, und in ihrem Schatten entwickeln sich wieder mächtigere Waldbäume, deren Samen in dem schlammigen Alluvium schon enthalten waren. Um 5 Uhr zeigte sich am linken Ufer die Insel Curuarta; so nennen die Roucouyennes die Bogensehne und auch eine Art Aloë, deren Fasern sie verweben. Eine Stunde später sah man eine kleine verlassene Hütte mit grasbewachsenem Strohdache, welche auf Bissau's Karte in großen Lettern als „San Christoval" prangt; sie war indessen nur das Obdach des oben erwähnten Kommuneflüchtlings Christophe. Um 10 Uhr Abends ankerte der Dampfer vor dem Rio Yahuas, dem ersten großen Zuflusse des Iça; dort kam am nächsten Mittag ein Peruaner an Bord, welcher ausschließlich mit Sassaparilla und Curare handelt, und brachte zehn Schüsseln Fische und vergiftete Pfeile. Von ihm erfuhr Crevaux mancherlei über jenes Pfeilgift, dessen Hauptbestandtheil der Rinde von Strychnos Castelneana entnommen wird. Crevaux sammelte Theile dieser Pflanze am Amazonenstrome unterhalb Tabatinga und am Javary. Er brachte ferner in Erfahrung, daß die Quellen des Yahuas unweit von denen des Pebas liegen; in $2\frac{1}{2}$ Tagemärschen kann man von dem einen Flusse zum andern gelangen, wie es der Franzose Paul Marcoy gethan hat. Die Mündung des Yahuas ist 12 Stunden Dampfschifffahrt oder 60 Seemeilen von der brasilianischen Grenze am Rio Mrari entfernt, von der Mündung des Iça 240 Seemeilen.

26. April. Um 2 Uhr wird der Fluß, der eine kleine Hügelkette durchbricht, plötzlich schmal und fließt mit einer Ge-

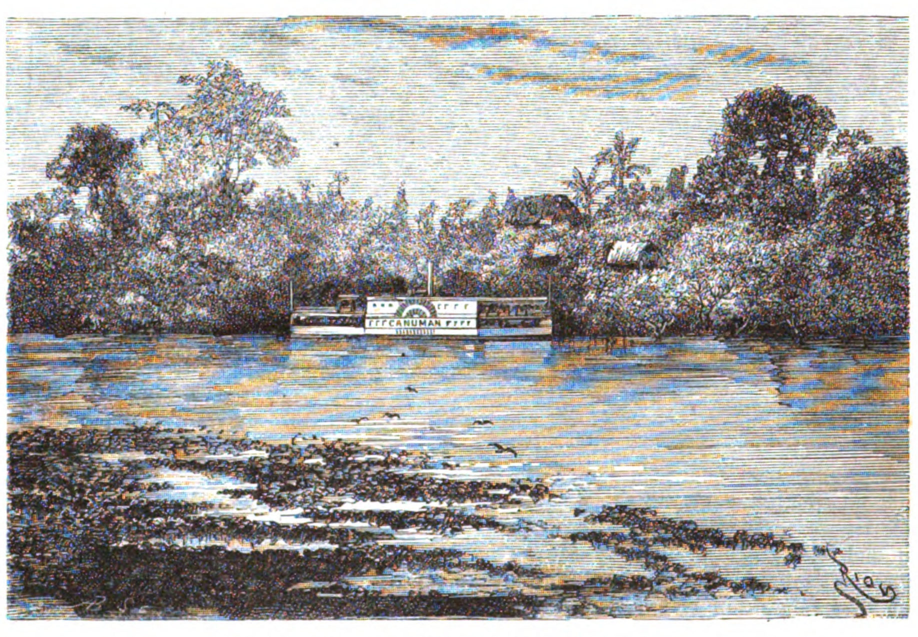
schwindigkeit von mehr als 4 Seemeilen die Stunde. Diese merkwürdige Enge erinnert an den Obligado im Rio Parana in der Argentinischen Republik; daß Crevaux sie aber auf seiner Karte „Passage des Thermopyles“ getauft hat, halten wir für mindestens geschmacklos. Oberhalb der Enge wird der Fluß wieder so breit, daß der Kapitän aus Furcht vor dem Auflaufen Lothungen vornehmen ließ; die geringste Tiefe aber fand man zu 3 m, die Breite zu etwa 1000 m. Diese stille Wasserfläche nennen die Colombianer „Remanso“. Um 6 Uhr befand man sich an einer Stelle, wo das thonige Ufer 8 bis 10 m hoch ansteigt; die Colombianer hatten dort früher einen Grenzposten gehabt. Am Abend erreichte man den Remanso Andreas, 82 Seemeilen vom Yahuas entfernt.



Irdenes Geschirr der Orejones-Indianer.

Als der Dampfer am 2. Mai anhielt, benutzte Crevaux die Zeit, Orejones-Indianer, welche circa 8 km vom rechten Ufer entfernt wohnten, aufzusuchen. Dieselben haben noch steinerne Aexte in Gebrauch und als Kleidung ein aus Weiden geflochtenes Band; nicht nur ihre Ohren und Ohrläppchen, sondern auch die Nasenflügel und Lippen sind durchbohrt. 30 Personen leben in einer großen, mit Palmblättern bedeckten Hütte (maloca); den Reisenden empfingen sie mit dem Geschrei „osu, osu!“, von dem er annimmt, daß es „Freund“ bedeute. In der umgebenden Lichtung fand er auf Pfählen fünf menschliche Schädel, die sich jetzt im Pariser Museum befinden; es hat sich aus dem Studium derselben ergeben, daß sich die Indianer vom Iça nicht von denen Guayanas unterscheiden.

Zehn Tage hinter einander ging die Fahrt unabläßig weiter, abgesehen von den kurzen Aufenthalten, welche beim Einnehmen von Holz entstanden. Von den Repiniuna-Inseln an, welche am Morgen des dritten Mai passirt wurden, fuhr der Dampfer nur noch bei Tage, und von da an zeigt Crevaux' Fluß-Aufnahme auch keine Lücke mehr. Am selben Morgen zeigte sich auch die erste Gefahr, eine Sandbank, welche Apihy getauft wurde, nach dem Namen eines Dampfers, welcher beim Hinabfahren mit einer Ladung von Chinarinde dort auffuhr.



Der Dampfer „Canuman“ in Cuemby.

5. Mai. Der Dampfer brach kurz vor Sonnenaufgang auf, gerieth aber bald in einen dichten Nebel, der bis 7 Uhr anhielt, so daß er nur ganz langsam fahren konnte und von 6 Uhr 20 Minuten an eine Stunde lang ankern mußte. 7. Mai (14. Tag). Während der Nacht war der Fluß um 1 Fuß gefallen, was um so beunruhigender war, als man sich schwierigen Stellen näherte. Besondere Vorsicht erfordert die Passage der Stelle Cosacunti (gerade unter dem Aequator gelegen), wo der Fluß sehr breit, aber nur 2 bis 3 m tief ist, so daß man das Fahrwasser mit dem Lothe in der Hand suchen muß. Beim Umfahren der Insel Pataua gerieth der Dampfer mehrmals auf Grund und mußte schließlich umkehren; dicht am rechten Ufer fand er dann besseres Fahrwasser. Weiter oberhalb bietet eine große Sandbank Hindernisse dar und ebenso die Nähe der Cantaro-Inseln, so benannt, weil man dort einen alten indianischen Kochtopf gefunden hat. In den folgenden Tagen lief der Dampfer wiederholt auf, und zweimal so stark, das ihn nur ein leichtes Anwachsen des Stromes, welches sich glücklicherweise über Nacht einstellte, aus seiner mißlichen Lage befreite. Am 8. Mai fuhr er deshalb nicht, ohne daß beständig gelothet wurde, und so langsam, daß ein Fußgänger bequem mit ihm hätte Schritt halten können. Am 9. Mittags erreichte man den Weiler Concepcion (circa 78° westl. L.

Paris und etwas nördlich vom Aequator), welcher von etwa 20 halbcivilisirten Indianern bewohnt wird. Dieselben reisen mitunter nach dem Yapura, indem sie einen kleinen, 2 km weiter oberhalb einmündenden Nebenfluß des Iça hinauffahren, dann drei Tage über Land gehen und hierauf den Mecaya, einen Zufluß des Yapura, hinauffahren. Die Nacht überraschte unsern Dampfer unweit des großen, von rechts kommenden Zuflusses San Miguel, an welchem kräftige Indianer von sehr mildem Charakter wohnen; durch Waschen gewinnen sie aus dem Flußsande etwas Gold, das sie an colombianische Händler verkaufen. Um 2 Uhr passirte man das Indianerdorf Montepa, dessen Bewohner sich mit Rocou (Orlean) und Genipa ähnliche Muster, wie die Oyampys am Oyapok, auf den Leib malen. Ihre Weiber verfertigen sehr niedliches Geschirr und verzieren es mit Mustern; Crevaux hat Proben davon mit heimgebracht. Um 5 Uhr 10 Minuten bemerkte der Reisende, welcher sich gerade vorn auf dem Schiffe befand, zuerst im Nordnordwesten einen hohen Berg, und „Los Andes" riefen seine Gefährten in Begeisterung. Gleich darauf gerieth das Schiff auf den Grund und mußte an dieser Stelle die Nacht zubringen. Ein leichtes Anwachsen des Flusses machte es am folgenden Tage (11. Mai) wieder flott. Am 12. Mai war die Schifffahrt, trotzdem die Wassermenge abnahm, leichter, als an den vorhergehenden Tagen, da der Fluß in diesem höher liegenden Gebiete nur halb so breit, dafür aber doppelt so tief ist, und Inseln nicht vorhanden sind. Um 8 Uhr fuhr man bei dem Bache Yuminia vorbei; in der Nähe desselben lagen zwei Hütten, von brasilianischen Negerinnen bewohnt, welche diese mindestens vier Monate dauernde Reise nicht gescheut hatten, um der Sklaverei zu entfliehen.

Um $^3/_4$9 Uhr befahl der Kapitän die Anker auszuwerfen. Der „Canuman" hatte sein Ziel erreicht und befand sich vor Cuemby, einer Ansiedelung von drei Hütten, wo die Compagnie Reyes eine Ladung Chinarinde hatte niederlegen lassen. Das Barometer stand auf 733,5 mm, was einer Höhe von ungefähr 265 m über dem Meeresspiegel entspricht. Die Temperatur ist dort sehr gut zu ertragen: um 7 Uhr Morgens zeigte das Thermometer $21^1/_2{}^0$, um 10 Uhr 25^0 und um Mittag 26^0 C. an.

Zuñi und seine Bewohner.

Im Sommer des Jahres 1879 sandte das Ethnologische Büreau der Vereinigten Staaten eine Expedition von mehreren Gelehrten nach den Territorien Neumexiko und Arizona, um Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Pueblos-Indianer zu studiren und zugleich Sammlungen von Steinwerkzeugen und Thongeräthen alter und neuer Zeit für das Washingtoner Nationalmuseum vorzunehmen. Eine Frucht jener Expedition liegt heute in Gestalt einer kleinen, „Zuñi and the Zuñians" betitelten Schrift vor uns, in welcher der Verfasser, T. E. Stevenson, seine während des längern Aufenthaltes in Zuñi gemachten Beobachtungen zusammengestellt hat.

Die Bewohner der zahlreichen am Rio Grande gelegenen Pueblos haben sich seit vielen Generationen schon alle mehr oder minder mit den Mexikanern vermischt und dadurch viel von ihrer ursprünglichen Eigenart eingebüßt. In den isolirteren Pueblos jedoch, in Moqui, Zuñi und einigen anderen, ist dies nicht der Fall gewesen, und wie sich hier die alten Sitten und Bräuche des Volkes, die Bauart der Häuser, die Anfertigung von Werkzeug und Geräth schon seit Jahrhunderten fast ganz unverändert erhalten haben, so lebt auch unter dem heutigen Geschlechte noch frisch und deutlich die von altersher überlieferte Sage und Geschichte seiner Vorfahren: freilich vielfach phantastisch ausgeschmückt, aber doch unverkennbar hinweisend auf das alte Kulturvolk dieser Gegend, das in prähistorischer Zeit, ehe es sich in den merkwürdigen Felsenwohnungen der Cañonwände von Neumexiko und Arizona niederließ und seine starken Thurmbauten auf den hohen Tafelländern errichtete, in den Thälern der Flußläufe gelebt haben muß, wo noch heute ungeheure, an Trümmern interessanter Alterthümer reiche Steinhaufen von den Laren und Penaten einer uralten Civilisation erzählen.

In mehr als einer Hinsicht darf das im westlichen Neumexiko (unter 35^0 1' nördl. Br. und 91^0 2' westl. L.) gelegene Zuñi für das interessanteste aller heute noch vorhandenen Pueblos gelten. Seine Bewohner haben sich ihre Sprache, die nach Professor Powell einen der vier Hauptstämme bildet, auf die alle Pueblo-Dialekte zurückzuführen sind, vollkommen rein erhalten; in Bezug auf die politische und sociale Organisation ihrer Gemeinde aber sowie auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht nehmen sie die höchste Stufe unter allen Stadtindianern des Südwestens ein.

Durch ihre eigenthümliche Bauart gleicht die Stadt Zuñi, die sich am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses auf einem 40 Fuß hohen Hügel ausbreitet, einem ungeheuern Bienenkorbe. In einer Folge von vier oder fünf Terrassen sind die steinernen, meist zweistöckigen Häuser mehr auf- als übereinander gebaut; das Dach des untern bildet immer den Vorflur oder den Hof des darauf folgenden. Wie starke Festungsbauten liegen diese seltsamen Stufenthürme rings um die beiden großen Plätze und zu beiden Seiten der geraden Straßen, aus denen das Pueblo besteht. Die oberen Häuser sind nur durch hohe Leitern zu erreichen, die von außen angelegt sind und die früher bei feindlichen Angriffen von den Bewohnern emporgezogen oder ihrer Sprossen beraubt wurden. Die Häuser der untersten Reihe jedoch, die in den anderen Pueblos, als die am meisten exponirten, ganz ohne Thüren gebaut wurden und nur durch eine ebenfalls mit einer Leiter zu erreichende Oeffnung im Dache betreten werden konnten, sind in Zuñi sämmtlich mit Thüren versehen und sollen dies nach der Angabe der Bewohner auch schon von altersher gewesen sein. Für den Fall der Noth, wo die Eingänge in einer besonderen Weise fest verschlossen und verrammelt wurden, besitzt jedoch auch hier noch jedes Haus einen Zugang durch eine Luke im Dache. Die kleinen Fenster in diesen merkwürdigen Gebäuden wurden vor nicht gar langer Zeit noch ausschließlich mit Glimmerplatten verschlossen, heute sind Glasscheiben bei den Bewohnern von Zuñi schon sehr beliebt und bezahlen sie gern jeden Preis für dieselben. Die inneren Räume in einem gewöhnlichen Hause, vier oder fünf an der Zahl, sind in den älteren Gebäuden ungemein niedrig, die Thüren nur gebückt zu passiren; in neuerer Zeit aber baut man auch in Zuñi schon in etwas größeren Dimensionen,

wenn auch unverändert nach dem alten Plane. Der Hauptraum ist manchmal mit Fliesen gepflastert, meistens aber werden die Fußböden ebenso wie die Wände mit röthlichem oder weißem Thon getüncht, eine Arbeit, die in ganz eigenthümlicher Weise und allein von den Frauen ausgeführt wird.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, und zwar leben heute gemeinhin die ärmeren Einwohner von Zuñi in den oberen Häuserreihen, die Reichen in den unteren. Es ist dies fast der einzige sociale Unterschied, der in dem Pueblo existirt, wo der primitive Zuschnitt des Lebens die ganze Bevölkerung gewissermaßen zu einer großen Familie macht. Nur der Alkalde, der indianische Stellvertreter des Gouverneurs, macht eine Ausnahme von jener Regel: er bewohnt das höchstgelegene Haus des Pueblo, von wo aus er allmorgendlich dem Volke die Anordnungen des Gouverneurs verkündet und andere etwa nothwendige Proklamationen erläßt. Von den inneren Räumen des Hauses wird nur einer, und zwar nicht einmal immer der größte, als eigentlicher Wohnraum benutzt. In diesem einen Gemach arbeitet, ißt und schläft die ganze Familie; an einem unter dem Dache angebrachten Balken hängt hier der größte Theil ihres Besitzes an Kleidungsstücken: nur die werthvollsten Gewänder, die bei den religiösen Tänzen getragen werden, sind in einem der anderen Räume sorgfältig aufbewahrt. Auf einem an der Längswand des Gemaches angebrachten Herde bereitet hier auch die Squaw die Speisen, backt das beliebte Waiawi, ein dünnes, oblatenartiges Weizenbrot, und braut das Lieblingsgetränk der Bewohner von Zuñi, ein süßes, nicht berauschendes Bier aus gekeimtem Weizen. Eine zweite Feuerstätte im Hause und der große, im Freien befindliche Backofen neben demselben, der während des größten Theils des Jahres den Hunden zum Aufenthalte dient, werden nur in einigen Herbst- und Wintermonaten zur Zeit der religiösen Feste und Tänze benutzt, wo die Weiber von Zuñi fast ausschließlich mit der Bereitung von allerhand seltsamem, eigenthümlich geformtem Festgebäck beschäftigt sind.

Sehr merkwürdig, weil von altersher in der gleichen Weise und mit dem gleichen Geräth betrieben, ist die Mehlbereitung der Zuñi-Indianer. In jedem Hause befindet sich ein im Fußboden befestigter offener Kasten, der aus Sandsteinplatten hergestellt und von rechteckiger Form, 5 bis 10 Fuß lang und etwa 20 Zoll breit und tief ist. Durch steinerne Zwischenwände in mehrere Abtheilungen getheilt, enthält er als Boden in jeder derselben einen im Winkel von 45 Grad geneigten flachen Mahlstein von verschiedener Glätte. Auf diese schrägen Steinböden der einzelnen Abtheilungen wird das Korn geschüttet und von den Weibern, die in gebückter Haltung vor dem Kasten knien, mit einem flachen Stück vulkanischer Lava, das sie möglichst fest aufdrücken, unermüdlich auf- und abgerieben. Die gleichmäßige, anstrengende Bewegung wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, um das Korn wieder zwischen die Steine zu schieben, oder um das Zermahlene von einem gröbern auf einen feinern, d. h. in eine andere Abtheilung des Kastens zu bringen, bis es sämmtliche passirt und dadurch den gewünschten Grad der Feinheit erlangt hat.

Sind die Indianer von Zuñi in dem eben beschriebenen primitiven Verfahren, wie in noch so manchem andern, auf dem Standpunkte ihrer Voreltern stehen geblieben, so haben sie auf anderm Gebiete sogar entschiedene Rückschritte gemacht. Die alten Thonwaaren, die in dem Cañon de Chelly und San Juan aufgefunden worden sind, übertreffen an Feinheit des Materials, an Schönheit und Gleichmäßigkeit der Glasur und an Symmetrie der Formen bei Weitem die Produkte der heutigen Keramik in Zuñi sowohl wie in den anderen Pueblos. Und doch sind auch diese heutigen Thonwaaren, die in Zuñi ausschließlich von den Weibern angefertigt werden, sehr beachtenswerthe Leistungen, auch wenn man nicht einmal die primitiven Hilfsmittel, deren sie sich zu der Herstellung bedienen (von der Anwendung eines Rades ist nicht die Rede), in Betracht zieht. Die vor dem Brennen der Gefäße mit einem Pinsel aufgetragene dekorative Malerei zeigt nicht nur in den Schnörkeln und Mustern, sondern gerade in den häufig angebrachten Thier- und „Teufel“-Gestalten eine überraschende Leichtigkeit und Freiheit der Zeichnung.

Bemerkenswerthe Produkte der häuslichen Industrie von Zuñi sind auch die kunstvollen Stickereien und Gewebe der Weiber. Die in einem hellern Tone von Blau gehaltenen gestickten Borten an ihren dunkelblauen Gewändern sind sehr effektvoll und erinnern in der Ausführung an chinesische Arbeit. Wahre Kunstwerke der Weberei aber sind die breiten Gürtel von feinstem Gewebe, die auf rothem Grunde ein eingewebtes geschmackvolles Muster in grüner und weißer Farbe zeigen. Der einzige Färbestoff, den die Indianer besitzen, ist Indigo; alle anderen Farben verschaffen sie sich erst durch den Handel mit den Weißen.

Was nun die äußere Erscheinung der Indianer von Zuñi anbetrifft, so sind die Männer der Mehrzahl nach unter der Durchschnittsgröße der Amerikaner, die Frauen durchweg klein und zierlich, sehr regelmäßig gebaut und mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Bis auf sieben oder acht Individuen haben sämmtliche Bewohner des Pueblos dunkles Haar; diese sieben oder acht Ausnahmen aber (drei Männer, zwei oder drei Weiber, ein achtjähriges Mädchen und ein ganz junges Kind) sind Albinos, und es ist ein sehr interessantes physiologisches Faktum, daß nicht zwei von ihnen einer und derselben Familie angehören. Sie haben helles, goldblondes Haar und eine ungemein zarte Hautfarbe, aber sämmtlich so schwache Augen, daß sie dieselben auch gegen das gewöhnliche Tageslicht schützen müssen. Stevenson fand die Angaben früherer Besucher der Pueblos, denen zufolge die Albinos in diesen Indianerstädten von der Stammesgemeinschaft ausgeschlossen würden und von dem übrigen Volke getrennt leben müßten, in Zuñi wenigstens nicht bestätigt. Sie lebten hier in ganz verschiedenen Familien, die älteren unter ihnen waren sämmtlich verheirathet und hatten gesunde Kinder; von irgend einer Ausschließung von socialen, politischen oder religiösen Rechten war nicht die Rede.

Eines sonderbaren in Zuñi herrschenden Gebrauchs mag hier zugleich Erwähnung gethan werden: unmittelbar nach der Geburt wird den Kindern männlichen Geschlechts ein fester, aus Asche und Wasser gekneteter Teig auf das Gesicht gelegt, und wird dieses Verfahren, das das Wachsen eines Bartes verhindern soll, während der ersten Kinderjahre fleißig fortgesetzt.

Von den mannigfachen Beschäftigungen der Weiber von Zuñi ist oben schon die Rede gewesen; die Männer treiben verschiedene Handwerke, beschäftigen sich aber der Mehrzahl nach hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Herden bestehen nur zum kleinsten Theile aus Rindern; vorzugsweise ziehen sie Schafe, Ziegen, Pferde und „Buros“, eine eigenthümliche Art kleiner Esel, die ihnen als Lastthiere dienen, während sie die Pferde ausschließlich zum Reiten benutzen. Einige Schweine, Hühner und zahllose Hunde gehören außerdem noch fast zu jedem Hausstande in Zuñi.

Ziemlich mannigfaltig sind auch die Produkte ihrer Bodenkultur: Weizen, Roggen, Bohnen, Gurken, Melonen

und Kürbisse, Pfirsiche und verschiedene Arten von Gewürzen werden mit gutem Erfolge angebaut. Den Tabak, den die Männer von Zuñi in kleinen Strohcigarretten zu rauchen pflegen, kultiviren sie nicht selber, sondern erhalten ihn durch den Handel mit den Weißen. Sehr bemerkenswerth ist die alte unter ihnen herrschende Sitte, stets den ganzen Ertrag der Getreideernte eines Jahres im Vorrathshause der Stadt aufbewahrt zu halten, um für einen etwa eintretenden Mißwachs oder andern Nothfall ausgerüstet zu sein. Einige der zu dem Pueblo gehörenden Farmen und Obstgärten liegen 10 bis 20 englische Meilen von demselben entfernt; doch befindet sich auch dicht am Fuße des Hügels von Zuñi eine Anzahl seltsamer kleiner Gärten, in denen hauptsächlich Melonen und Gewürzpflanzen gezogen werden. Während in vielen anderen Pueblos das System der acequias allgemein gebräuchlich ist, wenden die Bewohner von Zuñi keinerlei künstliche Bewässerung für ihre Felder und Gärten an. In den natürlich bewässerten Thälern bauen sie ihr Getreide, die Obstgärten aber legen sie vorzugsweise auf der Höhe der „Mesas“ an, den kleinen getrennten Plateaus von Neumexiko, wo die größere atmosphärische Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanzungen günstig ist. Der Hauptsache nach verlassen sie sich eben gänzlich auf den Regen, und der Häuptling, der denselben herbeizurufen hat, versteht seine Sache so gut, daß er nie einen Bitt-Tanz um Regen anordnet, wenn er nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß innerhalb der nächsten zwei Tage ein Gewitter kommen wird.

Das Regierungssystem von Zuñi entspricht in seinem patriarchalischen Zuschnitt freilich nur einer verhältnißmäßig tiefen Stufe der Civilisation, ist jedoch in seiner Art vollkommen und genügt den Bedürfnissen des Volkes in jeder Hinsicht. Der Gouverneur ist ex officio der oberste Richter, vor dem alle Angeklagten verhört werden, und sein Urtheil ist entscheidend, doch steht ihm ein aus den Civilbeamten des Pueblo zusammengesetzter Rath in der Ausübung dieses Amtes zur Seite.

Alles was Stevenson über Sage und Geschichte des Volkes von Zuñi in Erfahrung gebracht hat, wurde ihm durch Pedro Pino mitgetheilt, einen der ältesten und intelligentesten Einwohner des Pueblo und zugleich den einzigen unter der ganzen Bevölkerung, der eine hinreichende Kenntniß der spanischen Sprache besitzt, um mit der Außenwelt verkehren zu können. Nach seinen Angaben sollen die Vorfahren der heutigen Bewohner von Zuñi vor grauen Jahren einmal im Cañon de Chelly in Arizona gelebt haben, wohin sie vor den Navajos und Apaches, ihren alten Feinden, geflohen waren. Nachdem sie diese Wohnsitze aufgegeben, hätten sie sich dann für eine Zeit lang im Lande zerstreut, aber bald infolge der fortgesetzten Beunruhigungen durch jene Feinde den Entschluß gefaßt, sich wieder zu gegenseitigem Schutze zu vereinigen. Damals sollen sie auf der Stelle des heutigen Zuñi ihre erste Stadt erbaut haben. Das Unglück verfolgte sie aber auch hier: sie mußten vor einer gewaltigen Ueberschwemmung abermals flüchten und siedelten sich nun auf der etwa zwei englische Meilen von der Stadt entfernten Mesa an. Der Sage nach soll das Wasser bis dicht an den Rand des 1000 Fuß über dem Thale sich erhebenden Plateaus gestiegen und schließlich nur durch Darbringung von zwei Menschenopfern zum Fallen gebracht worden sein. Ein hoch von der Mesa emporragender Felsen, an dessen zackigem Gipfel man etwas wie zwei kolossale menschliche Gesichter erkennen kann, gilt noch heute bei dem Volke von Zuñi für das auf wunderbare Weise in Stein verwandelte Bild der beiden damals in die Fluthen geworfenen Opfer.

Schon mehr auf historischem Boden fußt eine andere Sage, die von einem Konflikte zwischen jenen Bewohnern der Mesa und den Spaniern erzählt. Die letzteren unternahmen einen Angriff auf das Volk von Zuñi, um die vermeintliche Ermordung eines Priesters zu rächen, der vor vielen Jahren als Missionär hierhergegangen und nicht wieder zurückgekehrt war. Derselbe hatte aber nicht etwa seinen Tod hier gefunden, sondern sich, was in Wahrheit ja oft genug vorgekommen ist, unter dem Volke niedergelassen, dessen Lebensweise ihm zusagte, und da er sich von den Seinigen vergessen glaubte, sich schließlich ganz mit den Indianern identificirt. Erst nachdem die Spanier mehrere Tage lang gegen die Niederlassung auf der Mesa angestürmt und von oben mit gewaltigen herabgeschleuderten Steinen empfangen worden waren, wurde den Angegriffenen der Grund dieser Feindseligkeiten bekannt, und beschlossen sie, den Irrthum wegen der Ermordung des Priesters aufzuklären. Dieser mußte eine Botschaft an die Spanier verfassen und dieselbe, da kein Papier vorhanden war, auf ein glattgeschabtes Schaffell schreiben, das dann um einen Stein gewickelt und zu den Angreifenden hinabgeworfen wurde. Hierauf über das Schicksal des Vermißten beruhigt, sollen die Spanier sogleich abgezogen sein.

Sehr auffallend ist bei dieser Sage ihre fast vollkommene Uebereinstimmung mit einer Episode, die sich nach den Angaben anderer Schriftsteller bei Coronado's Angriff auf Cibola zugetragen haben soll: die Annahme, daß Cibola, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem spanischen Mönche entdeckte seltsame „Land der sieben Gemeinden“, eins gewesen sein müsse mit dem heutigen Zuñi gewinnt dadurch immer mehr an Wahrscheinlichkeit.

Die heute noch vorhandene Ruinenstätte auf der Mesa ist sehr ausgedehnt und läßt auf eine bedeutende Größe der alten Ansiedlung schließen. Die Häuser waren gänzlich aus Steinen erbaut, die so sorgfältig ausgesucht und so gut aufeinandergepaßt sind, daß sie wie behauen erscheinen; viele von den Mauern stehen heute noch in einer Höhe von acht oder zehn Fuß. Nach dem tief ausgetretenen Fußpfade zu urtheilen, der vom Thale zur Mesa hinaufführt, muß die Ansiedlung von vielen Generationen bewohnt worden sein. Zwischen der Mesa aber und dem heutigen Zuñi befinden sich noch zwei Trümmerstätten, nach Pedro Pino's Erzählung die Ueberreste der Wohnsitze, die das Volk nach seinem endlichen Verlassen der auf der Höhe gelegenen Niederlassungen gründete. Aber auch hier wurde es von seinen Erbfeinden heimgesucht, und es zeigte sich bald, daß man entweder besondere Maßregeln zur Vertheidigung und zum Schutze treffen oder aber nach den unbequemen und von den Feldern im Thale so weit abgelegenen Bergfesten zurückkehren mußte. Damals soll nun eine große Versammlung aller Pueblos dieser ganzen Gegend abgehalten und in derselben nach langen Berathungen der Entschluß gefaßt worden sein, ruhig in den tiefer gelegenen Theilen des Landes zu bleiben, ihre Städte in Zukunft aber als Festungen, d. h. die Häuser so über einander zu bauen, daß die oberste Reihe eine gute Warte abgeben mußte, während die Konsolidirung der ganzen Gebäude für den Fall eines Angriffs eine starke und sichere Verschanzung gewähren mußte. So kehrte denn das Volk von Zuñi wieder nach dem kleinen Hügel am Flusse zurück, wo ihre Vorfahren einst schon gewohnt hatten, und erbauten auf ihm ihre heutige Stadt.

Ungenau und lückenhaft, wie diese Tradition ohne Zweifel in den Einzelheiten ist, zeigt sie doch deutlich, daß es lediglich das Bedürfniß einer ausreichenden Vertheidigung der ganzen Gemeinde gegen die Angriffe ihrer Feinde gewesen ist, was die Veranlassung zu der seltsamen und wohl einzig

dastehenden Bauart der Häuser in Zuñi und mehreren anderen Pueblos gegeben hat.

In Bezug auf die Mythen und abergläubischen Vorstellungen des interessanten Volkes ist bis jetzt nur wenig mitzutheilen; denn ohne eine richtige Kenntniß der Sprache kann man ja nur unbestimmte Schlüsse ziehen aus dem Anblick der sonderbaren Zaubertänze, die eine so hervorragende Rolle in ihrem Kultus und ihren religiösen Ceremonien spielen. Das religiöse Oberhaupt von Zuñi ist der Kazike; er ist in den Augen des Volkes unfehlbar und sein Wille Gesetz für Alle. Seine täglichen Wanderungen nach der Mesa, um den Aufgang der Sonne von dort zu beobachten, haben die Veranlassung zu der irrigen Annahme gegeben, daß in Zuñi etwas wie ein Sonnenkultus bestehe; doch hat dieser Brauch keinerlei religiöse Bedeutung, sondern nur den rein praktischen Zweck der Zeitbestimmung. Schon von altersher hat sich nämlich unter den Indianern von Zuñi eine gewisse Kenntniß des Sonnenjahres vererbt und wissen sie, daß ihr neues Jahr fünf Tage nach dem Zeitpunkte beginnt, wo der Schatten in einem bestimmten Winkel gegen die Mesa fällt. Für den Gottesdienst und die verschiedenen Gebräuche bei demselben scheint ein strenges und festes Ritual zu bestehen. In der Ausübung seines Amtes bei den religiösen Ceremonien wird der Kazike von sechs Gehülfen unterstützt, deren Aemter erblich sind; auch ein „weiblicher Kazike“ gehört zu dem geistlichen Personal, eine Frau nämlich, deren einzige Obliegenheit ist, den großen Mann zu bedienen. Alljährlich bestimmt dieser zehn Männer des Pueblos, die ein Jahr lang das komische Element in den heiligen Tänzen repräsentiren müssen und die daneben einen großen Einfluß in allen geistlichen Angelegenheiten ausüben. Viele von den Tänzen werden bei Tage auf den offenen Plazas ausgeführt, auf deren einer noch die alte spanische Kirche steht; die feierlichsten Ceremonien aber finden bei Nacht in den Häusern und immer vor einem Altar statt. Von dem Kaziken aufgefordert, dürfen Fremde diesen seltsamen Feiern beiwohnen, und anstatt der unsittlichen, mitternächtigen Orgien, von denen die alten spanischen Priester und auch noch manche heutige Berichterstatter erzählen, gewahren sie dann wohl mit Erstaunen, wie hier eine ganze Folge von feierlichen Handlungen, die augenscheinlich eine tiefere Bedeutung haben, mit größtem Ernst und vollkommener Würde ausgeführt werden. Einen seltsamen Schmuck der Theilnehmer an den heiligen Tänzen bildet eine am rechten Bein befestigte Klapper, die aus Schildkrötenschale und mehreren daran gehängten kleinen Fußknochen einer Ziege besteht. Es hielt sehr schwer, eine solche Klapper, die das Eigenthum der „Kirche von Zuñi“ ist, für die ethnographische Sammlung zu erhalten, fast ebenso schwer, wie einen von den geweihten, zierlichen Thonkörben, die zur Aufnahme des heiligen Mehles dienen, das vor den Tänzern, auf den Altären und über verschiedene andere zum Gottesdienste gehörige Gegenstände ausgestreut wird.

Die estufas oder Tanzhäuser, die in einigen Pueblos rund sind und von den übrigen Häusern ganz abgesondert stehen, sind in Zuñi von rechteckiger Form und stehen mit den Wohngebäuden in einer Reihe. Von den großen Feuern, die in diesen Häusern immer brennend erhalten werden sollen, gewahrte Stevenson in Zuñi nichts, doch ist es trotzdem nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß ein gewisser Kultus des Feuers sich auch unter den Einwohnern dieses Pueblo vorfindet. Sie haben einen heiligen Ruf nach Feuer, der bei den meisten ihrer religiösen Ceremonien erschallt; die Aufführung einiger ihrer Tänze wird stets dadurch verherrlicht, daß in den Straßen des Pueblo gewaltige Feuer angezündet werden, und nach altem Brauche nimmt in Zuñi keine Familie das tägliche gemeinsame Mahl ein, bevor nicht etwas von den Speisen ins Feuer geworfen und dasselbe mit einer bestimmten Formel aufgefordert worden ist, das Opfer zu verzehren.

Eine eigenthümliche Erscheinung in Zuñi sind die zahlreichen, von den Eingeborenen in großen Käfigen gehaltenen und sorgsam gepflegten Adler. Dieselben sind indessen nicht, wie dies von früheren Reisenden mit aller Bestimmtheit behauptet worden ist, heilige und als göttlich verehrte Vögel: nur um ihrer Federn willen, die bei allen religiösen Ceremonien zur Ausschmückung der Altäre und als Hauptschmuck für die Festtheilnehmer dienen, werden sie von den Indianern gefangen und in den Käfigen verpflegt.

Eines seltsamen und bei dem friedlichen Volke von Ackerbauern überraschenden Zuges erwähnt Stevenson noch: wie die nomadisirenden Wilden des Westens skalpiren diese Stadtindianer ihre gefallenen Feinde und während sie stolz darauf sind, daß sie noch nie einen weißen Mann getödtet haben, rühmen sie sich gern mit der größten Ostentation des Besitzes zahlreicher Skalpe von den Navajos, den Erbfeinden ihres Volkes. Charakteristisch ist auch ihr tiefeingewurzelter Haß gegen das mexikanische Volk. Nur in seltenen Ausnahmefällen darf ein Mexikaner die Stadt betreten; nie aber werden sie ihm erlauben, ihren feierlichen Tänzen beizuwohnen, da sie fest überzeugt sind, daß seine unheilvolle Gegenwart das erwünschte Gute, das sie durch ihren Tanz zu erreichen gedenken, in das Gegentheil verwandeln müsse.

Dies sind in Kürze die hauptsächlichsten Mittheilungen Stevenson's über das interessante Volk von Zuñi. Wie es ja kaum anders sein kann, lassen uns die vereinzelten Aufzeichnungen des der Sprache unkundigen Reisenden einstweilen noch manche Angaben vermissen, die zu einem klaren Bilde von dem Leben und Treiben in dem Pueblo unentbehrlich sind: sie genügen indessen, um uns erkennen zu lassen, welch ein reiches Feld für die wissenschaftliche Forschung sich in diesen wenig bekannten kleinen Indianergebieten noch vorfindet. Hoffentlich wird die amerikanische Regierung bald — so lange es noch Zeit ist! — die geeigneten Schritte thun, um die archäologischen und ethnographischen Schätze der Pueblosgebiete zu heben.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

3. Die Thalbildung des Westplateaus.

Vom Hohneckmassiv strahlen vier Höhenrücken aus, zwei nach Norden und zwei nach Süden. Die südliche Zweitheilung ist leicht verständlich: denn da wir den östlichen Zug derselben, welcher nördlich das Thurthal begrenzt, weder in der Hauptaxe des Gebirges finden, noch derselbe als Wasserscheide irgend einen andern als nur lokalen, ganz in das Gebiet der Vogesen fallenden Einfluß hat, so kann er trotz seiner bedeutenden Höhe, Breite und Länge nur als Seitenarm betrachtet werden, der vom Hauptkamm des Gebirges ausgeht. Die Wasserscheide zwischen Oberrhein und Mosel bildet der zweite südliche Zug, der nach Südwesten gerichtet in etwas unregelmäßigem Verlauf die Hauptaxe des Gebirges fortsetzt und am Rheinkopf südlich zunächst die Ronde tête, dann den Grand Ventron (1209 m), den Wildkatzen- (oder Hasen-) Kopf, die Felzacher Höhe, die Ronde feigne, die Drumontgipfel (1226, 1208 m; der höhere ist der Felleringerkopf), den Steinkopf (1192 m), den deutschen Kopf (1004 m), die tête de neuf bois (1234 m), die Gipfel des rothen Vasen, obersten Vers, Steinbergs u. s. w. (1124 m, 1249 m, 1100 m) trägt und im Elsässer Belchen (1290 m) endet. Fast alle diese Gipfel sind von Ballongestalt. Sie selber sind meist nicht hoch über die Gesammtrücken erhaben, und daher erklärt sich das mauergleiche Ansehen, welches das Massiv z. B. der Ventrongipfel von Westen her zeigt. Aber der ganze Rücken zerfällt in eine Menge von einzelnen Gebirgsstöcken, wie das lange Massiv der Ventrons, das kürzere der Drumonts, dann wieder das des Gresson, des Ballon d'Alsace, eine Bildung, welche nach Norden nicht wiederkehrt; zuerst ist dieselbe, freilich in etwas übertriebener aber interessanter, streng, ja übernaturalistischer Weise auf der Cassinischen Karte wiedergegeben.

Der eine mächtigere der beiden Nordzüge, die Hautes Chaumes, zeigt nun gar keine Gipfelbildung mehr, bis auf seiner Linie nach der Senke von le Bonhomme der mächtige Brezouard aufsteigt. Fast ganz parallel mit diesem Zuge geht vom Hohneckmassiv, durch den Querrücken le Collet mit ihm zusammenhängend, ein schmaler zweiter Nordzug aus, welcher genau in der Verlängerung der Axe des Gebirges liegt, wie dieselbe vom Ballon d'Alsace bis zum Ventron sich zeigt; verlängert man die Axe weiter nach Norden, so trifft sie genau mit der Bodenschwelle, welche den Climont trägt, und mit der Axe des Hochfeldes zusammen, während der Zug der Hautes Chaumes sich immer weiter östlich wendet. Dabei aber bleibt jene westliche Kette immer durchaus schmal und unverändert in der Breitenausdehnung. Etwas nördlich von der Schlucht beträgt die Breite ihres Fußes, der hier etwa 800 m hoch gelegen ist, 1,5 km, der eben so hoch angesetzte Fuß der Hautes Chaumes an der gleichen Stelle mehr als 3 km; bei Xefosse, wo die Meurthe sich nach Westen wendet, hat der Fuß des Westzuges (bei 660 m Höhe) abermals nur 1,5 km Breite, die Hautes Chaumes dagegen bis Pairis (dieselbe Höhe, 660 m) 6 km! Bisher ist der westliche Zug schon einmal unterbrochen bei le Valtin; nach der zweiten Unterbrechung bei Xefosse aber wird er immer breiter und höher und verläuft ohne weitern Einschnitt bis zum Climont, wo er rechtwinklig umbiegt um mit dem Altenberg zu enden. Seine Höhen sind: der Roßberg westlich von le Bonhomme 1130 m, Brehaingoutte 995 m, Chateau de Faite 894 m, Haut des Heraux 998 m (der Name ist der französischen Karte entnommen, in der Gegend ist er unbekannt) und Altenberg 880 m; vor diesem letztern sinkt er bis zu 675 m herab. Ganz anders der Westzug: Hautes Chaumes bis 1309 m, Tête des Faux, mit dem sie enden, 1222 m; nach der Senke von le Bonhomme, die freilich nur 400 m hat, folgt der Brezouard mit 1231 m, der Thännichel (970, 800 m u. s. w.). An Höhe, Breite, Geschlossenheit ist er dem erstgenannten Zuge bei weitem überlegen, welcher dagegen andere wichtige Eigenschaften zeigt: zunächst, daß er die Axe des Gebirges fortsetzt, dann, daß er — mit Ausnahme der Meurthe bei Xefosse — durchaus die Wasserscheide zwischen Rhein und Mosel bildet, während der andere Zug, den bei le Bonhomme die Bechine durchbricht, ebenso wie jener östliche Südzug, der den Ballon von Sulz trägt, als Wasserscheide nur lokal, nur für die Vogesen von Bedeutung ist. Vom Climont an bildet die fortgesetzte Gebirgsaxe die Wasserscheide. Eine so starke und namentlich so tiefe Einsenkung, wie der Ostzug beim Bonhomme, erleidet der Westzug nicht, dessen Gesteinmaterial auch durchgängig (von Modificirungen des Granitits abgesehen) das gleiche ist, während der Brezouard ein wesentlich anderes Material zeigt: hier unterbricht den Granitit, der weiter östlich wieder auftritt, echter Granit in einem ausgedehnten Massiv.

Diese beiden Züge schließen das bedeutendste Längsthal des Gebirges ein, dessen Bildung merkwürdig genug ist. Wie läßt sich sich erklären? Wie erklärt sich ferner jene so auffallende Thalbildung, die wir von der Westverlängerung des Hohneck allseitig ausstrahlen sahen? Beide Fragen müssen wir zusammenfassen.

Die französischen Geologen erklären jene strahlige Thalbildung durch eine Zertrümmerung des Bodens, welche in Folge eines mächtigen von unten wirkenden Stoßes eintrat. Elie de Beaumont sagt (Explication de la carte géologique de la France 1, 430 seq.): „Der Wasserfall le Saut-des-Cuves, zwischen den Seen von Longemer und Gerardmer, hat eine im höchsten Grade bemerkenswerthe Lage wegen der fast ganz regelmäßigen Konvergenz mehrerer tief eingeschnittener und oft weithin geradliniger Thäler. Dies sind 1) das Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Evelines, etwas unterhalb Granges; 2) das Thal der Source-Neuve (Neuné) von Neymont bis Gerbépal; 3) das obere Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Longemer und vielleicht, jedoch in gebrochener Linie, bis zum See von Retournemer; 4) das Thal der Jamagne, vom Saut des Cuves bis Gerardmer und vielleicht, in gebrochener und verzweig-

ter Linie, bis Tholey und Vagney. Ein fünftes Thal, das von Plainfaing und Sachemont, würde verlängert ganz nahe dem Ausgangspunkt der übrigen verlaufen. Diese Anordnung ... giebt ganz natürlich die Idee einer sternförmigen Zertrümmerung des Bodens durch eine von unten hebende Kraft. Welche Eruptivgesteine haben die Hebung veranlaßt? Vielleicht die Quarzporphyre, welche gangartig in den Graniten beim Saut des Cuves auftreten? Oder die Serpentine, welche sich in der Nähe finden, bei Neymont (Nayemont) und bei Xettes-de-Gérardmer? Ist der Basalt hier gleichzeitig emporgedrungen wie bei Essey in Lothringen und Reichenweiher im Elsaß? Es fehlt mir an Material um zu entscheiden." Aehnlich haben sich E. de Billy (1850) und Henri Hogard ausgesprochen.

Aber jene Basalte, Serpentine, Quarzporphyre sind viel zu unmächtig, sie treten ferner (man vergleiche Billy's Beschreibung) in einer Art auf, welche jeden Gedanken an einen so mächtig zertrümmernden Stoß unmöglich macht. Auch stimmt die ganze Gestalt der Gegend nicht zu jener Idee. Erstlich sehen wir eine ganze Reihe ähnlicher Thäler ebenfalls strahlenförmig, aber keineswegs von dem Mittelpunkt jenes Wasserfalles (Saut des Cuves), vielmehr alle von der Westverlängerung des Hohneck selber ausgehen, theils ostwärts vom Saut de Cuves, wie das Meurthethal, welches seiner Lage nach durchaus zu diesen Thälern gehört, wie die Thäler der Moselotte, theils weit im Westen, wie z. B. das Thal des Barba, der bei Docelles in die Vologne geht. Das Emportreten aber des ganzen Hohneckmassives als Veranlassung des zertrümmernden Stoßes zu denken, ist ein Ungedanke, auch würde dann die Gegend in viel wilderer, keineswegs so regelmäßiger Weise zerstört sein; und endlich ist ja das ganze Terrain nach dem Vogesenkamm und um jenen Westrücken des Hohneck gehoben, mit dem es einheitlich zusammenhängt, so daß also unmöglich irgend ein einzelner Stoß die Thallinien hervorgebracht haben kann, welche überhaupt doch nur eine sehr entfernte Analogie, keineswegs eine zwingende Gleichheit mit den mechanischen Wirkungen eines (von unten kommenden) Stoßes haben.

Wir haben es hier also nicht mit einer Wirkung von unten herauf, vielmehr mit einer solchen von oben herunter, nicht mit einer mehr weniger plötzlichen Stoßwirkung, vielmehr mit der sehr allmäligen Wirkung des Wassers, der Erosion, zu thun. Der Erosion verdankt das ganze Gebiet seine Gestalt, ihr gehören alle die vom Hohneckmassiv ausstrahlenden Thäler an; und diese Erosion, die sie bewirkende Wassermenge war wesentlich mit bedingt durch die bedeutende Hebung des Hohneckmassives.

Um diesen Satz zu beweisen, müssen wir weit ausholen und zunächst auf die meteorologischen Verhältnisse des letztern kurz eingehen. Eine ausführliche Behandlung verbietet leider die Art des vorhandenen Materials. Westwärts von den Vogesen sind Südwestwinde die bei weitem vorherrschenden, auch Nordweste sind zahlreich, seltener reine Weste; Ostwinde werden durch die Vogesen selber abgehalten, während in das Thur- und Münsterthal Südoste und Oste nicht selten eindringen und bis zum Kamm des Gebirges ansteigen. Wie sehr aber z. B. am Hohneck die westlichen den östlichen Winden an Stärke und Häufigkeit überlegen sind, das zeigen schon die Bäume, deren Zweige ja beim Hinansteigen zum Schluchthôtel alle östlich, nordöstlich, gerichtet sind. Und dieselbe äußerst wichtige Erscheinung zeigen die Bäume und Sträucher auf der Kammhöhe überall, nicht bloß am Hohneck, sondern über den ganzen Kamm, bis zum Ballon d'Alsace hin und weiter über den südlichsten Querzug der Vogesen bis zum Bärenkopf. Auch der Umstand, daß das Hohneckmassiv nach Westen zu weit tiefer hinab entwaldet ist, als nach Osten hin, spricht für das Vorherrschen und die Heftigkeit der Westwinde. Diese alle, namentlich aber die von Südwest kommenden, sind ganz besonders reich an Dampfgehalt; im Winter entladen sie, oft beinahe plötzlich, kolossale Schneemassen, und die dichten, oft gleichfalls plötzlich eintretenden Nebel, welche sie bringen, sind bekannt und gefürchtet genug. In der Nähe des Gebirges werden die Niederschläge immer reichlicher: so beträgt zu Mirecourt (280 m Höhe) aus den vier Jahren 1868 bis 1871 das Mittel des Niederschlages nach Ad. Bronsvick[1]) 736,6 mm, zu Epinal (Höhe des Regenmessers 333 m) in ebenfalls vier Jahren (1872 bis 1876) nach Demangeon[2]) 895,6 mm, und im Thal von Cleurie (Höhe des Beobachtungsplatzes 620 m) in den Jahren 1862 bis 1867 nach Xavier Thiriat[3]) 1358 mm; dehnt man aber die Zahl der Jahre aus, so wächst die Ziffer des Niederschlages; das Mittel von 1862 bis 1869[4]) beträgt für das Thal des Cleury 1374 mm und von 1852 bis 1868[5]) sogar 1470 mm, mit welcher letztern Angabe die wahre Mittelzahl erreicht sein mag. In Weßerling[6]) (437 m Höhe, Thurthal) beträgt das Mittel von 1849 bis 1868 1157,4 mm; dagegen war auf der Station[6]) Rothlach (Hochfeld, 1000 m) aus den Jahren 1850 bis 1869 das Mittel 1540 mm. Vom Hohneckmassiv ist leider kein Beobachtungsmaterial vorhanden; die Höhe der Niederschläge ist aber hier unzweifelhaft noch um ein Bedeutendes größer, als auf der Rothlach, weil der Hohneck den Südwestwinden viel früher und bei seiner größern Höhe mehr ausgesetzt ist, als die Station des Hochfeldes. In längst vergangenen Jahrhunderten mußte ferner, bei viel stärkerer Bewaldung der Gegend, die Niederschlagmenge noch größer sein; zur Zeit aber, als der Hohneck und die nächstliegenden Gebirgstheile mit Gletschern bedeckt waren, mußte sich der Dampfgehalt der warmen Südwestwinde, deren Bahn ja auch damals frei war, noch viel massenhafter auf den damals viel kälteren Bergen niederschlagen. Jedenfalls haben wir uns die Wirkung dieser Niederschläge durch außerordentlich lange Zeiträume in Thätigkeit zu denken, gewiß schon seit der Zeit, als die heutigen Vogesen sich erhoben; und war der Hohneck nicht in das Buntsandsteinmeer untergetaucht, so umwehten sie ihn schon in triassischer Zeit, wie jetzt, da sie auf der großen allgemeinen Luftcirkulation beruhen, welche eintrat, sobald die Tropenzone irgend wärmer war, als die Zonen höherer Breiten. Dies aber mußte durch die Insolation schon sehr früh eintreten.

Die Wirkung dieser so unermeßlich lange anhaltenden Niederschläge war nun zunächst die, daß der Hohneck selber, sowie natürlich auch seine Nachbargipfel, bedeutend erniedrigt wurden. Und ob ihnen nicht auch Ballongestalt des Hohneck zuzuschreiben ist, die er in so ganz besonderer Vollendung weit mehr als die übrigen Ballons, z. B. auch der von Gebweiler, zeigt? Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit völliger Abrundung durch so lange andauernde gleichmäßige Niederschläge, welche der heftige Wind über den ganzen

[1]) Annales de la société d'émulation du départ. des Vosges, tome 14, premier cahier, 1871, 368.
[2]) Ebendaselbst tome 14, cah. 2 und 3, tome 15, cah. 1 und 2.
[3]) Xavier Thiriat, La vallée de Cleurie, statistique, topographie etc. Mirecourt et Remiremont 1869, p. 11, p. 29.
[4]) Ch. Grad, Bulletin de la soc. d'histoire natur. de Colmar 1870, p. 32.
[5]) Xavier Thiriat a. a. O. S. 31.
[6]) Ch. Grad a. a. O. S. 120; S. 174.

Gipfel gleichmäßig vertheilt, liegt auf der Hand; sie erscheint für unsere Gegenden befriedigender, als die Erklärung durch den Wind allein, welcher überhaupt hier wohl nie ohne gleichzeitige starke Niederschläge wehte. Die geringe Schartung des Gebirgskammes ist eine Folge der verhältnißmäßig späten erneuten Hebung der Gesammtvogesen, durch welche sie ihre heutigen Höhenverhältnisse erlangten.

Zweitens ist die nothwendige Folge der abfließenden Feuchtigkeitsmassen, daß sich zahlreiche Wasseradern entwickeln, und zwar zumeist nach der Seite hin, woher die Hauptniederschläge kamen, also nach Westen hin. So fanden wir es am Donon; so fließen von der Erhebung, welche den Climont trägt, Breusch und Fave nach Westen, die Bäche, welche den Gießen bilden helfen, nach Osten; so strömt vom Elsässer Belchen östlich die Doller, westlich eine Reihe Nebenflüsse der Moselle; so finden wir es am reichlichsten ausgeprägt am höchsten Massiv des Kammes, am Hohneck, wo wir nach Osten die verschiedenen Fecht- und Thurquellen, nach Norden die verschiedenen Meurthen nebst zahlreichen Quell- und Nebenflüßchen, nach Nordwesten die Vologne nebst ihren Seitenbächen, nach Westen und Süden das System der Moselotte haben, die wir schon oben einzeln kennen lernten. Da alle diese Flüsse, soweit sie am Hohneck nicht direkt entspringen, von jener Westverlängerung desselben ausstrahlen, diese aber heutzutage keineswegs über die anderen rings herliegenden Gebirgstheile besonders erhöht ist, ja einige ihr gleichkommen oder gar sie übertreffen, so folgt daraus, daß beim ersten Entstehen dieser hydrologischen Verhältnisse auch diese Westabtheilung des Hohneckmassives bedeutend höher aufgeragt haben muß als die übrigen Nachbarberge, als heute. Auch läßt z. B. das nach Norden gerichtete Thal von Gerbépal, in welchem heute der Neuné fließt, auf eine frühere reichere Bewässerung schließen.

Natürlich mußten nun diese reichlichen Niederschläge auch die Oberfläche des ganzen Terrains angreifen. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach bis dicht an das eigentliche Hohneckmassiv selbst mit einer Buntsandsteinschicht überdeckt, aus welcher schon sehr früh die alte Granitinsel aufragte. Das Material dieser Decke wird durch die Wirkungen des Wassers leicht fortgeführt, und so schwand diese immer mehr und mehr im nächsten Umkreis des Hohnecks selber; das abfließende Wasser legte gleich in ältester Zeit bestimmte Thallinien an, welche es später immer mehr erweiterte und vertiefte. Dann aber wurde die ganze Gegend gehoben, sehr langsam, aber nicht unbedeutend; bei dieser mächtigen Ausdehnung riß die Buntsandsteindecke, und zwar da, wo sie am dünnsten, also wenigsten widerstandsfähig war, nämlich in den schon eingefurchten Flußrinnen, wenn dieselben nicht schon längst bis auf den Granit durchgedrungen waren. Jedenfalls bot sie dem fortwährend weiter arbeitenden atmosphärischen Wasser immer mehr Angriffspunkte, und so wurde sie nach und nach ganz weggeschwemmt, mit Ausnahme jener kreisförmig um den Hohneck liegenden Reste, deren eigenthümliche Lage sie wieder in nächste Beziehung zum Hohneck setzt. Da, wo die Erhebung der Granitfläche, welche wir zum Hohneck mit hinzurechneten, aufhört — wir haben vorhin die Grenzlinien gezogen —, beginnt sofort die Decke der Sedimentärgesteine, zunächst des Hauptbuntsandsteines, dann des obern Buntsandsteines; weiterhin folgt Muschelkalk, Keuper und Lias. Nach Norden zu liegen die Grenzen dieser Bedeckungen dem Centrum des Gebietes viel näher, wie nach Süden und Westen, denn dort wirkten die Niederschläge, die ja hauptsächlich mit den Südwestwinden kommen, nicht so unmittelbar, so mächtig wie hier. Daher ist denn auch die Südwestgegend weithin entblößt und ebenso fehlen die Sandsteine östlich nach dem Hochrücken der Hautes-Chaumes hin — wenn sie hier überhaupt jemals vorhanden waren.

Und nun kommen wir auf die Frage nach den Thälern zurück, von welcher wir oben ausgingen. Sind die Thäler nun wirklich von den zusammenrinnenden atmosphärischen Gewässern entstanden, so müssen wir sie da, wo die meisten Niederschläge sind, am stärksten entwickelt sehen. Das ist der Fall: nach Westen fanden wir sie am zahlreichsten, und vom Hohneck und seiner Westverlängerung, also von den höchsten, am meisten den Niederschlägen ausgesetzten Punkten, strömen sie aus, vom Hohneck selber die Meurthe, Vologne, Moselotte, Fecht und Thur. Ferner muß die Gestaltung der Thäler, wie wir sie heute sehen, aus der Thätigkeit des Wassers sich erklären lassen; und auch das ist der Fall. Wirkliche Schwierigkeiten setzt der Erklärung nur das enge Thal der Vologne, der Schlund (la gorge) oder la gauche de Vologne [1]) genannt, jenes schnurgerade ganz enge Felsenthal, durch welches die Vologne abfließt und zugleich auch die Jamagne, der Abfluß des Gerardmers, in die Vologne einfließt. Früher war unzweifelhaft, wie dies Henri Hogard dargethan und wie es aus der Beschaffenheit der Gegend auf das Klarste erhellt, der Abfluß der Vologne durch den See von Gerardmer und durch das Thal des Cleury. Jetzt ist das Hauptthal westwärts von Gerardmer durch mehrere Hügel geschlossen und erhöht und ihnen verdankt die Jamagne die Richtung ihres Laufes. Wie aber bildete sich der Vologneschlund, der sie aufnahm? Er kann erst lange nach der Bildung des Hauptthales angelegt sein, wofür seine Schmalheit und seine Geradheit spricht. War er schon vorher da, so ist die Bildung des Thales und des Sees von Gerardmer völlig unbegreiflich, da ja die Vologne dann gewiß gleich damals ihren jetzigen Lauf nahm. Folgendermaßen erklärt sich die Entstehung des eigenthümlichen Thales:

Mächtige Gletscher stiegen zur Eiszeit in alle bedeutenderen Thäler vom Hohneck hinab. Daß die Thallinie, in welcher die drei Seen gelegen sind, und welche sich hernach bei le Tholy zur Moselotte wendet, die aber vielleicht in sehr früher Zeit an le Tholy westwärts vorbei durch das Thal des Barba bei Docelles in die Vologne ging, wofür vieles spricht, z. B. auch die Höhenverhältnisse beider Thäler — daß diese Thalbildung eine sehr alte ist, geht schon aus jenen Hügeln westwärts von Gerardmer deutlich hervor: es sind alte Moränen und wir finden eben solche bei le Tholy und sonst. Die Gletscher haben die Thäler natürlich nicht gebildet, was ja bei der völlig plastischen Natur des Eises unmöglich ist — sie haben sie vorgefunden, sie haben sie etwas erweitert, geglättet, etwas ausgeschürft, sonst aber vor tieferer Erosion bewahrt. Denn was will diese Gletscherarbeit heißen im Vergleich zu der erodirenden Kraft des fließenden Wassers! Die mächtigste Eismasse hing natürlich in das mächtigste Thal hinab, in das der Seen, und der Verschluß dieses Thales vollzog sich bei dem Zurückgehen des Gletschers durch die verschiedenen Stirnmoränen, welche er an jeder Station seines Schwynens zurückließ. Zur Zeit der beginnenden Gletscher war der Vologneschlund noch geschlossen, die beiden Granitmassive, welche jetzt seine Ufer bilden, waren noch eins. Natürlich hat diese nicht später erst die Jamagne durchschnitten; auch eine spätere seeartige Stauung des Wassers von beträchtlicher Höhe ist undenkbar, denn eine solche würden die Moränen westlich von Gerardmer weggeschwemmt haben. Führte doch

[1]) So die französische Generalstabskarte. Ist la gauche nur mundartliche Umwandlung für la gorge, mit einer Art von Volksetymologie?

der eine allerdings furchtbare Wolkenbruch vom 27. Juli 1770, als le déluge de St. Anne, noch lange im Gedächtniß des Volkes lebend, einen großen Theil eines dieser Moränenberge fort. Die Gletscher der Ostseite der Vogesen hatten nun etwa eine Höhe von 300 m, nach Ed. Collomb; dieselbe Höhe darf man mindestens für die wasserreichen Westen ansetzen. Der Boden mag zur Gletscherzeit ohne die Gletscherdepositen etwa eine Höhe von 600 m gehabt haben: die höchsten Höhen zu Seiten des Vologneschlundes ragen 916, 932 m auf, der Gletscher füllte also das Thal völlig aus, und sandte Zweige in alle tiefer gelegenen Nebenthäler. Eine Thalanlage muß aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf dem Stück des Granitmassives, welches heute der Vologneschlund durchschneidet, schon sehr frühe gewesen sein, da auch hier die Sandsteindecke bis auf die Reste des Nayemont u. s. w. weggewaschen ist, da nach der ganzen Lage des Terrains sich auch hier eine Wasserader bilden mußte, da wir ferner die Stücke des Granitmassivs zu beiden Seiten der Gorge sich zu nicht unbeträchtlichen Gipfeln emporwölben sehen, deren einer, 932 m hoch, ziemlich nahe östlich an dem Schlunde liegt. In dieses Thal drang nun ein kurzer Arm des Hauptgletschers herüber und entsandte seinen Gletscherbach, der gewiß reichlich strömte und zugleich eine bedeutende Fallkraft hatte. Beim Zurückgehen des Hauptgletschers wurde dies Wasser immer stärker, schnitt also immer tiefer und tiefer ein und zerlegte so das Massiv in jene zwei Theile. Den Schlund der Vologne schildert Elie de Beaumont folgendermaßen (explicat. de la carte géol. de France I, 281): „Dieser Schlund, welcher beinahe in der Ebene mündet, zeigt ganz die Rauheit der Hochgebirgsthäler. Seine granitischen Flanken lassen nur Raum für den Fluß und schmale Wiesensäume, über welche die Straße führt. Sie bilden bald steile, nackte Granitwände, bald geradlinige Trümmerfelder mit Böschung von 20 bis 40 Grad, aus wild über einander gehäuften Blöcken bestehend, zwischen welchen die Tannen nicht wachsen konnten; bald endlich sind die Gesteinstrümmer minder groß und Tannen bedecken die Wände bis zum Flußufer selbst.“ Die Tiefe des Thals beträgt ungefähr in der Mitte, unter der höchsten Erhebung des Nordmassivs (932 m), etwa 332 m; es ist also minder tief, als z. B. das Thal des Cleury, dessen Tiefe bei la Forge 348 m, oder das der Moselotte, dessen Tiefe bei la Bresse 415 m beträgt. Dazu kommt aber noch der Unterschied der Breite, welche den Vologneschlund gegen alle übrigen, nördlichen wie südlichen, Thäler unseres Granitgebietes zeigt. Da sie alle in völlig gleichem Material angelegt sind, so haben wir hier wieder einen Beweis, daß sie nicht durch unterirdischen Stoß gleichzeitig entstanden sein können. Vielmehr hat der Gletscherbach, welcher bei dem Vorrücken des Gletschers ziemlich plötzlich sich entwickeln mußte und sehr lange in Thätigkeit war, bei reichlicher Wassermenge und starker Fallkraft, also bei beträchtlicher Arbeitskraft des Wassers (auch die geringe Temperatur desselben, welche seine Arbeitskraft etwas vermehrt, indem sie es kompakter zusammendrängt, mag erwähnt werden), — dieser Gletscherbach hat die Gorge der Vologne in den Granit hineingeschnitten. Wir haben hier dieselbe Erscheinung im Kleinen vor uns, welche wir z. B. in den Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse im Großen sehen. Alle Flüsse, bei denen die Arbeitskraft der Stromsohle bedeutend größer ist, als der summirte Einfluß der Atmosphärilien, zeichnen sich durch tief eingeschnittene, schmale, steilwandige Betten aus, gleichviel, ob die Atmosphärilien überhaupt nicht mitwirken, wie am Colorado, wo die atmosphärischen Wasser so gut wie ganz fehlen, oder ob, wie im Hochgebirge, die Fallkraft und Menge des fließenden Wassers größere Kraft besitzt, als ihre Wirkung, oder ob die ganze Bildung noch zu jung ist, um die langsame Thätigkeit der Atmosphärilien der rascher wirkenden des fließenden Wassers gleichzustellen. Dies letztere ist bei der Vologne der Fall. Auch viele Theile der Colorado-Cañons zeigen in dem obern Theil ihrer sonst senkrechten Wände eine sanftere Böschung, welche durch Verwitterung, Wind, atmosphärische Wasser u. s. w. gebildet ist. Der Vologneschlund ist in seiner ganzen Tiefe längst von den Atmosphärilien in Angriff genommen und daß ihre Thätigkeit mächtig weiter geht, das Thal immer weiter öffnet und verflacht, beweisen die zum Theil noch scharfkantigen abgewitterten Blöcke, welche die Wände und den Grund des Thales vielfach bedecken, die Schuttfelder seiner Gehänge. So wird dasselbe immer mehr den übrigen Thälern angeglichen, deren Breite durchaus für ihr höheres Alter beweist. Die Geradlinigkeit des Vologneschlundes finden wir z. B. beim Meurthethal, bei der Colline de Chajoux (Zufluß zur Moselotte), beim Thal des Flüßchens, welches bei Sapois in den Bouchot mündet, und im untern Bouchotthal wieder. Wird aber ein Thal von oben herab bis zum Grunde durch die Niederschläge, welche auf seine Seitenwände fallen, allmälig breiter, so ist die Folge, daß der Fluß in demselben nicht mehr so tief einschneidet wie früher. Denn auch sein Bett wird breiter; die an der Stromsohle concentrirte Arbeitskraft wird also zerstreut und dadurch geschwächt. Ferner setzen die abgeschrägten Uferwände seiner Arbeit geringern Widerstand entgegen, er höhlt sie aus, schwemmt sie fort und bekommt immer größern Spielraum. Jetzt kann er leichter jedem Hinderniß ausweichen; Felsstücke, welche vielleicht durch seine eigene Unterwaschung in ihn hineinfielen, auch bloß umgefallene Bäume und dergleichen wird er umgehen, und so ebnet und verbreitert er seinen Thalboden immer mehr. Jede starke Ueberschwemmung vermag seinem natürlichen Lauf eine andere Richtung zu geben. Daher, je breiter das Thal, desto stärker die Krümmungen seines — natürlich von Menschen noch unabhängigen — Flusses; es giebt keinen solchen, der in einem breiten Thale ohne bedeutende Krümmungen flösse, deren Radien natürlich im Verhältniß stehen zu seiner Wasser- und Fallkraft. So wird mit der Zeit die Tieferlegung der Thalsohle durch das Wasser allmälig geringer, die Verbreiterung des Thales immer größer und ein breites (Erosions-) Thal ist immer auch ein sehr altes Thal. Es ergiebt sich daher, daß der Vologneschlund eine verhältnißmäßig junge Bildung ist. Den Rest der ältesten voreiszeitlichen Wasserader, welche über demselben die Sandsteindecke fortführen half, haben wir vielleicht noch in dem kleinen zweiquelligen Bach, welcher in einem auffallend breiten Thal (demselben, in welchem nur wenig nordwärts der Neuné entspringt) von Norden her in die Vologne einfließt. Den Gebirgsstock la Behouille umfließt er westlich; und dieser Gebirgsstock ist auffallend hoch, 1007 m. Dieser uralte Fluß mag die erste Anlage des Schlundes gebildet haben, welchen dann jener Gletscherbach rückwärts, von Evelines aus, wie ja auch der Niagara rückwärts schreitet und wie sich die Colorado-Cañons bildeten, immer tiefer eingesägt hat. Der Wasserfall der Vologne, le Saut des Cuves, ist die heutige letzte Spur des Einsägens. Natürlich muß übrigens die Vologne ihren jetzigen Weg schon vor dem letzten Schwinden des Gletschers, welcher das Hauptthal der Seen ausfüllte, völlig fertig offen gehabt haben, denn sonst hätte die Jamagne ja, wie Hogard richtig bemerkt (coup d'oeil sur le terrain erratique des Vosges, 1848, p. 93), sich nach Westen den alten Ausweg wieder eröffnet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlauf des ostpreußischen Bernstein-Geschäftes war im Jahre 1880 gegen 1879 befriedigender und ein Aufschwung in den Handelsbeziehungen nicht zu verkennen. Der Druck, welcher 1879 auf dem Geschäfte gelastet hatte, wurde besonders durch die Imitationen hervorgerufen, gegen welche nur dadurch anzukämpfen war, daß die Producenten durch sehr bedeutende Preisherabsetzung ihnen eine wirksame Konkurrenz boten. Die Wirkung dieser Preisreduktion zeigte sich im Jahre 1880 darin, daß ein großer Theil der Fabrikanten von Bernstein-Imitationen ihre Arbeiten einstellte, und es bleibt die Hoffnung, daß nach Jahr und Tag der Artikel langsam wieder auf einen bessern Preis zu bringen sein werde. Ausgeführt wurden im Jahre 1880 von Königsberg an Bernstein 43,3 T. à 20 Ctr. im Werthe von 338606 Mark. Das Produkt geht nach allen Welttheilen. Mit der Türkei mußte Mitte des Jahres der Verkehr ganz abgebrochen und die in Konstantinopel lagernde Waare zurückgezogen werden, weil die dortigen Zustände derart unhaltbar geworden waren, daß eine weitere Verbindung nicht aufrecht zu erhalten war. Bei der Gewinnung des Bernsteins im Jahre 1880 waren beschäftigt: a) in der Dampfbaggerei Schwarzort circa 158 Aufsichtsbeamte und Handwerker und circa 800 Arbeiter; b) im Bergwerk in Palmnicken circa 500 Bergleute, Handwerker und Arbeiter. Die erforderliche mechanische Betriebskraft wurde von 28 Kesseln mit zusammen 1050 Pferdekräften erzeugt. Die Totalausbeute des Jahres 1880 ist auf circa 3130 Ctr. zu veranschlagen.

— Die Zahl der polnischen Einwohner der Stadt Posen hat während der letzten fünf Jahre zugenommen. Während früher die nichtkatholische Bevölkerung die katholische überwog, ergab die Volkszählung vom 1. December 1880, daß sich unter 64547 Einwohnern 34899 Katholiken, 22580 Evangelische und 7043 Juden, zusammen 29623 Nichtkatholiken befanden, so daß die Zahl der Katholiken die der Nichtkatholiken um 5276 überstieg. Unter den Katholiken befanden sich höchstens 3000 Deutsche, während die übrigen (also etwa 32000) polnischer Nationalität sind. Diese Erscheinung beruht theils darauf, daß der Zuzug der polnischen Bevölkerung aus der Provinz nach der Stadt Posen andauernd sehr stark ist, theils darauf, daß in den niederen polnischen Volksschichten viele Ehen geradezu leichtsinnig geschlossen werden. (Pos. Ztg.)

— Von den „Europäischen Wanderbildern" (s. oben S. 62) im Verlage von Orell Füßli u. Co. (Zürich) wurden neuerdings veröffentlicht Nro. 18 Schaffhausen und der Rheinfall und Nro. 20/21 Mailand. Der Text macht auf so manche versteckte Schönheit aufmerksam und die zahlreichen Abbildungen sind zum Theil Muster von landschaftlicher Darstellung; wir möchten es jedoch wiederholen, daß es uns im Interesse sowohl des Publikums wie der Verleger zu liegen scheint, daß den Karten und Plänen in Zukunft dieselbe Sorgfalt zugewendet wird, deren sich jetzt nur Text und Abbildungen erfreuen.

— Ein amüsantes Stück Schweizer Volksglaubens wird dem „Athenäum" (10. Sept. 1881) mitgetheilt. Wenn Jemand bei einer Tenne, wo die Drescher bei der Arbeit sind, vorbeigeht, so kann er deren Anzahl ermitteln, wenn er scharf auf den Rhythmus der Dreschflegel achtet. Sind es ihrer zwei, so klingt es, als sagten die Flegel „Barthol, Barthol!"; bei dreien hört man „Bartholo, Bartholo!" heraus, bei vieren „Bartholomä, Bartholomä!" und bei fünfen „Bartholomäus, Bartholomäus!" Es soll das der Grund sein, weshalb die Drescher diesen Apostel als ihren Schutzheiligen verehren.

— Zu Anfang 1880 befanden sich in der englischen Armee unter je 1000 Mann 691 Engländer, 81 Schotten, 216 Iren, 10 in Indien und den Kolonien Geborene und zwei Ausländer. Von je 1000 Mann gehörten 643 der englischen Kirche an, 237 dem Katholicismus, 79 waren Presbyterianer, 41 sonstige Protestanten. Außerdem waren in der ganzen Armee vorhanden 151 Mohammedaner, Hindus, Juden u. s. w. Zur selben Zeit gab es 7859 Mann (d. h. 42 pro Mille), welche weder lesen noch schreiben konnten.

— Durch einen Erlaß vom August 1881 hat der portugiesische Handelsminister die Cabotage zwischen den sieben überseeischen portugiesischen Provinzen (Macao und Timor, Goa, Mozambique, Angola, St. Thomas, Guinea und den Capverdischen Inseln) den Flaggen aller Nationen freigegeben, und in einem Zusatze zu diesem Erlasse erklärt, daß in nicht zu ferner Zeit auch das für die portugiesische Flagge bestehende Privileg des Schifffahrtsverkehrs zwischen Lissabon und allen portugiesischen Kolonien aufgehoben werden wird. (A. Z.)

— Für die überwiegende Mehrzahl der italienischen Auswanderer waren im Jahre 1879 europäische Länder das Reiseziel, und unter diesen insbesondere Frankreich, demnächst Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Deutschland, wohin sich 39713, beziehungsweise 18617, 10401 und 6700 Personen begaben. Unter den außereuropäischen Ländern dagegen übten die La-Plata-Staaten (Argentina, Uruguay und Paraguay), die im Jahre 1879 von 14166 Italienern, und Brasilien, das von 7999 aufgesucht wurde, die größte Anziehungskraft. Insgesammt wanderten aus:

	Nach europäischen Ländern	Nach außereurop. Ländern	überhaupt	Davon dauernd	Davon zeitweise
1876 . . .	86379	22392	108771	19756	89015
1877 . . .	76515	22698	99213	21087	78126
1878 . . .	72467	23901	96269	18535	77733
1879 . . .	80004	39827	119831	40824	79007

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

— Im Wilajet Jannina wurde, wie die „Polit. Corresp." berichtet, eine allgemeine Volkszählung angeordnet, und zu diesem Behufe eine aus drei Christen, drei Mohammedanern und zwei Israeliten bestehende Kommission eingesetzt. Die Volkszählung dürfte, wie man in Jannina vermuthet, für das ganze Reich angeordnet sein. Es verdient bemerkt zu werden, daß eine solche allgemeine Zählung der Unterthanen des Padischah bisher noch niemals stattgefunden hat.

— Die Kronländereien Griechenlands erstrecken sich nach englischen Konsulatsberichten über einen Flächeninhalt von 5400000 Acres, d. h. nahezu die Hälfte des Königreiches. Die officiellen Ausweise ergeben, daß 3/5 allen ackerbaren Landes unbestellt sind. In Kultur befinden sich nämlich 1920000 Acres; an fruchtbarem Boden, aber unbestellt sind vorhanden 3032000 Acres, und an Waldungen, Gebirgen ꝛc. 6838000 Acres, so daß die Gesammtbodenfläche Griechenlands sich auf 11790000 Acres beziffert. Dabei ist es nicht nur das Brigantenwesen, sondern auch das System der Kronländereien und der Mangel an Wegen, was die landwirthschaftliche Entwickelung Griechenlands so verzögert.

Obgleich bei Marathon z. B. ausgezeichneter Weizen gebaut wird, und obgleich dieser Ort nur circa 4 geogr. Meilen (30 km) von Athen entfernt liegt, so müssen die Bewohner dieser letztern Stadt sich doch von Odessa aus versorgen, da die Fracht von Marathon nach Athen sich auf 6 Pf. St. per Tonne stellt. (Registrande des Gr. Generalstabes.)

Asien.

— Gustav Kreitner's Beschreibung der ostasiatischen Reisen des Grafen Bela Széchenyi („Im fernen Osten", Wien, A. Hölder, 1880 bis 1881; in 32 Lieferungen mit 200 Illustrationen und 3 Karten) ist vor Kurzem vollständig erschienen. Es ist unstreitig eines der hervorragendsten Reisewerke der letzten Zeit, ungleich bedeutender als das von Holub, wenn nicht auch als das von Serpa Pinto. Und dabei ist zu bedenken, daß Oberlieut. Kreitner nur einen kleinen Theil seiner wissenschaftlichen Beobachtungen dieser mehr populären Schilderung seiner Erlebnisse einverleibt hat, und daß seine Höhenmessungen, astronomischen Bestimmungen und Detail-Aufnahmen noch der Veröffentlichung harren. Dennoch findet auch der Fachmann mehr als sonst in ähnlichen Werken Erörterungen über die Topographie und die Bevölkerung der durchreisten Gebiete. Unter den 200 meist vorzüglichen Illustrationen sind eine ganze Anzahl sehr dankenswerther Landschafts- und Städtebilder enthalten, welche uns Gebiete vor Augen führen, über deren Aussehen wir uns noch unlängst keine rechte Vorstellung machen konnten, namentlich was das nordwestliche Kansu und das westliche Sze-tschwan und Jünnan anlangt. Nur aus letzterm besaßen wir Francis Garnier's schönen Bilderatlas. Die Kreitner'schen Bilder sind zum Theil wohl nach Photographien, zum Theil nach seinen und den Skizzen der Herren von Loczy und Niederleithinger gemacht. Von den drei Karten verdienen die von Jezo und die von China besondere Hervorhebung, da sie Neues bieten. Namentlich die Aufnahmen im nordwestlichen Kansu sind in Anbetracht dessen, daß die bisherigen Angaben dort unter einander in unlöslichem Widerspruche standen, höchst dankenswerth. Das Buch liest sich angenehm und unterhaltend; das Urtheil Kreitner's ist unserm Ermessen nach stets gesund und verständig, obwohl es für uns Europäer ein so schweres Ding ist, die Chinesen richtig zu beurtheilen, daß Leute, welche schon Jahre lang unter und mit ihnen leben, mitunter wieder daran verzweifeln, ihren Charakter jemals ganz verstehen zu lernen.

— Wenn irgend ein Volk völlig indifferent in religiöser Beziehung ist, so sind es die Abchasen. Woran sie eigentlich glauben, das festzustellen, dürfte sehr schwer sein. Die großartigen kirchlichen Denkmäler, deren Reste noch heute in Abchasien sichtbar sind, beweisen, daß in alter Zeit hier das Christenthum herrschte. Später gelang es dem Islam wohl, das Christenthum aus Abchasien zu verdrängen; aber er gewann sich unter den Abchasen keineswegs so fanatische Anhänger als anderswo. Es gab in Abchasien keine einzige Moschee und die Mullahs genossen hier durchaus kein so blindes Vertrauen beim Volk wie bei den anderen Mohammedanern des Kaukasus. In jüngster Zeit dehnte die Gesellschaft zur „Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit" ihre Thätigkeit auch auf Abchasien aus. Die Abchasen zeigten sich den Bestrebungen der Gesellschaft gegenüber ungewöhnlich entgegenkommend und schlau. Sobald sie bemerkten, daß ihre Bekehrung zum Christenthum von der Regierung gern gesehen werde, daß jeder Getaufte ein Kreuz und einen Silberrubel erhielt, ließen sie sich möglichst oft taufen. Ein Abchase, den sein Landsmann einen Nichtchristen nannte, antwortete stolz, daß er fünf Mal getauft sei. Als man aufhörte, den Getauften einen Rubel zu geben, so ließen sich die Abchasen aus anderen Gründen taufen, wenn z. B. die Polizei-Verwaltung ihnen irgend einen Nachlaß in Betreff der Abgaben gewährte u. s. w. Nach Mittheilung der grusinischen Zeitung „Droëba" ist neuerdings im abchasischen Dorfe Beslachuba ein Geistlicher angestellt — aber ein Russe, der weder Grusinisch nach Abchasisch kann. Der Gottesdienst findet in russischer Sprache statt, von der die Abchasen natürlich gar nichts verstehen; die Beichte nimmt der Priester mittels eines Dolmetschers entgegen! Es ist unbekannt, wer auf diesen originellen Ausweg verfallen ist; aber eins ist sicher, daß dies Alles nur dazu beiträgt, den religiösen Indifferentismus der Abchasen zu verstärken und zu vermehren. („Golos" 1881, Nro. 47.)

— Im Verlaufe seiner Reise vom Irawadi zum Jang-tse-kiang hatte Mr. Henry Soltau (vgl. „Globus" XXXIX, S. 383) gute Gelegenheit, Beobachtungen über die gegenwärtige Lage der unlängst durch Kriege und Aufstände so hart mitgenommenen Provinz Jünnan anzustellen. Die Bevölkerung fand er ruhig, wohlgesittet, herzlich und gegen Fremde respektvoll, das Klima, von einzelnen Thälern abgesehen, gesund, namentlich in der trockenen Jahreszeit. Doch finden sich in den Gebirgsgegenden viel Kröpfe und Augenleiden sind außerordentlich häufig. Der Handel blüht überall rasch wieder auf, und es findet fortgesetzt eine starke Einwanderung aus der volkreichen Provinz Sze-tschwan statt. Viele Bezirke, welche nach Colborne Baber's Bericht noch unbebaut und unbewohnt waren, werden jetzt beackert; überall werden Häuser gebaut und Tempel wiederhergestellt, ein sicheres Anzeichen zurückkehrenden Wohlstandes. Freilich wird alles nun unter den Pflug genommene Land fast ausschließlich mit Mohn besäet. Schafe werden ihrer Wolle wegen in großer Menge gehalten und jährlich drei Mal geschoren, aber niemals gegessen. Der Handel innerhalb der Provinz und nach und von Birma ist sehr ansehnlich, dagegen derjenige mit Sze-tschwan sehr von der Natur erschwert. Die Waaren aus dieser Provinz werden zuerst auf Booten durch die gefährlichen Stromschnellen des Jang-tse-kiang bis Sui-fu geschafft und dabei wahrscheinlich zwei bis drei Mal umgeladen, dann entweder auf anderen Booten den Hêng-Fluß hinaufgefahren oder von Männern bis Tschao-tung getragen, wo sie Lastthieren aufgepackt werden. Diese Träger vermögen riesige Lasten, die hoch über ihre Köpfe emporragen, fortzuschaffen; sie gehen abwechselnd ein kurzes Stück und rasten dann, wobei sie ihre Lasten auf T-förmige Stöcke, die an ihrem Rücken befestigt sind, stützen. Die Reihen dieser schwer bepackten Männer, zum Theil nach dieser, zum Theil nach jener Richtung wandernd, zum Theil auch stillstehend, bilden einen ganz einzigen Zug in dem schönen Landschaftsbilde. Dann giebt es auch einige Karawanen von Ponies, starken kleinen Thieren, welche Pu-êrh-Thee, Kupfer und Opium nach Tze-tschuan und leichte Ladungen Salz und Stückgut von dort zurückbringen. Weit besser ist der Weg nach Birma, so daß sich der Handel zum großen Theile dorthin ziehen würde, wären nicht die Gebiete der Katschin-Stämme dort so schwer zu passiren.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 19. — 2. Programm einer organischen Stimmkultur von G. Gottfried Weiß.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche fünf Abbildungen nach Photographien.)

XI.

Die Bemannung des Dampfers „Canuman“ hätte sich in Cuemby, wo sie nicht mehr von Fliegen und Moskitos zu leiden hatte, rasch von ihren Anstrengungen während der Bergfahrt erholt, wenn dort nur nicht die Produkte von Ackerbau und Jagd zu spärlich gewesen wären. Die Lebensmittel beschränkten sich aber auf altes Maniokmehl, bacallao (Stockfisch) und getrocknete Pirarucu-Fische. Die wenigen Indianer, welche an den Ufern des Içá wohnen, bauen etwas Maniok, Bananen und Reis; von ersterem haben sie zwei Arten, eine mit giftigem Safte, aus welcher couac (Mehl in Klümpchen) gemacht wird, und eine zweite, yuca genannt, welche geschnitten und mit Fleisch zusammen wie Kartoffel gekocht wird. Letztere nennen die Kreolen Guayanas cramanioc. Die Vegetation ist hier eine andere, als am Unterlaufe des Flusses; auch Strychnos Castelneana, welche das Pfeilgift liefert, kommt hier nicht vor, so daß die Indianer, welche das Curare unbedingt für die Jagd brauchen, hundert Stunden weit stromabwärts fahren müssen, um es sich zu verschaffen. Am obern Içá ist dasselbe so gesucht, daß Crevaux Dinge, für welche man Geld zurückwies, sich damit eintauschen konnte; ein kleiner Topf voll Curare, wofür er am Yahuas einen Piaster bezahlt hatte, galt in Cuemby fünf.

An den Ufern des Içá wohnt nur eine sehr spärliche Bevölkerung; in den Hütten, welche der Reisende hier und da antraf, hatte er nicht über 200 Personen gezählt. Denn der Indianer vom obern Amazonenstrom wie in Guayana, flüchtet sich an die kleinen Zuflüsse, wo ihm die Weißen wenig anhaben können, und Jagd und Fischfang leichter sind. Nur ab und zu treten sie mit einem Sassaparilla- oder Kakao-Sucher in Verbindung, welche aber nie von langer Dauer ist. Denn sobald ein Indianer seine Steinaxt gegen ein Messer oder einen Säbel vertauscht hat, findet er die Gesellschaft des Weißen unerträglich und verschwindet wieder im Walde. Die große Schwierigkeit, welche sich der Civilisirung der südamerikanischen Eingeborenen entgegenstellt, ist der Mangel jeglichen Strebens bei denselben: ein Indianer, welcher einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites.

Da der „Canuman“ am 29. März Para verlassen hatte, so hatte er bis nahe an den Fuß der Anden 45 Tage gebraucht. Nur hier in Südamerika kann ein Dampfer verhältnißmäßig so weit in den Kontinent eindringen, nämlich 2336 Seemeilen oder ungefähr 4326 km. Noch 400 km mehr, und man befindet sich an der Küste des Stillen Oceans. Merkwürdig ist, daß man auf der ganzen Strecke vom Atlantischen Ocean an bis zu den ersten Vorbergen der Anden keinen Stein findet; überall sind die Ufer lehmig und der Boden besteht aus Schlamm oder feinem Sande.

Sich in Cuemby etwas ausruhen zu können, behagte dem Reisenden sehr, da ihn die Aufnahme des Içá wie selten Etwas angestrengt hatte. Um $5^1/_2$ Uhr schon mußte er aus seiner Hängematte springen und dann täglich 12 Stunden lang auf der Brücke des Dampfers in der glühen-

den Sonne ausharren, um beständig Winkel zu messen und zu zeichnen. Dabei bestand seine Nahrung meist nur aus Reis und gesalzenem Piraracu; denn da von den mitgenommenen Ochsen mehrere gestorben waren und der Kapitän einige für die Rückfahrt aufsparen wollte, so gab es nur selten frisches Fleisch. Glücklicherweise hatte er aber ein paar Kisten mit Bordeauxweinen aus Para mitgenommen, die ihn vorzüglich stärkten. Er hält dieselben für das beste Mittel gegen intertropikale Kachexie, empfiehlt deren Mitnahme allen Reisenden, welche in der Lage sind, überhaupt größeres Gepäck mitnehmen zu können, und will ihnen einen ewigen Kultus weihen, weil sie ihn zweimal auf die Beine gebracht haben.

Um auf einem andern Wege, als dem, welchen er gekommen war, zurückzukehren, griff Crevaux zu dem verzweifelten Mittel, einen übel berüchtigten Waldläufer, Santa Cruz mit Namen, welcher in Begleitung zweier kräftiger Indianer vom Rio San Miguel, Antonio und Gonzalo, in Cuemby eintraf, in seine Dienste zu nehmen. Trotz der Warnungen vor diesem „Andes-Piraten“, welche man ihm ertheilte, blieb er bei seinem Entschlusse und trat am 16. Mai um 8 Uhr Morgens in einem Boote die Weiterreise stromaufwärts an. Der Fluß war zunächst schmal und in Folge dessen reißend, so daß man kräftig rudern mußte, um die Strömung zu überwinden. Gegen Mittag passirte man den Cuemby, einen kleinen rechtsseitigen Zufluß, und landete gleich darauf an einer Stelle, die den Namen Kuri führte. „Was bedeutet Kuri,“ fragte Crevaux den Gonzalo, und dieser nahm, ohne zu reden, eine Ruderschaufel voll Sand, goß mit der Hand Wasser darauf, bis die Kiesel und der Sand nach und nach weggespült waren und einige gelbe glitzernde Blättchen liegen blieben. „Kuri,“ sagte er, „ich sehe Gold!“ Crevaux erfuhr ferner, daß der Rio San Miguel reich ist an Alluvialgold; Santa Cruz hat Spuren altspanischer Arbeiten gefunden, und noch heute sammeln die Indianer einiges Gold und vertauschen es gegen die nothwendigsten Bedürfnisse an diesen Glücksritter.

Die ersten Nachtlager (am 17. und 18. Mai) auf dieser



Wohnungen von civilisirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça.

Reise waren ziemlich ungemüthlich, da jedesmal der Regen in Strömen vom Himmel herabgoß; in der ersten Nacht stieg der Fluß um $1^1/_2$ Meter, fiel aber am nächsten Morgen ebenso rasch wieder. Am 19. fand man die Strömung weniger reißend, als die Tage zuvor, und stieß auf große, mit Kieseln (Quarz, Granit, Schiefer) bedeckte Uferstrecken, wo man stets an das Land stieg, sowohl um sich die Beine zu vertreten, als um vielleicht einige Enten oder Reiher zum Schusse zu bekommen. Wild aber war so selten, daß sie für die Küche nicht darauf zählen konnten. Der Fluß wurde allmälig immer schmaler, und es zeigte sich bereits ein aus Baumstämmen bestehendes Hinderniß, über welches das Wasser schneller dahinfloß. In dieser Nacht lagerte man an einem Platze, dessen Name Cantinelo mit großen Buchstaben auf den Karten eingetragen war. Indessen ist es nur der Name eines Indianers, welcher an einer gegenüberliegenden Barranca eine Strohhütte besessen hatte, in welcher das Haus Reyes ein Jahr lang seine Rindenvorräthe gelagert hatte. Einer seiner Dampfer, der „Tundama“, war bis hierher vorgedrungen und an einem großen Baume vertaut worden. In einer Nacht aber, während die Bemannung am Lande schlief, war der Fluß gefallen, das Schiff war vorn auf Grund gerathen, hinten untergetaucht und so untergegangen. Cantinelo's Hütte lag früher ein Stück vom Ufer entfernt; damals (1879) lag sie an demselben, und ein Jahr darauf ist sie möglicher Weise vom Strome schon fortgerissen worden, der fast augenfällig das Ufer dort benagt. Ein Kreuz, welches das Grab des Maschinisten vom „Tundama“ bezeichnet, war bereits beim letzten Hochwasser verschwunden und weggespült worden. Cantinelo lag einst auf einer großen Insel, welche damals durch Verstopfung des einen Flußarmes schon zu einer Halbinsel geworden war. Ebenso sind die zahlreichen Lagunen, welche man längs des Iça wie des Amazonenstromes findet, nichts als Reste früherer Stromarme, welche das eigensinnige Gewässer verlassen hat.

Jetzt fahren die Schiffe nicht mehr über Cuemby hinaus, weil sie von da an nur noch bei Hochwasser verkehren können.

Weiterhin wurde ein schöner Zufluß von links, der Guames (Guamoes), passirt, der in dem „See“ (Cocha) unweit Pasto entspringt (vergl. „Globus“ XXXVII, S. 226 ff.), und dessen Erforschung Edouard André für sehr wichtig hält,

weil er vielleicht einen Verbindungsweg zwischen Pasto und dem Atlantischen Ocean abgeben könnte. André selbst aber erzählt (a. a. O.), daß eine von Rodriguez ausgesandte Expedition, im November 1875, neun Tagereisen weit stromabwärts vordrang, dort jedoch den Fluß so voller Felsen und Schnellen fand, daß sie umkehrte und jede Verbindung für unmöglich erklärte. Andererseits hat Santa Cruz, der Andes-Pirat, wiederholt den Guames drei Tagereisen aufwärts befahren und erklärt die weitere Schifffahrt gleichfalls aus denselben Gründen für sehr schwierig.

Am 20. Mai erreichte Crevaux einen aus drei Häusern bestehenden Weiler, wo die Firma Reyes Chinarinde zu lagern hat. Der Verwalter des Dépôts war Don Fernando, ein Neffe der Brüder Reyes, der den Reisenden zwar freundlich empfing, bald aber seine wahre Natur herauskehrte. Crevaux war vor diesem kleinen Tyrannen, der den obern Putumayo unumschränkt beherrschte, bereits gewarnt worden. Als er am nächsten Morgen abfahren wollte, fehlten Indianer zu seiner Begleitung und sämmtliche leichte Pirogen waren angeblich für diesen Tag schon anderweitig benutzt. Am nächsten Tage neue Hindernisse, bis Crevaux kurz entschlossen nur mit Santa Cruz und Apatu seine eigene schwere Piroge bestieg und zum Erstaunen Don Fernando's davonfuhr. Schon zwei Stunden später erreichten sie ein kleines Dorf, wohin Fernando seine Pirogen, die er dem Reisenden verweigerte, hatte schaffen lassen. Dem Wächter desselben wurde von Santa Cruz gesagt: „Nimm zwei Pirogen und komm mit uns auf Befehl des Don Fernando" — ein Verfahren, das zwar nicht ganz ehrenwerth war, aber doch entschuldbar mit dem Kriegszustande, in welchen sie wieder ihren Willen versetzt worden waren.



Civilisirte Indianer von Cuemby.

Am nächsten Morgen (22. Mai) ließen sie ihre große Piroge zurück und fuhren mit Sonnenaufgang ab, häufig sich umschauend, nicht so sehr aus Furcht vor einem möglichen Angriffe, sondern aus Angst, daß sie ein Boot überholen und andere Agenten des Hauses Reyes weiter stromauf benachrichtigen könnte. Sie fuhren also den ganzen Tag und machten Abends auf einer großen, mit Geröll bedeckten Uferfläche am Einflusse des Rio San Juan Halt; man genoß von dort aus einen prächtigen Blick auf die steilen Abhänge der Anden. Auch Apatu, welcher nie etwas anderes als die nur 400 m hohen Tumuc-Humac-Berge in Guayana gesehen hatte, war über diese Riesen erstaunt und that die intelligente Frage, wohin denn das Wasser gehe, welches auf der andern Seite dieses Gebirges falle, und ob dort noch ein zweites Meer sei. Er war begeistert, als er erfuhr, daß ihn höchstens nur noch 20 Tagemärsche vom Stillen Ocean trennten; zu sehen sollte er ihn freilich nicht bekommen.

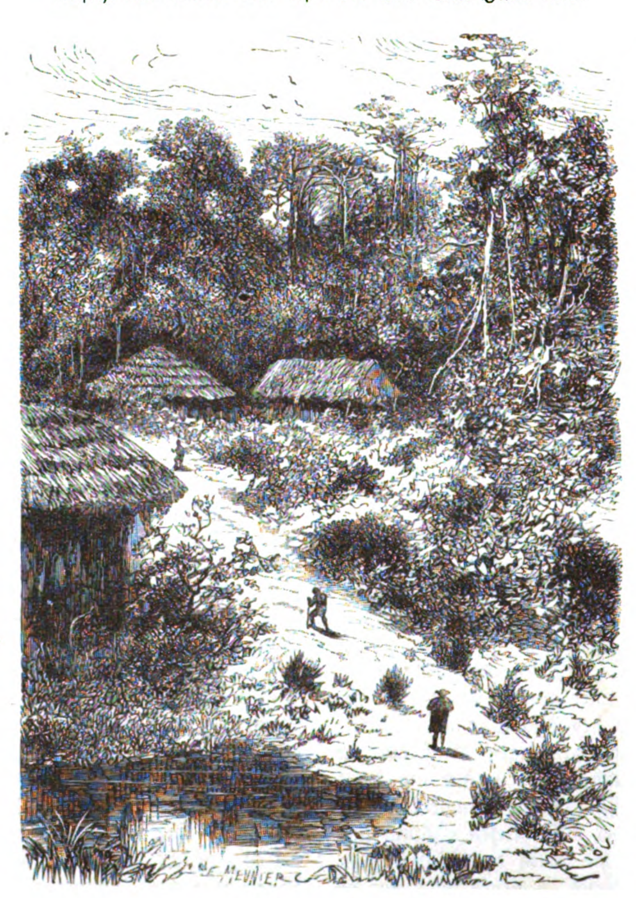
Am 23. Mai theilte sich der Fluß in zwei Arme; man fuhr den Guineo aufwärts, dessen geringe Tiefe das Fortkommen sehr erschwerte; mit einem auf Kiel gebauten Boote wäre dasselbe völlig unmöglich gewesen. Denn jeden Augenblick stieß man auf eine Sandbank oder einen Felsen. Während der folgenden Nacht fror man schon; denn obwohl man sich nur etwa 300 m über dem Meeresspiegel und noch dazu unter dem Aequator befand, so war die Luft doch schon durch die Nähe der schneebedeckten Gebirge stark abgekühlt. Am Vormittage des 25. langten sie in dem Weiler Guineo an, der wiederum nur eine Niederlage für die Chinarinde bildete, fanden dort eine gute Aufnahme, traten aber schon am nächsten Morgen den Landmarsch zum Rio Yapura an, welcher im Großen und Ganzen nordöstlich vom Iça demselben parallel fließt. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr stiegen sie in die Barranca hinab und durchwateten den Rio Guineo, dessen kaltes Wasser ihnen nur bis an die Waden reichte; eine Fahrt in Booten ist weiter aufwärts unmöglich. Der kaum sichtbare Pfad war sumpfig, und man war gezwungen rasch zuzuschreiten um nicht einzusinken. Mehrere kleine Bäche wurden gekreuzt, darunter der Rio Picudo, ein linker Zufluß des Iça, der für ganz kleine Fahrzeuge schiffbar sein soll. Crevaux hatte auf diesem Wege Berge zu finden erwartet; aber das Land war stets flach und wurde zusehends sumpfiger und schlammiger, daß man nur mühsam die Sparto-Schuhe (mit Sohlen aus geflochtener Schnur), welche man in Guineo geschenkt erhalten hatte, aus dem Kothe herausziehen konnte. Niemals griff der Reisende so aus; er rannte, er flog förmlich durch den hochaufspritzenden Schlamm und überholte schließlich die Träger, welche zwei Stunden früher aufgebrochen waren. Nachdem man so etwa 20000 Schritt zurückgelegt hatte, senkte sich das Terrain plötzlich und man erblickte unten im Grunde einen Bach, den ersten Zufluß des Yapura. Hier wurde Halt gemacht, um die Nachzügler zu erwarten und etwas Kaffee zu trinken; sonst aber befolgte Crevaux die Sitte der Indianer, unterwegs nichts zu essen, als höchstens ein Stück in Quellwasser getauchten Brotes. Um drei Uhr wurde Limon erreicht, das auf vielen Karten von Südamerika als große Stadt bezeichnet ist, in Wahrheit aber aus einer von Stroh erbauten Kirche und drei Schuppen zur Aufbewahrung von China-



Ansicht der Anden vom Ufer des Rio San Juan aus.

rinde besteht. Mocoa, welches etwa 20 km entfernt liegt, ist etwas bedeutender, weil es im Mittelpunkte großer Quinquina-Wälder sich befindet. In Limon fand man nicht das Geringste zu essen, weder Fisch noch Wild, noch frisches Fleisch. Die Arbeiter, welche täglich fünf Franken verdienen, müssen vier davon für etwas Tafia (Zuckerbranntwein) und getrocknetes Fleisch ausgeben, und in Mocoa kostet die Flasche gewöhnlichsten Weines 10 Frcs.

Als echter Brigant forderte auch hier Santa Cruz von dem Verwalter des Reyes'schen Dépôts im Namen desselben Don Fernando, welcher ihrer Abreise so hindernd entgegengetreten war, Boote, erhielt dieselben auch, und sofort schiffte man sich ein. Zwei Kilometer weit fuhr man den kleinen Rio Churugaco hinab und erreichte dann den Caqueta, der nicht tief, aber so reißend ist, daß man das Rollen



Der Weiler Guineo.

der Kiesel und Geschiebe auf seinem Grunde deutlich vernimmt. Natürlich war die Schifffahrt auf demselben nicht gerade die leichteste, und Apatu mußte seine ganze Geschicklichkeit aufwenden, um sein Fahrzeug durch das wüthend aufwallende und brausende Wasser zu lenken. Nach zweistündiger Fahrt erreichte man Paca-Yaco, wo zwei Familien freundlicher Indianer wohnten, welche Quichua sprachen und den Reisenden etwas Fische hergaben, welche mit Bananen gekocht verzehrt wurden. Schon zwei Monate hatten sie nur von gesalzenem Fleische und Fischen gelebt, so daß sich Apatu herzlich danach sehnte, in den Stromschnellen Kumarus zu schießen und Kuatas zu erlegen.

Da es in der letzten Nacht geregnet hatte, so war die Strömung eine sehr rasche, und wie die Pfeile schossen die beiden Boote dahin, zum größten Vergnügen für Crevaux;

denn zwei solche Tagereisen mußten ihn so weit von den Quellen des Caqueta entfernen, daß seine Begleiter nicht mehr daran denken konnten, ihn im Stiche zu lassen und umzukehren, und daß er seine Unternehmung bald für gesichert halten durfte. Vor dem Remolino (Stromschnelle) Uassi-panga wollte gegen 3 Uhr der Führer des zweiten Bootes für diesen Tag Halt machen, da der Fluß zu hoch und reißend sei; aber ohne darauf zu hören, setzte Apatu das Rudern fort und durchflog das gefürchtete Hinderniß, wobei freilich beide Fahrzeuge in Folge ungeschickter Bewegungen der Ruderer sich halb mit Wasser füllten. Als die Nacht herannahte, wurde an einer Stelle des Ufers, welche sich etwa 1 Fuß über das Wasser erhob, gelagert. Gegen Abend indessen begann es zu regnen und der Fluß stieg so rasch, daß sich die Reisenden gegen 10 Uhr nur noch 5 cm über dem Wasser befanden. Sie mußten also rasch die



Der Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie.

Boote wieder beladen und sich zur Besteigung derselben fertig halten. Erst kurz vor Morgen fielen sie nach einer wegen Regen und der Muskitos schlaflos verbrachten Nacht in tiefen Schlaf. Beim Erwachen aber fanden sie das eine Boot voll Wasser; das rasche Fallen des Flusses hatte dieses schwere Unglück veranlaßt, wodurch die drei Chronometer des Reisenden unbrauchbar gemacht wurden.

Noch vor Mittag erreichte man die Niederlassung Yura-Yaco, so genannt nach einem dort mündenden schönen Zuflusse von links, dessen Quellen im colombianischen Staate Tolima liegen, und der acht Tagereisen weit stromaufwärts schiffbar sein soll. Der Herr dieses Hauses war ein unglücklicher Mestize, der wie zum Hohne Fortunato hieß und scheußlich anzusehen war: Gesicht, Hände und Füße waren mit schwarzen und weißen Flecken bedeckt, daß er wie ein Schecke aussah. Dort war überall das Pigment verschwunden und die empfindungslose Haut weißlich wie eine alte Narbe; dicht daneben hatte sie einen bläulich schwarzen Ton. Die

Frau Fortunato's, um drei Jahrzehnte jünger als ihr Mann, ist eine reinblütige Weiße, die reizend wäre, wenn sie nicht an demselben Hautübel, dem carató, oder, wie Crevaux meint, der Schwindflechte (vitiligo) litte. Ihre sonst sehr niedlichen Kinder zeigen die verschiedensten Hautfarben: zwei kleine Mädchen sind vollständig weiß, ein Knabe hatte Wollhaare wie ein Mulatte. Crevaux hat das Caraté (vergl. die Artikel „Scheckige Menschen" „Globus" XXXIV, S. 27 und Dr. Pechuel-Lösche's „Abnorm gefärbte Menschen" ebenda S. 122) außer am Caqueta auch bei den Ticunas am Rio Javary, bei einigen Indianern am Iça und bei einem unglücklichen Weißen gesehen, der nach viermonatlicher Reise an diesem Flusse davon ergriffen wurde und sich aus Scham nicht mehr nach Columbien zurückzukehren traute. Crevaux meint, daß das Leiden mit durch die ewigen Stiche der Pion-Fliege verursacht wird. Seine eigenen Handrücken sahen in Folge derselben von Weitem so aus, als wenn er Handschuhe trüge; dies kommt daher, daß die mikroskopisch kleinen Blutströpfchen, welche bei jedem Stiche an der Oberfläche hervortreten, so dicht neben einander sitzen, daß sie einen großen Flecken zu bilden scheinen.

Fortunato's Frau erwies sich als vorzügliche Köchin und bereitete dem Reisenden ein Gericht mit Pekari-Fett gebratener Bananen, das demselben herrlich mundete; Fortunato selbst willigte ein, nach einem Ruhe- und Vorbereitungstage Crevaux bis zum Falle Araraquara zu begleiten. In zwei Booten wurde die Fahrt fortgesetzt; im kleineren nahmen Crevaux, Apatu, zwei Carijonas-Indianer und Fortunato Platz. Da letzterer wegen des elenden Zustandes seiner Hände nicht zu rudern vermochte, so mußte er sich auf die kleine Bank vor Crevaux setzen, Wasser ausschöpfen und die Namen der Inseln und Zuflüsse nennen; es kostete jedoch dem Reisenden nicht geringe Ueberwindung, ehe er sich an das gräßlich entstellte Gesicht seines Gegenüber einigermaßen gewöhnt hatte.

Bald wird der Fluß breiter und beschreibt große Bogen, deren Sehne gewöhnlich ein schmaler Kanal bildet; letztern nennen die Anwohner des Amazonenstromes parana, die Spanier brazuelo. Die flachen Ufer boten keine passenden Lagerstellen dar; da aber die Nacht hereinzubrechen drohte, mußten sie wohl oder übel auf der Spitze eines Inselchens landen, das wie aller Sumpfboden mit indischem Blumenrohre bedeckt war. Die großen Blätter desselben wurden abgehauen und darauf die Decken ausgebreitet. Es wäre gesunder gewesen, im Boote zu schlafen; allein dasselbe war zu klein, um sich darin ausstrecken zu können, und außerdem wollte Crevaux vor seinen Begleitern nichts voraushaben und dadurch etwa ihre Unzufriedenheit erregen.

Die Eigenthumszeichen der Naturvölker.

Von **Richard Andree.**

Die alten Hausmarken und Eigenthumszeichen, welche in Deutschland wie Skandinavien die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen haben, und in denen man ein bedeutsames germanisches Rechtsinstitut verborgen fand, lassen sich weit über den engen Kreis dieser Länder hinaus über die ganze Erde in verwandtem oder gleichem Sinne verfolgen und haben in vielen Gegenden ihre Analoga.

Diese Marken, die sich an Thüren, Balken, auf Geräthschaften, Kirchenstühlen und selbst Urkunden vorfinden, wo sie Namensunterschrift vertreten, wurden in früheren Zeiten konstant als festes Zeichen des Eigenthums gebraucht. Es sind einfache meist geradlinige Figuren, leicht eingeschnitten oder gravirt, die, wie Michelsen nachweist [1]), ursprünglich einem analphabetischen Geschlechte angehören, eine Anschauung, die ihre Stütze nicht nur, wie wir sehen werden, in dem analogen Gebrauche derselben heute bei den Naturvölkern findet, sondern sich auch historisch nachweisen läßt. Wie der genannte Forscher anführt, heißt es im dänischen Gesetzbuche Christian's V., daß Analphabeten ihre Verschreibungen durch ihr Siegel oder ihre Bomaerke (Baumarke, Hauszeichen) bekräftigen sollen. Auch das preußische Landrecht bestimmt in dieser Hinsicht Bekräftigung durch Handzeichen oder Kreuz. So vertritt die Marke als Personenzeichen den Namen in der Unterschrift. Aber sie hatte noch weitere Wirksamkeit; indem sie von der Gemeinde anerkannt und auf Geräthen, Waffen, Hausthieren ꝛc. eingezeichnet wurde, stellte sie das Mein und Dein greifbar vor aller Augen fest, stellte das Eigenthum sicher und erschwerte das Entwenden.

Verwandt mit der Hausmarke sind manche andere Zeichen, die Handels- und Signirzeichen der Kaufleute, die Waarenzeichen und Schutzmarken, die Steinmetzeichen, also das Handzeichen des Steinhauers, welches er auf das von ihm gefertigte Werkstück setzt.

In Deutschland sind diese Marken bereits uralt und Michelsen will sie bereits in den notis quibusdam finden, womit, nach Tacitus, die alten Germanen die Stäbchen bei der Losung zeichneten. In der Offenbarung Johannis (13, 17) ist das „Malzeichen des Thieres", wie Luther χάραγμα τὸν θηρίου übersetzt, erwähnt, was auf die Eigenthumsmarke gedeutet wird. Desgleichen bei Griechen und Römern kommt das Zeichnen von Thieren vor, worüber bei Michelsen S. 17 die Beläge nachgesehen werden können.

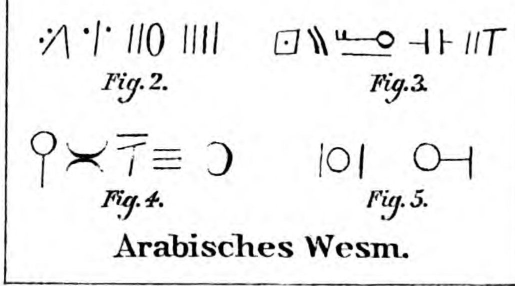
Auch das berühmte indische Hakenkreuz, Svastika, 卐 ist ursprünglich nichts anderes als ein Zeichen, welches man dem Vieh ins Ohr machte, wie uns Max Müller belehrt [1]). „Sehr wenig von indischer Kunst ist vor dem dritten Jahrhundert vor Christus, der Zeit, da die buddhistischen Fürsten ihre Bauten begannen, bekannt. Den Namen Svastika kann man indessen etwas weiter zurück verfolgen. Er begegnet uns als der Ausdruck für ein besonderes Zeichen ungefähr ein Jahrhundert früher in der alten Grammatik des Panini. Dort sind gewisse Komposita erwähnt, in denen das letzte Wort „Karna", Ohr, ist. Wie es scheint, machte man dem Vieh Zeichen auf die Ohren, an denen man den Besitzer erkannte. Dieser Brauch herrschte sogar in den Vedazeiten, denn im Rigveda finden wir ashtakarni auf Kühe angewendet, die mit der Marke 8 gezeichnet waren, wie diese Marke damals auch ausgesehen haben mag, wahrscheinlich waren es nur acht Linien oder zwei Kreuze. Eine

[1]) A. L. J. Michelsen, Die Hausmarke. Jena 1853, S. 11.

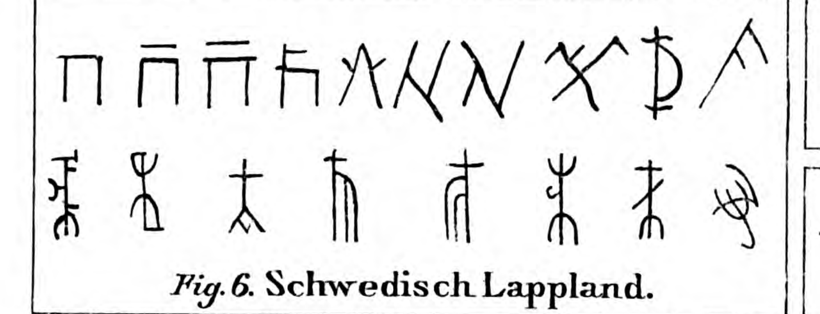
[1]) In Schliemann's „Ilios" 390.



Fig. 1. Tscherkessen.



Arabisches Wesm.


Fig. 6. Schwedisch Lappland.

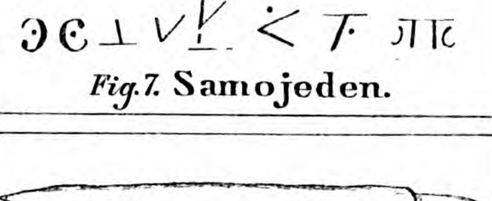
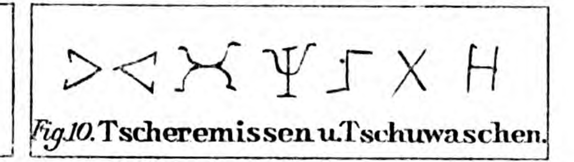
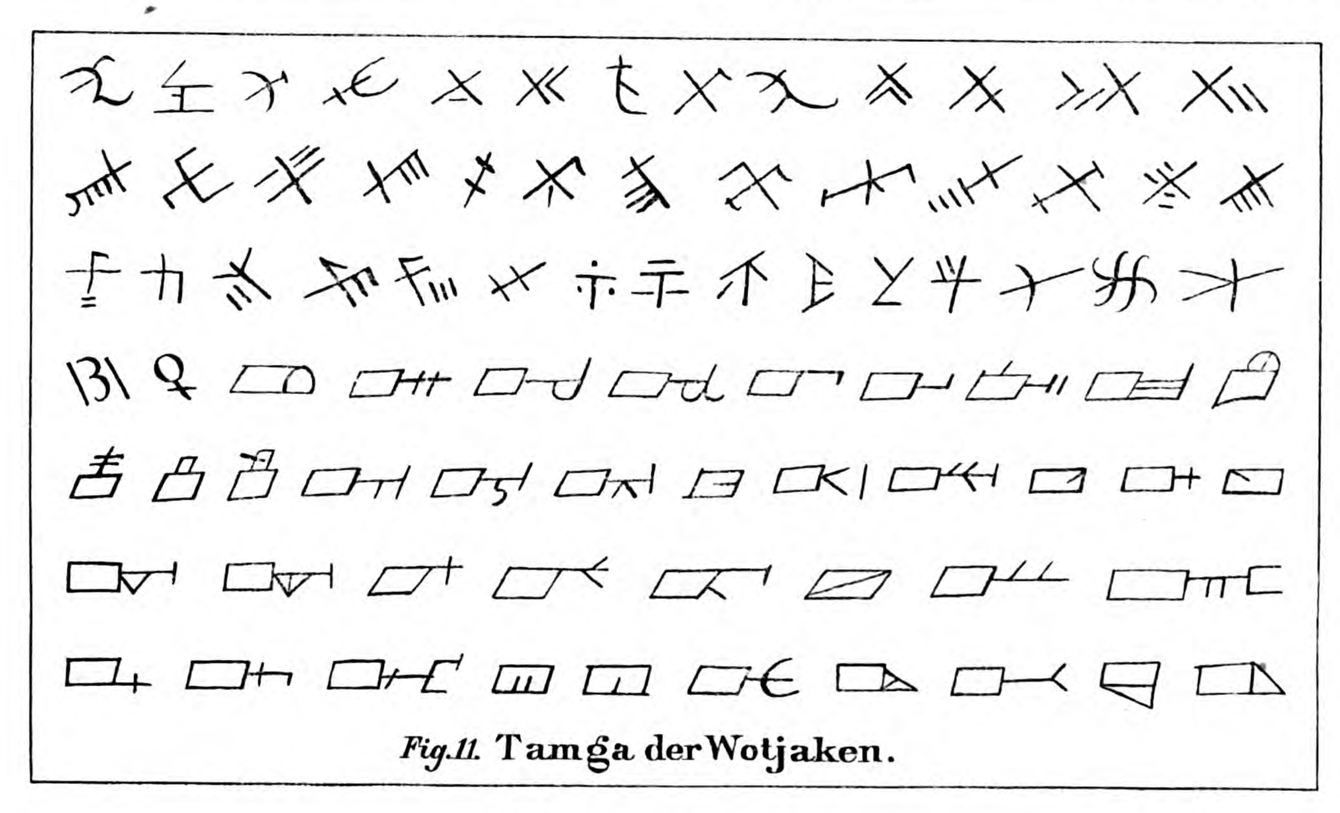

Fig. 7. Samojeden.

Fig. 8. Eskimopfeilspitze.


Fig. 9. Russisch Lappland.


Fig. 10. Tscheremissen u. Tschuwaschen.


Fig. 11. Tamga der Wotjaken.

Eigenthumszeichen verschiedener Völker.

Anspielung auf diesen Brauch das Vieh zu zeichnen findet sich im Atharva-veda und in den Sankhayana-grihya-sutras &c. eingehender beschrieben. Hier wird ein Kupferinstrument (audum baro-asih) zum Zeichnen des Viehs empfohlen. Eins dieser Zeichen zum Markiren des Viehs war das Svastika." Bleiben wir einmal beim Zeichnen des Viehs.

Auf Madagaskar wird beim Vieh das Zeichen des Besitzers durch Einschnitte in die Ohren angebracht. Die Ohren des geschlachteten Viehs hängt man öffentlich auf, damit Jedermann sehen kann, es sei nicht gestohlen gewesen. Enten und Gänse zeichnet man an den Schwimmhäuten [1]). Das letztere Verfahren kenne ich aus böhmischen Dörfern zwischen Prag und Pilsen. Auch auf Island wurden Vögel an den Schwimmfüßen mit Eigenthumsmarken gezeichnet und nur an dieser Stelle war das Anbringen der gesetzmäßigen Marke zulässig [2]).

Jeder Somalstamm (Ostafrika) hat für die von ihm gezüchteten Kameele ein besonderes in einer Brandmarke bestehendes Markzeichen [3]). Alle Pferde der Tscherkessen tragen Zeichen wie Fig. 1; wer diese Zeichen fälscht, verfällt der Blutrache [4]). Das Familienoberhaupt der Guaycurus in Paraguay zeichnet den Weibern auf die Brust, den Pferden auf der Croupe, ja sogar den Hunden die Marke seines Besitzthums auf [5]).

Bei den Lappen der Halbinsel Kola fand Aubel, daß jeder ein bestimmtes Zeichen (Snak oder Kleimo) besaß, welches er auf alle seine Habseligkeiten, Kähne, Ruder und Schlitten, einschneidet und statt der drei Kreuzchen unter die Steuerzettel setzt. Damit sich der Sohn in dieser Unterschrift auch vom Vater unterscheiden könne, hängt er dieser noch einen kleinen Haken oder Schnörkel an, wodurch die komplicirtesten Signaturen entstehen [6]). Auch die Renthiere der Lappen sind mit dem Familienzeichen markirt und dieses ist von Wichtigkeit um die Thiere aus den gemeinsamen Herden auf der Weide, wo oft 10 000 Stück sich beisammen befinden, sondern zu können. Bei der Geburt eines Lappenkindes wird diesem ein Renthier geschenkt und dem letztern neben dem Familienzeichen auch noch das Zeichen des Kindes ins Ohr geritzt, welches Zeichen aber nur der Eingeweihte zu bemerken im Stande ist [7]).

Lappische Bomärken aus Schwedisch Lappmarken hat von Düben abgebildet [8]). Vergleiche Fig. 6. Damit stimmen überein die als Unterschrift benutzten Zeichen der Lappen in Russisch Lappland und an der Eismeerküste, Fig. 9 [9]).

Bei den nomadisirenden Arabern Syriens heißt das Eigenthumszeichen Wesm und hat Wetzstein darüber ausführlich berichtet [10]). Man findet diese Wesm sehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf den Säulen und steinernen Wassertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Cisternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben, um anzuzeigen, daß das Recht bei diesen Oertlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken oder Ansiedlern daselbst den Feldbau zu gestatten, ausschließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zustehe, welche die dort eingegrabenen Eigenthumszeichen führen. Selbstverständlich trägt auch sämmtliches Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kameele, Stück für Stück das Wesm. Es wird ihm an denjenigen Theilen des Körpers eingebrannt, an welchen es immer sichtbar ist, d. h. durch Haare und Wolle nicht verdeckt wird, also bei den Schafen am Gesicht, an den Ohren und Unterschenkeln. Ohne das Wesm würde eine verirrte oder geraubte Herde nicht als fremdes Gut erkannt und zurückgegeben resp. zurückgefordert werden können, oder würde sich das auf den Weideplätzen und an den Tränkstätten oder auf einer Flucht zusammengetriebene Vieh der verschiedenen Stämme nicht leicht und sicher wieder sondern lassen.

Häufig findet man an der Mauer einer Ruine mehrere solcher Stammessymbole zum Zeichen der Gleichberechtigung nebeneinander gestellt, in welchem Falle ein europäischer Reisender, der sie zum ersten Male sieht, gewöhnlich eine Inschrift vor sich zu haben glaubt. Als Wetzstein im Frühlinge 1862 einen 14 Stunden östlich von Damaskus gelegenen Vulkan, die Dekwa, bestieg, fand er auf der Spitze des Berges an einer geglätteten Felswand tief eingegraben die Zeichen Fig. 2, von denen die beiden äußeren das Wesm zweier Stammeszweige der Ghaijât und die beiden mittleren dasjenige zweier Stammeszweige der Mezâwida sind; beide zu den Trachoniten gehörige Völkerzweige existiren noch. In der Ortschaft Merw in Nordgilead stehen auf dem Bruchstücke einer Säule die Zeichen Fig 3, von denen das erste linker Hand den Churschân, das folgende den Tuwaka, das dritte den Beni Zuheir, das vierte den Atimma gehört. Diesen vier Stämmen, welche Zweige der Völkerschaft Sachr sind, ist jenes Dorf tributpflichtig. In der Stadt Bosrâ (dem alten Bostra) stehen an dem sogenannten Windthore die Zeichen Fig. 4, von denen die zwei letzten linker Hand gewaltsam zerstört, wenn auch noch kenntlich sind. Ihre Zerstörung zeigt an, daß ihre Inhaber kein Anrecht mehr auf die Stadt haben. Das erste rechter Hand heißt der Neumond (hilâl) der Benî Schaalân und ist das Wesm der Ruwala, eines großen Stammes der Aneza; das folgende sind die Stäbe (matârik) der Benî Râschid, eines Zweiges der Sirhân; das mittlere ist der Krückstock (mähegâna) der Benî Kâsim, gleichfalls eines Zweiges der Sirhân; das vierte sind die zwei Neumonde (hilâlein) der Serdîa, eines jetzt decimirten, aber noch vor 150 Jahren mächtigen Stammes im Süden Haurâns; das fünfte endlich ist die Keule (debbusa) der Fuheilîa, eines jetzt ebenfalls sehr geschwächten Stammes, dessen Fürst früher (noch Anfangs dieses Jahrhunderts) bei seiner Investitur vertragsmäßig eine stählerne, mit eingelegten goldenen Arabesken gezierte Schlachtkeule von der osmanischen Regierung erhielt. Er führte den Titel „Fürst der syrischen Nomaden“ (Emîr Arab es-Schâm), und die Keule, das Symbol der Herrschaft, wurde zum Wesm der Völkerschaft.

Auf dem Berge Munfâr bei dem Dorfe El-higâna, sechs Stunden östlich von Damask, steht auf einem Grabhügel ein Stein mit dem Doppelzeichen Fig. 5. Dasjenige rechter Hand ist das Wesm der Gemâïla, das andere der No'eim. Beide Stämme gehören zu den Trachoniten. Zwei befreundete Jünglinge, welche, der eine dieser, der andere jener Völkerschaft angehörend, in einer Stammfehde dort gegen einander kämpfen mußten und auf den Tod verwundet wurden, verlangten in einem Grabe beerdigt zu werden. Das Jägervolk Suleib, welches sich unter den syrischen Nomaden am längsten zum Christenthume bekannte, hat noch heute als Stammesabzeichen das Kreuz. Die Adwân, welche im Osten von Jericho nomadisiren, haben als Wesm den Kaffeebrenner (mähemâsa), ein großer eiserner Löffel,

[1]) J. M. Hildebrandt in Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin XV, 265, 280.
[2]) Michelsen S. 22.
[3]) Burton's Reise nach Medina und Mekka. Leipzig 1861, 279.
[4]) Kolenati, Bereisung Circassiens. Dresden 1859, 16.
[5]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, 230.
[6]) Aubel, Ein Polarsommer. Leipzig 1874, 87.
[7]) J. A. Frijs im „Globus“ XXII, 6.
[8]) Om Lappland och Lapparne p. 317.
[9]) v. Middendorff in v. Baer's und Helmersen's Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs XI, 181.
[10]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877 (14).

das Symbol der Gastfreundschaft; hier gestattet die Art des Wesm einen Schluß auf das Alter der Völkerschaft, denn da der Kaffee erst seit 200 Jahren in Syrien eingeführt ist, so müssen die Adwân ein junger Stamm sein. Auch die Turkmanen-Stämme in Gôlân und bei Haleb haben das Wesm, nur heißt es bei ihnen Tâgh, ein Name, den wir bereits aus den Reisewerken über Turkistan und die nördlicheren Länder turanischer Zunge kennen, denn auch die dortigen Nomadenvölker haben allgemein das Eigenthumszeichen, ohne Zweifel aus den ältesten Zeiten her. Soweit Wetzstein.

Auf der friesischen Insel Föhr sollen, wie Michelsen anführt[1]), die Hauszeichen noch immer als feste Marken des Viehs im Gebrauche geblieben sein. Besonders ausgebildet war die Eigenthumsmarke in Island. In Halderson's isländischem Lexikon ist die Bumark erklärt als Hauszeichen, womit man die Effekten zeichnet, zunächst als Eigenthumszeichen, welches man Hausthieren ins Ohr schneide. Incisio in auribus pecudum qua dignoscatur possessor; ferner aber auch benutzt als Namensunterschrift bei Analphabeten. Nur die Zeichen an den Ohren galten als gesetzmäßige Marke, wie denn überhaupt sehr genaue Vorschriften über das Kennzeichen des Viehs, Pferde ausgenommen, im altisländischen Rechte vorhanden waren. „Man soll ein und dieselbe Marke an allem seinem Vieh haben, widrigenfalls man bruchfällig wird, und hat man eine angeerbte Marke, so soll man sich dieser bedienen."

Dieses Vererben der Marke läßt sich bei Naturvölkern nachweisen. Bei den Ostjaken vererben gewisse in Holz geschnittene Kerbzeichen in den einzelnen Familien als Namenschiffern. „Man hat oft dergleichen alte Schnitte in dem Holzwerke einer Jurte nachgewiesen und nur dadurch das ganze Gebäude für einen längst vergessenen Schuldner in Anspruch genommen und erhalten"[2]).

Bei den Wotjaken, die keine Schrift besitzen, führt jeder Hausvater eine Chiffer oder Tamga als Familienzeichen, welche nach seinem Tode auf die Söhne übergeht und zwar ganz, wenn nur ein Sohn da ist, in Theile zerlegt, wenn deren mehrere sind. Erdmann giebt Abbildungen dieser Tamga[3]). Wir reproduciren Fig. 11 einige. Auch Tschuwaschen und Tscheremissen an der Wolga kennen diese Zeichen, welche sie zur Bekräftigung der durch Kerbhölzer geführten Rechnungen auf jene einschneiden, wo sie statt der Unterschrift gelten. Einige dieser Zeichen, welche völlig den Charakter der Hausmarken tragen, sind Fig. 10 abgebildet[4]).

Es gehören hierher auch die Thierzeichen der Thlinkithen Nordwestamerikas, welche wiederum mit dem Totemismus in Zusammenhang stehen. Dieses Volk zerfällt nämlich in einen Rabenstamm und einen Wolfsstamm. Die verschiedenen Geschlechter des erstern führen ihren Namen nach dem Raben, Frosche, Seelöwen, der Gans, der Eule, einem Lachse; die des Wolfsstammes wiederum vom Wolfe, Bären, Adler, Delphin, Haifisch, der Alke. Jedes Geschlecht trägt ein Schildwappen, d. h. schmückt sich mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es führt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme, ja sogar ihre Hütten und Jurten lassen diese Wappenzeichen wahrnehmen[5]).

Speere, Bumerangs und andere Waffen und Geräthe der Australier von Neu-Süd-Wales tragen die Marke ihres Herstellers. Sie bestehen aus gebogenen Linien, Zigzags und Rauten[1]).

Auf dem Tschugor, dem Lagerplatz der Samojeden, wo deren Zelte standen, lassen sie ein Kennzeichen zurück, indem sie einige Stöcke in den Schnee stecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin sie ihren Weg genommen haben, und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, Piddine genannt, desjenigen Samojeden, dessen Tschugor dort gestanden hatte. Diese Markzeichen sind verschiedener Art, z. B. wie Fig. 7, aber doch kennt größtentheils jeder Samojedenwirth die Zeichen der anderen. Mit denselben Zeichen sind die Renthiere jedes einzelnen Besitzers am rechten Vorderschenkel, oft aber auch an beiden gebrandmalt, so daß, wenn ein Ren sich verlaufen hat und auf die Herde eines andern stößt, sie sogleich mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmen können, wem es angehört[2]).

Die nordamerikanischen Indianer brachten auf ihren Streitkolben das Merkzeichen an, welches den Stamm kenntlich machte, zu dem der Träger dieser Waffe gehörte[3]), und Lubbock[4]) bildet Eigenthumszeichen auf einer Eskimopfeilspitze ab (Fig. 8). Mit solchen positiven Daten vor Augen wird es wohl auch hinfällig sein, wenn E. Bessels[5]) das Vorhandensein von Eigenthumsmarken an den Speerspitzen der Eskimos bezweifelt. „Ein primitives Volk bedarf nicht besonderer Abzeichen, um sein Eigenthum kenntlich zu machen, denn wo ein jeder seine eigene Waffe verfertigt, wird dieser ein gewisses individuelles Gepräge verliehen, welches ähnliche unverkennbare Charaktere besitzt, wie die Handschrift einer Person." Und dennoch ist gerade bei Jäger- und Fischervölkern die Eigenthumsmarke im Gebrauche. Die knöchernen Pfeile der Konjagen, also eines eskimoartig lebenden Stammes, sind mit der Marke des Besitzers gezeichnet. Da die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, sondern oft vier, fünf oder noch mehr erhält, die von verschiedenen Jägern herrühren, so gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, dessen Pfeil dem Kopfe zunächst steckt[6]). Hier also, bei einem gleichfalls primitiven Volke, ist die Marke auf den Pfeilen für nöthig befunden. Und so bei den Woitos am Tanasee in Abessinien, welche das Nilpferd mit Harpunen erlegen, deren eiserne Spitze ein bestimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenossen bekannt ist. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den ersten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, selbst wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle strandet[7]). So handelten auch die alten Isländer. Fand Jemand einen treibenden Wal und darin eine Harpune, so gehörte die Hälfte der Beute dem Harpunier. Die Harpunen pflegten deshalb mit einer Marke bezeichnet und diese Marken am Ding bekannt gegeben zu werden. Wer ein thingborit skot im Wale fand, hatte dessen rechtmäßigem Eigenthümer davon Nachricht zu geben[8]). Die Bewohner der Aleuten jagen den Wal mit Harpunen ohne Leine; erst wenn das riesige Thier mehrere Geschosse empfangen hat, stirbt es und wird an irgend einer der Inseln ausgeworfen. Die Gemeinde, die den Wal fin-

[1]) A. a. O. S. 5.
[2]) A. Erman, Reise um die Erde, I, 622.
[3]) Joh. Friedr. Erdmann, Reisen im Innern Rußlands, Leipzig 1826, II, 25, und Tafel 3.
[4]) Nach G. F. Müller, Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, 364.
[5]) Holmberg, Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855, I, 13.

[1]) Journ. Anthropol. Institute VII, 253.
[2]) B. v. Struve im „Ausland" 1880, 775.
[3]) Heckewelder, Nachricht von der Geschichte der indianischen Volksstämme. Göttingen 1821, 39.
[4]) Die vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874, I, Figur 2, Seite 9.
[5]) Die Amerikanische Nordpolexpedition. Leipzig 1879, 361.
[6]) Holmberg, Völker des Russ. Amerika, 115.
[7]) v. Heuglin, Abessinien, 290.
[8]) K. Maurer, Island. München 1874, 416.

det, untersucht zunächst die Wunde, „wo sich immer noch der mit dem Zeichen der Gemeinde des Jägers versehene Wurfspieß vorfinden muß. Diese Gemeinde wird nun sofort benachrichtigt und hat sich mit der, in welcher die Beute gefunden wurde, in selbige zu theilen" [1]). Also wie in Island.

[1]) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem Russischen Amerika, I, 268.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV.

Der Doppelkamm der Südvogesen und seine Entstehung.

Wir haben jetzt gesehen, daß jenes große westliche Granitplateau, welches den breiten Westfuß des Hohnecks bildet, seine Anlage, Form und heutige Beschaffenheit nur der allmäligen Hebung des granitischen Vogesenmassivs und den dadurch immer massenhafteren Niederschlägen verdankt, daß wir also an ihm die oroplastische Thätigkeit des Hohnecks selber sehen. Ein Thal aber, das merkwürdige Thal der Meurthe, haben wir noch nicht betrachtet; und so kehren wir jetzt zum Hohneck, von welchem es ausgeht, zurück.

Die Höhe desselben und die starken von Südwesten kommenden Niederschläge erklären noch einige andere wichtige orographische Erscheinungen des Gebirges. Zunächst die unruhige Gliederung des Hohneckmassives selber, welches von der Schlucht bis zum Rheinkopf in lauter einzelne Köpfe zerlegt ist und zwar mit tieferer Schartung, als man sie weiter nach Norden auf dem höchsten Rücken der Granitvogesen vorfindet. Und zweitens: dem Hohneckmassiv liegt westlich vorgelagert eine Reihe von Höhen an, oder vielmehr das Hohneckmassiv fällt westlich ab in eine Reihe aus ihm hervor wachsender Höhen, welche viel niedriger sind als die nächste Parallelkette jenseits der Colline de la Vologne, und sehr viel niedriger als der Hohneck selber, welche die Höhe von 900 m kaum überschreiten werden: so les feignes sous Vologne, la tête du Ortimont, ronde tête und andere, die natürlich alle durch kleine Flußläufe von einander geschieden sind. Ihre geringe Höhe so unmittelbar neben den Hochgipfeln ist auffallend; und doch ist sie nur die Folge der mächtigen Niederschläge der Südwestseite, welche natürlich hier das Massiv zumeist wegwaschen mußten. Aber auch die so auffallende Bildung der Hautes Chaumes ist wohl nur durch die Nachbarschaft des Hohneck hervorgerufen. Während wir den Südkamm des Gebirges vom Ballon d'Alsace bis zum Rheinkopf mit einer Reihe einzelner rund oder länglich gewölbter, verhältnißmäßig tief geschärteter Gipfel besetzt, und zugleich in einzelne Gebirgsstöcke abgetheilt finden, so zieht sich nordöstlich vom Hohneck der Rücken ohne die mindeste Unterbrechung und Gliederung bis zum Thale von le Bonhomme hin. Wir sahen nun aber, daß der Hohneck in früheren Epochen sehr viel höher war, als jetzt. Er hat also die Hauptmasse der Südwestniederschläge festgehalten und verschaffte dadurch dem Nordrücken größere Ruhe. Der Südrücken, den Niederschlägen stark exponirt, zeigt daher die eingeschnittenen ziemlich breiten Päſſe, welche das Gebirge zerlegen, und auf den einzelnen Gebirgstheilen wieder die verschiedenen Gipfel. Die Hautes Chaumes empfingen gelindere, gleichmäßigere Niederschläge, daher ihre gleichmäßig gewölbte Gestalt, für die jedoch auch ihr hohes Alter mit zu berücksichtigen ist.

Dabei ist freilich noch ein Drittes zu beachten; die Bergkette nämlich, welche zwar schmal aber in nicht unbedeutender Höhe ihnen westwärts parallel läuft, das Thal der Meurthe abschließend. Wir kommen hier auf dieselbe zurück. Daß sie den Niederschlägen stärker ausgesetzt ist, als die Hautes Chaumes, folgt aus ihrer Lage; so zeigt sie auch viel stärkere Verwitterungsformen (z. B. das gewaltige Trümmermeer an den Granitwänden bei le Valtin) und sehr viel steilere Böschung als diese letzteren. Sie bildet den Nordwestrand des westlichen breiten, von allen Seiten, also auch von Norden, ansteigenden Granitmassivs, des Hohnecksockels; sie strahlt vom Hohneck selber aus. Die Meurthe, welche sie von den Hautes Chaumes trennt, gehört zu jenen radialen Flüssen; sie verdankt ihre Entstehung den Niederschlägen der Westseite des Hohneck und aus der auch nördlichen Abdachung des ganzen Terrains folgt, daß sich hier auch ein nordwärts fließender Strom bilden mußte. Die mächtige Höhe und Breite der Hautes Chaumes hielt denselben, der ziemlich weit westlich entsprang, auch westlich fest, und so grub sich der Fluß erst sein Bett und hernach sein schmales Thal mit steiler West- und sanftgeneigter Ostseite tief ein, in beinahe völlig gerader Linie. Ja die Hautes Chaumes drängten ihn immer weiter nach Westen: auch die Oeffnung bei Xefosse ist wohl eine Wirkung derselben, denn gerade ihr gegenüber liegt nicht nur die höchste Kammerhebung, sondern auch ein westlich vorspringender Seitenzweig des Hauptrückens von 1236 m Höhe, wobei zu beachten, daß die kleinen Rinnsale, welche den Hautes Chaumes entfließen, genau dieselbe nordwestliche Richtung haben, wie der Durchbruch bei Xefosse. Weiterhin fließt die Meurthe, der allgemeinen Abdachung des Gebietes folgend, nordwestlich fort. So ist also der scheinbar doppelte Vogesenkamm erklärt: er ist nur einer, nur daß durch den eigenthümlichen vom Hohneck ausgehenden Flußlauf ein Parallelstreifen, der früher mit dem Hauptrücken eins war, abgesägt worden ist; aus der Zeit der ersten Anlage des Thales stammt auch die erste Anlage des Thores bei Xefosse. Dieser schmale Parallelzug war natürlich durch Wasser leichter zerstörbar als der noch dazu hier minder niederschlagreiche Hauptrücken; und so erklärt sich seine reichere Gliederung, so ist auch seine erste unbedeutendere Durchbrechung bei le Valtin, das Thal le grand Valtin, nur durch Erosion entstanden. Dasselbe verdankt seine Anlage ebenfalls einem mächtig vorspringenden Glied der Hautes Chaumes; die stärkeren Niederschläge, welche sich diesem gerade gegenüber hier bildeten, schnitten immer weiter nach Westen ein. So entstand das Thal, dessen Sohle sehr hoch gelegen ist (le grand Valtin 854 bis 900 m). Aber auch die weitere Fortbildung des doppelten Kammes der Südvogesen beruht auf Erosion. Nördlich von dem Meurtheabfluß hebt sich die Thalsohle wieder; es fehlte hier das starke Wasser der Meurthe, um sie tiefer ein-

zusenken. Die Niederschläge sind überhaupt hier geringer, Südwestwinde aber auch hier immer vorherrschend. Daher bildete sich jene Bodenerhöhung von 976 m, über welche hin die heutige Reichs- und frühere Departementsgrenze verläuft. Nach Süden geht der unbedeutende Luschbach (Louchpach) in die Meurthe, nach Norden setzt die Bechine ein; beide sind unmittelbare Folgen der Bildung des Meurthethals und der hier schon etwas weniger feuchten Südwestwinde. Daß die Bechine sich nach Osten zur Weiß wendet, hat wohl seinen Grund in den geologischen Verhältnissen der Gegend, da gerade hier das Granitmassiv des Brezouard in den Granitit, der den Kamm und die Hauptmasse des Gebirges bildet, eingelagert ist. Auch in der Senke von Le Bonhomme fließt die Bechine eine Zeit lang auf die Grenzscheide beider Gesteine, nachdem sie allerdings vorher den Brezouardgranit selber durchfurcht hat. Auf einer ähnlichen Grenzscheide fließt auch die obere Leber, deren Thal im Uebrigen ein Erosionsthal ist und seine Hauptrichtung den auch hier prädominirenden Südwestwinden verdankt, sowie dem Umstand, der auch für die übrigen zwischen dem Doppelkamm fließenden Flüsse entscheidend ist, daß nämlich die höchste Höhenlinie des Gebirgsmassivs erst nach sehr breitem Westanstieg im Osten sich erhebt, die Niederschläge also zum größten Theil schon auf jenen Westanstieg des östlichen breitern Rückens niederfallen und auf ihm natürlich ihre erodirende Arbeit beginnen. Diese Südwestwinde haben es auch bewirkt, daß die Kammlinie des Vogesenzuges nördlich von Markirch so schmal und so weit nach Norden vorgerückt ist, indem sie das Gebirgsdreieck zwischen Markirch und Deutsch Rumbach, welches ihrer Bahn gerade entgegen steht, reichlich bewässerten. Die so entstandenen stark fallenden Bäche sind natürlich von großer Arbeitskraft und haben daher mächtig erodirt. Die westliche Kette zeigt übrigens hier im Verhältniß zur mächtigern Ostkette (Tête des Faux, Brezouard u. s. w.) ganz die gleiche Erscheinung wie den Hautes Chaumes gegenüber; sie ist stark eingeschnitten, was jene durchaus nicht ist, natürlich wieder, weil sie stärker den Südwestwinden und ihrer Feuchtigkeit ausgesetzt ist.

Das Thurthal ist ganz ähnlich gebildet wie das Thal der Leber. In seinen obersten Theilen ist es nur Erosionsbildung, dann aber folgt der Lauf der Thur eine Zeit lang der Grenzlinie des Granites und der (aufgelagerten und mit gehobenen) Grauwacke. Später fließt sie durchaus im Gebiete der Grauwacke und hier ist das Thal wieder ganz Erosionsthal. Seine Richtung verdankt es zunächst der Lage des Rheinkopfes, dann der südöstlichen Senkung des ganzen Gebietes (Saulxures 416 m, Thann 342 m, Sennheim 276 m). Die Breite des Thales, zu welcher die alten Gletscher nur wenig beigetragen haben können, ist Folge und Wirkung der Höhe seines nördlichen Grenzgebirges, des Kammes, welcher den Sulzer Belchen (1426 m) trägt. In Folge dieser Höhe ist der Fluß des Thales, die Thur, ebenso nach dem südöstlichen niedern Kamm hingedrängt, wie wir die Meurthe nach Westen gedrängt sahen. Denn ein Fluß, der zwischen zwei verschieden hohen Gebirgszügen hinfließt, verlegt sein Bett stets an den minder hohen dieser Züge, dessen ihm zugekehrte Seite dann die steilere der beiden Thalwände zu sein pflegt. So die Meurthe, die obere Mosel, die Moselotte, der Vouchot und andere Vogesenflüsse. Dasselbe Gesetz drängt aber auch den Rhein von den Alpen zum Schwarzwald, den Po zu den Apenninen, den Ganges zum Bergland von Dekhan, ja auch den Mississippi zu den Alleghanis hin.

So können wir jetzt über die Bildung des Vogesenkammes urtheilen. Wir haben bis zum Hohneck nur einen Kamm; von da an ist er durch die Erosion in zwei Theile zerlegt, in einen schmalern, niedrigern, reichlicher gegliederten westlichen, in einen breiten, höhern, ungegliederten östlichen. Daß an dieser ganzen Gestaltung die Südwestwinde den eigentlich grundlegenden Antheil haben, erhellt aus einer Gesammtbetrachtung des Gebirges besonders deutlich. Je unmittelbarer der Hauptkamm desselben diesen Winden ausgesetzt ist, um so lebhafter ist er gegliedert; daher die reiche Gipfelbildung südlich vom Rheinkopf und der westlichen Pseudokette. Der Hohneck zeigt sich hier als Endpunkt der einen und Anfangspunkt der andern Bildung. Seine gewaltige Höhe gab ihm diese Ausnahmestellung. Die westlich mit ihm unmittelbar verwachsene Höhenkette, les Feignes sous Vologne, Ortimont u. s. w. sind die direkte Fortsetzung des westlich von le Valtin gelegenen Höhenzuges; die größere Breite, welche der Nordzug besitzt, kommt daher, daß seine Höhe mehr östlich, also mehr im Windschutz, gelegen ist, während überhaupt der ganze Süden des Gebirges viel stärker den Winden, der Wasserthätigkeit ausgesetzt ist. Man vergleiche die Flußmengen, welche von den südlichen Vogesen, einschließlich des Hohneck, ausgehen, mit den wenigen, welche dem ganzen Doppelzug nördlich vom Hohneck entspringen. Die Wassermasse, welche das Gebirge nach Westen abgiebt, ist weit größer, als die, welche östlich abfließt.

Es ist ferner gewiß beachtenswerth, daß der Hohneck das höchste Massiv, früher auch der höchste Gipfel der krystallinischen Vogesen, fast genau in der Mitte der Gesammtausdehnung derselben gelegen ist.

Die Breite der östlichen Thäler könnte auffallen, da das Gebirge von Osten wenig Feuchtigkeit erhält. Auch diese Breite ist Folge der Südwestwinde und der hohen Massive, welche allseits diese Thäler umgeben, also eine besonders große Menge von Niederschlägen für dieselben festhalten. Dann ist auch der jähe Ostabsturz der Vogesen wohl zu beachten, welcher dem Wasser besonders starken Fall, und also Arbeitskraft giebt. Durchaus nicht als Erosionsthäler sind aber eine ganze Reihe Thäler aufzufassen, welche im höchsten Kamme des Gebirges einsetzen und selbst die runde Kuppel des Hohneck nach Osten gleichsam angeschnitten haben, welche ferner daran Schuld sind, daß der Hohneck scheinbar nach Osten vorgerückt ist: es sind dies Einsturzthäler, welche wir an der ganzen Ostseite der Hautes Chaumes verfolgen können, zu denen auch die eigenthümlichen Circusthäler des Darensees, des Schwarzen und Weißen Sees gehören. Sie sind verhältnißmäßig jung, denn die Erosion hat ihre Form nur eben erst gemildert, keineswegs verwischt. Wenn sie keine Spuren alter Gletscherarbeit zeigen, so beweist das nichts für die Zeit ihrer Entstehung, da nach Osten hin die Vogesen, sehr charakteristisch wieder für ihre klimatische Lage, keine Gletscherbildungen zeigen, natürlich mit Ausnahme des Amariner Thales sowie ferner der äußersten Südwestpartien des Münsterthales, die nach dem Rheinkopf und dem Rücken hinziehen, der den Rothenbacher Kopf und weiter östlich den Sulzer Belchen trägt. (Dollfus-Ausset, Matériaux pour l'étude des glaciers 3, 212.) Jene Einsturzthäler scheinen mit dem Einsinken der rheinischen Tiefebene in Zusammenhang zu stehen. Sie liegen hauptsächlich in dem Gebirgstheil, der auch an seinem Ostrand die größten geologischen Störungen durch Verwerfungen, besser Umwerfungen des verschiedensten Gebirgsmaterials zeigt, gerade gegenüber der merkwürdigen Bucht von Freiburg und der ihr vorgelagerten vulkanischen Massen des Kaiserstuhles und Tuniberges.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

V.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Zweite Hälfte.)

Wenn das Vieh im Frühlinge beginnt, auf die Weide zu gehen, berichtet Aminoff, werden Opfer für dasselbe in der Hauptstraße des Dorfes angestellt und wird dabei vom Opferpriester des Dorfes oder von zwei gewählten Opferern ein Ochse und ein weißes Schaf dem inmar geopfert. Dabei wird gebetet: „Inmar, damit das aufs Feld gelassene Vieh sich reichlich vermehre, opfern wir dir einen goldhaarigen Stier.“ (Rittich.)

Um Regen zu erhalten wird an einigen Orten jährlich, an anderen nur bei großer Dürre ein Gebet um Regen abgehalten (zor kuris'kon). Dabei werden dem inmar im Kazanschen ein Pferd und zwei weiße Schafe, im Wjätkaschen ein weißer oder rother Stier und zwei Schafe geopfert.

Nach der Frühlingssaat werden die schon erwähnten, mehreren Dörfern gemeinsamen Hainopfer (mirenvös', oder el'en-vös, oder badzim-vös') im badzim lud begangen. In einigen Gegenden findet dies erst zu Pfingsten statt, in anderen am Peterstage, dem kvar-sur-Feste, am 29. Juni.

Hier versammeln sich gewöhnlich die Angehörigen von 10 bis 15 Dörfern, um dem mukylts'in und inmar zu opfern, und zwar nicht nur Männer allein, sondern alle, Männer, Weiber und Kinder. Der Opfertisch (vyle muts'on dźök) wird auch hier mit Birkenzweigen bedeckt, wie beim invu-Hainopfer, und auf die Zweige der eine Theil des Opfers gelegt, während der andere ins Feuer geschüttet wird. Das Opfer besteht hier aus Rindvieh, Schafen, Gänsen, bis an 15 Stück, und wird durch den vom tuno ernannten badzim lud ut'is dargebracht. Die Ceremonie unterscheidet sich sonst in nichts von dem später zu beschreibenden Dorfhainopfer.

In dem großen weitberühmten badzim lud im Dorfe Nyrja, das wir schon früher erwähnt, findet natürlich die ganze Feier in weit größerm Maßstabe statt. Nach Ostrowski werden zu diesem Feste schon lange vorher Vorbereitungen getroffen. Ungeheure Vorräthe an Bier und kumyška werden gebrannt. An großem Vieh allein werden bis 60 Stück geopfert. Unumgänglich nothwendig zu dieser Feier sei ein Schwan, den man bisweilen mit 25 bis 40 Rubel bezahle. Er wird gleichfalls rechtzeitig eingefangen und, wie Ostrowski selbst Gelegenheit hatte zu sehen, in großen Ehren gehalten, mit den besten Leckerbissen gefüttert. Nach dem Feste werde er auf einem festlich geschmückten Dreigespann im Triumph zum Wjätka-Flusse gebracht und dort mit Silbermünzen geschmückt freigelassen. Seine Rolle ist unbekannt. Zu diesem Feste, dem miren vös', strömen die Gläubigen nicht nur aus dem ganzen kazanschen Gouvernement zusammen, sondern auch die wjätkaschen Dörfer schicken Abgesandte. In alten Zeiten, meint Aminoff, sind diese großen Opferfeste gewiß von großer politischer Bedeutung gewesen; in der Gegenwart aber bilden sie nur ein geistiges Band, welches die verschiedenen Individuen des Wotjäkenvolkes vereinigt und dessen Assimilirung an die umwohnenden durch Anzahl und Civilisation mächtigen Völker hintanhält.

Im Anfang Juni, wenn schon am jungen Hafer sich die ersten grünen Körnchen zeigen, giebt es ein kleines Kinderfest. Die Kinder gehen hinaus ins Feld, kochen einen Brei aus gewöhnlicher Gerstengrütze, dem sie aber die jungen noch saftigen Haferkörnchen beimischen. Von diesem Brei opfern sie dann etwas ins Feuer mit den Worten: „Grasbrei geben wir dir, Gott inmar.“

Das größte Fest des ganzen Jahres beginnt am 29. Juni, dem russischen Peter-Pauls-Tage, und dauert eine ganze Woche lang. In diesen Tagen des Blätterfestes (kvar sur) wird fast im ganzen Wotjäkenlande der zweite wichtigere Theil der Hochzeit, s'uan genannt, gefeiert, und die ganze Woche hindurch giebt sich Alt und Jung den Freuden des Daseins hin ohne sich durch irgend welche Sorgen beirren zu lassen. In einigen Gegenden wird an diesem Tage das badzim vös' im badzim lud von mehreren Dörfern gemeinsam abgehalten.

Am Vorabende des Festes, das außer kvar sur auch gužem juon, Sommerfest, genannt wird, hält jeder Hausvater zunächst in seinem kuala mit seiner Familie einen Gottesdienst dem mukylts'in und voršud ab. An diesem Tage, dem einzigen im Jahre, werden vom voršud ut'is auf das dźadźy Birkenzweige gelegt, die der Familienbirke des Hauses entnommen sind. Daher hat das Fest auch den Namen kvar sur, Blätterfest, wörtlich Blätterbier. Bier wird eben nur zu den Festtagen gebraut.

Auf die Zweige legt der Betende das vyle muts'on, das hochgehobene Opfer, nachdem er folgende Worte gesprochen: „O Gott, mukylts'in, voršud, wohl bewahret und erhaltet uns. Des Blätterfestes wegen beten wir, reichlich Fleisch und Brod, glückliches Leben und Dasein, guten Zuwachs gewähret.“ Fleisch, Brot, Grützbrei, Kuchen, Bier und kumyška werden geopfert, und bei jeder Gabe, die dem voršud hinaufgehoben und dem Gott ins Feuer geschüttet wird, werden dieselben Worte wiederholt.

Nach den Feiertagen nimmt der voršud ut'is die Birkenzweige, welche den Namen mudor führen, wieder fort.

Nachdem die kvar-sur-Woche vergangen, macht sich Alles ans Heumachen, wozu vor diesem Feste und während desselben Niemand eine Hand rührt. Dafür arbeitet jetzt aber auch Alles mit, was nur Hand und Fuß regen kann.

Die Wotjäken sind das frömmste Volk, das ich kenne; bei jeder Gelegenheit beugen sie sich vor der Gottheit, und so beten sie auch vor der Heuernte: „Gieb, Gott, daß das Gras, wenn ich drei Mal mit der Sichel schlage, sich in Schichten legt; daß Schwaden an Schwaden und Schober an Schober sich sammeln“ (Rittich).

Zwei Wochen wird eifrig Heu gemacht und jede Familie strebt, die Mahd zu beenden, denn der 20. Juli (vil' nunal, der neue Tag) leitet bereits den Roggenschnitt ein. Auch dieses Fest ist ein hochgeachtetes, doch dauert es

nur einen Tag. Am Vorabende desselben wurde früher namentlich der Bienen wegen gebetet, und noch jetzt bringt jeder Bienenvater dem inmar Honig dar; ich selbst sah, wie an diesem Abend Honig geopfert wurde. Bemerkenswerth ist, daß dies Opfer nicht im kuala vollbracht wurde, sondern auf dem Hofe unter freiem Himmel. In der Regel findet das Opfer aber auch an diesem Tage im kuala statt. Pallas berichtet, daß an diesem Abende immer Buntspechte, die zu diesem Zwecke eigens mit Schlingen gefangen wurden, dem Gott geopfert wurden.

Der 20. Juli ist auch ein russischer Feiertag, der Tag des Ilja (Propheten Elias). Bei den Wotjäken heißt der Tag vil' nunal, der neue Tag, woraus man vielleicht schließen könnte, daß sie von diesem früher ihr Jahr begannen.

Im Malmyžschen opfert man am Vormittage des Festes selbst, jeder zunächst in seinem kuala, dem voršud und zwar kein Fleisch, sondern nur Honig, Brot, Brei, Bier und kumyška, und zwar wird nur das vyle muts'on aufs džadžy gelegt, das Feueropfer findet nicht statt. Am frühen Nachmittage erfolgt dann das lud-Opfer für den lud peri. Anderwärts wird gleich am Vormittage des vil' nunal das einzige gurt-lud-Opfer des Jahres, das lude vos'äs'kis'kon, dem invu dargebracht. Nach Pallas und Aminoff findet es sonst den ersten Oktober statt.

Am Morgen bedeckt der lud ut'is, der auch die Opferung leitet, den Opfertisch mit Birkenzweigen von beliebigen Bäumen. Hierauf wurde früher, wie es scheint, ein Götze gestellt. Am Nachmittage, etwa um 1 bis 2 Uhr, versammeln sich dann die Männer im Haine, Weiber haben keinen Zutritt. Es wird ein Rind oder ein schwarzes Schaf geopfert, nachdem es mit Wasser gewaschen ist. Herz, Lungen, Leber werden in einem Kessel gekocht, das Fleisch in einem andern. Wenn es fertig ist, spricht der das Opfer leitende lud ut'is folgendes Gebet: „Tritt wohlwollend auf das Birkenreis, o invu, gewähre gutes Glück; das gute Vieh behüte und erhalte wohl, gieb es keinen wilden Thieren preis."

Darauf schneidet er zunächst vom Herz, Lungen und Leber Stücke ab und legt sie auf die Birkenzweige, andere Stücke wirft er, dasselbe Gebet murmelnd, ins Feuer, und den Rest verzehrt er gemeinschaftlich mit den übrigen Betern. Dasselbe wiederholt sich mit dem Fleische, dem Brote, kumyška, Bier ꝛc. Die Knochen werden später gleichfalls dem Feuer übergeben.

In gondyr gurt wurde nicht an invu, sondern an kozma folgendes Gebet gerichtet: „Kozma, tritt wohlwollend auf (sc. die Birkenzweige), stets wohl erhalte und bewahre; gieb unser Vieh keinen reißenden Thieren preis, wirf es nicht in Schluchten oder Flußbett. Das Getreide laß nicht von Würmern und Ungeziefer verzehren. Tritt wohlwollend auf, darum, o Geist, bitten wir; wohl erhalte und bewahre unser Opfer in deinen Händen."

Wie der kozma als ein böser Waldgeist aufgefaßt wird, so wird auch im Malmyžschen dem lud peri, dem bösen Haingeist, ein schwarzer Hammel geopfert, und auch aus dem Gebet an invu geht hervor, daß dies ein böser Geist ist. Im Kazanschen wird nach Bechterew dem keremet im lud geopfert.

Jetzt giebt es keinen Feiertag mehr bis zum Ende aller Feldarbeiten. Jede neue Arbeit wurde aber sonst mit neuem Gebet eingeleitet, so der Roggenschnitt: „Gieb, Gott, daß Garben an Garben sich häufen und Garbenständer an Garbenständer" (Rittich). Vor dem Häufen des Schobers (kaban) betet man: „Gieb, Gott, daß der Schober so hoch werde wie der Himmel" (Rittich).

In dem Maße übrigens, als das Christenthum eindringt, scheint die Betfreudigkeit abzunehmen, und das ist nicht wunderbar, denn beim russischen Bauern ist die Religion nur Formalismus, echte Frömmigkeit trifft man nur sehr selten, und fast nur bei einzelnen Gebildeten.

Wenn die schwere Zeit vorüber, die Feldarbeit vollendet ist, dann kann man wieder Feste feiern und die Sorgen fahren lassen. Zunächst wird das ju-n'än', pönna vos'äs'kis'kon, Getreideopfer, dargebracht, d. h. es wird von jedem Hauswirth, sobald er mit seinen Feldern fertig ist, auf seinem Acker in Gegenwart seiner Familie dem mukylts'in ein Opfer ins Feld gegraben, doch ohne Eier, und dabei gebetet: „Mukylts'in, schenke gutes Getreide, wirf keine Würmer und Ungeziefer darauf."

Bald nachdem alle diese übrigens wenig feierlichen Feldopfer beendet sind, findet an einem durch den tuno oder die Volksversammlung festgesetzten Tage das gurto kalyken ki'ston, das gemeinsame Todtenopfer, statt, wo, wie wir schon sahen, des ganzen Dorfes Bewohner von Haus zu Haus gehend den Seelen der Verstorbenen ihren Tribut bringen, denn jetzt kommt der Winter mit seinen Krankheiten, man muß sich also der ts'y'ke Gunst versichern.

Am 1. Oktober, dem russischen pokrow (Mariä Schutz), wird dann in vielen Gegenden das große Herbstfest (tulys juon) gefeiert, auch tulys sur, Herbstbier (Aminoff) genannt. Am Vorabende des Festes wird, wie gewöhnlich, in allen kuala dem invu geopfert. Dem Opfer dieses Abends wohnte ich bei und verweise daher auf die früher gegebene Schilderung. Am Vormittage des Festtages wird in vielen Gegenden das Hainopfer für invu abgehalten, in anderen aber gehen die Kinder am Vormittage mit Pfeil und Bogen auf die Eichhornjagd.

Jetzt beginnt bereits die Winterjagd, denn schon giebt es starke Fröste, und in der Mitte oder gegen Ende des Oktober fällt schon der Winterschnee, der bis Ende März liegen bleibt. Da geht dann ein jeder Jäger einzeln in den Wald, macht an einem Bächlein oder einer Quelle, deren es in jener wasserreichen Gegend viele giebt, ein Feuer an, und opfert ein Huhn, das er mitgebracht, dem Herrn des Waldes mit den Worten: „Wild schenke mir, kozma, Herr des Waldes, jedesmal, wenn ich gehe, für hundert Rubel!" oder „schenke, Herr des Waldes, Wild; laß das Haselhuhn nicht fortfliegen, nicht weit sich entfernen!" In einigen Gegenden scheinen auch allgemeine Jagdopfer stattzufinden, darauf weist folgendes Gebet bei Rittich: „Wann der Schnee fällt, gieb gutes Wetter, Gott. Hilf in den Wald gehen und wieder heim. Möge das Wild schön sein an Gestalt und Pelz; wenn wir aber auf den Fluß gehen, mögen Fische darin sich finden. Möchten wir Biber erbeuten und Fischottern fangen. Wenn wir am Lager des Bären vorübergehen, so hilf uns ihn sehen und daß beim ersten Flintenschuß sein Blut fließe, und daß sein Pelz schön sei. Wenn wir heimkehren, gieb, Gott, daß wir uns der Beute rühmen können. Auch Käufer laß uns finden und guten Handel. Hilf, Gott, dem großen Herrscher die Abgabe bezahlen."

Im Herbst wird nach Aminoff zugleich mit dem Herrn des Waldes auch der Verstorbenen gedacht.

Das letzte Fest des Jahres ist dann ved'en'o am 24. November, dem russischen Katharinentage. Am Vorabende dieses Tages wird in gewöhnlicher Weise dem voršud geopfert, doch wird außer dem üblichen Fleische, Brote ꝛc. auch Geld auf das džadžy gelegt, während man betet: „O Gott voršud, wohl erhalte und bewahre, gewähre gutes Getreide!" oder „o Gott inmar voršud, gewähre gutes Glück zu leben und sein, gewähre gutes Getreide." Am Vormittage des Festtages selbst wird im badzim kuala von vielen Dörfern gemeinsam dem invu geopfert.

Die Insel Barbadoes.

Die „Mail" vom 22. August dieses Jahres bringt in einer Korrespondenz aus Barbadoes verschiedene interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der kleinen, seit dem Jahre 1825 in englischem Besitze befindlichen Insel. Diesen Angaben zufolge nimmt Barbadoes durchaus nicht nur in räumlicher Beziehung — durch seine weit nach Osten vorgeschobene Lage — eine Sonderstellung unter den übrigen britischen Inseln der Kleinen Antillen ein: auch hinsichtlich seiner wirthschaftlichen und socialen Zustände steht es außerhalb der Reihe der anderen westindischen Kolonien, die es sämmtlich durch seine verhältnißmäßig großen Leistungen übertrifft. Von dem nur 430 qkm betragenden Areal der Insel stehen heute nicht weniger als $^{15}/_{16}$ unter sorgfältigster Kultur, und dies zwar fast ausschließlich als Zuckerplantagen. Schon seit vor nunmehr 250 Jahren die ersten englischen Ansiedler sich auf Barbadoes niederließen, ist hier vorzugsweise Zucker gebaut worden; von Jahr zu Jahr hat seitdem die Produktion zugenommen, und noch heute befindet sie sich in fortwährendem Steigen. Der Export der Insel, der zu der Zahl ihrer Einwohner in genau demselben Verhältniß steht, wie der Großbritanniens zu seiner Bevölkerungsziffer (es kommen etwa 8 Pf. St. auf jeden Kopf der Bevölkerung), betrug im verflossenen Jahre 1 330 000 Pf. St.; davon wurden allein 1 110 000 Pf. durch Produkte der Zuckerplantagen repräsentirt. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß, trotzdem Barbadoes bei seiner Zuckerfabrikation noch bis jetzt fast ganz ohne die Hilfsmittel unserer vorgeschrittenen industriellen Technik arbeitet, es doch durch ein Zusammentreffen günstiger Bedingungen, vornehmlich durch die überreichlich vorhandenen und wohlfeilen Arbeitskräfte, immer noch im Stande ist, billigern Zucker auf den Markt zu bringen, als dies von irgend einem andern Orte der Welt aus geschehen kann. Es liegt auf der Hand, daß die Einführung mancher jener Hilfsmittel, und besonders die allgemeinere Anwendung der Dampfkraft, die Fabrikation bedeutend vereinfachen, die Herstellungskosten dementsprechend noch mehr verringern muß; und daß die Plantagenbesitzer von Barbadoes keinerlei principielle Abneigung gegen Neuerungen und Verbesserungen hegen, das haben sie mehrfach bewiesen: seit längerer Zeit schon wird auf den größeren Besitzungen die Ertragsfähigkeit des Bodens durch den Betrieb einer rationellen Wechselwirthschaft vermehrt; auf gar vielen auch sind die alten Windmühlen zum Zerquetschen des Rohres durch Dampfmaschinen ersetzt; von einer jetzt im Bau befindlichen Eisenbahn verspricht man sich den größten Nutzen.

Das, worin Barbadoes sich aber am meisten von allen westindischen Kolonien auszeichnet, ist seine ungemein dichte, ja, man kann wohl sagen, seine viel zu dichte Bevölkerung. Die kleine Insel zählt nicht weniger als 162 000 Einwohner, und es kommen somit auf den Quadratkilometer etwa 370 Seelen! In dieser Bevölkerungsmasse, von der $^{7}/_{8}$ sich zur englischen Kirche zählen, ist der Procentsatz der Europäer gegen die Neger ein viel größerer als auf einer der anderen Inseln. Der Preis von Grund und Boden ist auf Barbadoes verhältnißmäßig hoch; ein Acre ($^{8}/_{9}$ preuß. Morgen) guten Landes wird heute mit 100 Pf. St. bezahlt, und in allen Theilen der Insel sind die Neger gern bereit eine Pacht von 5 Pf. St. für den Acre zu geben. Daß die farbige Bevölkerung sich hier weder in gedrückter noch auch in ärmlicher Lage befindet, das beweist die große Anzahl kleinen Grundeigenthumes, das eben fast ausschließlich in ihren Händen sich befindet. Die ländliche Bevölkerung der Insel beziffert sich auf 120 000 Seelen; die Eintheilung des Grundbesitzes ist aber ungefähr die folgende: an Grundstücken von noch nicht einem Acre Größe sind 20 000 vorhanden; über einen und unter 10 Acres 2100; über 10 und unter 50 Acres 300 und über 50 Acres ebenfalls 300. Von den 23 000 Acres aber, die durch diesen letzteren „großen Grundbesitz" repräsentirt werden, sind nur etwa 5000 in erheblicher Weise mit Hypotheken belastet: ein immerhin günstiges Verhältniß im Vergleich zu den anderen Inseln, wo die unselige Verschuldung des Grundeigenthums jeden möglichen Aufschwung von vorn herein lahm legt. Wie sehr die Neger von Barbadoes übrigens die gedeihliche Lage zu schätzen wissen, in der sie sich hier befinden, geht aus ihrer tief eingewurzelten Abneigung hervor, die Insel zu verlassen; und hat sich eine Familie durch die Anerbietungen freier Ueberfahrt, reichlicher Arbeit zu hohem Lohne, durch Versprechungen von Geld- und Landprämien verleiten lassen, nach einer der anderen Inseln überzusiedeln, so ist es fast gewiß, daß sie bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehrt. Bei der heute schon bestehenden Uebervölkerung der Insel muß aber diese Anhänglichkeit der einzelnen Glieder mit der Zeit für das Gedeihen des Ganzen doch verhängnißvoll werden; denn, so sonderbar dieses Bedürfniß für eine westindische Kolonie auch erscheinen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß das, was Barbadoes heute am meisten noth thut, eine geregelte und gut geleitete Auswanderungspolitik ist. Die Bevölkerung des Landes ist in fortdauernder Zunahme begriffen, seine Erträge werden sich aber nie in entsprechendem Maße vermehren können; es ist kein unbenutzter Boden mehr vorhanden und auch nur wenig Aussicht für irgend eine neue, in größerm Maßstabe zu betreibende Industrie. So liegt hier das einfache Rechenexempel eines sich vergrößernden Divisors für einen gleichbleibenden Dividendus vor — das Resultat kann eben nur ein immer geringer werdender Gewinn für das Individuum sein. Die Einwohner von Barbadoes würden demnach nur in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie selber die Auswanderung aus ihrer Mitte nach Kräften fördern wollten. Sie würden reichliche Unterstützung von den anderen Inseln finden, auf denen Mangel an Arbeitskräften und daneben noch Ueberfluß an unkultivirtem Boden zu finden ist, und die deshalb im Stande sind, eine weit größere Bevölkerung zu ernähren und zu bereichern, als sie jetzt besitzen. Am leichtesten freilich würde die Auswanderung sich organisiren lassen, und am meisten Anklang würde sie unter der Bevölkerung selber finden, wenn man eine bestimmte Insel dafür ins Auge fassen und auf ihr eine große Kolonie gründen wollte, in der die Einwanderer neben freiem Raum für ihre Thätigkeit auch die Einrichtungen des Mutterlandes vorfinden würden.

Brennender noch, als diese Frage der Auswanderung, bei der es sich ja erst um die Abwendung einer zukünftigen Gefahr handelt, ist eine andere, die zur Zeit alle Gemüther in Barbadoes beschäftigt: die Frage nämlich, auf welche

Weise man die immer mehr überhandnehmende Landplage der Insel, die Ratten, am gründlichsten vertilgen kann. Es scheint fast unerklärlich, wie dieses Ungeziefer auf der so dicht bewohnten und überall so sorgfältig kultivirten Insel zu einer so ungeheuern Verbreitung kommen konnte; auf jeden Fall hat es sich jetzt aber vollkommen hier eingebürgert, und sind die Ratten die gefährlichsten und gefürchtetsten Feinde der Zuckerplantagen, in denen sie durch Abnagen der Rohrpflanzen dicht über dem Boden den größten Schaden anrichten. Vor einigen Jahren schon wurde ihnen ernstlich der Krieg erklärt und eine Prämie von einem Penny auf jeden bei der Regierung eingelieferten Rattenschwanz gesetzt — leider fanden sich unter den Einwohnern der Insel aber nicht nur spekulative Genies, die sich nun auf die Rattenzucht legten und sich dadurch eine mühelose und angenehme Einnahme zu schaffen versuchten, es kursirten auch bald allerhand Gerüchte von natürlichen und künstlichen Rattenschwänzen, die, in großer Menge importirt und geschickt mit einer hinreichenden Anzahl echter und frischer untermischt, ohne Weiteres mit einem Penny pro Stück prämiirt worden seien und somit einen erklecklichen Gewinn abgeworfen hätten. Durch diese Erfahrungen einigermaßen enttäuscht, hat man jetzt einen andern Plan ins Auge gefaßt, der bessern Erfolg verspricht: man beabsichtigt nämlich, den ostindischen Mungos (Herpestes griseus) auf Barbadoes einzuführen und zu akklimatisiren. Freilich hat man nicht mit Unrecht gegen dieses Auskunftsmittel den Einwand erhoben, daß man sich in jener Schleichkatze einen gefährlichen Feind für alles Federvieh ins Land bringen werde, doch sind die Pflanzer allmälig zu der richtigen Einsicht gekommen, daß es immer noch billiger ist, ein Kapital von 10 Pf. St. oder auch etwas mehr auf die Anlage eines mit Draht vergitterten Hühnerhauses zu verwenden, als jährlich das Fünf- und Zehnfache davon durch die Verwüstungen der Ratten in den Zuckerplantagen zu verlieren.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Nach officiellen Angaben waren nach dem Census vom 3. April 1881 die bevölkertsten Städte in der Kolonie Süd-Australien, welche eine Bevölkerung von 279 865 zählt, folgende. Die City of Adelaide steht oben an mit 38 479 Seelen. Dann folgen Kensington and Norwood mit 10 087; Hindmarsh mit 6794; Unley mit 5493; Port Adelaide mit 3013; Glenelg mit 2724; Burra mit 2 647; Mount Gambier mit 2403; Kapunda mit 2290; Wallaroo mit 1869; Gawler mit 1811; Kadina mit 1521; Moonta mit 1418; Port Augusta mit 1318 und Clare mit 1131. Alle übrigen Orte der Kolonie Süd-Australien zählten weniger als tausend Einwohner.

— Wir hatten schon öfters Gelegenheit, uns über die zu Süd-Australien gehörige Filialkolonie bei Port Darwin an der Nordküste von Australien (Northern Territory) zu verbreiten. Der dortige Government Resident, Mr. E. W. Price, hat nun neuerdings wieder einen officiellen Bericht, der bis Ende Juni 1881 reicht, über diese Ansiedelung an die Regierung von Süd-Australien eingeschickt. Derselbe lautet dies Mal günstiger als sonst. Wir entnehmen daraus folgende Angaben.

Die Kolonisten ohne die Eingeborenen zählten am 30. Juni 1881 insgesammt 4380 und hatten sich damit in den letzten drei Monaten (nach dem Census vom 3. April) um 174 (meistentheils Chinesen) vermindert. Diese geringe Bevölkerung vertheilte sich auf 3690 Chinesen, 660 Europäer und 30 Malaien. Der allgemeine Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig. Das Betragen der Chinesen wird als ein musterhaftes hingestellt. „Sie befolgen die Gesetze und sind in jeder Beziehung gute Unterthanen," sagt der Bericht [1]. Die Revenue des Finanzjahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, belief sich auf 22 000 Pf. St. und flossen davon 7409 aus Landeinnahmen. Die Revenue des neuen Finanzjahres wird auf 33 000 Pf. St. veranschlagt. Der Export an Gold — und das ist bis jetzt so ziemlich der einzige Export — belief sich im Jahre 1880/81 auf 28 471½ Unzen. Es würde dies, die Unze Gold mit 4 Pf. St. berechnet, einen Werth von 113 886 Pf. St. ergeben. Das neu entdeckte Goldfeld am Bridge Creek war besonders lohnend und beschäftigte 100 Europäer und 1500 Chinesen. Auch die Quarzriffe am Margaret-Flusse lieferten gute Resultate, denn man gewann aus einer Tonne Quarz Gold bis zum Betrage von 520 Unzen. Mit der Anlegung von Zuckerplantagen geht es rasch vorwärts und hofft man auf günstige Erträge. Für Pastoralzwecke (mehr für Rindvieh als für Schafe) waren bereits 224 244 englische (10 546 deutsche geographische) Quadratmeilen, gegen eine jährliche Rente von 6 Pence oder 50 Pfennig pro Quadratmeile, vom Northern Territory in Pacht genommen.

— Die Perlfischerei in der Torres-Straße zwischen der Nordküste von Australien und Neu-Guinea nimmt einen immer größern Umfang an und liefert lohnende Erträge. Im vergangenen Jahre wurden 449½ Tonnen Perlmuscheln im Werthe von 1 200 000 bis 1 400 000 Mark gefischt. Der Preis für die Tonne schwankt zwischen 2400 und 5600 Mark. Zu Tauchern wurden meistens Kanakas, Maoris und Malaien, auch einige australische Eingeborene verwendet, von Weißen nur ungefähr zwanzig. Die Taucher selbst machen gute Geschäfte dabei und stehen sich auf 4000 bis 6800 Mark pro Jahr. Obgleich es sehr viel Haifische in der Torres-Straße giebt, so geht doch bei der Fischerei selten ein Menschenleben verloren, im Durchschnitt nicht mehr als zwei im Jahre. Es ist eine auffällige Thatsache, daß die Haifische sich meistentheils davon machen, sobald die Perlfischerei beginnt. In Australien, namentlich in Sydney, besteht eine Anzahl von Gesellschaften, welche in jenen Gewässern derartige Fischereien auf ihre Kosten betreiben lassen.

— Der Census vom 3. April 1881 ergiebt für die Kolonie Queensland eine Bevölkerung von erst 218 159, wobei das weibliche Geschlecht um 37 000 an Zahl geringer ist als das männliche. Da die Kolonie einen Flächenraum von 31 488 deutschen geographischen Quadratmeilen umfaßt, so würden mithin nur 6,94 Personen auf die Quadratmeile entfallen. Nach dem Census vom 1. Mai 1876 zählte die Kolonie 173 283 Seelen, 105 009 männlich und 68 274 weiblich.

---

[1] Aehnlich wie in Queensland und Neu-Seeland (auch Victoria und Neu-Süd-Wales wollen folgen) hat das Parlament der Kolonie Süd-Australien Mitte August dieses Jahres eine Bill angenommen, nach welcher jeder ankommende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu erlegen hat und jedes eintreffende Schiff auf je funfzig Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen darf. Doch soll diese Bill auf das Northern Territory vorläufig keinen Bezug haben.

Nordamerika.

— **Newark als Fabrikstadt.** Newark in New Jersey liefert bekanntlich eine große Quantität der Produkte, welche auf dem Weltmarkte als New Yorker Fabrikate fungiren, und man fängt an, Schritte zu thun, um auch den Namen der Stadt, in welchem die Gewerkthätigkeit eine solch hohe Bedeutung errungen hat, zu Ehren zu bringen. Der Sekretär der Handelskammer, Herr P. T. Quinn, hat einen längern Bericht über das Wachsthum und die Ausdehnung der verschiedenen Fabrikzweige Newarks verfaßt, welcher des Interessanten viel enthält. Aus demselben geht hervor, daß die in Newark gefertigten Produkte nach fast allen Weltgegenden versandt werden und daß die Fabrikate der dortigen Lederindustrie z. B. erfolgreich mit den Erzeugnissen Englands, Frankreichs und Deutschlands konkurriren.

Newark ist allerdings gewissermaßen als eine Vorstadt New Yorks zu betrachten, welches für alle Fabrikate der neuen und alten Welt den besten Stapelplatz bietet. Die Verbindungen Newarks sind jedoch nach allen Seiten hin reichlich und nur wenige Städte erfreuen sich solcher Verkehrserleichterungen zu Wasser und zu Land, wie die freundliche Stadt am Passaic, welche sich außerdem durch eine tüchtige Municipalverwaltung schon lange einen beneidenswerthen Ruf erworben hat. Als Hauptindustriezweige, welche in Newark vertreten sind, nennt der Sekretär der Handelskammer Leder, Juwelier- und Hutfabriken; er giebt folgende interessante Zusammenstellung in Bezug auf einzelne Geschäfte:

	Arbeiterzahl	Lohnbetrag Dollars	Produktionsw. Dollars
Ledergeschäft	2661	1 413 713	10 440 992
Raffinerie für Edelmetalle	342	170 100	8 794 600
Fabriken v. Schmucksachen	2535	1 094 016	4 632 827
Hutgeschäft	2955	867 025	2 262 894
Webereien	1861	565 940	2 212 250
Kofferfabriken	1567	570 522	2 138 923
Kleiderfabriken	1438	1 472 947 (?)	2 055 108
Schuhmacher	1535	575 984	1 885 504
Maschinenfabriken	1167	567 391	1 630 077
Sattlerei	1216	410 636	1 496 008

— Eine Expedition ist jetzt damit beschäftigt, die Umgebung des **Bären-Sees** in Britisch-Columbia, welche bis dahin ganz unbekannt war, zu erforschen.

— Im Anschlusse an den kürzlich stattgehabten Census der **Vereinigten Staaten** ist ein Bericht über die Vertheilung des **Regenfalls** und über diejenige der Bevölkerung mit Rücksicht auf den Regenfall herausgegeben worden. Danach erreicht der höchste Regenfall während eines Jahres 150 Zoll, welcher einmal am Puget Sund beobachtet worden ist. Im Jahre 1880 betrug der durchschnittliche Regenfall der Vereinigten Staaten, mit Ausschluß von Alaska, 29 Zoll. Aus diesem Durchschnitte folgt die Existenz eines weiten Gebietes, welches für Pflanzenwuchs ungeeignet ist, da dieser, zumal bei der vorkommenden raschen Verdunstung, viel mehr Feuchtigkeit verlangt. Deshalb drängt sich die Bevölkerung besonders an solchen Stellen zusammen, welche zwischen 35 und 50 Zoll Regenfall haben. Aus einer von Mr. Gannet zusammengestellten Tabelle ergiebt sich, daß dieser Theil der Vereinigten Staaten 68,13 Procent der gesammten Bevölkerung umschließt, während die Gebiete zwischen 30 und 60 Zoll 92,3 Procent der Bevölkerung enthalten. Die dichteste Besiedelung haben die Strecken mit 45 bis 50 Zoll Regen, nämlich per Quadratmile 57,7 Einwohner, und dieselben enthalten auch die größte absolute Bevölkerung. Man hat berechnet, daß im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten — mit Ausnahme von Alaska — etwa doppelt so viel Wasser vom Himmel gefallen ist, als die beiden Seen Erie und Ontario zusammen enthalten; diese Masse betrug 1 796 532 642 000 000 Gallonen, die Verdunstungsoberfläche etwa 3 Millionen Quadratmiles.

Polargebiet.

— Der Geographischen Gesellschaft in Bremen gingen aus San Francisco, 28. September, Nachrichten zu, welche den auf S. 288 dieses Bandes bezüglich der **Besitzergreifung von Wrangels-Land** durch den amerikanischen Dampfer „**Corwin**", Kapitän Hooper, gegebenen Bericht vervollständigen. Nachdem dieses Schiff Ende Juli durch das Eis bis zur Heraldinsel vorgedrungen war, wurde gelandet und die höchste Spitze des in schroffen Granitfelsen aufsteigenden Eilandes bestiegen. Die Heraldinsel ist der Aufenthaltsort von Myriaden Seevögeln. Die Vegetation ist kümmerlich und besteht aus einigen Moosen, Flechten, Saxifragen. Beim Abstieg wurde ein 200 Fuß hoch herabstürzender und unter einer Schneebank verschwindender Wildbach angetroffen. Von der Heraldinsel arbeitete sich der „Corwin" zur sibirischen Küste hinüber, längs welcher er bis zum Nordkap vordrang. Auf dem Wege dahin wurde eine Segelstange aus der See aufgefischt, die kaum über ein Jahr im Wasser gelegen haben konnte. An der Küste traf man Eingeborene, die den in großen Flügen erscheinenden Enten wie den auf dem Eise außerordentlich zahlreichen Eisbären mit Bogen, Pfeil und Speeren nachstellten. Auch einem wandernden Stamm Renthiertschuktschen begegnete man. Nach vielen Anstrengungen gelang es von der Südseite her am 12. August Morgens auf Wrangels-Land zu landen, welches vom Kapitän Hooper feierlich für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen (der Vertrag mit Rußland, durch welchen die Vereinigten Staaten Alaska erwarben, macht es ihnen jedoch unmöglich, irgend welches Land westlich der Beringstraße zu beanspruchen) und **Neu-Columbia** getauft wurde. Die Küste des neuen Landes liegt 25 Miles nördlicher, als die bisherigen Karten annehmen. Spuren von Bären und Füchsen waren zahlreich, einige Vögel und ein Lemming wurden erbeutet. An der Landungsstelle mündete ein 300 Fuß breiter, $2\frac{1}{2}$ Faden tiefer reißender Strom in das Meer, was auf eine größere Ausdehnung des Landes schließen läßt. Die Klippen bestanden hauptsächlich aus Schiefer, aus Sandstein und etwas Quarz. Der Boden ist lehmig mit untermischten dunkelen Kieseln. Am Strande fanden sich allerlei Gegenstände, die beweisen, daß die Küste nicht immer von Eis eingeschlossen ist: Walfischgerippe, Treibholz, ein altes Ruder, eine Bootsplanke, hölzernes Geschirr und Faßdauben. Dampfer „Corwin" hielt sich, nachdem er festgestellt hatte, daß in diesem Theile des Landes keine Spuren der „Jeannette" in Cairns oder dergleichen zu finden, nur kurze Zeit auf und dampfte nach der amerikanischen Seite hinüber, um dem Walfänger „Daniel Webster" zu Hilfe zu kommen und sich mit Kohlen zu versehen. Es ist anzunehmen, daß das später eintreffende eigentliche Aufsuchungsschiff „Rodgers" ebenfalls das neue Land erreicht haben wird. Vermuthlich wird dieses Schiff dort überwintern und die Aufsuchung der „Jeannette" gründlicher betreiben, als es der „Corwin" vermochte. Ueber die Erstreckung des neuen Landes nach Norden hin wird nichts berichtet, die See östlich von Wrangels-Land sah man von der Heraldinsel aus offen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

XII.

1. Juni. Da die Feuchtigkeit des Bodens das Feueranmachen verhinderte, so hatten sich die Reisenden am Abend zuvor nur mit etwas Cassava und Branntwein begnügen müssen. Santa Cruz, der eine merkwürdige Energie zeigte, stand aber schon um $4^1/_2$ Uhr auf und suchte eine günstige Stelle, um einen am Abend geschossenen magern Stelzenläufer zu kochen. Gern hätte man den schlechten Platz noch vor Tagesanbruch verlassen; doch ging das wegen der Kompasaufnahme nicht, zu welcher Crevaux das Tageslicht brauchte, und die er ohne die geringste Lücke herstellen wollte. Als er dann gegen 6 Uhr nochmals die Lagerstelle musterte, um nicht irgend ein Gepäckstück zu vergessen, bemerkte er eine mächtige Boa, die zweifellos keine zehn Schritte von ihnen die Nacht zugebracht hatte. Apatu hatte auch gemeint, daß ein böses Thier in der Nähe sei, da er einen unangenehmen Moschusgeruch verspürt hatte.

Gegen 9 Uhr erreichte man die kleine Ansiedelung Kinoro, wo zu ihrem Erstaunen eine Kuh, zwei Hammel und zahlreiche Schweine sich tummelten. Der Besitzer derselben, Bernarbé Cabreiro, war vor einer Revolution sich flüchtend mit Weib, Kindern und Vieh den Yura-Yaco hinabgefahren und hatte sich dort niedergelassen. Er hatte auch einen Ochsen besessen, denselben aber wegen Mangels eines Weideplatzes schlachten müssen. Denn die Ufer des Yapura sowohl wie auch des Iça sind überall mit endlosem Walde bedeckt. Für 8 Francs erstand Crevaux ein kleines Schwein, für 3 Francs 6 Eier. In der Ansiedelung traf er zwei junge Indianerinnen vom Stamme der Tamas, die am Rio Caguan (etwa unter 1° nördl. Br. und 77° westl. L. Paris) wohnen. Dieselben sahen den Frauen in Guayana täuschend ähnlich, hatten auch Gewohnheiten, welche Crevaux bei den Galibis beobachtet hat. So tragen sie sowohl im Nasenflügel als auch in der Unterlippe einen großen schwarzen Dorn. Eine derselben zerquetschte Mais mit einem großen Steine, der vollständig die Form eines Halbmonds hatte. Dieses Geräth ist auch am Iça sehr gebräuchlich, und bei der Stadt Para, wo es von den früheren Eingeborenen angewendet wurde, fand Crevaux gleichfalls ein Exemplar desselben.

Ueber den Yapura machte Cabreiro folgende auch anderweitig bestätigte Angaben. Die Regen beginnen im März und dauern bis in den August; das Johannishochwasser (21. Juni) wird wegen seiner Heftigkeit gefürchtet. Im August und September wird die Kahnfahrt mitunter durch einen sehr starken Wind, der selbst Wellen aufwirft, gefährdet.

Gegen Mittag dieses Tages traf man auf drei Hütten von Carijonas-Indianern, welche unter einem Agenten (corregidor) der colombianischen Regierung leben. Derselbe hat officiell die Aufsicht über sämmtliche Eingeborenen am Yapura; da er in der That aber nur zwei kleine Indianerfamilien und einige zerstreute Mulatten zu besorgen hat, so beschäftigt er sich damit, Kautschuk, vegetabilisches Elfenbein und Kakao zu sammeln und dasselbe gegen kleine Messer und Kaliko auszutauschen. Nachdem ihm unser fran-

zösischer Arzt eine Beingeschwulst ausgeschnitten hatte, ertheilte er gern die Erlaubniß, daß zwei seiner Indianer denselben bis zum Araraquara-Falle begleiteten. Apatu machte bald die Entdeckung, daß die Carijonas das Feuer tata und das Wasser tuna nennen, Bezeichnungen, wie sie sich ebenso im Innern Guayanas finden. Die Carijonas aber, welche den Roucouyennes sehr ähnlich sehen, waren nicht minder entzückt, daß die Fremden ihre Sprache redeten, und waren gegen ein Geschenk von je einem Säbel, einer Axt, einem Messer und einigen Meter Kaliko gern bereit, dieselben zu begleiten. Die Zierrathe, welche einer derselben trug, waren genau dieselben, welche Crevaux bei den Macusis-Indianern in Britisch-Guayana und bei den Roucouyennes gesehen hatte. Es waren das silberne Ohrgehänge von dreieckiger Gestalt und ein eben solcher zungenförmiger Stift in der Unterlippe. Diese Schmucksachen waren aus Geldstücken hergestellt, während die Roucouyennes dazu Stücke von Weißblech verwenden. So wurden die Sardinenbüchsen, welche Crevaux an den obern Maroni gebracht hatte, zu solchen Ohrgehängen verwandelt und fanden bei den Eingeborenen von Guayana weite Verbreitung. Früher wurde erwähnt, daß die Roucouyennes ihr Ideal in einem hervorstehenden Bauche erblicken und den Unterleib, um ihn größer erscheinen zu lassen, mit zahlreichen Gürteln bedecken. Die Carijonas tragen statt derselben hölzerne Reifen, die mit Lianen zusammengebunden sind und bis an das untere Ende der Brust hinaufreichen, und außerdem vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug. Diese unbequeme Tracht wird



Carijona-Indianer.



Coreguaje-Indianer.

weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis sie vollständig aufgebraucht ist. Es hielt für den Reisenden sehr schwer, sich ein solches Kleidungsstück zu verschaffen, da es fast unmöglich ist, dasselbe abzulegen ohne es zu zerschneiden. Endlich stellte ein junger Mann, durch einen ihm angebotenen rothen Gürtel gereizt, alles Mögliche auf, um aus dieser wahren Schildkrötenschale herauszukommen, und nach langwierigen Verdrehungen, welche an die einer Languste, die aus ihrer Kalkschale herausschlüpfen will, erinnerten, gelang es ihm schließlich, seinen Panzer abzustreifen.

Am Abend rösteten die Frauen Kakaobohnen und zerquetschten sie mit jenem schon erwähnten halbmondförmigen Steine; durch Hinzufügung von etwas Zuckerrohrsaft gewann dann Crevaux eine Chokolade, die ihm angeblich besser schmeckte, als jedes ähnliche europäische Produkt.

2. Juni. Um 8 Uhr brach man auf, im Ganzen mit Santa Cruz und Fortunato 10 Mann stark und bewaffnet mit zwei Flinten, einem Revolver, Bogen zum Fischeschießen und Blasrohren, um mittels vergifteter Pfeile Affen zu erlegen. Die beiden Carijonas ließ Crevaux in seinem Boote Platz nehmen, um mit ihnen plaudern und ihre Sprache mit derjenigen der Roucouyennes vergleichen zu können.

Bald ward man zweier Boote ansichtig, in welchen Carijonas-Indianer saßen, die wie die Eingeborenen in Guayana mit Genipa bemalt waren. Das eine ergriff sofort die Flucht, während das andere Crevaux' Fahrzeug herankommen ließ. Unter den Insassen befand sich ein vollkommen nacktes Weib, welches in einer Hängematte ein Kind trug. Die indianischen Gefährten Crevaux' plauderten mit ihren Landsleuten und titulirten sich mit ihnen „calina“; dasselbe

Wort brauchen die Roucouyennes, um Individuen ihrer eigenen Race zu bezeichnen. Der Grund, um dessen willen das andere Boot sich geflüchtet hatte, war der, daß das Weib eben entbunden worden war, und das Neugeborene, welches in jenem Boote sich befand, keinen Weißen zu Gesichte bekommen darf, da es sonst stürbe. Apatu bestätigte das Vorhandensein dieses Aberglaubens bei allen Indianern Guayanas; jede Wöchnerin — wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf — wird sich hartnäckig weigern, ihr Kind einem Weißen oder Neger zu zeigen. Ein anderer Brauch der Carijonas wie der Roucouyennes verlangt, daß eine solche mehrere Tage lang völlig nackend umhergeht und sich selbst dem Regen aussetzt. Wer wird sich da wundern, wenn die südamerikanischen Eingeborenen rasch verschwinden? Wo giebt es sonst so grausame Leute, daß sie ein Weib eine Stunde nach der Entbindung nackt auf einem Boote fahren



Carijonas-Indianer.

lassen? Und sind nicht Säuglinge, welche man auf weite Reisen mitschleppt, einem sichern Untergange geweiht?

Um Mittag wurde der große Zufluß Ote'uassa passirt, an dessen Oberlaufe, acht Tagereisen von der Mündung, Weiße sitzen und Chinarinde ausbeuten. $1^1/_2$ Stunden später traf man auf die Insel Couay; so heißt bei den Carijonas wie bei den Roucouyennes die Miritis-Palme. Bald darauf hielt man an den Cosacunti-Inseln, welche eine verlassene Hütte der Carijonas tragen. Dort fand Crevaux noch eine kleine geschnitzte Bank, wie sie ebenso bei den Roucouyennes vorkommen; die Schnitzerei sollte einen Raubvogel, eine Art Urubu, vorstellen, welcher hier wie dort atura heißt. Auch eine menschliche Figur aus schwammigem Holze lag dort, ähnlich den Felsritzungen am Yary, welche der Reisende anfangs für Frösche gehalten hatte. Diese rohen Bildwerke haben den Zweck, böse Geister fern zu halten.

Als die Boote sich am folgenden Tage der Mündung des Baches Santa Maria näherten, an welchem eine Niederlassung von Coreguajes-Indianern sich befindet, fuhr Santa

Cruz, der dieselben um so besser kannte, als seine eigene Mutter diesem Stamme angehörte, voran, um die Ankunft eines „großen Häuptlings“ zu melden. Etwa 20 Indianer, Männer und Weiber, fanden sich denn auch am Landungsplatze ein und wurden von Apatu mit vier Schüssen begrüßt. Am Abend wurden Tänze aufgeführt, wobei Apatu bald ein Lied wieder erkannte, das er schon am Yary und Paru gehört hatte. Je weiter man kam, desto häufiger wurden die Aehnlichkeiten zwischen den Eingeborenen am Yapura und von Guayana; Crevaux neigte schon jetzt zu der Ansicht, daß sie alle zu einer und derselben Familie gehören.

Sehr bald nahm Crevaux weitere Aehnlichkeiten wahr. Einer seiner Leute, der krank geworden war, nahm die Hilfe des Häuptlings der Coreguajes in Anspruch, welcher genau in derselben Weise wie die Piays in Guayana an der kranken Stelle saugte und es durch Blasen und Scho!-Scho!-



Coreguaje-Indianer.

Scho!-Rufen vertrieb. Besonders fiel dem Reisenden bei dieser Ceremonie ein monotoner Gesang, besser Recitativ auf, das dem Evangelium am Palmsonntag ähnlich ist, und das er oft von den Piays gehört hatte. Die Handzeichnungen ferner, mit welchen er von den Coreguajes und Carijonas ein Album füllen ließ, haben die größte Analogie mit denen aus Guayana. Wie die Roucouyennes, so treten auch die Carijonas nie eine Reise an, ohne sich von ihren Weibern mit Rucu oder Genipa bemalen zu lassen. Als Crevaux einen Indianer nach dem Grunde der Bemalung fragte, antwortete ihm dieser, es geschehe, um sich warm zu halten.

Bei der Weiterfahrt stellten sich bald Stromschnellen und Fälle ein, deren Ueberschreitung der an solche Hindernisse nicht gewöhnten Begleitmannschaft viele Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Juni wäre in einem kleinen Falle das eine Boot beinahe gekentert, und zwei Tage darauf kamen sie an den Fall Cuemany, den die Eingeborenen für unpassirbar erklärten. Apatu, der sich mit drei Gefährten dennoch hineinwagte, wäre fast umgekommen; um sich zu retten,

mußten sie Gepäck und Kleider ans Ufer werfen, und Santa Cruz wurde in Folge des ausgestandenen Schreckens krank.

Am 14. Juni Mittags langte man bei dem großen Falle Araraquara („Arara-Nest") an, wo man die Boote verlassen und sich einen Weg zu Lande suchen mußte. Der Yapura hat sich dort durch ein großes Sandstein-Plateau seinen Lauf gebahnt, den beiderseits weiße, horizontal und vertikal sich spaltende Felsen wie Riesenmauern einfassen. Vorher hatte er eine Breite von 700 bis 800 m; man kann sich vorstellen, mit welcher Geschwindigkeit seine Gewässer durch diesen Kanal, der nur 50 bis 60 m breit ist, dahinschießen. Etwa 1 km weiter abwärts wird der Fluß plötzlich wieder ruhig, aber nur weil er sich staut und unmittelbar darauf sich mit einem Satze in einen 30 m tiefen Abgrund stürzt. Der Marsch über das Plateau war wegen der zahlreichen Spalten im Gesteine mühselig und selbst gefährlich, und erst nach sechsstündigem Wandern fanden sie einen Pfad, der sie noch vor Einbruch der Nacht an den Fuß jenes Falles brachte. Dort wurden am nächsten Morgen fünf Bäume gefällt und ein Floß davon gebaut. Kurze Zeit aber, nachdem man die Weiterfahrt angetreten hatte, traf man auf ein Boot mit drei Uitoto-Indianern, die sich selbst Makuschi nennen (uitoto bedeutet in der Sprache der Carijonas und Roucouyennes „Feind"). Crevaux folgte ihrer Einladung, ihr Dorf zu besuchen, welches am Nebenflusse Arara lag und in zwei Stunden erreicht wurde. Er fand die Bewohner desselben in großer Aufregung: die Männer machten die lebhaftesten Bewegungen, als ob sie sich zankten, die Weiber eilten umher und die Kinder flüchteten sich in den Wald. Als er ein Haus betrat, sah er über der Thür eine untere Kinnlade hängen, sowie einige aus Menschenknochen gemachte Flöten, und in einer Ecke lag auf einer Trommel eine mit Wachs überzogene getrocknete Hand. Die Männer hatten sich Arme und Beine mit Genipa blauschwarz, Lippen und Zähne dunkelschwarz mit den Zweigen des Blumenrohr und den Rand der Augenlider mit Ruku lebhaft roth gefärbt, so daß manche wie wahre Teufel aussahen, während die Frauen



Wie die Uitotos schnupfen.

den ganzen Leib mit Ausnahme des Halses mit einer Art Kautschuk schwarz bemalt und darauf weiße und gelbe Zeichnungen angebracht hatten.

Eine sonderbare Art zu schnupfen haben die Männer. Ihre Dose besteht aus einer großen Vielfraßschnecke, deren Basis mit einem mittels balata (Gutta-percha) befestigten Fledermausflügel verschlossen ist; sie enthält ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zusammensetzung, das sich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muschel herausschütteln läßt. Um dasselbe nun in die Nasenlöcher zu bringen, bedient sich der Indianer eines Instrumentes aus zwei hohlen Vogelknochen, die mittels balata verbunden sind; den einen steckt er in den Mund, den andern in ein Nasenloch und braucht dann nur zu blasen, um den Staub den entferntesten Theilen der Schleimhaut zuzuführen. Einer solchen Schnupfmaschine bedient sich aber nur der Egoist; verträgliche Leute haben ein Instrument, das aus zwei in Gestalt eines X gekreuzten Knochen besteht, und mittels dessen sich Freunde, wie unsere Abbildung zeigt, das Pulver wechselseitig einblasen. Die Cigarren dieser Indianer haben nicht weniger als 4 cm Durchmesser und enthalten etwas Tabak, um den viele Blätter vom bois-canon gewickelt sind; jeder nimmt drei Züge und überreicht dann die Cigarre seinem Nachbar.

Als Crevaux die Lichtung neben jenem Hause betrat, sah er in einem Topfe etwas kochen; es war ein Indianerkopf! Nun verlor er alle Lust zum längern Verweilen; er gab seinen Wunsch zu erkennen, ein Boot kaufen zu wollen, und erstand ein solches. Von der Strömung getragen, langte er rasch bei seinen Gefährten an. Erst auf der Weiterreise entdeckte er zusammengekauert zwischen dem Gepäcke einen Indianer und bat ihn, das Boot zu verlassen. Derselbe folgte der Weisung mit einem verzweifelnden Blicke, den Crevaux erst verstand, als es zu spät war; es war offenbar ein Kriegsgefangener gewesen, der seinen menschenfressenden Feinden zu entkommen gehofft hatte.

Am 19. erreichte man ein kleines Dorf der Carijonas; in derselben Nacht kam dort einer der Einwohner an, ganz verstört durch die ausgestandenen Gefahren. Er hatte mit zwei Genossen eine Reise auf dem Arara unternommen, wurde aber dort von den Uitotos gefangen genommen, welche sofort den einen mit Händen und Füßen an einen Baum banden, ihn trotz seiner Wehklagen mit einem vergifteten Pfeil tödteten, weil einer der ihrigen durch seine

Stammesgenossen gefressen worden war, die Leiche mit Händen und Füßen an einem Pfahle befestigten und wie ein erlegtes Pekari davontrugen. Der Häuptling hatte dann das Fleisch vertheilt und auch benachbarten Stämmen Stücke davon zugesandt. Der zweite war, wie gesagt, entkommen und der dritte war eben jener Indianer, den Crevaux zu seinem nachträglichen Bedauern ans Land hatte setzen lassen.

Die weitere Reise war höchst gefährlich und mühselig. Die Füße des Reisenden wurden bei Tage durch Fliegen zerstochen, welche Anschwellungen und Geschwüre verursachten, während die Nachtruhe bald durch Regen, bald durch Moskitos oder feindliche Indianer gestört wurde. Mehrmals wurden sie angegriffen, wobei Crevaux stets die größte Mühe hatte, seine Leute vom Schießen abzuhalten, ja seine eigenen Leidenschaften zu besiegen. So verlangte am 22. Juni ein Häuptling mit Gewalt das Gepäck des Reisenden und konnte nur wieder durch Gewalt von seinem Vorhaben abgebracht werden. Dieser Mensch, der an 200 Wegstunden vom Amazonenstrom entfernt wohnte, besaß 10 Flinten, ebensoviel Kürassierpalasche und vier Kisten voller Dinge des civilisirten Lebens, Resultate eines Sklavenhandels, den er mit brasilianischen Händlern trieb. Ein Säugling ist dort ein amerikanisches Messer werth, ein sechsjähriges Mädchen einen Säbel, oder zuweilen auch eine Axt, ein erwachsener Mensch eine Flinte. Gut mit solchen europäischen Waffen versehen, unternehmen diese Indianer Raubzüge auf den benachbarten Strömen, greifen die dortigen nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, tödten die, welche Widerstand leisten, nehmen die anderen gefangen und führen sie jenen Seelenverkäufern zu. Dieser Handel ist nicht gefahrlos; denn oft genug wird der Händler schlecht empfangen, wenn er den lebenden Preis für seine Waare holen will, und wenn sich die Indianer für die Stärkeren halten, wird er ausgeplündert und erschlagen. Am 26. Juni überschritten sie einen vierten Fall, welcher eine Befahrung des Stromes mit Dampfschiffen unmöglich macht, sich durch Dynamit aber leicht beseitigen ließe. Am folgenden Tage wurde die Mündung des Apapuri (Apaporis) passirt, welche nach Ansicht der Brasilianer die Grenze zwischen ihrem Lande und Colombia bildet. Es waren nun bereits 43 Tage verflossen, daß sie die Nächte bei strömendem Regen auf der Erde schliefen, nur durch ein kleines Blätterdach geschützt. Was Wunder, daß nach und nach fast alle vom Fieber ergriffen wurden? Zwei oder drei waren stets krank, und ein Glück war es noch zu nennen, daß nicht alle auf einmal dienstunfähig wurden. Crevaux beeilte darum die Fahrt, so sehr er konnte; denn einige Wochen Aufenthalt mehr auf dem abscheulichen Flusse hätten allen den Tod gebracht. Stets war er der erste auf den Beinen, ließ um $6^1/_2$ Uhr Morgens aufbrechen und die Fahrt oft bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortsetzen, und hatte dann auch am 9. Juli Abends 5 Uhr die Freude, in den Amazonenstrom einzulaufen. „Gott sei Dank — rief Apatu aus — Uitotos nicht gefressen uns!“

Am 15. langten sie in Manaos an, wo Crevaux seine Begleiter ablohnte und für ihre Heimkehr Sorge traf. Dann mußte auch er dem Klima seinen Tribut entrichten; auf der Fahrt den Amazonenstrom abwärts packte ihn das Fieber am 22. Juli und verließ ihn erst wieder am 30. Tags darauf schiffte er sich auf dem englischen Dampfer „Ambrose“ nach Saint-Nazaire ein.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VI.

6. Allerhand Bräuche und Aberglauben.

Eide werden nach Rittich auf besondere Art geleistet. Der zu Vereidigende liegt auf den Knien. Man schneidet Brotstückchen ab, bestreut sie mit Salz, spießt sie an ein Messer und giebt sie ihm durch ein Körbchen aus Birkenrinde.

Die Ceremonie der Namengebung an neugeborene Kinder beschreibt Bechterew folgendermaßen: Bald nach der Geburt eines Kindes nimmt der heidnische Priester dasselbe in die Arme und schaukelt es ziemlich unsanft, indem er dabei verschiedene wotjäkische Namen nennt. Denjenigen nun erhält es, bei dessen Nennung es zu schreien beginnt, oder aber der Priester fängt an Feuer zu schlagen, dabei verschiedene Namen oder Gegenstände nennend. Wobei der Zunder Feuer fängt, den Namen erhält das Kind. Diese Sitte hängt vielleicht mit folgender mordvinischen Sage zusammen: Ange (pàt'äi), die Mutter der Götter, wünschte, nachdem sie acht Kinder geboren, rascher die Welt mit guten Geistern zu erfüllen, damit jeder Mensch, jedes Thier, jeder Baum die seinen hätte zum Schutze gegen šaitan. Sie wandte sich daher an den obersten Gott, ihren Vater Tšampas, der ihr ein Feuerzeug gab, während ihr Sohn Niškipas ihr Feuersteine brachte. Sie schlug nun mit dem Stahl gegen den Stein, und aus jedem Funken entstand ein Schutzgeist. Dies Geschäft nun setzt sie auch jetzt noch fort in dem Maße, als die Lebewesen der Erde sich vermehren (Mel'nikow).

Die Gebräuche während und nach der Geburt beschreibt Gawrilow in folgender Weise: Bei schweren Geburten gelobt das helfende alte Weib im Namen der Eltern den Göttern Opfer darzubringen. Diese Gelübde heißen kurbon für den voršud, pužym ul, „unter der Tanne“, für den Herrn des Waldes, šyd tyron, „Lohn mit Speise“, für die Geister der Todten. Wenn das nicht hilft, so nimmt sie den Mann der Gebärenden vor und fragt ihn aus, ob er nicht gelegentlich mit einer andern Frau oder einem Mädchen die eheliche Treue gebrochen, worauf er ehrlich beichten muß, wenn er sich sein Weib erhalten will. Nach der glücklich überstandenen Geburt wäscht die Helferin das Kind und gelobt dabei dem lud murt, dem Hainmenschen (soll wohl heißen vu murt, Wassermensch), im Namen der Eltern eine Ente, was viro sidz'em, Blutgelübde, heißt. Darauf deckt in der Hütte die älteste Frau des Hauses den Tisch mit einem weißen Tischtuche, stellt einen Topf mit Butter, ein Salzfaß und ein Brot darauf,

verkündet dann das Geschlecht des Neugeborenen und fordert die Anwesenden auf, die kyldis'in und ihre Mutter um langes und glückliches Leben für ihn anzuflehen, und daß er dereinst seine Eltern ernähren und tränken möge. Darauf tritt der älteste des Geschlechtes bedeckten Hauptes zum Tisch, nimmt das Brot, schneidet das Ende davon ab, bestreut es mit Salz, beschmiert es mit Butter und giebt es der Wöchnerin, welche es aufißt mit einem Gebet zu inmar. Ein anderes Stück Brot schneidet er sich selbst ab, thut Salz und Butter darauf und spricht das geforderte Gebet zu kylts'in und deren Mutter, worauf er das Stück Brot verzehrt. Seinem Beispiel folgen die Uebrigen und legen dabei kleine Münzen für den Neugeborenen auf den Tisch.

Allerhand Aberglauben. Die Zeit vom 25. December bis 6. Januar wie vom 20. Juni bis 1. Juli heißt vožo dyr, grüne Zeit, und ist besonders geeignet zum Erkennen der Zukunft (Gawrilow). Da gehen die erwachsenen Mädchen auf die Tenne und horchen, ob nicht von irgend woher Glockenklang zu hören ist, denn dann wird eine von ihnen im selben Jahre verheirathet. Die Bursche dagegen gehen zu leeren Hütten oder Vorrathskammern und horchen: Wenn sie ein Geräusch hören wie vom Fegen des Bodens, so schließen sie, daß im nächsten Sommer die Ernte schlecht sein wird; wenn sie hingegen ein Geräusch hören wie vom Ueberschütten des Getreides aus einem Gefäß ins andere, so giebt es ein gutes Jahr. Zum selben Zweck ziehen sie Halme aus dem Roggenschober. Wenn auf dem ersten herausgezogenen Halm eine Aehre sitzt, so giebt es ein gutes Kornjahr, während ein leerer Halm ein schlimmes Jahr bedeutet.

Georgi führt noch folgende abergläubische Anschauungen an: Mittwoch und Freitag sind für Geschäfte gefährlich. Ein schwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukuk auf dem Hausdache bedeuten, ebenso wie ein gehender Igel, Tod oder schwere Krankheit. Durch Tödtung der Schwalben, Kibitze, Tauben und Bachstelzen bringt man sich um das Gedeihen des Viehes. Schwalben baut man sogar Nester. Trifft der Blitz einen Baum, so erschlägt er einen Teufel, der in demselben wohnte. Vom Blühen der Rosen bis zu Ende August ist die Mittagsstunde gefährlich. Die Wotjäken bringen keinen Wachs aus, weil die Bienen davon mißrathen. Mißwachs verursachen die christlichen Wotjäken, die den Göttern keine Opfer bringen, denn geben ist sicherer als alle Gebete.

Ich selbst kann noch anführen, daß es schwer fällt, gebrauchte Kleider zu kaufen, da mit Hilfe solcher leicht verderbliche Hexerei getrieben werden könnte.

7. Götzenbilder.

Zum Schluß möchte ich noch einmal die Frage berühren, ob die Wotjäken Götzenbilder besitzen oder besessen haben.

Da nachweislich alle finnischen Völker solche verehrten und zum Theil noch jetzt anbeten, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sich auch bei den Wotjäken Spuren davon finden müßten, und das scheint in der That so. Rytschkow fand in der Kochhütte eines Wotjäkenhofes auf einem Brettchen an der Wand vertrocknete Zweige von der Pichta (sibirische Edeltanne, Pinus pichta s. sibirica) liegen. Da er sie in die Hand nehmen wollte, sprangen der Wirth und die Wirthin entsetzt hinzu und hinderten ihn daran. Auf seine Fragen nach der Bedeutung dieser Zweige erhielt er dann zur Antwort: „Es ist dieses eines von den vornehmsten Dingen, die bei uns göttlich verehrt werden, und zwar eben dasjenige, welches wir modor oder den Schutzgeist unseres Hauses nennen. Wenn es nun die Hand nicht nur eines fremden Religionsverwandten, sondern auch sogar derer, die ihm göttliche Ehre erweisen, berührt, so wird die Ruhe meiner Familie, ja meine ganze Wohlfahrt durch irgend einen unglücklichen Zufall unausbleiblich gestört.“ Diese Zweige dürfe nur ein hochbetagter Greis berühren, und wenn der stürbe, sein Sohn, oder in Ermangelung eines solchen sein nächster Leibesverwandter. Allemal nach Verlauf eines Jahres schlachten sie vor den Zweigen, welche ihren Hausgott vorstellen, ein junges Kalb, dessen Ohren sie auf dasselbe Brett legen, worauf die Fichtenreiser liegen. Wenn irgend ein wotjäkisches Haus ein neues Reis brauche, so könne es dasselbe nicht vor dem Tode des erwähnten Alten bekommen, wo dann sein Erbe das Reis schaffe. Bei den Tscheremissen sollen ähnliche Zweige verehrt werden, die bei ihnen kudovodoš heißen, was Hausgott bedeute. Es sei dies aber kein allgemeiner Gott, weder für die Tscheremissen noch die Wotjäken; in einigen Gegenden werde er nicht verehrt. Aminoff dagegen ist der Ansicht, daß diese Angaben anders gedeutet werden müßten. Das von uns schon beschriebene, regalartige Brett, džadžy, in der der Thür gegenüberliegenden Ecke des kuala heiße vyle muts'on pul, d. h. erhobenes Brett. Darauf werde das Heiligenbild placirt, welches mit einer ursprünglich heidnischen Bezeichnung mudor oder mydor genannt werde, was wörtlich bedeute: der Rand der Erde. Im kazanschen Gouvernement aber kämen weder Heiligenbilder noch andere Bilder vor, sondern werde dieselbe Stelle auf dem erhöhten Brette mudor genannt. Da er nun auch sonst keine Spuren von Götzenbildern gefunden, so ist er der Meinung, daß die Wotjäken überhaupt keine besitzen, und nimmt an, daß die darauf bezüglichen Angaben russischer Schriftsteller wie auch die Rytschkow's auf Mißverständniß beruhen, hervorgerufen durch Unkenntniß der Sprache. Ich muß nun, so kühn es auch erscheinen mag, behaupten, daß Rytschkow's Deutung im Wesentlichen richtig ist, Aminoff's Uebersetzung des vyle muts'on pul dagegen irrthümlich; vyle muts'on heißt allerdings „das hoch erhobene“ und „pul“ Brett, gleichwohl ist die Uebersetzung „das hoch erhobene Brett“ irrthümlich, allerdings aber ist der Irrthum sehr verzeihlich.

In den kuala-Opferungen wird nämlich das Opfer, wie wir gesehen haben, immer auf das beschriebene Brett gehoben, und dieses Opfer heißt vyle muts'on und die Uebersetzung für vyle muts'on pul ist daher „Opferbrett“, eigentlich „Brett für das hoch erhobene Opfer“. In einigen Gegenden heißt dieses Brett džadžy und wird gewöhnlich nicht mit vyle muts'on zusammengesetzt, so daß man gar nicht in Verlegenheit kommt, es unrichtig zu übersetzen, dagegen heißt in den Hainopfern der keineswegs hohe Tisch, auf welchen der eine Theil des Opfers gelegt wird: vyle muts'on džök, Opfertisch. An beiden Stellen, dem kuala wie dem lud, wird eben das in natura dem Gotte gegebene Opfer vyle muts'on genannt, das aufgehobene im Gegensatz zu dem ins Feuer geworfenen, tylas'kon. Noch in der Gegenwart finden wir den von Rytschkow beschriebenen vollständig analoge Einrichtungen. Noch jetzt werden vom erblichen Opferpriester, dem voršud ut'is oder mudort'si, an gewissen Tagen, namentlich vor dem kvarsur-Feste, Birkenzweige auf das džadžy und auf diese Zweige das Opfer gelegt. In einigen Gegenden bleiben diese Zweige auch das ganze Jahr dort liegen. Ebenso werden in den Hainopfern auf den schon erwähnten Opfertisch Birkenzweige gelegt und auf diese das Opfer.

Wir finden aber auch bei den Tschuwaschen eine Einrichtung, welche stark an die von Rytschkow erzählte erinnert. Kleine, kaum zollgroße, in einer Form gegossene Zinnfiguren, die einen Menschen darstellen und unter dem Namen Irich göttliche Verehrung genießen, werden in einem Winkel der Wohnung aufgestellt und an ein Büschel von Johannisbeer- oder Rosenstrauchzweigen gehängt. Man opfert ihnen eine Art Brei nebst Backwerk und nach Verlauf von zehn Jahren ein Schaf (Castrén nach Fuchs). Es könnte sehr leicht sein, daß unter den Pichtenzweigen Rytschkow's ein ähnliches Bild versteckt war, oder aber, daß die Verehrung, welche man früher dem Bilde gezollt, in späterer Zeit auf die Pichtenzweige übertragen wurde, und beide wurden schließlich, wenigstens in manchen Gegenden, durch das Heiligenbild verdrängt. Für diese Anschauung würde unter anderen der Umstand sprechen, daß in manchen Dörfern das Heiligenbild jetzt auf dieselbe Stelle placirt wird, auf welcher Rytschkow das heilige Reis liegen sah, während es bei den Russen nur in der Stube sich findet, und daß außerdem beide dieselbe Bezeichnung führen — denn modor und mudor dürfte wohl identisch sein —, das spricht schon dafür, daß das Heiligenbild den Götzen von seinem Platze verdrängt, was um so leichter geschehen konnte, als auch das Heiligenbild von den Russen vielfach in derselben grob materiellen Art angebetet wird, wie ein Götzenbild. Noch jetzt, wie vor hundert Jahren, wird stets das Opfer auf das Opferbrett gelegt, was gleichfalls einen triftigen Grund für die Annahme abgiebt, daß dort früher der Götze gestanden habe. Für diese Anschauung spricht aber auch manches andere. Mudor heißt nach Aminoff Rand der Erde; das kann kaum anders verstanden werden als etwa „Grenze des menschlichen und göttlichen Aufenthaltes"; jedenfalls ist es keine Bezeichnung für einen Gott, sondern höchstens für den Platz, auf welchem der Götze ruht, und dieser Platz waren die Zweige; der Gott aber, der darauf wohnte, heißt voršud, der also dem tschuwaschischen Irich entspricht.

Beim Durchsehen meiner Gebete fällt auf, was übrigens auch schon früher bekannt war, daß in den kuala-Opfern dem inmar gewöhnlich die Bezeichnung voršud beigelegt wird. Wenn nun, wie Aminoff mit allem Recht annimmt, der Begriff inmar erst später entstanden ist, die Form der kuala-Opfer aber auf ein hohes Alter hinweist, wo den Göttern noch die Gabe in natura gegeben wurde, und wenn dem entsprechend in den kuala-Opfern, wie Aminoff behauptet, inmar in der Regel nicht genannt wird, so ist klar, daß man erst später den Namen inmar dem ältern voršud beigefügt hat, und dies wird durch ein Gebet bestätigt, in welchem einfach voršud angerufen wird und kein anderer Göttername sich findet. Fragt man einen Wotjäken, wem das vyle muts'on džadžy bestimmt ist, so sagt er: dem voršud.

So ist es auch erklärlich, weshalb der erbliche Opferpriester, welcher jährlich jeder Familie das heilige Reis auf das džadžy legt, voršud ut'is heißt, während diese Benennung völlig unerklärlich bliebe, wenn voršud nur ein Attribut für inmar oder invu oder einen andern hohen Gott wäre. Für meine Deduktionen habe ich später noch die thatsächliche Bestätigung in einer Angabe Bechterew's gefunden, welcher mit dürren Worten berichtet, daß auf dem Brett im kuala bei heidnischen Wotjäken ein grob geschnitztes Götzenbild sich befinde, das einen Ziegenkopf oder ein vertrocknetes Haselhuhn vorstelle, in einem bedeckten Korbe liege und voršud heiße. Auch Gawrilow's Angaben bestätigen vollkommen meine Vermuthungen. Was nun die Ableitung des Wortes anlangt, so haben wir ein Verbum vordyny, ernähren, erhalten, und ein Substantiv šud, Glück; man kann also voršud übersetzen mit Glückerhalter, was wieder vorzüglich mit Rytschkow's Bericht übereinstimmt.

Bei den Hainopfern auf dem lud scheinen ebenfalls Götzenbilder üblich gewesen zu sein. Ostrowski berichtet, daß er zwar in der Gegenwart nichts derartiges gefunden, ein Greis aber habe ihm erzählt, daß man in seiner Jugend ein Stück Baumrinde mit dem Fell desjenigen Thieres, das geopfert werden sollte, umhüllte und es dann auf die Erde stellte. Bechterew berichtet weiter, daß noch in der Gegenwart zur Zeit des Opfers im lud ein grob geschnitztes Götzenbild in Gestalt eines Pferdes oder andern Thieres aufgestellt werde, je nach dem was der Gott fordert. Daß in der That Götzenbilder bei den Haingebeten gebraucht wurden, geht mit großer Wahrscheinlichkeit aus meinen beiden lud-Gebeten hervor. Das eine beginnt nämlich: „Tritt wohlwollend auf die Birkenzweige, o invu!" nämlich auf die Birkenzweige auf dem Opfertische, auf welche das vyle muts'on gelegt wird. Mein zweites lud-Gebet beginnt ebenso: „Kozma, tritt wohlwollend auf" (sc. die Birkenzweige).

Daß nun ein Volk, das dem Gotte die Gabe grobsinnlich in natura darbringt, sich vorstellen könnte, daß er in unsichtbarer Gestalt unter sie treten könnte, um sie abzuholen, ist undenkbar; ja selbst wenn man es für die Gegenwart zulassen könnte, daß unter dem Einfluß des Christenthums solch eine Vorstellung möglich wäre, so ist das doch für die Vergangenheit unmöglich. Aus alle dem kann man mit Sicherheit annehmen, daß es früher Götzenbilder gegeben habe, die zum Empfang des Opfers mit Vorliebe auf Baumzweige aufgestellt wurden.

8. Charakter der wotjäkischen Religion.

Die von den russischen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, die Religion der Wotjäken sei dualistisch, wird von Aminoff als grundfalsch bezeichnet und als lediglich hervorgegangen aus Unkenntniß der Sprache und unvollständiger Einsicht in die Götterlehre. Die Götter der Wotjäken besäßen menschliche Leidenschaften; sie zürnen dem, der sie vernachlässigt, und sind gnädig dem, der ihnen opfert. Ueberwiegend sei aber ihre wohlwollende menschenfreundliche Gesinnung. Es liege etwas naiv Patriarchalisches in der wotjäkischen Auffassung des Verhaltens der Götter zum Menschen. Sie reden ihre Götter in ihren Gebeten mit kindlicher Vertraulichkeit an und nennen sich Nachbarn der Götter. Einen Repräsentanten des Bösen finde man nicht unter den eigentlichen Göttern, im Gegentheil werde der Götter Beistand angerufen gegen die bösen Wesen von niederer Art, welche Krankheiten und andere Uebel verursachen. Wie die alten Finnen von den Nachbarvölkern die Bezeichnung des mächtigsten bösen Wesens entlehnt haben (piru, perkele), so hätten auch die Wotjäken ihren peri und šaitan den Nachbarn entlehnt.

Wenn nun auch diese letzte Bemerkung richtig ist, so kann ich doch im Allgemeinen Aminoff nicht beistimmen, sondern die Religion der Wotjäken trägt bis zum jetzigen Augenblick die deutlichsten Spuren des düstern Schamanismus, deutlichere als bei vielen anderen finnischen Völkern. Wohl ist unter dem Einfluß der benachbarten monotheistischen Religionsformen inmar dem christlichen Gott oder Allah recht ähnlich geworden; aus den Gebeten aber kann der freundliche und wohlwollende Charakter keines der Götter ersehen werden. Alle Götter werden gebeten, gewisse

unangenehme Dinge nicht zu thun; so wird mukylts'in gebeten, kein Ungeziefer auf die Kornfelder zu werfen, invu wird gebeten, das Vieh nicht den wilden Thieren zu geben, ja selbst inmar wird gebeten, keine Krankheiten und Seuchen auf die Menschen zu werfen, sie nicht den Waldgeistern zu überliefern. Dieser vorherrschend negative Charakter der Gebete zeigt, daß man sich von solchen Göttern nichts Gutes zu gewärtigen hat, und daß man opfert und betet lediglich, um das Uebel abzuwenden. So ist auch meist der positive Theil der Gebete zu deuten: wohl erhalte und bewahre, d. h. laß die Natur ihren Gang gehen, erhalte Alles beim Alten und bewahre uns vor dem Außerordentlichen. Wenn die Götter wirklich vorherrschend freundlich gesinnt sind, warum wird nie ein Wort des Dankes in den Gebeten laut? Man sagt inmar: „Gieb unser Vieh nicht den reißenden Thieren, dafür geben wir dir Opfer"; also nur des schnöden Gewinnes wegen verhindert er das Unglück, wenn aber der Wolf kommt, dann hat der Gott ihn geschickt. Wenn die Krankheit kommt, dann hat der Gott sie geschickt. Wohl sandte auch Jehovah auf die Gläubigen Krankheit und Elend, aber nur, wenn sie die zu ihrem eigenen Besten erlassenen Gesetze übertraten und nur, um sie durch weise Strafe auf dem rechten Wege zu erhalten. Wenn man aber auf diesem Wege blieb, so war er ein freundlicher Gott und Dankopfer rauchten ihm zu Ehren, Freudenpsalmen ertönten ihm zum Preise. Die wotjäkischen Götter aber senden Unglück und Krankheit nur aus elendem Eigennutz, wenn ihnen kein Opfer geworden; man thut also nur das Nothwendige, wenn man ihnen opfert, ein Dank gebührt ihnen nicht.

Wenn nun auch der bösartige Charakter der wotjäkischen Hauptgottheiten nicht mehr so intensiv ist, so tritt dagegen der düstere melancholische Charakter des Schamanismus recht zu Tage in der Lehre von den Geistern der Verstorbenen. Nie ist man sicher vor ihrer Tücke, und beständig, fast tagtäglich ist man bemüht durch Opfer und Spenden ihre Bosheit abzuwenden. Es kann wohl nichts Schrecklicheres geben, als diese ununterbrochene Furcht vor diesen Geistern. Krankheit und Hungersnoth halten sie in ihren Händen, bereit sie auf die Menschen zu werfen. Außer ihnen giebt es aber in Moor und Wald noch eine ganze Schaar schlimmer Gesellen, welche nur der Gelegenheit harren, um den einsamen Wanderer zu überfallen. Selbst auf die freundlichen Geister, den korka kuz'o wie den gid ut'is, kann man sich sehr wenig verlassen; ja wenn der letztere „Hofhüter" genannt wird, so ist diese Bezeichnung mehr Schmeichelname, als daß sie dem wirklichen Charakter ihres Trägers entspricht. Der einzige wirklich Glück bringende Geist scheint der voršud; in dem an ihn gerichteten Gebet findet sich nicht jener negative Charakter, von dem wir sprachen, sondern er wird in positiver Weise um Glück, gutes Vieh ꝛc. gebeten.

In dem vedin wie im tuno erkennen wir den Schamanen, der mit den Göttern Zwischensprache hält, die Krankheiten vertreibt, die Natur bezwingt, die ewige Sonne selbst angreift; nur ist hier die Macht an zwei Personen vertheilt, von denen der eine vorherrschend das Böse thut, der andere dasselbe Böse verhindert oder wenigstens die Verhinderung zu vermitteln sucht. Den naturbeherrschenden Charakter des Schamanen aber kann man in diesen beiden Personen nicht verkennen; ja der tuno der Wotjäken wie tietäjä der Finnen dürften auch etymologisch nahe verwandt sein, wie die finnischen Verba tietää, wissen, erkennen, und tuntun, kennen, erkennen.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Die Pflanzendecke des Hohneck.

Auf der Carte de la topographie antique des départ. des Vosges, welche Maud'heux in den Annales de la Société d'émulation du dép. des Vosges XIV, 3, p. 352 (1874) veröffentlicht hat, tritt unser Hohneckgebiet genau nach den Grenzen, mit welchen wir es nach Lothringen hin abschlossen, ganz eigenthümlich hervor: keine antike Straße oder Ansiedelung befindet sich in seinem Umkreis. Folgt dies nun wohl ziemlich naturgemäß aus seiner ganzen Beschaffenheit, so zeigt das Hohneckgebiet auch sonst noch eine so ganz eigenthümliche Stellung zur lebenden Welt, zur Welt zwar nicht der Menschen, doch der Pflanzen und Thiere, daß wir uns mit den Organismen des merkwürdigen Berges noch etwas näher beschäftigen müssen.

Die Pflanzenwelt des Hohneck ist in ganz Elsaß und Lothringen berühmt durch ihren Reichthum, ihre Schönheit, ihre Ueppigkeit. An Artenreichthum und namentlich an alpinen Formen übertrifft sie nicht nur alle Berge der Vogesen, selbst den höhern Sulzer Belchen oder den Ballon d'Alsace, der doch den Alpen näher liegt, sondern auch den Feldberg, den ganzen südlichen Schwarzwald. Das ist jedenfalls eine sehr merkwürdige, nicht leicht zu erklärende Erscheinung. Der höhere Ballon von Gebweiler hat nur eine Alpenpflanze, die auf dem Hohneck nicht vorkommt, die reizende Primulacee Androsace carnea, deren rosenfarbige Blüthensträußchen im Frühling den Gipfel des Belchens schmücken. Der Hohneck aber hat eine ganze Reihe von Alpenpflanzen, die in den Nachbargebirgen nur ihm zukommen; eine ganze Reihe anderer, welche auf den umliegenden Höhen und Höhenzügen ebenfalls wachsen, sind am Hohneck besonders reich und üppig vertreten, und auch die Arten, welche sich nur beschränkt auf einzelnen dieser Höhen finden, wie der kleine seidenglänzende Frauenmantel (Alchemilla alpina) auf dem Roßberg bei Thann, der zierliche Farn Allosurus crispus auf dem Sulzer Belchen und den Hautes Chaumes, das herrliche Mulgedium alpinum mit seinen hochragenden himmelblauen Blüthenfackeln und das ihm ganz ähnliche nur glatt- und grünstengliche Mulgedium Plumieri auf dem Sulzer und Elsässer Belchen, auch alle diese und viele andere Formen von ähnlicher Verbreitung haben am Hohneck ebenfalls ihre Heimath, ja sie sind hier

über das ganze Massiv verbreitet und viel reicher verbreitet, viel häufiger als an jenen vereinzelten Standpunkten.

Auch der Wanderer, der kein specielles Interesse an Botanik hat, muß über die wunderbare Flora des Hohneckrückens erstaunen. Kommt er im Frühling, d. h. im Gebirgsfrühling, wenn in der Ebene schon die wilden Rosen blühen, so ist der Gipfel völlig weiß von den großen, außen oft bläulichen Blüthen der Alpenanemone, die hier und da auch in ihrer schwefelgelben Variation auftritt; dazwischen wächst die narcissenblüthige Anemone mit einem ganzen Büschel weißer Blumen auf einem Stiel, und die gelbe Narcisse mit ihrer doppelten Blumenkrone, das große Schneeglöckchen (Leucojum vernum) findet sich überall. In etwas geringerer Höhe sind alle Raine und Grasflecke von den leuchtenden Purpurähren der Orchis mascula förmlich bedeckt, die hier oft eine ganz erstaunliche Größe entwickeln, dazwischen andere Orchideen, in den Wäldern massenhaft die unscheinbare aber sonst seltene Listera cordata; auf den Wiesen und Felsen blüht die schöne dunkelblaue Bergkornblume, der goldgelbe, rosenähnliche Trollius europaeus, um nur einige Pflanzen zu nennen, die am meisten in die Augen fallen. Ganz anders aber sieht alles etwa 6 bis 8 Wochen später aus. Da hat der Hohneck sein weißes Frühlingsgewand mit dem buntesten Sommerkleid vertauscht, da prangt er erst in seinem Reichthum. Zwar der höchste Gipfel ist dann ziemlich blüthenlos, fast ganz mit Nardus stricta und anderen niedrigen Gräsern bedeckt; aber die nur wenig tieferen Matten ringsher sind übersäet mit den großen safrangelben Sternen des Bergwohlverlei (Arnica montana), röthlichen und weißlichen Orchideen (Gymnadenia conopsea und albida), der herrlichen bald gelben, bald tiefvioletten Viola elegans; dazwischen ragen die schönen Stengel des Türkenbundes auf und besonders merkwürdig und auffallend sind die mächtigen hohen Büsche des gelben Enzians (Gentiana lutea), dessen goldene Blüthensterne in dichten Wirteln um den hohen, straff aus blaugrünen, gefältelten Blättern aufstrebenden Stengel stehen. Dazu zahlreiche weiße Dolden und eine Masse von den Wiesenblumen der Ebene. Da aber, wo die Felsenthäler beginnen, auf den Felsen selbst haben wir erst recht herrliche Formen: der Türkenbund wächst hier besonders üppig, daneben die Bergkornblume, die beiden Mulgedien, verschiedene Sorten Eisenhut (Aconitum) mit blauen und gelben Blüthen, der gelbe und rothe Fingerhut, prachtvolle, riesenhaft aufgeschossene Dolden (Laserpitium Latifolium, Angelica montana), dazwischen große Farnkräuter, lilablüthige Geranien und an feuchten Stellen hohe, mit weißen Blüthen überfäete Ranunkeln (Ranunculus aconitifolius). Aus den Felsenspalten erhebt sich Rosa alpina mit dunkelrothen Blüthen, daneben kleine weiße straußblüthige Saxifragen oder die zierliche Silene rupestris — kurz, wohin man blickt und sieht, ist das Leben überreich von den herrlichsten Formen und Farben.

Wir haben schon eine Reihe Pflanzen genannt, welche den Alpen vorzugsweise angehören, wie Rosa alpina und andere. Allein diese und ähnliche, wie die auf dem Hohneck heimische hellroth blühende Rosa rubrifolia, die Johannesbeerarten Ribes petraeum und alpinum gehören der Wald- und Kulturregion der Alpen an; die Flora aber der höchsten Gipfel, die alpine Flora im engern Sinne, „welche über der Zone des Waldwuchses ihr Maximum hat“ [1]), umfaßt erst die eigentlich merkwürdigen Hochgebirgspflanzen. Auch von diesen finden wir eine ganze Reihe auf dem Hohneckmassiv und einige von ihnen müssen wir kennen lernen. Wir betrachten zugleich den weitern Verbreitungbezirk dieser Pflanzen nach Christ's Angaben. So haben wir von den schon genannten Mulgedium alpinum auf den Ost-, Central- und Westalpen, dem Schwarzwald, Jura, dem central-französischen Gebirge und den Pyrenäen; Mulg. Plumieri dagegen nur auf den Westalpen, den französischen Gebirgen, den Pyrenäen. Saxifraga Aizoon ist auf allen genannten Gebirgen verbreitet, ebenso Gymnadenia albida, Alchemilla alpina, Allosurus crispus (fehlt im Jura, ist im Schwarzwald sehr selten), Gentiana lutea, welche letztere ebenfalls im Schwarzwald auffallend selten ist. Ferner gehört hierher Potentilla alpestris, deren safranfarbige Blüthen dicht an der Erde liegen, und die in der ganzen Schweiz, dem Jura und den Pyrenäen zu Hause ist, die braunblüthige Umbellifere Bupleurum longifolium (fehlt nur in den Pyrenäen), das seltene Sedum repens (fehlt im Schwarzwald und Jura), während Rhodiola rosea außer in den Alpen und auf dem Hohneck sich nur noch in den Pyrenäen findet, und die niederliegende, gelbblühende Rosacee Sibbaldia procumbens in den Alpen, auf dem Hohneck, in Südfrankreich und den Pyrenäen zu Hause ist. Auf allen genannten Gebirgen, von den Ostalpen bis zu den Pyrenäen, wächst die purpurrothe Bartsia alpina, das herrliche Hieracium aurantiacum, dessen feuerrothe Blüthenköpfe aus dem hohen Grase ordentlich hervorleuchten, der seltene aber unscheinbare Streptopus amplexifolius, der Allermannsharnisch Allium Victorialis, welcher im deutschen Aberglauben dieselbe Rolle spielt, wie Homer's Moly im griechischen, die einem Allium ähnelnde ganz eigenartig gestaltete Orchis globosa, die schöne blaue Campanula Scheuchzeri, ebenso Campanula latifolia und viele andere. Dagegen findet sich das merkwürdige niedrig wachsende bleichgelb und großblühende Hieracium vogesiacum (decipiens, cerinthoides) außer auf dem Hohneck nur in den Ostalpen, im Jura, in Centralfrankreich und auf den Pyrenäen, das verwandte Hier. albidum zwar überall in den Alpen, aber sonst nur noch in den Pyrenäen, während Hier. alpinum gerade umgekehrt nur in Südfrankreich und den Pyrenäen fehlt. Die auffallende hellgelbe Pedicularis foliosa fehlt dem Schwarzwald, Rhinanthus alpinus den Westalpen, ebenso den Bergen Frankreichs und den Pyrenäen; Saxifraga caespitosa gehört den Ostalpen, dem Hohneck und den Pyrenäen an, die distelartige Carlina nebrodensis nur den Ostalpen, dem Hohneck und Centralfrankreich, Picris pyrenaica nur den Ost- und Westalpen, dem Hohneck, Frankreich, den Pyrenäen. Dagegen findet sich Angelica pyrenaica, eine kleine, grünlich-unscheinbare Doldenpflanze, welche in den Granitvogesen sehr verbreitet ist, nur in Frankreich und auf den Pyrenäen. Diese Beispiele der scheinbar regellosesten, eigensinnigsten Verbreitung mögen genügen; keine dieser alpinen oder glacialen Pflanzen fehlt den Alpen ganz und ebenso sind auch die zahlreichen übrigen glacialen Pflanzen des Hohneck (im Ganzen 75 Arten nach Kirschleger und Christ) alle in den Alpen zu Haus, während in den Pyrenäen 4, in Centralfrankreich 16, im Schwarzwald 21 und im Jura noch mehr Arten fehlen.

Woher kamen nun diese Pflanzen zum Hohneck hin? Von der Angelica pyrenaica ist es sicher, daß sie vom Süden kam, da sie im Osten und im ganzen Alpengebiet fehlt. Die übrigen Arten aber weisen so vorzugsweise nach den Alpen hin, wo ja keine von ihnen fehlt, daß man alle, auch die nur im Osten derselben vorkommenden Formen lieber von den Alpen als aus dem Süden ableiten möchte.

[1]) Dr. H. Christ, Ueber die Verbreitung der Pflanzen der alpinen Region der europäischen Alpenkette. Neue Denkschrift der Allg. Schweizer. Gesellsch. für die gesammten Naturwissenschaften. 1867.

Und jeder Blick auf die Karte wird uns wieder für die Alpen stimmen.

Allein die Winde, welche die Vogesen und namentlich die Südvogesen, das Hohneckmassiv beherrschten und beherrschen, waren und sind doch Südwestwinde. Wie ist bei ihnen die östliche Einwanderung zu erklären? Denn die Winde sind ohne Zweifel die Hauptverbreiter vieler Pflanzensamen, und namentlich dann müssen sie in erster Linie in Betracht gezogen werden, wenn es sich um Verbreitung von einem Hochgebirge zum andern handelt. Oestliche, südöstliche Winde fehlen ja auch heute auf der Ostseite der Vogesen, in der Ebene durchaus nicht; sie streichen im Thurthale, im Münsterthal bis zum Gebirgskamm empor; sie sind nur in Lothringen so selten, weil sie eben durch den Vogesenrücken abgehalten werden. In früheren Zeiträumen aber mußten dieselben viel häufiger und stärker sein und wenn wir die Zusammensetzung einer heutigen Gebirgsflora verstehen wollen, so müssen wir möglichst weit in der Entwickelungsgeschichte dieses Gebirges zurückgehen. Freilich kann sich von den Land- und Strandpflanzen, welche einst den Hohneck bedeckten, als er aus dem Buntsandsteinmeer aufragte, nichts in direkter Abstammung erhalten haben, welches durch unzählige aber ununterbrochene Generationen hindurch sich allmälig in die heutigen Arten umgewandelt hätte. Alles was auf den Höhen des Berges vorhanden war, muß während der Eiszeit zu Grunde gegangen sein, wo wir uns den Hohneck zwar wohl gewiß nicht untergetaucht und begraben unter einem glacier monstre, qui couvrait toutes les roches et tous les pics, unter einer Calotte von Eis, welche gleichmäßig alle Ballons überzog, wie Dollfus-Ausset [1]) will, wohl aber in der Art des heutigen Monte-Rosa-Gipfels zu denken haben, in einem Zustand, welcher eine eigentliche Vegetation nicht zuläßt. Die Glacialflora kann sich überhaupt erst am Ende der tertiären Zeit, erst zur Zeit der Erhebung der Alpen gebildet haben. Daß sie von Norden aus auf die Gipfel unserer Breiten und südlicher herabgewandert sei, dafür liegt durchaus kein Beweis vor, wohl aber spricht Mehreres dagegen. Es scheint vielmehr, als ob sie zunächst sich auf den Gebirgen, also vorzugsweise auf den Alpen bei dem allmäligen Uebergang des Klimas und dem allmäligen immer höhern Aufsteigen des Gebirges sich entwickelt habe. Allein vor der Eiszeit, als die Alpen sich hoben oder gehoben hatten und die oberrheinische Tiefebene noch nicht eingesunken war, dehnte sich Nord-Europa viel weiter nach Norden aus, als heutzutage, noch über die britischen Inseln hin; auch die Alpen waren damals noch etwas höher als jetzt, und sei es auch nur um den Betrag der Ablation durch die atmosphärischen Wasser. Selbstverständlich mußte sich die ganze Fläche der heutigen Alpenabdachung, das mitteldeutsche Bergland mit eingeschlossen, damals in anderen klimatischen Zuständen befinden, als heute: die Art und Beschaffenheit der heutigen bayerischen Hochebene war es, welche sich damals weithin ausbreitete, freilich in etwas stärkerer Ausprägung aller ihrer Eigenthümlichkeiten. Nicht eine eigentliche Steppengegend, wohl aber weite Moos- und Tundrenbildungen, denen es auch an Waldungen nicht gefehlt haben mag, dehnten sich nordwärts um die Alpen aus. Ueber den so beschaffenen Landstrichen bildeten sich im Winter sehr gewöhnlich Luftdruckmaxima und von ihnen floß die Luft in kalten trockenen Strömen peripherisch ab, namentlich nach Westen und Südwesten hin, wo der Luftdruck in Folge der Einwirkung des Meeres eine wesentlich geringere war. Die Verhältnisse waren also ähnlich, nur minder mächtig entwickelt, wie wir sie heute im nordöstlichen Centralasien finden. Durch diese Luftströme mußten aber die Glacialpflanzen der Gegend, welche sie mit dem Gebirge theilte, ebenfalls peripherisch nach allen Seiten ausgebreitet werden. Die alpinen Pflanzen der Vogesen sind solche, deren Samen sich für die Verbreitung durch trockene Winde besonders eignen. So die sämmtlichen Synantheren, die Annemonen, Valeriana tripteris, die so äußerst feinsamigen Orchideen, die Sporen des Allosuras, die dünnen und flachen Samen der Gentiana lutea. Andere Pflanzen mögen ähnlich wie die Steppenläufer ganz fortgetragen sein, wie Silene rupestris, von wieder anderen, wie von den Rosaceen (Potentilla, Sibbaldia), von den Campanulaceen, den Crassulaceen (Rhodiola, Sedum) nur die trockenen Fruchtköpfchen. Dabei ist zu beachten, daß die Ostwinde vorzugsweise im Herbst, Winter, Frühjahr wehten und wehen, also gerade zu der Zeit, wenn die Samen fertig gereift zum Transport bereit sind. Uebrigens gehen auch heute noch von den Alpen radiale Winde aus, welche, obwohl freilich meist lokal, doch für die weite Verbreitung vieler Alpenpflanzen, für die Erklärung der alpinen Bestandtheile in den Pflanzendecken der europäischen Hochgipfel zu genügen scheinen. Die Donau hinab wehen Westwinde, in Central- und Südfrankreich herrschen Norde und Nordoste, auch Südoste sind nicht selten, der Einfluß der Alpen auf die französischen Centralgebirge und die Pyrenäen ist daher leicht begreiflich. Man vergleiche Supan's lehrreiche Zusammenstellungen in seiner Statistik der unteren Luftströmungen S. 61 bis 66, 76 bis 89 &c. Die oberen Luftströmungen, welchen keine Hindernisse im Wege stehen, sind besonders heftig, deshalb besonders weitreichend und transportfähig; so konnten die höchsten Gipfel, auch wenn sie fern von den Alpen lagen, dennoch mit Pflanzen der Alpen bevölkert werden. In diesen geographischen Verhältnissen scheint der Grund für die Erscheinung zu liegen, daß wir die Alpen als die Heimath vieler Gebirgspflanzen des westlichen wie des östlichen und nördlichen Europas, ja bis zu den Pyrenäen und Apenninen hin die Alpen als Centralpunkt einer weit verbreiteten Flora ansehen müssen. Und so gelangte damals auch ein großer Theil der Arten durch den Wind an die Gletscherränder der Vogesen, um sich hier länger zu halten, als die Gletscher selbst. Denn das organische Leben, durch die rasche Aufeinanderfolge der Generationen veränderlicher und dadurch schmiegsamer, erhält sich über viele geologischen Veränderungen hin wie ein weites Gewand über einen lebhaft bewegten Körper.

Aber neben den Winden ist es das Wasser, welches zur Verbreitung der Pflanzen beiträgt. Der Rhein bringt jetzt noch eine Menge Alpensämereien mit ins Tiefland, noch mehr die Flüsse der bayerischen Hochebene. Diesen aber glich der Rhein nach Art und Umgebung ganz und gar, als er noch auf dem gehobenen Terrain der heutigen oberrheinischen Tiefebene oder doch unter jenen eben geschilderten klimatischen Verhältnissen floß, er wird also eine Menge alpiner Samen und Keime über seine Ufer ausgestreut haben. Am sichersten aber breitet sich eine Pflanze aus durch direkte Aussamung, bei welcher ja das einzelne Samenkorn immer um einen mehr weniger großen Raum von der Mutterpflanze fortschreitet. Auch auf diesem Wege konnten bei den eben geschilderten klimatischen und Terrainverhältnissen alpine Pflanzen ganz direkt in die heutigen Vogesen gelangen. Alles dies spricht für die östliche Heimath der meisten Glacialpflanzen der Vogesen. Auch die Westwinde, obwohl sie durch ihren großen Feuchtigkeitsgehalt minder geeignet waren zum Transport der Samen, namentlich von solchen mit Federkronen, die so leicht Feuchtigkeit anziehen und dann ihre Flugkraft verlieren — auch die Westwinde blieben nicht ohne Depo-

[1]) Matériaux pour servir l'étude des glaciers 3, 272.

siten, wofür die Angelica pyrenaica sicherster Beweis ist. Diese Pflanze zeigt aber noch einen beachtenswerthen Umstand: wie die Südwestwinde den ganzen Kamm der krystallinischen Vogesen beherrschen, so ist auch sie über den ganzen Kamm weithin verbreitet, und ganz natürlich sollte man diese Art der Verbreitung bei allen Pflanzen erwarten, die mit den Westwinden kamen. Carlina nebrodensis, Hieracium vogesiacum, Picris pyrenaica, Mulgedium Plumieri, bei welchen Christ (S. 37) die Herkunft über Südfrankreich für wahrscheinlich hält, sollte man nicht auch sie, wenn sie wirklich mit den Südwestwinden von dorther kamen, über den ganzen Kamm verbreitet finden, zumal sie trotz oder wegen der Federkrone ihrer Samen so leicht vom Winde überall hingeführt werden konnten? Dennoch finden wir sie nur im Süden der Vogesen und hier weit nach Osten ausgedehnt. Allerdings bricht die Federkrone bei Mulgedium wenigstens leicht ab und kann auch hier der Feuchtigkeitsgehalt der Winde die Verbreitung hemmen. Aber wenn sie, von Westen kommend, so weit nach Osten gelangen konnten, warum denn nicht auch mit dem herrschenden Winde nach Norden. Und ferner, die Berge von bedeutender Höhe, welche im östlichsten Lothringen sich unmittelbar an die Vogesen anschließen, sie zeigen von jenen alpinen Seltenheiten des Hohneck nichts oder nur ganz wenig, wie denn z. B. der gelbe Enzian auch auf ihnen noch vorkommt; dagegen haben wir keine der von Christ aus dem Süden abgeleiteten Pflanzen auf ihnen, mit Ausnahme auch wieder der Angelica pyrenaica, welche, nach Godron [1]), dessen Angaben ich folge für die Gegenden, die ich nicht aus eigenem Augenschein kenne, bis Granges und Bruyères verbreitet ist.

Ebensowenig findet sich Androsace carnea auf diesen Bergen, welche Christ auch vom Südwesten eingewandert sein läßt; gegen welche Ansicht ihr einziges östliches Vorkommen sehr deutlich spricht. Auch noch andere Alpenpflanzen, welche indeß nicht zu den eigentlichen alpinen oder glacialen zu rechnen sind, zeigt die Ostseite der Vogesen, wie z. B. die schöne gelbe Frühlingssynanthere Doronicum pardalianches oder die auch in den Thälern des Schwarzwaldes sehr verbreitete Valeriana tripteris, welche beide wieder in Lothringen fehlen. Alles also spricht für östliche Einwanderung. Die alpinen Pflanzen um Retournemer und bis Gerardmer sind direkt vom Hohneck herabgewandert.

Daß nun aber gerade auf dem Hohneckmassiv eine so vorwiegende Menge echt alpiner Pflanzen sich angesammelt, daß sich dieselben nicht massenhafter längs des Gebirges nach Norden verbreitet haben, das hat zunächst seinen Grund in der Höhe dieses gewaltigen Massivs, welche ja früher, wie wir aus den verschiedensten Gründen anzunehmen gezwungen waren, viel höher aufragte, als jetzt. Hier fand also der Lufttransport bei der nordsüdlich gerichteten Ausdehnung des Massivs den bedeutendsten Halt; hier schlugen auch solche obere Luftströmungen an, welche ungehindert über den Schwarzwald hinübergekommen waren. Ferner aber ist auch die Natur gerade dieses Berges am längsten glacial geblieben, da vom Hohneck aus die gewaltigen Gletscher sich in die Thäler herabsenkten und in ihren Resten noch vorhanden waren, als schon in den tieferen Gegenden längst die mildere Temperatur wieder herrschte. Auch heute noch ist der Hohneck der alpinste Theil des Gebirges und temporäre Gletscherbildungen kann man noch heute hier, aber auch nur hier in der ganzen Vogesenkette, bisweilen beobachten. Zuerst hat Ed. Collomb [1]) die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, dann auch Ch. Grad die gleichen Bildungen an der Fechtquelle gesehen und geschildert [2]). An dem höhern Ballon von Sulz kommt Derartiges nicht vor, weil er minder feucht ist und in Folge der breit aufgeschlossenen Thäler um ihn her die Temperatur auch seines Gipfels etwas höher ist, als die des Hohneckmassivs. Vom Feldberg gilt das Gleiche. Daher finden auf dem Hohneck eine Menge Glacialpflanzen günstige Lebensbedingungen, welche auf den übrigen Vogesen nicht gedeihen können. Sie können herabwandern bis zum Retournemer, weil auch diese Gegend weit mehr ein alpines Klima besitzt als die breit geöffnete, rasch abfallende Ostseite der Vogesen. Daher finden wir die Glacialpflanzen so reichlich auf dem Hohneck und doch so eng auf sein Massiv beschränkt.

Aus dem gleichen Grunde finden wir auch Anemone alpina z. B. auf dem Schwarzwald nicht, weil ihr daselbst ein wesentlicher Zug des alpinen Klimas, den sie bedarf, fehlen würde, der reichlichere Dampfgehalt der Luft, den sie auf den Jurabergen wieder findet. Umgekehrt ist es anderen Pflanzen, z. B. der Potentilla aurea des Schwarzwaldes, wohl zu feucht auf dem Hohneck; während wieder andere nur nicht weit genug östlich gewandert sind, wie die sumpfliebende Gentianee Swertia perennis, die wohl bei minderer Beweglichkeit und festerm Verschluß ihrer Samen früher Halt gemacht hat, als sie die Vogesen erreichte. Heutzutage aber setzen ihrer Weiterwanderung die Kulturverhältnisse unübersteigliche Schranken. Der reichliche Anbau der Ebene hat für Moorpflanzen keine Station. Ferner ist die Korrektion der Flüsse, die fortdauernd strenge Beaufsichtigung und Einschränkung ihres Laufes pflanzengeographisch im höchsten Grade wichtig, da eine Menge der transportirten Samen und Keime an der Entwickelung gehindert werden. Wenn Vogesen und Jura so viele Verschiedenheiten zeigen, so hängt das erstlich von der Richtung der Südostwinde ab, welche den Jura weniger treffen konnten, der vielmehr fast ganz im Bereich der Südwestwinde lag; bei manchen Pflanzen ist aber ferner auch der Unterschied des bergbildenden Gesteines zu beachten, indem Kalkpflanzen nicht auf Granit, granitliebende nicht auf Kalk sich wohl befinden. Dieser Umstand ist auch für den Ballon von Sulz sowie manche andere Höhen der Vogesen zu beachten, welche gleich dem Gipfel dieses Ballons aus Grauwacke bestehen.

So haben wir eine Reihe von Gründen für die eigenthümliche Vegetation des Hohneckmassivs. Finden wir dieselbe hauptsächlich auf der Ostseite und hier namentlich an den Felsengraten und in den Steilthälern zusammengedrängt, so ist hierfür wohl nicht die östliche Einwanderung, nicht der Unterschied der Besonnung anzuführen. Vielmehr sind auch hier wieder die Westwinde die maßgebenden Beherrscher des Gebirges: die Pflanzen flüchten vor ihnen dahin, wo sie am meisten Schutz und ihre Samen den besten Halt finden. Daher der größere Reichthum der Ostseite, der Granitwände, unter denen die mächtigste und schönste, die Spitzköpfe, auch botanisch die reichste ist.

Schwieriger ist es, über die Fauna des Hohneck sich ein Urtheil zu bilden, da dieselbe weit weniger leicht sich dem Beobachter zeigt, die Thiere auch, bei größerer Selbständigkeit der Locomotion, nicht so absolut den mechanischen Verbreitungsmitteln unterworfen sind, als die Pflanzen. Auch fehlt es hier weit mehr an Vorarbeiten. So werthvoll Henri de Peyerimhoff's Schmetterlingsverzeichnisse [3]) sind, so be-

[1]) Godron, Flore de Lorraine (Meurthe, Moselle, Meuse, Vosges), 3 Bde. 1. Aufl. Nancy 1844. 2. Aufl. 2 Bde. 1864.

[1]) Ed. Collomb, Preuves de l'existence d'anciens glaciers dans les vallées des Vosges, 1847, p. 180 — 189.

[2]) Bull. Soc. d'hist. natur. de Colmar 1870, p. 142.

[3]) Bull. Sociéte d'hist. natur. Colmar 1861, 1862; 1880.

ziehen sie sich doch nur auf eine Thierklasse. Betrachten wir nun auch bloß die Großschmetterlinge, so finden wir sofort eine Reihe auf den hohen Vogesen und zum Theil ganz besonders auf dem Hohneck, welche nach Boisduval in den Alpen ihre Heimath haben. So z. B. mehrere Erebien, düstergefärbte, vielaugige Tagschmetterlinge, wie Erebia Cassiope, Pyrrha, welche letztere zugleich auch auf den Pyrenäen vorkommt. Der Nachtfalter Hadena adusta, den de Peyerimhoff auf dem Hohneck fand, gehört ebenfalls den Alpen an; das Gleiche gilt von einer Reihe von Spannern, die ich nicht einzeln anführen will. Auch hier weist fast alles auf die Alpen hin; doch scheinen Einwanderungen auch aus Frankreich gerade in die höchsten Vogesenregionen stattgefunden zu haben, wie denn auch Einwanderungen aus nordischen Gegenden bei Pflanzen und Schmetterlingen nicht fehlen. Den Apollo, den bekanntesten aller Alpenschmetterlinge, sehen wir nicht bis zum Hohneck verbreitet, wohl aber lebt er im Dollerthal. Er ist jedenfalls durch eigene Wanderung vorgedrungen, während jene anderen Arten, die recht eigentlich glacial zu sein scheinen, wohl durch Winde verschlagen sind. Doch über die Thierwelt muß selbständig und eingehender, als dies hier möglich ist, gehandelt werden.

Die Frauen in Sibirien[1]).

Es handelt sich hier nicht um die Frauen der Eingeborenen Sibiriens, sondern um die russischen Frauen, d. h. die Frauen der Bauern, der Kleinbürger und Kleinhändler und der Popen und um deren Stellung. Von den Frauen der zugereisten Beamten, der reichen Kaufleute, von den Klassendamen und Gouvernanten u. s. w. sprechen wir hier nicht — Visiten, Magazine, Kartenspiel und Tanz sind ihnen allen nothwendige Beschäftigungen, in dieser Sphäre fühlen sie sich wohl, wie der Fisch im Wasser. Das sind keine echten Frauen Sibiriens — wenngleich viele der heutigen Töchter Sibiriens dem Beispiel der „Angereisten“ zu sehr gefolgt sind.

Wir reden hier von der eigentlichen sibirischen Frau. Den Lesern werden einige Züge aus dem Leben der Frau unter den Eingeborenen Sibiriens [2]) noch in der Erinnerung sein. Alle häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten ruhen auf den Schultern der Frau; der Mann, Jäger oder Viehzüchter, treibt sich im Walde oder auf der Steppe umher; selten sitzt er zu Hause; was hier zu Hause zu thun ist, macht die Frau. Sie stellt die Jurte auf, näht und wäscht für die Familie (wenn überhaupt irgend etwas gewaschen wird) und bereitet die Speisen. Dabei ist die Frau der Eingeborenen eine vollkommene Sklavin, und unter Umständen sogar zeitweilig verkauft, und der Mann ist ihr unbeschränkter Herr und Gebieter.

Aber auch die sibirische Frau ist von einem harten und schweren Loos betroffen; nehmen wir zunächst die Frau der sibirischen Bauern: nicht heiter lacht ihr das Leben von der Geburt an. Der Vater ist nicht erfreut, daß die Frau ihm eine Tochter geboren hat — damit wird ihr Eintritt in das Leben begrüßt. Die Tage der Kindheit sind auch nicht freudvoll: die Mutter hat weder die Zeit, die Tochter zu liebkosen noch auf sie zu achten, wie es sich gehört; gut ist es, wenn eine Großmutter sich der Enkelin annimmt. Mit sieben Jahren muß das kleine Mädchen selbst arbeiten: es wartet die jüngeren Brüder oder Schwestern, es hütet das Vieh, es hilft bei der Gartenarbeit, es trägt Wasser und anderes. Viele kleine Mädchen werden schon in diesem zarten Alter als „Kinderwärterin“ zu fremden Leuten geschickt: den ganzen lieben Tag muß die kindliche Wärterin das fremde Kind hüten; um seine eigene Pflege kümmert sich Niemand. Es mag selbst zusehen, wo es Kleidung und Essen kriegt; schlafen muß es auf ebener Erde. Es ist zu verwundern, daß aus diesem bei Seite geschobenen, schlechtgenährten Geschöpf sich doch eine Jungfrau und schließlich eine Frau herausbildet, welche an Verstand einen in der Schule unterrichteten Mann übertrifft; eine Frau mit festen Grundsätzen, mit einem Charakter, um den sie nur zu beneiden ist. Vom 14. oder 15. Lebensjahre muß das Bauermädchen, abgesehen von der ihr obliegenden häuslichen Arbeit, selbst für ihre Kleider und Fußwerk sorgen. Wird sie verheirathet, so wird sie keineswegs eine „Herrin“: im Gegentheil ihre Arbeit nimmt zu. Auf wessen Schultern ruht die größte Arbeitslast? Auf denen des Mannes oder der Frau? Es scheint unzweifelhaft, daß die Frau mehr leisten muß. Nicht zu selten muß die Bauerfrau in Sibirien pflügen und mähen — die Pflege des Gemüsegartens und die übrige Hausarbeit fällt ihr selbstverständlich zu. Noch unmittelbar vor ihrer Niederkunft arbeitet sie, trägt Wasser und bereitet sich ein Bad. Mitunter von der Geburt bei der Feldarbeit überrascht, trägt sie den Neugeborenen in der Schürze nach Hause, und am andern Tage, vielleicht am dritten geht sie wieder an die Arbeit, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Und dabei einen Trunkenbold als Mann! Einen Haufen Kinder! Dessen ungeachtet ist die Frau stets bei der Hand, heiter, bereit zu einem Scherz oder zu einem Lied.

Mitunter hat ein oder das andere Mädchen ein Liebesverhältniß; darüber darf man sich nicht wundern; selten tritt die Jungfrau vor dem zwanzigsten Jahre in die Ehe.

Ganz abgesehen von der schweren Lage in der Familie, ungeachtet der schweren Arbeit und der rohen Behandlung von Seiten eines dem Trunke ergebenen Mannes, ist die sibirische Bäuerin keineswegs eine Sklavin. Im Gegentheil, wir sprechen nicht von solchen Frauen, welche das ganze Hauswesen und den trunkenen Mann mit starkem Scepter regieren, nicht von solchen Frauen, denen es gelingt, ihre fünf Kinder wirklich zu erziehen — das sind besondere Persönlichkeits-Einzelfälle. Nein, unter ganz gewöhnlichen Umständen ist die sibirische Bäuerin eine selbständige Hausfrau. Sie vertritt mit Festigkeit ihre Rechte nicht allein vor Fremden, sondern auch vor ihrem Mann. Sie schützt mit Selbstverleugnung und Aufopferung ihr und ihrer Kinder Eigenthum, ihre Kinder; wie eine Wölfin ist sie bereit jeden zu zerreißen, der sie oder ihre Kinder angreift. Wenn ihr Ehemann ein Dummkopf, oder ein Faullenzer, oder dem Trunke ergeben, so ist die Frau die Vertreterin der Familie vor der Gemeinde, vor der Obrigkeit. Man kann sagen, daß eigentlich die Frau das ganze Hauswesen und die Wirthschaft besorgt. Dem Manne liegt die schwere Arbeit ob: das Pflügen und Eggen, dann der Er-

[1]) Frei nach dem Russischen Sibir 1881, Nr. 19, von o—b.
[2]) „Globus“ Bd. XXXVI, S. 300 und 316.

werb außer dem Hause, und die Schenke (kabak) — das ist die Sphäre des Mannes.

Leider hat das Laster des Trunkes und eine gewisse Leichtlebigkeit bereits auch die weibliche Bevölkerung der sibirischen Dörfer berührt. Der zeitweilige Aufenthalt der Bauermädchen in den Städten, die Bekanntschaften daselbst, mitunter auch drückende Armuth erschüttern die alten guten Sitten; ein Gegengewicht giebt es nicht. Weder die Kirche noch die Schule verstehen es gegen das Uebel der Gegenwart anzukämpfen, so daß die Sittlichkeit der weiblichen Bevölkerung entschieden im Sinken begriffen ist.

Das von der Bäuerin Gesagte gilt im Allgemeinen auch von den Frauen des Kleinbürgers (Meschtschanin)[1]) oder Kleinhändlers. Sie sind gewandter, freier und zugänglicher als ihre Schwestern vom Dorf. Aber sie sind ebenso wirthschaftlich und häuslich, ebenso eng mit ihrem oft sehr geringen Haushalt verwachsen; sie hüten gleichfalls die Kinder und das geringe häusliche Vermögen vor allen inneren wie äußeren Feinden. Nicht selten ist es, daß auch hier die Frau allein das Haus erhält, der Mann verdient wohl einige Groschen, aber vertrinkt sie; die Frau sorgt für die Kinder, ernährt sie, ist bemüht sie in die Schule zu schicken. Im Sommer besorgt sie den Gemüsegarten und die einzige Kuh; im Winter betreibt sie auf dem Markte einen kleinen Handel — sie ist immerfort thätig. In dem Kreise dieser Leute hört man nicht darüber klagen, daß der Frau der Weg zu Arbeit und zum Verdienen abgeschnitten ist; im Gegentheil, die Frau hat viel und schwer zu arbeiten. Unter der Last der Arbeit altert sie früh und mit 35 bis 40 Jahren ist sie fast ein altes Weib. Sie ist ebenso gottesfürchtig, ebenso abergläubisch wie die Bäuerin, doch ebenso charakterfest, thätig und selbständig.

Ein anderes Ding ist es, wenn der Mann, der sogenannte Kleinbürger, anfängt, sich für einen „Herrn“ zu halten, wenn er Schreiber oder Comptoirdiener oder sogar „Commis“ wird, d. h. wenn er allmälig sich zu den „Gebildeten“ rechnet. Wie schnell ändert sich da die Frau! Mit Leichtigkeit wird aus der arbeitsamen Ameise ein leichtbeschwingter sorgloser Schmetterling. Sie hat einen Burnus umgehängt, einen Hut aufgesetzt, hat Pomade und Seife in Gebrauch genommen und ein anderes Wesen ist daraus geworden. Wo ist der Fleiß und die Arbeitslust geblieben, wo die Liebe zu den Kindern hingeschwunden? Und nun ist die Frau faul und anmaßend, zänkisch, unbeständig und stets ohne Beschäftigung. Sie hält sich mehrere Mägde, hat einen Platz im Theater, kauft allen Tand ein oder macht Besuche — so verdirbt das Wohlleben den Menschen.

Von den Frauen der höhern Klasse schweigen wir. Ein ganzes Buch könnten wir mit ihrer Beschreibung anfüllen, aber wir schweigen.

[1]) Mit dem Namen Meschtschanin, welchen wir hier mit „Kleinbürger“ wiedergeben, bezeichnet der Russe eine gewisse Klasse von Leuten, welche meist Handel treiben, ohne eigentlich Kaufleute zu sein. Der deutsche Ausdruck „Bürger“ im Sinne der Einwohner einer Stadt wird im Russischen durch Grashdanin wiedergegeben (Stadt = Gorod).

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Budget der Stadt Athen für das Jahr 1882 beläuft sich in Einnahme auf 950 804 und in Ausgaben auf 930 285 Drachmen. Das Stadtverordneten-Kollegium hat letzthin beschlossen, französische Ingenieure zur Herstellung der Wasserleitungen und der unterirdischen Kanäle der Stadt zu engagiren.

— In Folge kaiserlicher Ordre vom 11. (23.) Juli dieses Jahres ist seit dem 1. (13.) September das Generalgouvernement Orenburg eingegangen. Die Bestandtheile desselben, die Gouvernements Orenburg und Ufa sowie die Oblasts Turgai und Uralsk, sind direkt den Ministerien unterstellt, in militärischer Beziehung aber dem Militärbezirk Kazan zugetheilt worden.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge hat im vergangenen Sommer unter der Leitung des Generals Komarow eine Rekognoscirung der Pässe stattgefunden, welche aus Abchasien nach dem Kubangebiet führen, und zwar auf der Strecke vom Maruchpasse bis zum Elbrus, behufs Anlage einer Straße über den Kaukasus nach Suchum. Bisher waren dort nur die Uebergänge von Klytsch, Kluchor und Nachor genau bekannt, und flüchtig war im Jahre 1879 die Richtung längs des Flusses Dombai-Ulgen besichtigt worden.

— Die russischerseits im vergangenen Sommer an der Lena errichtete internationale Polarstation steht unter Leitung des Herrn Jürgens, dem die Herren Eichner und Dr. Bunge als Gehülfen beigegeben sind.

— Am 6. Oktober 1881 hat der High Commissioner Sir R. Biddulph in Limasol auf Cypern das wichtigste Bauwerk, welches unter englischer Herrschaft auf der Insel bis jetzt errichtet worden ist, einen 600 Fuß langen eisernen Hafenmolo, dem Verkehre übergeben. Es ist das der einzige seiner Art, welcher sich zwischen Alexandrien und Konstantinopel findet, und er wird nicht wenig dazu beitragen, den Handel jener ohnehin sich entwickelnden Stadt zu beleben. Bei dem der Eröffnung folgenden Frühstücke theilte Sir R. Biddulph in seinem Toaste auf das Gedeihen Limasols folgende Ziffern über dessen Handelsverkehr mit. 1878 betrug die gesammte dortige Ein- und Ausfuhr 85 904 Pf. St., 1879 schon 140 439 Pf. und 1880 143 577 Pf. Davon entfiel auf den Wein-Export 1878 22 875 Pf., 1879 25 428 Pf. und 1880 43 282 Pf. Frankreich, dessen Bordeauxweine jetzt überall, in Spanien, Sicilien, Toskana, Cypern u. s. w., nur nicht um Bordeaux zu wachsen scheinen, bezog vor der Okkupation Cyperns durch die Engländer gar keinen Wein von dort, 1878 schon für 839 Pf., 1879 für 1680 und 1880 für 12 337 Pf., d. h. eine Zunahme von 734 Procent. Die gesammte Tonnenzahl des Schiffsverkehres, welche sich im ersten Halbjahre 1880 auf 36 435 belief, hat sich gleichfalls in derselben Periode von 1881 verdoppelt. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist ferner der gute Gesundheitszustand der Truppen; seitdem dieselben bei Limasol liegen, ist im Winterlager kein Todesfall, und im Sommerlager am Troodos-Gebirge nur ein einziger vorgekommen; Cypern nimmt für das Jahr 1880 in gesundheitlicher Hinsicht die erste Stelle unter allen englischen Garnisonen ein. Vielleicht lassen sich dadurch Touristen bewegen, Limasol im Winter und den Troodos im Sommer aufzusuchen, um der levantinischen Hitze zu entfliehen.

— Die Frage nach dem Vorhandensein eines thätigen

Vulkans in Innerasien, speciell an der Grenze von Kuldscha, ist von Geologen und russischen Forschungsreisenden viel ventilirt worden, und der Gouverneur von Semiretschensk, General Kolpakowski, hat wiederholt (1878 und 1879), aber vergeblich Expeditionen zu ihrer Lösung ausgesendet. In diesem Jahre hat er es wiederum gethan und telegraphirt nun, wie der „Mail" aus St. Petersburg gemeldet wird, daß er endlich das ewig brennende Feuer im Tiën-tschan gefunden hat. 12 Miles nordöstlich der Stadt Kuldscha ist der Berg Baischan entdeckt worden, in einem von den mächtigen Ailak-Bergen umgebenen Becken; aber das seit undenklichen Zeiten dort brennende Feuer ist nicht vulkanischer Natur, sondern rührt von einem brennenden Kohlenlager her. An den Seiten des Berges sind Höhlen, denen Rauch und schweflige Gase entströmen. Säwertzow's Behauptung, daß die von chinesischen Autoren in jener Gegend erwähnten Feuerberge keine Vulkane, sondern brennende Kohlenflötze seien, hat sich also bestätigt, ebenso wie die Lehre der Geologie, daß das Vorkommen thätiger Stratovulkane an die Nähe großer Wasserflächen geknüpft ist. Wenn H. Credner in seinen „Elementen der Geologie" (3. Auflage S. 137) als Ausnahmen die Binnenlandvulkane der nordwestlichen Mandschurei und auf dem Tiën-tschan anführt, so darf er mindestens letztere Lokalität jetzt getrost streichen.

— Es gehört zu den größten Seltenheiten — berichtet G. Kreitner in seiner Reisebeschreibung „Im fernen Osten" (S. 862 f.) — von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brote geworden ist, genießbare Butter erstehen zu können. Dieselbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, sondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäse — im Gewichte von 10 bis 20 Kilogramm. Da die wenigsten Tibetaner so große Yakherden besitzen, um auf einmal so viel Butter erzeugen zu können, auch die Yakkühe nicht jeden Tag gemolken werden, so bewahrt jeder Hauswirth die Butter so lange, bis er das gewünschte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erst einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geschmack dann vieles zu wünschen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgesehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird. Die Tibetaner theilen in solchen Punkten durchaus nicht unsere Ansichten; sie schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen Theile der ranzigen Hauptsache. Unsere tibetanischen Maulthiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirthshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee. Bei den Tibetanern wird auch die Butter, sowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternimmt der Schiffslieutenant Louis Delaporte eine neue Forschungsreise in Hinterindien. Bekannt ist der hervorragende Antheil, welchen derselbe an der berühmten Mekhong-Expedition unter de Lagrée und F. Garnier genommen hat. Später führte er eine archäologische Mission nach den Ruinen von Kambodja, welcher jenes prächtige Chmer-Museum zu danken ist, das die Theilnehmer am Pariser Geographischen Kongresse 1875 im Schlosse von Compiègne kennen lernten. Delaporte's Begleiter, welche sich bereits in Toulon nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft haben, sind Farant, Laderich, Ghilardi, ferner Zeichner, Ingenieure, Photographen, Former und andere Hilfsarbeiter. Die Arbeiten werden hauptsächlich sich auf das Studium noch unbekannter Chmer-Denkmäler richten, um die Pläne derselben aufzunehmen, Ausgrabungen zu veranstalten, das verwendete Material, die Bauart der Mauern und Gewölbe, die Ornamentirung zu erforschen, die Basreliefs und hervorragendsten Architekturstücke zu reproduciren, Inschriften abzuschreiben u. s. w.

Die Bevölkerung der Suluinseln nach A. Garin.

Gruppe	Insel	Krieger
Balanguingui-Gruppe	Bucutua	70
	Tongkuil	140
	Farol	?
	Sipac	50
	Bangao	25
	Maningut	50
Sulu-Gruppe	Pata	600
	Capual	25
	Bitinan	30
	Bujangan	10
	Sulú, ohne die den Spaniern direct unterworfenen Landstriche	13450
	Patian	100
Tapul-Gruppe	Paquía	50
	Tapul	500
	Lugus	70
	Lamenuga	80
	Nauca	40
	Paranang	30
	Tara	30
	Sisassi	330
	Lapac	100
	Shedand	80
Tawi-Tawi-Gruppe	Labawan	60
	Ubian	120
	Pomelean	10
	Tandubas	75
	Secubun	70
	Latuan	30
	Mantabuan	20
	Banaran	230
	Bilatan	200
	Tawi-Tawi	120[1]
	Bongao	25
	Simonor	230
	Sibutu	230
	Tumindao	100
Pangutaráng-Gruppe	Maro-ugas	20
	Pangasina	20
	Bubuan	35
	Palliagan	30
	Tubigan	50
	Pangutaráng	50
	Panducang	50
	Ubiang	120
	Usada	20
	Bas-Bas	40

Daß diese Schätzung nicht in Allem zuverlässig ist, erweist insbesondere die Angabe von nur 120 Kriegern auf Tawi-tawi. Die Bevölkerung dieser Insel muß doch eine ziemlich starke sein, wie ich es mit folgenden Citaten aus Pazos „Joló" (Burgos 1879) belegen kann: Allein an der Südküste wurden 1865 von einer spanischen Expedition 300 Fahrzeuge zerstört, ein „otro gran número" konnte wegen Untiefen und der Bäume halber nicht genommen werden, welche von den Piraten gefällt wurden, um die Kanäle den spanischen Schiffen unzugänglich zu machen (S. 213). Pazos erwähnt auch noch die Pueblos (Dörfer) Pomigàn und Bu-

[1] 100 im Pueblo Balimbin, 20 im Pueblo Lucbunan. Offenbar sind Garin nicht die übrigen Vasallen- oder Dattostaaten Tawi-tawis dieser so großen Insel bekannt.

gampuli (S. 168), ferner den im Innern an einem Flusse gelegenen Pueblo Paraitan, den er „grande y de mejor construction“ nennt (S. 215); weiter erwähnt derselbe Autor des Pueblos Tegem-Tegem, der mit einem Steinfort versehen „por número considerable de moros“ vertheidigt wurde (S. 217). Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bewohner von Tawi-tawi einst nach Sulu ausgewandert sein müssen, denn unser Gewährsmann sagt von den Pueblos Patan und Caneanga der Hauptinsel Sulu, daß sie „en su mayor parte de emigrados de Tawi tawi y Balanguingue“ bewohnt wären (S. 169). Die Insel Lupa (boan) ist jetzt nach Garín unbewohnt, in den sechsziger Jahren gab es dort drei Dörfer (S. 182), 1865 fanden die Spanier dort einen zahlreichen Viehstand von Rindvieh und Ziegen, ferner Hühner, Tauben, auf den Feldern wurde camote, Zuckerrohr, gebaut, ebenso gab es Bananen- und Kokos-Pflanzungen (S. 211).

In der Balanguingui-Gruppe gab es auf Tongkuil (früher allgemein Tonquil geschrieben) eine zahlreiche Bevölkerung; am 4. Jan. 1851 verbrannten dort die Spanier 1000 Hütten im Kampfe gegen die Piraten (S. 115). Die Bevölkerung von Bangao muß eine größere sein als sie Garín angiebt, Garín kennt nur einen Pueblo, Pazos erwähnt (S. 195) zwei (einer hiervon „gran pueblo“) und noch andere „grupos de casas“. Die Insel Balanguingui, welche jetzt nach Garín unbewohnt ist, war dies auch 1851, indem die Spanier alle Piraten von derselben verjagten, 1864 besaß aber die Insel wieder vier Pueblos: Bocotingól, Paitan, Pandan-Pandan grande und Pandan-Pandan chico (S. 193).

Nach dem auf den Philippinen bei der Zählung nach Kopfsteuereinheiten erprobten System müßte man die Zahl der Krieger mit 5 multipliciren, um die Einwohnerzahl der Sulu-Inseln (ohne das geographisch dazu gehörige Basilan) zu erhalten. Hierzu wären dann noch die 1401 Bewohner des den Spaniern direkt unterworfenen Theiles der Hauptinsel Sulu beizuzählen. Erwähnung verdient, daß Garín der Guimbas gar nicht gedenkt, eines malaiischen Bergstammes, der auf den Gebirgen der Hauptinsel Sulu wohnt und seine Unabhängigkeit sowohl Spanien als den Sultanen und deren Baronen (Dattos) gegenüber zu behaupten gewußt hat. Prof. Ferd. Blumentritt.

Südamerika.

— Die früher oft erwähnte Bahn um die Fälle des Madeira-Stromes herum, auf deren Erbauung man so große Hoffnungen für die Entwickelung des Amazonen-Gebietes und Boliviens setzt, wird nun vielleicht bald in Angriff genommen werden, und zwar durch die brasilianische Regierung selbst. Die früher dem Obersten Church ertheilte Concession ist bereits durch Dekret für erloschen erklärt worden.

— In der Argentinischen Republik macht man Anstalten, die Straußenzucht einzuführen. Eine 1880 an der von Buenos Ayres nach Westen führenden Bahn errichtete Straußenfarm eines Mr. Beaumont soll gedeihen und soeben sind wieder 200 Strauße vom Kap nach der Argentina gebracht worden, zu deren Erwerbung und Ausnutzung sich eine Gesellschaft bilden will.

— Wir haben früher die Walliser Kolonie am Rio Chuput in Patagonien gelegentlich erwähnt. Jetzt hat die argentinische Regierung ihren Landmessern Befehl ertheilt, 50 Leguas (260 km) weiter landeinwärts, wo der Boden noch fruchtbarer sein soll, eine neue Kolonie ebenfalls für Auswanderer aus Wales abzustecken.

Vermischtes.

— Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objekte, da bei genauester Wiedergabe der Form und plastischen Erscheinung durch den Holzschnitt in der Beschreibung der Farbennüancen, welche die Gattung oder Art charakterisiren, dem Texte eine Aufgabe zufällt, die er nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann. Von diesem Gedanken geleitet, hat das Bibliographische Institut eine „Kolorirte Ausgabe von Brehm's Thierleben“ unternommen, welche die 170 ganzseitigen Bilder der bisherigen Ausgabe in prachtvoll farbiger Ausführung (durch den Maler O. Winkler und unter Aufsicht der Zoologen Girtanner, Klunzinger, Taschenberg und O. Schmidt) bringt. Die ersten Lieferungen der Abtheilung „Vögel“ sind bereits erschienen und haben sich sofort den lebhaften Beifall der hervorragendsten deutschen Ornithologen erworben; derjenige des großen Publikums wird ihnen nicht vorenthalten bleiben.

— Von Hölzel's „Geographischen Charakterbildern für Schule und Haus“, welche wir auf S. 224 des vorigen Bandes anzeigten, ist im September dieses Jahres die zweite Lieferung, enthaltend Blatt 4 „Die Wüste“ (Stein- und Sandwüste in der Oase Dachel) und Blatt 5 u. 6 „Das Berner Oberland“, erschienen. Wir haben zum Lobe dieses bisher einzigen Unternehmens unserer frühern Empfehlung nichts hinzuzufügen, als daß durch das gleichzeitig ausgegebene erste Textheft, welches die wissenschaftlichen Erläuterungen zu den sechs ersten Bildern bringt, die Namen derjenigen Fachmänner bekannt gemacht werden, unter deren pädagogischer und wissenschaftlicher Leitung das Ganze steht. Es sind das besonders Dr. J. Chavanne, V. von Haardt, Landes-Schulinspektor V. Prausek, Professor Dr. F. Simony, Prof. Dr. F. Toula und Prof. Dr. K. Zehden. Für die folgenden Lieferungen sind nachstehende Bilder in der Ausführung begriffen: Der Pasterzengletscher. Der Vesuv mit dem Golf von Neapel. Der Rotomahana-Geyser auf Neu-Seeland. Ein Barrancabild mit dem Pic von Orizaba. Nil-Katarakt bei Assuan. Die Sierra Nevada in Nordamerika. Eine Mangroveküste. Die Llanos. Wir wünschen dem Unternehmen, welches den Lernenden für billigen Preis naturwahre und zugleich mit künstlerischem Geschmacke ausgeführte Bilder und damit eine vorzügliche Anschauung verschafft, nochmals besten Erfolg.

— Als Einleitung zu dem „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen“, welches, bei Spamer in Leipzig erscheinend, schon eine ganze Reihe guter Arbeiten im populären Gewande umfaßt (z. B. H. v. Barth's Ost-Afrika, Hellwald's Bücher über Asien, Oberländer's über Australien und Ozeanien), hat J. Löwenberg eine „Geschichte der Geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung“ geschrieben, von welcher der 1. Band mit über 100 Abbildungen und Karten erschienen ist. Als Leser dachte sich der Verfasser „die erwachsene Jugend, Gebildete jedes Standes“ und vermeidet Citate, Quellennachweise u. s. w. Von besonderem Interesse für viele werden die Nachbildungen alter und mittelalterlicher Karten, Holzschnitte, Kupferstiche 2c. sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

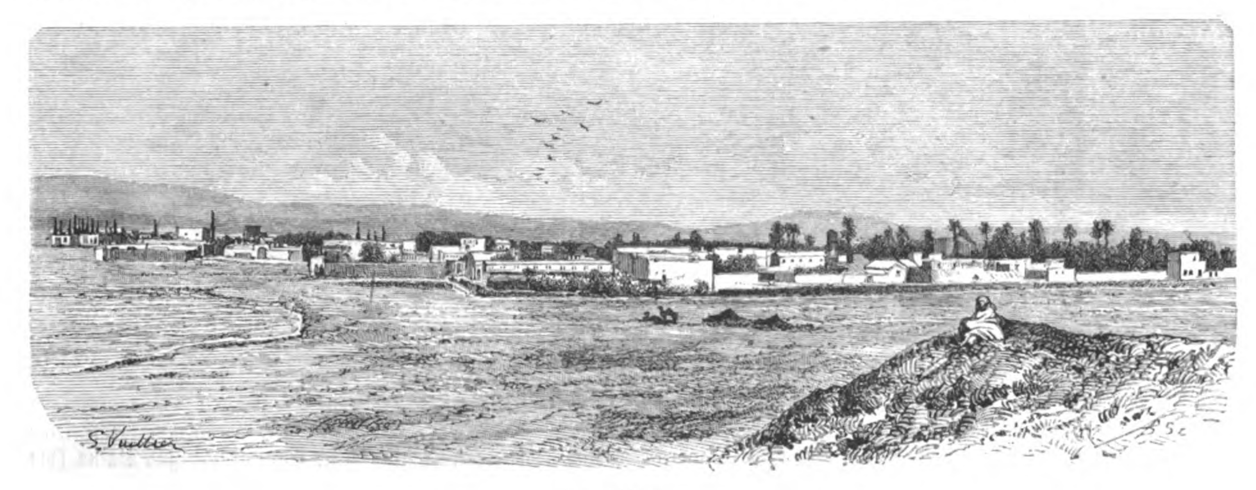
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Largeau hatte im Jahre 1874 den Plan gefaßt, die Sahara in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, und zu versuchen, ob sich nicht die Karawanen aus dem Sudan, welche seit der Eroberung Algeriens diese französische Kolonie sorgfältig vermieden und statt derselben nach Marokko und Tripolis gingen, wieder ihren früheren



Neu-Biskra.

Zielen in Algerien zuführen ließen. Er wollte greifbare Beweise für den Reichthum des Sudan liefern, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf denselben lenken und schließlich Mittel und Wege ausfindig machen, um Algerien mit dem Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das ein kühnes Unternehmen, zumal man damals noch in den französischen Schulen lehrte, die Sahara sei eine Wüste von Flugsand, wasserlos und höchstens für wilde Thiere

bewohnbar. Aus Reisebeschreibungen und aus dem Munde nomadischer Eingeborenen hatte Largeau jedoch gelernt, daß sowohl vom Südabfalle des Atlas wie von den Bergmassiven der großen Wüste reichliche Wassermengen herabströmen und, wenn auch nicht offen zu Tage treten, so doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche in den natürlichen Bodensenkungen dahinfließen; ihnen verdanken die stellenweise zahlreichen Oasen ihre Existenz, und es muß möglich sein, wenn man diesen Thälern nachgeht, einen Weg und selbst eine Eisenbahn zwischen Algerien und dem Sudan herzustellen und längs derselben eine Reihe wohl bewässerter Oasen zu schaffen. Der Gedanke einer Eisenbahn durch die Sahara, eines „Transsaharien", stammt übrigens nicht von Largeau, sondern von einem ehemaligen höhern Offizier, M. Juillet-Saint-Lager in Algier, welcher denselben zuerst in der Vorrede zu der „Grammaire tamachek'" des Kommandanten Hanoteau

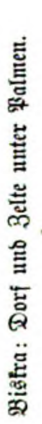


Weiber vom Stamme der Uled-Naïl.

entwickelt und später wiederholt mit unserm Reisenden, mit Paul Soleillet und anderen Männern, denen die Sahara-Frage im Interesse Frankreichs am Herzen lag, besprochen hat.

Largeau, welcher seine Pläne den leitenden Kreisen von Paris vortrug, fand dort zwar freundliche Aufnahme, aber wenig materielle Unterstützung; mit vieler Mühe brachte er 7400 Francs zusammen, wovon jedoch der größte Theil von den vorbereitenden kleineren Reisen, von der Anschaffung von Instrumenten, Provisionen, sonstiger Ausrüstung u. s. w. verschlungen wurde. Trotzdem trat er hoffnungsvoll seine Reise über Alger, Philippeville, Constantine und Batna (bis wohin heute die Eisenbahn führt) an.

Einige Kilometer südlich von Batna senkt sich die Straße nach Biskra auf dem saharischen Abfalle des Aures-Gebirges über El-Ksur, die elsässische Kolonie Aïn-Tuta, les Tamarins, El-Kantara und El-Utaja hinab; dann passirt man den letzten Ausläufer des Aures in der Spalte, welche den kahlen Abhang des Dschebel Bu-Ghezal, des „von den



Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen.

Gazellen bewohnten oder bevorzugten Berges", durchsetzt und von den Arabern Sfa, d. h. Riß, Spalte, Schlucht, genannt wird. Der niedrige, aber langgestreckte Dschebel Bu-Ghezal wird durch eine enge Schlucht, in welcher der magnesiahaltige Fluß von Biskra über mächtige Felsblöcke hinwegrauscht, von der östlich gelegenen Bergmasse getrennt, die bei den Eingeborenen den poetischen Namen Dschebel Ahmar-Chaddhu (Berg mit der Rosenwange) führt. Von der Höhe des Passes aus erblickt der erstaunte Reisende eine unermeßliche Ebene, welche sich südwärts bis zum Horizonte ausdehnt und dort mit dem Himmel in Eins zu verschwimmen scheint. Sie ist ein Abbild des Oceans und besitzt wie dieser wasserreiche, fruchtbare Inseln mit bevölkerten Städten, die sich bald einzeln, bald in Gruppen zusammenfinden, die Oasen (arabisch uahat oder ghieb, d. i. **Wälder**) Ruheplätze für die Karawanen oder Schlupfwinkel für **Räuber**. Wie der Ocean hat auch sie ihre erschlaffenden **Wind**stillen und ihre entsetzlichen Stürme, welche die Sandwellen bis zu den Wolken emporjagen.

Zunächst zeigt sich unweit des Fußes des Gebirges eine lange dunkelgrüne Linie, dann weiterhin schwarze Flecken, den Tüpfeln eines riesigen Tigerfelles ähnlich. Die grüne Linie ist die schöne Oase Biskra mit ihren beiden Städten, der französischen oder Nouveau Biskra, einem reizenden Aufenthaltsorte in einem Meere von Grün mit herrlichen Gärten und prächtigen Plätzen, und dem Alten Biskra, dessen sieben aus Luftziegeln erbauten Quartiere wie ebenso viele einzelne Dörfer in dem Palmenwalde zerstreut sind. Die schwarzen Flecken aber, welche hier und da die Einförmigkeit der weiten Ebene unterbrechen, sind die verschiedenen Oasen des Archipels der Ziban; von ihnen hat unter den Mohammedanern den größten Ruf Sidi-Okba, weil sie das Grab des gleichnamigen arabischen Eroberers aus dem 7. Jahrhunderte umschließt.

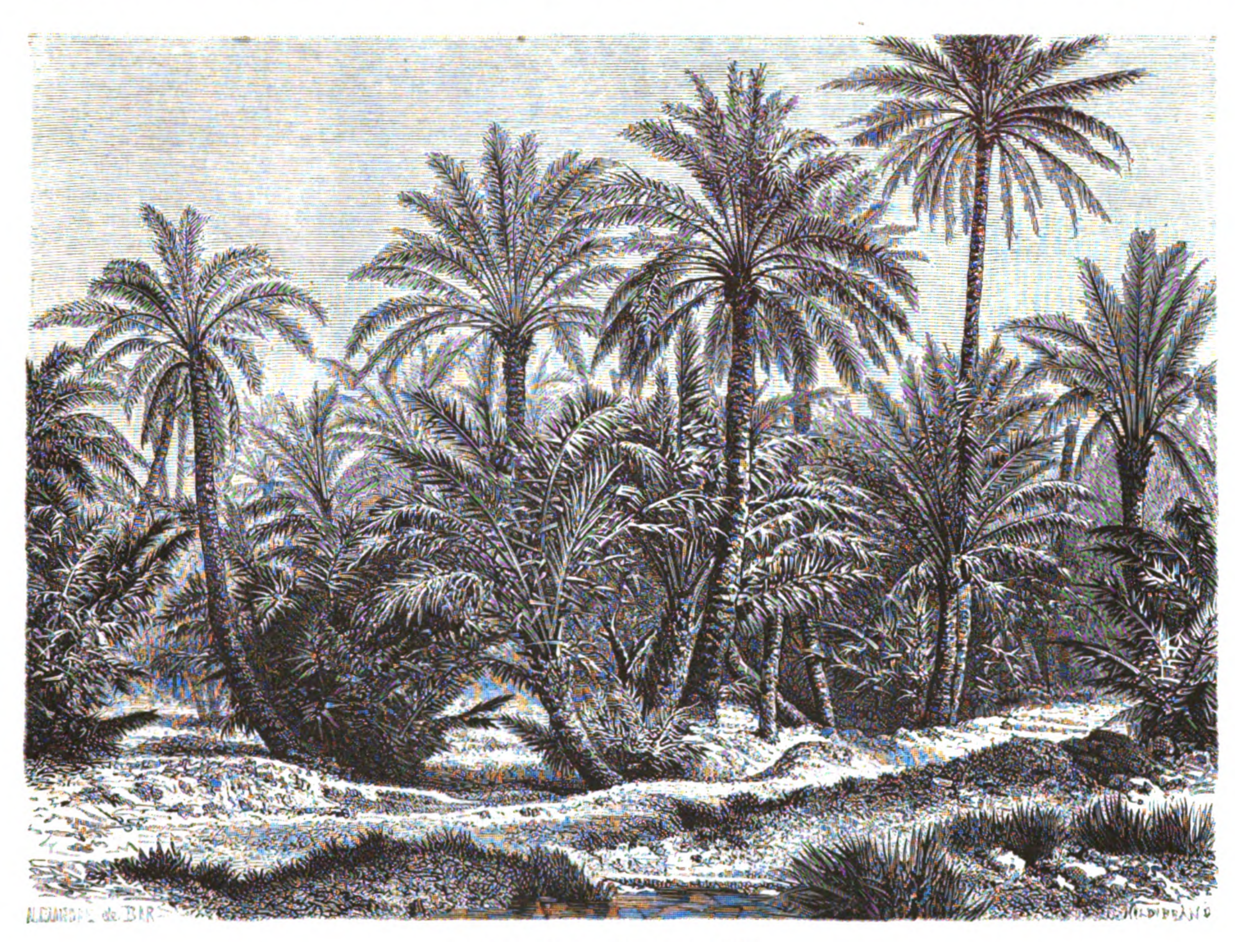


Moschee Sidi Ben Ferdha.

Vom Passe Sfa aus gesehen stellt sich die Oase Biskra als lange schwarze Linie am Beginne der fahlen Ebene dar; je mehr man indessen von den Bergen hinabsteigt, desto mehr entwickelt sie sich und dehnt sich aus wie ein riesiger Teppich, und man sieht, wie sie nach allen Richtungen hin Ausläufer von mehr als 5 km Länge in die wüste Ebene entsendet. Bald aber lenken hellleuchtende Punkte, welche sich im Norden aus der wirren grünen Masse loslösen, die Blicke auf sich; es sind die ersten, noch halb von Bäumen versteckten Häuser der französischen Stadt. Dann beginnt man die Spitzen der Palmen zu unterscheiden, zwischen denen die dunkelen hundertjährigen Cypressen emporsteigen. Ringsum breiten sich Gerstenfelder der Nomaden aus, deren reife Aehren die Sonne mit strahlendem Goldglanze übergießt. Noch muß man die geneigte Ebene überschreiten, welche sich steinig, von Schluchten durchfurcht und glühend heiß zwischen dem Fuße des Gebirges und den ersten Palmgruppen der Oase hinzieht; dann erst betritt man die schnurgerade Hauptstraße von Neu-Biskra. Rechts fassen sie schöne, solide Häuser ein, deren oberes Stockwerk auf zierlichen Bogenstellungen ruht, unter denen die Spaziergänger Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen finden. Zur

Linken aber liegen immergrüne Schmuckplätze und schattige Baumpflanzungen, unter denen in offenen Gräben Wasser in reichlicher Menge dahinfließt. Wie schön läßt sich unter diesem duftenden grünen Gewölbe am Abend eines heißen Sommertages Luft schöpfen! Und doch war noch vor kaum neun Jahren derselbe Platz öde und sonnenverbrannt. Damals lag die Franzosenstadt nördlich außerhalb der Oase, welche die zerstreuten Quartiere der Eingeborenen umschloß, auf einer von breiten Spalten durchzogenen Lehmebene, auf welcher nur hier und da einige dürftige Palmen, vorgeschobene Posten des großen Waldes, mit traurig gesenktem Gipfel nach Feuchtigkeit zu verlangen schienen. Damals, nachdem der Süden des Landes pacificirt war, erkannte General de Lacroix-Vaubois, daß sich aus Biskra, welches bis dahin nur als vorgeschobener strategischer Posten betrachtet worden war, ein Handelscentrum ersten Ranges und ein besuchter Badeort machen lassen könne, und seine Gedanken wurden durch den Kommandanten Crouzet, der auf seine Fürsprache hin zum Oberbefehlshaber des Kreises ernannt wurde, in trefflicher Weise in Thaten umgesetzt.

Zunächst wurde ein fester gemauerter Damm in dem Wed Biskra, welcher sich aus Gießbächen des Aures bildet und westlich bei der Stadt vorbei dem Schott Melghir zufließt, erbaut. In zahlreichen Kanälen wurde das so gesammelte Wasser über den Lehmboden vertheilt, und wie durch Zauberei wuchsen alsbald die köstlichen, kräftigen Pflan-



Palmen in der Oase von Biskra.

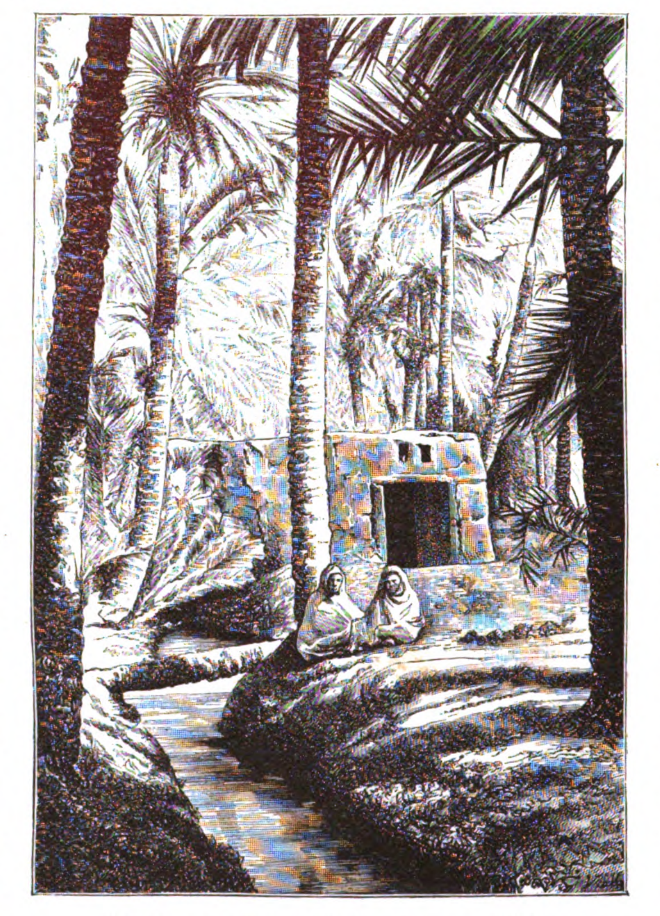
zungen empor, welche heute die Einheimischen entzücken und die lebhafte Bewunderung der in jedem Winter zahlreicher hinzuströmenden Touristen erwecken. Biskra ist in der That ein Badeort und Ueberwinterungsplatz am Eingange der Sahara geworden. Seine Bevölkerung hat sich in wenigen Jahren verdoppelt, sein Handel mit dem Süden einen bedeutenden Aufschwung genommen und der Ackerbau steht dort in Blüthe. Neu-Biskra ist eine „commune de plein exercice“ geworden, d. h. ist zu einem großen Theile von Franzosen oder anderen Europäern bewohnt und wird ebenso verwaltet, wie eine Kommune in Frankreich; es zählt etwa 7000 Einwohner, darunter 600 Europäer oder naturalisirte Israeliten und einige Beni-Mzab. Es ist nicht, wie die meisten neu angelegten Städte des Tell, mit Mauern umgeben, sondern wird von dem 1849 erbauten Fort Saint-Germain beschützt; dasselbe liegt auf einem 15 m über die Ebene ansteigenden Kreidehügel, besitzt riesige Cisternen und könnte in Fällen der Noth der gesammten europäischen Bevölkerung zum Zufluchtsorte dienen. Sonstige Gebäude sind das Offizierkasino, das bequeme Hôtel du Sahara, das Gefängniß, die Gendarmeriekaserne und ein überdeckter Marktplatz. Eine gewisse Berühmtheit genießt die Schule, deren Begründer und Leiter Colombo weit und breit im Lande, von den Ziban an bis zu den Nomaden von Wargla, bekannt und geehrt ist. Fast alle Söhne der eingeborenen Häuptlinge sind seine Schüler gewesen und selbst erwachsene Araber nehmen an seinem Unterrichte Theil. Colombo kam 1844 als Soldat in das Land, lernte Arabisch und benutzte dann diese Kenntniß, den Eingeborenen das Französische beizubringen, was ihm bis zu einem gewissen Grade auch

gelungen ist. Seine gemischte Schule wird jetzt von etwa 90 Kindern besucht, darunter 70 arabischen.

Die in Biskra ansässigen Europäer und Beni-Mzab beschäftigen sich besonders mit Handel; sie beziehen Getreide aus dem Tell und verkaufen es an Karawanen, die es auf die Märkte von Suf, Wed Righ und Wargla schaffen, versenden die Datteln aus dem Süden nach Algerien und Frankreich, handeln mit Stoffen, Materialwaaren, Konserven für das Militär, Wein und Liqueuren. Einige Franzosen besitzen auch ansehnliche Gärtnereien. Die einheimischen Händler sind meist nur Kleinkrämer, die von der Hand in den Mund leben; manche verkaufen den Fremden Decken, Teppiche, Messer, Fächer und sonstige an Ort und Stelle gefertigte Dinge, wo übrigens die Industrie der Eingeborenen noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Die von den Arabern so gehaßten und verachteten Juden sind hier wie auch sonst in Afrika in Wahrheit hassens- und verachtenswerth. Manche dürften nicht offen sagen, was für Geschäfte sie betreiben; andere, und das sind noch die besten, handeln mit Spielwaaren und verleihen Geld zu Wucherzinsen, noch andere verkaufen den Soldaten und der Hefe der eingeborenen Bevölkerung zu niedrigen Preisen abscheulichen Schnaps, der namentlich in den heißesten Monaten seine verderbliche Wirkung nur allzuhäufig ausübt. Es findet sich nämlich in Biskra eine Anzahl von Ausgestoßenen, Faulenzern und Vagabunden aus allen benachbarten Ländern, mit welchen die Polizei oft genug ein Hühnchen zu pflücken hat. Dieselben huldigen trotz den Vorschriften des Korans dem Genusse starker Getränke und besonders des verderblichen Absinth; ihre Trunkenheit steigern sie noch durch unmäßiges Kif-Rauchen. Viele sind auch dem Spiele leidenschaftlich ergeben; es ist vorgekommen, daß Jemand selbst seine Kleider verspielt und dann mehrere Tage lang im Kaffeehause in Matten eingewickelt, um seine Nacktheit zu verbergen, hat verweilen müssen. Jedem Fremden ist auch Mumi bekannt, der einmal seine als eine der Perlen der Stadt berühmte Frau einsetzte und verlor. Lächelnd und ergeben in Allah's Willen folgte sie dem glücklichen Besieger ihres unwürdigen Mannes in sein Haus. Was hatte sie dabei auch zu verlieren?

Auch die Liederlichkeit hat ihre Vertreterinnen in Biskra, die sich aus wenigen Frauen der Stadt selbst, einigen Berberweibern aus dem Aures, und namentlich aus Mädchen vom Stamme der Ulad-Naïl rekrutiren. Derselbe wohnt in der Provinz Alger um Dschelfa auf keineswegs unfruchtbarem Boden, wo zahlreiche Herden weiden und Halfa wächst; wollte man die dortigen Berge wieder bewalden, Wassermauern durch die Wadis ziehen und ein Bewässerungssystem anlegen, so könnte der Stamm leicht zum seßhaften Leben des Ackerbauers übergehen. Seine Töchter aber opfern jetzt ihre Keuschheit, um sich eine Mitgift zu verdienen; es ist das keine arabische, wohl aber eine bei den Berbern sich öfter findende Sitte. In den größeren Ortschaften der Sahara, besonders aber in Biskra, finden sie sich ein, sobald sie halbwegs erwachsen sind, und beugen dort manche einflußreiche Persönlichkeit unter ihr Joch. Der Sohn eines großen Häuptlings hat einmal einer solchen Tänzerin und Dirne zu Liebe die Koffer seines Vaters geplündert und schließlich seinen Stammesgenossen eine außerordentliche Steuer von 6 Francs per Kopf auferlegt. In einer andern Stadt hat ein grober Chalifa arme Schlucker durchprügeln, ins Gefängniß werfen und mit Geld strafen lassen, bloß weil sie einer solchen Naïlija nicht gefielen oder von ihrer Schönheit sich nicht ganz geblendet stellten. Freilich nimmt mit der wachsenden Zahl der Franzosen auch die Macht solcher großen und kleinen Tyrannen zusehends ab.



Mühle unter Palmen in der Oase von Biskra.

Besonders pflegen diese Mädchen den Tanz, natürlich den orientalischen, welcher mit dem unserigen wenig gemein hat. Abend für Abend ist ihr Quartier das Stelldichein aller Müssiggänger in Stadt und Umgegend; Eingeborene und Ansiedler, Civilisten wie Militärs, Touristen, Weiße, Schwarze, Berber und Araber drängen sich brüderlich zu diesem Schauspiele hinzu. Sobald die Nacht anbricht, erfüllt eine dichte, laute Menge die engen, staubigen Straßen, die indessen ziemlich hell erleuchtet sind, da jeder Hauseigenthümer an seiner Thür eine brennende Laterne anbringen muß. Bald füllen sich die Kaffeehäuser, in denen die Ulad-Naïl ihre choreographischen Künste zum Besten geben, mit Burnusträgern, für deren Menge die Bänke nicht genügen, welche ringsum in dem weiten Saale aufgestellt sind. Im Hintergrunde erhebt sich wie ein antiker Altar der Ofen des qahuadschi (Kaffeewirth). In der einen Ecke steht ein Tisch, auf welchem das Orchester Platz nimmt, bestehend aus einer kreischenden Art von Klarinette (ghaïta), einer Schellentrommel (thar) oder einer derbuka, d. h. einem Topf ohne Boden mit darüber gespanntem Fell, und drittens einem Kasten (thebel), auf welchen der Spieler mit einem krummen Stücke Holz lospaukt. Diese Instrumente vollführen als Ouvertüre ein solches Geräusch, daß alle Hunde in der Nachbarschaft jämmerlich zu heulen beginnen. Plötzlich tiefes Stillschweigen und nun beginnt der Tanz. Die Mädchen erheben sich, schreiten in die Mitte des Saa-

les und grüßen mit dem graziösesten Lächeln die Schaar ihrer Bewunderer. Mit ihren Armen, die mit glitzerndem Geschmeide bedeckt sind, und ihren golddurchwirkten seidenen Gürteln bilden sie eine Art Heiligenschein um ihren Kopf; sich wiegend schreiten sie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plastische Stellungen ein, die oft im höchsten Grade unschicklich sind. Zuletzt springt ein begeisterter Zuschauer von seinem Sitze auf und legt ihnen als Zeichen seiner Bewunderung irgend ein Geschenk, meist eine mehr oder weniger gespickte Börse, zu Füßen; doch kann auch für einen Sou, den Preis einer Tasse Kaffee, ein Jeder dies lustige Schauspiel genießen.

Alt-Biskra besteht aus sieben Quartieren: El Msid (die Schule), Bab Edhrob (Klopf an die Thür), Bab Erheleg (Mach die Thür zu), Gaddescha (Schüler?), Bab el Cha'ucha (Pfirsichsthor), Ras el Geria (das hochgelegene Wasserbecken) und Zgag Sidi Barkat (Straße des Sidi Barkat). Diese Quartiere bilden heute einzelne von Gärten und Getreidefeldern umgebene Dörfer, welche in einer Oase von 140000 Palmenbäumen zerstreut sind; einst waren es Vorstädte eines großen jetzt verschwundenen Ortes. Jedes Quartier hat seine Moschee, unter welchen die des Sidi Ben Ferdha, eines berühmten Rechtsgelehrten, sich besonders auszeichnet. Die Häuser, welche meist ein oberes Stockwerk besitzen und aus thôb (an der Sonne getrocknete Ziegeln von Lehm mit Stroh gemischt) erbaut sind, haben bei ihrer unregelmäßigen Form und ihrem verfallenen Zustande meist ein sehr malerisches Aussehen. Solche in der ganzen Sahara viel gebrauchten Luftziegeln haben den Vortheil, der Hitze vortrefflich zu widerstehen und selbst während der Hundstage das Innere der Häuser verhältnißmäßig kühl zu erhalten. Wenn solche Häuser aber nicht dick mit Kalk beworfen sind, können sie längeren Regengüssen nicht widerstehen, und außerdem ist die Sorglosigkeit der Saharabewohner so groß, daß selbst bei dem fast stets heitern Himmel ihre Gebäude meist in sehr schlechtem Zustande sich befinden. Obendrein ist in diesem Klima ein Haus nicht unbedingt nöthig; Zelte genügen für den Herrn der Ebene, welcher für alle, die nach dem Luxus eines Hauses streben, für sybaritische Städter, Beni-Mzab, Juden, ackerbauende Neger und andere solche „Hunde", die tiefste Verachtung empfindet. Die Häuser der Biskris dienen nur als Harems für Frauen und Töchter, welche zudem Nachts oben auf den Terrassen schlafen, als Ställe für das Vieh und als Aufbewahrungsorte für Lebensmittel und werthvolle Gegenstände. Die Männer dagegen verbringen neun Zehntel ihrer Zeit im Freien; unter den Palmen Siesta halten, auf den Plätzen plaudern und in den Moscheen ein paar Gebete murmeln, das ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Zeit, welche die Pflege der Palmen in Anspruch nimmt, ist so kurz, daß sie kaum in Anschlag zu bringen ist.

Die einheimische ansässige Bevölkerung von Alt-Biskra, welche auf 6000 bis 7000 Seelen geschätzt wird, besteht besonders aus arabisirten Berbern; sie haben denselben Ursprung wie die Kabylen des Dschurdschura- und Aures-Gebirges, haben aber ihre Sprache und Ueberlieferungen vollständig vergessen, fühlen sich beleidigt, wenn man sie an ihre wahre Abkunft erinnert und halten sich für Nachkommen der Gefährten des Propheten. Ferner finden sich einige halb nomadische, halb seßhafte arabische Familien, welche meist in Zelten unter Palmen oder in der unmittelbaren Umgebung der Oase wohnen; sie gehören fast alle zur déïra oder zmala, d. h. zum Hause des Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana oder zu dem seines Bruders Bu el-Achras. Die wenigen vorhandenen Kuruglis oder Kuluglis (Söhne von Türken) büßen in Folge vielfacher Kreuzungen allmälig ihre unterscheidenden ethnologischen Merkmale und selbst die Erinnerung an ihre Abstammung ein. Sodann wohnen in Biskra Ruaghas oder Neger vom Ued-Righ, deren Vorfahren durch die einwandernden Berber verdrängt worden; sie bestellen einige Gärten, welche den Nomaden gehören. Schließlich sind noch etwa 100 Familien echter Neger aus dem Sudan zu nennen, welche durch die französische Eroberung der Stadt ihre Freiheit erlangten. Sie wohnen heute in einem kleinen Dorfe einige hundert Meter südlich von Neu-Biskra; die Männer treiben Gartenbau und Korbflechterei, die Weiber dienen bei Europäern oder fertigen Gewebe und Kuskussu für die Nomaden im Süden.

Im Großen und Ganzen betreiben die Biskris die Kultur der Palmen und einiger Obstbäume, von deren Erträgnissen sie leben. Die Gersten- und Luzernefelder in den Lichtungen der Oase und außerhalb des Palmenwaldes gehören fast durchweg den halbansässigen Arabern vom Hause des Kaïd, welche außerdem Viehzucht treiben. Die einheimischen Frauen verfertigen geschätzte Teppiche, Burnusse, Haïks und grobe Gewebe aus Wolle oder Kameelshaar (felidsch) zu Zelten.

In der ganzen Sahara ist die Dattelpalme der Baum schlechthin; er ist für den Oasenbewohner dasselbe, was das Getreide für den Fellachen des Tell und die Herden für den Nomaden, d. h. die Grundbedingung seiner Existenz und Quelle seines Wohlstandes. In Biskra, wo Wasser in Fülle vorhanden ist und Dank der französischen Garnison Sicherheit herrscht, sind die Gärten nicht von Mauern umgeben, und mit wenigen Ausnahmen sind die Palmen nicht, wie in den südlichen Oasen, in gerader Linie gepflanzt. Sie bilden vielmehr bald hier bald da malerische Gruppen und dichte schattige Gebüsche, zwischen denen lichte mit bunten Blumen bestandene Plätze sich ausbreiten. Ueberall in der Oase finden sich Mühlen von sehr ursprünglichem Aussehen, die sich in dem schnellen Gewässer der Bäche spiegeln, Erdhäuschen und willkürlich aufgeschlagene Zelte zerstreut. Wegen des Reichthums an Wasser und des fruchtbaren Bodens gedeihen auch noch andere Fruchtbäume, wie zahlreiche und außerordentlich große Oelbäume, welche riesige Früchte, sogenannte „zeïtun teffah" (Olivenäpfel), tragen und angeblich schon von den Römern gepflanzt wurden. Der Aprikosenbaum wächst hier wild; seine Früchte sind kleiner als im Tell, aber schmackhafter und duftiger. Außerdem finden sich der Feigen- und Orangenbaum, der Weinstock, die Kartoffel, Tabak, Hennah, alle europäischen Gemüse, einige Bananen und Baumwollstauden. Der einzige Zierbaum in den Gärten der Eingeborenen ist die Cypresse, von welcher die Europäer prächtige Alleen angepflanzt haben. Gerste ist die einzige Getreideart, welche gebaut wird, weil durch Anbau von Weizen den Palmen zu viel Wasser entzogen würde. Wenn indessen der längst gehegte Plan zur Ausführung kommt, alle Quellwasser, welche jetzt im Norden am Fuße des Gebirges verloren gehen, zu sammeln und nach der Oase zu leiten; wenn die Gemeinde neue Dämme im Bett des Flusses, welcher jetzt die gute Hälfte seines Wassers an den schwammigen Erdboden abgiebt, errichtet, so wird der Anbau des Weizens sich bedeutend entwickeln, weil er dann nicht mehr, wie vielfach in Algerien, allen Wechselfällen von Regen und Dürre ausgesetzt sein wird.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

I.

In den acht Jahren, welche jetzt seit Gründung der Afrikanischen Gesellschaft verstrichen sind, haben gute und schlimme Zeiten gewechselt, und wenn zu Beginn des großartigen Unternehmens das Mißgeschick überwog, so scheint jetzt eine Periode größern Erfolges eingetreten zu sein. Ja, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß unter allen von den einzelnen Afrikanischen Gesellschaften ausgesandten Reisenden die Deutschen bis jetzt weitaus die bedeutendsten kartographischen Ergebnisse aufzuweisen haben. Den ersten Expeditionen der Gesellschaft war es leider nicht vergönnt, wesentliche oder, besser gesagt, in die Augen fallende Veränderungen auf der Karte von Afrika herbeizuführen; schon mit der Pogge'schen Expedition trat aber darin ein Umschwung ein, indem sie zuerst uns über den Charakter des südlichen Congobeckens und die ungefähre Lage der Hauptstadt des Muato-Jammo aufklärte. Dann brachte uns im Jahre 1880 die Rohlfs'sche Expedition trotz ihres Mißgeschickes die Aufnahmen von Dschofra und Kufra; im laufenden Jahre wurden sodann von dem Redakteur dieses Blattes bereits der Oeffentlichkeit übergeben die umfangreichen Aufnahmen Schütt's im südlichen Congobecken und das große Itinerar des Dr. Oskar Lenz von Tanger nach Timbuktu und zum Senegal. Und eben erschien das erste Heft von Band III der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", welches außer Flegel's wichtiger Aufnahmekarte des mittlern Niger (s. oben S. 240) die prächtige Karte des Tana-Sees von Dr. Anton Stecker enthält, der man Unrecht thäte, wollte man sie mit Stanley's vielberufener Aufnahme des Ukerewe vergleichen, welche sie, soweit man zu beurtheilen vermag, an Genauigkeit weit hinter sich läßt. Durch die Güte des Redakteurs jener „Mittheilungen", Dr. W. Erman, sind wir in den Stand gesetzt, sowohl den Bericht des Reisenden in extenso, als auch eine genaue Reduktion der Karte, letztere mit Hinweglassung des Unwichtigern, unseren Lesern schon jetzt vorlegen zu können.

* * *

Somara bei Debra Tabor, den 28. Juni 1881.

Als ich mich nach der am 16. Februar stattgehabten Abreise des Herrn Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs von meiner Krankheit erholt hatte, begann ich an die projektirte Reise nach dem so interessante Resultate versprechenden, bisher fast unbekannten Tana-See (so, und nicht Tsana lautet der Name) zu denken. Der König Johannes hatte Herrn Dr. Rohlfs zu einer solchen, meinerseits zu unternehmenden Expedition Erlaubniß gegeben, war aber am selben Tage wie Dr. Rohlfs von Debra Tabor abgereist (um sich nach Dalanta zu begeben), ohne in Bezug auf meine Reise irgend eine positive Ordre hinterlassen zu haben. In Folge dessen sah ich mich genöthigt, am 9. März einen Kourier an den König abzuschicken, mit der Bitte, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und mir, meiner Sicherheit wegen, einen Mann als Geleit beigeben zu wollen. Die Antwort kam am 20. März, lautend, ich solle mich ein wenig gedulden, er habe in dieser Hinsicht dem für Begemeder ernannten Gouverneur, der in diesen Tagen in Debra Tabor eintreffen dürfte, ganz genaue Instruktionen gegeben. Am 24. März kam denn auch der Gouverneur Bitvadet Tedla an und theilte mir mit, er habe Befehl erhalten, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und für mich und meine Dienerschaft unterwegs Nahrungsmittel zu beschaffen. Da ich nun vollkommen reisefertig war, wollte ich sofort aufbrechen, mußte aber, da bei den Abyssiniern die Regel gilt „time is no money", bis zum 28. März warten.

Nachdem ich von der überaus gastfreundlichen Familie Naretti (die Frau Naretti ist die jüngere Tochter des zu Negus Theodor's Zeit als Kriegsminister angestellten Deutschen Zander; Herr Naretti fungirt augenblicklich als Minister des königlichen Hauses) Abschied genommen, verließ ich, von einem mir von Bitvadet Tedla beigegebenen Offizier begleitet, an diesem Tage Debra Tabor. Unsere Karawane bestand aus dreizehn eingeborenen Dienern, sieben beladenen Maulthieren, meinem Diener Carl Hubmer und meiner Wenigkeit.

Unser Weg führte über Wanzage, einen der bedeutendsten Badeorte Abyssiniens [1]), am Gumarafluß gelegen.

Die heiße Quelle entspringt auf dem linken Ufer des genannten Flusses in einer Höhe von 2 bis 3 Meter aus der Erde, und füllt ein vom Negus Theodor errichtetes Bassin mit seinem + 37° C. warmen Wasser. Ueber dem Bassin ist eine Hütte errichtet, und die hier ihre „Kur" abmachenden Abyssinier tummeln sich den ganzen Tag lang im Wasser herum. In der Einrichtung erinnern diese Bäder an Ostende und Trouville en miniature, indem hier Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen in buntem Durcheinander im Bade verweilen, und eine nicht immer decente Unterhaltung führen. Oft kommt es zwischen den Kurgästen zu Streitigkeiten, zumal wenn einer länger, als es ihm erlaubt war, Bäder genommen haben soll. So hört man von früh bis spät die brüllenden Töne der Streitenden und die Klagelieder der Weiber und Kinder, die häufig bei dieser Gelegenheit Prügel bekommen.

Es gehen nach Wanzage Kranke aller Art, und da es wenige Abyssinier giebt, die nicht syphilitisch wären, so sieht man meistens nur Patienten, die gegen Lustseuche und ihre Folgen hier Heilung zu finden glauben. Gewöhnlich bleiben die Kranken sieben Stunden lang im Wasser. Die Kurgäste wohnen in kleinen, konischen Hütten, welche, aus Stroh erbaut, sehr an Fischreusen erinnern. Auf einem Hügel ist die königliche Villa erbaut, aus zwei bis drei größeren Tokuls bestehend. Der Negus Johannes liebt es sehr, nach Art der europäischen Fürsten hier Bäder zu nehmen.

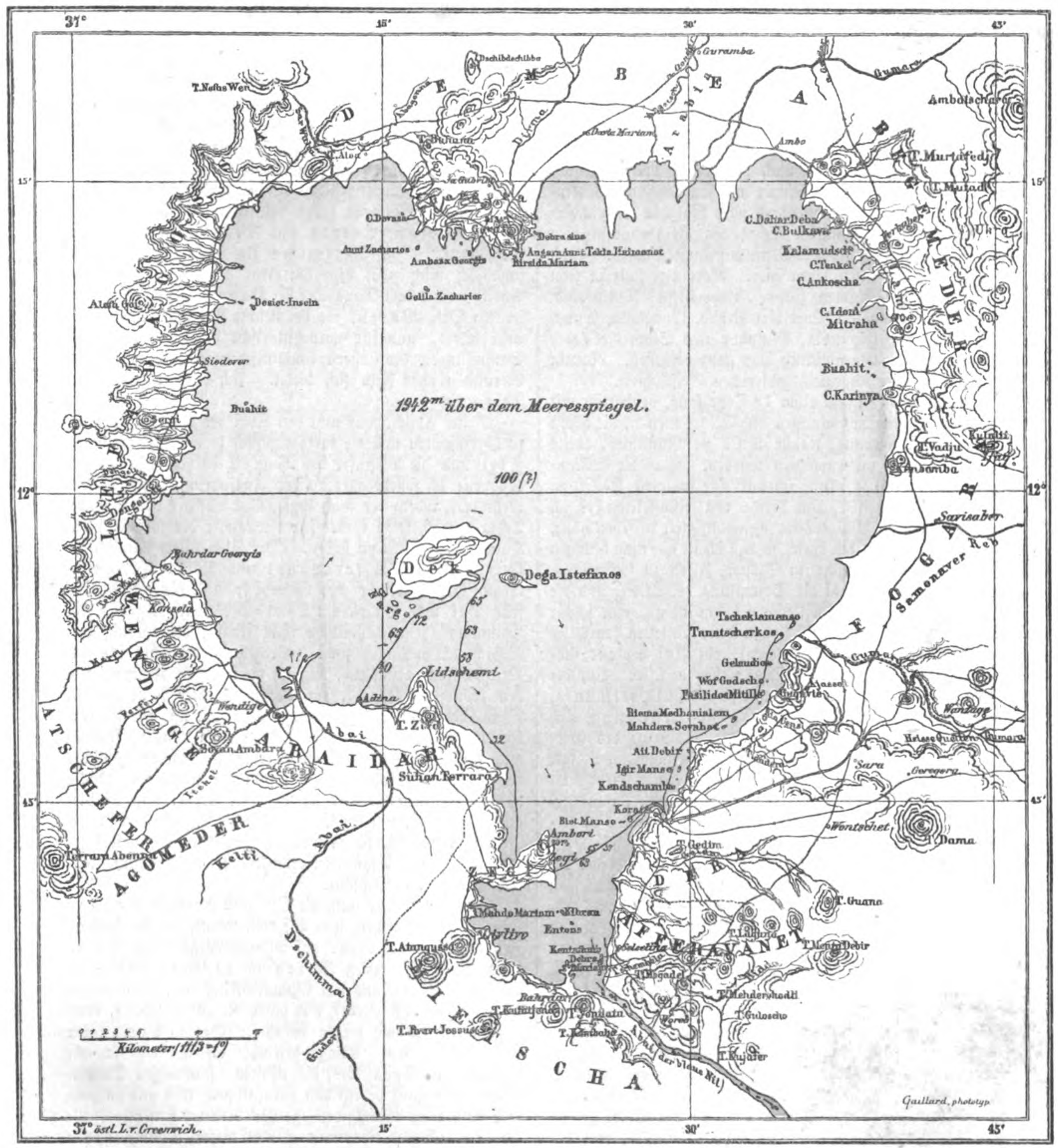
Außer der in einer Höhe von zwei bis drei Metern entspringenden heißen Quelle, Namens Tscherkos, ist hier noch eine andere, unmittelbar am Gumaraflusse, die dem heiligen Tekla Haimanot geweiht ist, und deren Temperatur nur + 32° C. beträgt. Hier baden nur die schwer Erkrankten.

Wanzage ist der einzige Ort Abyssiniens, wo ich öffentliche Gasthäuser, eigentlich Gasthütten, zu sehen Gelegenheit fand. Gewöhnlich bleibt der Abyssinier zu Hause und bereitet sich sein Getränk, sei es Merissa oder Tetsch, selbst. Wanzage dagegen erinnert auch in dieser Hinsicht an unsere Bäder. Nachts herrscht ein teuflischer Lärm, der mit Frauengesang, Händeklatschen 2c. untermischt die eigentliche Bademusik ausmacht. Die im Gumara hausenden Riesen-

[1]) Auf besondern Wunsch des Reisenden ist diese Schreibung des Namens beibehalten worden.

frösche sorgen für eine harmonische Begleitung, welche mit dem Ia-Geschrei der Esel und Maulthiere erst spät nach Mitternacht endet.

Der Gumara fließt hier zwischen hohen Felsen, welche aus Porphyr und Trachyt mit eingeschlossenen Tuffsteinstücken bestehen. Seine Ufer sind mit tropischer Vegetation geschmückt, und es ist besonders die feinblättrige, zarte wilde Phönix und die kolossale Musa Ensete ornamentalis mit



Der Tana-See, aufgenommen von Dr. A. Stecker. (Maßstab 1 : 510 000.)

karmoisinrothen Blattrispen, von den Eingeborenen, zum Unterschiede von der eßbaren Musa ensete guna-guna genannt, welche der Gegend ein charakteristisches Gepräge giebt. An manchen Stellen ist der Gumara recht tief und fischreich; zahlreiche wilde Enten und Gänse, Scopus umbretta u. s. w., beleben die Wasserfläche, während prachtvoll gefärbte Papiliones, schillernde Equitiden und reizende Danaisfalter, untermischt mit winzigen metallglänzenden Nektarinien (affinis, metallica), die wohlriechende Dodonaea viscosa und den prachtvoll blühenden Tsanabaum umgaukeln.

Am 1. April erreichten wir Korata[1]), den wichtigsten, am reizendsten gelegenen und größten Ort am Tana-See. Korata ist schon öfters von Europäern besucht worden, zuletzt von Piaggia, welcher sich hier etwa 1½ Jahre der Ornithologie wegen aufgehalten hat. Korata ist bekannt wegen der absolut feinsten Qualität seines Kaffees, welcher hier, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ganz vorzüglich gedeiht. Der Ort ist auch der wichtigste Marktplatz am Tana, zählt aber augenblicklich nicht mehr als 800 bis 1000 Einwohner, gegen 3000 zu Theodor's Zeiten, da sehr viele zum Theil ausgewandert, zum Theil am Fieber gestorben sind. Früher gab es hier zahlreiche Mohammedaner, welche aber nach dem ihnen von Johannes ertheilten Befehle, daß sie sammt und sonders zum Christenthum übertreten sollten, meistens nach Galabat auswanderten. Nur einige Familien haben den Islam aufgegeben und das koptische Glaubensbekenntniß angenommen. Auch drei jüdische Familien leben hier. Korata zerfällt in zehn Distrikte, deren Namen sind: Dengelteffa, Tukuwodeb, Margeža, Kulomalfia, Siet biet Negus, Guaguata, Guwi, Adisamba, Bof tschogevia, Gusudur und Slam biet (oder Slam modeb), augenblicklich aber ganz verlassen. Korata ist der Sitz einer ungemein zahlreichen Geistlichkeit.

Ich blieb in Korata etwa 14 Tage lang, beschäftigt mit wissenschaftlichen Sammlungen und Exkursionen in die höchst interessante Umgebung, welche theils zu Maulthier, theils aber zu Tankoa unternommen wurden. Was die Sammlungen anbetrifft, so nenne ich nur eine komplete Kollektion der Tana-Konchylien, eine Reihe von Fischskeleten (da ich mich nur mit der Wickersheim'schen Flüssigkeit versehen hatte, diese sich aber nicht bewährte, so daß ich sie gar nicht benutzen konnte, so war ich nicht im Stande, Fische zu konserviren, sondern mußte mich auf die Sammlung der Skelete und die Anfertigung getreuer Abbildungen beschränken), eine schöne Sammlung von Krabben, Arachniden, Insekten (darunter besonders vollständig Lepidopteren), ein 200 Species zählendes Herbarium, viele Gesteinsproben u. s. w. Ich besuchte in dieser Zeit die nahe, interessante Insel Bietmanso, machte eine Tankoafahrt bis zur Gelda-Mündung, eine andere, achtstündige Wasserpartie zur Mündung des Gumara-Flusses, um die Lage der Inseln Kendschamba, Igir Manso, Ait Debir, Mahdera Sevahat, Niema Medhanialem, Fasilidos Mitille, Wof Godscho, Gelaudios, Tanatscherkos, Tscheklamenso und deren Beschaffenheit kennen zu lernen; am 5. April bestieg ich den nach barometrischen Messungen 2190 m hohen Guguwie-Berg, der überall am Tana sichtbar, mir einen sehr wichtigen Punkt bei meinen kartographischen Arbeiten abgab, und entdeckte unterhalb desselben einen kleinen, reizend gelegenen an die Meeraugen der hohen Tatra erinnernden See Ajassat, von dessen Tiefe mir die Eingeborenen nicht genug zu erzählen wußten. Mein Augenmerk war aber ganz besonders auf die Tiefenverhältnisse des Tana gerichtet, und so habe ich in der Umgebung von Korata an 150 Tiefenmessungen vorgenommen, welche, wie später dargethan werden soll, sehr interessante Resultate geliefert haben. Aus korrespondirenden Sonnenhöhen (am 3., 7. und 11. April genommen) berechnete ich die geographische Breite unseres dicht an der Stadt gelegenen Lagerplatzes bei Korata auf 11° 44′ 22,5″, während die Länge 37° 28′ 7,5″ östlich von Greenwich betragen dürfte.

Ich verließ am 13. April Korata, denjenigen Ort, wo ich die treuesten Freunde gefunden, mit der anmaßenden Geistlichkeit aber keineswegs in der besten Harmonie gelebt hatte. Die Schilderung der äußerst interessanten Scenen, die ich hier handelnd und leidend durchlebt habe, muß ich wegen Zeitmangel unterlassen. Ich begab mich nach Süden, nach dem Punkte, wo der Abai schon als selbständiger Strom den Tana verläßt, d. h. gegenüber der großen Insel Debra Mariam, an die sich eine kleinere Namens Kentafami reiht. Der Abai (oder besser der Blaue Nil) ist an dieser Stelle etwa 100 m breit und in der Mitte 8 m tief; er wimmelt hier von ungeheuern Flußpferden; Geier, Seeadler u. s. w. sind ebenfalls häufig. Letztere finden an den beim Flußpferdschmause der Woitos überbleibenden Resten reichliche Portionen zur Vollpfropfung ihres stets hungrigen Magens. Ich besuchte die Insel Debra Mariam, welche immer dem jeweiligen Abuna gehört und eine Ortschaft gleichen Namens trägt. Westlich im Tana sind die Inseln Kibran, Entons und Mahdo Mariam zu verzeichnen. Von Selselima (so hieß unser Lagerort) begab ich mich nach dem am Abai gelegenen, von dessen Ausflusse aus dem Tana-See bei Bahrdar etwa 8 km entfernten Orte Woreb, wo der Blaue Nil imposante Katarakte bildet, und für naturhistorische Beobachtungen und Sammlungen der äußerst romantischen Gegend wegen ein überaus reiches Feld sich bietet. Ich blieb daselbst fünf Tage lang.

Meine Absicht war nun den Abai bei Bahrdar Georgis zu überschreiten und die kartographisch so wichtige Halbinsel Zegi und die Westufer des Tana-Sees von hier aus zu besuchen; ich wurde aber an der Ausführung dieses Planes verhindert, indem der mich begleitende Offizier des Bitvadet Tedla vorgab, keine Ordre für die Länder des Negus Tekla Haimanot erhalten zu haben. Der Abai bildet nämlich die Grenze zwischen Afferavanet und Mietscha, welche ebenso wie Abaidar und Wendige und die großen Inseln Dek und Dega im Tana-See vom Negus Tekla Haimanot (dem ehemaligen Ras Adal), dem König von Godscham, abhängig sind. Vergebens versuchte ich dem Offizier klar zu machen, daß ich vom Negus Negesti, also dem König der Könige, Erlaubniß zu einer Reise um den Tana-See erhalten habe, welche also nicht nur für die dem Gouverneur von Begemeder gehorchenden Länder, sondern auch für diejenigen des Negus Tekla Haimanot gelte; nichts halfen meine Drohungen — ich mußte umkehren, schickte aber sofort einen Kourier an Bitvadet Tedla, resp. an Negus Negesti ab, um die Erlaubniß zum Besuche der Länder des Negus von Godscham (der sich gerade auf einem Kriegszuge nach Kaffa befand) zu erbitten. König Johannes war um diese Zeit in Jedschu.

Mein Plan war nun, die Ost- und Nordufer des Tana-Sees zu durchforschen, und auf diese Weise, um die kostbare Zeit nicht zu vergeuden, auf anderm Wege mein Ziel zu erreichen. Ich verließ Woreb am 21. April und begab mich über Sara und den Gumara-Fluß zum Reb (dessen Mündung besucht wurde), und durch die allerreizendste, ihrer imposanten Bäume wegen berühmte Gegend Lamge zur Insel Mitráha. Lamge betrachte ich als das schönste Plätzchen am Tana-See; die uralten, stämmigen Dokma-Bäume sind ganz bedeckt von parasitischen, rosa und purpurroth blühenden Loranthiden, ganzen Nestern von olivengrünem Viscum und einer andern, nur diesem Baume eigenen parasitischen Pflanze, umschlungen von undurchdringlichen Cucurbitaceen und Convolvulaceen, welche hier die romantischsten Laubgänge, dort Glorietten und förmliche Gallerien bildend, den kühlsten Schatten verbreiten. So ist Lamge ein Ort, dem man eine glänzende Zukunft prophezeien möchte. Auf uralten Akazien hängen hier überall Nester von Webervögeln (Textor alecto), und ich habe der Kuriosität wegen

[1]) Nicht Kiratza, wie Rüppel schreibt.

auf einer derselben 872 körbchenartig aufgehängte Nester gezählt.

Eines zwischen meinen Dienern und der lumpigen Geistlichkeit der Insel Mitraha entstandenen Streites wegen (die Priester wollten nämlich von mir dadurch Geld erpressen, daß sie mir keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, bevor ich ihre Kirche besucht respektive ihnen reichlichen Bakschisch gegeben hätte) habe ich diese Pfaffeninsel nicht betreten, sondern zog gleich am andern Tage nach der etwa 10 km nördlich belegenen Insel Kalamudsch. Hier sollte auch der nach Debra-Tabor geschickte Kourier mit einer Antwort des Bitvadet Tedla abgewartet werden. Von Kalamudsch aus unternahm ich eine Exkursion nach dem im Nordosten des Tana-Sees gelegenen Orte Ambo, welcher sehr wichtige Azimuthalpeilungen abgab, und dem im Norden des Tana-Sees in denselben sich ergießenden Gumara (nicht zu verwechseln mit dem obenerwähnten Gumara-Flusse, an dem die heißen Quellen von Wanzäge entspringen).

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VII.

9. Heidenthum und Christenthum.

Ringsum von Christen und Mohammedanern in erdrückender Ueberzahl umgeben, haben die Wotjäken doch ihren heidnischen Glauben noch in den Hauptzügen gerettet und zwar nach Aminoff besser im wjätkaschen Gouvernement, obgleich sie hier zum größten Theil schon seit dem 17. Jahrhundert getauft waren. Immerhin aber hat doch das wotjäkische Heidenthum eine bedeutende Neigung zum Monotheismus erhalten. Inmar ist der oberste Gott und die übrigen Gottheiten gehen nur nebenher, und je näher die Wotjäken den größeren russischen Centren, den großen Fabriken und Städten namentlich, wohnen, desto mehr verdrängt inmar im Bewußtsein der Leute die übrigen Gottheiten, ja er hat in diesen Bezirken schon die rein monotheistische Bedeutung: Gott, ganz ebenso wie auch bei den Finnen Jumala und bei den Esthen Jummal gebraucht wird zur Bezeichnung des christlichen Gottes.

In diesen Gegenden, z. B. im Dorfe Gondyr gurt, welches nur 5 Werst von der Ižew'schen Fabrik entfernt mit dieser in beständigem Wechselverkehr steht, wird auch in den Opfern, in welchen früher zu invu oder mulkylts'in gebetet wurde, jetzt, wie es scheint, nur noch inmar angerufen; oder aber es werden die ursprünglich selbständigen Götternamen, wie kylts'in oder mukylts'in, dem inmar als Beiwörter zugelegt; ja in einigen Gebeten von Gawrilow bekommt inmar in einem Athem die Epitheta: osto, kylts'in, mukylts'in, kozma und in einem andern noch das Beiwort kyldis' vordys'. Die Opfer haben an solchen Orten schon zum großen Theil ihren feierlichen Charakter verloren und werden nur noch nach alter Ueberlieferung und Gewohnheit vorgenommen, ohne daß die Betenden recht den Zweck kennen, während in Dörfern, welche nur sehr wenige Beziehungen zu den Russen haben, noch die althergebrachte Ehrfurcht vor den Göttern sich geltend macht. Man vergleiche nur meine beiden Schilderungen der Opfer in Juski und Gondyr gurt. Im letztern Dorfe sind auch schon die kostbareren und beschwerlicheren Hainopfer ganz aufgegeben, der heilige Platz selbst in Verfall gerathen, während ihm in entfernteren Orten die gebührende Sorgfalt gewidmet wird.

In diesen mehr russificirten Orten wird es dann auch nicht allzu lange dauern, dann werden die alten Götter und Göttinnen, vor denen die alten Wotjäken ehrfurchtsvoll die Knie beugen, nur noch als Popanze zum Erschrecken der Kinder genannt werden und den Erwachsenen, wenn sie furchtsam sind, bisweilen als Gespenster, Kobolde oder Heinzelmännchen erscheinen und ihnen in der Dämmerstunde abergläubische Schauer über den Rücken jagen. Die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche werden ihren Zweck und Sinn im Bewußtsein des Volkes verlieren und sich als sinnlose abergläubische Gebräuche erhalten. So sehen wir schon jetzt in den Hochzeitsceremonien den alten heidnischen Brauch sorgfältig beibehalten, man betet „inmar segne uns" und kniet vor dem Heiligenbilde. Der ganze Nachdruck, die Festlichkeit einer Hochzeit liegt gleichwohl in diesen heidnischen Ceremonien, die kirchliche Trauung dagegen wird ohne Sang und Klang gelegentlich abgemacht.

Die alt hergebrachte Ceremonie des Namengebens durch den heidnischen Priester oder eine alte Frau ist schon vielfach verlassen, und man beschränkt sich auf die Taufe, denn die getauften Wotjäken dürfen nur griechische Kalendernamen führen und führen sie auch. Nur die ungetauften geben ihren Kindern Namen nach alter Art. Der heidnische Glaube ist also in einigen Gegenden bereits im Verschwinden begriffen. In den christlichen Lehren aber unterrichtet kein Mensch die Wotjäken; sie erfüllen daher nur manche kirchliche Gebräuche, welche ihnen bequem sind, ohne aber deren Sinn zu kennen. Sie fasten nie. Die Weiber gehen ein- oder zweimal in die Kirche. Die meisten nehmen viele Jahre lang nicht das Abendmahl. Der Sonntag wird nicht gefeiert ꝛc.; von christlichen, kirchlichen Gebräuchen sind ihnen die am liebsten, welche ihrem eigenen Gottesdienste am ähnlichsten sind. In der Nähe der Fabrik wurde alljährlich im Juli eine Quelle in feierlicher Procession gesegnet, wobei von den Russen wie Wotjäken Silber- und Kupfermünzen in Menge in das Bassin geworfen wurden. Hier drängten sich auch massenhaft Wotjäken herzu, um ihren Kopeken ins Wasser zu werfen. Wüßten sie, daß nach dem Feste sich die Priester schmunzelnd in die frommen Gaben theilen, wäre der Andrang von Seiten der Wotjäken wahrscheinlich ein recht geringer. Ueber dem Bassin ist eine kleine Kapelle aufgebaut und mit Heiligenbildern reichlich versehen; vor diese stellen die Wotjäken sowohl wie die Russen ihre brennenden Wachskerzen hin. Ueberhaupt stellen die Wotjäken, wie wir schon sahen, gern Wachskerzen vor die Gottesbilder in die Kirche und zwar werden, so viel ich bemerkt, bevorzugt die Bilder Jesu, der Jungfrau Maria und Nikolaus

des Wunderthäters; ja dieser Heilige genießt, wie wir sahen, in einigen Gegenden göttliche Verehrung. Das ist übrigens weiter gar nicht seltsam, denn auch das russische Volk verehrt seine Heiligen ganz in derselben Weise, und das Heiligenbild wird vielfach in grobmaterieller Weise angebetet. Da bei den getauften Wotjäken an der heiligen Stelle im kuala jetzt meistens das Heiligenbild steht, so liegt, wie wir schon sahen, die Annahme nahe, daß das Heiligenbild die Götzenbilder verdrängt hat. Während aber der heidnische Wotjäke ehrfurchtsvoll das Opfer seinem Gottesbilde darbrachte, liegt in den am stärksten christianisirten Dörfern das Heiligenbild unbeachtet da.

Der Einfluß des Christenthums spricht sich auch darin aus, daß, im sarapulschen Kreise wenigstens, die heidnischen Opferfeste sich an die griechisch christlichen Feiertage anschließen, derart, daß das Opfer am Vorabend des Feiertages abgehalten wird. Solche Feiertage sind: Weihnachten, Butterwoche, Ostern, Pfingsten, Peter- und Pauls-Tag (29. Juni), Elias-Tag (20. Juli), Pokrow (1. Oktober), Katharinen-Tag (24. November). Der Katharinen-Tag ist eigentlich kein russischer kirchlicher Feiertag, und hier sehen wir die sonderbare Erscheinung, daß dieser Tag in den großen Fabriken jener Gegend mit großem Jubel auch von den russischen Arbeitern gefeiert wird, ja es ist eines der größten Feste des Jahres. In dem letzten Jahre wurde wegen großer Hastarbeit in der Ižew'schen Gewehrfabrik Tag und Nacht gearbeitet und die Krons- und kleineren Kirchenfeiertage nicht beachtet, am Katharinen-Tage aber nebst den beiden folgenden wurde gefeiert.

Ich erkläre mir das auf folgende Weise. Die Fabriken gehörten alle der Regierung, die umwohnenden Bauern ebenfalls und mußten in den Fabriken und für dieselben arbeiten. Im Beginn des Winters nun wird das allgemeine große kuala-Opferfest, wo die Wotjäken sich nicht zur Arbeit nöthigen lassen, gefeiert. Natürlich mußte dann auch den russischen Arbeitern der Feiertag gewährt werden, um so mehr, als gewiß häufig Vermischungen von Russen und Wotjäken vorgekommen sein mögen. Nachdem das so ein Jahrhundert lang Brauch gewesen, wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Wotjäken verließen fast sämmtlich die Fabrik, aber der gewohnte Feiertag wird beibehalten. Mit ihren übrigen Feiertagen aber schlossen sich die Wotjäken an die nächstgelegenen russischen an. Nach Ostrowsky sollen sie übrigens im kazanschen Gouvernement ihre Feiertage an die der Tataren anschließen.

Das Christenthum hat offenbar auch auf die Vorstellung vom Leben nach dem Tode, von der Erschaffung der Dinge ꝛc. seinen Einfluß gehabt, doch sind die christlichen Begriffe nur höchst verworren, ganz äußerlich aufgefaßt. Einen Alten, der bekannt war als frommer Christ, und der sich nicht wenig darauf zu gut that, daß er bisweilen die Fasten einhielt, was bei den Wotjäken eine sehr seltene Ausnahme ist, fragte ich am Iljatage (Tag des Propheten Elias), weshalb derselbe eigentlich gefeiert würde. „Nun," sagte er mit einem Tone, als ob sich das von selbst verstände, „Sie wissen ja, der rechtgläubige Himmel ist in sieben Abtheilungen getheilt und der heilige Ilja ist Vorsteher der dritten Abtheilung." Hieraus sieht man so recht deutlich, wie tief das Christenthum bei den Wotjäken eingedrungen ist.

Ein Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren war schwer krank. Ich besuchte es und gab wenig Hoffnung. Der Vater benachrichtigte den Priester, damit sie das Abendmahl bekäme, und erzählte mir dann, sein Töchterlein habe etwas Angst vor dem Priester, denn sie verstehe ja kein Wort von dem, was er spreche und wüßte nicht, was sie ihm in der Beichte antworten solle. Er habe sie aber belehrt, sie solle auf alle Fragen mit dem Worte vinovàt (d. h. ich habe gesündigt) antworten. Sie wurde in der That auf diese Weise der Segnungen des heiligen Abendmahls theilhaftig und starb einige Tage darauf.

Wir haben gesehen, daß die Wotjäken in manchen Gegenden noch nach wie vor fromme Heiden sind, in anderen aber ihre heidnische Religion zu verlieren im Begriffe stehen und theilweise schon verloren haben, die christliche de facto aber nicht besitzen. Sie haben also in diesen Gegenden eigentlich gar keine Religion oder höchstens nur solch ein Ding, das sie sich selbst jeder nach seinem Gefühl zurechtgemacht haben, und natürlich massenhaft sinnlosen Aberglauben. Die Gründe für diese Thatsachen liegen klar zu Tage.

Seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, so lange die Wotjäken unter russischer Oberhoheit stehen, werden sie mit großer Konsequenz „bekehrt"; aber wie bethätigt sich dieser Eifer? „Fürst Sčerbatow sagt: Man führte die Leute zur Taufe, als ob es in die Badstube ginge. Man gab ihnen ein Kreuz, sie hielten es für einen Talisman; man giebt ihnen ein Heiligenbild, sie halten es für ein Götzenbild. Das Geheiß an Fastentagen kein Fleisch zu essen erfüllen sie nicht; die Priester aber lassen sich bestechen" (Ostrowski S. 20).

So geschah es früher; aber wie wird es jetzt gemacht? Ein Russe erzählte mir darüber Folgendes, wofür ich allerdings die Verantwortung nicht übernehmen kann. Vor etwa 20 bis 30 Jahren bekehrten die Popen viele heidnische Wotjäken zum Christenthum, indem sie ihnen versprachen, daß sie und ihre Kinder vom Militärdienste befreit würden. Durch dieses Versprechen wurden viele bewogen sich taufen zu lassen; natürlich aber wurde ihnen das Versprechen nicht gehalten. Für den Geistlichen aber ist es um so vortheilhafter, je mehr „christliche" Bewohner im Kirchspiele wohnen, denn dann ist sein Einkommen größer.

Auch folgende Geschichte, die mir berichtet wurde, ist charakteristisch: Ein stanovoi pristav (russische ländliche Polizeicharge) hatte mehrere Dörfer zum Christenthum bekehrt und erhielt für seinen Eifer das Kreuz des Annenordens. Er war aber, was übersehen worden war, Mohammedaner, und als er am nächsten Feiertage in das mohammedanische Medžet ging mit dem Kreuz auf der Brust, so wurde er vom Mullah hinausgeworfen. Er gab sich in Zukunft nicht mehr mit Ausbreitung des Christenthums ab.

In ganz ähnlicher Weise ist übrigens überall bei eroberten Völkern der Grund für das Christenthum gelegt worden; es kommt aber darauf an, wie es weiter ausgebaut wird, und das hängt wieder zum großen Theil von der Geistlichkeit ab. Die russische Priesterschaft hat sich aber der Aufgabe, das Christenthum zu befestigen, in keiner Weise gewachsen gezeigt. Ostrowski referirt folgenden von ihm in einem Kirchenarchiv gefundenen Bericht eines Popen an das Konsistorium vom Jahre 1768: Ueber Land fahrend bemerkte derselbe im Walde Rauch aufsteigen. Er fuhr darauf los und traf einen Haufen Leute, lauter „Neubekehrte", um ein großes Feuer versammelt, an welchem fünf Kessel mit Hühnern kochten. Auf die Frage, was sie da machen, erhielt er die Antwort, in den benachbarten Dörfern sterbe so viel Vieh und sie beteten zu Gott, daß das bei ihnen nicht geschehe. Er gerieth darob in großen Zorn und nahm alle Hühner mit. Unterwegs aber wurde er überfallen, durchgeprügelt und seiner Beute beraubt.

Ostrowski ist sehr entrüstet darüber, daß ein Priester nicht anders verfahre wie ein Polizeisoldat. Ich aber finde seine Handlungsweise sehr natürlich. Wann und wo ist ein Priester, ein katholischer sowohl wie protestantischer, wenn er die Macht in Händen hat, mit dem „blinden Heiden"

anders verfahren? Ueberall begann man damit, daß man die heidnischen Heiligthümer möglichst vollständig zerstörte, leider nur zu vollständig; kein Vandalismus ist schlimmer gewesen als der monotheistische christliche und mohammedanische. Jener Mann, wenngleich sein Verfahren dumm und läppisch war, wollte doch etwas thun, die jetzigen Popen wollen aber gar nichts, als einigermaßen leben, und thun in der That durchaus nichts zur Verbreitung der Kultur, zur Erweiterung der Bildung ihrer Eingepfarrten. Sie halten am Sonntage ihre Liturgie ab, von welcher der Wotjäke nichts versteht, weshalb er auch nicht in die Kirche geht; die übrigen Tage aber beschäftigt sich der Pope mit seinem Broterwerb, und das ist gerade der wunde Fleck. Der Priester bekommt so gut wie keinen Gehalt und muß von dem leben, was er von seinen Eingepfarrten erhält. Er fährt also einige Male jährlich zu jedem Bauern und läßt sich die ihm gebührenden Naturalien ausliefern, welche aber durchaus nicht immer gern gegeben werden; knurrend mißt der Bauer dem Popen von dem schlechtesten Mehl, das er hat. Die Wotjäken sind darin noch williger als die Russen, denn sie fürchten den Popen, fürchten, daß er ihnen wegen ihrer heidnischen Bräuche die Polizei, den stanovoi, auf den Hals schickt. Dies Einkommen ist aber zu klein, als daß der Priester und die Küster davon leben könnten; er verlangt daher für seine pastoralen Dienste hohe Bezahlung, und stellt für jeden Dienst eine besondere Taxe auf, jeder Priester nach eigenem Gutdünken. Anders aber kann er auch nicht gut handeln, denn wenn er die Höhe der Bezahlung zu bestimmen den Bauern überließe, würde er jedesmal vielleicht einen Kopeken bekommen. In unserer Gegend war die Taxe für eine Trauung meistens 10 Rubel. Nachdem der Wotjäke seine Hochzeit nach eigenem althergebrachten Brauch gefeiert, geht er zum Popen und fragt ihn, was wohl die Trauung kosten würde. Der Preis ist ihm immer zu hoch, und jetzt beginnt das Handeln und Feilschen. Häufig einigen sie sich nicht über den Preis, und der Wotjäke geht nach Hause, um nach einigen Wochen oder Monaten wieder anzufragen.

Auch für das Abendmahl für Kranke ist der Preis gewöhnlich ziemlich beträchtlich, denn wenn der Kranke stirbt, ohne das Abendmahl bekommen zu haben, dann macht der Pope Anzeige über den „plötzlichen Todesfall", und die Polizei bemächtigt sich der Angelegenheit. Dem Wotjäken ist es um das Abendmahl selbst weiter gar nicht zu thun, wenn er nur die Bescheinigung des Priesters erhält. Viele Popen sollen sich denn auch für gewöhnlich auf die Ausstellung desselben beschränken. Daß diese Schilderungen nicht übertrieben sind, sehe ich aus den sehr interessanten „Notizen eines Dorfpriesters" in der „russkaja starina" (Jahrgang 1880). Er schildert alles das, was ich nur angedeutet, ausführlich in drastischer Weise. Seine Erfahrungen stammen aus rein russischen Gegenden; es scheint also, daß das Leben der Priester in ganz Rußland ungefähr das gleiche ist, denn die 100 bis 200 Rubel Gehalt, welche sie in den westlichen Gouvernements erhalten, verbessern natürlich ihre Lage nur sehr unwesentlich. „Wie sollen wir zur Bildung beitragen?" klagt der Verfasser der „Notizen", „Niemand hört uns an, wir sind verachtet." Das ist vollständig richtig. Der Pope wird von den Russen aller Stände verspottet und verachtet im vollsten Sinne des Wortes. Die Wotjäken aber fürchten ihn mehr, als sie ihn verachten. In den Wotjäken-Dörfern, wo sich mehrere Russen angesiedelt haben, sollen jetzt übrigens auch die Wotjäken von denselben angesteckt sein, wie mir von Popen geklagt wurde, und sie bezahlen nicht mehr so willig wie früher ihre großen Kirchenabgaben. Sollen diese Zustände andere werden, soll der russische Priester wirklich Kulturzwecken dienen, so müßte einerseits in den Seminarien das Bewußtsein der eigenen Würde bei den Schülern gehoben werden, während nach den mit offenbarer Naturtreue gemachten „Skizzen aus dem Leben der Geistlichkeit" (Mysl', Jahrgang 1880) die erwachsenen Menschen wegen geringfügiger Vergehen mit Ruthen geprügelt werden. Um nicht relegirt zu werden liegen sie vor dem Lehrer, auf welchen sie ein unbedachtsames Pamphlet gedichtet, auf den Knien und küssen ihm die Stiefel. Eine zweite nothwendige Bedingung wäre, daß die Priester einen guten Gehalt bezögen. Die 305 Klöster Rußlands beziehen nach dem Budget für das Jahr 1881 von der Krone im Ganzen 400 000 Rubel Gehalt. Dies Geld ist aber höchst unproduktiv verwendet, denn die Mönche und Nonnen beschränken ihre Arbeit auf Beten und Nichtsthun. Die Klöster sind dabei unermeßlich reich; der „Golos" bemerkt daher ganz richtig, daß es viel gerechter wäre ihnen so viel Steuern aufzulegen, als sie jetzt Staatszuschüsse erhalten. Für die römisch-katholische Geistlichkeit sind 1 553 000 Rubel ausgeworfen, außerdem 15 000 Rubel für Besoldung von Dienern für die römisch-katholischen Klöster. Also auch die römisch-katholischen Klöster erfreuen sich der Regierungsunterstützung. Die griechische weltliche Geistlichkeit dagegen geht fast leer aus.

Ostrowski sieht als Grund des mangelhaften Kulturfortschrittes bei den Wotjäken den Umstand an, daß es zu wenig Priester gebe; deren sind aber, wenigstens im Norden, viel zu viel. Es gab eine Zeit, da die Priesterschaft in Rußland förmlich eine Kaste bildete. Die Priestersöhne mußten wieder Priester werden. Dadurch entstand solch ein unheimlicher Ueberfluß an Priestern, daß nicht daran zu denken war, alle mit Stellen zu versorgen; um aber das Möglichste zu thun, wurde jedes Kirchspiel in 2, 3, 4 Kirchspiele getheilt, je eine kleine Holzkirche aufgebaut und das Kirchspiel ist fertig. Sein Wohnhaus muß der Pope sich selbst aufbauen, und so lange er es nicht kann, wohnt er bei irgend einem Bauern zur Miethe. Dadurch wurde jedes Kirchspiel so klein, daß der Pope nur mit Mühe davon leben kann.

Von einer Pflege der Volksschule kann in den wotjäkischen Bezirken kaum die Rede sein. Die Landschaft hat zwar in einigen Kirchspielen solche eingerichtet, aber die Wotjäken drängen sich nicht gerade dazu; ja ein Wotjäke führte mir als Argument für die Schädlichkeit der Bildung an, daß die Spitzbuben meist lese- und schreibkundig seien. Der Lehrer findet es aber weit bequemer keine Schüler zu haben, wenn er nur seinen Gehalt bekommt. Uebrigens ist die Kasse der Landschaft immer leer, und ihre Beamten sehen oft halbe Jahre lang kein Geld. Unter den Lehrern giebt es übrigens auch, wenngleich selten, rühmliche Ausnahmen. Ich kannte einen im Dorfe Júski, Namens Filimonow, der jährlich im Kirchspiel herumfuhr und Schüler sammelte. Er hatte denn auch deren etwa 20 und lobte ungemein ihre Intelligenz wie ihren Fleiß. Er unterrichtete in den Anfangsgründen in wotjäkischer Sprache und besaß das allgemeine Zutrauen der Wotjäken.

Nach den obigen Erörterungen dürfte es deutlich sein, weshalb die Kultur unter den Wotjäken keine Fortschritte macht; ja es scheint sogar ziemlich klar zu sein, daß sie beständig zurückgeht. Die Permjäken, Syrjänen und Wotjäken gehörten zusammen zum permischen Volksstamm. Dieser aber besaß, ehe er von den Nowgorodern unterjocht wurde, offenbar eine verhältnißmäßig hohe Kultur. Das beweisen die zum Theil gut stylisirten Bronzefiguren, welche Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als permische nachweist. Jedenfalls sind dieselben Produkte einer ziemlich hohen Kulturstufe. Ferner hatten die Permier einen bedeu-

tenden merkantilen Unternehmungsgeist; sie handelten weit hin nach Norden, Osten und Süden (Müller, Aspelin). Ein schwacher Rückgang ist auch jetzt zu beobachten. Die Weiber, welche früher ganz allgemein sehr kunstreich webten und stickten, verlassen diese Kunst, namentlich die des Webens von erhabenen Mustern, immer mehr und mehr; noch einige Jahrzehnte, und sie wird vergessen sein.

Pallas erzählt, der Wotjäken Stammhäupter haben an der Kazanka in der Gegend, wo jetzt Arskoi prigorod steht, feste Sitze und eine kleine Festung gehabt, woraus sie von den Tataren verdrängt und genöthigt wurden, sich nach Norden zurückzuziehen. Der Name arskoi sei von ari abzuleiten, womit die Wotjäken von den Tataren bezeichnet werden, und die noch vorhandenen Spuren alter Befestigungen nahe bei Arskoi prigorod bestätigen diese Sage. (Pallas, Bd. III, S. 455.)

Mir wurde als sagenhafte Residenz der Wotjäken das Dorf bol'šaja nòrja bezeichnet, 40 Werst südlich von Iževsk. Im selben Dorfe giebt es auch einen alten heidnischen Friedhof, der schon längst verlassen ist. Dort dürften Ausgrabungen lohnend sein.

Die Russifikation macht unter den Wotjäken, wie wir gesehen haben, nur sehr langsame Fortschritte; daß sie aber gleichwohl stetig fortschreitet, das verdankt sie dem russischen Weibe. Es kommt nämlich bisweilen vor, daß die Wotjäken sich aus den benachbarten russischen Dörfern Weiber nehmen, ja in einigen Dörfern geschieht das ziemlich häufig. Diese aber lehren dann ihre Kinder Russisch sprechen und impfen ihnen Geschmack am Russenthum ein; unwissend sind sie aber gleichwohl nicht weniger als die wotjäkischen Weiber.

Auffallend ist, daß Wotjäkenmädchen, wie mir vielfach von verschiedenen Seiten versichert wurde, fast nie russische Männer heirathen. Die Ursache konnte ich nicht erfahren.

Die wotjäkische Sprache ist voll von russischen Wörtern; in vielen Lebensgewohnheiten, in der Bauart der Häuser, in der Mythologie, überall haben wir den russischen Einfluß erkennen können; andererseits aber haben auch die Wotjäken auf die Russen keinen unbeträchtlichen Einfluß gehabt, das tritt namentlich in der Sprache hervor. Die Aussprache des ostwjätkaschen Russen gleicht vollständig der wotjäkischen. Den Laut tš z. B. sprechen die dortigen Russen häufig wie ts aus, das f häufig wie p, das ch wie k rc. Häufig ist es mir weder an der Aussprache noch an dem Aussehen möglich gewesen, einen Russen von einem Wotjäken zu unterscheiden. Als sicher darf übrigens gelten, daß viele, wahrscheinlich die meisten Russen der nördlichen Gouvernements, von finnischen Völkern abstammen, denn manche finnische Völker, wie z. B. die Mordwinen, sind bereits zum größten Theil im Russenthum aufgegangen, und anderen steht dies Schicksal früher oder später bevor; von manchen finnischen Stämmen wie den Meren und Wessen berichtet nur noch die Sage. Wenn man außerdem in Betracht zieht, daß eine Masse von abergläubischen Gebräuchen der Großrussen eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung mit den gottesdienstlichen Ceremonien der finnischen Völker haben, was unter anderm beim Durchlesen der Arbeit von Mel'nikow besonders in die Augen fällt, dann dürfte ich wohl nicht fehlgreifen, wenn ich behaupte, daß in den Russen wenigstens der nördlichen Gouvernements nicht weniger finnisches als slavisches Blut fließt. Uebrigens bin ich wohl nicht der Erste, der diese Ansicht ausspricht. Was nun speciell die Wotjäken anlangt, so geht bei ihnen, vermöge der geschilderten Verhältnisse, der Russificirungsproceß nur sehr langsam vor sich, aber doch unaufhaltsam.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der bekannte amerikanische Gorillajäger und Afrikareisende Paul B. du Chaillu hat sich einem ganz neuen Felde zugewandt, der Schilderung der skandinavischen Halbinsel. Sein in zwei Bänden unlängst bei Murray in London erschienenes Werk „The Land of the Midnight Sun" erfreut sich des Beifalles der englischen Kritik, wie folgender Abschnitt aus dem „Athenaeum" (22. Oktober 1881) beweisen mag. „Jeder muß die Gründlichkeit seines Operationsplanes billigen. Indem er eine Reihe von Jahren seinem Zwecke widmete, darin Mr. Wallace's Beispiel in Rußland folgend, mit dem Erlernen der Sprache anfing, später die Tracht und die Sitten der verschiedenen Klassen annahm und abwechselnd mit jeder im engsten Verkehre lebte, machte er sich seinen Gegenstand ganz besonders zu eigen. Das Resultat ist ein Buch, nicht nur voll von Belehrung über eine Reihe von Dingen, welche auf das Leben des Volkes und das von ihm bewohnte Land Bezug haben, sondern auch durchweg von des Autors starker und etwas excentrischer Individualität belebt." Eine deutsche Bearbeitung dieses Buches, durch 48 Tonbilder und 200 Holzschnitte reich illustrirt, erscheint in 24 Lieferungen (à 1 Mark) bei F. Hirt und Sohn in Leipzig unter dem Titel: „Im Lande der Mitternachtsonne."

Afrika.

— Das eben ausgegebene 1. Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1880 bis 1881 (herausgegeben von L. Friedrichsen) enthält unter anderen einen interessanten Artikel „Ueber Tauschhandel in Afrika" von A. Woermann und „Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel" von John E. Hertz. Das Hamburger Haus, welchem der Autor angehört, hat seiner Zeit (seit 1844) nicht unwesentlich zur Verbreitung dieser Muscheln beigetragen. Die eigentliche Kauri (Cypraea moneta) kommt von den Malediven im Indischen Ocean, läßt sich aber stets nur in geringer Menge beschaffen, während die größere Cypraea annulus, eine bläuliche Muschel mit gelbem Ringe, welche an der Ostküste Afrikas zwischen dem Aequator und Mozambique, hauptsächlich aber in den seichten Meeresarmen der Insel Monfia gefischt wird, in beliebig großen Quantitäten zu beschaffen ist. Letztere wurde zuerst durch die Firma Hertz in Zanzibar, wo sie zum Kalkbrennen benutzt wurde, gleichsam entdeckt und nach Westafrika, besonders nach Lagos und Whydah, exportirt. Dieses Geschäft war zeitweise sehr lohnend, wurde aber seit 1857 durch Marseiller Firmen, welche zuweilen in einem Jahre bis 100 000 Centner dieser Scheidemünze nach dem Golfe von Benin schafften, ruinirt. Seitdem (1859) konnten nur noch geringe Mengen abgesetzt werden, bis im Jahre 1879 wieder

größere Nachfrage entstand. Als Tausch- und Zahlmittel werden die Muscheln „nur in demjenigen Theile West- und Mittel-Afrikas verwendet, welcher vom Niger und seinen Zuflüssen, einschließlich des untern Laufes des Benuë, durchströmt wird: in dem Fellata-Gebiet, den Haussa-Staaten und Bornu; und an der Küste zwischen den Flüssen Niger und Assinieh und ihren Hinterländern, jedoch mit Ausnahme von Aschanti, wo sie wenigstens bis zum englischen Kriege verboten waren, und wo Goldstaub als Zahlmittel gilt, welcher bis in die kleinsten Zahltheile mit einer kleinen Goldwage, welche jeder Käufer am Markt bei sich zu führen pflegt, abgewogen wird.“ Als Schmuck dagegen werden die Kauris von den Eingeborenen des größten Theiles von Nord-, Mittel- und Ost-Afrika verwendet. Aber sporadisch finden sie auch sonst noch Verwendung, wie sie auch außer im Indischen Ocean bei den Philippinen gefischt werden. Als Scheidemünzen gelten sie in Bangkok, in manchen Städten Bengalens und auf Erromanga (Neu-Hebriden), als Schmuck auf den Paumotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tonga-, Viti-, Kingsmill- und Marquesas-Inseln, bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches, in Hadramaut (Süd-Arabien), Tibet, Abessinien, Borneo, Persien, ja selbst in Deutschland zur Verzierung der Gürtel von Schlächtergesellen. Schon Edrisi (um 1100) kennt ihre Verwendung als Geld, Marco Polo fand sie im 13. Jahrhundert als Scheidemünze in Jünnan, Ibn Batuta im 14. Jahrhundert zu Gago am Niger. Daß sie seit uralten Zeiten als Handelsgegenstand und Schmuck dienten, beweist, daß sie in den Ruinen von Nimrud, in den Gesichtsurnen Pomerellens an der Ostsee, zwischen angelsächsischen Alterthümern Englands, wie in heidnischen Gräbern Littauens gefunden worden sind.

— Am 20. Oktober hat eine neue belgische Afrika-Expedition, bestehend aus 135 Eingeborenen unter Befehl von Herrn Rogers, Zanzibar zu Schiffe verlassen, um sich dem am untern Congo befindlichen Stanley anzuschließen.

— Augenblicklich sind die Engländer eifrig daran, den zwischen dem Njassa-See und der Küste gelegenen Theil Ostafrikas zu erforschen. Das Novemberheft der „Proceedings of the R. Geographical Society“ bringt die Karte des untern Rufidschi-Flusses, welche William Beardall auf Befehl des Sultans von Zanzibar im letzten Winter aufgenommen hat. Der wohl bekannte junge Geologe Joseph Thomson hat im vergangenen Sommer im Auftrage desselben Herrschers den Rovuma bereist, von den angeblichen Kohlenlagern an dessen Nebenflusse Loende indessen nichts gefunden. Sein nächster Ausflug soll nach Mombasa sich richten. Endlich ist in das fast unbekannte Gebiet südlich vom Rovuma, zu den Quellen des Luli und Loende, der Rev. Chauncy Maples vorgedrungen. Seine Reise war circa 900 engl. Meilen lang und hat 2½ Monate gedauert. Seinen Bericht nebst Karte wird die Royal Geographical Society veröffentlichen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber „Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans“ hat J. D. E. Schmeltz, Kustos am Museum Godeffroy in Hamburg, vor Jahresfrist einen sehr lehrreichen Vortrag in Altona gehalten, der jetzt gedruckt vorliegt. Er geht von O. Peschel's Ausspruch aus, daß „das Streben der Verhüllung des Körpers oder einzelner Theile desselben die Folge einer Regung des Schamgefühls“, und „daß den hellfarbigen Völkern das Bestreben der Verhüllung nackter Körpertheile viel mehr eigen sei, als solchen mit schwarzer Hautfarbe“. Dies findet Schmeltz bei einer Musterung der einzelnen Inselgruppen, zu welcher ihm die reichen Schätze seines Museums die besten Anhaltspunkte gaben, vollständig bestätigt. Es ergiebt sich, daß sich bei den Papuas nur die primitiveren Arten der Bekleidung, bei den Malaien (Polynesiern) oder aber der hellfarbigen Race alle die höher entwickelten Stufen finden. „Es ist aber eine bewiesene Thatsache, daß die Papuas oder die zur schwarzen Race gehörigen Menschen trotz eines entwickeltern künstlerischen Sinnes an Civilisation weit hinter den Malaien oder Polynesiern zurückstehen, folglich auch ihr Schamgefühl weniger entwickelt ist.“ In der den Schmuck behandelnden Abtheilung ist von besonderm Interesse, was Schmeltz gegen Dr. O. Finsch sagt, welcher in seinen Berichten „Aus dem Pacific“ die Behauptung aufgestellt hat, daß die Tatuirung keine weitere Bedeutung habe, als unsere Kleidermuster. Vielmehr steht diese Sitte sowohl mit Alters- als mit Rangunterschieden, wie auch mit der Religion in Zusammenhang. „So haben uns die schönen Beobachtungen einiger der Reisenden des Museum Godeffroy, die sich über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren erstrecken, gelehrt, daß in Samoa und Tonga die Ausübung dieser Sitte bei den Männern, in Viti aber an den Weibern, den Zeitpunkt andeutet, wo sie heirathsfähig sind; und Th. Kleinschmidt schreibt, daß ein Weib, welches sich in Viti dieser Sitte nicht gefügt haben würde, dem allgemeinen Gespött ihrer Genossinnen ausgesetzt gewesen wäre. Auf den Markesas-Inseln steht die Tatuirung mit der Religion in Zusammenhang und, gleich wie auf Samoa, wo sich die Tatuirung bei den Häuptlingen in einer Spitze über das Knie bis auf das Schienbein erstreckt, tragen auch hier die Häuptlinge eigene Abzeichen darin. Parkinson sagt, daß auf den Gilbert-Inseln ein alter tatuirter Mann in den Rathsversammlungen, selbst wenn er kein Eigenthum besitze, stets als eine Person von Bedeutung angesehen werde, und daß seine Stimme mehr Gewicht habe, als die eines reichen, nicht tatuirten Mannes. Durch Kubary wird uns berichtet, daß auf denjenigen Inseln der Carolinen-Gruppe, wo die Frau dem Kinde den Rang giebt, die Frauen, wo aber die Herrschaft in der Familie des Mannes sich forterbt, die Männer tatuirt werden. Diese wenigen Beispiele werden genügen, die Bedeutung des Tatuirens zu veranschaulichen. Die Anwendung von Masken bei Tänzen, wie sie auf dem Neu-Britannia-Archipel stattfindet, möchte Schmelz mit dem im Stillen Ocean weit verbreiteten Ahnenkultus in Verbindung bringen, und zwar um so mehr, als eine derartige Maske im Hamburger kulturhistorischen Museum nicht als solche benutzt sein oder werden kann, und es vielmehr anzunehmen ist, daß hier die Nachbildung des Gesichts eines berühmten, verstorbenen Stammesgenossen auf Theilen seines Schädels versucht ist. Dies wird durch einen Bericht des verstorbenen Th. Kleinschmidt bestätigt, dem zufolge sogar ganze Schädel, die man nach völligem Abfaulen des Fleisches dem Grabe entnommen, derartig restaurirt und in der Familie aufbewahrt werden.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 534 250, gegen 26 707 im Jahre 1851; 99 021 im Jahre 1861 und 266 986 im Jahre 1871. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 44 099 [1]). Da das Areal der Kolonie 4954 deutsch-geographische Quadratmeilen umfaßt, so entfielen zur Zeit der letzten Volkszählung durchschnittlich 108 Seelen auf die Quadratmeile. Nur Victoria (208) hat unter den australischen Kolonien eine dichtere Bevölkerung. Die öffentliche Revenue im Jahre 1880 stellte sich auf 3 283 396 Pf. St. oder 6 Pf. St. 2 Sh. 11 P. pro Kopf und blieb hinter den Ausgaben um 736 454 Pf. St. zurück. Neu-Seeland hat in Folge der früheren Kriege mit den Maoris, der sehr vielen Eisenbahnbauten und der starken Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates eine große Schuldenlast auf sich geladen und steht in dieser Beziehung an erster Stelle unter den Kolonien. Am Schlusse des Jahres 1880 betrug die öffentliche Schuld 28 583 231 Pf. St.

[1]) Es sei bemerkt, daß in den Statistiken der Kolonie Neu-Seeland die Zahl der Maoris im Jahre 1867 zu 38 540, im Jahre 1871 zu 37 502, im Jahre 1874 zu 45 470 und im Jahre 1878 zu 42 819 angegeben wird. Die frühere feindliche Stellung der Maoris zu den Kolonisten machte eine genaue Censusaufnahme unter ihnen unmöglich.

oder 53 Pf. St. 10 Sh. pro Kopf der Bevölkerung, zu deren jährlicher Verzinsung 1 585 000 Pf. St. erforderlich waren. Der Export im Jahre 1880 bewerthete 6 352 696 Pf. St. oder 11 Pf. St. 47 Sh. 10 P. pro Kopf und der Import 6 162 011 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sh. 8 P. pro Kopf. Handel und Wandel blühten. Die Schiffsbewegung (Einlauf und Auslauf) wird mit 1516 Schiffen und 819 716 Tonnen registrirt. Mit seinen Eisenbahnen nimmt Neu-Seeland den ersten Rang unter den australischen Kolonien ein. Zu Ende des Jahres 1880 betrug die Länge der fertigen Bahnen 1258 englische Meilen, während 208 Miles noch in Bau begriffen waren. Die Telegraphenlinien maßen 3706, die Drähte 9401 Miles. Unter Kultur befanden sich 1 029 764 Acres Land (1 Acre = 40,467 Ar). Der Anbau von Weizen (8 147 705 Bushels) und Hafer (6 891 251 Bush.) herrschte vor. Die Fruchtbarkeit des Bodens war eine außerordentliche, denn es wurden durchschnittlich 25 Bush. Weizen und 32 Bush. Hafer vom Acre gewonnen. Keine andere der australischen Kolonien kann sich solcher Bodenerträge rühmen. Der Viehstapel von Neu-Seeland belief sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 137 768 Pferde, 578 450 Stück Rindvieh, 13 069 338 Schafe und 207 337 Schweine. Nur Neu-Süd-Wales mit 32 399 547 besitzt einen größern Schafbestand. Auf den Goldfeldern von Neu-Seeland, welche, ähnlich wie in Viktoria, Neu-Süd-Wales und Queensland, zur Zeit lange nicht mehr so ergiebig sind wie früher, wurden von 1860 bis 1880 insgesammt 9 396 427 Unzen Gold im Werthe von 36 753 798 Pf. St. gefunden. Es würde dies 720 Kubikfuß und ein Gewicht von 287 Tonnen ausmachen.

Polargebiet.

— Die letzten aus Hammerfest datirenden Nachrichten von der vierten holländischen Nordpolexpedition lauteten sehr befriedigend, obwohl der „Willem Barents" nur selten landen konnte. Namentlich wurden zahlreiche zoologische Gegenstände gesammelt. Franz-Joseph-Land zu erreichen mißlang, dagegen wurde nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse auf der Oranje-Insel dem Entdecker jener Gebiete, Willem Barents, ein Denkstein errichtet. Am 26. Oktober ist das Schiff dann nach Amsterdam zurückgekehrt.

Vermischtes.

— Die vor einem Jahre erschienene Abhandlung des dänischen Archäologen Sophus Müller über Thierornamentik ist durch eine deutsche Uebersetzung [1]) nun weiteren Kreisen zugänglich geworden. Daß dieselbe in der deutschen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden, dürfte sich dadurch erklären, daß schon das Lesen dieses Buches Muße fordert, eine kritische Beleuchtung aber ein tieferes Eindringen in die erdrückende Fülle des Materials und in die Verarbeitung desselben verlangt. Von einem eingehendern Referat müssen auch wir absehen und uns auf eine kurze Mittheilung über den Inhalt beschränken. Wer bisher Auskunft über das Wesen der Thierornamentik in der Literatur suchte, der suchte vergeblich. Knapp und oberflächlich war diese „zweite Stufe der Ornamentik in jeder ungestörten Kunstentwickelung" bisher von den Fachgelehrten behandelt worden, und was sie darüber brachten, ermangelte oft der Begründung. Um den Ursprung dieser Stilrichtung zu erforschen und deren Entwickelung bis zu ihrem Verfall zu verfolgen, bedürfte es nicht nur erschöpfender Kenntniß der gesammten einschlägigen Literatur, sondern eigener Studien in den Archiven und Museen aller Länder, die an der Ausbildung dieses eigenthümlichen Ornamentstils Antheil hatten. Der Inhalt der Kapitel des uns vorliegenden Buches: pelasgische, germanisch-römische Ornamentik, Ornamentik der Völkerwanderungszeit, irische, gallikanische, karolingische, byzantinische, persische und arabische, finnische und slavische Ornamentik, zeigt, daß der Verfasser weite Wege ging, um den Stoff für seine Darlegungen heran zu holen.

Mit einem so gewaltigen Material ausgerüstet und von zahlreichen bildlichen Darstellungen unterstützt, zeigt der Verfasser, daß schon in vorgeschichtlicher und vorklassischer Zeit die Kunst mehrmals Anlauf zu einer Thierornamentik nahm, die sich indessen stets durch das Eindringen einer höhern Kultur in ihrer Entwickelung gestört sah; daß erst in der germanisch-römischen Periode der Grund zu einer Thierornamentik gelegt wurde, die zur vollen Blüthe und Durchbildung gedieh und zur Zeit der Völkerwanderung vom Schwarzen Meer bis nach Island, von den Alpen bis nach Skandinavien Verbreitung fand. Eine unausbleibliche Folge solcher Verpflanzung war die örtliche Weiterbildung. Bei den Angelsachsen erfuhr sie Rückbildung und Verfall. Jenseits der Alpen brachen die eine Zeit lang überwucherten klassischen Elemente wieder durch, wie die ältere christliche Kunst lehrt, und bildeten später mit irischen Kunstmotiven die Grundlage der karolingischen Ornamentik. In Skandinavien behauptete sich der Kunststil der Völkerwanderungszeit bis zur Wikingerzeit. Von da ab macht sich dort der Einfluß des karolingischen und des irischen Ornamentstils geltend, letzterer in so durchgreifender Weise, daß man mit aller Berechtigung von einem nordisch-irischen Stil reden darf, in dem man sogar eine ältere und eine jüngere Periode unterscheidet.

Manchen bisher herrschenden Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung der Thierornamentik tritt der Verfasser entgegen. Durch die Entstehung derselben auf ornamentalem Wege, durch den rein ornamentalen Charakter der Thierfiguren, erweist sich die Auffassung derselben als mythisch, symbolisch, als irrthümlich. Von einer andern Stilrichtungen beeinflussenden skandinavischen „Schlangenornamentik" kann vollends gar nicht die Rede sein, da niemals ein ursprünglich skandinavisches Ornamentmotiv nach Süden gedrungen, sondern im Gegentheil der Norden stets an dem wechselnden Kunststil auf dem Kontinent und im Westen Theil gehabt hat, der gleichwohl auf nordischen Boden verpflanzt, dort mehr oder weniger erhebliche Umwandelungen erfuhr.

Da der Verfasser zunächst für den Norden schrieb, sind die fremden Stilarten nur insoweit berücksichtigt. als nöthig war, um ihrem Einfluß auf die nordische Ornamentik nachzuforschen. Wer sich für die allgemeine Geschichte der Ornamentik interessirt und sich darüber zu belehren wünscht, findet einen Schatz in dem Müller'schen Buche, und dem Kunsthistoriker und Archäologen dürfte es unentbehrlich werden.

[1]) Die Thierornamentik im Norden. Ursprung, Entwickelung und Verhältniß derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung von Dr. Sophus Müller. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, Otto Meißner. 1881.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Besondere Erwähnung verdienen die Heilquellen Biskras. Etwa 500 m nordwestlich von den ersten Häusern der Stadt liegt die kleine reizende Oase der Beni-Morra, früher eine Baumschule der Regierung, jetzt von dem Maire der Stadt, M. Béchu, bewohnt. Ihre breiten, von Gummibäumen, Cypressen und Maulbeerbäumen eingefaßten Wege, ihre Bambus, Bananen u. s. w. bilden für die Fremden das lockende Ziel eines Spazierganges. Etwa 4 km nordnordwestlich von dort, 600 m vom Fuße des Dschebel Sfa und 5 bis 6 m über der umgebenden Hochebene, sprudelt am Fuße eines Travertinhügels, aus dessen Spitze sie einst entsprang, die warme Mineralquelle, welche die Eingeborenen Hammam Salhin (Bad der Heiligen), die Europäer schlechtweg Fontaine Chaude nennen. Mit einem Ergusse von 50 Liter in der Sekunde und einer Temperatur von 44° (am Rande des Beckens) tritt sie unter ziemlich intensiver Gasentwickelung und starkem Schwefelwasserstoffgeruch am Grunde eines großen viereckigen Beckens zu Tage; in den umliegenden Baulichkeiten sind fünf Badebassins enthalten, deren Ausnutzung einem Eingeborenen zusteht. Von dort fließt das Wasser in einem breiten Bache, dessen Grund von einem dicken Satze schwefelhaltigen Natriums bedeckt ist, den Hügel hinab. Gegen rheumatische und gichtische Leiden, auch wenn sie veraltet sind, hilft die Quelle schon binnen wenigen Tagen; auch gegen Hautkrankheiten und Verstopfungen erweist sie sich wirksam. Man geht damit um, ihr Wasser nach der Oase der Beni-Morra zu leiten, daß die Leidenden sie fast vor den Thoren der Stadt im Schatten der Palmen gebrauchen können. Etwa 100 m von der Fontaine Chaude öffnet sich in einer runden Bodensenkung, die von Salz ganz weiß ist und von einem Plateau schwarzen Travertins umgeben wird, ein runder Schlund von 35 m Durchmesser; das darin enthaltene Wasser hat keinen sichtbaren Abfluß, am Rande eine Temperatur von 14° und schmeckt salziger als Meerwasser. Die Araber nennen ihn Hammam-el-Dscherab, d. h. Krätze-Bad. Unweit nordwestlich davon liegt ein zweiter kleiner kreisrunder See mit weniger salzigem Wasser, das in den von der Fontaine Chaude gebildeten Bach abfließt.

Südlich von der Oase, auf dem rechten Ufer des Flusses, der hier den Namen Ued Zerzur (Staar-Fluß) annimmt, liegt ein wahres Paradies, ein Gegenstand der Bewunderung selbst für den blasirtesten Touristen, M. Landon's köstliche Villa. Sein Garten umschließt die schönsten Vertreter der afrikanischen und exotischen Flora; unter dem undurchdringlichen Laubdache blühen die seltensten und duftreichsten Blumen; überall plätschert unter den schattigen Gebüschen Wasser in Fülle; der Besucher schreitet von einer botanischen Merkwürdigkeit zu der andern, und der glückliche Besitzer dieses Eden verspürt unter dem sengenden Himmel der Sahara nichts von dessen sommerlicher Gluth. Aber neidlos sieht der Arme auf Landon's großen Reichthum; denn derselbe hat aus seinem Garten eine Pflanzschule zur Akklimatisirung nützlicher Gewächse gemacht, die er in allen möglichen Ländern sammeln läßt und später an Ansiedler und Eingeborene ringsum vertheilt, indem er sie über ihre Kultur und ihren Nutzen belehrt.

Unweit dieser Villa steht die von Wallfahrern viel besuchte Moschee des Sidi Brahim ben Zerzur, welche einst in einem Palmengarten auf dem rechten Flußufer lag und jetzt isolirt mitten im Flußbette sich befindet. Etwas nördlich davon hat sich noch ein Pfeiler einer römischen Brücke erhalten, den die Araber Bit-el-Mal (Haus des Schatzes) nennen: sie glauben, daß unter ihm unermeßliche Reichthümer, von Genien bewacht, verborgen liegen.

Gegenüber der neuen Stadt, auf dem linken Ufer des Ued Biskra und nordöstlich von der kleinen Oase El Alia, bezeichnen lange Linien von Bruchsteinen und zahlreiche Lehmhügel die Lage der altrömischen Stadt Bescera, deren Reste noch nicht in wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind. Wahrscheinlich wohnten die Römer, wie die von ihnen unterworfenen Berbern und die heutigen Ansiedler, der größern Kühle halber in Häusern aus thôb (Luftziegeln).



Si Mohammed Serhir ben Gana, gegenwärtiger Kaïd des Zab von Biskra.

Die Höhe der Gegend (117 m über dem Meere), die Neigung des Bodens gegen Süden zu dem Wed Dscheddi hin, wodurch das Stagniren des Wassers verhindert wird, und die zahlreichen Pflanzungen der Umgebung machen Biskra zu einem der gesundesten Orte der Sahara; weil es aber in einem Halbkreise von Bergen umgeben ist, ist seine Temperatur fast so hoch, wie die von Tuggurt, trotzdem letzteres inmitten einer Sandebene, fast 50 Wegstunden südlicher und nur 51 m hoch liegt. Jene Berge, welche von N.-W. bis S.-O. wie hohe Klippen das Meer der Sahara überragen, halten einerseits die Nordwinde ab und werden andererseits im Sommer von den Strahlen der Sonne und den südlichen Winden übermäßig erhitzt. Im Juni und Juli steigt trotz der Pflanzungen ringsum das Thermometer im Zimmer nicht selten auf 45° C., während es in der Nacht kaum auf 25° herabgeht. Dann erfrischt nicht das geringste Lüftchen die keuchende Brust der unglücklichen Kolonisten, welche auf den Terrassen ihrer Häuser vergeblich mit der Schlaflosigkeit ringen.

Köstlich aber ist der Winter und höchst heilsam für

Brustkranke, deren Leiden sich wie durch Zauberei bessern. Die niedrigste beobachtete Temperatur in einer Decembernacht war + 3° C., während bei Tage von Anfang bis Ende der Saison zwischen 10° und 30° waren. Seit Menschengedenken hat es in Biskra nicht gefroren, während Largeau wiederholt in Gegenden, die 100 Stunden weiter südlich liegen, und deren Tageswärme weit größer ist, als am Südabhange des Aures, Eis beobachtet hat.

Trotz des gesunden Klimas haben indessen neu angesiedelte Europäer demselben einen unangenehmen Tribut zu entrichten: sie werden vom „clou de Biskra" befallen, welches Dr. Sériziat, der diese Krankheit eingehend studirt hat, „Sahara-Geschwür" nennt. In der Zeit vom August bis März, besonders im September und Oktober, bildet sich in Folge eines Schnittes, einer Schramme oder eines Moskitostiches zuerst ein Schorf; spätestens 1 bis 2 Monate



Bu Aziz, früherer Kaïd des Zab von Biskra.

darauf äußert sich die Krankheit durch Jucken an dieser Stelle; schließlich bricht der Schorf auf und es ergießt sich eine anfangs farblose, später gelbliche, eiterige, übelriechende Flüssigkeit. Nun wird das Uebel auch schmerzhaft. Wer Glück hat, bei dem bleibt das Geschwür in dieser Periode stehen; bei anderen bildet sich immer ein Schorf nach dem andern, bis eine große abstoßende Beule von ekelerregendem Geruche entsteht. Und das dauert im Durchschnitt 5 bis 6 Monate, ohne daß es ein Mittel dagegen gäbe; im Gegentheil — alle Arzneien, die man angewendet hat, haben das Leiden nur verschlimmert und tiefere Narben erzeugt. Seine Ursache scheint in der Entkräftung zu liegen, welche viele Personen in Folge der Sommerhitze, des übermäßigen Schwitzens in der unbequemen europäischen Tracht, des magnesiahaltigen Wassers und der dadurch erzeugten leichten Diarrhoe befällt; es verschont keinen Körpertheil und entwickelt sich ebenso leicht im Gesichte wie auf dem Rücken, der Brust, den Armen oder Beinen.

Merkwürdig ist, daß in Biskra das Fieber nur Soldaten der Garnison ergreift, wohl wegen der schlechten hygie-

nischen Bedingungen, unter welchen sie leben, und wegen ihres übermäßigen Genusses von Spirituosen. Vom Fieber und Sahara-Geschwür werden die Eingeborenen nun zwar verschont; dafür leiden sie aber unter den **schwersten Augen**krankheiten: selten sieht man eine Person, welche **nicht Spu**ren derselben an sich trägt, und auf Schritt und **Tritt be**-



Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra.

gegnet man Blinden oder Einäugigen. Die Augenentzündungen scheinen ihre erste Ursache in den zahllosen Sandkörnchen zu haben, mit welchen jeder Südwind die Luft erfüllt, ferner in der zu großen Dunkelheit der Wohnungen



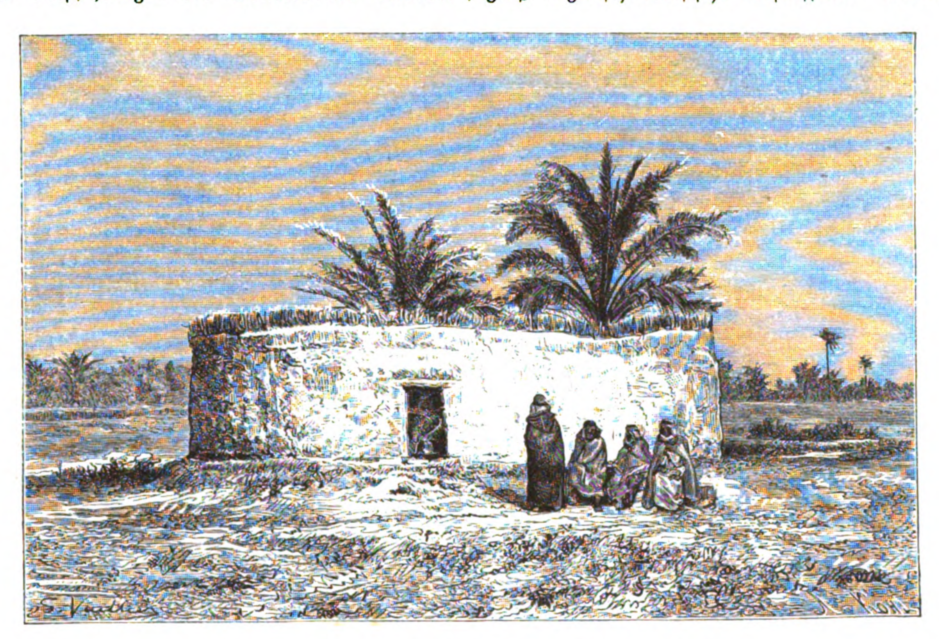
Der Bordsch und die Oase El-Mghajer.

und dem plötzlichen Uebergange von dieser Dunkelheit zu dem blendenden Sonnenlichte draußen; verschlimmert werden sie noch durch die abstoßende Unreinlichkeit der Eingeborenen. Von dieser aber abgesehen, ist es für Europäer erfahrungsgemäß das Richtigste, in Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. die Einheimischen nachzuahmen; und das

geschieht von Seiten der Kolonisten unmerklich mehr und mehr, während die Soldaten noch durchweg so gehalten werden, als ständen sie in Frankreich. Erstere bauen die Wände ihrer Häuser aus thôb und machen sie sehr dick, pflanzen Bäume um dieselben, namentlich auf der Südseite, tragen weitere Kleider, essen weniger Fleisch und mehr Gemüse und halten sich vom Schenktische fern.

Während, wie gesagt, Neu-Biskra, die französische Stadt, eine vollberechtigte Kommune und zwar die südlichste im Departement Constantine ist, gehört die Stadt der Eingeborenen zum Zab von Biskra, dessen gegenwärtiger Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana ist, der auf seinen Onkel, den berühmten Bu Aziz, welchen die französischen Soldaten aus einem unbekannten Grunde „die Wüstenschlange“ nannten, gefolgt ist.

Am 6. Januar 1875 verließ Largeau Biskra; in Tuggurt sollte er einen Führer finden, welchen der Agha dieser Stadt auf die Empfehlungen des Gouverneurs General Chanzy hin für ihn ausgewählt hatte, um ihn nach Ghadames zu geleiten. Largeau wurde von einem jungen Mulatten aus der großen Oase Suf begleitet; derselbe hieß Mohammed oder Ali ben Embarek und verstand etwas von der Küche. Außerdem begleiteten ihn ein nomadischer Araber mit zwei Kameelen und ein magerer, hungeriger Eingeborener mit einem ebenso dürren Maulthiere. Si Aïssa ben Ahmed es Smati el Dschellali, genannt Kadi von Uëd Suf, sollte auf dem zweiten Tagemarsche zu ihnen stoßen und sie nach Tuggurt begleiten. Das Wetter war herrlich, das Marschiren auf dem thonigen Boden leicht, und doch brauchte man fast sechs Stunden, um die einförmige, sich gegen Süden etwas senkende Ebene zu kreuzen und den Uëd Dschedi, den Nigris (?) der Römer, zu erreichen. Derselbe entspringt am Dschebel Amur, der unter demselben Meridian wie Paris liegt, zieht unter dem Namen Uëd Mzi bei el-Aghuat (Laghuat) vorbei und mündet in die große algerisch-tunesische Depression. An der Stelle, wo



Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Aeußere Ansicht.)

ihn Largeau überschritt, war er damals ausgetrocknet. Dann erstieg er das Kalkplateau, welches den Uëd Dschedi vom Uëd Righ trennt, und auf dessen Rande sich, stolz gegen Norden gewandt, der Bordsch Thaer-Raschu erhebt. Von fern macht er mit seinen Zinnenmauern, bastionirten Ecken und dem viereckigen Thurme, den ein optischer Telegraph krönt, den Eindruck einer Festung; beim Näherkommen gewahrt man aber mit Erstaunen ein armseliges Gebäude aus Lehm. Indessen fand Largeau mit seinen Gefährten dort beim Scheich Si Mahmud ben Charfalla von der Familie der Ben Gana von Biskra freundliche Aufnahme; nur hatte das brackige Wasser der Gegend dem Kaffee einen abscheulichen Geschmack verliehen. Um 7 Uhr ging es am nächsten Morgen weiter. Ein leichter Nordwind wehte und führte den Reisenden zum letzten Male die Düfte der Ziban-Oasen zu, welche in der Ferne wie schwarze Punkte in der am Fuße des Aures sich ausdehnenden Ebene Sâada (die Glückliche) erschienen. Um 10 Uhr frühstückte man bei dem Brunnen Dschefer, kreuzte dann eine Reihe feuchter Vertiefungen, in denen Sedra (Zizyphus lotus) üppig gedieh, und erreichte um 2 Uhr den kleinen Bordsch Schegga („Riß, Spalt“), wo früher Dank einigen artesischen Brunnen eine kleine Oase bestanden hatte. Aber im Jahre 1871 hatte der berüchtigte Ali Bey die Palmen abhauen und die Häuser zerstören lassen, und heute bildet das Wasser der Brunnen schädliche Sümpfe. Die wenigen Spahis, welche den Bordsch bewachten, räumten den Reisenden bereitwillig zwei Zimmer ein.

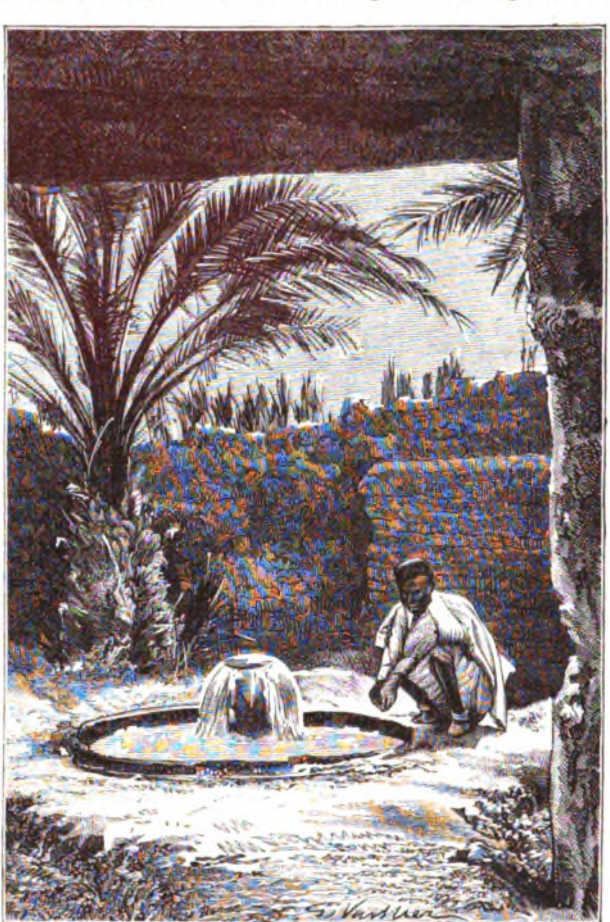
Am nächsten Morgen stieß Kadi Si Aïssa zu ihm; er hatte einen Theil der Nacht marschirt, um sein Versprechen halten zu können. Es war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, mit offenem Gesicht, rasch bei der Hand mit Witzen und lustigen Geschichten.

Nachdem man die reizende kleine Oase Um et-thiur („die bei den Vögeln beliebte“) zur Rechten gelassen, frühstückte man bei den Brunnen Stheïl, welche in der Form von Eimern, wie ihr Name besagt, im Bette des Uëd Ithel („der Wasserreiche“) ausgegraben sind. Das Wasser aber, welches dem Schott Melghir tributär ist, fließt fast das ganze Jahr hindurch unterirdisch. Dann folgte Sandboden, auf welchem schöne Gebüsche eines Strauches mit nadelförmigen Blättern (Alennda, Ephedra alata) wuchsen, und gegen 2 Uhr ein schroffer Abstieg zu einer unermeßlichen, vollkommen gleichförmigen Depression, dem Schott

Melghir, dem westlichsten in jener langen Reihe von Salzsümpfen, welche sich bis in die Nähe von Gabes am Mittelmeere hinziehen und den Gegenstand eingehendster Studien und Aufnahmen Seitens des bekannten Kommandanten Roudaire gebildet haben. Noch ein Abstieg zwischen zwei Wänden von Thonboden, und das Ufer des Schott selber war erreicht. Hell brach jetzt die Sonne durch die Wolken; fern im Süden begrenzt eine lange dunkle Linie den Horizont, über welcher sich anscheinend bewaldete Hügel erheben: es sieht aus, wie eine schöne Oase mit hohen Palmen. Und eine Art Halbinsel, mit Gruppen schöner laubreicher Bäume bedeckt, scheint von der Oase aus in den Schott sich hineinzuziehen, dessen glitzernde Oberfläche sich weit hin nach Osten erstreckt. Aber beim Näherkommen tauchen die Bäume in der leuchtenden Fluth unter; erst verschwinden die Stämme, dann das Laub, und zuletzt selbst der See, sobald dicke Wolken die Sonnenscheibe verdeckten. Das Ganze war eine Luftspiegelung gewesen!

Um 3 Uhr wurde beim artesischen Brunnen Mahadalu (d. i. schräg gebohrt), der ein 25° warmes, magnesiahaltiges, purgirendes Wasser liefert, unweit des Abhanges Kudiat ed Dör („Hügel der Rückkehr") gelagert. Da die Stelle von Herumstreichern besucht zu werden pflegt, hielten die Reisenden während der Nacht abwechselnd Wache; wirklich zeigten sich auch um 11 Uhr zwei Männer, die wenig vertrauenerweckend aussahen und rasch verschwanden.

Bald nach Mittag des folgenden Tages wurde die schöne Oase El Mghajer erreicht, deren Scheich, ein hochgewachsener Mann von etwa 45 Jahren mit intelligentem, pfefferkuchenbraunem Gesichte, die Ankömmlinge schon erwartete und sie vortrefflich in einem großen Saale auf reichen Teppichen mit Kaffee, Datteln, Kuskussu und einem halben Hammel bewirthete. El-Mghajer ist die erste Oase von Uëd Righ, einem breiten, wasserreichen und mit Oasen besäeten Thale, welches sich bis Tuggurt und Temasin, 50 Wegstunden von Biskra, hinzieht. In ihm flossen früher, ehe sie sich in den Schott Melghir ergossen, die Gewässer des Igharghar, die vom Ahaggar-Plateau kamen, und die des Uëd Mija. Heutigen Tages verschwindet das Regenwasser, das ohnehin, wie Largeau meint, in Folge der Entholzung spärlicher fällt, in dem schwammigen Boden, sickert bis auf die undurchlässige Schicht durch und fließt in unterirdischen Kanälen weiter. Fallen aber einmal auf den Hochländern der centralen Sahara mächtige Regengüsse, so sind letztere zu eng, das Wasser steigt an die Oberfläche und es können Ueberschwemmungen entstehen, welche in den Oasen und unter den Viehherden schwere Verheerungen anrichten. In solcher Weise fließen der Igharghar, der Uëd Mija, Uëd Righ und Uëd Suf unterirdisch, während der Uëd Dschedi oft zu Tage tritt. Seid undenklichen Zeiten verstanden es die Bewohner des Uëd Righ, das zur Bewässerung ihrer Oasen nöthige Wasser durch artesische Brunnen an die Oberfläche zu holen; allein da ihnen die Mittel fehlten, konnten sie nicht tiefer gehen, als bis zur ersten und am wenigsten ergiebigen Wasserschicht. Dafür trat die französische Regierung ein und erzielte unerwartete Resultate; sie hat an 100 artesische Brunnen hergestellt, deren einige in der Minute 3500, 4000, 4800 und 5000 Liter Wasser liefern und eine gewaltige Ausdehnung der Palmenpflanzungen gestatteten.

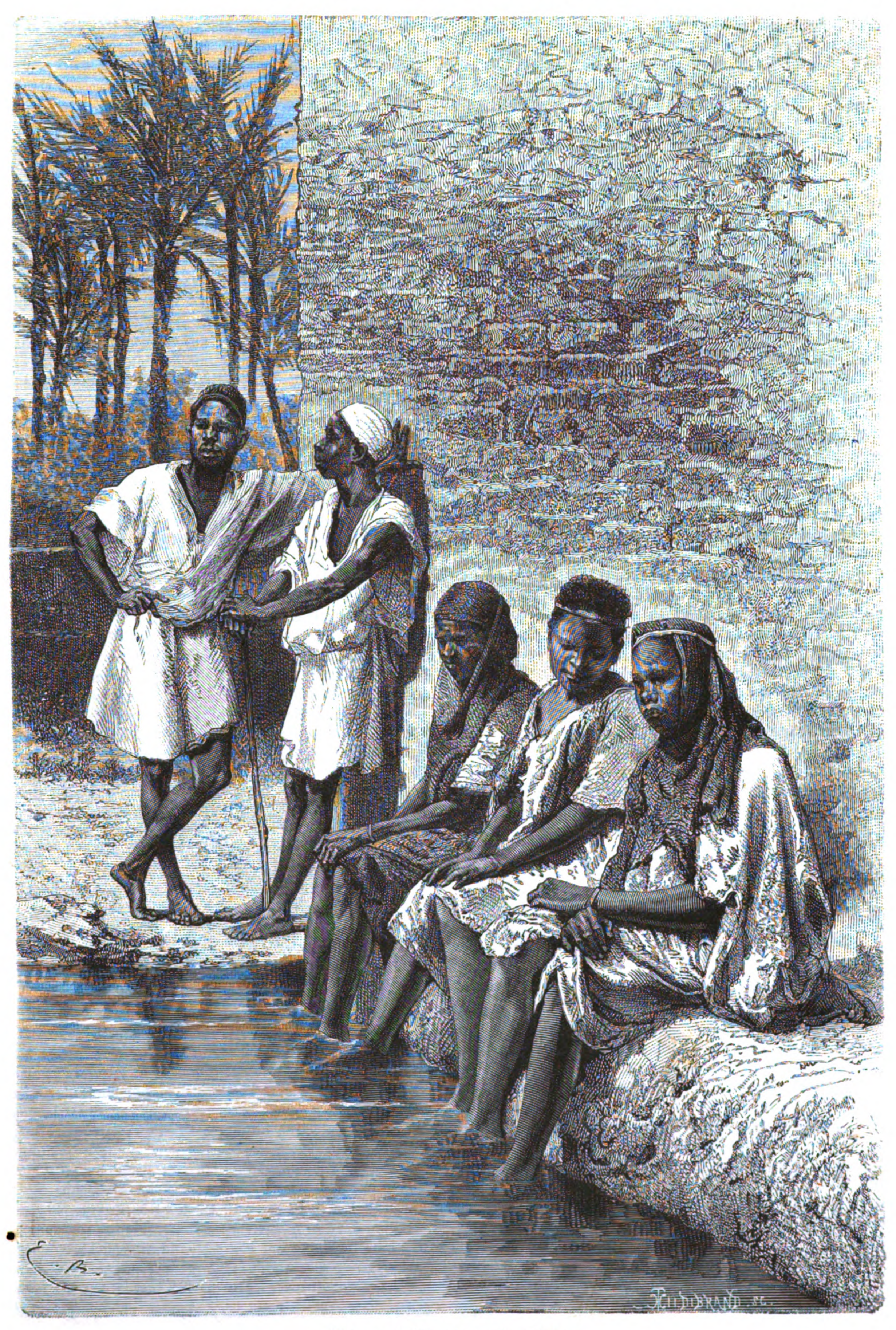


Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Innere Ansicht.)

Die Oasen im Uëd Righ liegen meist auf den sanften Abhängen der Plateaus, welche das Thal selbst begrenzen, was die Berieselung sehr bequem macht. Mannshohe Lehmmauern, auf welchen noch Palmzweige befestigt sind, umgeben die Gärten; enge, gewundene, holperige und oft überschwemmte Pfade ziehen sich zwischen den Mauern hin. Außer den Palmen gedeihen Feigen, Aprikosen, Granaten und Wein vortrefflich, ferner Gerste, Luzerne und allerlei Gemüse; wo aber reichliches Wasser zur Hand ist, werden letztere Gewächse nur in Gärten außerhalb des Palmenwaldes gebaut.

Die Dörfer liegen stets auf einer Anhöhe, meist an dem einen Ende der Oase, und sind von einer schlecht unterhaltenen, mit kleinen Schießscharten versehenen Mauer aus Lehm oder rohen Kalkbruchsteinen umgeben. Außen zieht sich noch ein breiter Graben faulenden Wassers herum, dessen Ausdünstungen im Sommer jedem Weißen den Aufenthalt in solchen Oasen unmöglich machen. Die aus Luftziegeln oder Kalksteinblöcken erbauten Häuser bilden stets ein Viereck um einen centralen Hof, den Harem, welchen kein Fremder betreten darf, und auf welchen alle Zimmer und Ställe münden. Die äußere Thür führt in das Gastzimmer, gewissermaßen den Salon des Hauses, und durch eben dieselbe gelangen Menschen und Vieh in den Hof. Die Häuser sind zumeist in schlechtem Zustande und die Decken der Zimmer zeigen oft große Löcher, welche wenigstens die eine Annehmlichkeit bieten, daß durch sie der Rauch einen Ausweg findet. Dicht bei jedem Dorfe erhebt sich auf einem freien Platze der Bordsch el-Beïlik oder Regierungsschloß, eine Art Lehmfort mit Bastionen, Schießscharten und einigen kleinen Zimmern, in welchen die Detachements, welche zwischen Biskra und Tuggurt verkehren, wohnen.

Die Bevölkerung der Oasen des Uëd Righ besteht fast



Neger und Negerinnen der Sahara.

ausschließlich aus Sahara-Negern, welche Largeau für die ältesten Bewohner des Landes hält. Ihre Haut hat die Farbe von Pfefferkuchen; die Nase ist dick, aber nicht platt, die Lippen dick, aber nicht aufgeworfen, der Wuchs mittel, Brust stark, Schultern breit, Beine kurz, Arme sehr lang wegen der Gewohnheit auf die Palmen zu klettern, die Haare wie bei den Sudanesen büschelweise stehend, kraus, aber nicht wollig, bei den Frauen lang. Dieses Volk der „Ruagha" ist in der Sahara das vornehmlich ackerbauende; es ist mäßig, arbeitsam, friedlich und braucht nur ein wenig Schutz, um wieder zu werden, was es einst gewesen ist: ein starkes zahlreiches Volk, das die Sahara, so weit es überhaupt möglich ist, umzuwandeln im Stande ist. Außer den circa 30 000 Ruagha finden sich im Uëd Righ einige Mehadscheria (d. i. Getrennte), mohammedanische Juden, die meist Industrie treiben. Naht der Winter, so findet sich dann noch die „fliegende" Bevölkerung ein und die nomadische, letztere aus Hilal-Arabern bestehend. Zu ersterer gehören arabische Krämer und Berberkaufleute vom Stamme der Beni-Mzab, welche Getreide bringen, Datteln einkaufen, besonders aber als Wucherer die armen Neger aussaugen. Bei der ersten Frühlingswärme nehmen sie vor dem Fieber Reißaus und erscheinen erst zu Wintersanfang wieder. Die Zahl der nomadischen Araber beläuft sich im Süden der Provinz Constantine, von Tunesien bis zum Meridian von Wargla, auf etwa 55 000; sie wandern dort seit dem 12. christlichen Jahrhundert umher, wo sie der Kalif El-Mostanser nach dem Westen führte. Die Neger und Berbern des Uëd Righ hatten zwar schon an sechs Jahrhunderte früher von den Gefährten Okba's den Islam angenommen; aber darum kümmerten sich die raublustigen Hilal-Araber nicht. Sie plünderten und sengten nach Herzenslust und zwangen dann die Neger, für ein Fünftel der Ernte das Land zu bebauen; daher ihr Name Chamès (von chamsa = fünf). Heute liegen die Dinge anders: seit der französischen Herrschaft haben in Folge der häufigen Aufstände der Araber, der deshalb ihnen auferlegten schweren Bußen und ihrer stolzen Trägheit die Neger den größten Theil des Grund und Bodens in den Oasen ihren früheren Herren abgekauft. Was die Araber noch an Palmengärten besitzen, lassen sie von seßhaften Negern gegen Entgeld bewirthschaften, während sie selbst mit ihren großen Herden auf den Weiden der Sahara herumziehen. Wenn die Sommerhitze vorbei ist und die Fieber in den Oasen aufhören, vertrauen sie den größten Theil ihrer Herden Dienern an und ziehen nur mit Kameelen und milchenden Schafen und Ziegen nach ihren Palmgärten, um dieselben abzuernten. Danach verkaufen sie den Ueberschuß an Datteln sowie die Wolle ihrer Herden und die von ihren Frauen gewebten Burnusse, Teppiche u. s. w. in Biskra oder Tuggurt, kaufen allerlei Bedürfnisse und Korn ein und kehren, wenn der Winter zu Ende ist, in ihre geliebte Wüste zurück.

Zahlreich waren die Quellen und Oasen, bei welchen Largeau in den folgenden Tagen vorbeizog: am 9. Januar passirte er Scheriäet er-Remel (die Sandtränke) mit köstlichem Wasser und Aïn el-Kerma (Quelle des Weinstocks) und übernachtete in der schönen Oase Sidi-Chelil. Am nächsten Tage folgte eine Oase auf die andere: Scheriäet bel Kassem ben Thaïeb, Zauïa, Bahar en Nachlat („Palmenmeer"), Zauïet er-Rehieb, Urhlana („Unsere Zuflucht") und Dschamâ („Moschee"), wo der Scheich, ein mächtiger Neger von fünfzig Jahren, vor Freude über den Besuch sprang und sein Möglichstes that, um seinem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. Und wie der Scheich, so war auch das Dorf: die Straßen reinlich, die Häuser verhältnißmäßig elegant, die Bewohner, meist Neger, von gutem Aussehen und ordentlich gekleidet. Einen Gegensatz dazu bildete Sidi Amran, welches man am folgenden Morgen passirte. Diese Oase ist auf dem Niedergange begriffen, seitdem Ali Bey's Raubgesellen dort gehaust haben: viele Häuser sind verfallen, viele Einwohner zerlumpt und überall fließt aus den schlecht im Stande gehaltenen Bewässerungsgräben das magnesiahaltige Wasser heraus. Um ein Uhr Mittags erreichte Largeau das Schott Mgharrin („die Löcher"), wo 1854 der Kampf gegen die Ben-Dschellab stattfand, durch welchen das Uëd Righ in den Besitz der Franzosen überging, um 5 Uhr die Oase Osur („die befestigten Dörfer"), ließ die Oase Mgharrin („die Löcher") und den Palmenwald Tebesbest („Fließendes Wasser") zur Seite liegen und hielt um $7^1/_4$ Uhr seinen Einzug in die „edle und berühmte" Stadt Tuggurt.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

II.

Endlich am zweiten Mai erhielt ich ein Schreiben von Herrn Naretti, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß er sofort in meiner Angelegenheit an den Negus Negesti geschrieben habe, und daß er in zehn Tagen eine Antwort erwarte, die mir dann, wie wir abgemacht hatten, nach dem Gorgora-Gebirge nachgeschickt werden solle. Er fügte zugleich bei, daß Bitvadet Tedla vom Negus Negesti nur Befehl für seine Provinzen erhalten habe, keineswegs aber für das Land des Negus Tekla Haimanot. Falls ich dies, ohne den Brief des Negus Negesti abzuwarten, besuchen wolle, stehe mir kein Hinderniß im Wege; Bitvadet Tedla könne mir aber keine Garantie geben und auch dem mich begleitenden Offizier nicht erlauben, dies Land zu betreten. Um Zeit zu gewinnen, begab ich mich von Kalamudsch nach Gondar, zumal da ich nicht wußte, ob ich später Gelegenheit finden würde, diese sehr interessante Stadt zu besuchen. Am 5. Mai kam ich in Gondar an, verließ aber die Stadt, nachdem ich einen Specialplan derselben entworfen hatte, schon am 9. des Monats, um mich über Sufankara, Guramba, am Magetsch entlang, nach dem bisher so wenig bekannten Gorgora-Gebirge zu begeben. Am 10. Mai überschritten wir den sumpfigen Dirma-Fluß und kampirten am Fuße des Gebirges. Schon am nächsten Morgen bestieg ich die höchste Spitze desselben, den Berg Goraf (nach barometrischer Messung 2134 m über dem Meere), welcher Ausflug sehr wichtige Resultate in Bezug auf den geologischen Bau der Gebirgskette ergeben hat. Ich fand oben deutliche Reste eines mächtigen Lavastromes, den ich bis zum Tana-See verfolgen konnte, halb verschüttete Krater und ganz deutliche

Eruptivkegel. Eine Specialkarte dieses Gebirges werde ich folgen lassen. Die oberen Schichten der Berge bestehen aus krystallinischem Schiefer, die Unterlage bilden aber dieselben Sandsteinschichten, in welchen bei Tschelga tertiäre Kohlenablagerungen entdeckt wurden. Von der Gorasspitze, von wo ich zum ersten Male eine schöne Aussicht auf die Westufer des Tana-Sees genoß und einige wichtige Peilungen vorgenommen hatte, kehrte ich nach unserm am Tana-See gegenüber den Inseln Birsida Mariam und Angara Aunt Tekla Haimanot gelegenen Lagerplatze zurück. Gorgora ist äußerst reich an Flußpferden, welche hier ein sehr gemüthliches Leben führen, da sie kein Woto, wie in Korata, Mitraha und am Abai, decimirt. Wie bekannt, ist es einem Abyssinier verboten Flußpferdfleisch zu genießen; nur eine religiöse Sekte (eigentlich Heidensekte) betrachtet diesen kolossalen Dickhäuter als ganz besondern Leckerbissen; das Fleisch soll ziemlich schlecht sein, dagegen das Fett dem besten Schweinefett nichts nachgeben. Schön gearbeitete Gegenstände (Kurbatsche, Kämme, Stock- und Säbelgriffe, Zügel ꝛc.) werden aus der Flußpferdhaut gearbeitet. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam machen, daß im Tana-See kein anderes, großes Säugethier lebt; von einem „ja bahar tedsa", von dem Heuglin erzählt, weiß Niemand etwas, und ich habe überall nach diesem, vielleicht manatiartigen Thiere, nachgeforscht. Sogar der amharische Name ist nicht bekannt. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß es im Tana keine Manatis giebt.

Eine andere höchst interessante Entdeckung aber habe ich am Gorgora-Gebirge gemacht: eine merkwürdige, in dem Habitus an Ostrea erinnernde Conchylie, deren Schalen und lebendige Thiere wir am Strande häufig vorfanden. Mit Citronensaft schmecken dieselben wie echte Austern. Merkwürdig ist aber, daß ich dieselbe Species schon vorher am Abai und später nochmals auf der Dek-Insel in einem ausgesprochenen Eruptivgesteine (Tuff) eingeschlossen vorfand. Ich kann mir dies nur so erklären, daß als der Tana schon existirte, eine große Eruption und zwar im Süden stattfand. Meiner Ansicht nach ist der See zur tertiären Zeit in Folge einer großartigen, vulkanischen Thätigkeit im Norden (am Gorgora-Gebirge) entstanden. Der Abai, der früher als ein nicht bedeutender Fluß den auf der Karte durch Pfeile angedeuteten großen Bogen (jetzt um Dek und Dega) umschrieb, ist dadurch bis zu den Südwest- und Südufern verdrängt worden, obwohl sein ursprünglicher Lauf noch heute ganz deutlich zu verfolgen ist. Die beiden Abai-Strömungen sind (z. B. von Zegi aus betrachtet) im Tana-See wie zwei silberne Fäden angedeutet, und man kann auch, wenn man den See zwischen Korata und Zegi kreuzt, diese Strömungen wahrnehmen. Leider kann ich mich aus Zeitmangel über den ganzen Vorgang nicht näher verbreiten. Die zweite eruptive Thätigkeit fand, meiner Ansicht nach, im Süden statt, und verdanken ihr die Dek- und Dega-Insel im Tana-See ihre Entstehung, ebenso eine ganze Reihe von Inseln am Ostufer des Tana, und die den Abai-Lauf hemmenden, im ganzen Abai-Thale zerstreut liegenden Felsblöcke vulkanischen Ursprungs.

Ich wendete mich von Gorgora aus nach den nordwestlichen Ufern des Tana, überschritt den Bach Sar Wuha, der als Grenze zwischen Dembea und Dagossa bezeichnet wird, und betrat bald darauf die von mir so sehr ersehnten Westufer des Tana-Sees. Da der königliche Brief immer noch nicht eingetroffen war, so entschloß ich mich, auch ohne schriftliche Erlaubniß, Wendige, und somit das Gebiet des Negus Tekla Haimanot, zu besuchen. Die Grenze zwischen Wendige und Alefa bildet hier ein hoher Gebirgszug Namens Dengelber.

Nachdem wir hier am 16. Mai ohne Mühe die Zollstation Tokur Wuha passirt hatten, erreichten wir noch am selben Tage den Ort Konsela, den ersten in Wendige, und lagerten am Tana-See, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre, außer einer schönen Sonnenerscheinung um 10 Uhr 45 Minuten Vormittags, welche aber nach Aussage der Leute für uns sehr fatal sein sollte. Die Sonne hatte nämlich einen wunderschön ausgeprägten, in Regenbogenfarben sich darstellenden Hof um sich, und die Leute erinnerten sich sofort eines solchen Sonnenhofes am Tage der Eroberung von Magdala, d. h. am Todestage des Negus Theodor. Als aber um 10 Uhr 45 Minuten sich um die Sonne ein ebenfalls in Regenbogenfarben spielendes Kreuz gebildet, in dessen Mittelpunkt die verklärte Sonnenscheibe stand, und diese Erscheinung fast zehn Minuten lang gedauert hatte, war das Staunen sowie das Entsetzen der Leute derart, daß sie für uns, resp. für meine nicht erlaubte Reise, einen schlimmen Ausgang prophezeieten. Und sie sollten sich auch nicht irren. Nichts Böses ahnend, traten wir am folgenden Tage unsern Weitermarsch an, und gelangten in anderthalb Stunden nach dem eigentlichen Wendige. Kaum betraten wir das Dorf, als schon der Dorfschum (Ortsvorsteher) und mit ihm eine ganze Legion von Soldaten, Gaffern und Frauenzimmern uns entgegenkam, und da wir keinen Empfehlungsbrief des Negus Tekla Haimanot vorweisen konnten, uns am Weitermarsch verhindern wollte. Vergebens suchte ich dem seine Amtsgewalt durch entsetzliches Schreien manifestirenden Schum klarzulegen, daß ich vom Negus Negesti Erlaubniß zum Besuch dieser Länder habe. Es half nichts, ja der Schum war so unverschämt, daß er behauptete, ich wäre keineswegs Freund Seiner Salomonischen Majestät, ich sei von Metema gekommen und wolle unter diesem Vorwande meine Kisten, die voll von zollpflichtigen Waaren seien, durchschmuggeln. Ich ließ daraufhin Halt machen und in der Nähe des Tana-Sees unsere Zelte aufschlagen, um mich bei dem in der Nähe wohnenden Gouverneur von Wendige, dem Litsch Abai, über diese sonderbare Handlungsweise des Schum zu beklagen. Unglücklicherweise war aber Litsch Abai nicht zugegen, sondern nach den im Westen von Wendige gelegenen Negerstaaten Schimeledschani verreist. Ein Kourier wurde ihm nachgeschickt und wirklich kehrte der Litsch Abai in drei Tagen zurück.

Diese Zeit habe ich dazu benutzt, um einige kleine Exkursionen in die Umgebung zu unternehmen. So besuchte ich die äußerst merkwürdige Abaimündung (der Abai ist hier etwa 10 m breit), und in einer längern Reise das vulkanische Atschefer-Gebirge, gelangte aber nicht auf die höchste, Abenna benannte, Spitze desselben, sondern mußte, da mich ein Bote des Litsch Abai einholte, umkehren, um vor dem Gouverneur von Wendige zu erscheinen.

Dieser empfing mich sehr freundlich, und nachdem ich mich über die äußerst strafbare Handlungsweise seines Untergebenen, des Schum von Wendige, beklagt hatte, sollte dieser in meiner Gegenwart durchgepeitscht werden. Der Gouverneur versprach mir, mich bis zum Abai zu begleiten, und so schien es mir, daß ich doch noch zum Ziele meiner langen Reise, nach Zegi, und von da nach Bahrdar Georgis, wo meine Tana-Expedition ihr Ende nehmen sollte, gelangen würde. Am nächsten Morgen sollte aufgebrochen werden.

Ich begab mich also am 20. Mai mit der ganzen Karawane zum Litsch Abai, da mir derselbe einen zuverlässigen Führer bis Bahrdar versprochen hatte, fand ihn aber

einer andern Meinung als gestern. Er gab vor nicht die Verantwortung auf sich nehmen zu können, mich ohne speciellen Befehl des Negus Tekla Haimanot, beziehungsweise des Negus Negesti, durch dies Land gehen zu lassen. Ich sah sofort ein, daß der mich bis hierher begleitende Offizier des Bitvadet Tedla ihn zur Opposition überredet hatte. Es kam nun in seiner Hütte zu einer fürchterlichen Scene. Ich ließ den Offizier herbringen, machte ihn in Gegenwart des Litsch Abai und eines andern Schums für die mir geschehenen Beleidigungen verantwortlich, und entließ ihn sofort aus meinen Diensten. Bei Negus Johannes schwur ich, daß, falls er sich unterwegs bei mir sehen ließe, ich ihn sofort erschießen würde.

Eine Stunde später trat ich mit schwerem Herzen den Rückzug an; aber es war nicht anders möglich gewesen. In Afrika muß man sich an solche Zwischenfälle gewöhnen. Litsch Abai, ein sonst sehr liebenswürdiger Mann, begleitete mich zwei Stunden lang, und wir lagerten an diesem Tage wieder in Alefa, am Bache Dengelber.

Am 22. Mai erreichten wir wieder das Gorgora-Gebirge, kreuzten am 24. Mai die im Norden des Tana-Sees viele Kilometer breit und lang sich erstreckende Savanne, bemerkenswerth wegen der üppigen Bambusvegetation, welche hier förmliche Wälder, ein Versteck der Tokuls der Selan (Viehzüchter), bildet, und kehrten über Ferkaber und Ifag auf der großen Gondar-Straße nach Debra-Tabor zurück, welches am 28. Mai erreicht wurde.

Hier fand ich die erfreuliche Nachricht vor, daß Negus Negesti zu einer Reise nach den Ländern des Negus Tekla Haimanot mir Erlaubniß gegeben habe, daß aber Bitvadet Tedla, an den dieser Befehl ergangen, verreist sei. Derselbe kam erst am 31. Mai von seiner Reise zurück, so daß ich erst am 2. Juni von Neuem aufbrechen konnte. Ich wählte diesmal den Weg über Mahdera Mariam, einen sehr bedeutenden Marktort, etwa 16 km von Debra-Tabor in südwestlicher Richtung entfernt, und erreichte am 4. Juni wieder Korata.

Von meinen alten Freunden aufs Herzlichste, von der Priesterschaft aus Furcht aufs Demüthigste empfangen, trat ich am 7. Juni eine Tankoa-Fahrt nach der Zegi-Halbinsel an, bestieg die höchste Spitze Tekla Haimanot (nach Barometermessung 2074 m über dem Meere), welche äußerst wichtige Peilungen ergab, machte einen kurzen Ausflug nach dem südwestlich von Zegi gelegenen Orte Livlivo, und sodann eine längere Reise nach Adina (in der Nähe der Abai-Mündung, d. h. in der Nähe desjenigen Punktes, den ich am 18. Mai von Wendige aus erreichte) und unternahm von hier eine vierstündige Fahrt nach der großen Insel Dek. Die viel interessantere Dega-Insel konnte ich nicht besuchen, da es Niemandem erlaubt ist, diesen heiligen nur von Einsiedler-Mönchen bewohnten, dem heiligen Stephan geweihten Boden zu betreten. Nach einer zwölfstündigen Tankoa-Fahrt (einer höchst qualvollen Art des Reisens) kehrte ich am 9. Juni nach Zegi zurück, und am 10. nach Korata. Die Zegi-Halbinsel ist hauptsächlich ihrer Kaffeeanpflanzungen wegen berühmt; der ganze Berg ist nichts als ein einziger, großer Kaffeegarten. Einige Kaffeebäume haben bis zu einem Meter Umfang! Der Kaffee wird meist nach Metema, weniger nach Massaua exportirt, soll aber nicht so gut sein, wie derjenige von Korata. Außer Kaffee gedeiht hier vorzüglich die Ensetbanane, und zwar die eßbare (Musa Ensete edulis), in den letzten Jahren sind aber leider diese reizenden Anpflanzungen durch eine Schweineart Namens Assama (Potamochoerus penicillatus), die hier zu Hunderten vorkommt, fast ganz zerstört worden. Dies merkwürdige Schwein ernährt sich fast ausschließlich von den Wurzeln dieser schönen Banane. Was mir hier besonders auffiel, ist die Niedlichkeit der meist steinernen Tokuls, wie überhaupt alle Ortschaften am Tana-See ein viel reinlicheres und freundlicheres Gepräge tragen, als die des Binnenlandes. Auch an Geistlichkeit mangelt es auf der Zegi-Halbinsel nicht; es sind hier nicht weniger als sieben Kirchen mit 1200 Priestern und Defteren.

Es war nun meine Absicht, die sich hier darbietende Gelegenheit, in den Ländern des Negus Tekla Haimanot reisen zu dürfen, auszunützen, und das Atschefer-Gebirge, hauptsächlich aber die im Westen gelegenen unter dem Kollektivnamen Schimeledschani bekannten Negerstaaten zu bereisen. Nach Korata zurückgekehrt, fand ich aber einen hier unterdessen eingetroffenen Kourier Seiner Aethiopischen Majestät vor, der mich zum König Johannes nach Zabul begleiten sollte, wo ich die Regenzeit in der Nähe Seiner Majestät zubringen werde.

Ueber Sara und Wansage an der felsigen, sehr pittoresken Kensil Amba vorbei, kehrte ich am 13. Juni wieder nach Debra-Tabor zurück.

Auch Herr Naretti mußte in Folge eines königlichen Befehls Debra-Tabor verlassen und ist am 18. Juni nach Zabul abgereist. Da ich aber noch meine Korrespondenz zu besorgen und die Karte des Tana-Sees anzufertigen hatte, da außerdem meine Maulthiere, nach den beiden Tana-Reisen sehr schwach, einer längern Ruhe bedurften, konnte ich nicht zu gleicher Zeit mit Naretti aufbrechen, sondern verlasse Debra-Tabor erst am 2. Juli. Zabul ist eine im Osten Abyssiniens gelegene, erst vor Kurzem vom Negus Johannes unterworfene Provinz, bewohnt vom Stamme der Zebu-Galla, ein ganz neues Gebiet, sowohl für den Geographen wie für den Naturforscher. Es soll ein sehr gesundes und fruchtbares Land sein, mit imposanten, grandiosen Urwäldern und noch immer voll von Elephanten, Löwen, Leoparden und gegen Adal zu auch Straußen. Der König Johannes läßt augenblicklich in Zabul, am Golima-Flusse, ein Palais und eine Kirche bauen, und wie man sich erzählt, hat er die Absicht, diese üppige, reiche Gegend zu seiner Residenz zu wählen.

Was nun noch den Tana-See im Allgemeinen anbetrifft, so bemerke ich schließlich, daß derselbe nach meiner Berechnung 2980 qkm Flächeninhalt zählt, während alle Inseln zusammen an 50 qkm Flächeninhalt haben dürften (davon nehmen die zwei Inseln Dek [40 qkm] und Dega [4 qkm] allein 44 qkm ein). Auf meinen Tankoa-Exkursionen habe ich nicht weniger als 300 Tiefenmessungen vorgenommen. Die größte Tiefe fand ich zwischen den Inseln Dega und Zegi mit 72 m; zwischen Korata und Zegi beträgt die tiefste Stelle 67 m; eine Reihe von Tiefen von 32 bis 47 m zwischen Dek und Adina und zwischen Korata und Zegi habe ich auf der Karte verzeichnet; ich bin aber fest überzeugt, daß sich die tiefsten Stellen (meiner Ansicht nach weit über 100 m) nördlich von Dega (zwischen Dek resp. Dega und Gorgora) vorfinden. In dem zerbrechlichen abyssinischen Fahrzeug kann man es aber nicht gut wagen, eine Tankoa-Fahrt in dieser Richtung zu machen.

Aus zehn hypsometrischen Beobachtungen (Korata, Abai, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Ambo, Gorgora, Delgi, Wendige und Abai [2]) ergiebt sich für den Tana-See eine absolute Höhe von 1942 m über dem Meeresspiegel.

Außer den gemachten Sammlungen (reichhaltiges Herbarium, Tausende von Insekten, Krabben, einige Schlangen, Lacertiden, Hyänen ꝛc., Fischskelete, Arachniden, komplete Conchyliensammlung, Gesteinsproben und andere) habe ich Gelegenheit gehabt, 250 anthropologische Messungen vorzunehmen (meine Tabellen zählen 35 Fragen) und über

2000 barometrische, thermometrische und hygrometrische Ablesungen. Astronomisch habe ich für 12 Punkte am Tana-See Breiten bestimmt (Korata, Abai bei Selselima, Abai bei Woreb, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Dirma-Fluß, Birsida-Insel, Dengelber, Konsela, Wendige, Delgi), und an 500 Azimuthalpeilungen sind vorgenommen worden. Die Absendung dieser Beilagen kann aber wegen absoluten Zeitmangels erst von Zabul aus stattfinden.

Was nun meine Pläne für die Zukunft anbelangt, so habe ich schon vom Negus Negesti Erlaubniß erhalten, nach der Regenzeit die südlichen Gallaländer zu besuchen. Ich werde mich also Ende September über die bisher nicht bestiegenen höchsten Spitzen Abyssiniens Kollo und Džimba nach Debra-Tabor, wo ich den größten Theil meines Gepäcks zurücklasse, zurückbegeben, und dann eine Reise nach dem Atschefer und nach den Schimeledschani-Staaten im Westen des Tana-Sees unternehmen, um wenn möglich bis in die Nähe von Fazogl zu gelangen. Von dort gehe ich über Godscham nach Ghera, Enarea und Kaffa, und werde versuchen, ob es nicht möglich ist, entweder die Juba-Mündung, oder sogar über den ganz unbekannten Samburu-See und die hohen Berge Kenia und Kilimandscharo Zanzibar zu erreichen.

Sollte dies nicht gelingen, so kehre ich zurück und komme auf einer neuen Straße über Belessa, etwa im Frühjahr des Jahres 1883, in Massaua an.

Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo.

Von Dr. **Theodor Bischoff.**

Dr. Theodor Bischoff, geboren 1831 in Augsburg, gestorben am 8. August dieses Jahres in Aleppo, lebte seit 1853 mit geringen Unterbrechungen im Orient, von 1854 an als türkischer Militärarzt, von 1860 an als praktischer Arzt in Aleppo. Er hatte als Militärarzt ausgedehnte Reisen gemacht, die er auch noch von Aleppo aus fortsetzte, und gehörte ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Kennern der Europäischen Türkei, Kleinasiens und Syriens. Er besuchte von Aleppo aus dreimal Palmyra, und über eine dieser Reisen findet sich ein ausführlicher Bericht in seinem Nachlaß, den Fräulein Emilie Bischoff in Augsburg, die Schwester des Verstorbenen, mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat. Diesem Bericht ist die hier veröffentlichte Beschreibung seiner Rückreise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo, in der außer stilistischen Kleinigkeiten nichts geändert ist, entnommen. Von Anfang Mai bis Mitte Juni dieses Jahres hat der Verstorbene eine Reise durch Cilicien und Kappadocien gemacht, auf der er auch nach Schaar im obern Sarusthal kam, daselbst die Ruinen der alten kappadocischen Priesterstadt Comana untersuchte, Inschriften kopirte, Photographien aufnahm u. s. w. Was aus den während dieser Reise geführten Tagebüchern, überhaupt aus den sämmtlichen Ergebnissen dieser Reise, nach Bischoff's Tode geworden ist, ist mir zur Stunde nicht bekannt.

Berlin, 1. Nov. 1881. Ed. Sachau.

* * *

Nach viertägigem Aufenthalte in Palmyra trat Bischoff am 9. Mai 1873 die Rückreise an und nahm einen Sohn des Schech Fâris, den 15jährigen Mhösen, mit sich, um ihn in Aleppo ärztlich zu behandeln und von einer chronischen Augenkrankheit zu befreien.

„Es war ein heißer Tag und mittlerweile schon 7 Uhr Morgens geworden. Wir wollten frühzeitig in Erek eintreffen, um von dort nach kurzer Rast noch an demselben Tage nach Sychne zu kommen. Wir trieben also unsere Pferde und Kameele zu rascherm Marsche an und gelangten gegen 1 Uhr nach Erek. Der Weg von Palmyra nach Erek führt während der ersten drei Stunden [1]) durch eine Sandwüste; danach folgt etwas Gras- und Kalipflanzenwuchs bis $^1/_2$ Stunde vor Erek, das mit seinen ärmlichen Kornfeldern in einem kleinen Kessel liegt, der von einem Gießbach der starken Winterregen gebildet wird. Erek, 6 Stunden fast gerade östlich von Palmyra entfernt, besteht aus elenden Lehmhütten armer Beduinen und hat nur 60 bis 70 Einwohner mit 25 bis 30 Männern. So sehr ich mir Mühe gab etwas von Alterthümern zu entdecken, konnte ich doch weiter nichts auffinden als zwei große weiße Marmorblöcke, die einer ältern Zeit entstammen. Erek hat zwei Quellen von gutem Süßwasser und viele Soolbrunnen, sogenannte Dschbabs.

Nachdem wir uns bis Abends 7 Uhr gegen die furchtbare Gluth der Sonne geschützt und durch ein kräftiges Mahl gestärkt hatten, verließen wir Erek mit Sonnenuntergang und marschirten bei hellem Mondenscheine bis nach Sychne, wo wir um $1^1/_2$ Uhr nach Mitternacht eintrafen. Man rechnet die Entfernung von Erek nach Sychne gewöhnlich auf 9 Stunden, wir aber hatten sie in $6^1/_2$ Stunden zurückgelegt. Gleich hinter Erek, nachdem man die heißen Quellen außerhalb des Dorfes passirt hat, beginnt der Weg hügelig zu werden. Man reitet 3 bis 4 Stunden durch dies wellenförmige Terrain; danach aber wird die Gegend vollkommen flach und unfruchtbar und wird zur reinen, vegetationslosen Wüste, deren Boden aus Sand, kleinen schwärzlichen Kieselsteinen und grauer Erde besteht. So geht es fort bis zur Hälfte des Weges. Dann erhebt sich inmitten der ungeheuern Ebene eine spitzige Hügelkette bis zur Höhe von 200 Fuß, von den Arabern Dschebel Romanîn („Römerberg") genannt. Hat man nun diese Hügelkette, sie rechts liegen lassend, passirt, so wird die Wüste wieder wellenförmig, bis sie endlich bei Sychne ziemlich bedeutende Hügel aufzuweisen hat. Auf einem derselben, eine Viertelstunde von Sychne entfernt, befindet sich ein Wallfahrtsort, genannt Ziyaret Schech Wasil (Wasyl).

Es-Sychne (d. h. die heiße Quelle) ist so benannt, weil daselbst eine heiße Schwefelquelle ist, die den Bewohnern Trink- und Badewasser gewährt. Der Ort hat heute nur noch 130 Häuser, die von 600 bis 700 Personen bewohnt sind (davon 200 bis 250 Männer). Vor ungefähr 10 bis 12 Jahren zählte er noch 1200 bis 2000 Einwohner und konnte 600 waffenfähige Männer ins Feld stellen. Uneinigkeit unter ihren Schechs gab das Signal zur Auswanderung in die nächstgelegenen Ortschaften, so daß man heute die meisten Leute von Sychne in Aleppo, viele auch in Hama und Homs antrifft. Hierzu trugen zum Theil auch die schlechten Geschäfte mit den Beduinen bei, die eben jetzt, weil überall von den türkischen Truppen verfolgt, nicht mehr wie früher viele Ghazus machen können und daher keine Mittel haben, mit den Einwohnern von Sychne Geschäfte zu machen. „Wahr ist," sagten mir die Sycha-

[1]) Die angegebenen Stunden sind Kameelstunden. Eine Kameelstunde = $^3/_4$ Stunden für ein Pferd.

ner, „die Araber (d. h. die Beduinen) haben uns viel Schaden gethan, indem sie unser Obst und Getreide theils wegnahmen, theils augenblicklich wie die wilden Thiere auffraßen; allein dann kamen sie zu uns und verlangten vor Allem, wie die kleinen Kinder, Zucker, dann je nach ihren Bedürfnissen Kleider, Waffen, Pulver, Blei, Hufeisen u. s. w., was sie alles bei uns zu den höchsten Preisen bezahlen mußten. Diese Geschäfte haben aufgehört und deshalb haben viele Sychaner ihre Heimath verlassen."

Es-Sychne liegt auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuß die heiße Quelle hervorsprudelt und zwei kleine Becken bildet, die offen unter freiem Himmel, nicht, wie in Tadmor, von Felsen überdeckt sind. Das eine größere Becken ist geräumig und stellenweise sehr tief, so daß ich darin herumschwimmen konnte. Der Hitzegrad beträgt 28° Réaum., und obwohl der Schwefelgehalt viel stärker ist als derjenige der Quelle von Palmyra, so ist doch dies Wasser, nachdem es abgekühlt ist, ganz gut trinkbar und verliert schnell von seinem starken Schwefelgeschmack. Süßwasser hat Sychne nicht. Einst besaß Es-Sychne schöne Obst- und Olivengärten, die aber in der letztern Zeit von den Aneze gänzlich abgehauen und verbrannt worden sind; heutigen Tags sind die Sychaner lediglich auf ihren Getreidebau und auf den Handel mit Pottasche, welche aus den zahlreich um Sychne wachsenden Kalipflanzen gebrannt wird, angewiesen. In der Nähe giebt es auch ziemlich reiche Salzgruben, die aber das türkische Gouvernement in Beschlag genommen hat. In dem Dorfe selbst stehen noch einige zwanzig Palmenbäume, die im Gegensatz zu denen von Palmyra gute Früchte tragen, außerdem noch einige Birn-, Apfel- und Olivenbäume. Von Es-Sychne nach Ed-Dêr am Euphrat, das jetzt der Sitz eines Wali Bascha geworden ist, sind es 30 Stunden. Auf dem ganzen Wege dorthin giebt es nur in dem achtzehn Stunden von Es-Sychne entfernten Dschüb-Kawakib (Sternen-Brunnen) Wasser.

Vier Stunden von Es-Sychne nach Norden liegt Et-Taibe. Von einem türkischen Offizier in Es-Sychne erfuhr ich, daß in Taibe nur noch eine alte Burg steht, von der das große Thor und der zur Hälfte abgebrochene Thurm noch erhalten sein soll. Außerhalb Taibe befindet sich ein alter Süßwasserkanal, der aber ausgetrocknet ist, und eine noch heute fließende Süßwasserquelle. Bis in die jüngste Zeit war der Ort unbewohnt; erst vor zwei bis drei Jahren, nachdem die Beduinen etwas unterdrückt worden sind, siedelten sich dort zehn bis zwölf Familien an, die noch in gutem Wohlsein dort vorhanden sind.

Die Weiber von Es-Sychne stehen in der Wüste im Rufe großer Schönheit; ja auch von Aleppinern hörte ich oft ihre Schönheit rühmen, fand aber diesen Ruf nicht begründet.

Denkmäler älterer Zeit hat Es-Sychne nicht aufzuweisen und wir wären gern noch einige Stunden weiter gereist, aber die Reise am Tage war unmöglich wegen der alles versengenden Sonnengluth. Wir mußten bis zum Abend warten. Mit Sonnenuntergang verließen wir Es-Sychne am 10. Mai. Bei Mondschein und frischer Kühle zog meine kleine Karawane langsam, schweigsam und feierlich dahin, an der Spitze auf hohem Kameel Nims, der Diener des Schech Fâris von Tadmor, Liebeslieder singend. Der Mond schien herrlich, ich erfreute mich einer gehobenen Stimmung und hätte bald vergessen, daß ich in der Wüste sei, die so tückisch ist wie das Meer, als plötzlich ein heftiger Sturmwind mit einer Fluth von Staub, Sand und Steinen über uns hinfuhr. Zum Sturm gesellte sich Regen, finstere Wolkenmassen jagten am Himmel einher, und bald tobte ein Gewitter mit Donner und Blitzen in unbeschreiblicher Heftigkeit. Bei diesem Unwetter mochten wir in finsterer Nacht vielleicht eine Stunde fortgeritten sein, als wir in ein kleines sanft ansteigendes Thal einlenkten, das uns gegen den Wind einigen Schutz gewährte. Als wir dann wieder auf der von Buttam-Bäumen (Pistacia Terebinthus) bewachsenen Anhöhe anlangten, trat wieder der Mond aus den Wolken heraus und beleuchtete unsern steinigen Weg.

Der Weg ging Berg auf Berg ab und überall waren, wenn auch nicht ein Wald, so doch sehr nahe bei einander stehende, dunkelgrüne, dickblätterige Terebinthenbäume in großer Menge vorhanden. Endlich gelangten wir Nachts 2 Uhr in die Ebene, wo wir unter dem mächtigen Laubschirm umfangreicher Pistazien uns niederließen, ohne erst ein Zelt aufzuschlagen. Von Es-Sychne bis zu unserm Lagerplatze hatten wir $6^1/_2$ Stunden forcirten Marsches gemacht und beinahe vier Stunden begleiteten uns die zahlreichen Buttam-Bäume.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, Morgens $5^1/_2$ Uhr, saßen wir schon wieder im Sattel und nahmen die Richtung nach dem drei Stunden entfernten Kdem, wo wir wieder Wasser finden sollten, dessen wir um so mehr bedurften, als wir auf der Lagerstätte der letzten Nacht keins gehabt hatten. Auf eine stürmische Nacht folgte ein herrlicher Morgen; wir ritten durch eine blumenreiche Ebene. Neben gelbblühenden Salvia-Arten und Astragalacten standen in ganzen Kolonien beisammen weiß und roth blühende Silenen, die schwarze Hippaschien und Sphinx creticus umschwärmten, während beutelustige Caraben- und Colosoma-Arten um die Wette liefen und der dickleibige Pyramidenkäfer sich wohlbehäbig der Sonnenstrahlen erfreute. Auch das Geschlecht der Vögel war vertreten; neben einer großen Menge von Lerchen und Zeisigen umkreisten uns Schaaren von Raben und Geiern. Hier sah ich zum ersten Mal Rudel von 50 bis 100 Gazellen sich erheben und eine ziemliche Anzahl von Hasen kreuzte unsern Weg. Morgens 9 Uhr kamen wir nach Kdem oder Dschüb Kdem. Hart am Brunnen von Kdem, der nur schlechtes Schwefelwasser enthält, machten wir Halt, schlugen unser Zelt auf und erquickten uns an Kaffee. Von Es-Sychne aus in nordwestlicher Richtung begleiteten uns außer dem fünf Stunden langen Dschebel Ed-Dahak noch der Berg Dschebel El-Mukabera, an den sich die Berge Dschebel Elwaîr und Dschebel El-Kdemich anschlossen. Auf der Specialkarte von Kiepert beginnen diese 300 bis 400 Fuß hohen Berge erst einige Stunden von Es-Sychne gegen Norden; sie müssen aber schon bei Es-Sychne eingezeichnet werden, um so mehr als die ganze Gegend um Es-Sychne sehr hügelig und der Karstformation ähnlich ist. Nachdem wir uns bei Dschüb Kdem bis Nachmittags 3 Uhr aufgehalten hatten, zogen wir weiter gegen Norden und gelangten nach einer halben Stunde in das Wadi El-Faska, d. h. Verbrecherthal, so benannt, weil zwei Scheichs sich so lange dort beschossen, bis beide todt niederstürzten. Ihre beiden Grabhügel erreichten wir nach einer Stunde. Nachdem wir in diesem Thal $4^1/_2$ Stunden bis gegen Sonnenuntergang fortgezogen waren, machten wir Halt und rasteten bis Mitternacht; um 1 Uhr des 12. Mai saßen wir wieder auf und ritten in dem Wadi El-Faska weiter, das $6^1/_2$ bis 7 Stunden lang ist. Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinaufgeritten waren, kamen wir zu den Ruinen der einstigen Stadt Aschika ('Ashika). Diese Ruinen sind wohl nicht mehr als 80 bis 90 Jahre alt; mein Führer Schech Mahmud erzählte mir, daß sein Großvater noch ganz genau über die Stadt und ihre Gärten Aufschluß zu

geben wußte. Vorhanden sind noch theils liegende theils stehende Säulen gemischten Styls und der Rest eines Thores, was alles auf eine byzantinische Stadt schließen ließe. Vergebens suchte ich nach griechischen und arabischen Inschriften. Ich fand mehrere ausgetrocknete Brunnen und Anlagen von Weinbergen und Gärten. Nach Besichtigung dieser Ruinen ritten wir abwärts nach einem kleinen Thale Wadi El Horbeka. Kaum waren wir eine halbe Stunde in demselben dahingeritten, so rief Naum (ein Begleiter Dr. Bischoff's aus Aleppo), der etwas zurückgeblieben war, uns zu: „Seht hin, Beduinen überfallen uns, kommen in Carrière auf uns losgesprengt. Werft die Kameele nieder, kauert nieder hinter ihnen und steht fest.“ Wir stürzten von den Pferden, ließen die Kameele in einer Reihe sich lagern und stellten uns hinter ihnen auf, das Pferd in der linken, das Gewehr in der rechten Hand haltend. Dies war das Werk eines Augenblicks, aber ebenso schnell waren die Beduinen auf ihren vortrefflichen Pferden bei uns angelangt. Unter wildem Geheul schrien sie uns zu: „Zieht aus, zieht aus,“ allein statt aller Worte sandten Naum und ich ihnen ein Paar Kugeln zu; die meinige streifte nur leicht den Arm eines Mannes, während Naum ein Pferd und seinen Reiter zu Fall brachte. Anfänglich glaubte ich, beide müßten tödtlich getroffen sein, da der Reiter unter dem sterbenden Thiere, das hart in unserer Nähe gestürzt war, sich nicht rührte; endlich aber kroch er unter dem Bauch seines Pferdes hervor und lief hinkend mit Hinterlassung seiner Lanze davon. Die übrigen 20 Beduinen hatten sich vor unserer kräftigen und so erfolgreichen Vertheidigung sofort seitwärts gewendet, versammelten sich außerhalb Schußweite und hielten augenscheinlich Rath. Es war gut, daß sie nicht wußten, welchen Schrecken sie in unserm Lager eingeflößt hatten. Hasan Agha und die Palmyraner hatten ihre Schießwaffen versteckt und Schech Mahmud schrie und tobte wegen einiger davon gelaufener Kameele, auf die während des Angriffs Niemand Acht gegeben hatte, die aber bald darauf in nächster Nähe wiedergefunden wurden. Die Beduinen, eingeschüchtert durch ihren unglücklichen Angriff, besannen sich noch immer. Endlich schickte ich Schech Mahmud als Parlamentär zu ihnen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich nicht unterstehen uns nochmals anzugreifen; sie wüßten wohl nicht, mit wem sie zu thun hätten; daß ich als Deutscher und Ingenieur für die Eisenbahn nach Bagdad (ich gab mich deshalb für einen Ingenieur aus, weil es allen Beduinenstämmen von Aleppo bis Bagdad bekannt war, daß die türkische Regierung Ingenieure für den Eisenbahnbau in diese Gegend ausgeschickt habe) unter dem Schutz der türkischen Regierung stehe. Nun ritt der Führer der Bande vor und schrie: „Sag' dem Beg, er möchte uns verzeihen; wir hätten nicht gewußt, wer er wäre; wir glaubten es nur mit Leuten aus Sychne oder Erek zu thun zu haben. Mag das Pferd todt sein. Besser wäre es freilich gewesen, ihr hättet den Reiter getödtet. Ach, wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute! Aber genug, es ist an seines Herrn Stelle gefallen und ich erbitte mir nur von dem Beg, das Sattelzeug und die Lanze holen zu dürfen.“ Nachdem ich ihm meine Erlaubniß gegeben, kam er mit einem Andern und nahm dem Pferde das wenige Geschirr ab, wobei er fortwährend jammerte: „Ach wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute.“ Und in der That war es ein edles Thier, das seinem Besitzer wohl den Preis von 200 bis 300 türkischen Pfunden in Aleppo eingetragen haben würde. Wir aber zogen dann ruhig unseres Weges nach Norden nach Serie, während die Beduinen südwärts verschwanden. Mittags 11 Uhr waren wir bei den Drei Brunnen in der Ebene angelangt, welche Omer Pascha, der Gouverneur von Ed-Dêr, hatte verschütten lassen; aus dem einen hatten aber die Beduinen den Schutt wieder ausgeräumt und jetzt gewährt dieser Brunnen mit seinem hellen, süßen Gewässer dem lechzenden Wüstenreisenden ein unbeschreibliches Labsal. Serie selbst liegt auf mehreren kleinen Anhöhen, von den Aleppinern Esri genannt. Seiner Zeit muß es eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Von den zahlreichen Ueberresten und Ruinen möchte ich nur den einen großen Bau im Südosten und den antiken Tempel mit vielen korinthischen Säulen auf der Anhöhe im Südwesten erwähnen. Obwohl noch überall auf dem ganzen Ruinenfeld eine Masse von Kapitälen und Säulenstücken umherliegt, so konnte ich doch keine einzige griechische Inschrift entdecken, nur einige kufische oder arabische, aber alle höchst mangelhaft erhalten. Nur aus einer Inschrift konnte ich ermitteln, daß der betreffende Bau im Namen des Malik Sêf Ed-dole aufgeführt worden sei; die Inschrift war aber nur Fragment, und es war nicht zu ersehen, auf welchen Bau sie sich bezog. Indeß geht doch so viel aus dieser Inschrift hervor, daß die Stadt Serie zur Zeit des Sêf Ed-dole noch blühte und ihm als Fürsten von Aleppo unterthan war.

Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg und gelangten in $5^1/_2$ Stunden zur Quelle Ain Ez-Zerka, auch schlechtweg Ez-Zerka (die Bläuliche) genannt, die in einem Kessel von Kreide und Kalkschichten einen ziemlich großen Froschteich bildet. Da das Wasser dieser Quelle ziemlich schlecht war, ritten wir auf den Rath von Schech Mahmud noch eine halbe Stunde weiter zu einer zweiten Quelle, genannt Ez-zreika („die kleine Bläuliche“), wo wir übernachteten.

Am Dienstag den 13. Mai Morgens 5 Uhr waren wir schon wieder im Sattel und gelangten nach einer halben Stunde zu einer dritten Quelle, 'Ain-el ghazal (Gazellenquelle). Nach weiteren $2^1/_2$ Stunden kamen wir bei einem alten, allein stehenden Gebäude vorbei, das einst eine Kirche oder ein Kloster gewesen sein mag, und erreichten nach $2^1/_2$ Stunden das aus Basalt erbaute Chunasara. Von der Geschichte dieses Ortes wissen wir nur so viel, daß der Omajjadische Chalife Omar Abdelaziz hier residirt hat, und daß Kaiser Basilius und später Tadsch Ed-dole ihn zerstört haben. Ibn Schichne erwähnt in seiner Geschichte von Aleppo, daß Chunasara eine große, feste Stadt sei mit Kastell und Mauern, erbaut aus schwarzem Gestein. Weder Thomson noch von Kremer haben sie besucht, abgehalten von der Furcht vor den Aneze; ich bin also wohl der erste Europäer, der diese Ruinen besucht und durchwandert hat.

Das ganze Ruinenfeld von Chunasara beträgt in der Länge über eine gute Stunde; in der Mitte stehen heute noch zwei große Gebäude, die zwar sehr gelitten haben, aber noch bis zur Hälfte vorhanden sind. Das eine ist die Ruine einer Kirche, über deren Portal zwei Kreuze nach Form der Malteser Ritterkreuze angebracht sind; das andere ist wahrscheinlich ein kastellartiges Gebäude gewesen, das mit eben solchen Steinfenstern versehen war, wie die Gebäude von Bara, Kefr Late und im Hauran. Beide sind aus unbehauenen Basaltblöcken erbaut, die jedoch mit Mörtel verbunden waren. Außerdem stehen noch einige Mauerreste von der hart am Berge auf einer kleinen Anhöhe liegenden Festung, wo ich einen Steinblock mit einer griechischen Inschrift fand.

Kommt man von der Festung herunter, so gelangt man in das Quartier der Tempel und Basiliken, deren Grundrisse noch zu erkennen sind. Ich zählte in Chunasara in der Festung selbst eine Kirche im Nordosten, vier Kirchen im

Süden und zwei im Westen, in deren Nähe die meisten Säulen und Kapitäle verschiedenen Styles sich vorfanden. Sämmtliche Ruinen bestehen aus Basalt. In jedem Hause fand ich noch Brunnen vor, die gutes süßes Wasser haben. Von weißem Marmor habe ich nur drei kannelirte Säulenstücke gefunden. Bemerkenswerth ist, daß sich vor jedem Hause ein großer Steintrog findet. Im Osten fand ich auch ein ziemlich großes, einstiges Wasserbecken und im Westen ein kolossales Steingrab, aber ohne Inschrift.

Nachdem ich acht Stunden auf diesem großen, eine Stunde langen und über eine halbe Stunde breiten Ruinenfelde umhergewandert war, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Nach einem Ritt von sechs Stunden gelangten wir nach Hakla, das in der nächsten Nähe des Salzsees von Dschibul liegt. Am folgenden Tage, Mittwoch den 14. Mai, setzten wir in aller Frühe unsere Reise fort, über Sphiri, das drei Stunden von Hakla entfernt ist, und trafen Mittags 1 Uhr wieder in Aleppo ein."

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

I.

Unsere Kenntniß der Sitten und Gebräuche der umfangreichen Inselwelt des westlichen Stillen Oceans gleicht in mancher Hinsicht einem Buch, dessen Bogen noch nicht aufgeschnitten sind; nur hier und da läßt sich ein Blick in dieselben werfen, gewisse räthselhafte Vorgänge sehen wir da erwähnt, die eigentliche Ursache verbirgt vielleicht die vorhergehende verschlossene Seite. Jeder Bogen, der aufgeschnitten wird, enthüllt neue ungeahnte Gebilde, giebt zu neuen Gedanken Anlaß. So enthalten denn auch die Mittheilungen, die der Rev. Codrington an die Royal Society von Victoria über Gebräuche auf der Insel Mota der Banks-Gruppe gelangen ließ und kürzlich in erweiterter Form im Organe der anthropologischen Gesellschaft zu London publicirt hat, manches Neue, von dem ich hier eine Auswahl, verbunden mit mir gemachten Nachrichten Anderer, geben will. Nur selten hat ein Fremder solche Gelegenheit in das innerste Volksleben zu dringen, als gerade der Missionair, und selbst ihm gelingt es nur in besonderen Fällen Auskunft über religiöse oder sonstige geheime Gebräuche zu erhalten, denn abgesehen von der genauen Kenntniß der Sprache ist die gegebene Mittheilung in den meisten Fällen sehr lückenhaft, nicht etwa aus bösem Willen, sondern einfach weil der Eingeborene selber den eigentlichen Sinn jener alten Gebräuche nicht kennt und dieselben lediglich, weil es schon seine Eltern so gethan, mitmacht. Die wenigen Wissenden bewahren das Geheimniß und vererben dasselbe auf den Sohn oder nehmen es mit in das Grab. Dazu kommt auch die wachsende Macht der Civilisation, und ist es daher nicht zu verwundern, daß viele Gebräuche und Einrichtungen ihres geheimnißvollen Charakters jetzt völlig entkleidet sind und lediglich zur Belustigung, könnte man fast sagen, dienen. Speciell ist das auch bei der Mehrzahl der im Nachfolgenden geschilderten Anschauungen und Einrichtungen der Fall, da die Bewohner Motas zum Theil Christen, zum Theil vom Christenthum beeinflußt sind.

Gerade im Westpacifischen Ocean unter den Bewohnern der Melanesischen Inseln, der Neu-Hebriden, Salomo-Inseln, von Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. ist noch heute ein bestimmtes geregeltes Gemeindeleben nicht zu verkennen, dessen Erforschung und Klarlegung uns eine Fülle von werthvollem Material zur Kunde des Menschen geben würde. Jeder kleine Stein zum dereinstigen Bau möge daher willkommen geheißen werden.

Obschon die Bewohner der Banksgruppe verschiedene Dialekte reden, so verbindet doch alle ein gemeinsames Band, das ihrer Eintheilung in zwei große Familien, auf Mota „veve", d. h. Mutter, genannt. Jeden Angehörigen derselben Familie bezeichnet man mit dem Namen „sogoi" und sagt von ihm: „Die Mutter ist eine." Die Kinder gehören der Familie an, aus der ihre Mutter stammt, die Kinder der Schwester des Mannes dagegen sind dessen nächste Verwandte, sie setzen, so zu sagen, seine Familie fort. Diejenigen derselben veve nennt man: „auf einer Seite des Hauses," diejenigen der andern: „auf der andern Seite des Hauses." Ein Mann muß stets eine Angehörige der andern Seite des Hauses, d. h. der andern Familie, heirathen; zwar kommt das Weib dann nicht direkt auf seine Seite resp. in seine veve, nähert sich derselben jedoch und alsdann bezeichnet man ihre Stellung als „an der Thür". Auf Mota zergliedern sich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabtheilungen, die genau von einander unterschieden werden. Die einzelnen Abtheilungen haben vielfach als gemeinsames Geschlechtswappen, könnte man fast sagen, irgend ein Kennzeichen, besonders sind Thiere bevorzugt. Mit diesen wähnen sie sich in einem gewissen Zusammenhang, in ihnen glauben sie ihr zweites Ich. Ein solches Objekt, sei es eine Eidechse, Schlange oder gar ein Haifisch, hat den Namen „tamaniu", d. h. Gleichheit. Seine Wahl bestimmt irgend eine Vorliebe, Grille resp. das Erscheinen irgend eines lebendigen Thieres nach dem Trinken des Aufgusses gewisser Kräuter auf oder in dem zusammengehäuften Bodensatze derselben. Uebrigens füttert man dasselbe weder noch verehrt es, nur sucht man es nach Kräften vor Schaden zu hüten, denn das Leben ist jetzt eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verschwindet von seinem gewohnten Aufenthaltsorte, so wird auch ein Mensch erkranken, und stirbt das Thier oder findet sich nicht wieder an, so stirbt auch er. Bei allen plötzlichen Erkrankungen wird daher zuerst nach dem tamaniu gesehen. Das einmal erwählte Thier oder dergleichen bleibt auch den Nachkommen eigenthümlich. So kommt es, daß diese kurz sagen, wir stammen von der Eidechse u. s. w. Es gleicht diese ganze Auffassung dem aus der Fetischvorstellung erwachsenen Begriff des totem der Indianer Nordamerikas, dem kubong der Australier, dem kalid der Bewohner der Palau-Inseln u. s. w. Dem Namen der einzelnen Stammesangehörigen wird häufig der Ort ihrer ursprünglichen Herkunft beigesetzt, so heißt z. B. auf Mota eine Familie: „Talo Sepere", von Sepere, einem Dorfe auf Vanua Lava.

Grundbesitz und Erbrecht.

Grundbesitz wird niemals veräußert. Stets vererbt sich das Landstück auf die Verwandten „derselben Seite des Hauses", d. h. auf die Kinder der Schwester, doch erwerben in der Regel die Söhne des Verstorbenen dasselbe durch Zahlung einer Abstandssumme, sei es an Muschelgeld, Schweinen oder dergleichen. Oft ist es der Fall, daß einzelne auf dem bepflanzten Land stehende Palmen einem Fremden gehören, strenge wird darauf gehalten, daß deren Ertrag dann ausschließlich diesem zufalle. Erstgeburtsrecht hat keinerlei Vorzug. Im Falle keine männliche Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlassenschaft zu. Vor dem Tode bestimmt der Mann genau, was seinen Kindern zukommen soll, resp. was diese eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern seiner Schwester, geben müssen.

Gebräuche bei der Geburt.

Nach der Geburt eines Kindes werden von den Eltern weder Fleischspeisen noch Fische gegessen; sie könnten das Kind krank machen. Dasselbe würde eintreten, wenn der Vater nach der Geburt des ersten Kindes im Laufe eines Monats schwere Arbeit verrichtete. Vor der Erstgeburt darf die Frau niemals Fische essen, die mit der Schlinge, dem Netze oder in einer Falle gefangen sind. Aehnliche Gebräuche sind auch von den Viti bekannt. Ebenso wie dort ist Kindermord auch allgemein geübt, sowohl vor wie nach der Geburt. Oft veranlaßt ihn schon eine angethaene Beleidigung Seitens des Gatten, oft aber ist auch Eitelkeit die Ursache; die Frau liebt es nämlich, möglichst lange als Jungfrau angesehen zu werden. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es mehr Aussicht am Leben zu bleiben, da es ja gewissermaßen die Stammhalterin der Familie ist.

Verhältniß der Geschlechter zu einander.

Bleibt der Knabe am Leben und wird mannbar, so verläßt er zur Nacht stets die elterliche Hütte, um im „gamal", dem Gemeindehaus (dem Mbure der Vitianer), zu schlafen. Das Mädchen wird strenge gehütet, niemals darf es allein sich selber überlassen werden. Es ist daher durchaus nicht ungewöhnlich, daß es bis zur Heirath keusch bleibt. Ehebruch giebt dem beleidigten Gatten das Recht das Weib zu Tode zu schlagen, ebenso den betreffenden Mann, wo er ihn findet, zu tödten. Wie erwähnt, darf niemals eine Verbindung zwischen Mitgliedern derselben veve, so zu sagen Blutsverwandten, stattfinden, geschähe dieses dennoch, würde deren Besitzthum der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen zerstört, die Schweine getödtet werden. Derselbe Gebrauch herrscht auch auf den Viti-Inseln.

Heirath und Verhältniß zu den Schwiegereltern.

Jede Heirath wird durch die Verwandten zu Stande gebracht. Dem Vater der Erkorenen leistet man eine gewisse Summe oder ein Geschenk als Abstandszahlung. Weitere Ceremonien finden nicht statt, doch wird der Hochzeitsschmaus nur selten vergessen. Bei demselben macht der Vater der Braut dem Schwiegersohn ein Geschenk, das jedoch nicht demjenigen gleichen darf, welches er von diesem erhalten hat. Erst nach dem Feste gehört die Braut dem Erwählten als Frau an. Im Allgemeinen nimmt der Mann zwei Frauen, nur auf Vanua Lava begnügt er sich nicht damit, doch richtet sich das lediglich nach dem Mehr oder Minder der vorhandenen Nahrungsmittel. Vielmännerei (Polyandrie) existirt nur selten, niemals zwischen jungen Leuten. Bei der Wittwenschaft ist es eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben. Sie gehört beiden, ebenso die Kinder. Im Falle Mann und Frau sich zu trennen beabsichtigen, muß der Vater der Frau die ihm geleistete Abfindungssumme zurückzahlen, sobald er von einem neuen Schwiegersohn eine solche erhält. Jede Wittwe ist der Willkür der Verwandten ihres verstorbenen Mannes preisgegeben, wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird.

Das Verhältniß zu den Schwiegereltern ist ein eigenartiges. Niemals spricht der Mann den Namen seines Schwiegervaters aus, vermeidet es im Verkehr über dessen Haupt befindliche Gegenstände herabzunehmen, oder über die Beine des etwa Ruhenden zu steigen. Vielfach gehen beide gemeinsam ihren Beschäftigungen nach; nicht so ist es aber mit der Schwiegermutter. Sie wird möglichst gemieden, wie sie auch selber es meidet, den Schwiegersohn anzusehen, gegenseitige Unterhaltung aus einiger Entfernung bei abgewandten Gesichtern bleibt jedoch erlaubt. Begegnet man sich zufällig im Walde, so geht derjenige, dem es am bequemsten ist, aus dem Wege. In Vanua Lava meidet man sogar gegenseitig in die Fußtapfen der Schwiegermutter resp. Seitens dieser in die des Schwiegersohnes zu treten. Das Verhältniß zum Schwager ist ähnlich demjenigen zum Schwiegervater, nie wird sein Name oder auch nur ein Theil desselben genannt, ebenso wenig derjenige der Schwiegertöchter oder Söhne, doch ist die gegenseitige Unterhaltung durchaus nicht verboten. Auf Lepers Island wie auch in Viti dürfen dagegen selbst Bruder und Schwester nicht mit einander reden.

Annahme an Kindesstatt.

Sterben die Eltern, so werden die etwa hinterlassenen kleinen Kinder anderweitig adoptirt; geschieht dies in den ersten Lebensjahren, so werden dieselben in alle Rechte der neuen Familie eingesetzt; sind sie jedoch älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in alter Weise aufrecht erhalten.

Tödten der Alten und Kranken.

Allgemein ist der Brauch unheilbar Kranke oder im hohen Alter stehende Personen lebendig zu begraben. Einestheils geschieht dieses aus Mitleiden, um die Kranken von ihrer Pein, die Schwachen aus ihrer Hilflosigkeit zu erlösen, anderntheils aber auch, weil man müde ist dieselben zu pflegen. Auf den Viti wird neben dem Lebendigbegraben auch das Stranguliren geübt. Bei einigen Stämmen wird der Unglückliche in eine kunstvoll gearbeitete Höhlung gelegt, um ihn herum Nahrung angehäuft; so lange er diese erreichen kann, läßt man ihn leben, ist er zu schwach dazu, wird die Grube einfach zugeworfen.

Glaube an Geister.

Wie bei allen wilden Völkern ist der Glaube an eine umfangreiche Geisterwelt ein allgemeiner. Auf den Banks-Inseln unterscheidet man übrigens wohl die Geister der Verstorbenen, die nach dem Tode fortlebenden Seelen, die „tamate", in den Neu-Hebriden natmas genannt, von den Gespenstern, unkörperlichen Wesen, die niemals mensch-

liche Gestalt gehabt haben, den „vui“. Sobald die Seele, oder wie sie in Mota genannt wird, der „atai“ (in Aurora „tamaniu“, in Araga „nunuai“ genannt), den Körper verlassen hat, beginnt sie ihre Wanderung. Anfangs entfernt sie sich nicht weit und kann noch mit vereinten Kräften zurückgerufen werden. Die Hinterbliebenen rufen daher, sobald das Leben entflohen oder im Erlöschen ist, mit lauter Stimme den Namen des Sterbenden oder Todten, in der Hoffnung, der atai solle es hören und zurückkehren. Ebenso ist man der Meinung, die Seele könne unmittelbar nach dem Entweichen wieder eingefangen und zurückgebracht werden. So wird erzählt, daß vor nicht langer Zeit ein Mann in demselben Augenblicke, als sein Nachbar starb, ein Rauschen hörte, schnell in die Luft griff, glaubend, er habe den atai in seiner Hand gefangen. Rasch trat er zu dem Todten, öffnete die Hand über dessen Mund, in dem festen Glauben das Leben kehre zurück, allein sein Warten war vergeblich.

Der Leichnam wird am Todestage oder dem darauf folgenden Tage begraben. Nach fünf Tagen beginnen die Hinterbliebenen laut zu schreien und die Muschelhörner zu bearbeiten, um den tamate, in den sich die Seele nunmehr verwandelt, zu verscheuchen. Der gemeinsame Aufenthaltsort der Todten ist „Panoi“, zu dem mehrere Eingänge auf den verschiedenen Inseln führen. Ob sie dort für ewige Zeiten oder nur für kürzere Dauer bleiben, ist zweifelhaft; nach einigen kommt die Seele nach einem gewissen Zeitraum an einen andern Ort, an dem sie in verjüngter körperlicher Gestalt weiterlebt. Zum zweiten Male alt geworden, verwandelt sie sich in die schwarzen, runzeligen, mißgestalteten Massen, die sich an die Stämme der Bäume hängen und die Nester der weißen Ameisen bilden. Panoi gleicht im Aeußern der Erde, es sind Wälder und Hütten dort, Alles ist jedoch körperlos, besteht gewissermaßen nur aus Nebel. Die Blätter der Bäume sind roth, das Leben dort entbehrt zahlreicher Annehmlichkeiten, es ist völlig plan- und zwecklos. So verkehren z. B. die Geister mit einander, bleiben jedoch sämmtlich ledig. Kein Wunder ist es daher, wenn dieses Jenseits im Allgemeinen gefürchtet wird. Ob Jemand gut oder böse im Leben war, ist für seinen Aufenthalt in der Schattenwelt gleichgiltig, der Arme wird jedoch belohnt, der geizige Reiche dagegen durch mancherlei Dinge gestraft. Er muß Koth essen, wird über spitze Steine geschleppt &c. [1]). Eine besondere Bevorzugung wird jungen Leuten zu Theil, die unter schwierigen Verhältnissen ihre Keuschheit bewahrt haben; sie kommen in mondhellen Nächten hervor, um zu tanzen. In der ersten Woche sind alle Geister völlig unfähig sich zu bewegen, dann erwachen sie, so zu sagen, und beginnen ihre neue Thätigkeit. In dunkelen Nächten kehren sie auf die Heimathinsel zurück, um dort umherzustreifen und allem Lebenden Schaden zu thun. In hellen Nächten hört man sie auf Mota am „Sura“, dem Eingange zu Panoi auf der höchsten Bergspitze, auf den Scheeren der Landkrabben pfeifen und laut schreien. Ebenso auf den Kratern der Vulkane zu Vanua Lava und Santa Maria. Einige wählen zur Stätte ihrer unheilvollen Wirksamkeit das Meer und bedienen sich der fliegenden und anderer Fische, besonders solcher mit Stacheln, als Wurfgeschosse. Wird zufällig Jemand von einem solchen Fische verletzt, so heißt es, er sei vom tamate geschossen. Keiner, selbst Kinder sind nicht sicher, daß ein „wandernder Geist“ in sie fährt. Uebernatürliche Stärke und Behendigkeit verräth dieses. Laut schreiend und tobend stürzen sie davon. Um den Geist zu bannen, ergreift man sie sobald als möglich, hält sie in den Rauch gewisser stark riechender Pflanzen, die ins Feuer geworfen werden, und ruft die Namen derjenigen Verstorbenen, deren Geist man in ihnen vermuthet. Wird der richtige genannt, so läßt das Wüthen des Besessenen sofort nach; er ruft: „Das ist er!“ und geht geheilt davon. Erkrankt ein Kind schwer, so wird vermuthet, daß es sich verlaufen, vielleicht auf einem Grabe gelegen und so von dem betreffenden Geist besessen sei. Schnell werden nun bestimmte alte Frauen geholt, nur sie können helfen. Unter dem Murmeln von Zaubersprüchen blasen sie auf die Augen des Kranken und rufen den Namen desjenigen, von dem sie vermuthen, daß er den Tod des Kindes beabsichtige. Treffen sie den richtigen, so ist das Kind gerettet.

[1]) Aehnlich ist die Anschauung der Bewohner der südlichen Neu-Hebriden von dem Jenseits. Näheres darüber siehe „Globus“ Bd. XXXVIII, Nro. 1.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die englische Regierung hat in diesem Jahre auf Cypern nicht weniger als 800000 Oken (à 1276 Gramm) Heuschreckeneier aufkaufen und vernichten lassen.

— Die Gebrüder Krause (s. oben S. 286) haben am 6. November folgendes Telegramm nach Bremen gesandt: „Wir sind wohlbehalten in San Francisco angekommen und haben gute naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen mitgebracht. Wir haben die Tschuktschen-Halbinsel an mehreren Punkten besucht und gedenken den Winter im nördlichen Alaska zuzubringen.“

Afrika.

— Die Zambesi-Expedition, welche die Mineralreichthümer des portugiesischen Ost-Afrika untersuchen sollte (s. oben S. 191), berichtet, daß die dortigen Goldfelder der Bearbeitung nicht werth seien, preist aber die Kohle vom Msatise-Flusse, im Centrum eines Kohlenbeckens, welches sie mit demjenigen von St. Etienne vergleicht. Ebendort wurden ansehnliche Lager von Magneteisenstein aufgefunden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | **1881.**

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

III.

Von seinen Reitern umgeben empfing der Aga von Tuggurt den Reisenden bei den ersten Palmen der Oase; es war der berühmte Mohamed ben Dris, ein prächtiger Araber von schönem Wuchse, hochgetragenem Kopfe, stolzem Gange, bronzenem Teint, mit scharfen Zügen und einem kurzen schwarzen Barte. Früher einfacher Spahi, wurde er bei der Belagerung von Paris unter der Kommune verwundet, kehrte als Lieutenant und mit dem Orden der Ehrenlegion nach Algerien zurück, wurde zum Aga von Uargla und später zum Aga des Uëd Righ und Suf ernannt. Er ist nur mäßig unterrichtet; alles, was er weiß, verdankt er dem oben erwähnten Colombo in Biskra. Als der erste oder einer der ersten seines Volkes hat er sich nach dem Code Napoleon verheirathet. Das sind die glänzenden Seiten dieses Mannes, mit welchem Largeau persönlich nicht immer hat zufrieden sein können.

Die Oase Tuggurt liegt 205 km südlich von Biskra; ihre größte Länge von N. nach S. mißt 8 km. Am Westende liegt die eigentliche Stadt und unweit derselben die dazu gehörigen Dörfer Nezla, Sidi Mohamed ben Musa und Zauïa Sidi ben Aziz, welche alle zusammen 6000 Einwohner zählen. Im Osten der Stadt erhebt sich die Kasba, ein weites unregelmäßiges Gebäude, welches die Wohnung des Aga, die Kaserne der Spahis und die kürzlich neu erbaute der algerischen Schützen umschließt. Die Aga-Wohnung besteht aus dem durchaus nicht bemerkenswerthen Palaste der früheren Sultane und einigen neuen Baulichkeiten. Zwischen der Stadt und der Kasba dehnt sich weithin der Marktplatz aus; die theils aus rohen Kalkblöcken, theils aus Luftziegeln errichteten Häuser haben gewöhnlich ein oberes Stockwerk; aber die meisten der den Platz umgebenden bestehen nur aus einem Erdgeschosse und ihr Dach ruht auf unregelmäßigen Säulenstellungen. Die Gassen sind eng und gewunden; die Hauptstraße ist bedeckt und deshalb dunkel. Sehenswerth ist allein die Große Moschee (Dschamâ Kebir), welche von einer Kuppel überragt wird und ein Minaret zur Seite hat; ihre Façade ist mit bunten Faïence-Ziegeln geschmückt; im Innern sind zwei gewölbte Kuppeln, die auf viereckigen Säulen ruhen, und ein prächtiger Stuhl für den Imam mit durchbrochenen Schnitzereien, welche die Hauptverse des Koran darstellen. Die übrigen zehn Moscheen der Stadt bieten nichts Bemerkenswerthes, nur daß die des Sidi Abd-er-Rahman reizend zwischen Palmen an einer Straßenkreuzung gelegen ist.

Die Bevölkerung von Tuggurt besteht aus Weißen, Sudan-Negern und eingeborenen Sahara-Negern. Zur weißen Race, welche ein Viertel der Gesammtzahl ausmachen, gehören die Araber, Berbern und Mehadscheria oder mohammedanischen Juden. Die ersteren sind Scheichs, Kadis, Tholba (Gelehrte), Marabuts und Kleinkrämer; die Berbern sind Beni-Mzab, welche Großhandel mit Datteln, Getreide und Wolle treiben und auf das Elend Anderer spekuliren. Die jetzt nicht mehr zahlreichen Mehadscheria betreiben verschiedene Industrien; ihre Frauen sind schön. Die Sudan-Neger und die von freigelassenen Sklaven abstammenden Mischlinge machen ein weiteres Viertel der Bevölkerung aus; es sind theils Diener, theils verfertigen sie Körbe, Strohhüte und dergleichen. Die Hälfte der Einwohnerschaft gehört also zur Race der Sahara-Neger, welche unter verschiedenen Namen sich in allen bekannten Partien der Sa-

hara finden, und die Largeau — Gründe führt er nicht an — für Abkömmlinge der Aegypter hält.

Die Hauptnahrung der Tuggurtiner, wie überhaupt aller Bewohner des Uëd Righ, ist die Dattel, wie die Dattelpalme in der Sahara der „Baum" schlechtweg ist, dessen Wichtigkeit für die Eingeborenen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Seine Frucht wird frisch oder getrocknet verzehrt; nach der Trocknung, welche am Baume selbst stattfindet, hält sich die Dattel ein ganzes Jahr lang. Man bereitet aus ihr eine Art Honig, die gar nicht zu verachten ist; die Abfälle werden mit Weizenmehl vermischt und zu einem haltbaren Brote verbacken. Wohlbekannt ist der lagmi oder Palmenwein, welcher in frischem Zustande genau wie Most schmeckt, nur klarer und etwas sirupartig ist; gegohren berauscht er mehr wie Wein. Die Spitze, von Zweigen und Rinde befreit, ist eßbar und hat einen



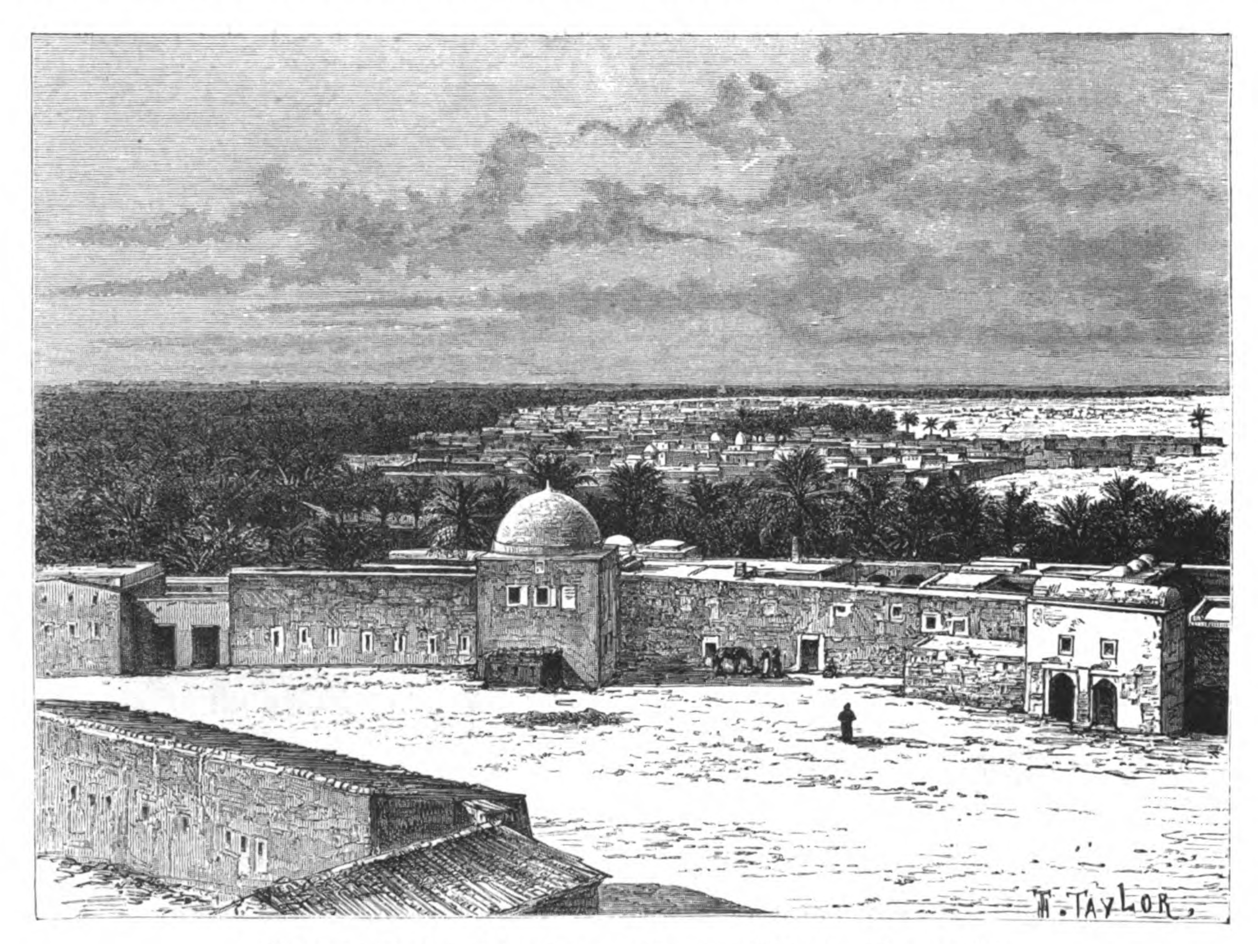
Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings in der algerischen Sahara. (Nach einer Photographie.)

Nußgeschmack; aus den Blättern macht man Körbe, Hüte und Fächer, aus den Zweigen treffliche Latten für die Hausterrassen. Der Bast wird zu Schnüren verarbeitet, der Stamm zu Balken oder Brettern, mit welchen letzteren man die Brunnen verschalt.

Bei der Herstellung der letzteren verfahren die Neger in Tuggurt folgendermaßen. Zuerst wird im Mittelpunkte des zu bewässernden Gebietes ein 4 bis 5 m tiefes Loch gegraben, welches sich sofort mit „ma fessed", dickem, fauligem Wasser, füllt. Nun wird es mittels kleiner Säcke aus Leder oder Palmblättern leergeschöpft und mit Palmstämmen verschalt, worauf man rechts und links zwei geneigte Stämme aufrichtet, welche mit ihren oberen Enden zusammenstoßen und etwa $1^1/_2$ m vom Boden durch einen starken Querbalken aus hartem Holze verbunden sind, an welchem zwei Seile hängen; an dem einen ist eine quffa (Korb) befestigt, die zum Wegräumen des Schuttes dient. Das andere dient dem Brunnenarbeiter als Leiter. Derselbe steigt ohne Licht in die Grube hinab, ohne andere Instrumente als eine Hacke, fas genannt, wie sie zu Gartenarbeiten verwendet wird, und

damit allein unternimmt er es, die Schicht gipsigen Kalkes, welche unter dem Sande liegt, zu durchbrechen. Seine Arbeit ist nicht ohne Gefahren; manchmal erliegt er giftigen Gasen, oder zuweilen sprudelt nach Durchbrechung der Kalkschicht das Wasser mit solcher Macht hervor, daß der Unglückliche nicht Zeit mehr findet, sich nach oben zu retten.

Die mittlere Tiefe der Brunnen in Tuggurt beträgt 48 m; die Herstellungskosten belaufen sich, wenn keine besonderen Hindernisse dabei obwalten, auf 1500 bis 1800 Francs. Oft aber stößt der Brunnenmacher auf sehr hartes Gestein, das er mit seiner schwachen Hacke nicht zu durchbrechen vermag; dann muß er den Brunnen aufgeben. Oft sackt sich auch der von dem emporsprudelnden Wasser aufgewühlte Sand am Grunde des Brunnens und verstopft ihn vollständig; dann müssen die „Taucher" helfen. Diese fangen ihre Thätigkeit damit an, daß sie ein großes Feuer anzünden, sich neben demselben bis auf einen schmalen Gürtel entkleiden und die Ohren mit Ziegenfett verstopfen. Einer von ihnen setzt sich dann auf den Rand des Brunnens, schöpft mit der Hand Wasser, benetzt sich damit langsam Kopf und Brust und steigt nun allmälig hinein, bis ihm das Wasser an den Hals reicht. Dann spricht er in Gedanken ein kurzes Gebet, holt tief Athem und verschwindet, während einer seiner Gefährten den Leiterstrick ergreift und auf etwaige Nothsignale Acht hat. Nach etwa 3 Minuten spannt sich derselbe unter leichtem Hin- und Herschwanken straff; der



Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Kamerad zieht sofort den mit Schutt gefüllten Korb in die Höhe und alsbald taucht auch der Kopf des Arbeiters auf, der von seinen Kameraden herausgezogen wird. Eine halbe Minute lang athmet er heftig, wäscht sich dann den Kopf, taucht noch einmal bis zum Halse ein und trocknet sich dann am Feuer, während ein anderer hinabtaucht. Schlaganfälle sind selten und kommen fast nur bei Lehrlingen vor; manche derselben müssen auch wegen heftigen Blutspuckens das Geschäft aufgeben.

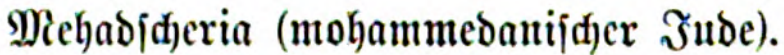
Eine solche Reinigungsarbeit erhöht die Kosten des Brunnens um 1000 bis 1200 Francs auf 2500 bis 3000 Francs. Die französischen Brunnen im Uëd Righ, deren Zahl sich auf etwa 100 beläuft, kosten durchschnittlich 5285 Francs; die Hälfte davon tragen die Eingeborenen, und sie liefern im Mittel über 1100 Liter in der Minute.

Largeau hatte beschlossen, von Tuggurt aus das trockene Flußbett des Igharghar kennen zu lernen und auf einem noch nicht betretenen Wege Ghadames zu erreichen. Am 22. Januar traf der für ihn bestimmte Führer Rabah ben Amera ein, welchen der Aga von Uargla für ihn aus der Wüste hatte kommen lassen. Derselbe hatte etwas über Mittelgröße, war trocken wie das Land, in welchem er lebte, aber kräftig gebaut; sein Alter betrug anscheinend 50 bis 55 Jahre; sein schwarz gebranntes Gesicht hatte scharfe Züge, kleine graue hochliegende blitzende Augen, eine Nase wie ein Falkenschnabel und schmale, Kühnheit und Energie verrathende Lippen. Bekleidet war er, wie alle Nomaden, mit einer grobleinenen gandura (kurzes Hemde ohne Kragen und Aermel) und einem haïk (leichtes Gewebe), das mit dreifach umgewundener Schnur über einem schaschia (Mütz-

chen) festgehalten wird. Letzteres ist so schmierig, daß es ein Erbstück mindestens von seinem Großvater her sein muß. Etwas jüngern Datums ist der vielfach geflickte Burnus; Hosen gelten als überflüssiger Luxus, und die gelben Schuhe, deren Oberleder mehr angegriffen ist, als die Sohle, beweisen damit, daß sie für gewöhnlich in den tellis, jenen Säcken, mit welchen die Kameele beladen werden, stecken und nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt werden. Seine Bewaffnung bestand aus einer langen Steinschloßflinte, deren Kolben vielfach geflickt war, und seine Begleitung aus seinem 12jährigen Sohne Ahmed, einem intelligenten Jungen, der zum ersten Male in seinem Leben Tuggurt besuchte und alle die fremden Dinge mit großen Augen anstarrte. Sein älterer und die jüngeren Brüder waren bei der Mutter in der Wüste geblieben. Nabah gilt unter den Schâamba für einen guten Jäger; im Winter jagt er Gazellen und Antilopen in den Sanddünen, verkauft seine Beute in Uargla oder Ghadames und lebt die übrige Zeit mit Familie und Herde in der Wüste. In Uargla, wo er Palmen besitzt, hält er sich nur so lange auf, um sie abzuernten.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen der Marabuts von Temasin und des Aga von Tuggurt an Einwohner von Ghadames und verschiedene Tuaregs versehen, verließ Largeau am Montag 25. Januar Nachmittags 2 Uhr Tuggurt, folgte zuerst dem von Palmen beschatteten Wege, der die Kasba vom Quartier Nezla trennt, und schlug dann die Richtung nach Süden ein. Bis an das Ende des Schott Bu Yru gab ihm der Aga das Geleite, und dort nahmen ihn wieder Sidi Mâammar und andere Marabuts in Em-





Mehadscheria (mohammedanischer Jude). Junge mohammedanische Jüdin.

(Nach Photographien.)

pfang und führten ihn nach der etwas südlich von Temasin gelegenen Zauïa (Art Kloster) Tamellaht, wo in einem der Höfe ein Zelt für ihn aufgeschlagen war und eine treffliche Mahlzeit seiner harrte.

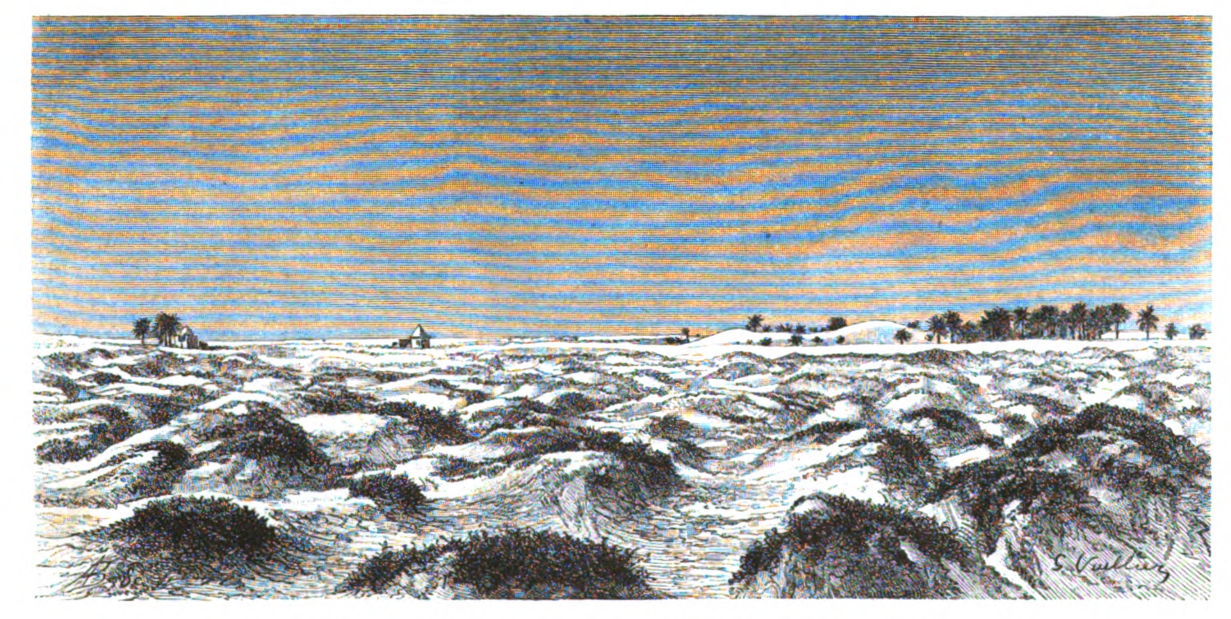
Mehr als eine volle Stunde brauchte er am folgenden Morgen, um die Sebcha, welche sich von Temasin südwärts bis zur Oase Belet-Amer ausdehnt, zu überschreiten. Bei Aïn Atrus (Bock-Quelle), welche einen herrlichen Palmengarten bewässert, wurde gefrühstückt, dann eine wellige, sandige, mit Gypslamellen bestreute Ebene gekreuzt und kurz vor 4 Uhr auf einer höhern Stelle Halt gemacht. Jeder suchte sich sein Nachtlager hinter einem großen Busche Halfagras; als sie am Morgen des 27. um 4 Uhr sich erhoben, zeigte das Thermometer bei einer leichten Südostbrise nur 1° über Null. Um 4 Uhr 45 Minuten des 28. Januar war es bei Nordwind unter den Gefrierpunkt gefallen und ebenso um 3 Uhr 40 Minuten am 29. bei schwachem Ost. Diese Tagereisen im Einzelnen zu beschreiben, wäre wohl etwas ermüdend: der Weg führte in nahezu südlicher Richtung über abwechselnd sandige, thonige oder mit Kies bedeckte Ebenen, hier und da über niedrige Hügelrücken in großer Einförmigkeit hin. Nachdem sie aber am 29. Januar die bis höchstens 25 m ansteigenden Kudiat el-Charschat (Hügel der Rauhigkeit) überschritten hatten, standen sie am Rande einer weiten Depression, welche Largeau staunend betrachtete. Ihr Boden war gewellt, theils mit kleinen eckigen Brocken von Saharasandstein und Kieseln bedeckt, theils sandig und alsdann mit Sfar-Gras, Henna und Retem von 2 bis 3 m Höhe licht bestanden. Die steilen Ufer schienen im Südwesten an 100 m Höhe zu haben, während sich im Osten und Westen zwei breite Oeffnungen zeigten. Auf die Frage des Reisenden antwortete

der Führer: „Das ist ein todter Fluß!“ Es war der Igharghar; nur er konnte solche Verhältnisse zeigen, denn kaum konnte man die Formen des jenseitigen Ufers unterscheiden. Dourneaux-Dupéré, Largeau's unglücklicher Vorgänger, hatte denselben bis zum Brunnen El-Aschija (31° 30' nördl. Br.) erforscht, und dort gedachte Largeau sein unterbrochenes Werk aufzunehmen und weiter zu führen. Er brauchte volle 45 Minuten, um sein Bett zu kreuzen; jenseits betrat er ein sandiges, mit schöner Vegetation bedecktes Plateau, wo er zahlreiche Hasen von ihrem Lager



Nezla in der Oase Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

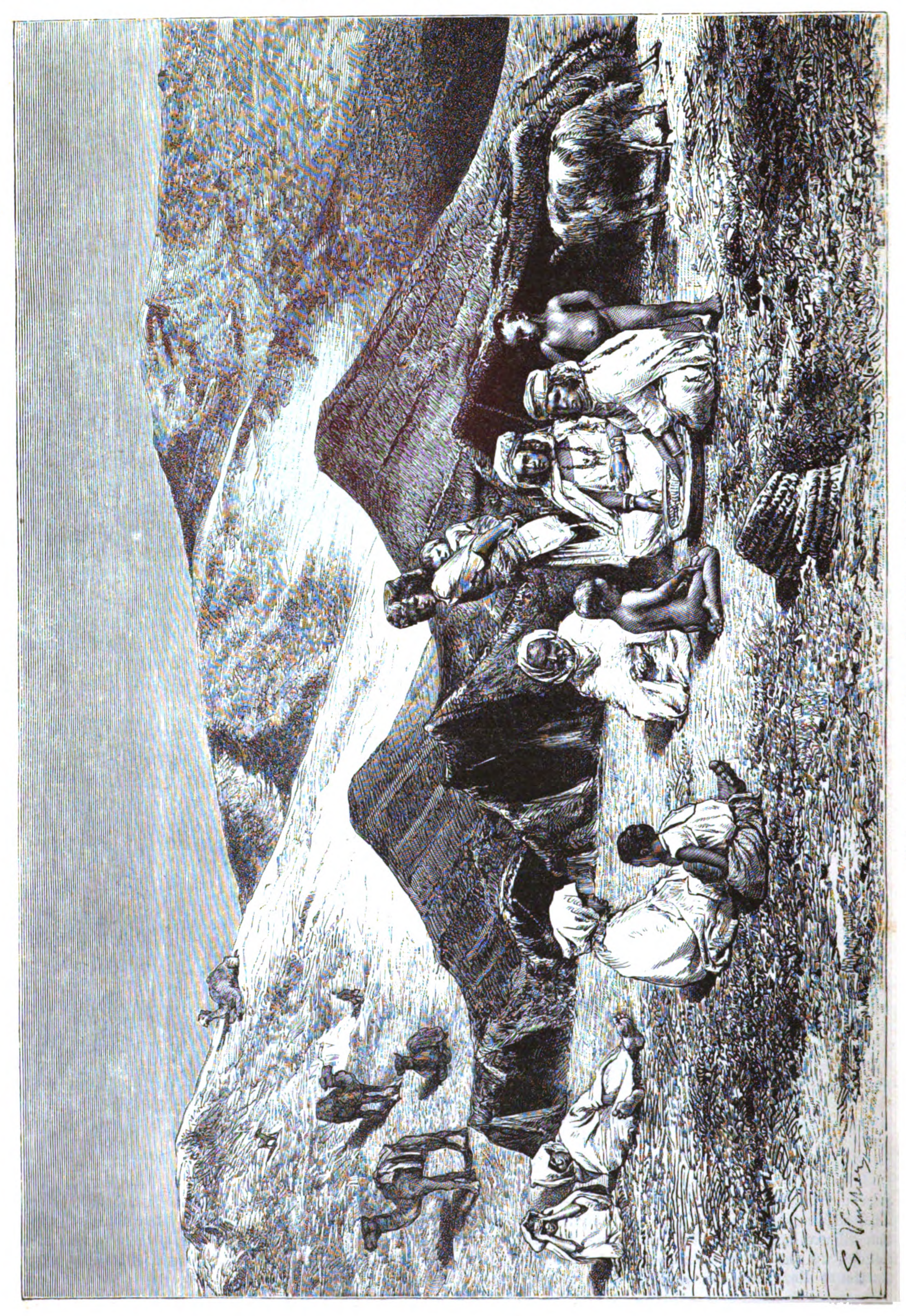
aufjagte. Der todte Fluß beschreibt an jener Stelle einen Bogen gegen Westen; seine stark koupirten Ufer sind von zahlreichen gur (Plur. von gara, steile, isolirte Felsmassen) eingefaßt. Drei Mal überschritt Largeau an jenem Tage sein breites, gewundenes Bett, welches mit so spitzen Sandsteinbrocken bedeckt war, daß er sein Schuhzeug zerriß und sich die Füße verletzte. Solche Steinwüsten nennt der Araber Hamed (Sing. Hamada, d. h. ein Ort, wo die



Die Dünen südlich von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Hitze unerträglich ist); im Sommer sind dieselben in der That abscheulich, wenn die Hitze dort 55° C. übersteigt. Im Winter aber beträgt die Temperatur bei Tage nur zwischen 20 und 30° und sinkt bei Nacht oft unter Null.

Um 4 Uhr wurde im Flußbett selbst gelagert. Der Himmel war mit Wolken bedeckt; der Ostwind blies heftig und heulte traurig um die Felsen des ausgetrockneten Flußbettes. Unruhig irrten die Kameele umher und suchten sich ihre spärliche Nahrung. Alles hoffte auf ein Unwetter, aber dasselbe blieb aus.



Nezla von Largeau's Führer. (Nach Skizzen des Reisenden.)

Am nächsten Morgen stillten sie beim Himmelsbrunnen (Bir el-Ghanem), der 8 m tief im Flußbette ausgegraben ist und nicht unangenehm schmeckendes, 21° warmes Wasser liefert, ihren Durst und stiegen dann wieder hinauf zu der unendlichen Steinwüste, welche gegen Abend einer sandigen, mit blühenden Sträuchern bedeckten Ebene Platz machte. Hier verhält sich die Sache anders, als man gewöhnlich glaubt: die Sandwüste ist fruchtbar. Nachmittags lagerten sie wieder im Flußbett, welches hier den Namen Uëd el-Aschija (Fluß der Dämmerung) führt und von Gur umsäumt wird, deren Formen das Mondlicht phantastisch beleuchtete. Am nächsten Tage, den 31. Januar, verließen sie definitiv die Hamed oder Steinwüsten und betraten die Erg oder Sandwüsten. Die Dünen, deren Fuß sie erreicht hatten, die Ughrud el-Magetla (Dünen der Schlacht) waren nicht weniger als 160 m hoch. Je nach ihrer Gestalt haben nämlich die Dünen verschiedene Namen: der ghurd (Plur. ughrud) bezeichnet eine beträchtliche Anhäufung von Sand; der sif (Plur. siuf) ist eine weniger große und lange Düne, deren Gipfel durch die Wirkung des Windes die Form einer Säbelschneide (sif) erhalten hat, während der areg oder erg (d. i. Ader) ein Sandhaufen von der Gestalt einer Ader oder Furche ist, welche die Sandebene durchzieht. Erg im Allgemeinen bedeutet außerdem die Sandwüste schlechtweg, welches auch das Aussehen ihrer Dünen sein mag.

Nachdem man jene Ughrud el-Magetla auf einem sich unendlich oft schlängelnden und in steter Bewegung begriffenen Pfade mühsam überschritten hatte, erreichte man eine große, mit reichem Pflanzenwuchse bedeckte Ebene, auf welcher zahlreiche Herden von Kameelen, Ziegen und Schafen weideten. In einer Senkung am Fuße der Dünen aber zeigten sich drei Zelte, das Lager von Largeau's Führer und der Leute seiner Nezla.

Eine alte Frau, welche Schildwache stand, bemerkte die Ankommenden und lief ihnen mit so gellendem Geschrei entgegen, daß der Reisende es zuerst für Angstgeheul nahm. Erst als sie den jungen Ahmed heftig umarmte, sah er seinen Irrthum ein: es war dessen Großmutter mütterlicher Seits. Wie aus der Erde hervorgewachsen erschien darauf eine Schaar Kinder beiderlei Geschlechts und umringten mit betäubendem Lärm die Mitglieder der kleinen Karawane. Dann stellten sich noch zwei Frauen ein, und zuletzt auch zwei Männer. Largeau setzte sich auf den Sand und wartete, bis sich die erste Aufregung gelegt hatte und man die Kameele ablud. Bald brachte man ihm dann in einem Behältnisse aus Palmenblättern, welches durch eine dicke Schmutzschicht undurchlässig geworden war, Kameelmilch, welche er trotz der darin umher schwimmenden fremden Bestandtheile mit Vergnügen trank. Darauf präsentirte man ihm einen großen klebrigen Klumpen, den er zuerst für Honig hielt; es waren aber Datteln aus Wargla, die man in einem Bocksfelle hatte gähren lassen. Mit Gewalt mußte er Muth fassen, um von der ekeln Speise zu genießen, welche außer Stückchen Stroh und Holz auch ziemlich ansehnliche Ameisen und eine Menge Sand umschloß. Während er so speiste, schlugen die Frauen ein Zelt auf.

Bilderschriften aus der Südsee.

Je mehr wir bei den Naturvölkern Umschau halten, desto mehr gewahren wir, daß selbst bei solchen, die wir für niedrig geartet erachten, irgend eine Form der Mittheilung vorhanden ist, welche für den Anfang der Schrift angesprochen werden kann. Wir begegnen da den Knotenschnüren, Kerbhölzern, Botschaftsstäben, sinnbildlichen Mittheilungen verschiedener Art, wie den Wampumgürteln, den Bilderschriften in verschiedenen Abstufungen. Die ausgestorbenen Tasmanier verstanden es durch Rauch Signale in die Ferne zu geben (Bonwick) und dasselbe berichtet uns Hoffmann von Indianern Arizonas, während Hildebrandt sogar von einer Art Telephon auf Madagaskar redet.

Daß in der Südsee von den Eilanden des malayischen Archipels an bis zur Osterinsel Bilderschriften verschiedener Art vorkommen, war bekannt. Die Notizen darüber aber waren sehr zerstreut, nur Weniges war abgebildet, die versuchten Deutungen nicht gerade glücklich, wie denn z. B. Julius v. Haast's Erklärungen über die neuseeländischen „Bilderschriften" (Journ. Anthrop. Instit. VIII) geradezu wildausschweifende und wenig sachgemäße genannt werden müssen. Anlockend und reizend erschien uns stets, was Semper in seinem Buche über die Palau-Inseln von den dortigen Bilderschriften erzählte, die auf Balken in den Häusern mit verschiedenen Farben gemalt sind. Auch der Reisende des Museum Godeffroy, Kubary, berichtet von denselben, aber weder er noch Semper geben Abbildungen, so daß man von diesen Darstellungen nur eine sehr unklare Vorstellung haben konnte, zumal die Berichte in dieser Beziehung selbst wenig eingehend waren.

Wie groß war meine Freude und Ueberraschung, als ich unter der so sachkundigen und liebenswürdigen Führung Dr. A. B. Meyer's das Dresdner Anthropologisch-Ethnographische Museum durchwanderte und hier Originale jener Palau-Bilderschriften fand! Dieses Museum, wiewohl noch verhältnißmäßig jung und klein, ist unter der Direktion des genannten verdienten Neu-Guinea-Reisenden binnen kurzer Zeit zu einer vortrefflichen Entwickelung gelangt. In dem obern Stockwerk eines nicht eben großen Pavillons des weltbekannten Zwingers untergebracht, zeichnet es sich durch eine ganz besonders instruktive und elegante Anordnung aus. So dargestellt und überall mit den nöthigen Erläuterungen und Hinweisen versehen kann eine kleinere Sammlung mehr wirken als manche größere, der Luft, Licht und sachkundige Anordnung fehlen. Zu dem Verdienste dieser Schöpfung fügt A. B. Meyer noch ein weiteres hinzu, indem er die wichtigsten Objekte des Museums in Bild und Wort veröffentlicht. Zunächst liegt uns ein Prachtwerk in Großfolio vor, welches den Titel führt:

„Bilderschriften des Ostindischen Archipels und der Südsee herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirektion der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden von Dr. A. B. Meyer. Mit 6 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann und Schroeder. 1881."

Wie schon der Titel besagt, beschränkt sich die Publikation nicht bloß auf die erwähnten Palau-Bilderschriften, sondern umfaßt den weiten Raum von den Nikobaren bis zur Osterinsel. Loben müssen wir es dabei vor allem, daß der

Verfasser in weiser Mäßigung sich wesentlich auf die Beibringung des thatsächlichen Materials beschränkt hat und von vagen Deutungen absah, wenn nicht positive Anhaltspunkte für solche vorhanden waren. Durch allzu üppige Phantasie in dieser Beziehung wird eher geschadet, späterer exakter Forschung nur die Mühe bereitet das Unkraut erst aus dem Wege zu räumen, ehe Wahres gegeben werden kann. Uebrigens begnügt sich Herr Meyer nicht bloß damit die Originale des Dresdner Museums zu publiciren, sondern bringt mit großer Literaturkenntniß auch das anderweitig zerstreute Material aus dem in Rede stehenden weiten Gebiete bei.

Von den Nikobaren hat Ball vor Kurzem eine Bilderschrift mit 23 einzelnen Figuren (Sonne, Mond, Sternen, Vögeln, Eidechsen, Aexten, Speeren, Schweinen, Booten, Fischen rc.) veröffentlicht, deren Zwecke und Deutung noch ganz unklar sind, die dem allgemeinen Charakter nach aber wohl als eine Piktographie angesprochen werden darf.

Dankbar sind wir Herrn Meyer für die Reproduktion einer Bilderschrift aus der Minahassa (Nord-Celébes), welche in einer kaum bekannten niederländischen Missionszeitschrift abgebildet war. „Auch diese Zeichnungen sind nicht oder ungenügend gedeutet.“ Das eine Stück besteht aus Holz, auf welchem die Figuren eingeschnitten und die Vertiefungen mit Weiß ausgefüllt sind, ähnlich wie bei den Bilderschriften auf den Palau-Inseln. Das zweite ist mit Schwarz auf eine Art Papier aus Rindenstoff (Broussonetia) aufgetragen. Beide so verschieden gearbeitete Stücke stellen echt malayische Scenen und Figuren dar, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Beide aber, und das ist das Wesentliche, stellen den gleichen Vorgang dar, „so daß es sich um die Darstellung eines allgemein bekannten Ereignisses oder einer Sage handelt und nicht etwa um ein persönliches Erlebniß von ganz lokalem Interesse“. Trotzdem nun Meyer mit den Sagen und Ueberlieferungen der Minahassa, welche er in einem anmuthigen Vortrage geschildert hat, bekannt ist, vermag er an der Hand derselben eine Deutung dieser Bilderschriften nicht zu geben.

Freycinet, der französische Weltreisende, reproducirt eine Bilderschrift von den Karolinen, welche vermuthen läßt, daß diese Art der Gedankenfixirung dort nicht selten gewesen ist, wiewohl sonst — meines Wissens — nichts darüber verlautet. Zu den Karolinen gehören auch die Palau-Inseln, und von diesen bringt unser Werk auf vier großen Tafeln eine Fülle unpublicirter Bilderschriften. Zum Theil sind dieselben in Lichtdruck nach den Aquarellen wiedergegeben, welche ein Tagale, der Dr. Semper begleitete, aufnahm, zum Theil direkt von zwei fast 3 Meter langen Hausbalken, die eine Zierde der Dresdner Sammlung sind. „Sie bestehen aus rothem Ebenholz, die Zeichnungen sind zum Theil eingeschnitzt und die Vertiefungen mit Weiß (Kalk?) ausgelegt, zum Theil nur mit Schwarz (Ruß?), Gelb (Gilbwurz) und Roth (Ocker) bemalt.“ Diese im Innern der Häuser angebrachten Balken versinnbildlichen, wie Semper und Kubary übereinstimmend bezeugen, die Sagen und Traditionen der Palau-Insulaner. Eine Deutung liegt allerdings auch für diese Bilderschriften, wenigstens die in Dresden befindlichen, nicht vor, aber die zahlreichen von den beiden genannten Reisenden mitgetheilten Sagen lassen einzelne Züge in den Bilderschriften wieder erkennen, wenn dieselben auch nicht direkt passen.

Diese Palau-Bilderschriften sind ungemein figurenreich, sehr lebhaft in den Darstellungen und reich an Abwechslung, friedliche Landscenen, Fischfang und Kämpfe zu Land und zu Meer wechseln mit einander ab. Wir sehen die Hütten, Pandanus und Palmen, die Steindämme, die Amlais (Boote), Schildkröten, Rochen, Haifische. Die Männer sind durchweg durch einen Phallus charakterisirt, der in etwas stilisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben. Mancherlei Deutungen einzelner Scenen geben die nach Semper und Kubary mitgetheilten Sagen an die Hand.

Auch über Bilderschrift aus Neu-Guinea erhalten wir eine Originalmittheilung Meyer's. Er kopirte auf Mansinam bei Doreh die Tatuirung einer Papua-Wittwe, welche zum Andenken an eine Pockenepidemie, speciell zum Andenken an zwei während derselben verstorbene Brüder, ausgeführt worden war und die Grabbeigaben jener Brüder wiedergiebt. Es würde diese Art der Tatuirung mit der Ansicht übereinstimmen, welche Heinrich Wuttke in seinem Werke über die Entstehung der Schrift ausführlich behandelt, indem er in der Tatuirung deren theilweise Uranfänge erkennt. Schließlich giebt unser verdienter Autor noch die Abbildung eines bisher nicht publicirten Exemplars der bekannten Osterinsel-Inschriften und stellt dabei die Ansichten über diese merkwürdigen Piktographien zusammen, wobei er die gewiß richtige Meinung ausspricht, daß es sich bei der Uebereinstimmung aller bisher bekannt gewordenen Osterinsel-Inschriften nicht bloß, wie Meinicke annahm, um Geschlechtsregister handele, sondern daß eher an die Aufzeichnung von Ereignissen und Sagen zu denken sei.

Richard Andree.

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Die vuis, die Gespenster, sind harmloser. Als Häuptling derselben wird Qat sowie sein Gehülfe Marawa bezeichnet; Qat's Brüder sind sämmtlich „Tangaros“ [1]), führen jedoch einen Beinamen. Qat war, wie die Sage berichtet, in Alo Sepere auf Vanua Lava geboren. Seine Mutter, Iro Qatgoro, war zur Zeit seiner Geburt ein Stein. Nach diesem Erstgeborenen kam Tangaro-Gilagilala, d. h. Tangaro der Weise, ihm folgten weitere neun Kinder, denen als Zusatz der Name eines Blattes gegeben ward, und als zwölftes erschien Tangaro Lologong, der Narr. In der Hütte der Mutter wuchsen sie bald heran. Qat beschäf-

[1]) Tangaro resp. Tangaroa ist der gewöhnliche Name jeder Gottheit im Süd-Pacific. Der Hauptgeist, Schöpfer und Erhalter, heißt auf Aurora und Lepers Island tagar oder tagaro, identisch mit dem tangaroa Samoas und Tongas, dem ta'aroa, kanaroa anderer Gruppen.

tigte sich damit, aus dem Chaos, das ihn umgab, die Welt zu schaffen, Bäume, Felsen, Schweine, Menschen ꝛc. entstanden. Die Nacht war jedoch noch nicht eingeführt, man kochte und aß, so lange bis man müde ward. Auf die Bitte der Brüder beschloß Qat eine Aenderung eintreten zu lassen. Wie man nun erzählt, hatte er gehört, es sei auf Vava, den Torres-Inseln, Nacht und segelte also dahin; andere glauben jedoch, er sei bis an den Fuß des Himmels, d. h. also bis dahin, wo das sichtbare Himmelsgewölbe das Meer erreichte, gerudert, um von I Qong, dem Schattenreich, die Nacht zu kaufen. Als Proviant hatte er Schweine mitgenommen. Auf den vorgetragenen Wunsch schwärzte Qong seine Augenbrauen und zeigte ihm schlafend, daß Nacht, und am nächsten Morgen, wie die Morgendämmerung zu machen sei. Qat ruderte nun wieder heim, Federvieh und Vögel mit sich nehmend, die den Morgen anzeigen sollten, und mit dem Versprechen Qong's, es würde sich nun regelmäßig die Nacht einstellen. In der Heimath angekommen, ermahnte Qat seine Brüder, Nahrung und Matten bereit zu halten, denn es werde Nacht. Voll Staunen sahen sie darauf die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken. Als sie ihre Wahrnehmung Qat mittheilten, sagte dieser: „Ja, sie wird bald fort sein." — „Was kommt dort aber aus der See und bedeckt den Himmel?" riefen sie von Neuem. „Es ist Nacht!" antwortete der mächtige Bruder, „setzt euch zu beiden Seiten des Hauses und sobald ihr etwas in euren Augen fühlt, legt euch nieder und bleibt ruhig." Bald wird es ganz finster. „Qat, Qat! Was ist dies? Sollen wir sterben?" — „Schließt die Augen und schlaft," war die Antwort. Das geschah denn auch. Mensch und Thier schlief. Als die Nacht lange genug gedauert, nahm Qat ein Stück rothen Obsidians, durchschnitt die Dunkelheit und die Dämmerung kam. Die Hähne begannen zu krähen, die Vögel zu singen, und die Brüder erwachten.

Eines Tages erkletterten die Brüder einen Baum, der das Eigenthum eines bösen vui, eines Menschenfressers, war, um sich an den Früchten zu delektiren. Als Tangaro, der Narr, eine Nuß auf das Dach der Behausung des vui fallen ließ, kam dieser heraus, tödtete sie und warf sie in seine Speisekiste. Qat wartete fünf Tage auf die Rückkehr der Brüder, nahm dann seinen Bogen und Pfeile, sowie das Muschelbeil und ging sie zu suchen. Bei der Hütte angekommen, warf er gleichfalls eine Nuß auf dieselbe, und als der vui erschien, auch ihn zu tödten, überwand ihn Qat bald. Als er die Leichen der Brüder gefunden, blies er einem nach dem andern mit einem Rohr Luft in den Mund, und erweckte sie wieder zum Leben.

Qat und sein Gehülfe Marawa fanden sich auf folgende Weise zusammen: Die Brüder beschlossen Kanoes zu verfertigen und arbeiteten täglich emsig daran. Qat, der sie überraschen wollte, zögerte anfangs zu beginnen, machte sich dann aber auch daran, einen Baum zu fällen, eilte jedoch stets vor Abend heim, damit die Brüder noch immer wähnen sollten, er habe noch gar nichts gethan. Mehrere Tage fand Qat nun an jedem Morgen, daß das, was er aus dem Stamme herausgehauen hatte, über Nacht wieder ergänzt sei und der Baum nach wie vor feststehe. Die Ursache zu entdecken, verbarg er sich hinter einem großen Scheit, den er gelöst hatte, und sah bald einen vui, marava, die Spinne, erscheinen und alle Spähne, die er abgeschlagen, sorgfältig wieder an Ort und Stelle bringen. Auf der Suche nach dem fehlenden großen Stück fand Marawa Qat und versprach ihm ein Kanoe für ihn zu fertigen, was in sehr kurzer Zeit geschah. Als die Brüder fertig waren und ihre Kanoes ins Meer ließen, erhob Qat seine Hand und eins nach dem andern versank. Dann erschien er mit Marawa im eigenen und nachdem er die Brüder ob ihres Verdrusses geneckt, brachte er die Kanoes während der Nacht zurück.

Qat's Frau „Iro Lei", die er sich selber geschaffen, war so schön, daß ihn seine Brüder darum beneideten. Sie zu gewinnen, dann aber auch sich für die mancherlei Neckereien des Bruders zu rächen, beschlossen sie ihn zu tödten. Zu diesem Behufe lockten sie ihn einst in eine unter einem Felsen befindliche Höhle, stießen die Decke ein, hoffend diese habe den Gehaßten zerschmettert und die Frau sei nun gewonnen, doch Qat rief Marawa um Hilfe und als die Brüder in die Wohnung traten, fanden sie den Todtgeglaubten in den Armen seines Weibes. Ein anderes Mal veranlaßten sie Qat einen Ast zu erklettern, der halb durchgesägt war, hinunter stürzend rettete ihn Marawa wiederum. Ein neuer Plan sollte abermals mißlingen. Der dem Untergange Geweihte ward unter irgend einem Vorwande dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs, durch die Brüder veranlaßt, der Baum höher und höher und ward im Umfange so stark, daß Qat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Noth des Freundes erkennend, webte einen Faden zur Erde, oder gab, nach Anderen, ihm ein Haar ihres Hauptes, an dem er hinunter stieg. Inzwischen waren die Brüder mit der Frau aufs Meer entflohen. Qat lief sofort ins Dorf, ließ sich von seiner Mutter seine Kokosnußschalenflasche, die Federn seines Hahnes, sein Halsband, die Muschelaxt und einige Bananen geben. Diese steckte er in die Flasche, kroch selbst hinein und veranlaßte die Mutter ihn ins Meer zu werfen. Das Kanoe der Brüder hatte gerade die äußerste der Banks-Inseln erreicht, als die Kokosnuß, die den Verfolger barg, antrieb und ahnungslos an Bord gezogen ward. Nur Tangaro der Weise wußte sofort, was die Nuß berge. An Land gekommen zierte sich Qat mit seinem Schmuck, setzte sich auf einen Pandanus, die Ankunft der Brüder erwartend, und als diese naheten, vernichtete er zuerst das Kanoe und ermahnte sie dann eindringlich, jetzt im fremden Lande in Frieden und Eintracht zu wohnen, um so mehr, da sie einen gefährlichen Nachbar hätten. Dieses war Qasavara, ein sehr starker und bösartiger vui. Freundschaft vorschützend, führte der bald Erscheinende Qat und die Brüder zu seinem gamal, dem großen Speisehaus, das sich in allen Dörfern der Banks-Inseln findet, ihnen hier für die Nacht Unterkunft anweisend. Qat, der Böses ahnte, berührte mit seinen Knöcheln den Dachfirstträger, der sich öffnete und die Brüder aufnahm. Als Qasavara während der Nacht erschien, fand er Niemand. Tangaro der Narr erzählte am nächsten Tage, wo sie sich verborgen, in Folge dessen der Blutgierige in der nächsten Nacht den erwähnten Pfeiler aufbrach; doch Qat hatte in einem Seitenpfeiler Quartier bereitet. Als er nun in der dritten Nacht wiederum vergeblich gesucht hatte, da die Brüder in einem Mittelpfosten steckten, beschloß er sie während eines Festes zu tödten. Qat machte nun Vorbereitungen zur Flucht, pflanzte einen „aru", Casuarinenbaum, in der Nähe des Ufers und wies die Brüder an, daß sie bei der ersten Gelegenheit den Baum erklettern sollten, er werde dann weiter sorgen. Die Gelegenheit fand sich bald; die Brüder verschütteten, wie unabsichtlich, sämmtliches Waschwasser, so daß am Mittag beim Kochen nichts vorhanden war. Sofort erklärten sie welches herbeizuholen, verließen je zwei und zwei den gamal und eilten zum Baum. Qasavara erkannte die Absicht und drang auf Qat ein, um ihn zu tödten, doch dieser wich stets den Streichen aus, bald auf diese, bald auf jene Seite des Kochofens springend. In einem günstigen Moment ergriff er einige Bananen und

eilte ebenfalls dem Baum zu, ihn rasch erkletternd. Doch Qasavara folgte ihm auch hier, immer näher und näher kam er den Entflohenen, bis Qat rief: „Dehne dich aus, mein aru!" Rasch streckte sich der aru empor, bis er das Himmelsgewölbe erreichte, und beugte sich dann auf Qat's Befehl, bis die Spitze bei Tetgau auf Vanua Lava die Erde berührte. Die Brüder entflohen rasch, doch Qat hielt die Spitze fest, so daß Qasavara die Meinung hegte, auch er sei gerettet, und in Dankesworten ausbrach. Doch Qat rief plötzlich: „Springe zurück, mein aru!" und der böse Feind ward emporgeschleudert um todt auf Gaua oder Vanua Lava zur Erde herabzustürzen und in einen Stein verwandelt zu werden.

Die Schöpfung der Menschen durch Qat geschah wie folgt. Der Mann ward aus Erde der morastigen Uferseite Vanua Lavas geschaffen. Da er aufrecht auf den Beinen gehen sollte, so baten die Brüder, daß die Schweine, die bis dahin ebenfalls auf zwei Beinen gingen, nunmehr auf allen Vieren laufen sollten, was denn auch geschah. Nachdem Qat sich an seinem Gebilde gefreut, nahm er Reiser und biegsame Gerten und flocht einen Körper mit Kopf und Gliedern. Kaum fertig sah er am Lächeln, daß es eine Frau sei, „Iro Vilgale".

Während früher Niemand starb, der Greis einfach die alte Haut abstreifte und in neuer verjüngter Gestalt erschien, starben nach folgender Begebenheit, die in gleicher Weise auf den Salomos- und Banks-Inseln erzählt wird, alle lebenden Wesen. Eine alte Frau wollte sich in gewohnter Weise an einem Strom ihrer Haut entledigen. Sie warf dieselbe ins Wasser, das sie hinwegführte, doch an einen vorstehenden Busch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück, ihr Kind wollte sie jedoch nicht wieder erkennen und wohl oder übel, die alte Haut mußte gesucht und übergezogen werden. Seit dieser Zeit stirbt Jedermann. Auf den Banks-Inseln heißt diese Frau Iro Puet, das Weib Mates, des Todes. Eine andere Sage bezeichnet Tangaro den Narren, unter seinem andern Namen Tagelingelinge, als den Urheber, daß der Tod in die Welt kam. Ihm hatte Iro Puet aufgetragen den Weg zu Panoi zu bewachen und nach ihrem Tode ihrer herannahenden Seele den Weg zur Oberwelt zu weisen, doch Tangaro that das Gegentheil und Iro Puet war dem Leben für ewige Zeiten verloren.

Qat's Verschwinden von den Banks-Inseln wird folgendermaßen berichtet: Im Innern Santa Maria's, wo sich jetzt ein großer See befindet, war früher alles dicht mit Holz bedeckt. Aus einem der riesigen Bäume fertigte Qat eines Tages ein großes Boot, welche Beschäftigung von den Brüdern mit dem Bemerken belächelt ward, ein so großes Kanoe ließe sich ja gar nicht auf die See bringen. Die Antwort war einfach die, sie würden das schon sehen. Als das Fahrzeug fertig war, nahm Qat sein Weib und weitere sechs Personen hinein, ebenso von allen lebenden Kreaturen bis zur Ameise herab ein Paar, und bald begann ein gewaltiger Regen zu fallen. In kurzer Zeit war die große Höhle der Insel voller Wasser, das endlich da durchbrach, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua ist. Das Kanoe bahnte sich selber einen Kanal in die See und verschwand. Stets hoffte man auf eine Rückkehr desselben, ja, als vor einigen Jahren ein kleines Handelsschiff aufs Riff lief und verloren ging und augenscheinlich in den Kanal des Wasserfalls trieb, riefen alte Leute, Qat käme wieder, sein Schiff bahne sich den Heimweg. Marawa, die Spinne, hatte sich noch nicht von Vanua Lava entfernt. Vor einigen Jahren ging ein Mann am frühen Morgen an den Fluß, sah dort einen vui, von kleiner Statur, mit langem straffen Haar, der in einem engen Loch hinter einem Stein verschwand. Der Stein bildete die Thür zu einer geräumigen Höhle, deren Eingang, wie erwähnt, sehr eng war. Auf des Mannes Rufen antwortete der vui, er sei Marawa, lebe hier und erwarte, daß der Mann ins Dorf gehe, um Geld für ihn zu holen, was denn auch geschah.

Qat und Genossen wird in erster Reihe die Macht zugeschrieben, daß sie die Elemente beherrschen. Ist Jemand in Gefahr, so wendet er sich sofort an die Gewaltigen. Einige dieser Bitten mögen hier folgen:

„Qate! Du und Marawa schließet das Windloch und lasset mich einen guten Landungsplatz finden, sendet mir eine sanfte Brise und leitet das Boot an einen ruhigen Ort!" — „Qate, Marawa! Sehet auf uns herab, besänftigt das Meer, daß wir ruhig darüber gleiten. Brecht für uns die Wellenkämme, lasset sie von uns fortrollen und sich zum Spiegel ebnen, daß wir sicher einen Landungsplatz erreichen!" — „Qate, Marawa! Verwandelt das Boot in einen Wal, einen Habicht, einen fliegenden Fisch; laßt es über die Wogenkämme springen, eilend zur Heimath hin!". Auf solche Bitte hin glaubte man, daß die Gerufenen Mast und Takelwerk fassen und aus aller Gefahr leiten würden.

Eine besondere Art vuis, die nopitu vuis, ähneln unseren Feen, sie nehmen gelegentlich menschliche Formen an und suchen Redliche und Bedürftige auf, um sie mit Geld und Nahrungsmitteln zu beschenken. Männer, denen sie ihre Gunst zugewandt, verrichten mit ihrer Hilfe erstaunliche Thaten. Trinken sie z. B. aus einer Kokosnuß, so läuft statt des Saftes Muschelgeld heraus ꝛc.; auch sie heißt man nopitu. Die Anwesenheit eines solchen gütigen Geistes bezeichnet gewöhnlich ein so zarter Gesang, als ob er von Kindern komme; die Melodie desselben ist stets eine der auf Mota einheimischen. Ihr Zusammenleben mit den Menschen ist nicht selten ein inniges, ja sie schenken denselben sogar Kinder. Solche Orte, die man als Lieblingsaufenthalt der Geister kennt, sind „rongo". (i. e. dem Rongo geweiht. Wohl zu unterscheiden von dem polynesischen „tapu", das auch hier gilt und den Begriff des „Verbotes" in sich schließt.) Der Begriff des rongo umfaßt eine gewisse Ehrfurcht, heilige Scheu. Alle auf solchen Plätzen sich vorfindende Steine, Bäume und Thiere, namentlich Schlangen, sind ebenfalls rongo. Der Begriff erstreckt sich auch auf solche Thiere, die häufig in der Wohnung erscheinen, z. B. Eidechsen, Schlangen, Eulen. Auch bestimmte Flußtheile können aus irgend welchem Grunde rongo sein. Alles dieses bringt man in Verbindung mit den vuis; es sind gewissermaßen Organe derselben. Nach dem Aussehen der betreffenden Objekte wird das Wesen des Geistes beurtheilt. Diejenigen Menschen, die diese Eigenschaften zu erkennen vermögen, resp. vorgeben, gelten als Vermittler bei allen Angelegenheiten; sie nur dürfen die als rongo bezeichneten Plätze betreten, Opfergaben entgegen nehmen und dem Geiste das Anliegen vortragen. Dieser wünscht vielleicht reich zu werden oder eine gute Ernte zu haben, ein Anderer gesegneten Fischfang u. s. w. Ein Theil des Opfers wird während des Gebetes auf den Stein gelegt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. Wird ein vui gebeten einem Feinde Krankheit oder dergleichen zu bringen, so kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verschaffen, führt aber selber das Unheil nicht herbei. Als Schutzmittel gegen alles Ueble werden kleine runde, überhaupt außergewöhnlich geformte Steine, die stets mehr oder weniger als mit den Tangaros verbunden erachtet werden, sorgsam in einem Geflecht in dem Wohnraum aufgehängt oder auch an der Halsschnur getragen. Der Inhaber ist dann stich- und schußfest, überhaupt gefeit. Auch in den Pflanzungen wird nie versäumt einen Stein niederzulegen, der durch seine Gestalt eine gute Ernte verspricht.

Kinderlosen Frauen dient ein größerer Stein, der auf kleineren ruht, sie versprechen die Fruchtbarkeit. Eigenartig geformte, längliche Steine werden mit Verstorbenen in Verbindung gebracht und in die Hütte genommen, dieselbe zu schützen. Tritt Jemand während der Abwesenheit des Eigenthümers in dieselbe und vergißt seinen Namen zu nennen, so wird der betreffende Geist denken, er habe schlechte Absichten und ihm auf irgend welche Art Unheil zufügen. Ein Stein, von dem man weiß, daß mit ihm ein mächtiger vui in Verbindung steht, bringt dem glücklichen Eigenthümer vielfach Gutes. Jeder der etwas erbitten will, das dieser Geist gewährt, wird dem Eigner Muschelgeld und andere Gaben bringen, damit er für ihn zum vui bitten möge. In jeder Gefahr wird nun neben der Hilfe der vuis auch diejenige der Vorfahren und kürzlich gestorbenen Verwandten angerufen, und zwar wendet man sich stets direkt an dieselben, d. h. nennt ihre Namen.

Beabsichtigt Jemand einem Widersacher zu schaden, wird er sich folgender Zaubermittel bedienen. a. „Talamatai". Ein Knochentheilchen eines Leichnams wird in gewisse Blätter gewickelt und unter dem Singen einer bestimmten Strophe auf den Weg gelegt, den der Betreffende zu passiren hat. Schreitet er hinüber, wird er unfehlbar von Geschwüren, Ausschlag 2c. heimgesucht werden. b. „Garata". Man verschafft sich ein Theilchen vom Haar, Fingernägel 2c. des zu Schädigenden, mischt dieses mit den Blättern gewisser Pflanzen und verbrennt Alles im langsam verglimmenden Feuer. Krankheit und Tod je nach dem langsamern oder schnellern Zerstören sind die Folgen. (Garata ist identisch mit dem nahak der südlichen Neu-Hebriden. Näheres darüber in meiner Monographie der Neu-Hebriden. Hamburg 1879.) c. „Tamatetiqua", d. h. Geistergeschosse. Knochensplitter und Blätter werden unter dem Murmeln von Beschwörungsformeln in Bambusrohr geschlossen. Erscheint der Betreffende, so richtet man das Rohr auf ihn und lüftet die bisher mit dem Daumen verschlossen gehaltene Oeffnung und läßt nun den so zurückgedrängten Zauber hervorströmen. Früher goß man auch unter Beschwörungen Wasser in den heißen Kochofen, daß der Feind verbrühe.

Erkrankt nun wirklich Jemand, so eilt er die Hilfe der „gismana", der Aerzte, zu erlangen. Diese wenden gegen gutes Entgelt Gegenbeschwörungen an, saugen an dem Theil des Körpers, wo der Schmerz ist, streichen auch wohl unter dem Singen einer Melodie daran herum, vorgebend, der Sitz der Krankheit sei entdeckt, dieselbe müsse fortgestrichen werden. Leidet Jemand an Zahnschmerzen, so werden Kräutermittel in Anwendung gebracht und dem Patienten nach der Heilung ein in der Hand verborgen gehaltener Wurm gezeigt, der nach der Aussage des Arztes im Zahn gesessen hat. Den in geeigneten Fällen äußerlich angewendeten Heilmitteln wird jedoch keineswegs die Heilung zugeschrieben, sondern den Zaubersprüchen und dem geheimnißvollen Gebahren, dem Blasen mit dem Munde 2c. Von einigen dieser gismana glaubt man, daß ihre Seele, ihr atai, des Nachts den Körper verlasse, um die Seele des zuletzt Verstorbenen zu verzehren. Daß der atai im Schlafe den Körper verlasse, um auf eigene Hand umher zu streifen, hört man vielfach.

Noch einige Anschauungen verdienen hier der Erwähnung. Die Bewohner Motas glauben, daß die bei einem Begräbniß getödteten Schweine, die auf das Grab gelegten Nahrungsmittel, ja die Gegenstände, mit denen der Leichnam geziert ist, ihren atai hätten, d. h. nur in diesem Falle.

Beim Niesen glaubt der Banks-Insulaner, daß irgend Jemand in demselben Augenblicke seinen Namen ausspreche. In Viti sagt der Nebenstehende: „Magst Du leben!" und der Niesende darauf: „Mögest Du tödten!" (Deine Feinde.)

Eigenthümlich ist im ganzen melanesischen Inselgebiete, von Aneiteum bis Isabel, Neu-Britannien und Neu-Guinea, der Glaube an eine wilde Race des Innern, die auf den Bergen ihr Wesen treibe und paarweise auf Bäumen hause. Häufig hat man die Gefürchteten und andere auf Ambrym am Rande des großen Krater sich sonnend und spielend gesehen. Naht sich ein anderer Sterblicher, fangen und zerreißen sie ihn mit ihren langen Nägeln und verzehren ihn. Wie fast überall haben auch die Bewohner der Banks-Inseln Werthmesser; das gewöhnliche Geld besteht aus den aufgereihten Spitzen von Muscheln. Man weiß deren Besitz sehr wohl zu schätzen und sucht denselben auf alle Art zu vermehren. So hat sich unter andern ein förmliches Borgsystem entwickelt. Der Zinsfuß ist 100 für 100, also gut bemessen! Doch kann die Rückzahlung nach beliebiger Zeit erfolgen. Außerdem hat sich eine Art aufgezwungenes Darlehn eingebürgert, das der Empfänger, will er nicht gegen die Sitte verstoßen und den großmüthigen Darleiher erzürnen, annehmen muß. Auf diese Weise sucht der Reiche den Armen nieder zu halten.

Die politischen Verhältnisse der Banks-Inseln sind ganz eigener Art. Einen Häuptling kennt man nicht, diejenigen, die dem Fremden als chiefs bezeichnet werden, sind nur Mitglieder gewisser Rangklassen, Supwe oder Suque genannt, eine wichtige Einrichtung, die, auf den Salomos unbekannt, sich in den Hebriden bis zu den Three Hills ausdehnt und in ihrer Art die Bande bildet, die die einzelnen Stammesglieder verbindet. Die Supwe umfaßt nur das männliche Geschlecht. Der Einfluß, den ein Jeder ausübt, richtet sich, wie erwähnt, nach der Rangklasse, der er angehört. Für jede dieser Klassen ist im gamal, dem öffentlichen Gemeindehaus, das jedes Dorf besitzt, eine eigene mit einem Kochofen ausgerüstete Abtheilung bestimmt. Hier finden die gemeinsamen Versammlungen statt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder berathen wird, auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten essen. Steigt Jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er Jedem der derselben Angehörenden eine gewisse Summe zahlen, in den höheren Klassen besteht dieselbe in Schweinen. Der obersten gehören nur sehr Wenige an, denen bedeutende Gewalt zusteht. Sie bestimmen wer von einer in die andere Klasse steigen, wer gänzlich ausgeschlossen werden soll 2c. Früher war jedes Mitglied bei Geldstrafe verpflichtet, nur im gamal zu essen, jetzt wird das nicht mehr so streng genommen. Unter den Frauen besteht eine ähnliche Verbindung; einen gamal besitzen dieselben jedoch nicht.

Das Strafrecht übt Jeder auf eigene Faust aus. Glaubt sich Jemand beleidigt, so erzwingen die Waffen Genugthuung, d. h. des Gegners Körper durchbohrt der aus dem Hinterhalt gesendete vergiftete Pfeil. Legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen, unter langen lebhaften Reden und wilden Gesten, durch eine Geldbuße beigelegt.

Die Mitglieder der höheren Rangklassen sind in den meisten Fällen Theilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geistern in Verkehr steht. Alle Sitzungen derselben werden im „salogoro", einem Separatplatze beim Dorfe, den Niemand weiter betreten darf, abgehalten. Neue Kandidaten, die aufgenommen werden wollen, müssen hier eine bestimmte Anzahl von Tagen zubringen und dann jedem der Mitglieder eine Summe Geldes zahlen. Jedem Angehörigen des Verbandes steht es zu das tabu zu verhängen, d. h. dies oder jenes vor unberechtigten Ein-

griffen zu schützen; sollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde ihrer Früchte nicht beraubt, ein bestimmter Platz nicht betreten werden, so wird auf gemeinsamen Beschluß der „tamate“ genannten Vereinigung von irgend einem Mitgliede das tabu-Zeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Wehe, wenn das Verbot mißachtet wird, die geringste Uebertretung wird mit Geldbuße geahndet. Unwillkürlich denkt man bei dieser Einrichtung an unsere Warnungstafeln. Zu bestimmten Zeiten geht ein Angehöriger der „tamate“ aus, um die Schädel der Gestorbenen zu sammeln, sie zu präpariren und für den Kultus zu weihen. Eigenthümliche Schreie künden Frauen und Kindern dann an, daß der tamate umhergehe, Material, Nahrungsmittel für die bevorstehenden Ceremonien einzusammeln, jeder derselben hat sich dann bei Todesstrafe fern zu halten. Die männlichen Dorfbewohner müssen stets das Gewünschte hergeben. Ist ein neuer Theilnehmer aufgenommen, führt er vor versammeltem Volke auf dem öffentlichen Platze zu Ehren der Geister Tänze auf. Früher glaubte man der Betreffende sei selbst ein Geist, jetzt dient das Ganze nur zur Belustigung. Derjenige, dem das Einsammeln der Schädel sowie der Nahrung und der Tanz obliegt, ist in ganz sonderbarer Weise bekleidet. Sein Gesicht verdeckt eine Maske, aus dem Vordertheil des Schädels und daran befestigtem Unterkiefer irgend eines berühmten Verstorbenen bestehend, die Fleischtheile sind durch Lehm und dergleichen aufgetragen, lebhafte Bemalung erhöht den Eindruck. An dem an der Innenseite befestigten Stab wird die Maske mit den Zähnen festgehalten. Natürliche oder künstliche Haare fehlen nicht. Den Kopf bedeckt ein runder, spitz zulaufender, bemalter Hut, dessen Anfertigung nur dem in die Verbindung Aufgenommenen gezeigt wird, und für jede tamate (jedes Dorf besitzt eine tamate; die Haupttamate, zu der die Eintrittsbedingungen noch höher sind, heißt tamate liwoa) eine andere ist. Den Körper bis zu den Knien bedeckt eine dichte, dicke Umhüllung von Pandanusblättern, diesem den Geistern gewidmeten Baum. Die seltsame Körperbedeckung besteht aus einzelnen Kränzen. Der untere an einer Bastschnur von den Schultern herabhängende trägt alle übrigen, die bis zum Hals emporreichen. In jeder Weise ähnelt die ganze jetzt alles Geheimnißvolle entbehrende Ceremonie dem auf Duke of York und in Neu-Britannien beobachteten Duk-Duk, über den Hübner, Fournier nach Mittheilungen des Rev. Brown, Kleinschmidt berichten. (Siehe: Die ethnogr. anthrop. Abthl. d. Mus. Godeffroy S. 17 und 433.)

So bietet das ganze Feld des südlichen Stillen Oceans noch in vieler Hinsicht eine Fülle von eigenartigen Anschauungen und Gebräuchen, die jedoch, jemehr jene Inseln von den Adern des Weltverkehrs umspannt und der Civilisation entgegen geführt werden, verschwinden. Noch ist es Zeit zu beobachten, zu sammeln. Jeder, der die Gelegenheit hat, säume nicht.

Der Bakschi der Donschen Kalmücken[1]).

L. Mit dem Namen „Bakschi“ wird das Oberhaupt der lamaitischen Geistlichen unter den Donschen Kalmücken bezeichnet. Der jetzige Bakschi heißt Arkad Tschubanow und ist im Jahre 1841 in der Ortschaft Ilmäta geboren, woselbst noch augenblicklich seine Verwandten wohnen. Der junge Arkad lebte so, wie die anderen Kinder der Kalmücken zu leben pflegen; in seinem zehnten Jahre wurde er zum geistlichen Stande bestimmt. Vom elften bis zum achtzehnten Jahre studirte er die tibetische Sammlung aller Religionsgebräuche, vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre die kalmückische (mongolische) Uebersetzung der Sammlung unter Anleitung des alten Bakschi Gantschschinow. Vom einundzwanzigsten Lebensjahre an setzte er seine Studien in Groß-Derbety, dem Kalmückenlager im Gouvernement Stawropol, unter Aufsicht des dortigen Kalmücken-Bakschi, Santscha Jawanow, fort. Der Aufenthalt in Groß-Derbety war nicht angenehm: bekanntlich sind die Baulichkeiten der stawropolschen Kalmücken sehr mangelhaft und bieten Winters wenig Schutz gegen die Kälte. Der größte Theil der dortigen Kalmücken sowie auch ihre Priester („Geljunen“ genannt) wohnen noch jetzt auch Winters in sogenannten Kibitken, Hütten aus Filz, während die Donschen Kosacken, insbesondere die Priester, hübsche Häuser besitzen. In der Residenz des stawropolschen Bakschi fehlten alle Bequemlichkeiten des Lebens. Der junge Arkad, um an Winterabenden lesen zu können, hüllte sich in zwei oder drei Pelze, und zur spärlichen Beleuchtung dienten Kerzen, welche zu Hause angefertigt wurden. Mit Mühe konnten dabei die schwer lesbaren Texte entziffert werden. Nach vierjährigem Verweilen in Derbety besuchte Arkad auf kurze Zeit seine alte Heimath; dann kehrte er wieder nach Derbety zurück, um daselbst ununterbrochen noch sechs Jahr zu bleiben. Hier wurde er zum „Geljun“ (Opferpriester) ernannt, vorläufig zum überzähligen. Erst nach seiner Rückkehr in den Heimathsort zu seinem heimathlichen Tempel („Churul“), woselbst er seine Dienste begann, wurde er zum wirklichen Geljun befördert. Endlich im Jahre 1873 wurde er als Bakschi oder Oberhaupt der Geistlichkeit der Donschen Kalmücken vom Hetman bestätigt.

Dadurch war der Geljun auf eine Höhe gestellt, welche viele vergeblich anstreben, aber nicht erreichen. Der Tod des Bakschi ruft lebhafte Bewegungen im Kreise der Geljunen hervor, erregt die Leidenschaften, belebt die gehegten Hoffnungen, erzeugt Parteien, von denen jede einzelne ihren Kandidaten zum Bakschi machen will. Agenten, welche für einen oder den andern werben, sprengen in den Lagern umher und sammeln Stimmen, natürlich hat das Geld auch hier seine Bedeutung. Man erzählt sich, daß dem jetzigen Bakschi die Wahl beträchtliche Summen gekostet habe, aber durch die stattgehabte Wahl wird alles mit Zinsen zurückgewonnen. Der Bakschi wird z. B. in die eine oder andere Gemeinde (Sotnjä = Hundert) geladen, um das buddhistische Gesetz („Nom“) zu verlesen; alle Bewohner versammeln sich, jeder hält es für seine Pflicht, dem Bakschi eine Geldgabe darzubringen, weniger als einen Rubel giebt niemand, aber die Reichen geben Hunderte; so zählen die Einkünfte eines Bakschi nach Tausenden. Auch die Einkünfte der Gel-

[1]) Nach dem Russischen in „Das alte und das neue Rußland“ Jahrgang 1880, Novemberheft S. 577 bis 582. (Verfasser unbekannt.)

junen sind in einzelnen, z. B. bei Sterbefällen recht bedeutend; den Löwenantheil erhält aber stets der Bakschi. Und wie sollten die frommen Anhänger des Lamaismus nicht den Bakschi ehren? Ist der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: „burchan boloxan“, d. h. er ist zu einem Burchan, zu einem Gott, geworden; sein Bild wird einem Götterbilde gleich geachtet. Und nach der so ehrenvollen, so einträglichen und den Inhaber zur Stufe eines Gottes erhebenden Würde sollte nicht jeder streben?

Der jetzige Bakschi lebt in einem vortrefflich, nach orientalischem Geschmack eingerichteten Hause. Das an den Tempel (Schome) stoßende Haus ist in zwei Hälften getheilt: in der einen Hälfte empfängt der Bakschi seine Gäste, in der andern schläft er und erfüllt die nöthigen Religionsvorschriften. Die erste Hälfte ist mit Teppichen, gut gepolsterten Möbeln versehen und mit Portraits geschmückt, dem des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des zeitweiligen Hetman und dessen Frau, einiger Generäle und anderer Würdenträger. Auch die Wände sind von einem dortigen Künstler mit Ansichten nicht existirender Städte bemalt. Unter den Portraits vermißten wir das Bild des Erzbischofs Platon, welches dem Bakschi verehrt worden war; es zeigte sich, daß der Bakschi als orientalischer Diplomat das Portrait in einem besondern Hause aufbewahrte, welches fremden Gästen zum Quartier diente.

Die andere Hälfte des Hauses ist zur Ausübung der Religionsgebräuche bestimmt. Und was ist die Beschäftigung des Bakschi? Lange anhaltendes Hocken auf den Fersen nach orientalischer Sitte, unaufhörliches Murmeln von tibetanischen Gebeten, Rauchen von schlechtem Tabak, Verbrennen von stinkenden Räuchermitteln — alles dies und dabei die vollständige Abwesenheit aller Mittel zur Unterhaltung und Zerstreuung müssen auf jeden Menschen ungünstig einwirken. Der Bakschi beklagt sich über stetiges Kopfweh, über Augenschmerzen u. s. w. Die Aerzte, welche er seiner Leiden wegen konsultirt hatte, beschuldigten seine gesundheitswidrige Lebensweise und riethen ihm an, sich zu verheirathen. Das gestattet aber das buddhistische Gesetz nicht.

Ueber religiöse oder wissenschaftliche Gegenstände mit dem Bakschi zu disputiren, war ganz unmöglich. Der Berichterstatter ließ die Bemerkung fallen, daß die Ansicht der Geljunen von der Welt, wonach diese auf einer großen Schildkröte ruhe, sehr sonderbar sei. Der Bakschi lief sogleich fort: er wollte nichts hören; doch kehrte er bald zurück, um sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

Im Allgemeinen ist die äußere Lage des Bakschi eine sehr gute: eine vortreffliche Behausung, hinreichende Nahrung, ausgezeichnete Equipage, glänzende Kleidung und eine Beschäftigung ganz nach Belieben. — Aber was ist das alles? Fern ist der Bakschi von der gebildeten Welt, fremd sind ihm die hohen Interessen der Wissenschaft: er ist nur damit beschäftigt, das buddhistische Gesetz (Nom), die Summe alles Wissens, zu erlernen, und mit Eifer giebt er sich dem Studium des Gesetzes hin; als ein zukünftiger Gott sitzt er da und läßt sich von seinen halbwilden Stammesgenossen verehren. Daß außer dem Jahrhunderte alten Gesetz (Nom) noch vieles andere Wissenswerthe existirt, kümmert ihn nicht: er ist glücklich in seiner Unwissenheit; er denkt gar nicht daran, seine Kenntnisse zu vermehren, denn er hat keine Ahnung davon, daß er nichts weiß. Jeder einfache Geistliche einer Landgemeinde weiß bedeutend mehr, als dieser in einer Kutsche fahrende und mit rother Mütze und rothem Gewande bekleidete Großwürdenträger. Trotzdem sieht der Bakschi von oben herab auf die russische Geistlichkeit. Zum Theil tragen aber die Russen selbst die Schuld, weil sie den Bakschi in eine unrichtige Stellung zu der rechtgläubigen Geistlichkeit bringen. Wenn der Bakschi vorüber fährt, so sagt das Volk: „da fährt der Kalmücken-Archierei“ (Bischof). Im Gasthof heißt es: „der Kalmücken-Bischof ist abgestiegen“. Man ladet den Bakschi häufig zu Mittagessen, sowohl von Seiten des Erzbischofs Platon als auch des Hetmans. An großen Buddhisten-Festen werden ihm von allen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht — man huldigt ihm und alle das bleibt nicht ohne Wirkung. Von seinen Untergebenen wird der Bakschi sklavisch verehrt: das Personal seines Götzentempels (Churul) liegt zu seinen Füßen. Ueberdies vollführt jeder Kalmücke und jede Kalmückin mit Vergnügen jegliche Arbeit für ihn, einerlei wie erniedrigend sie ist — sie gilt als eine religiöse That. Dabei hat der Bakschi eine zahlreiche Dienerschaft. Die Mantsch-shik, junge Leute, welche die unterste Stufe der lamaitischen Hierarchie einnehmen, bedienen ihn und arbeiten für ihn. Im Uebrigen sind die Bedürfnisse des Bakschi sehr gering: seine Nahrung ist Fleisch ohne Brot (Machan) und Thee. Im Allgemeinen hat das Leben eines Bakschi für einen Europäer nichts Anziehendes.

Der Bakschi ist des Russischen nicht mächtig und hält es nicht für nothwendig es zu lernen. „Wozu,“ spricht er, „soll ich das? Um einen russischen Brief zu lesen oder zu schreiben, dazu habe ich meine Schreiber.“ Diese Aeußerung ist charakteristisch für den Bakschi, aber auch für die Geljunen, welche meist ebenso denken. Es giebt 120 wirkliche und circa 400 überzählige Geljunen, einfache Priester; hiernach machen die Priester etwa den sechszigsten Theil der ganzen Bevölkerung aus. Allein außer diesen officiellen und halbofficiellen Priestern giebt es noch viele andere. Der Verfasser hält die große Zahl der Priester immerhin für ein Zeichen des Fortschritts, weil sie doch etwas vorgeschrittener in der Kultur sind als der gemeine Mann, und da die Priester dem Kalmücken-Volk als nachahmungswerthes Vorbild dienen, so strebt auch der gemeine Kalmücke danach, die Kultur der Priester zu erreichen.

Im Jahre 1880 ist in der Sotnja Nomirowsk bei dem daselbst befindlichen Tempel (Churul) eine Schule eröffnet, welche von 46 Schülern besucht wird, 35 Schüler bilden die untere, 11 die obere Abtheilung der Schule. Einige der Schüler sind schon 20 Jahre alt und verstehen bereits Tangutisch oder Tibetisch, andere auch Kalmückisch zu lesen und zu schreiben. Es kommt vor, daß einige Geljunen Tibetisch erlernt haben, aber ihre Muttersprache, das Kalmückische, weder lesen noch schreiben können. Jetzt fangen sie an Russisch zu lernen, weil in Folge einer Verordnung der russischen Regierung nur diejenigen zu wirklichen Geljunen ernannt werden können, welche genügende Kenntniß der russischen Sprache besitzen. Aus diesem Grunde bemühte sich der jetzige Bakschi um Errichtung einer Schule: alle Mantsch-shik — eine Art niedrigster Tempeldiener — sind, so lange sie die Schule besuchen, von der Militärpflicht befreit. Selbstverständlich haben diese Schüler die gegründetsten Ansprüche darauf mit der Zeit zu wirklichen Geljunen ernannt zu werden. Die Schule selbst steht unter Aufsicht des Bakschi, dem man für seine Bemühungen um Gründung der Schule als Auszeichnung eine goldene Medaille versprochen hat. Dadurch wird er sich sehr geschmeichelt und geehrt fühlen — und glücklich für die ganze Zeit seines Lebens.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkaz" schreibt, ist am 1. (13.) September dieses Jahres in Kutais die erste Nummer einer wöchentlich einmal erscheinenden grusinischen Zeitung, „Schroma" (die Arbeit), ausgegeben worden.

— Als wichtigstes Resultat der vom Ingenieur Iwanow ausgeführten geologischen Untersuchung im Zerawschan-Distrikt erscheint die Feststellung der Kohlenreichthümer von Kohistan. Herr Iwanow konstatirte 1. das Vorhandensein eines ausgedehnten und reichen Braunkohlenbeckens, das sich von Rabat am Jagnob bis zum Dorfe Zauran, 10 Werst westlich vom Fort Kschtut, erstreckt; das Becken ist 50 bis 60 Werst lang, seine Breite, die noch nicht überall genau festgestellt ist, erreicht an einigen Stellen 8 Werst. Er entdeckte 2. ein neues, bisher auch den Eingeborenen noch unbekanntes Kohlenlager auf dem linken Ufer des Zerawschan zwischen den Flüssen Woru (oder Kschtut-darja) und Zauran von 10 Werst Länge und 1 bis 3 Werst Breite. Nach der Zahl und Mächtigkeit der vorhandenen Schichten kann man eine beträchtliche Ausbeute an Kohlen erwarten. Das Lager von Kschtut ist mit dem 90 bis 100 Werst entfernten Samarkand durch einen schon jetzt ganz brauchbaren Weg verbunden.

— Anfangs November 1881 ist die Expedition nach der Mündung des Ob nach St. Petersburg zurückgekehrt. Sie bestand aus den Herren Moisejew, Astronom Fuß, dem Aufnehmer beim hydrographischen Departement Bogoljubow; dem Kapitän Dechtinski vom Steuermannskorps, Lieutenant Philipow und Student der Medizin Grinewetzki. Die Expedition war am 15. (27.) Mai von Petersburg abgereist, konnte aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs von Tobolsk einen Dampfer auf dem Ob erhalten und am 15. (27.) Juli sich einschiffen, so daß sie erst am 1. (13.) August in Obdorsk ankam, wo ihre Thätigkeit begann. Sie bestimmte 11 Punkte astronomisch, nahm rund 200 Werst mit Instrumenten und außerdem eine Strecke von 200 Werst als Routenskizze vom Dampfer aus auf.

— Sredne-Kolymsk [1]). Von Werchojansk an erhebt sich die Gegend ganz allmälig, wird hügelig und ist von dichtem Wald bedeckt, welcher aus Lärchenbäumen, Espen und Weiden besteht. Denselben Charakter trägt die Gegend auch 300 Werst in der Richtung nach Kolymsk, dann ziehen sich Berge hin, welche schließlich einer großen Ebene mit vielen Seen und Sümpfen Platz machen. An der Grenze des Bezirks von Kolymsk wird die Ebene von einem nicht bedeutenden Bergrücken, dem Kolymskischen, durchschnitten und dann wird die Gegend wieder niedrig, eben, wie besäet mit Seen und Morästen, dazwischen Lärchen und Weiden; Birken und Kiefern sind kaum noch anzutreffen. Oed, menschenleer und traurig ist es hier, eine Woche vergeht, bis man von einer Station zur andern gelangt, weil die Entfernungen der Stationen 200, ja sogar 280 Werst (=Kilometer) betragen. Zum Nachtlager und zur Erholung dienen kleine Hütten, welche 40 bis 60 Werst von einander am Wege dastehen [2]). Jedenfalls ist das Uebernachten in diesen Hütten behaglicher, als in einer jakutischen Jurte, von deren Schmutz und unappetitlichen Bewohnern man sich kaum einen Begriff machen kann. Endlich sind wir in Kolymsk. Das Städtchen liegt an der Kolyma; um die Stadt finden sich zerstreut Seen und Sümpfe, dazwischen Weiden. Häuser giebt es in Kolymsk etwa 70; aber was für welche! Die meisten haben keine Dächer, haben Eisenplatten statt der Fenster und statt eines guten Ofens eine Art Kamin, „Komelek" genannt. Die Häuser sind unregelmäßig ohne Ordnung aufgeführt: eine alte hölzerne Kirche, zwei Krankenhäuser, eine Schule, ein Verwaltungsgebäude, in welcher die Polizei, das Gericht und verschiedene Behörden untergebracht sind — das giebt der Stadt ihren Charakter. Die Bevölkerung besteht aus Kosaken, sogenannten Kleinbürgern und Ansiedlern; die Beschäftigung ist Fischerei und während des Sommers die Jagd; es giebt weder Zimmerleute noch Schlosser, noch Schmiede. Im Winter ein allgemeiner Winterschlaf, man kann nichts vornehmen als etwa fahren, um Holz und Wasser zu beschaffen. Statt der Pferde werden meist Hunde benutzt; man spannt 6 bis 12 vor einen Schlitten („Narte"). Alle Lebensbedürfnisse sind sehr theuer: ein Pud (circa 16 Kilo) Roggenmehl kostet 8 Rbl. 90 Kop. (circa 18 M.), ein Stück Ziegelthee 3 Rbl. (6 M.), ein Pfund (circa 400 Gramm) des schlechtesten Blättertabaks (Machorka) 1 bis $1\frac{1}{2}$ Rbl. (2 bis 3 M.). Alle Manufactur- und Fabrikerzeugnisse sind fast unerschwinglich, es werden fabelhafte Preise verlangt. Dieses Jahr (1880) ist auch für Kolymsk ein schlechtes — der Fischfang war nicht gelungen, und die Fische sind hier das, was an anderen Orten das Brot ist: man nährt sowohl sich als die Hunde vorherrschend mit Fischen. Zweitens herrschten unter den Thieren verschiedene Krankheiten, Pferde, Renthiere fielen. Schließlich gingen auch viele Menschen an einem heftigen mit starken Seitenstichen verbundenen Fieber zu Grunde. In kaum einem Monate starben 10 Menschen, was für eine so wenig bevölkerte Stadt [1]) einen großen Verlust bedeutet. Einen Arzt hat die Stadt nicht, nur einige Feldscheerer sind daselbst stationirt.

Das Leben in der Stadt entspricht der einförmigen Natur und der Rauhigkeit der hiesigen entlegenen Gegend. Es ist das Leben in einem „Kalten Grab"; es ist schwer, sich vorzustellen, was das für ein Leben ist, und wie die hier lebenden Menschen beschaffen sind. Jakutsk ist nach der Charakteristik eines Kenners — ein großes Gefängniß, Kolymsk nur eine einzelne Zelle. Das ganze hiesige Leben ist auf den kleinlichsten Erwerb gerichtet, jeder sucht den andern so viel als möglich in ganz unanständiger Weise auszubeuten. Die Interessen, das ganze Ziel des Lebens geht darauf aus, Geld zu sammeln: die ganze Thätigkeit in der Familie wie im äußern Verkehr ist nur darauf hin organisirt. Von geistigen, von moralischen Bestrebungen ist nichts zu spüren: das sind hier vollkommen fremde und unbekannte Dinge. Die hiesigen Einwohner sind ausgezeichnet durch eine vollkommene Apathie, durch eine große Kälte; dabei sind sie äußerst sparsam und lästern gern.

Mit vollem Rechte wird Sredne-Kolymsk als ein verlorener Posten bezeichnet!

— Wir brachten in Band XXXIX des „Globus" (S. 122, 141, 155, 202, 215, 231 und 249) längere Auszüge aus Isabella L. Bird's „Unbeaten tracks in Japan", welche sich gewiß eben solchen Beifalls Seitens unserer Leser zu erfreuen hatten, wie das Originalwerk ihn sich in England errungen hat, wo es schon drei Auflagen erlebte. Jetzt ist von diesem wirklich guten Reisewerke eine vollständige deutsche Uebersetzung bei H. Costenoble in Jena erschienen unter dem

[1]) Aus einem Briefe, „Sibir" 1881, Nro. 16.

[2]) Solche Hütten führen in Sibirien den Namen „Powarnyä", was eigentlich „Kochstube" bedeutet. Ref.

[1]) Sredne-Kolymsk soll nur 500 Einwohner haben. Ref.

Titel „Unbetretene Reisepfade in Japan" (2 Bd. mit Illustrationen und einer Karte; Preis 10 Mark), welche wir unseren Lesern nochmals empfehlen möchten.

— Alle chinesischen Verkaufsläden — schreibt G. Kreitner (Im fernen Osten S. 541 ff.) — sind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagstisch abgesondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man sich eine Stunde lang damit beschäftigt, seine Waare zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück besonderes Interesse zeigt, so kann man erwarten, daß im Preise auch die Liebhaberei taxirt wird, und das Feilschen zu keinem den Käufer befriedigenden Resultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf dessen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Ist dieser Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, so kann man sicher sein, sie — wenn auch nicht am nächsten, so doch am zweiten Tage zugestellt zu erhalten.

In allen Handelsgeschäften repräsentirt sich der Chinese, besonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen, und wenn auch seine innersten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anstreben mögen, so kontrastirt besonders die äußere Abwickelung der Geldgeschäfte mit der angeborenen Habsucht des Volkes in seltsamer Weise. Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, versteht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chinese wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgesammt die chinesischen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzschnitzereien, Ciselirabeiten, Steinschleifereien rc., so steht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringsten Zusammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künstlerischen, sich auf das kleinste Detail erstreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Resultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn sie überhaupt zu erzielen wären, sind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anspruchsloser und genügsamer Kräfte vorhanden ist. Und in der That, an solchen Künstlern ist in China kein Mangel. So wie Millionen von Menschen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich sind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerschwere Lasten beugen, wenn sie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Wasserpfeife erwerben können, so schneiden, schnitzen und schleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichsten Kunstwerken, denen eine unermüdliche Phantasie immer neue Formen zu verleihen vermag. Eine enorme Konkurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von seinem Vater und Großvater nichts Besseres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höhern Entlohnung; und weil schließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenschaft solche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, so kann China mit vollstem Rechte das Reich der Genügsamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an; rastlos arbeitet er für seinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieser durch seinen Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwischen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, sondern konstruirt vielleicht mehr instinktiv eine scharfe Grenzlinie zwischen der Macht des Goldes und der schwachen Kraft ohne Mittel. Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher stammt die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit vom chinesischen Lastträger angefangen bis zum Künstler. Diese Tugenden sind eingewurzelt, sie sind angeboren. Und wenn z. B. in Kalifornien jüngst die amerikanischen Arbeiter vorderhand vergebliche Anstrengungen machten, die massenhaft eingewanderten, fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chinesen des Landes zu verweisen, weil sie neben denselben zu Grunde gehen müssen, so beweisen diese Faktoren der Volksbewegung in erster Linie doch nur die grellen Gegensätze zwischen der bescheidenen Genügsamkeit der Chinesen und den verfeinerten Ansprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Resultate werden schwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächst liegende Abhilfe ins Auge faßt, und diese heißt: Anschmiegung an die Verhältnisse, richtige Würdigung der Konkurrenz.

Die meisten ausgewanderten Chinesen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verstanden es, so zu sparen, daß sie durchweg den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu sein.

Afrika.

— Aus Abessinien zurückgekehrt, hat Gerhard Rohlfs über seine im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ausgeführte Reise von Tripolis nach der Oase Kufra nunmehr in dem bei Brockhaus erschienenen Werke „Kufra" Bericht erstattet, die in ihren Umrissen bereits bekannte Geschichte der Expedition ausführlicher dargestellt, Land und Leute in zusammenfassenden Darstellungen behandelt. Besondern Werth erhält das Buch, dem drei Karten beigegeben sind, durch die „Wissenschaftlichen Ergebnisse", welche, von Fachgelehrten bearbeitet, den zweiten Theil einnehmen. Wir finden dort die von Rohlfs und Stecker erkundeten Itinerare, die Brunnentemperaturen und meteorologischen Bebachtungen, sodann von Hann die Resultate der letzteren und die Seehöhen bearbeitet. Prof. Peters berichtet über die gesammelten Amphibien, Karsch über die Gliederthiere und Prof. P. Ascherson giebt eine ungemein fleißige und umfangreiche Zusammenstellung der aus dem mittlern Nordafrika bekannt gewordenen Pflanzen. Aus dem ersten, beschreibenden Theile heben wir Einiges hervor; so die günstige Lage der Oase Sella als Ausgangspunkt für Forschungsreisende (S. 190); das Fortdauern des Sklavenhandels im türkischen Nordafrika (S. 223); die interessante Notiz (S. 222), daß Benghazi bei den Bewohnern von Audschila noch heutigen Tages seinen antiken Namen Berenike in der Form „Bernik" fortführt. Von Wichtigkeit für die Geschichte und die Beurtheilung des Islam ist die Darstellung von der Entstehung und Verbreitung des Snussi-Ordens (S. 280 ff.); fast belustigend die Unterhaltungen mit den scheinheiligen Schiuch dieser Brüderschaft (Kap. 14). Dieselbe hat es z. B. verstanden, die nur von Berbern bewohnte Oase Audschila so religiös zu machen und zugleich so herabzubringen, daß Rohlfs den Ort kaum wieder erkannte (S. 220). An Wohlstand, an Reichthum, an Intelligenz haben die Bewohner allerdings nicht zugenommen, aber dafür besitzen sie jetzt auch fast so viel Moscheen wie einzelne große Familien, nämlich 13, und mehr als die Hälfte aller Palmen befindet sich in den Händen der Kirche. Die Einwohner dagegen sind bis auf drei verarmt, und ihre Zahl ist von 4000 auf 3000 gesunken. Die Zahl der Palmen hat sich durch das frühere Lakbi- (Palmwein-) Trinken sehr vermindert — jetzt geschieht dasselbe nur heimlich — und junge Stämme werden nicht in genügender Zahl gepflanzt. „Kurz, Audschila macht den Eindruck der Heruntergekommenheit, aber die Einwohner sind dafür sehr religiös geworden." Erfreulich ist die zum Schlusse mitgetheilte Nachricht, daß die türkische Regierung der Afrikanischen Gesellschaft 16 000 Mark Schadenersatz hat zahlen müssen. Für Reisende enthält Rohlfs' Buch viele werthvolle Winke; daß er aber die Aneroide so empfiehlt (S. 26), erscheint uns nach Whymper's Erfahrungen (s. „Globus" XL, S. 185) doch nicht ganz gerechtfertigt.

— Unlängst wurde der Tod eines jungen französischen

Forschungsreisenden, Henri Dufour, gemeldet, welcher das Gebiet des Cunene-Flusses im südwestlichen Afrika durchstreifte. „Im Oktober 1880 — hieß es — war Dufour mit einer Truppe von Kaufleuten von Omoruru abgegangen. Am Cunene-Flusse angekommen, hielt es die Expedition angesichts der politischen Verhältnisse, in denen sie die Gegend vorfand, für gerathen, umzukehren; allein Dufour beschloß, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, die Reise allein fortzusetzen. Seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen; Kaufleute von Omoruru zogen endlich Erkundigungen ein und erfuhren, daß Dufour von einem mit den Portugiesen im Krieg begriffenen Stamme der Ovambo ermordet worden war. Seine Papiere und Effekten gelangten in den Besitz des Hauses Erkson und Comp. von Omoruru; aber seine Leiche und seine Kleidungsstücke sind nicht wieder gefunden worden." Jetzt bringt das „Athenäum" (Nro. 2819, S. 600) die erfreuliche Nachricht, daß Dufour zwar überfallen und ausgeplündert wurde, aber mit dem Leben davongekommen ist.

— Stanley hatte auf seiner großen Karte von Aequatorial-Afrika den Stanley-Pool von 17° östl. L. von Greenwich schneiden lassen. Wie uns jetzt aus Brüssel mitgetheilt wird, hat er die Länge des Sees, dessen einheimischer Name Nga Mkuma ist, von Neuem bestimmt und zu 15° 47' östl. L. Gr. gefunden, also um circa 1¼ Längengrad weiter westlich. Dadurch wird Savorgnan de Brazza's Behauptung, daß der Congolauf an jener Stelle um circa 2 Grad westlicher liege, als auf Stanley's Karte (s. „Globus" XXXIX, S. 192), ziemlich bestätigt.

— Nach Cape Coast Castle an der Goldküste ist Mitte Oktobers die grausige Nachricht gelangt, daß der König von Aschanti 200 junge Mädchen hat abschlachten lassen zu dem einzigen Zwecke, um ihr Blut mit dem Lehme zusammenzukneten, welcher zur Ausbesserung eines der königlichen Paläste gebraucht wurde. Einem der Opfer gelang es zu entkommen und die keineswegs unglaubliche oder beispiellos dastehende Thatsache den Europäern an der Küste zu melden.

— Der bekannte Reisende Kapitän R. F. Burton hat vom englischen Auswärtigen Amte einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, um die westafrikanischen Goldminen und speciell eine Koncession in Appolonia zu besuchen, welche von einer Gesellschaft unter Burton's Direktorium ausgebeutet werden soll. Man darf von dieser Reise nach jener interessanten, aber lange vernachlässigten Küste, welche noch wenig bekannt ist, obwohl die Europäer dort schon seit länger als vier Jahrhunderten Fuß gefaßt haben, werthvolle Ergebnisse erwarten. Auch Commander V. L. Cameron will eine zweite Reise nach derselben Gegend unternehmen, und zwar wegen der Akonkoo-Goldmine unweit Axim.

Polargebiete.

— In Bezug auf Prof. Nordenskiöld's Telegramm (s. oben S. 288), die Auffindung zweier, vielleicht zur „Jeannette" gehörigen Europäer-Leichen und eines Whisky-Tönnchens an der Jenisei-Mündung betreffend, erklärt die Firma, welche die „Jeannette" verproviantirt hat, daß dieselbe gar keinen Whisky in Fässern an Bord gehabt hat. Vielleicht gehörten die beiden Todten zu einem Handelsschiffe, welches in jenen Gegenden von den Eingeborenen Felle gegen Waffen und Branntwein eintauschte.

— Die auf S. 320 dieses Bandes ausgesprochene Vermuthung, daß der „Rodgers" (vergl. S. 108 d. B.) ebenfalls Wrangel-Land erreichen werde, hat sich bestätigt: ein am 6. November aus dem Norden in San Francisco eingetroffenes Schiff meldet, daß die Boote des „Rodgers" jenes Land umfahren und seine Eigenschaft als Insel festgestellt haben. Verschiedene Theile derselben wurden aufgenommen; von der Spitze eines 2500 Fuß hohen Berges auf Wrangel-Land zeigte sich ringsum nur Meer. Die Eisverhältnisse waren für Erforschungszwecke sehr günstig. Der „Rodgers" wird sein Winterquartier wahrscheinlich in der St. Lawrence-Bai nehmen und von dort im kommenden Juni nach Norden aufbrechen.

Vermischtes.

Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Ferd. Dümmler 1881.

Unter der Vorrede nennt sich Adolf Bastian als der Verfasser dieses Werkes, welches ganz den Charakter seiner zahlreichen übrigen Schriften trägt und mit einem wahren Feuereifer für die Sache der Ethnologie plädirt. Die Vorrede umfaßt 18 Seiten und 9 Seiten Anmerkungen dazu; die eigentliche Schrift bringt uns auf 168 Seiten wieder eine große Masse des verschiedensten Materials, welches zum Aufbau der Wissenschaft vom Menschen dient; der Schluß, in Vortragsform gehalten, giebt auf 24 Seiten uns Bastian's Ideen über das mächtige Thema, welches der Titel präcisirt. Hier haben wir eine Art von teleskopischem Vorblick in die Wissenschaft vom Menschen, wie sie dereinst sich aufbauen soll. Bastian ist hier Prophet — und wir glauben seinen Prophezeiungen — und Vorschauer in der Art jener, die mit dem zweiten Gesicht begabt sind. Seine großen Reisen, seine ungeheuer umfassenden Studien, die Sammlungen, die er zusammengebracht und verwaltet, dieses alles kumulirt in ihm eine stoffliche Riesenfülle, die der Einzelne physisch nicht zu verarbeiten vermag. Aber er zieht daraus das richtige Gefühl, sieht im geistigen Auge das Wesentliche, worauf es ankommt. Drückend und lastend auf den Schultern eines Menschen vermag dieser aber das gährende Chaos nicht allein zu bewältigen und zu klären. Es schäumt über nach allen Seiten.

„Wenn es uns im Laufe der Forschungen gelingen sollte, die Fäden genetischer Entwickelung in der transparenten Durchsichtigkeit der Naturstämme zu erspähen, um mit so erlangtem Zauberspruche das gesellschaftliche Leben der Geschichtsvölker und demnach auch unser eigenes zu Selbstbekenntnissen zu zwingen, so werden wir dadurch in den Stand gesetzt sein, den socialen Organismus in naturgemäß normaler Weise zu überwachen und vor pathologischen Abweichungen zu bewahren, wir werden in der objektiven Betrachtung dessen, was der jedesmalige Volksgeist in seinen Schöpfungen am geographisch-politischen Horizonte projicirt hat, das zu Grunde liegende, das zeugende Gesetz verstehen, aus Entstandenem ein Entstehen und in diesem Falle uns selbst als Menschen in der bereits durch alte Orakel geforderten Selbsterkenntniß."

Nöthig dazu sind ethnographische Sammlungen nach jeder Richtung. Hier ist es die höchste Zeit. Bastian mahnt einzuheimsen, so lange es noch Zeit ist, damit unsere Nachkommen nicht die empfindlichsten Lücken finden. „Es brennt in allen Ecken und Enden der ethnologischen Welt, brennt hell, lichterloh, in vollster Brunst, es brennt ringsum. Groß Feuer! und Niemand (?) regt eine Hand." Und dann noch die Mahnung: „Wunderbar überraschende Entdeckungen ruhen im Schoße der Zukunft. Sie sind uns gewiß, wenn wir uns darum mühen wollen, sie sind verloren für immer, wenn jetzt im kritischen Moment des Wendepunktes die Gleichgültigkeit fortdauert."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

